Allgemeine
Deutsche Biographie.

Einundvierzigster Band.

☞ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 41. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Einundvierzigster Band.

Walram — Werdmüller.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

Walram: Graf W. von Nassau-Wiesbaden, fünfter Sohn des Grafen Adolf und der Gräfin Margarethe, der Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Aus der Jugendzeit desselben ist nichts bekannt; bei dem am 17. Januar 1370 erfolgten Tode seines Vaters scheint er etwa sechzehn Jahre alt gewesen zu sein. Da der älteste Bruder Gerlach frühzeitig gestorben, die folgenden Brüder Friedrich, Adolf und Johann in den geistlichen Stand getreten waren, ging die Erbfolge auf ihn über. Aus seinem Leben ist im allgemeinen gleichfalls wenig zu berichten; in den politischen Ereignissen der Zeit scheint er niemals handelnd aufgetreten zu sein. Selbst in den Kämpfen, welche sein Bruder Adolf seit 1373 um den Besitz der Mainzer Erzstifts führte, wird sein Name nicht genannt. Die Stiftungsurkunde des Ritterbundes der Löwengesellschaft vom 13. October 1379 führt seinen Namen auf, doch wissen wir von seiner weiteren Betheiligung wenig. Im J. 1389 war er in die Fehde der Stadt Frankfurt gegen die Herrn von Cronberg verwickelt und wurde in der sogenannten Schlacht bei Cronberg am 14. Mai d. J. gefangen, aber schon bald aus der Gefangenschaft entlassen. Während wir ihn vielfach in großen Geldverlegenheiten finden, wie die von ihm vorgenommenen Verpfändungen — sogar der Stadt Wiesbaden an Kurmainz — erweisen, war er andererseits doch bemüht, durch Ankauf kleiner Gebietstheile seine Herrschaft abzurunden. Am 12. Januar 1391, nach dem Tode des Grafen Ruprecht von Nassau-Sonnenberg, verglich er sich mit dessen Wittwe, wodurch dem walramischen Stamme des Hauses Nassau der Heimfall von Sonnenberg nach deren Tode gesichert wurde. Für das Emporkommen der Stadt Wiesbaden scheint er besonders thätig gewesen zu sein; er verlieh der Stadt im J. 1393 einen Freiheitsbrief. Das Badeleben in Wiesbaden stand damals in hoher Blüthe, wie wir aus dem Berichte Heinrich's von Langenstein (von Hessen) wissen. Die von ihm erbaute kleine Burg Wallrabenstein bei Idstein trägt seinen Namen noch heute. Er starb am 7. November 1393. Aus seiner im J. 1374 geschlossenen Ehe mit Bertha von Westerburg waren drei Kinder, unter denen sein Nachfolger Graf Adolf II., hervorgegangen.

Menzel-Schliephake, Geschichte von Nassau.

W. Sauer.

Walram: W. v. Mörs, erwählter Bischof von Utrecht und Münster, Bruder des Erzbischofs Dietrich II. von Köln (s. A. D. B. V, 179), zuerst Propst zu Sancta Maria ad gradus in Köln, erhielt, als er 1423 als Mitbewerber um das Utrechter Stift auftrat, nur vier Stimmen weniger als der als Postulat proclamirte Rudolf v. Diepholt (s. A. D. B. XXIX, 562). Auch scheint er immer mit des letzteren Gegnern in Verbindung geblieben zu sein, wenigstens wählten ihn diese 1439, nach Sweder's von Culemborg's Tod (siehe A. D. B. XXXVII, 257) zu dessen Nachfolger als Gegenbischof. Das Baseler Concil nahm seine Partei, er wurde von demselben incorporirt und der Gegenpapst Felix V. confirmirte seine Wahl. Da aber Philipp von Burgund an seinem mit Rudolf abgeschlossenen Vertrag festhielt und W. nicht thatsächlich begünstigte, wenn er ihm auch zuließ in Dordrecht zu wohnen und von dort aus den Gegner zu excommuniciren, gelang es W. nicht, zu irgend welcher wirklichen Macht zu kommen. Kein Wunder also, daß er im J. 1450, als durch den Tod seines Bruders Heinrich das Münsterische Bisthum vacirte, auf dessen Nachfolge hoffte, und dem in Münster einflußreichen Rudolf anbot von seinen Utrechter Ansprüchen abzustehen, wenn er ihm zur Wahl in Münster verhalf. Freilich war unter den Mitbewerbern, neben dem von den Ständen, und namentlich der Bürgerschaft der Stadt Münster stürmisch begehrten Erich von Hoya, auch Rudolf's Bruder Kurt. Allein dieser scheint sich seine Ansprüche abkaufen gelassen zu haben, und Rudolf und Dietrich von Köln wirkten zusammen so kräftig zu Walram's Gunsten, daß die münsterischen Domherren ihn 1451 zum Bischof wählten. Der Papst Nicolaus V. confirmirte ihn ohne Widerspruch. Aber die Stadt und die Stände protestirten gegen seine Wahl als die eines notorischen Todtschlägers und verrufenen Menschen. Sie hatten Johann von Hoya als Vormund des Stiftes ausgerufen und sich mit dem Herzoge Johann von Cleve, dem langjährigen Feinde Dietrich's von Köln verbunden. Alle festen Schlösser im Lande waren in ihrer Gewalt, und beim Vertrage von Coesfeld, 1452, wurde die Regierung solange dem Johann von Hoya und den Ständen übertragen, bis der Papst einen rechtmäßigen Bischof sollte eingesetzt haben. Darüber entbrannte ein erbitterter Kampf, in welchem namentlich Rudolf den früheren Gegner aufs kräftigste unterstützte. Doch die Belagerung und Beschießung Münsters durch die Utrechter und Kölner bezwang den Widerstand ebenso wenig wie die Niederlage der Münsterschen Bundesgenossen unter Herzog Friedrich von Braunschweig, und als Rudolf, den der kostspielige Krieg in allerhand Zerwürfniß mit seinen Unterthanen gewickelt hatte, 1455 gestorben war, sah W. sich veranlaßt, das Münsterische Gebiet zu räumen und sich nach Arnheim zurückzuziehen, wo er zwei Jahre später gestorben ist. Sein Tod wurde allgemein als ein Glück angesehen, wie seine Wahl in Münster als eines der unglücklichsten Ereignisse in der Geschichte des Stifts galt. Vom Geistlichen scheint W. nur den Namen besessen zu haben und als Mensch am meisten seinem verrufenen Vorgänger in Utrecht Sweder ähnlich gewesen zu sein.

Vgl. Arnold de Bevergerne, Chronicon Monasterii und Anonymi Chronicon Monasterii, beide bei A. Mattheus, Analecta, wie auch das Chronicon de Traiecto. Ferner Heda — die Fortstzg. v. Beka. — Burman, Utrechter Jaarboeken. — Moll, Kerkgeschiedenis van Nederland II. — Hullu, Utrechter Schisma. — Erhard, Geschichte Münsters. — Blok, Gesch. van het Nederlandsche Volk II. — Wagenaar, Arend u. s. w. P. L. Müller.

Walrawe: Gerhard Cornelius v. W., königlich preußischer Generalmajor, nach den von ihm über seine Herkunft gemachten Angaben im J. 1692 in Westfalen als der Sohn eines holländischen Officiers geboren, welcher 1712 bei der Belagerung von Douai thätig war, stand zuerst sieben Jahre lang als

Ingenieur in den Diensten der Generalstaaten und kam 1715 auf die Empfehlungen des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, welcher selbst ein tüchtiger Ingenieur war und dem Fache ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, in preußische, in denen er als Major angestellt ward. Am 7. August 1722 wurde er zum Oberstlieutenant befördert, am 11. October 1724 ward ihm der Adelstand verliehen, am 21. März 1729 übertrug ihm König Friedrich Wilhelm I. das Commando und die besondere Aufsicht über das Corps der Ingenieurs, die damals zuerst zu einem geschlossenen Körper vereinigt wurden. Eine Instruction, welche ihm eine große Machtfülle zugestand, regelte seinen Wirkungskreis. Am 10. Juli 1729 erfolgte die Beförderung zum Obersten. Walrawe's Ruf und die Stellung, deren er sich erfreute, gründeten sich, außer auf das Ansehen, in welchem er bei seinem Gönner, dem Fürsten Leopold, und beim Könige stand, auf seine Leistungen als Festungsbaumeister in Magdeburg, Stettin und Wesel, wo er einen maßgebenden Einfluß ausübte. Auch außerhalb Preußens hatte man eine hohe Meinung von ihm. Als angesichts der durch die polnische Thronfrage in Aussicht gestellten Kriegsgefahr die verfallene Reichsfestung Philippsburg in einen vertheidigungsfähigen Stand gesetzt werden sollte und dazu außer W. ein kaiserlicher und ein kurmainzischer Officier Vorschläge eingesandt hatten, wurde er auserwählt, die seinen auszuführen. Er erhielt dafür ein Honorar von 1000 Speciesdukaten (nach Bonin 3000) und vom Könige Urlaub. Im August 1733 kam er in der Festung an, traf seine Anordnungen, zu deren Vollziehung ihm österreichische und preußische Ingenieurofficiere unterstellt waren, benahm sich höchst anmaßend und ungebührlich und reiste, als er von dem Nahen der Franzosen Gefahr für seine Sicherheit befürchtete, am 18. October wieder ab, nachdem er verstanden hatte sich bei den Behörden wie bei der Bürgerschaft höchst unbeliebt zu machen. Der bald nachher eintreffende demnächstige tapfere Vertheidiger des Platzes, der kaiserliche Feldmarschalllieutenant von Wutginau, hatte aber an seinen Plänen mancherlei auszusetzen und zu ändern (H. Nopp, Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg, Speyer 1881, S. 359 ff.) Auch zu den Bauten in Kehl und in Mainz ward W. herangezogen.

Nicht des gleichen Beifalles wie bei den oben genannten beiden Fürsten erfreute er sich bei dem Officiercorps. Die Veranlassung zu einer großen im Kreise desselben gegen ihn bestehenden Mißstimmung gaben sowol die Art und Weise, in der er seine Dienstgewalt verwerthete, wie seine eigene Aufführung. Gegen seine Untergebenen war er herrisch und ungerecht, seine persönlichen Abneigungen übertrug er auf den Dienst, die Gelegenheit sich zu bereichern benützte er in unanständiger Weise. König Friedrich Wilhelm I. mußte mehrmals gegen ihn einschreiten, entzog ihm aber trotzdem seine Gunst nicht, noch im J. 1736 verlieh er ihm eine Stiftsstelle zu Münster in der Eifel, und auch des Königs Nachfolger auf dem Throne wendete ihm die seine zunächst in reichem Maaße zu. Durch ein am 4. Mai 1741 in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Patent ernannte er ihn zum Generalmajor und im nächstfolgenden Jahre zum Commandeur des in Neiße errichteten Pionierregimentes, welches nach ihm das Walrawe'sche genannt wurde. Bei den umfassenden Verstärkungsbauten, welche der König nach Abschluß des Breslauer Friedens in den neuerworbenen schlesischen Festungen vornahm, war W. sein vornehmster Gehilfe. Der König machte sich dabei von der in Preußen bis dahin fast allein angewendeten Bastionärbefestigung immer mehr los; ob diese Richtung mehr von ihm selbst ausging, oder ob sie hauptsächlich durch W. gefördert wurde, läßt sich nicht nachweisen; jedenfalls gingen beide dabei Hand in Hand. Während des 2. Schlesischen Krieges war W. anfangs in Böhmen thätig, wo er 1744 Pardubitz zur Vertheidigung einrichten und

dann die Festungswerke von Prag herstellen ließ. Hier scheint er unter dem Gouverneur eine Commandantenstellung eingenommen zu haben, er sandte dem Könige Berichte über die Bewegungen der Oesterreicher und verschaffte sich die Erlaubniß den Palast des Grafen Gallas auszurauben, aus welchem er zu großem Aergernisse der preußischen Officiere den reichen Hausrath bis auf die kostbaren Tapeten hinunter, Gemälde und Silberzeug wegführen und nach einem ihm gehörigen Landgute Liliput, 1½ Meilen unterhalb Magdeburg bei Hohenwarthe an der Elbe gelegen, schaffen ließ. 1745 wurde er nach dem von den Oesterreichern bedrohten Neiße, dann aber, als diese sich gegen Kosel gewandt und die Festung durch Verrath genommen hatten, dorthin geschickt, um die im Herbst zur Wiedereroberung führenden Angriffsarbeiten zu leiten.

Nach Abschluß des Dresdener Friedens sank Walrawe's Stern rasch. Die Abneigung der Officiere und ihr Mißtrauen in seine Ehrlichkeit hatten stetig zugenommen, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, einst sein großer Gönner, hatte sich seit längerer Zeit in solchem Grade von ihm abgewendet, daß er beim Anblick der Raben, welche Walrawe's auf sein Silberzeug gestochenes Wappen zeigte, diesem sagte „Walrawe, Ihr macht Euch mit den Raben voraus bekannt, damit sie Euch künftig nicht fremd vorkommen“ und daß er dem Könige meldete, Walrawe's Berichte seien nicht in Ordnung, und Friedrich selbst, dem Walrawe's Stellung im Heere nicht unbekannt bleiben konnte, entzog ihm nach und nach seine Gunst; auch bei den Festungsbauten war W. jetzt weniger einflußreich als früher. Doch trug der König ihm noch 1747 auf ein „Mémoire sur l'attaque et la défense des places“ (Urschrift im Archive des Großen Generalstabes zu Berlin) zu verfassen, welches, als W. es am 19. November überreichte, des Königs ganzen Beifall fand und bei Bearbeitung der Instructionen für die Festungscommandanten benutzt wurde.

Dann aber brach das Verderben über ihn herein. Im J. 1747 gerieth er in Concurs. Seine verschwenderische Lebensweise, namentlich der glänzende Haushalt, welchen er auf seinem Landsitze Liliput und in seinen Häusern zu Magdeburg und zu Neiße führte, verlangten größere Mittel als sein zu großem Theile aus unlauteren Quellen fließendes Einkommen zur Verfügung stellte, durch den Verkauf seiner Kunstschätze und Kostbarkeiten gedachte er sich neue Geldmittel zu verschaffen. Er knüpfte dazu Verbindungen mit dem sächsischen Gesandten v. Bülow und dem russischen v. Keyserlingk an zum Zwecke des Erwerbes durch die betreffenden Höfe. Der Verkehr machte des Königs Argwohn rege, welcher noch vermehrt wurde als er erfuhr, W. habe für den österreichischen Gesandten Graf Bernes einen Entwurf zur Befestigung von Wien ausgearbeitet und ihm die obengenannte geheim zu haltende Denkschrift über den Angriff und die Vertheidigung fester Plätze mitgetheilt und Friedrich's Verdacht wuchs als W. sich um den Auftrag bemühte zur Theilnahme an der Belagerung von Mastricht entsendet zu werden, für welche er mit des Königs Genehmigung auf Veranlassung des französischen Gesandten Marquis de Valori einen vom Marschall von Sachsen gebilligten Plan entworfen hatte. Im Januar 1748 erhielt der Generaladjutant General Hans Karl v. Winterfeldt Befehl eine Untersuchung der durch W. geleiteten Festungsbauten vorzunehmen und letzteren in seinem Verkehre mit den fremden Gesandten überwachen zu lassen. Bei dem Verfahren gegen W. scheint dessen Maitresse, die Frau des Quartiermeisters Martini vom Pionierregimente, welchem der König auf Walrawe's Bitte den Titel „Kriegsrath“ beigelegt hatte, die Angeberin gespielt zu haben, wenigstens schreibt Friedrich am 11. Februar 1748 an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, „die Kriegsräthin ist mein rettender Engel gewesen“. Die durch Winterfeldt geführte Untersuchung stellte Walrawe's Schuld in Beziehung auf die von ihm begangenen

Unterschlagungen bald fest, schon am 29. Januar 1748 berichtete jener dem Könige, daß W. eines Betruges von 41 612 Thalern klar überführt sei und diesen nicht werde leugnen können. Letzterer war inzwischen in dienstlichen Angelegenheiten nach Stettin entsandt gewesen. Am 30. Januar kehrte er nach Berlin zurück; als er am 11. Februar im Begriff stand mit des Königs Erlaubniß in Gesellschaft des russischen und des sächsischen Gesandten zur Besichtigung der zu verkaufenden Kunstgegenstände nach Liliput abzureisen, ward er am 10. verhaftet und sofort nach Magdeburg abgeführt, wo er zuerst in den Kasematten der Sternschanze (früher Fort Berge) dann aber, da der Aufenthalt in denselben ungesund war, in einem für ihn im innersten Hofe der Schanze erbauten ebenerdigen Häuschen mit einem Flur und zwei Kammern, welches er ausstatten durfte, in strenge Haft genommen wurde, namentlich ward Fürsorge getroffen, daß er keinen Verkehr mit der Außenwelt unterhalten konnte; für seinen Unterhalt ward ausreichend gesorgt, indem dazu monatlich 100 Thaler angewiesen waren. Zum Spazierengehen stand ihm ein mit einem 36 Fuß hohen Walle umgebener Hof von 40 Schritt Länge und 30 Schritt Breite zu Gebote. Seine Gattin lehnte ab die Gefangenschaft mit ihm zu theilen, freilich war die betreffende Erlaubniß an die Bedingung geknüpft, daß sie nicht früher als W. selbst herausgelassen werden würde und während des Aufenthaltes mit Niemand, auch nicht mit einem Geistlichen, sprechen dürfe. — Ein gerichtliches Verfahren zur Ermittelung von Walrawe's Verschulden hat nie stattgefunden. Nachdem er die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens in der geschilderten Weise zugebracht hatte, ist er, 81jährig, am 16. Januar 1773 gestorben. — „W. war ein seltsames Gemisch von Bigotterie und Frivolität; obgleich Katholik versäumte er keine Gelegenheit, die heilige Schrift und seine Religion öffentlich zu verhöhnen; er brandschatzte die Klöster und selbst den Papst unter der Drohung der Kirche abtrünnig werden zu wollen. Daneben erbettelte er von demselben Papste Ablaßbriefe, sandte Wachslichte nach der Kirche Unserer Lieben Frau zu Czenstochau und ließ im Kriege verwüstete Heiligenbilder auf seine Kosten heimlich wiederherstellen. Wollüstig und verschwenderisch, umgab er sich mit einem unerhörten Luxus, hielt sich stets mehrere Maitressen und verbrauchte Summen, die er kaum auf rechtliche Weise erwerben konnte, was ihn unvermeidlich in den Ruf brachte sich unerlaubte Mehreinnahmen verschafft zu haben. Seiner maßlosen Eitelkeit schmeichelte der Umgang mit hochstehenden Personen und namentlich mit fremden Gesandten; der intime Verkehr mit einigen der letzteren brachte ihn in den Verdacht verbrecherischer Verbindungen" (Bonin s. u.).

Aufsätze von J. D. E. Preuß in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Berlin 1859, 105. Bd., S. 40 ff., S. 175 ff. und 1860, 108. Bd., S. 221. — U. v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Pioniere in Preußen, 1. Theil, Berlin 1877.

B. Poten.

Walsee: Eberhard v. W. (Wallsee) († 1288) und seine Nachkommenschaft in den habsburgischen Ländern bis zum Jahre 1483. Die früheste und in der Frage nach dem Eintritte dieses so zukunftsreichen Adelsgeschlechtes in die Geschichte Oesterreichs nicht immer zuverlässige Quelle, die steirische Reimchronik Ottokar's, läßt im 245. Capitel als Begleiter Albrecht's I. von Habsburg und ihm von seinem Vater beigeordnete Räthe „von Schwaben" her „zwên harte wîse man": Hermann von Landenberg und Eberhart von Walsê in Oesterreich eintreffen. Es heißt dann weiter, er habe noch fünf seiner Brüder in das Land gebracht u. z. die Laien Heinrich, Ulrich, Friedrich und zwei „Pfaffen": Gebhard und Konrad. Das waren die Söhne des oben genannten Eberhard v. W., auf welchen wir weiter unten wieder zu sprechen kommen.

Die Herkunft aus Schwaben steht fest, und die Chronik des Mathias von Nauenburg (A. Böhmer-Huber, Fontes rer. g. IV, 161—2) gedenkt des Emporkommens der Walseer in den Donaulanden mit den Worten: „der König (Rudolf) ließ mit seinem Sohne, Herzog Albert, viele Schwaben in Wien zurück, deren eines, nämlich des von Walsee, Kinder nachmals wegen ihrer Tüchtigkeit (propter eorum constancie virtutes) überreich wurden, so daß sie, die einst zu Fuß nach Oesterreich kamen, schließlich an 10 000 Mark Einkünfte besaßen.“

Hiermit wären sie Emporkömmlinge, und vergebens forschen wir nach ihren Anfängen in Schwaben. Dennoch erweisen spätere Urkunden, daß sie nicht unbedeutende Besitzungen in diesem Gebiete besessen haben mußten, wenngleich wir in ihnen von Hause aus nur adelige Dienstleute der Habsburger erblicken dürfen, welche der Gunst dieses mächtig aufstrebenden Hauses seit Albrecht I. den späteren Eintritt in den österreichischen bezw. steierischen Herrenstand verdankten.

Aus der später noch zu erwähnenden Habsburger Urkunde vom 7. Februar 1331 (Chmel, Oe. Geschf. II, 211) war ihr Stammsitz die „Burg“ und „Stadt“ Walse (Waldsee) im Donaukreise des h. Württemberg, dazu gehörte, ohne daß wir den ursprünglichen Besitz oder das später Erworbene auseinanderzuhalten vermögen, die Vogtei des Kl. Neu-Walse und die Herrschaften Warthausen (württ. Amt Biberach), Schweinhausen (württ. Amt Waldsee), Laupheim (glchn. Amt in Württemb.), Zelle (Zell, wahrsch. im württemb. Amt Laupheim) und Schwarzach (im württemb. Amt Saulgau), — deren Gesammtwerth 1331 auf 11 000 Mark Konstanzer Währung beziffert erscheint. — Man darf somit jene Chronistenangabe, was die Anfänge der W. betrifft, nicht streng wörtlich nehmen.

Anderseits begegnen wir vom 14. Jahrhundert ab dem Ortsnamen Walse (Wallsee) in Nieder- und Ober-Oesterreich, und zwar in Nieder-Oesterreich im Bezirke Amstetten und im Lande o. d. Enns dreien OO. dieses Namens im Gerichtsbezirke Ottensheim: in den Ortsgemeinden Herzogsdorf, Müllachen und Lachen, und dies hängt offenbar — wie dies auch der nachmalige Güterstand der Walsee's darlegt — mit der Uebertragung des Geschlechtsnamens auf Ortsgründungen der Walseer zusammen. Insbesondere kennen wir die von Eberhard (III.) v. W., Landeshauptmann Ober-Oesterreichs, 1364 vollführte Erbauung des Schlosses Ober-Walse am Klausberge bei Müllachen (O.-Oe.) Des niederösterreichischen Walse gedenkt z. J. 1306 bereits die Gründungschronik des Stiftes Zwettl, und des Schlosses „Neu-Walsee“ die kleine Klosterneuburger Chronik zum Jahre 1408 als Besitzes Friedrichs v. W., woselbst er damals ein trauriges Ende fand.

Wir kehren nun wieder auf die Anfänge dieses Geschlechtes im Lande Oesterreich zurück, indem wir die einzige Angabe über den Vater der sechs Walseer, welche Albrecht's I. Gunst genossen, anführen. Hanthaler machte sich in seinem genealogischen Werke (Recensus dipl. geneal. Campil. II, 319 f.) eine Stammtafel der W. zurecht, welcher zufolge ein Heinrich v. W. in Schwaben „um 1240“ als Ahnherr aufgeführt erscheint, dem als Söhne: Hermann (1287), Johann I. (1287), Reimpert (1287), Heinrich II. (1287), Eberhard I. (1287, † 1288) und Ulrich I. (1287) zugedacht erscheinen. Diesem Eberhard I. wird die weitere Familienbildung zugeschrieben, und zwar führt Hanthaler: Eberhard II. in Enns, Friedrich I. in Weitra (!), Heinrich III. in Steiermark († 1326), Ulrich III. in Steiermark (1300—1324) als seine Söhne an. Dieser ganze Stammbaum ist unhaltbar, wie dies Alf. Huber, auf Grundlage der von Stülz 1851 zur Geschichte der Grafen von Schaunberg und von Chmel 1854 unter dem Titel „Die Herrn von Walse im 14. Jahrhundert“ (im Notizenblatt d. Wiener Akad.) im III. Excurse seiner 1865 erschienenen Monographie über Herzog

Rudolf IV. von Oesterreich darzulegen berechtigt und berufen war. In Linz befindet sich ein Grabstein, auf welchen zunächst Preuenhuber in seinen verdienstlichen aus dem Nachlasse 1740 herausgegebenen, deutschgeschriebenen Annales Styrenses (414) aufmerksam machte und enthält in den Worten „A. d. 1288 obiit dominus Eberhardus de Walsee, pater senior omnium dominorum de W. hic sepultus“ die wichtige Angabe, daß dieser Eberhard (I.) als Vater unseres Eberhard (II.) und der anderen 5 Walseer in Oberösterreich seine Tage schloß und, wahrscheinlich hochbetagt, mit den Söhnen in das Land an der Donau gekommen war, ohne selbst eine politische Rolle zu spielen, welche seinen gleichnamigen Erstgeborenen und dessen Brüder bald in die Vorderreihe des habsburgischen Hofadels stellt. Die Nachkommenschaft dieses Ahnherrn der nun in Oesterreich und Steiermark zunächst heimisch gewordenen Walseer läßt sich in 4 Linien gliedern.

Der Erstgeborene Eberhard (II) begründete die Linzer, welche 1399—1401 mit Georg im Mannesstamme erlosch; die Ennser (d. i. v. Stadt Enns i. O.-Oe.) hebt mit dem nächstälteren Bruder Heinrich († 1326) an, überdauerte die anderen Zweige alle und erwarb den weitschichtigsten Besitz; sie lebte sich 1483 mit Reimprecht (IV.) von Walse-Duino (Tibein), dem letzten des gesammten Geschlechtes, aus. Die Grazer oder steierische Linie eröffnet Ulrich I., der Landeshauptmann von Steiermark und schließt ein Eberhard († 1363), während die von Drosendorf (Nied.-Oest.) von Friedrich († 1318, 22. Juli) eröffnet wird und vor 1405 mit Ulrich endet. — Gebhard starb als Domherr von Passau 1315 und Konrad erwarb die reichdotirte Pfarre zu Piber in Steiermark.

Zu den hervorragendsten Vertretern des Hauses zählt zunächst der Stifter der Linzer Linie Eberhard II. († vor 1325, wahrscheinlich um 1322), derselbe, dessen zunächst die steierische Reimchronik gedenkt. Er war es, dem Herzog Albrecht die Belagerung von Falkenstein (Nied.-Oest.) übertrug. Er zählt zu den einflußreichsten Räthen des Habsburgers. Bei den Haimburger und Preßburger Friedensverhandlungen mit Ungarn (1290—91) erscheint nach der Reimchronik (Cap. 399) unter den 16 Bevollmächtigten Eberhard v. W. Als zwischen Albrecht und der steiermärkischen Landesvertretung (1291) ein harter Zusammenstoß bevorstand, soll Eberhard dem Herzoge gerathen haben, den Wünschen der Steiermärker entgegenzukommen, während der Landenberger und der in allen Angelegenheiten des Landes für den Herzog maßgebende Verweser desselben, Abt Heinrich von Admont, der Strenge und Unnachgiebigkeit das Wort redeten. Die Folgezeit erwies, daß der Habsburger als Sieger den Anschauungen Eberhard's v. W. nachkam. In Oesterreich waren dem Adel, den Landherrn, wie dies aus der Reimchronik und dem sog. Lucidarius, oder der einst Seifried von Helbling zugeschriebenen politischen Zeitdichtung, hervorgeht, die „schwäbischen“ Günstlinge und Räthe des Herzogs, darunter zunächst Eberhard v. W. und die nächst älteren Brüder, längst ein Dorn im Auge. Als der Herzog erklärt haben soll, die Walseer nicht entlassen zu wollen, habe dies zum Bruche geführt. Albrecht I. wurde jedoch Meister der seit 1296 entschieden auftretenden Bewegung, und die Stellung Eberhard's und seiner Brüder festigte sich um so mehr. In dem Ausgleiche zwischen Albrecht und Erzbischof Konrad von Salzburg vom 29. September 1297 finden wir Eberhard und Ulrich v. W. als Hauptzeugen der betreffenden Urkunde. Beide und ihr Bruder Heinrich erscheinen als Räthe Herzog Rudolf's (III.), Erstgeborenen des 1298 auf den deutschen Thron erhobenen Albrecht. Wir wissen nicht sicher, ob alle Walseer Brüder die Entscheidungsschlacht bei Göllheim am Hasenbühel (1298) mitmachten, denn eine alte hochdeutsche Dichtung preist ausdrücklich nur Herrn Ulrich von W. (den Begründer der steierischen Walseer Linie) — „Uolreich den volkomen Degen“;

immerhin spricht die steierische Reimchronik, obschon sie (Cap. 680, V. 72263) gleichfalls „Uolrich von Walsee" voranstellt, von den Herren von Walsee überhaupt als wackeren Streitern in dieser Schlacht, — denn es heißt Cap. 684 (V. 72752) . . .

„die herrn von Walsê
Solde ich von der tât,
als man ir guot gewizzen hât,
mit brieven bringen zenden,
Dasz si mit ir henden
in dem strît begiengen ern,"
an zehen Kotern (Quaternionen) . . .
des muozes beliben
ungeschriben von mir" .". .

Die „dri von Walsê" bezeichnet der steierische Reimchronist Ottokar (Cap. 741) neben den Grafen Ulrich von Heunburg, Meinhard Grafen von Ortenburg, Heinrich d. jüngeren von Schauenberg, dem Marschall von Landenberg und 9 andern Adeligen als Bevollmächtigte bei den Verhandlungen des Jahres 1304 mit Karl Robert, dem Prätendenten Ungarns, über das Bündniß gegen Böhmen, zu Wien, Heimburg, Neustadt und Preßburg. Hier fand am 24. August der Abschluß statt. Anderseits gaben im gleichen Jahre dem Herzoge Rudolf (III.) die Walseer: Eberhard, Heinrich, Ulrich und Friedrich das Geleite nach Judenburg im steierischen Oberlande, woselbst (28. April) der genannte Habsburger urkundet. Eberhard II. v. W. erscheint 1291 als „Landrichter ob der Enns" (judex provincialis supra Anasum) und verharrte in dieser Stellung bis an sein Lebensende. Er gilt als Erbauer der Linzer Franciscanerkirche (1284—85). Seine Gattin Maria gehörte dem mächtigen Hause der Kuenringer an und starb bereits 1320. Sein Sohn Eberhard (III.), dessen Tod vor den 1. December fallen muß, bekleidet jedenfalls zunächst das Amt des Vaters, wurde 1353 Hauptmann ob der Enns, behielt auch das Amt des Landrichters; hatte schwere Fehden mit den böhmischen Adelsherren von Neuhaus und Rosenberg auszufechten, die bis Ottensheim an der Donau vordrangen, erbaute die Feste Ober-Walse, verwandelte sein Schloß Schlierbach im Kremsthal in ein Cistercienserkloster (1365) und hinterließ drei Söhne Eberhard IV., Heinrich und Georg, der diesen Hauptzweig der Walseer (1399) schließt. Die Linzer Walsees erscheinen mit den Herrn von Kuenring, Gutrat, Kapellen, Puchheim, anderseits mit den Grafen von Pernstein (Oest.) und Corbavien (in Hochkroatien) verschwägert.

Der Begründer der Ennser, also zweiten oberösterreichischen Linie der Walseer, Heinrich I. († 1326), dessen wir im Verein mit dem ältesten Bruder Eberhard erwähnten, und auch als tapfern Streiters in der Schlacht bei Mühldorf (1322) die Quellen gedenken, hinterließ als „Hauptmann zu Enns", was nicht mit der Stellung eines Landeshauptmanns ob der Enns verwechselt werden darf, drei Söhne. Heinrich (II.), der Aelteste, und seine Brüder Reimprecht (I.) und Friedrich (I.), die Gründer des Minoritenklosters in Enns, begegnen uns in der Urkunde vom 7. Februar 1331, laut welcher sie für den auf ihre Linie entfallenden Antheil von den 11000 Mark Silber, um welche Summe die Herzoge von Oesterreich die schwäbischen Stammbesitzungen der Walseer ankauften, auf die Pfandschaften Wechsenberg (Waxenberg) und auf Burg und Markt Ottenheim (Ottensheim) in Oesterreich versichert erhielten. Reimprecht und Friedrich hatten gemeinsam die Hauptmannschaft bezw. das Burggrafenamt zu Stadt Enns inne und starben zu Anfang der Schlußhälfte des 14. Jahrhunderts. Von Reimprecht's (I.) 6 Kindern treten die Söhne Rudolf, Reimprecht (II.) und Friedrich (II.) in den Vordergrund der Zeitereignisse, die uns vom Ende des 14. in das 15. Jahrhundert hinüberbegleiten.

Bevor wir auf die Nachkommenschaft Reimprecht's I. übergehen, möge der kurzlebigere Nebenast, die Descendenz seines Bruders Friedrich († um 1355) aus seiner Ehe mit Kunigunde von Liechtenstein, abgehandelt werden. Die beiden jüngeren Söhne Wolfgang und Heinrich, Gatte Anna's von Hohenberg, 1375—79 Landeshauptmann o. d. Enns, vielleicht noch 1395 einer der „Räthe" Herzog Wilhelm's v. Oe. (jedenfalls † vor Nov. 1398), scheiden ohne Nachkommen aus dem Leben. Ihre Schwestern gingen Heirathen mit Herrn von Kuenring und Meissau ein. Ihr älterer Bruder Friedrich (II. von diesem Zweige) † um 1373, 1367—68 „Landmarschall" von Nied.-Oest., seit 1369 „Landeshauptmann" der Steiermark, hinterließ nur eine Tochter Afra, Gattin Hartnid's von Liechtenstein, so daß dieser Nebenast der Walseer von Enns vor Ende des 14. Jahrhunderts als erloschen zu gelten hat.

Wenden wir uns nun wieder dem Hauptaste, den Söhnen Reimprecht's I. zu. Der älteste Rudolf († 1403—1405), seit 1374 mit Agnes von Leipp (Lipa) vermählt, tritt seit 1364 häufiger auf. 1366 (17. Aug.) erscheint er auch als Vogt und Hauptmann in den habsb. Herrschaftsgebieten in Schwaben, Aargau, Thurgau, Breisgau und Elsaß. 1372 wurde ihm die Landvogtei in Elsaß, Schwaben und im Breisgau auf $1^1/_2$ Jahr bestätigt. 1373 heißt er noch Landvogt in Schwaben. In einer Urkunde vom 25. Mai 1379 (Wien) finden wir ihn schon als „Landeshauptmann der Steiermark" genannt, Herzog Albrecht III. versichert darin, angesichts des Aufgebotes von Mannschaft für den König Ludwig von Ungarn im Kriege gegen Venedig, Rudolf und seine Brüder für allen Schaden, der ihnen durch die Juden als Kammerknechte des Herzogs erwachsen würde. 1397 muß er auch die Stellung eines Pflegers in Windischgraz bekleidet haben. Jedenfalls war er damals schon „Landmarschall von Nied.-Oest." und „Hofmeister" Herzog Wilhelm's. Ueber 1403 reichen die ihn betreffenden Urkunden nicht hinaus.

Reimprecht (II.) begegnet uns seit 1380 als Hauptmann ob der Enns, belagerte im Auftrage Herzog Albrecht's II. von Oesterreich das Stammschloß der Schauenberger, welche jedoch an den Rosenbergern Bundesgenossen fanden, und bewahrte in dieser Fehde seine Treue. Er verblieb in seiner Amtsstellung bis zum Tode (1422). Sein jüngerer Bruder Friedrich, dem wir zunächst 1403 als Landmarschall von (Nied.)-Oesterreich begegnen, überragt damals an Einfluß die Erstgenannten, obschon auch Reimprecht damals zu den Reigenführern des österreichischen Adels zählt. Denn zur Zeit als der leidige Zwist um die Vormundschaft Albrecht's V. zwischen den Leopoldinern Leopold IV. und Ernst, entbrannte, und Oesterreich in die traurigsten Wirren eines Bürgerkrieges gerieth, anderseits von Söldnern und Freibeutern heimgesucht wurde, erscheint (1407) Friedrich als „Hofmeister" Herzog Leopold's IV., was ihn nicht hinderte, sich mit Herzog Ernst zu verständigen. Im Februar 1408 ereilte ihn ein gewaltsames Ende, indem er ein Opfer der Unvorsichtigkeit der eigenen Leute auf seinem Schlosse Neu-Walse in Nied.-Oest. mit einem Pulvergewölbe in die Luft flog und nach drei Tagen von qualvollen Leiden durch den Tod erlöst wurde. Die schleunige Reise Herzog Ernst's von Graz nach Wien beweist, wie nahe diesem Leopoldiner die Nachricht von dem Ableben seines Verbündeten ging. Friedrich hinterließ aus zwei Ehen (mit Anna von Winkel und Ida von Weinsberg) keine Nachkommenschaft, und nun tritt Reimprecht II. in den Vordergrund. Er zählte zu den entschiedensten Gegnern der Gewaltherrschaft Leopold's IV., wider welche der Hochadel Oesterreichs zusammenhielt, und so finden wir ihn 1409 in Ebenfurt die „Einigung" mit Herzog Ernst unterzeichnen. Vor allem aber strebte Reimprecht die Beseitigung der vormundschaftlichen Gewalt über Albrecht V. an. Dazu bot die Pestseuche des Jahres 1410 einen bequemen Anlaß. Man entfernte nämlich „aus Gesundheitsgründen" den Landeserben aus der verseuchten Stadt Wien; Reimprecht v. W. und sein

Gesinnungsgenosse Leopold von Eckartsau brachten den dreizehnjährigen Prinzen auf die Burg Starhemberg im Wiener Walde. Das war das Vorspiel des Weiteren. Bei den Unterhandlungen mit K. Sigismund, dem Luxemburger, dem Freunde der Albrechtiner und Widersacher der leopoldinischen Habsburger, erscheint Reimprecht v. W. im Vordergrund, und es gelang bei dem genannten deutschen Könige 1411 jene Urkunden durchzusetzen, wonach der vierzehnjährige Albrecht V. als „seiner Vernunft vollkommen mächtig", sohin als mündig und weiterer Bevormundung ledig erklärt wurde. Die Beschlüsse des Eggenburger Ständetages besagten die Lösung der Vormundschaft. Als nach dem ziemlich gleichzeitigen Tode Leopold's IV. (3. Juni 1411) seine Brüder Ernst und Friedrich IV. ihre vormundschaftlichen Rechte Oesterreich gegenüber geltend machen wollten, widersetzten sich Reimprecht und dessen Genossen auf das entschiedenste diesem Ansinnen und mit Erfolg. Auch in den Grenzstreitigkeiten Oesterreichs mit Ungarn spielt Reimprecht eine hervorragende Vermittlerrolle. Als sein adeliger Eigenmann wird auch der Anwärter einer bedeutenden Zukunft, der Baier Ulrich von Eiczing, bezeichnet. Von 1413 an begegnen wir dem Walseer als Hofmeister Herzog Albrecht's V. 1418 wurde er überdies mit dem Erbtruchsessenamte von Steiermark belehnt. Zwischen Reimprecht III. v. W. und Herzog Ernst herrschte seit dem Jahre 1411 ein feindliches Verhältniß, wozu sich überdies der Streit des genannten innerösterreichischen Habsburgers mit Herzog Albrecht V. um die Pfandherrschaft des ersteren: Stadt Steier in Ober-Oest. gesellte. Diesen Zwistigkeiten wurde 1417 ein Ende gemacht, und aus den Urkunden der Jahre 1416—17 können wir den besten Einblick in die Masse der Pfandbesitzungen der Ennser Linie der Walseer allerwärts in den habsburgischen Ländern gewinnen.

1416, am 12. April, bestätigte Herzog Albrecht V. unserm R. v. W., zugleich als Erben seines 1408 verstorbenen Bruders Friedrich den Fruchtgenuß aller von den Herzogen Leopold IV. und Ernst auf 28 Jahre verpfändeten Herrschaften: Grafschaft Mitterburg (Pisino) und Burgherrschaft „Frayn" in Istrien, Oberstein und Görtschach in Krain, Windischgraz und Mahrenberg i. Steiermark, Wachsenberg, Frankenburg am Attersee, Puchheim, Säusenstein (wo auch ein Cist.-Stift bestand, dessen Gönner die Walsees waren), die Grafschaft Peilstein, Freienstein a. d. Donau, Wuldersdorf und Pernstein im Lande Oe. o. u. u. d. Enns. In dem Ausgleiche zwischen den Herzogen Albrecht V. und Ernst, womit zugleich die Fehde des Letzteren mit Reimprecht v. W. ein Ende finden sollte, erscheinen diesem von Herzog Ernst die Schlösser Riegersburg, Gonowitz, Stattenberg, Eibiswald und Windischgraz in der Steiermark, Görtschach und Neuberg an der Kanker in Krain wieder eingeräumt, welche ihm der genannte Habsburger zur Zeit der Fehde entreißen ließ. 1418, am 29. Juni, wurden überdies durch den Spruch beider Herzoge zu Traiskirchen dem Walseer die Feste Rothenfels, die Stadt Ober-Wölz und die Burg Wachseneck zugewiesen, welche R. v. W. dem verstorbenen Herrn Hanns v. Stubenberg abgenommen hatte, während die Auslieferung von dessen Söhnen Ersterem jedoch verweigert wurde. Als Reimprecht II. 1422 starb, in erster Ehe mit Katharina aus dem österr.-mähr. Geschlechte der Liechtensteiner und vor 1406 (Juli) in zweiter mit Katharina, Erbtochter Haug's von Duino (Tibein, an der Küste des Triester Golfes) verbunden, hinterließ er aus dieser zweiten Ehe einen gleichnamigen Sohn, Reimprecht (III), Gatten Katharina's v. Rosenberg, der 1450 aus dem Leben schied und drei Kinder hinterließ, die Söhne: Wolfgang und Reimprecht (IV.) und eine Tochter, Agnes, Gattin des Grafen Bernhard von Schauenberg. Beide Brüder erscheinen Anfang 1451 unter jenen Adeligen Oesterreichs, welche allerdings dem Mailberger Bunde gegen K. Friedrich, den Vormund Ladislaus des Nachgebornen, nicht förmlich

beitraten und als „Räthe“ des Habsburgers bezeichnet erscheinen, sich aber trotzdem auf seiner Romfahrt, Ende des Jahres, auf dem Wege von St. Veit nach Villach ohne Abschied aus seinem Gefolge entfernten.

Bevor wir den Faden der weiteren Geschichte dieser Vertreter der Ennser Linie Walsee's wieder aufgreifen, müssen wir auf den Zusammenhang ihres Hauses mit den Hugonen oder Haugen von Duino-Tibein an der Adria eingehen. Haug VI. von D. (1344, † 1391), der vorletzte seines Mannesstammes, war in erster Ehe (um 1373) mit Anna v. Walse, jüngstem Sprossen Reimprecht's (I) von W., also der Großtante Reimprecht's IV., in zweiter Ehe mit Anna von Wildhaus verbunden. Seine beiden Söhne, deren älterer Reimprecht den Namen des Walseer Großvaters von mütterlicher Seite führt, starben minderjährig, jener nach 1391, der jüngere (Ugolino oder Hauglein) im J. 1399. Ihre Schwester Katharina ehelichte nach dem Ableben ihres ersten Gatten, Leutold von Meissau († 1404), Reimpert II. v. Walsee, wie bereits oben erwähnt worden, und war somit Großmutter Wolfgang's und Reimprecht's (IV.) v. W., während die zweite Schwester, Anna, um 1401 Rudolf v. W. († um 1404, kinderlos), den Bruder Reimprecht's II. geheirathet haben soll, und sich dann 1404 mit Eberhard von Kapellen vermählte.

Schon in einer letztwilligen Erklärung vom Jahre 1385 hatte Haug (VI.) von Duino erklärt, daß, falls seine Söhne minderjährig stürben, all ihr Besitz an die Vettern: Rudolf, Reimprecht (II.) und Friedrich (von der Ennser Linie) als Erbeigen kommen solle. Im Testamente von 1390 wurde einer von den drei Walsees und zwar Rudolf zum Vormunde seiner Duineser Neffen bestellt. 1399—1400 gelangten nach dem Ableben des letzten Duinesen, Ugolino's († 1399) die Walsees in den Besitz eines reichen Erbes und zwar der Herrschaften Duino, Guteneck, Fiume (oder St. Veit am Pflaumb), Castua, Veprinaz und Moschenice im Küstenlande. Dazu kamen, wie wir wissen, die österr.-habsb. Pfandschaften im Karstgebiete (Pisino, Piemonte, Freyn u. a.). Reimprecht (II.) überlebte seine kinderlosen Brüder, Rudolf und Friedrich, und gelangte auch durch seine Frau, jene Katharina von Duino, zum Besitz der Herrschaft Eibiswald in Steiermark. Von Reimprecht II. kam der Duineser Besitz an seinen einzigen Sohn Reimprecht III. († 1450) und von diesem an die letzten Sprossen der Ennser Linie der Walseer: Wolfgang und Reimprecht (IV.). Zeigen sich schon in den Tagen Reimprecht's II. (1395—1422) die Walseer in den Friauler Wirren nicht wenig beschäftigt, so z. B. 1411, 1416 u. f., anderseits (1414—1424) auch in nachbarlichen Fehden mit der Stadt Triest begriffen, so kam es 1448 unter Reimprecht IV. († 1450) zu einem langwierigen Streithandel mit dieser Commune und auch zu Irrungen mit dem damaligen Bischof von Triest, Enea Silvio de' Piccolomini (Aeneas Sylvius), und mit dem dortigen Domcapitel, was alles erst unter Reimbert (IV.) und Wolfgang von W. 1459—1464 zum friedlichen Austrage gelangte.

In Fiume betrachteten sich die Walsees als „die einzigen natürlichen Herrn“, ohne sich um die lehensherrlichen Rechte des Bischofs von Pola zu kümmern, aber die Stadtgemeinde war, was ihre Verwaltung betrifft, autonom, wenn auch der von den Walsees bestellte Hauptmann die grundherrlichen Rechte vertrat.

Die Erbtheilung der beiden Brüder Wolfgang und Reimprecht (IV.) in Hinsicht ihres südlichen Besitzes erhellt aus ihren beiderseitigen letztwilligen Erklärungen. 1465, am 1. September, beurkundet der unvermählte Wolfgang v. W. († 1466) in seinem zu Linz aufgesetzten Testamente als „Herr von Duino und auf dem Karste, Oberster Marschall von Oesterreich, Schenke von Steiermark und Hauptmann des Landes o. d. Enns“, in Anbetracht der vom

Hause Habsburg ihm und seinen Vorfahren erwiesenen Wohlthaten dem Kaiser Friedrich und dessen Erben vermachen zu wollen: alle seine Schlösser, Städte, Märkte und Dörfer auf dem Karste und in Istrien und zwar St. Veit am Pflaumb (Fiume), Veprinaz, Moschenice, „Sabinach", Guteneck mit allem Zugehör, was alles zufolge der Erbtheilung mit seinem Bruder Reimprecht (IV.) ihm zugefallen sei. Wolfgang scheint in Fiume die letzte Ruhestätte gefunden zu haben. 1472, am 12. März, gab Reimprecht (IV.), Träger der gleichen Ehrenämter, nachstehende Erberklärung ab. Er setze zum Erben der Burgherrschaft O. und U. Tibein (Duino), San Giovanni b. Duino, Senosezza, Primano, sammt allem Zugehör Kaiser Friedrich ein. Auf diesem Wege brachte der Habsburger die Herrschaften der Walseer im Küstengebiete an sich.

Reimprecht IV. starb 1483 und wurde auf seiner Herrschaft Seissenberg bestattet. Aus seiner Ehe mit Katharina von Starhemberg war nur eine Tochter, Barbara, entsprossen, welche das oberösterreichische Gut der Walseer an sich brachte. Die oberösterreichischen Walseer der Ennser Linie besaßen nämlich unter anderm die namhaften Herrschaften: Scharnstein, Pernstein, Ober Walse, Wildenstein, Windeck, Rutenstein und Ort am Traunsee, ferner Wachsenberg (Wechsenberg) und die Pfandschaft Frankenburg am Attersee. Als mit Reimprecht IV. der letzte Walseer, kaum zweihundert Jahre nach dem Ableben des gemeinsamen Ahnherrn Eberhard I. († 1288) aus dem Leben schied, kam reiches Erbgut an seine einzige Tochter, Barbara, Gattin des Grafen Sigmund, an des letzteren Geschlecht, das der Grafen von Schaunberg. Wachsenberg fiel an die Landesfürsten und gelangte später (1674) an die Starhemberger.

Der Begründer der steirischen oder Grazer Linie der Walsees, Ulrich I., († um 1329) tritt, abgesehen von den Ereignissen, die ihn mit dem ältesten Bruder Eberhard (II.), Gründer der Linzer Linie des Hauses, gemeinsam handelnd zeigen, so namentlich in der Göllheimer Schlacht vom Jahre 1298, als Landeshauptmann der Steiermark, was er seit 1299 geworden, besonders zur Zeit des Streites um den böhmischen Thron zwischen Habsburg und Görz (1307) und im J. 1309 in den Vordergrund. Es ist die bewegte Zeit vor dem Ausgleiche der Habsburger mit dem neuen deutschen Könige Heinrich VII. (Sept. 1309), als in Wien ein Aufstand gegen die in Speier weilenden Herzoge Friedrich und Leopold ausbrach, und sich auch unter den Landsedlen verbreitet zeigt, da man darauf rechnete, daß der Lützelburger den Habsburgern die Belehnung mit Oesterreich und Steiermark verweigern werde. Andererseits bestand eine Verbindung der Aufständischen mit den bairischen Herzogen Otto und Stefan. Der Walseer Ulrich, aus guten Gründen ein zäher Anhänger der Herzoge von Oesterreich und Steier, soll nun angesichts der drohenden Sachlage zu dem damals den Habsburgern befreundeten Erzbischof von Salzburg, Konrad, nach Pettau geeilt sein, um ihn zum gemeinsamen Handeln aufzufordern. Der Kirchenfürst begab sich sofort nach Graz, und die Vordermänner der steierischen Adelschaft, Graf Friedrich von Heunburg, der Freie von Saneck (Ulrich), die Stubenberger, Liechtensteiner, Pettauer, auch der Landbischof von Seckau zeigen sich zum Aufgebote gegen Oesterreich bereit, was auch der Salzburger zusagt. Mit einer starken Mannschaft zieht Ulrich von W. über den Hartberg gegen Neustadt und erstickt rasch, noch vor der Rückkehr der Habsburger, den österreichischen Aufstand. Dann galt es (1310), den Baiern ihre Feindseligkeit heimzuzahlen. Während Herzog Friedrich's Heer längs der Donau an den Inn vorrückte, zog ein steierischer Heerbann unter der Führung Ulrich v. Walsee's durch das Ennsthal und das Salzburgische gegen Baiern vor, mußte aber bald der großen Winterkälte weichen. 1322 ritten auch Ulrich mit den Steiermärkern und sein Bruder Heinrich von

der Ennser Linie sammt ihren älteren Söhnen mit den Oesterreichern in den Kampf gegen K. Ludwig den Baier. Als es zur Entscheidung vor Ampfing-Mühldorf (28. Sept.) kommen sollte, waren noch am Vorabend die beiden Brüder, im Vereine mit dem Marschall von Pilichsdorf, bemüht, ihrem Herrn, Friedrich dem Schönen die Annahme der Schlacht vor dem Eintreffen seines Bruders Leopold zu widerrathen. Leider blieb der kluge Rath ohne Wirkung. Die Steiermärker unter Ulrich v. W. fochten im ersten Treffen, und bis Mittag stand die Schlacht für Habsburg gut, dann folgte die schlimme Wendung. Doch entkamen die Walseer der Gefangenschaft, bis auf Ulrich (II.), Ulrich's I. ältesten Sohn, der als Verwundeter in die Hände des Feindes fiel.

Auch in die Angelegenheiten des italienischen Reichsvicariates, Heinrich's II. Grafen von Görz, Anhängers K. Friedrich's des Schönen, griff Ulrich (I.) v. W., Gemahl einer Tochter Albert III. von Görz, Bruders Heinrich's II., Katharina, (in dritter Ehe?), ein, indem er als Stellvertreter des Görzer Grafen die Hauptmannschaft in Padua übernahm (1320) und den Can-Grande von Verona, der Padua belagerte, zurückdrängte. Diese That besang Albertino Mussato von Padua mit den Worten: Et videt Eoas acies, Germanaque signa, Sclavosque leves, Tyrolas et Istros Valsenosque equites, quos longe Stiria tractu Miserat Ulrico cupidos parere potenti . . Das Wappen der Walseer, den schwarz-weißen Bindenschild mit dem gekrönten Adler oder dem bloßen Adlerfluge als Helmzeichen hatte somit Ulrich v. W. „Udalrico il grande“, wie man ihn dort nannte, in Welschland zu Ehren gebracht. 1321 legte Ulrich v. W. die undankbare Statthalterschaft nieder. Von Ulrich's I. drei Söhnen erwarb der älteste, gl. Namens, Ulrich II. den meisten Ruhm. Seine Thaten feiert der österr. Wappendichter, Peter der Suchenwirt in seiner XIII. Erzählung. Den Ritterschlag verdiente er sich 1316, am 19. September im Kampfe der Habsburger, Friedrich's des Schönen und Leopold's, vor Eßlingen im Neckarthal, 1318 stritt er tapfer vor Colmar im Elsaß. Mit seinem Vater zog er 1320 nach Padua und vertheidigte es in Gemeinschaft mit seinem Oheim, Ulrich von Pfannberg, aufs äußerste; 1321 unternahm er eine Pilgerfahrt ins Preußenland. Desgleichen focht er 1322 bei Mühldorf neben seinem Vater und gerieth, wie bereits oben erwähnt, verwundet in Gefangenschaft. 1324 finden wir ihn im Heeresgefolge Otto's von Oesterreich und Heinrich's von Tirol-Kärnten in Friaul wieder, als der Görzer Graf Heinrich starb, und Herzog Heinrich, der Vormund Johann's von Görz, dort einschritt.

Wir hören dann von seiner Theilnahme an den österreichisch-böhmischen Grenzkriegen 1328—1336. Er gab ferner dem Böhmenkönige Johann das Geleite auf dessen Kriegszuge vor Krakau (1345).

Doch müssen wir nun auf frühere Ereignisse zurückgreifen, deren Anfänge noch vor das Ableben seines Vaters, Ulrich's I. († c. 1329) fallen. Bald nach seinem Ableben traten die drei Söhne: Ulrich (II.), Friedrich und Hanns, deren erster seit 1229 als Nachfolger seines Vaters in der steierischen Landeshauptmannschaft erscheint, wenngleich laut Urkunde vom 8. Jänner 1331 alle drei Brüder „zu der Zeiten Hauptleute in Steier“ heißen, in der Eigenschaft von Verbündeten ihres Schwagers, Friedrich, des letzten Freien von Saneck und ersten Grafen von Cilli (1341), in seiner Fehde mit dem Aufensteiner und Ortenburger um das Heunburger Erbe in den Vordergrund. Friedrich von Saneck hatte kurz vorher Diemuth v. W. geehelicht, die jüngere Schwester der Agnes, Gattin Grafen Ulrich V. von Pfannberg. In der Urkunde vom 29. December 1330 (Graz) bezeugen die vorgenannten drei Brüder, ihr Schwager Friedrich von Saneck habe ihnen seine Burgen: Rohitsch, Kostreiniz, Lengenberg (Lemberg), Saneck, Osterwitz, Flödnig, Schönstein und Praßberg, sämmtlich im Unterlande

der Steiermark gelegen, um 8000 Mark Silber, Grazer Währung, gegen Rückeinlösung verpfändet, was auf die Geldmittel der steierischen Walseer, anderseits auf die damaligen Geldbedürfnisse des Saneckers ein Licht wirft. Doch scheint es, als sei die ganze Verpfändung bloß für den Nothfall geplant und nicht thatsächlich durchgeführt worden. Die Fehde selbst war noch bei Lebzeiten ihres Vaters (Ulrich I., † 1329) entbrannt. Zunächst kam es 1331, am 27. September zu einem von den Bevollmächtigten Herzog Otto's von Habsburg: dem Bischof Dietrich von Gurk, den steierischen Liechtensteinern und Herdegen von Pettau verhandelten Ausgleiche. 1333, am 21. Juni beurkunden die Herzoge Albrecht II. und Otto einen Schiedspruch im Streite Friedrich's v. W. (der 1329 auf einer Preußenfahrt begriffen war) mit dem Kloster St. Paul um das Landgericht am Remschnik, den unter andern auch ihre Vetter von der Linzer und Ennser Linie, Eberhard und Friedrich, fällen halfen.

Ulrich II. v. W., der vorzugsweise als Landeshauptmann der Steiermark zu gelten hat, spielt als solcher eine hervorragende Rolle in den Unternehmungen seines Herrn, Herzog Albrecht II., auf Friauler Boden, als die Ermordung des Patriarchen Bertram (1350) dieses Land wie so oft in ein Wirrsal stürzte. Das Parlamento des Friauler Adels rief den Habsburger zum Generalcapitän aus, und dieser erhielt auch von K. Karl IV. die Vollmacht, dort Ordnung zu machen. Der Habsburger entbot seine Hauptleute, Ulrich II. v. W. und die beiden Aufensteiner, nach Friaul und war entschlossen, zu eigenem Vortheil die Sachlage auszunützen, wovon die Besetzung von Carnien, Venzone, Gemona, San-Daniele und Udine Zeugniß gibt. Obschon bald (noch im J. 1350) ein neuer Patriarch, Nicolaus, ein natürlicher Bruder K. Karl's IV., eingesetzt wurde, erlangte doch der Habsburger die Belehnung mit Venzone und auf 12 Jahre die Klause daselbst mit der einträglichen Mauth. 1351 und 1354 finden wir Ulrich II. im Kriegsgefolge Herzog Albrecht's II., als es zur Fehde Habsburgs mit Zürich kam. 1356 machte er die Ritterfahrt gegen Treviso im Heere Ludwig's I. mit, als dieser den Krieg gegen Venedig aufnahm. Wir gewahren Ulrich (II.) auch wiederholt zu diplomatischen Sendungen verwendet. So schickte Herzog Albrecht II. Anfang 1339 ihn und den Grafen von Pfannberg, seinen Schwager, nach Nürnberg, um mit K. Ludwig dem Baier ein Bündniß gegen Heinrich von Niederbaiern zu vereinbaren. 1356, am 20. Februar ließ Herzog Albrecht II. dem Walseer eine Vollmacht zukommen, wonach er, der Landenberger, der Puchheimer und Meissauer der Taidung zwischen K. Ludwig von Ungarn und K. Karl IV. beizuwohnen hätten. 1357, als die niederbairischen Herzoge Stefan und Albert Rattenberg (im heutigen Tirol) belagerten, begab sich Ulrich v. W. durch Salzburg dahin, um im Auftrage Albrecht's II. für den Ausgleich zu wirken.

1357, am 27. Mai erlangten U. v. W. und sein Bruder (Friedrich) einen herzogl. Gnadenbrief, womit sie die Befugniß erhielten, gegebenen Falles alle herzoglichen Lehen ihren Vettern, den Walseern der andern Linien und ihren Schwestersöhnen zu vererben. Ulrich (II.) starb um 1359.

Sein Bruder Hanns war bereits um 1342 unvermählt gestorben. Friedrich segnete 1362 das Zeitliche, ohne aus seiner Ehe mit Agnes von Kuenring Nachkommenschaft zu hinterlassen. So stand die Grazer oder steierische Linie der Walseer nunmehr auf zwei Augen, denn Ulrich (II.) hatte einen einzigen Sohn Eberhard hinterlassen, dem wir spätestens im Januar 1360 als Landeshauptmann von Steiermark begegnen (1361, im Mai finden wir schon Albrecht von Puchheim in dieser Amtsstellung): Sein Tod fällt spätestens vor den 6. April 1363; ihm war Elisabeth von Chuenring in kinderloser Ehe verbunden; mit ihm schließt die

steierische oder Grazer Linie der Walseer ab, und der Gnadenbrief vom 27. Mai 1357 trat nun in Kraft, zunächst zu Gunsten der Linzer Linie des Hauses.

Etwas später erlosch die vierte, die Drosendorfer Linie, begründet von Friedrich v. W., † 22. Juli 1318, dem wir an der Seite seiner Brüder Eberhard, Heinrich und Ulrich, in wichtigen Angelegenheiten begegneten. Sie wurde von Eberhard († 1356), in zweiter Ehe Gatten der Gräfin Agnes von Ortenburg, und dessen Bruder Heinrich I. († um 1365), fortgepflanzt, der eine Edle von Cheiau o. Kyau zur Frau hatte. Jener hinterließ zwei Söhne, Friedrich († um 1392), der sich von „Potenstein" schrieb und Heinrich (II.), der das Prädicat von „Merkenstein" führte und keine Nachkommenschaft hatte. Friedrich's Töchter, Agnes und Johanna, waren, erstere mit Heinrich von Zelking, die zweite mit Jan von Meseritsch (Mähren) verheirathet. Die zahlreiche Nachkommenschaft Heinrich's I. schmolz bald zusammen. Von 5 Söhnen hinterließ nur einer, Hanns, einen männlichen Sprossen, Ulrich († vor 1405), und mit ihm, dem Vater einer Tochter (Katharina), schloß der Mannesstamm der Drosendorfer Walseer, die mit den Herren von Liechteneck, Lippa, Maidburg und Dachsberg verschwägert erscheinen. — Insbesondere gilt dies von den Kuenringern. Leutold's von Kuenring-Dürnstein († 1355) Gemahlin war Alheid (Adelheid), Tochter Heinrich's v. W.-Drosendorf, die dann in zweiter Ehe Zdenko von Leipp (Lipa) zum Gatten nahm, während seine Muhme Klara, Tochter Leutold's II. († 1348) mit Friedrich v. W.-Drosendorf-Potenstein vermählt war.

Quellen: Ottokar's steier. Reimchronik, I. A. v. Pez, scr. r. a. III., II. A. von Seemüller in d. MG. SS. lingua vern. V, 1, 2, (1893) u. Joh. Victor. Chron. (bzw. Anon. Leob. Pez, scr. I) bei Böhmer, Fontes r. germ. I. die oe. Klosterannalen MG. SS. IX u. Ebendorfer's Chron. Austriae (Pez a. a. O. II). — Kl. Quellen: Hirzelins Gedicht v. d. Schl. b. Göllheim (1298) (Böhmer f. r. g. II.) und „der strît ze Müldorf" (1322). — Böhmer f. r. g. I. (vgl. Dobenecker i. I. Ergänz.-Bde. d. Mitth. d. Inst. f. oe. G. 1895), Peter Suchenwirt's Werke, h. v. Primisser (Wien 1827), die kl. Klosterneuburger Chronik 1322—1428, h. v. Zeibig (VII. Bd. d. Arch. f. K. oe. Gq. 1851); die ital. Chr. z. Gesch. Oberitaliens u. Friauls im XIV. Jhh. (Muratori SS. r. ital.) — Urkk. Regg. z. Lichnowski's Gesch. des Hauses Habsburg II—VIII, h. v. Birk; J. Chmel, oe. Geschichtsforscher II; Materialien z. oe. Geschichte; Regg. K. Friedrich's IV. (III); Notizenblatt 1851, 1852, 1854 — vorzugsweise durch Urk. z. Gesch. der Walseer wichtig. Stülz, ü. d. Schaunberger im Notizenbl. 1854 u. Denkschr. d. Wien. Akad. hist.-ph. Kl. XII, abgesehen von dem Urk. Anhange z. den Monographieen v. F. Kurz: Gesch. Oe. unter den einzelnen habsb. Herzogen Oesterreichs und den Materialien in Muchar's Gesch. des Hz. Steiermark VI.—VIII. Band. Krones, Die Freien von Saneck (Graz 1883). — Die Genealogie am besten urkundlich belegt b. Alf. Huber a. a. O., abgesehen von den in Zedler's Univ.-Lexikon, 52. Bd. (1747 Col. 1795) ganz unzulänglichen aus Lazius, Preuenhuber, Hübner geschöpften Notizen und Hanthaler's unverläßlicher Arbeit (a. a. O.). Ueber die Geschichte des Hauses das Betreffende in den bezeichneten Werken von Preuenhuber, Ann. Styrenses (1740), F. S. Kurz, Lichnowski, Chmel, G. K. Friedrich's 1—2, Muchar 6—8, Pritz G. d. L. o. d. E. 1—2. Edelbacher, Landeskunde Oesterr. o. d. E., 2. Aufl. (1883), Czörnig, Görz u. Gradiska, Rud. Pichler, Il castello di Duino (Trient 1882, S. 240—271 über die Walseer), Frieß, Die Herrn von Chuenring (aus den Bl. d. V. f. Lkde. Nied.-Oe. ges. abgedr. 1874, Wien). — Erdinger, Gesch. des aufgeh. Cist. Stiftes Säusenstein (Bl. d. V. f. Ldsk. N.-Oe. X, 25 ff. Notizen ü. d. H. H. v. Walsee). — Kandler, Ueber die

Adelsfam. d. Walseer, Schr. an J. Chmel, im Notizbl. d. K. Akad. 1853, S. 483. F. v. Krones.

Walser: Christoph Anton W., Priester und vorarlberger Dichter, wurde am 9. Juni 1783 zu Bregenz geboren. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt mit Erfolg besucht hatte, bereitete er sich in den Jahren von 1795 bis 1800 an den Gymnasien zu Feldkirch und Linz für das Studium der Philosophie und Theologie vor, das er im J. 1801 in Innsbruck begann und bis zum Jahr 1806 vollendete, in dem er in das Seminar zu Meersburg am Bodensee aufgenommen wurde. Nachdem er am 8. März 1807 die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er Beneficiat zu St. Gallenstein in Bregenz, wo er bis zum Schluß seines Lebens blieb. Seine weitere Laufbahn als Geistlicher brachte ihm mancherlei Beförderungen und Auszeichnungen, deren höchste die Ernennung zum geistlichen Rath von Brixen war. Er starb am 28. Mai 1855. W. war als Geistlicher bei Jedermann beliebt und erwarb sich namentlich um die Erziehung der Jugend große Verdienste. Daß er auch als Dichter Ungewöhnliches leistete, blieb den meisten unbekannt, da er, von wenigen Ausnahmen abgesehen, seine Gedichte stets nur anonym veröffentlichte. Erst nach seinem Tode erschien ein Theil seines Nachlasses im vorarlberger Volkskalender unter Angabe seines Namens, während der andere verloren oder vergraben ist. Als seine besten poetischen Leistungen, deren Entstehung in die Mitte der zwanziger Jahre fällt, gelten die Gedichte: „der Frühling“ und die Stadtretterin „Ehrgutta“. Für letzteres, das auf eine Bregenzer locale Sage zurückgeht, wählte er, obwol er sich des vorarlbergischen Dialektes bediente, die Form des Hexameters. W. hat außer mundartlichen Gedichten auch solche in neuhochdeutscher Sprache geschaffen, und zwar zu einer Zeit, wo er bereits in höherem Alter stand. Zu diesen neuhochdeutschen Gedichten gehören die Legenden „Jesus und der Zimmergeselle“ und „Kinderglaube an den Heiligen Nicolaus“, sowie eine Anzahl von Räthseln, für die er eine besondere Vorliebe hegte. Leider fehlt es bisher an einer Sammlung seiner Gedichte, die ihn als „einen Meister in der poetischen Schilderung, in der Gruppierung des Stoffes, sowie in der Kunst, mit welcher er als Erzähler die Personen zeichnet und die Handlung bewegt“, erscheinen lassen würde.

Vgl. E. Winder, Die vorarlberger Dialektdichtung, Innsbruck 1890, S. 23—39. H. A. Lier.

Walser: Gabriel W., schweizerischer reform. Geistlicher, Chronist und Geograph, geboren am 18. Mai 1695 (a. St.) in Wolfhalden, Kt. Appenzell, † am 10. Mai 1776 in Berneck, Kt. St. Gallen. Er gehörte einer appenzellaußerrodischen Pfarrfamilie an, die dem Lande während mehrerer Generationen Seelsorger lieferte. Schon sein Großvater, Konrad W. von Trogen, war Pfarrer in Teufen; sein Vater, Gabriel W., stand 52 Jahre lang theils ebendort, theils in Wolfhalden, im Amte und wurde 1699 Decan der appenzellischen Geistlichkeit. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater im Pfarrhause zu Wolfhalden. Mit 17 Jahren bezog er die Universität, studirte zwei Jahre in Basel, dann bei ziemlich unstätem, akademischem Wanderleben in Marburg, Tübingen, Jena und Halle, legte 1717 in Basel die theologische Prüfung ab und blieb hierauf einige Jahre als Candidat im väterlichen Hause, bis ihn die Gemeinde Speicher am 5. März 1721 zu ihrem Pfarrer wählte. Seine theologische Bildung ging nicht in die Tiefe, aber er entfaltete doch eine nachhaltige Wirksamkeit. Er huldigte einem einfach frommen Rationalismus, knüpfte mit Vorliebe religiöse Betrachtungen an die Werke der Natur und suchte das Volk durch das Beispiel einer toleranten Gesinnung und einer hingebenden praktischen Thätigkeit zu fördern. Mit Eifer nahm er sich des Schulwesens an, und ganz besondere Sorgfalt widmete er den Geisteskranken; es verdient hervorgehoben zu

werden, daß er ihnen gegenüber die Anwendung von Zwangsmaßregeln verwarf und als beste Heilmittel schonende Behandlung, Zerstreuung und leichte Arbeit empfahl. Nicht ohne Leidenschaft stürzte er sich in den „Landhandel“, der 1732 über Gegensätzen politischer und persönlicher Natur zwischen den von der Familie Wetter in Herisau geleiteten „harten“ und den an die Zellweger in Trogen sich anschließenden „linden“ Gemeinden ausbrach und beinahe zum Bürgerkriege führte. Er trat in Verbindung mit den intervenirenden Eidgenossen, berührte die Wirren auf der Kanzel, ließ sich zur Beschimpfung der Gegner hinreißen ꝛc. und wurde von der überlegenen Partei der Harten für diese Vergehen zu einer scharfen Geldbuße verurtheilt, die ihn um so empfindlicher treffen mußte, als seine ökonomischen Verhältnisse infolge des geringen Einkommens und des Aufwandes seiner Frau, einer gebornen Zollikofer aus St. Gallen, ohnehin gedrückt waren. Diese Erfahrungen und die unerquickliche äußere Lage mögen ihn bestimmt haben, am 31. October 1745 die Pfarrstelle in Berneck zu übernehmen. Dort verblieb er in ruhiger amtlicher und litterarischer Thätigkeit bis an sein Ende. Sein einziger Sohn starb vor ihm in holländischen Diensten. Das Walser’sche Pastorengeschlecht wurde durch seinen älteren Bruder, Konrad († 1748 als Pfarrer in Herisau), fortgepflanzt.

Schon in Speicher fühlte W. das Bedürfniß, sich litterarisch zu beschäftigen. Für die Jahre 1738—1745 schrieb er einen Kalender („Alter und neuer Appenzeller Schreib-Calender“), in dem er durch verständige Besprechung der Naturerscheinungen, durch Vorführung geschichtlicher Gegenstände und durch moralisirende Erzählungen auf das Volk zu wirken suchte. Inzwischen sammelte er in Archiven und Bibliotheken, in gedruckten und ungedruckten Werken die Materialien zu einer umfangreicheren historischen Arbeit, die 1740 in seinem eigenen Verlage unter dem Titel: „Neue Appenzeller-Chronick oder Beschreibung des Cantons Appenzell der Innern- und Außern-Rooden“ erschien. Das den reformirten Orten der Eidgenossenschaft gewidmete Werk zerfiel in einen geographischen und einen historischen Theil. In jenem entwarf der durch zahlreiche Wanderungen wohlberufene Autor ein Bild von der „natürlichen Beschaffenheit und Regimentsverfassung“ des Landes, sowie der einzelnen Gemeinden; in diesem stellte er die Landesgeschichte in chronologischer Anordnung von der römischen Zeit bis auf seine Tage dar. Dem stattlichen Bande war ein Anhang mit Urkunden aus den Jahren 1378 bis 1667 und mit Beamtenverzeichnissen beigefügt. W. wurde zu seinem Unternehmen durch die bis 1682 reichende, nicht eben zuverlässige „Appenzeller Chronik“ des Pfarrers Bartholomäus Bischoffberger in Trogen angeregt und beabsichtigte, „eine ganz neue, grundlich und unpartheyische, kurz gefaßte vaterländische Historie“ zu schreiben. Doch war seine Arbeit mehr nur eine Erweiterung und Fortsetzung, als eine wirkliche Verbesserung jenes älteren Werkes. Ohne den Zusammenhang der Dinge zu erfassen und ohne die ursprünglichen Quellen von spätern Ausschmückungen zu unterscheiden, reihte er die verschiedenartigsten Berichte kritiklos aneinander, sodaß z. B. seine Darstellung der appenzellischen Befreiungskriege völlig verfehlt ist und fast nur sagengeschichtlichen Werth besitzt. Dagegen bietet das Werk besonders für das 17. und das beginnende 18. Jahrhundert eine Fülle willkommener, mit großem Fleiß zusammengetragener Notizen, die ihm eine bleibende localgeschichtliche Bedeutung sichern. Mit dem Frühjahr 1732 mußte W. seine Chronik (von der ein Sprachlehrer Jos. Lukas Dub in Ebnat, Kt. St. Gallen, 1825 und 1828 eine neue, werthlose Bearbeitung in 2 Bänden herausgegeben hat) abbrechen, um nicht durch die Beschreibung des unheilvollen Landhandels neuerdings die Leidenschaften zu erregen. Erst lange nach seinem Tode wurde

in Trogen (1829) die über die Jahre 1732—1772 sich verbreitende Fortsetzung als dritter Theil der Appenzeller Chronik publicirt, dem dann der um die appenzellische Landeskunde höchst verdiente Dr. Gabriel Rüsch noch einen vierten, die Jahre 1772—1798 umfassenden Theil (Trogen 1831) folgen ließ. — Früh widmete sich W. auch geographischen Arbeiten. Für seine Chronik zeichnete er eine kleine Karte des Landes Appenzell, die zwar in primitiver Form nach Art eines Panoramas angelegt war, ihm aber doch einen gewissen Ruf verschaffte, sodaß ihm auswärtige Institute, wie das Seutter'sche in Augsburg und das Homann'sche in Nürnberg kartographische Arbeiten übertrugen. Für Seutter lieferte er die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Glarus, Appenzell und Graubünden. Nach zahlreichen Reisen, die sich über die östliche und mittlere Schweiz und über Rätien erstreckten, resumirte er seine Beobachtungen in dem „Atlas novus Reipublicae Helveticae XX mappis compositus, Homannianis heredibus, Norimbergae 1769", fol. Unter Benutzung älterer Karten von Joh. Jak. Scheuchzer, Hans Konrad Gyger, Daniel Bruckner ꝛc. zeichnete er in den Jahren 1763 bis 1768 15 Blätter für diesen Atlas, nämlich die 13 Kantone mit Ausnahme Schaffhausens, die fürstlich St. Gallischen Lande, Graubünden und Wallis. Sie beruhten nicht auf eigentlichen Vermessungen, sondern größtentheils auf bloßen Schätzungen und touristischen Wahrnehmungen, lassen aber immerhin sowol in der Richtigkeit der Anlage als in der Darstellung einen kleinen Fortschritt gegenüber den Scheuchzer'schen Karten aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts erkennen, und das ganze Werk erfreute sich einer großen Verbreitung. „Zur Erläuterung der Homannischen Charten", schrieb W. eine „Schweitzer-Geographie samt den Merkwürdigkeiten in den Alpen und hohen Bergen", die 1770 in Zürich, gleichzeitig in Octavform und, als Beigabe für den Atlas, in einer Folioausgabe erschien. W. bezeichnet dieses Werk als ein Compendium der großen Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft von Joh. Konrad Fäsi (s. A. D. B. VI, 578). Doch hat das 5. Capitel: „Von den Merkwürdigkeiten in den Schweitzer-Alpen und hohen Bergen", soweit es auf seinen persönlichen Erfahrungen beruht, einen selbständigen Werth; im übrigen schließt er sich an Scheuchzer und besonders an Gottlieb Siegmund Gruner (s. A. D. B. X, 40) an. Für den zweiten Band des 1760 erschienenen Gruner'schen Werkes über die Eisgebirge des Schweizerlandes hatte er die Prospecte des „Gletschers auf Bernina" und des „Gletschers auf dem hohen Säntis" gezeichnet.

Die wichtigsten Lebensdaten geben die Aufzeichnungen in einem Archivband (Familienbuch) der evangelischen Gemeinde Berneck. — Biographisches über Walser findet sich im Appenzellischen Monatsblatt, 2. Jahrgang 1826, Nr. 8 u. 9 (von Pfarrer Bänziger in Trogen); bei B. Tanner, Speicher im Kanton Appenzell (Trogen 1853), und in den Appenzellischen Jahrbüchern 1854. Im 7. Heft der 3. Folge dieser Jahrbücher (Trogen 1895) sind einige seiner Briefe an Abt Joseph von St. Gallen und an den Stiftsbibliothekar Zeller durch K. Ritter mitgetheilt. — Ueber seine historischen und geographischen Arbeiten vgl. G. v. Wyß, Geschichte der Historiographie in der Schweiz (Zürich 1895). — B. Studer, Geschichte der physischen Geographie der Schweiz (Bern und Zürich 1863). — Rud. Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz (Zürich 1879).

J. Dierauer.

Walser: Yso W., Benedictiner zu St. Gallen, geboren 1723, hat 1767 bis 1782 einige kleine Erbauungsschriften veröffentlicht. Wenn K. Werner, Geschichte d. kath. Theologie, S. 90 ihn unter den „Peripatetikern des deutschen Benedictinerordens nennt", so beruht dies auf einer Verwechslung mit Columbanus W., der, geboren am 24. August 1735 zu Erling bei Andechs, 1761

zu Augsburg Benedictiner, 1765 Priester wurde, dort 1770—72, bis 1779 an der Benedictineruniversität zu Salzburg Philosophie lehrte, dann Propst zu Lierzheim wurde und zu Augsburg am 7. August 1788 starb. Er hat „Epitome philosophiae primae s. notiones ontologicae universaliores“ (Salzburg 1762) und einige kleinere philosophische Schriften veröffentlicht.

Lindner, Benedictiner 2, 122. Reusch.

Walter: Ferdinand W., livländischer Prediger und Generalsuperintendent, geboren in Wolmar am 30. September 1801, stammte aus einer bürgerlichen Familie, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Riga ansässig war. Walter's Vater war Arzt, zuerst in Riga, später in der kleinen im Herzen Livlands gelegenen Landstadt Wolmar, die in der Ordenszeit eine große Vergangenheit gehabt hat und noch heute mit den dürftigen Resten des von den Russen zerstörten Ordensschlosses an gesunkene Größe gemahnt. Unter fünfzehn Geschwistern war Ferdinand W. das dreizehnte. Außer ihm haben sich zwei ältere Brüder Namen und Ansehen erworben: Piers als bedeutender Frauenarzt und Menschenfreund, Julius als Theologe, beide als Professoren der Landesuniversität mit ihrem Wirken in Dorpat wurzelnd. Ferdinand, ein derber, kräftiger, kerngesunder Knabe, wuchs im elterlichen Hause heran, zuerst von seiner Schwester unterrichtet, dann in der Bürgerschule seiner Vaterstadt, zuletzt im Gymnasium zu Dorpat, wo dessen Director Rosenberger auf seine moralische wie intellectuelle Bildung viel Einfluß hatte. Im December 1819 wurde er als Student der Theologie in Dorpat immatriculirt. Die dürftige Besetzung der theologischen Facultät zwang W., wie er selbst einmal bekannte, zum Selbststudium. „Mein Studiren“, so schrieb er, „war meistentheils ein fleißiges Sammeln von Kenntnissen und Materialien im Felde der theologischen Disciplinen und mangelte einer rechten Leitung, die in dieser Zeit wohl vornehmlich Noth that“. An dem flotten Studentenleben nahm er regen Antheil; seine Bemühungen aber, eine allgemeine Burschenschaft zu gründen, waren von dauerndem Erfolge nicht gekrönt. Sie scheiterten an dem Particularismus, der damals in Dorpat in jeder Gestalt überwog. Die allgemeine Burschenschaft wurde aufgehoben und W. der weitere Aufenthalt in Dorpat verleidet. Eine im Jahr zuvor über Abo nach Schweden unternommene Ferienreise, wohin ihn persönliche Beziehungen wie der geschichtliche Zusammenhang dieses Landes mit der livländischen Heimath führten, ließ den Entschluß reifen, das akademische Triennium in Abo zu beschließen. Hier traten aber die theologischen Studien hinter die philosophischen und sprachlichen zurück; auf Grund einer philosophischen Arbeit wurde er promovirt. Im Frühjahr 1823 kehrte er nach Livland zurück, um sich für das Consistorialexamen vorzubereiten, im Januar 1824 bestand er es. Seine Anlagen wiesen ihn auf den Beruf des Geistlichen. Zunächst aber entschied er sich doch für einige Jahre pädagogischer Thätigkeit: er wurde Hauslehrer in der Familie des Landraths v. Sivers zu Heimthal bei Fellin und blieb es drei Jahre lang. Er zählte sie zu den reichsten seines Lebens, die pädagogische Thätigkeit gewann er lieb, doch lehnte er das Anerbieten Albert Hollander's, des erfahrenen Pädagogen und Schülers von Jahn, mit ihm gemeinsam die Leitung einer Erziehungsanstalt zu übernehmen, ab, in der festen Ueberzeugung, daß sein Lebensberuf im geistlichen Stande liege.

W. hatte genug an dem Lehrerthum dreier Jahre; er schreibt: „es trat das Bedürfniß nach freiem Studium zu stark wieder hervor, als daß ich länger hätte Lehrer bleiben können“. Er unternahm ein längere Reise nach Deutschland und ließ sich in Berlin immatriculiren. Ein Zeit lang wohnte er mit seinem Neffen, dem späteren berühmten hallischen Philosophen Eduard Erdmann, auch einem wolmarschen Kinde, zusammen. W. hörte fleißig bei Schleiermacher

und schrieb nach, daß ihm der Daumen vertaubte, bei Hegel hörte er Geschichte der Philosophie, Logik, Psychologie und Anthropologie, bei Neander Charakteristik des apostolischen Zeitalters, Patristik, praktische Theologie und Dogmatik. Aber auch in Schauspielhaus und Oper war er häufig anzutreffen nach der regen Arbeit des Tages. Nach Abschluß der Berliner Studien machte W. noch eine pädagogische Reise durch Preußen und Sachsen und lernte die Organisation des deutschen Volksschulwesens kennen. In Jena, bei Frau v. Wolzogen, sah er Goethe und Wilhelm v. Humboldt.

Zu Ende des Jahres 1828 kehrte W. nach Livland zurück, belebt von den reichen Eindrücken, die er in Deutschland, vor allem in Berlin, gewonnen hatte. Er schreibt darüber: „Ich lebte ein Jahr in Berlin. Großen Genuß und reiche Schätze für meine intellectuelle Bildung boten mir hier Schleiermacher und Hegel. Was ein reges wissenschaftliches Leben, nicht eines einzelnen Menschen, sondern einer Universität, eines Landes sei, lernte ich in Berlin erst kennen, wie die Macht schätzen, die es auf jeden ausübt, der die Wissenschaft nur irgend liebt". Im Spätherbst 1829 trat W. sein erstes Pfarramt in Neuermühlen in der Nähe von Riga an. Das Pfarrhaus war idyllisch am Ufer eines Sees gelegen, vom Garten umgeben. Der Blick ging aufs Wasser und seine waldigen Ufer. Die Bauerschaft nahm den neuen Pastor mit Vertrauen auf, und er vergalt es mit warmem Herzen. Ueber die schönen neuermühlenschen Jahre hat Walter's Nachfolger im Predigtamt, Propst Döbner, uns in seiner biographischen Skizze Walter's einen mit wohlthuender Wärme geschriebenen Bericht hinterlassen. „Seine vielseitige Lebenskenntniß", schreibt Döbner, „hatte ihn die Menschen in aller ihrer Schwäche und Sündhaftigkeit kennen gelehrt. Er hatte den Einfluß erwogen, der in den äußeren Verhältnissen liegt und in der Regel um so größer ist, je angestrengter der Kampf um die Lebensbedingungen und Bedürfnisse sich gestaltet. Er kannte seine Gemeindeglieder und stand ihnen nahe. Im Gespräche mit den Leuten beobachtete er immer eine ruhige, ernste Haltung und wendete gern jeden Gedanken auf das religiöse Gebiet hinüber. Eigenthümlich war es ihm, daß er sich nicht sowol biblischer Redeweisen und Ausdrücke bediente, als vielmehr auf sonstige Weise das echt Christliche hervorhob. Er stellte sich unter die schlichten Leute als ein Armer unter die Armen, als ein Sünder unter die Sünder, als ein Heilsbedürftiger unter die Heilsbedürftigen, und umfaßte alle mit gleicher Liebe. Der geringste Tagelöhner fand in ihm ein wohlwollendes Entgegenkommen".

Krankenpflege und Schulwesen gehörten zu Walter's schwersten Sorgen. Als Typhus und Scharlach in seinem Kirchspiel wütheten, hatte er unausgesetzt Krankenbesuche zu machen und wurde selbst von schwerer Krankheit befallen. Der unterrichtslosen Kinder nahm er sich an, indem er sie in sein Haus zog und sie unterrichten ließ. Nur wenige Jahre blieb er in Neuermühlen, denn als Eduard Erdmann Wolmar verließ, um sich nach kurzer pastoraler Wirksamkeit der akademischen Laufbahn zu widmen, wurde W. sein Nachfolger. Im Frühjahr 1833 siedelte W. in die Vaterstadt über, wo ein Jahr zuvor Erdmann seinen Ehebund eingesegnet hatte. Von 1833 bis 1855 ist W. „der Pastor von Wolmar" gewesen, dessen hochragende Gestalt, leidenschaftliche Beredsamkeit und energische Führung sich unauslöschlich seiner Gemeinde eingeprägt haben, zu der nicht allein die Stadt gehörte, sondern mehr als achttausend lettische Eingepfarrte, die über ein Gebiet von drei Meilen verstreut wohnten. Neun Jahre lang arbeitete der neue Pastor an der Organisation seiner Gemeinde. Er bekämpfte den Einfluß der Herrnhuter, die mit ihrem religiösen Proselytenthum Unzufriedenheit und Heuchelei verbreitet hatten, und war über-

haupt der bewegende Mittelpunkt seiner Gemeinde nicht nur auf geistlichem und geistigem, sondern auch auf jedem anderen Gebiete.

„Auch in Wolmar war W.“, wie sein jüngster und gründlichster Biograph ihn schildert, „in erster Linie Landprediger, ein Pastor der Bauern; aber er war es in großem Stil, und alle Kräfte seiner Natur waren dabei voll in Anspruch genommen.“ Die Macht seiner Rede war gewaltig, und weder Hoch noch Niedrig konnte sich ihrer bestrickenden Gewalt entziehen. In den Jahren 1842 bis 1848, in einer Zeit, wo die griechische Propaganda in Livland die evangelische Freiheit vergewaltigte, war W. berufen, als Mitglied des evangelisch-lutherischen Generalconsistoriums (Oberconsistorialrath), der höchsten Kirchenbehörde des russischen Reichs, die Interessen der lutherischen Kirche der Ostseeprovinzen zu vertreten. Wiederholt mußte er in jedem Jahre längeren Aufenthalt in St. Petersburg nehmen. Mit der ihm eigenen Furchtlosigkeit trat er für die Kirche seines Landes ein. In den ersten Petersburger Jahren erschöpfte sich Walter's Thätigkeit darin, den durch List und Betrug zum Abfall vom evangelischen Glauben getriebenen Protestanten die Rückkehr in ihre Kirche zu verschaffen und die ernstlich beabsichtigte Herabwürdigung der theologischen Facultät in Dorpat zu einem Predigerseminar zu hintertreiben. Letzteres gelang dank dem imponirenden Eindruck, den Walter's Persönlichkeit auf die Umgebung Kaiser Nicolaus' ausübte. Da W. zum Kaiser über die Bedrängniß der lutherischen Kirche und Geistlichkeit nicht reden durfte, fand er Gelegenheit, dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bei dessen Anwesenheit in Petersburg die Lage des Lutherthums in Livland eingehend zu schildern. Der König äußerte wohlwollende Theilnahme, sie zu beweisen fühlte er sich aber außer Stande.

In den weitesten Kreisen der Residenz wurde W. durch die Predigten bekannt, zu denen ihm die hauptstädtischen Pastoren ihre Kanzeln liehen. Zu ihnen aber drängte sich nicht allein die evangelische Bevölkerung Petersburgs, sondern selbst russische Minister wie der deutschfeindliche Uwarow und Anverwandte des Kaiserhauses. Sie waren ein Ereigniß in der Residenz und Tage lang allgemeines Gesprächsthema, dem Prediger selbst aber, wie er einmal bekannte, eine Lust. Freilich meinte er, er müsse „bei den verschiedenerseits auf seine Worte hörenden Ohren und dem oft ganz korrupten Wiedererzählen derselben stets sehr gespannt aufmerksam wachen“, um seinen Gegnern keine Waffe in die Hand zu geben, denen die brechend vollen Kirchen, wo W. vor Tausenden predigte, zu denken gaben. „Es scheint mir eben solcher Taumel zu sein“, schreibt W., der sich nicht einmal für einen Redner hielt, „wie das Laufen unsrer armen Bauern zur griechischen Kirche einer ist; nur daß es hier die Verständigen gleich wie die armen lettischen Soldaten erfaßt, und Griechen und Katholiken mit Lutheranern zu Massen versammelt in dasselbe lutherische und wahrlich ehrlich lutherisch bediente Gotteshaus“. Der Fortbestand der lutherischen Kirche in Livland, woran W. seine beste Kraft setzte, blieb noch immer bedroht. Erst die Ernennung des Fürsten Suworow zum Generalgouverneur von Liv-, Esth- und Kurland ließ bessere Zeiten erhoffen. Walter's Thätigkeit in Petersburg fand aber schon 1848 ihr Ende, denn von der griechischen Geistlichkeit wegen einer lettischen Predigt, in der er sie beleidigt haben sollte, in einen Criminalproceß verwickelt, konnte er nach den bestehenden Gesetzen nicht zur Neuwahl kommen. Uebrigens wurde ihm hiefür glänzende Genugthuung zu theil. Angesichts der Gerichtsbehörde stürzten die von griechischen Geistlichen verführten Ankläger, nachdem W. seine incriminirte Predigt wiederholt hatte, zur Erde, umschlangen des Pastors Kniee und riefen laut und mit Thränen in den Augen: „Wir haben gelogen, Ihr habt das niemals gesagt, wir widerrufen unsere Anklage und nehmen sie zurück“. Selbst in einem ausländischen Bade-

orte sollte die eminente Redegewalt des livländischen Landpastors ungeahnte Wirkungen erzielen: im Sommer 1849 zur Cur in Karlsbad sich aufhaltend, hielt W. eine Reihe von Predigten, denen die höchsten Kreise der Gesellschaft andächtig lauschten, und legte durch 400 Gulden, die er sammelte, den ersten Grund zum Bau der evangelischen Kirche. Seiner wolmarschen Gemeinde wieder ganz zurückgegeben, übte er in alter Kraft seine seelsorgerische Thätigkeit aus. Daneben nahm er den regsten Antheil an den Arbeiten der livländischen Provinzialsynode. Auf seinen Antrag wurde ein Lehrerseminar für Heranbildung von Volksschullehrern begründet. Auch in abstracte theologische Materien vertiefte er sich und hielt Vorträge darüber auf den Synoden. Seine Erfahrungen über das praktische Wirken der Geistlichen legte er in dem Geschäftskalender für livländische Landgeistliche nieder, dessen erste Lieferungen als Gratulationsschrift an die theologische Facultät zum fünfzigjährigen Jubiläum der Dorpater Universität (1852) erschienen; sie sind leider ein Torso geblieben.

Im J. 1855 wurde W. zum livländischen Generalsuperintendenten erwählt und vom Kaiser Alexander II. in diesem Amte bestätigt. In den Audienzen, die er beim Kaiser und der Kaiserin hatte, brachte W. die kirchlichen Nothstände vor, der Kaiser versprach wol, die Klagen der Livländer in Zukunft selbst zu hören und zu entscheiden, er mißbilligte auch das in den Provinzen Geschehene, es rückgängig zu machen erklärte er indessen für unmöglich. Die Erfolglosigkeit aller seiner vielen Mühen drückte W. tief herab, dennoch mußte, wie Suworow es that, an der Ueberzeugung festgehalten werden, daß der Kaiser zu günstigerer Zeit alles gewähren würde, wenn ihn augenblicklich andere Rücksichten daran hinderten. Erst der Besuch des Thronfolgers in Livland im J. 1860 brachte einen wirklichen Erfolg. W. hatte sich mehrfacher Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens zu erfreuen, unter denen die Verleihung der Würde eines evangelischen Bischofs obenan stand, eine Wendung der kirchlichen Verhältnisse, wie sie W. erstrebt hatte, trat erst nach seiner Verabschiedung ein.

Zu den Obliegenheiten des Generalsuperintendenten gehörte auch die, bei Eröffnung der Landtage den Gottesdienst zu halten. Die von ihm am 9. März 1864 gehaltene Rede wurde von der böswilligen Moskauischen Zeitung, die die Regierung beherrschte, als das „Programm der staatsgefährlichen livländischen Germanisirungspartei“ bezeichnet. Der moskowitische Führer Katkow hatte nun einmal die Losung ausgegeben, daß den confessionellen Bestrebungen der Ostseeprovinzen nicht das Wesen derselben, sondern eine politische Tendenz, die Germanisirung und Lostrennung von Rußland, zu Grunde liege. Alle Entschuldigungen und Erklärungen der Landesvertretung blieben fruchtlos. Die Staatsregierung, der Kaiser an der Spitze, verlangte zur Sühne des Geschehenen ein Opfer. In schonender Form wurde W. seines Amts enthoben, unter Belassung seines vollen Gehalts als lebenslänglicher Pension. Die letzten Jahre verlebte er in Dorpat. Er starb plötzlich infolge eines Herzleidens am 29. Juni/11. Juli 1869 am livländischen Seestrande.

(J. Walter,) Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. General-Superintendent von Livland. Seine Landtagspredigten und sein Lebenslauf. Leipzig 1891. — (A. Döbner,) Bischof Dr. Ferdinand Walter. Ein kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. Eisenach 1870. — J. Eckardt, Russische und baltische Charakterbilder. 2. Aufl. Leipzig 1876.

Arend Buchholtz.

Walter: Ferdinand W., geboren zu Wetzlar am 30. November 1794, † zu Bonn am 13. December 1879. Sein Vater Franz Martin W. war Hofkammerrath in Diensten des Fürsten von Salm-Salm in Senones (Vogesen) und versah diese in Wetzlar seit der Einverleibung des Ländchens in Frankreich.

Als Kind von drei Jahren wurde er von dem Hunde des General Hoche ins Gesicht gebissen, die große Narbe blieb; am 21. März 1802 stürzte er von einem hohen Heuschoppen auf das Pflaster, die Depression am Schädel blieb. Im December 1802 siedelte seine Mutter mit den Kindern nach Düsseldorf, wo er bis 1805 den ersten Unterricht genoß und häufig in die Galerie kam, so daß er nach eigener Erzählung 1841 in der Münchener „die Rembrandts, Rubens und andere Gemälde auf der Stelle wie alte Bekannte begrüßte"; für einen Knaben von 8 Jahren sicherlich viel. Von 1805--1809 besuchte er die lateinische Schule in Mülheim a. Rhein, wo er am 26. Juli 1806 von einem Strolche ins Freie gelockt und der Uhr beraubt wurde, der Strolch wurde aber sofort gefangen; im folgenden Jahre warf ihn ein Pferd ab, es blieb aber bei leichten Verletzungen. Von 1809—1813 lernte er in Köln, wo er am 9. Juni 1811 als Mercur in dem Festzuge zu Napoleon's Ehren mitwirkte. Im November 1813 trat er als Freiwilliger ein und machte bei einem Kosakenregiment den Feldzug bis zum Einzug in Paris mit und erhielt das Georgenkreuz 5. Classe. Im Herbst 1814 ging er auf die Universität Heidelberg, wo er besonders mit Carové (s. A. D. B. IV, 7) befreundet war. Am 10. August 1818 erlangte er den juristischen Doctorgrad, las im folgenden Winter als Privatdocent, erhielt aber einen Ruf an die neu gegründete Universität zu Bonn, wo er Ostern 1819 zu lesen begann und bis zum Ende des Sommersemesters 1875 als Lehrer thätig war, obwol in den letzten vier Jahren fast erblindet. Er las zuerst Pandekten, dann bis 1836 französisches Civilrecht, daneben, bezw. später Encyklopädie, römische Rechtsgeschichte, Kirchenrecht, Naturrecht, Völkerrecht, deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht. Litterarisch hat er zunächst durch seine Lehrbücher des Kirchenrechts (14. Aufl., letzte von Gerlach bearbeitet), der deutschen Rechtsgeschichte (2. Aufl., 1858), des deutschen Privatrechts (1855), der römischen Rechtsgeschichte (2 Bde., 3. Aufl., 1860 fg.), juristische Encyclopädie (1856), Naturrecht und Politik (1863) eine Thätigkeit entwickelt, wie sie kaum ein zweiter Jurist aufweist. Alle diese Bücher sind — die deutsche Rechtsgeschichte allein weist viele selbständige Arbeiten auf — höchst geschickte, gut geschriebene und lesbare Compilationen (über das Kirchenrecht habe ich mich a. a. O. eingehend ausgesprochen), die dem Verfasser einen weiten Ruf, theilweise durch Uebersetzungen verschafft haben. Sein „Corpus juris germanici" (1824, 3 Bde.) gibt nur Abdrücke aus früheren Drucken; „Das alte Wales" (1859) ist eine interessante Arbeit, desgleichen „Das alte Erzstift Köln" u. s. w. (1866). Die sonstige litterarische Thätigkeit beschränkt sich auf die Bearbeitung der neuen Auflage von Maurenbrecher's Deutschem Privatrecht (1840) und einige Broschüren. In der Politik war W. nur kurze Zeit thätig, nämlich vom Mai bis December 1848 als Mitglied der Nationalversammlung in Berlin, wo er der Rechten angehörte, und vom Februar 1849 bis zum Januar 1850 als Mitglied der ersten Kammer. Er hat seine Eindrücke und Anschauungen in den in seiner Selbstbiographie abgedruckten Briefen an seine Frau der Nachwelt aufbewahrt. Die von ihm im J. 1850 zu Bonner Collegen geäußerte Aussicht, das ihm von Friedrich Wilhelm IV. angebotene Justizministerium zu erlangen, hat sich nicht erfüllt. Bei den Verhandlungen in der Kammer waren es vorzüglich die Art. 11 und folgende der Verfassung, an denen er sich als Redner betheiligte; er hat die Reden in den wichtigsten Punkten in seiner Lebensbeschreibung nebst einem Briefe an den Präsidenten von Gerlach vom 2. Januar 1853 gegen die Versuche einer Aenderung abdrucken lassen. In Angelegenheiten der Stadt hat W. ein Verdienst bei der Gründung des St. Johannisspitals, dessen Curatorium er lange Zeit vorstand, auch nahm er regen Antheil an der Errichtung des Beethovendenkmals. Er hatte sich am 27. December 1821 mit

der ältesten Tochter des Professors der Medicin Windischmann vermählt, nach deren Tode (6. April 1832) am 4. September 1833 mit der dritten Tochter desselben. Die ihm zu theil gewordenen Ehren und Orden führt er S. 117 fg. an, wobei ein Dankschreiben Napoleon's III. vom Jahre 1854 für übersandte Bücher abgedruckt wird. Als Mensch war W. von tadellosem Wandel, seine größte Schwäche war Selbstgefälligkeit; mit seinen Collegen stand er nicht immer auf gutem Fuße, woran die Schuld wol nicht an ihm allein lag; jüngere Docenten, die ihm Concurrenten zu werden drohten, hatten sich seiner Zuvorkommenheit nicht zu erfreuen. In kirchlicher Beziehung war er anfänglich ein zahmer Gallikaner, allmählich wurde sein Standpunkt römischer, bis er zuletzt zum vollständig curialen sich entwickelte. Das bevorstehende vaticanische Concil veranlaßte ihn in der anonymen Broschüre „Das allgemeine Concilium und die Weltlage“ (Regensburg, Manz 1869) mit Reformvorschlägen, namentlich auf dem Gebiete des Eherechts aufzutreten; die päpstliche Unfehlbarkeit und Allgewalt fand ihn zuerst als Gegner. Als der 18. Juli 1870 beides zur Thatsache gemacht hatte, wußte er sich in der anonymen Broschüre „Ueber die kirchliche Unfehlbarkeit. Gespräche mit einer geistreichen Frau. Von einem Laien“ (Bonn, Verl. von A. Henry, 1871) auf 28 Seiten mit der Thatsache abzufinden in einer Weise, welche wol die „geistreiche Frau“ — damit ist gemeint die Frau des Professors der Medicin Naumann in Bonn, welche ihn gehänselt hatte, weil er früher gegen die päpstliche Unfehlbarkeit gewesen sei, — aber kaum einen einzigen mit den Dingen vertrauten Mann zu überzeugen im Stande war.

Aus meinem Leben. Von Ferdinand Walter. Bonn 1865. — Meine Gesch. d. Litt. III, 413 ff. — Friedrich, Gesch. d. Vatikanischen Concils I, 199, 537; II, 33, 105, 278 ff.

v. Schulte.

Walter: D. Franz Ulrich W., „Metropolitan der Pfarreiclasse Allendorf a. Werra und Superintendent am Fulda- und Werrastrom“, war ein gelehrter niederhessischer Theologe des 18. Jahrhunderts. In Witzenhausen wurde er um 1700 als eines Pfarrers Sohn geboren, und in Allendorf starb er am 3. Februar 1755. Wie viele hessische Theologen jener Zeit, empfing er seine wissenschaftliche Ausbildung in Bremen, wo er 1720 unter Alb. Schumacher eine „Dissert. philol.-theol. de Ezechiele βιβλιοφαγῳ, ad orac. Ez. III, 3“ vertheidigte. Von 1720—1724 war er als Pfarrgehülfe in Kleinalmerode bei Kassel thätig. 1725 erhielt er, nach einer Studienreise in die Niederlande, die zweite Predigerstelle an der reformirten Kirche in Rinteln, mit der die Professur der griechischen Sprache an der Universität verbunden war. (Piderit, Geschichte der Hessisch-Schaumburgischen Universität Rinteln. 1842, S. 120.) Hier wirkte er, seit 1727 Doctor theologiae, bis in den Anfang des Jahres 1734. Von 1734—1738 verwaltete er als Inspector die Diöcese Hersfeld. Mit dieser Stelle war herkömmlicher Weise das Rectorat des Hersfelder Gymnasiums verbunden. In beiden Aemtern war W. der Nachfolger des berühmten D. Conrad Mel. Dieser hatte, als ein echter Anhänger des hallischen Pietismus, die griechischen Classiker aus dem Gymnasialunterricht gänzlich verbannt, und W., obwohl eben von seinem Lehrstuhl für die griechische Sprache herkommend, ließ es bei dieser Einrichtung bewenden, wie er überhaupt die Lehrweise seines Vorgängers beibehielt (s. Wilhelm Münscher's Chronik des Hersfelder Gymnasiums. 1837. 2. Theil, S. 13). Schon nach vier Jahren verließ er aber Hersfeld wieder, da er zum Superintendent der Allendorfer Diöcese erwählt worden war. In Allendorf wirkte er fast noch 17 Jahre, bis er das Zeitliche segnete.

Seine Schriften bestehen zum größten Theil in Dissertationen, die zumeist

in lateinischer Sprache verfaßt sind. Die aus der Rinteler Zeit behandeln durchweg einzelne dunkle Stellen der Bibel, z. B. seine Inauguraldissertation (pro gr. Dr.) (1726) Die Erscheinung Gottes vor Elia, 1. Kön. 19, 11—13. Andere behandelte Stellen sind Judas V. 9 (1729), Hiob 37, 7 (1729), Marcus 14, 72 (1729), Matth. 19, 28 (1731), 1. Kön. 12, 14 (1731), Matth. 6, 28 (1732), Offenb. 22, 2 (1733), Joh. 16, 26 (1734), Richter 5, 14 (1734). Aus der Hersfelder und Allendorfer Zeit finden sich neben ähnlichen Thematen [Col. 1, 24 (1735), Offenb. 2, 17 (1735), Joh. 8, 6—8 (1736), 2. Cor. 5, 10 (1740)] auch andere allgemeineren Inhalts behandelt, z. B. Diss. de tempore et fortuna. Einigen liegt die Conf. Aug. zu Grunde (Theses ex Art. XVII (1737), ad Art. XVIII (1741), ad Art. XXI (1744). Zum Theil sind diese Abhandlungen für die Predigerconvente, die W. als Inspector und als Superintendent zu leiten hatte, geschrieben worden, wo ihm dann jedesmal ein Respondent aus der Reihe der Geistlichen entgegengestellt wurde. Auch in den von ihm als Rector herausgegebenen Schulprogrammen hat er eine ganze Reihe von gelehrten Aufsätzen geschrieben. Ferner sind zu erwähnen mehrere Reden und Predigten, die er bei festlichen Gelegenheiten gehalten hat und die nachher im Druck erschienen sind. Dahin gehören: „Oratio de fidei heroum fortitudine et constantia, memoriae festi saeculi secundi Aug. Confess. sacra, dicta.“ (Rint. 1730); „Wahres Bild treuer Lehrer der Kirchen Gottes“ seine Antrittsrede in Hersfeld über Jer. 1, 17 (1734); „Das sich nie sattsehende Auge und nie satthörende Ohr der Kinder Gottes, oder heil. Reden über auserlesene Schriftörter“ (1737—1738); „Treuer Lehrer Lohn und Pflicht“, seine Antrittsrede in Allendorf über Sach. 3, 7 (1738); „Ewig grünender Cedernbaum adelicher Tugenden“, eine Einweihungsrede über 2. Mos. 20, 24 (1744), die von großer Gelehrsamkeit zeugt, aber außerordentlich weitschweifig ist (122 gedruckte Quartseiten umfassend!).

Nach Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. 16. Herausg. v. L. Wachler. 1812. Daselbst auch das genauere Schriftenverzeichniß. Metz.

Walter: Georg W., Professor der Rechte an der Universität Greifswald, stammte aus Preußen und war auf der Hochschule zu Bologna zum Doctor jur. can. promovirt. Mit dem Stifter der Gr. Univ. Dr. Heinrich Rubenow befreundet, wurde er schon am Tage der Gründung (17.—18. October 1456) immatriculirt und erhielt zugleich die erste ordentliche Professur in der Juristenfacultät, in welcher Stellung er über das Decret und die ersten Bücher der Decretalen zu lesen hatte. Außerdem empfing er die Würde eines Domherrn an der Nicolaikirche zu Greifswald, sowie am Dom zu Cammin und der Marienstiftskirche zu Stettin. Auch führte er wiederholt das juristische Decanat und das Rectorat, sowie vorübergehend das Vicecancellariat und das Vicedecanat am Gr. Domstifte. Nach Rubenow's Tode erhielt er endlich auch (1462) die bisher von diesem verwaltete Stelle eines Ordinarius der Juristenfacultät, eine Art von Seniorat, vermöge dessen er neben dem Decan die Oberaufsicht über die Facultät und das Decanatbuch zu führen hatte. In diesen Aemtern erlangte er einen hervorragenden Namen, sowohl als Gelehrter, wie als praktischer Jurist, demzufolge ihn die pommerschen Herzöge Erich II. und Wartislaw X. nach dem Tode seines Collegen Mathias Wedel (s. d. Artikel), welcher auf seiner Gesandtschaftsreise zum Kaiser Friedrich III. (1465) starb, in gleicher Absicht (1471) zum Reichstage nach Regensburg bevollmächtigten, damit er ihre Rechte auf die Erbfolge im Herzogthum Stettin, welches (1295) für Otto I. abgetheilt und durch den Tod Otto's III. (1464) erledigt war, gegen die Ansprüche Brandenburgs vertheidige. Auch gelang es ihm, in Gemeinschaft mit seinen Amtsge-

nossen Herm. Schlupwachter und Joh. Parleberg, die Rechte der Pom. Wolgaster Linie zu wahren und (1472) zuerst in Nörike bei Schwedt und dann in Prenzlau einen Friedensvertrag mit dem Kurfürsten Albrecht Achilles zu schließen. Als W. dann bald darauf (1475) verstarb, bestimmte er, abgesehen von anderen Stiftungen, seine Bibliothek für die Juristenfacultät, seine Collegienhefte gelangten jedoch an seinen Nachfolger im Ordinariat, Joh. Parleberg, von diesem an Joh. Meilof (s. A. D. B. XXI, 218) und dann an das Gr. Dominikanerkloster, von welchem sie zur Zeit der Reformation in die Bibliothek der Nicolaikirche übertragen wurden.

Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 78, 93; II, 167—186. — Balt. Stud. XVI^2, 73—129. — Barthold, Pom. Gesch. IV, 1, 337 ff. — Pyl, Rubenowbibliothek, Balt. Stud. XX^2, 169—195; — Gesch. der Greifswalder Kirchen 834, 887, 1067. Pyl.

Walter: Johann Gottlieb W., Anatom und Präparator, wurde am 1. Juli 1734 zu Königsberg i/Pr. als Sohn des Vorstehers am großen städtischen Spital geboren. Schon als Knabe interessirte er sich für die Heilkunde und namentlich für Gegenstände aus dem Gebiet der Anatomie. Seine Studien machte er in seiner Vaterstadt und in Berlin, wo er bei dem bekannten Anatom J. Fr. Meckel wohnte und unter N. Lieberkühn das Injiciren lernte. Nachdem er 1757 in Frankfurt a. O. die Doctorwürde erlangt hatte, wurde er 1760 Prosector bei dem genannten Meckel, erhielt 1760 die zweite und 1774 nach dem Tode des letzteren die erste Professur der Anatomie. In dieser Stellung, neben der er eine Zeit lang die Professur der Geburtshülfe an der Charité versah, wirkte er bis zu seinem am 3. Januar 1818 erfolgten Lebensende. Er hat sich um den anatomischen Unterricht dadurch besonders verdient gemacht, daß er ein bedeutendes anatomisches Museum herstellte, welches 1803 vom Staate für 100 000 Thaler angekauft und die Grundlage des jetzigen großen anatomisch-zootomischen Museums der Berliner Hochschule wurde. Die Sammlung, zu der W. selbst die meisten und namentlich ausgezeichnete Nervenpräparate geliefert hatte, umfaßte beim Ankauf 2868 Nummern und wurde bis zur Uebernahme durch Rudolphi im J. 1810 auf 3263 Stück vermehrt. — In schriftstellerischer Beziehung sind außer einer Reihe von Arbeiten in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, anatomischen, zoologischen, allgemein biologischen und pathologischen Inhalts noch folgende selbständige Arbeiten Walter's bemerkenswerth: „Theses anatomico-physiologicae, dissertationi de emissariis Santorini praemissae“ (Königsberg 1757); „Abhandlung von trocknen Knochen des menschlichen Körpers“ (Berlin 1798); „Observationes anatomicae“ (ebd. 1775); „Myologisches Handbuch“ (ebd. 1795); „Epistola anatomica de venis oculi summatim et in specie de venis oculi profundis, retinae, corporis ciliaris, capsulae lentis corporis vitrei et denique de arteria centrali retinae“ (ebd. 1778); „Tabulae nervorum thoracis et abdominis“ (ebd. 1783).

Vgl. die bei Waldeyer im Biogr. Lex. VI, 183 angegebenen Quellen. Pagel.

Walter: Piers Uso Friedrich W., Arzt und Geburtshelfer, wurde am 7. October 1795 in Wolmar (Livland) geboren. Sein Vater Johann Herm. W., der Sohn eines aus Deutschland nach Riga eingewanderten Kaufmanns Wilhelm W., hatte in Straßburg i. E. und in Königsberg i. Pr. Medicin studirt und war zuerst in Riga, dann in Wolmar als praktischer Arzt thätig gewesen; aus der kinderreichen Ehe Joh. Herm. Walter's waren bei dessen Tode noch 10 Kinder am Leben, 6 Söhne und 4 Töchter. Von den 6 Söhnen studirte einer Philologie, zwei Theologie und drei Medicin: Johann Wilhelm W., geboren am 30. Juli 1781, starb als junger Arzt am 13. April 1807, Hermann

Alfred W., geboren am 12. Mai 1797, starb ebenfalls noch jung als Arzt am 22. Januar 1823. Piers W. wurde zuerst, nachdem der Vater früh gestorben war, im Hause der Mutter in Wolmar erzogen, kam dann nach Dorpat aufs Gymnasium, das er im Januar 1813 mit dem Zeugniß der Reife verließ, um in Dorpat sich dem Studium der Medicin zu widmen. Nachdem er im J. 1817 das Studium absolvirt und das Schlußexamen bestanden, zog er in Begleitung seines jüngeren Bruders Hermann nach Deutschland und setzte seine Studien zuerst in Würzburg fort, wo er namentlich bei Textor, d'Outrepont und Friedreich Vorlesungen hörte. Im Herbst machte er eine Rheinreise, begab sich zum Winter nach Berlin, besuchte mit großem Eifer die Kliniken und arbeitete daneben an seiner Dissertation. Im Frühjahr 1819 kehrte er in die Heimath zurück, wandte sich zunächst nach Dorpat, wurde nach Vertheidigung seiner Dissertation „de versione foetus in caput“ 1822 zum Doctor der Medicin ernannt und ließ sich alsbald in seiner Vaterstadt Wolmar als Arzt nieder. Hier im Kreise seiner Familie lebend, umgeben von treuen Freunden und Bekannten gewann er bald eine ausgedehnte Praxis. Er hatte sich während seiner Studienzeit vortreffliche Kenntnisse erworben und besaß ausgezeichnete Eigenschaften, die ihn zur Ausübung des ärztlichen Berufs befähigten. Abgesehen von guten Kenntnissen, war er gleich tüchtig im Erkennen der Krankheiten, und ebenso tüchtig im Operiren. — Damals gab es noch nicht so viel Specialitäten. — W. war ein vortrefflicher Operateur — als Geburtshelfer wie als Augenarzt. Dabei hatte er eine sehr ernste Auffassung des ärztlichen Berufs, war überaus menschenfreundlich und liebevoll gegen Arme wie Reiche, unablässig bemüht, Hülfe zu spenden. Trotz seiner großen und angestrengten Praxis fand er Gelegenheit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Er veröffentlichte: „Chirurgisch-klinische Beobachtungen“ (Berlin 1832, 206 Seiten mit einer Tafel in Steindruck, aus Graefe's und v. Walther's Journal für Chirurgie und Augenheilkunde Bd. XV—XVIII besonders abgedruckt) und „Von der Wendung auf die Füße bei vorgefallenem Arm. Eine geburtshülfliche Abhandlung“ (Riga und Dorpat 1834, IV und 96 Seiten). Walter's ärztliches Kennen und Wissen, seine bedeutende ärztliche Thätigkeit waren allmählich auch außerhalb des kleinen Landstädtchens bekannt geworden und als im J. 1833 in Dorpat der Lehrstuhl der Geburtshülfe frei geworden war, berief man W., der freudig dem Rufe Folge leistete. Im Frühling 1834 siedelte er nach Dorpat über und begann seine Lehrthätigkeit, die er 25 Jahre lang mit großem Erfolg ausübte. W. war ein vortrefflicher, eifriger und außerordentlich fleißiger Lehrer: infolge dieser seiner vollen Hingabe an sein Lehramt und der sich daran schließenden ausgebreiteten ärztlichen Praxis, fand W. keine Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten; vielleicht, wenn er früher in die akademische Laufbahn eingetreten wäre, hätte er auch als Schriftsteller Erfolge erzielt. So ist sein Name über die Grenzen der Universitätsstadt und der engen Heimathsprovinz hinaus nicht bekannt geworden; aber als Lehrer und Arzt hat er sich außerordentlich verdient gemacht. Seine nach Hunderten zählenden Schüler lernten von ihm nicht allein das Erkennen und Heilen der Krankheit, sondern sie lernten auch menschenfreundlich am Bett der Kranken sein. Segensreich wirkte er auch als Arzt; in der ersten Zeit seines Dorpater Aufenthalts beschäftigte er sich neben seiner ausgedehnten geburtshülflichen Praxis viel mit Augenoperationen: er führte mit großem Geschick und sicherer Hand Staaroperationen aus. In den Jahren 1845 und 1846 wurde er nach St. Petersburg gerufen, um die Gattin des Großfürsten Michael ärztlich zu behandeln. Man versuchte ihn in Petersburg zu fesseln; er sollte Leibarzt des Großfürsten werden, aber er lehnte alle verlockenden Aufforderungen ab und kehrte wieder zu seinem aufopfernden Beruf zurück: er gab dem stillen Leben im damaligen Dorpat vor dem geräuschvollen

der Residenz den unbedingten Vorzug. Er hatte in Dorpat sein eigenes Haus und Garten, seine ihm lieb gewordene Thätigkeit — auf die äußerlichen Ehren, Titel und Orden die ihm zu Theil geworden, legte er keinen Werth. Im J. 1859 gab er nach 25jähriger Lehrthätigkeit seine Professur auf — er spürte den Einfluß des Alters und fühlte sich der Verantwortlichkeit des Lehrberufs nicht mehr gewachsen. Seine ärztliche Praxis aber übte er noch 10 Jahre bis zum Jahre 1869 aus. — Am 10. Juni 1869 beging er die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums. Einer seiner Söhne war unterdessen allmählich der Nachfolger des Vaters in der ärztlichen Praxis geworden. — Still und friedlich verbrachte der „alte Piers“, wie man ihn in Dorpat schon lange nannte, die letzten Lebensjahre inmitten seiner Familie — bis ihn am 27. Juli 1874 der Tod ereilte. An seinem Grabe rief ihm Ernst Bergmann im Namen der Schüler und Collegen ernste Dankesworte nach. Das Andenken an ihn wird in der Erinnerung seiner zahlreichen Schüler nicht erlöschen!

Recke-Napiersky, Schriftsteller- u. Gelehrten-Lexikon IV, 468. — Napiersky u. Beise, Nachträge, Mitau 1859 II, S. 268. L. Stieda.

Walthard: (Waltherd, auch Dodico, Duodecho genannt) 984 bis Juni 1012 Dompropst, 15. Juni bis zu seinem Tode am 12. August 1012 Erzbischof von Magdeburg. Er war der Sohn eines in der Stadt und im Burgwarde Magdeburg begüterten Edelherrn Namens Erp und der Amulred. Die Eltern übergaben den Knaben der Schule des h. Moriz zu Magdeburg, wo er sich unter einer Schar begabter und vornehmer Genossen, wie Gisiler, Adalbert, Wicpert und Otto durch seine Frömmigkeit und den reifen Ernst seiner Sitten auszeichnete und die Zuneigung des Erzbischofs Adalbert gewann. Dieser scheint in dem trefflichen Jünglinge den geeignetsten Nachfolger gesehen zu haben, doch trat W. nach des Gönners Tod, obwol er mit ihm die Abneigung gegen den Candidaten des Domcapitels, den gefeierten Lehrer Otrich, theilte, nicht als Bewerber auf, vielmehr bestieg sein älterer Studiengenosse Gisiler den erzbischöflichen Stuhl. Unter dessen Regierung erhielt W. im J. 984 das ansehnliche Amt eines Dompropstes, in welcher Stellung er die Vortheile, die ihm edle Geburt und reiches Erbe gewährten, in vollem Maße verwerthen konnte. Strenge im äußern Auftreten, wortkarg, aber doch voll innerer Güte und Milde, fromm und wohlthätig, ein Vater der Armen und Waisen, den Juden günstig gesinnt, erwarb er sich große Beliebtheit im Volke wie unter den Mitgliedern des Capitels. Bei aller Frömmigkeit führte er den Haushalt eines vornehmen Mannes, einen Theil seines Reichthumes verwendete er auf das Sammeln von Büchern, zum Baue einer Rundkirche in Magdeburg, an der er ein Stift für Kanoniker errichtete, und zur Anfertigung zahlreicher, prächtiger Ornate sowie eines kostbaren Reliquienschreines. Im April 1000 fiel ihm die Aufgabe zu, das Verhalten seines Erzbischofs in der Merseburger Sache zu Quedlinburg vor dem Kaiser zu vertheidigen. Nach Gisiler's Tod (25. Januar 1004) wurde W. mit einem Schlage in einen allgemeinen und wichtigen Zusammenhang gebracht. König Heinrich II., der die freie Bethätigung geistlichen Wahlrechts zu verhindern suchte, beabsichtigte auch in Magdeburg unter Mißachtung des feierlich verbrieften Rechtes dem Manne seiner Wahl, seinem Capellan Tagino (s. A. D. B. XXXVII, 353) zur erzbischöflichen Würde zu verhelfen, da ihm dieser geeigneter erschien, die Pläne für die Wiederherstellung Merseburgs auszuführen, als der mit Gisiler einverstandene und im Magdeburger Interesse aufgewachsene Dompropst, auf den das Domcapitel seine Stimmen vereinigt hatte. Dieser aber, den seine Frömmigkeit und seine Unabhängigkeit nicht minder vor dem Verdacht selbstsüchtigen Strebens sicherten, wie ihn sein starkes Rechtsgefühl aneiferte, die Würde seiner Kirche vor jedem Schaden zu bewahren, trat muthig und mannhaft dem vom Könige abgesandten Bischof Arnulf von Halberstadt entgegen und bestand auf

der Wahrung des dem Capitel verliehenen und vom Erzbischof Adalbert noch besonders mit feierlichem Banne bekräftigten Wahlrechtes mit Worten, welche an die edle Ansprache erinnern, mit der etwa 90 Jahre später Anselm von Canterbury der despotischen Anmaßung Wilhelm's des Rothen begegnete. Wie erregt die Stimmung war, geht auch daraus hervor, daß Thietmar von Merseburg die sachliche Entgegnung Walthard's durch eine Stelle verschärfte, in der ein Dichter des Neronischen Zeitalters seinem Freiheitsgefühle kräftigen Ausdruck verlieh. Gegenüber so bestimmtem und berechtigtem Widerstande ließ sich der König wenigstens zu formeller Beachtung des Wahlrechtes herbei. Er unterhandelte mit dem Dompropste, worauf dieser seinen Anspruch aufgab und sich verpflichtete, auch das Domcapitel für Tagino zu gewinnen, was ihm in der That gelang.

Der Lohn für die feste und kluge Haltung Walthard's blieb nicht aus. Eine der ersten Handlungen des neuen Erzbischofs war, daß er den Dompropst zu seinem Stellvertreter und ersten Berather ernannte, womit in der That, da Tagino häufig abwesend war, eine große Machtfülle und Verantwortung verbunden war. Doch hatte W., als er sich an den Kriegszügen gegen Polen und den Verhandlungen mit Boleslaus in den Jahren 1007, 1010 und 1012 betheiligte, wenig Glück. Die günstige Gesinnung des Herrschers aber blieb ihm bewahrt und äußerte sich unter anderm darin, daß Heinrich II. sich im J. 1010 in die Gebetbrüderschaft des Capitels aufnehmen und dafür den Brüdern eine werthvolle Besitzbestätigung zu theil werden ließ. Nach dem Ableben Tagino's (9. Juni 1012) war W. wiederum genöthigt, das Wahlrecht gegen Heinrich's II. Willkür zu vertheidigen, und auch diesmal hatte er, Dank der Unterstützung durch die Suffragane, guten Erfolg. Zwar hatte der König die Wahl verboten und nur einstimmigen Vorschlag gestattet, aber zum Schlusse ließ er sich herbei, am 15. Juni zu Grona den vom Capitel gewählten W. nach einer langen, vertraulichen Besprechung durch Ueberreichung des Ringes anzuerkennen und ihm nach Vornahme einer nochmaligen Wahl auch den Bischofsstab zu übergeben. Er übertrug dem neuen Erzbischofe die Führung der polnischen Angelegenheit und die Oberaufsicht über die Königshöfe in Sachsen. Nur kurze Zeit sollte sich W. der endlich erlangten Würde erfreuen. Am 21. Juni wurde er zu Magdeburg von dem Bischof Arnulf von Halberstadt inthronisirt, am 22. vom Bischof Eido von Meißen unter Assistenz der Suffragane gesalbt, am 23. bestellte er den Custos Reding, der seine Wahlsache vor Heinrich II. vertreten hatte, zum Propste und am 24. Juni las er im Kloster Bergen, von dem Abte Siegfried und dessen Bruder, dem Bischofe Thietmar von Merseburg, festlich empfangen, die erste Messe als Erzbischof. Dann begab er sich auf den unglücklich eingeleiteten Zug gegen Polen. Auf dieser Kriegsfahrt wurde er anfangs August von einem schweren Kopfleiden befallen und kehrte, nachdem er am 3. August in Belgern zum letzten Male die Messe gelesen hatte, nach Giebichenstein zurück, wo sich die tiefbekümmerten Suffragane, sowie die Bischöfe von Halberstadt, Hildesheim und Paderborn, endlich der hülfeflehende Herzog Jaromir von Böhmen eingefunden hatten, am 10. August erhielt der Erzbischof die Sterbesacramente und zwei Tage darauf trat der Tod ein. Ueber Könnern wurde sein Leichnam nach Magdeburg gebracht und unter rührender Klage des Volkes im Dome bestattet. Erst sechs Tage nach dem Tode Walthard's stellte Benedict VIII. in Rom die Bulle aus, durch welche dem neuen Erzbischofe das Pallium und mehrere Ehrenvorrechte verliehen wurden.

War es dem Verblichenen auch nicht vergönnt, in langer Regierung rühmliche Denkmale selbständiger Thätigkeit zu hinterlassen, so hat er sich doch ein gutes Andenken gewahrt. Im Magdeburger Domcapitel gedachte man mit Stolz und Dankbarkeit des hochgestellten Mannes, der durch 28 Jahre die Congregation geleitet, ihr die Gunst des Königs bewahrt und aus dem eigenen Erbe

das bei Magdeburg gelegene Olvenstedt zugewandt hatte. Thietmar von Merseburg widmete ihm herzliche Anerkennung, was um so schwerer wiegt, als W. ihm in der Merseburger Angelegenheit nicht sehr entgegengekommen war. Auch der höfische Annalist von Quedlinburg preist seine Tugenden, sein Wissen und seine Frömmigkeit, während in Regensburg W. allerdings, wie leicht begreiflich, gegen den heimischen Tagino zurückstehen mußte und nach der dort umlaufenden Erzählung sein Leichnam keineswegs so wunderbare Eigenschaften aufzuweisen hatte, wie der seines Vorgängers.

Eine seiner Schwestern war Nonne, eine andere, nach der Mutter Amulred genannt, vermählte sich mit Konrad von Morsleben, aus welcher Ehe Suitger, der Domherr von Halberstadt, dann Bischof von Bamberg war und im J. 1046 als Clemens II. den päpstlichen Thron bestieg († 9. Octbr. 1047), entsprossen ist.

Thietmari Merseburg. Chron. ed. Kurze. — Ann. Quedlinburg. Mon. Germ. SS. 3, 81. — Ann. Hildesheim. zum J. 1012. — Arnoldus, De s. Emmerammo lib. II. c. 13, SS. 4, 560. — Ann. Magdeburg. SS. 16, 155—164. — Gesta archiep. Magdeb. SS. 14, 395, 396. — Annalista Saxo SS. 6, 644, 685. — Jaffé. — Löw. Reg. 3989. — Necrol. Magdeb., hrsgg. von Dümmler in Neue Mittheil., 10. Bd. — Mülverstedt, Reg. archiep. Magdeb. Nr. 348, 349, 451, 454, 472, 474, 479, 524, 525, 544, 545, 555, 558, 560—570. — Hirsch, Jahrb. Heinrich's II., 1. und 2. Bd. — Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, 2. Bd. — G. W. v. Raumer, Historische Charten und Stammtafeln 7, Tafel XII b. — Uhlirz, Gesch. des Erzbistums Magdeburg, S. 85, 104, 113. — Hauck, Kirchengesch. Deutschlands 3, 398. Karl Uhlirz.

Walther: W. von Geroldseck, Bischof von Straßburg 1260—1263, stammte aus dem mächtigen und reichbegüterten Ortenauer Herrengeschlechte von Hohengeroldseck. Aller Wahrscheinlichkeit nach im J. 1231 geboren erscheint er schon im Alter von 17 Jahren als Kanonikus des Straßburger Domcapitels und frühzeitig häuften sich auf ihn geistliche Würden und Pfründen, da seine Familie in besonderer Gunst beim Straßburger Bischof und beim Papste stand. Dem noch nicht zwanzigjährigen Jüngling sicherte Innocenz IV. bereits die Erlangung der Straßburger Dompropstei zu, nachdem ihm vorher der päpstliche Legat, der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden das Amt des Kellerers versprochen hatte, und in der That gelang es ihm, seine Ansprüche auf die höchste Würde des Domcapitels gegen seine Mitbewerber, vor allem gegen den päpstlichen Caplan Gebhard, der dem Freiburger Grafengeschlecht angehörte, siegreich durchzusetzen. Im August 1252 wurde ihm endgültig die Dompropstei übertragen. So scheint W. eine derartig einflußreiche Stellung gewonnen zu haben, daß beim Tode des Straßburger Bischofs Heinrich von Stahleck im März 1260 sich seine Wahl geradezu von selbst aufdrängte und es wol kaum der Geldmittel seines Vaters bedurfte, um die Capitelsherren gefügig zu stimmen. Nur einer vertrat die Opposition, der Domsänger Heinrich aus dem elsässischen Geschlechte der Geroldseck, Walther's Nachfolger dereinst auf dem Bischofsstuhle. Am 27. März 1260 wurde W. zum Bischof gewählt, doch folgte die Bestätigung seiner Wahl und seine Weihe zum Priester durch den Erzbischof Werner von Mainz erst im Beginn des Jahres 1261, zum guten Theil deshalb verspätet, weil Werner selbst vom October bis December 1260 in Italien war, um vom Papste die Consecration zu erwerben und das Pallium zu erhalten. An Mariä Reinigung 1261 celebrirte dann W. die erste Messe im Münster, nachdem er zuvor einen feierlichen glänzenden Einritt in die Stadt gehalten hatte, dessen Andenken noch bis in späte Jahrhunderte fortlebte.

Aus dem Jahr 1260 sind nur Walther's Verhandlungen mit König Richard

bemerkenswerth. Es handelt sich dabei um die Zahlung von 4000 Mark, die Richard dem Bischof für die Verluste, welche das Straßburger Hochstift in den jüngsten unruhigen Zeiten erlitten hat, leisten will, und um die eventuelle Uebergabe der Reichsstadt Hagenau als Pfandobject in Walther's Hände. Wahrscheinlich erkaufte sich Richard mit diesem Gelde Walther's Anerkennung und Beistand, kam dann aber seinen pecuniären Verpflichtungen später nicht nach, so daß Hagenau dem Bischof überliefert wurde. Im Frühjahr 1261 finden wir W. auf dem Mainzer Provinzialconcil, dem er besondere Klageartikel gegen das anmaßende aufdringliche Auftreten der Bettelorden unterbreitete. Unmittelbar nach seiner Rückkehr brach der Kampf mit der Stadt Straßburg aus, welcher das Verhängniß seines Lebens werden sollte. Nicht muthwillig wurde er von W. heraufbeschworen, er entwickelte sich naturgemäß aus dem Widerstreit der bischöflichen und städtischen Machtinteressen.

Schon sein Vorgänger hatte in den letzten Jahren seiner Regierung gegen den in seinen Befugnissen immer weiter um sich greifenden Stadtrath und gegen den rücksichtslosen Egoismus der in ihm herrschenden Geschlechter entschiedene Stellung genommen und namentlich den Lehnscharakter, welchen gewisse einflußreiche bischöfliche Aemter in der Stadt angenommen hatten, aufgehoben. Dieser Erbschaft konnte sich W. nicht entziehen und er wollte es um so weniger, als damals überall am Rhein die Landesherren kräftig und erfolgreich gegen die rastlos fortschreitende Entwicklung der städtischen Freiheit eingeschritten waren. Eine äußere Verwicklung gab den Anlaß zum Ausbruch des Streites. In einer Fehde, welche die Herren von Lichtenberg gegen den Bischof von Metz führten, wollte W. von den ersteren zu Hülfe gerufen eingreifen, aber die Bürger von Straßburg wehrten ihm dies, indem sie ihm nicht bloß jede Unterstützung weigerten, sondern auch allen Zuzug und Zufuhr seiner Vasallen sperrten. Die Stadt verfuhr hierbei wie eine völlig selbständige Macht und ging über die Grenzen der Neutralität hinaus. Es handelte sich für die schon seit Jahrzehnten bröckelnde bischöfliche Rechtsstellung innerhalb der Stadt um die Existenzfrage. Der Stadtrath, auf dessen Zusammensetzung der Bischof überhaupt nur beschränkten Einfluß hatte, war in den Jahren 1260 und 61 ohne jede Rücksichtnahme auf ihn constituirt worden. Ohne seine Zustimmung hatte man die indirecte Steuer, das sogenannte Umgeld vermehrt, erhob man neben der Wein- noch eine Mehlsteuer. Das dem Bischof zustehende Recht der Judenschatzung hatte die Stadt selbst an sich gezogen, ebenso die Verfügung über die Almende, auch Maaß und Gewicht hatte man eigenmächtig geändert. Zunächst versuchte W. noch den Weg gütlicher Verhandlung, indem er anfangs Juni einer Commission von drei Geistlichen den Auftrag ertheilte, den Herren der Stadt die bischöflichen Beschwerden vorzulegen und Abhülfe binnen kürzester Frist zu verlangen. Als die Bürger darauf mit einem nahezu feindseligen Act antworteten, mit der Abtragung der nahen Haldenburg, die ihnen in den Händen des Bischofs gefährlich erschien, wandte sich W. in einem deutschen Manifest an das städtische Volk. Am empfindlichsten Fleck, in seinen materiellen Interessen suchte er es darin zu stacheln. Aber obschon der demagogische Ton mit großem Geschick darin angeschlagen war, scheint er bei den Straßburgern keinen Anklang gefunden zu haben. Nun wurde die Stadt mit dem Interdict belegt und der Ernst der Waffen trat in seine Rechte.

W. erhielt Beistand nicht nur von fast der gesammten Ritterschaft im Lande, auch der Erzbischof von Trier und der Abt von St. Gallen führten Hülfstruppen heran. Aber der Feldzug war von sehr kurzer Dauer. Nach einem schärferen Gefecht vor den Thoren Straßburgs um Mitte Juli, in welchem die Trierer eine Schlappe erlitten, wurde ein längerer Waffenstillstand geschlossen. Der

Bischof zog sich aus der unmittelbaren Nähe der Stadt zurück und setzte seine Operationen in der Form einer Cernirung fort. In diese Zeit fällt der bedeutungsvolle Uebertritt Rudolf's von Habsburg von der bischöflichen Partei auf die Seite der Stadt. Wenn auch die Motive desselben nicht klar sind, jedenfalls erwuchsen daraus sehr bald empfindliche Machtveränderungen für W. Die oberelsässischen Städte Colmar, Kaisersberg und Mülhausen, die bisher auf seiner Seite gestanden hatten, fielen im Herbste in Rudolf's Hand und Colmar, Neuenburg a. Rhein und Basel schlossen mit Straßburg Bündnißverträge. Nach Ablauf des Waffenstillstandes unternahmen die Straßburger ebenso wie ihre Gegner Verwüstungszüge in das benachbarte Land dies- und jenseits des Rheins, einmal gelang es dem Bischofe sie in ungünstiger Situation zu überraschen, aber die volle Ausbeutung derselben verhinderten unübersteigliche Terrainhindernisse. Wiederholt wurden Friedensverhandlungen angeknüpft, jedesmal ohne Erfolg.

Endlich am 8. März 1262 fiel der entscheidende Schlag in dem Treffen von Oberhausbergen. Die Straßburger waren im Begriff den festen Kirchthurm von Mundolsheim niederzureißen, als W. heranzog. Aus der Stadt strömten alle waffentragenden Bürger herbei und vereinigten sich mit den früher ausgerückten Gefährten. Voll Siegeszuversicht verließ der Bischof seine vortheilhafte Höhenstellung und warf sich mit seinen Reitern auf den Feind, ohne sein Fußvolk abzuwarten. Die Straßburger hielten dasselbe durch ihre Bogenschützen ab, begegneten dem Anprall mit ihrer eigenen Reiterei und umzingelten dann mit ihrem Fußvolk Freund und Feind, alle Pferde niederstechend. So sank die Blüthe der elsässischen Ritterschaft in den Staub, todt oder gefangen, nur ein kleiner Haufen sammt dem Bischof, der zwei Pferde unter seinem Leibe verloren hatte, rettete sich.

Sehr bald nach diesem Ereigniß wurde ein neuer Waffenstillstand geschlossen, der den ganzen Kriegsschauplatz bis Basel umfaßte. Mit ihm war die Aufhebung des Interdicts und die Freigabe des Handelsverkehrs für Straßburg verbunden. Im Mai jedoch begann wieder der Kriegszustand. Die Straßburger dehnten ihre Verheerungszüge jetzt bis in das Herz des bischöflichen Machtgebietes aus, in die Gegend von Molsheim und Oberehnheim, ein Anschlag der bischöflichen Partei, Colmar durch Ueberfall wieder zu gewinnen, mißlang. Der Präliminarfriede von St. Arbogast vom 9. Juli 1262, den der alte Herr W. von Geroldseck in Vertretung des Bischofs, seines Sohnes, mit seinen Feinden einging und der allerdings wichtige Differenzen noch ungeschlichtet ließ, führte ein Ende des Streits noch nicht herbei. Vergeblich suchte auch König Richard, der im Elsaß wieder erschienen war und entschieden für die Stadt Partei ergriff, die Ratification dieses Abkommens durchzusetzen. Am 1. November wurden die Waffen wieder aufgenommen. Erst, als der geheime Plan, alle Gefangenen der Hausbergener Schlacht aus dem Münstergewahrsam zu befreien, durch die Leidenschaftlichkeit des Bischofs vereitelt worden war, als ein großer Theil derselben sich gegen Geldbürgschaft und durch das Versprechen der Stadt Beistand zu leisten, daraus gelöst hatte, als der Abfall so allgemein wurde, daß nur noch die Lichtenberger auf der bischöflichen Seite aushielten, erst da brach W. zusammen. Die sich häufenden Mißerfolge, das von allen Seiten hereinbrechende Unglück scheinen endlich seine Kraft aufgerieben zu haben. Ein wohlunterrichtete zeitgenössische Quelle motivirt selbst seinen frühen Tod mit dem Uebermaß von Schmerz und Gram, der ihm am Herzen genagt habe. Am 14. Februar 1263 verschied er, in Dorlisheim wurde er beigesetzt.

Drei Jahre lang, bis zum Juli 1266 zitterte die gewaltige politische Bewegung noch nach, die er am Oberrhein hervorgerufen hatte, erste der Friede von Cappel am Rhein beendete den Streit, nachdem die Kriegsflamme aus Mangel an Brennstoff allmählich erloschen war. Welche Bedeutung diesem Kriege inne-

wohnte, kann man nicht aus diesem klanglosen Ende entnehmen, sie zeigt sich in dem Vertrage, den die Stadt Straßburg im April 1263 mit Walther's Nachfolger auf dem Bischofsstuhle, mit Heinrich von Geroldseck abschloß. Nicht bloß das Facit eines zweijährigen hartnäckigen Waffenganges mit dem Episcopat, sondern eines fast ein Jahrhundert langen politischen Ringens mit den alten Mächten von Gesetz und Sitte, einer großen volkswirthschaftlichen Umwälzung überhaupt ward hier gezogen. Die Stadt gewann staatliche Hoheitsrechte, sie wurde eine selbständige Territorialmacht, die dem Bischofe und auch dem Reiche gegenüber nahezu autonom war. Daß W. von Geroldseck in diesem Kampfe als der Vertreter alter Anschauungen, absterbender Ordnungen stand und fiel, war sein geschichtliches Verhängniß, wird aber die menschliche Sympathie nicht verringern dürfen, welche der leidenschaftlich stolze Jüngling, der tapfere Ritter auf dem Straßburger Bischofsstuhle verdient.

Bellum Waltherianum in Monumenta Germaniae historica SS. XVII, 105—114. — Richerii Chronicon mon. Senonensis in Mon. Germ. hist. SS. XXV, 249—345. — W. Wiegand, Urkundenbuch der Stadt Straßburg I u. IV, 1. — Roth v. Schreckenstein, Herr Walther von Geroldseck, 1857. — W. Wiegand, Studien zur Elsässischen Geschichte und Geschichtsschreibung im Mittelalter. I: Bellum Waltherianum. 1878. W. Wiegand.

Walther von Breisach, bürgerlicher Minnesinger der Verfallzeit. Er ist 1256—66 als Schulmeister in Breisach nachgewiesen; man hat vermuthet, daß er mit einem 1271—94 zu Freiburg auftretenden Schulmeister Walther dieselbe Person sei. — In die große Heidelberger Handschrift sind als Anhang zu den Dichtungen des Schulmeisters von Eßlingen lehrhafte und minnigliche Poesien seines ganz anders gearteten Amtsgenossen nachgetragen. W. ist gelehrt ohne doch mit Wissen zu prunken, lehrhaft, fromm; in seiner ganzen Haltung wie gelegentlich in seiner Strophenbildung erinnert er an den Marner. Wortaufnahme und Wortspielerei bilden sein beliebtestes Kunstmittel. Der erste Ton preist Gott und die (dem Teufel besonders verhaßte) Treue; der zweite ist ein Tagelied: wie der Marner beschränkt sich W. darauf, Wächter und Frau sprechen zu lassen, bringt aber durch Steigerung in der Rede des Wächters dramatische Spannung in den Stoff; der dritte bringt ein formel- und reimreiches Marienlob. Wir erkennen einen typischen Vertreter jener braven Schulmeisterpoesie, die in Hug von Trimberg ihren Abschluß findet.

Text: v. d. Hagen, Minnesinger 2, 140. — Biographisches: Bauer, Germ. 18, 213, Grimme ebd. 33, 50. — Litterarhistorisches: Burdach, Reinmar und Walther Anm. 52, zum Tagelied de Gruyter, Das deutsche Tagelied S. 15. Roethe, Anz. f. d. A. 16, 96.

Richard M. Meyer.

Walther: W., ein wandernder Prediger (Apostel) der Brüdergemeinden, die in der Streitlitteratur des 14. Jahrhunderts „Begharden“ oder „Lollharden“ genannt werden, wurde ums Jahr 1322 in der Nähe von Köln, wohin er von Mainz zu reisen im Begriff war, auf Befehl des Erzbischofs Heinrich von Virneburg verhaftet, ins Gefängniß geworfen, gefoltert und zuletzt verbrannt. W. wird in den Quellen als einer der angesehensten Vertreter der damaligen „Begharden“ bezeichnet und es ist ausdrücklich überliefert, daß er religiöse Schriften in deutscher Sprache verfaßt hat. Mosheim vermuthet (De Beghardis et Beguinabus. Lips. 1790, S. 294), daß W. der Verfasser des bekannten Tractats von den „neun Felsen“ sei. Es läßt sich dafür keinerlei Anhalt beibringen, aber es bleibt wichtig, daß wenigstens einzelne der zahlreichen sog. mystischen Tractate, die in jener Zeit anonym erschienen, an bestimmte Namen angeknüpft werden können; viele der-

selben wurden später Meister Eckhard oder Tauler zugeschrieben, weil man vergeblich nach den Spuren der wahren Verfasser suchte. W. stammte angeblich aus den Niederlanden, war von großer Beredsamkeit, verstand auch lateinisch, und wirkte lange bevor er ergriffen wurde, in den Rheingegenden und vielleicht auch in Westfalen. Das Provinzialconcil, das Erzbischof Heinrich von Köln im J. 1322 abhielt, beschäftigte sich mit Vorkehrungen gegen das weitere Umsichgreifen der Ketzerei und die Mittel, die man anwandte, waren besonders in Westfalen so wirkungsvoll, daß diese Gegenden ihren Glauben besonders rein bewahrten. Die Versuche, den gefangenen W. durch die Folter zur Anzeige seiner Mitschuldigen zu zwingen blieben erfolglos. Die Chronisten berichten, daß er zahlreiche Glaubensgenossen am Rheine, besonders aber in Oesterreich, Böhmen und den benachbarten Ländern besessen habe, wo ihre Zahl 800000 Seelen betragen haben soll.

Nach Catal. Cod. Lat. Bibl. Reg. Monacensis Tom. I, P. II (1871) Nr. 336 findet sich in München ein Mscr. mit dem Titel: „De quodam Walthero“, das Nachrichten über Walther enthält. — Mosheim, De Beghardis et Beguinabus. Lips. 1790, p. 270 ff. 585. — H. Stangefol, Annal. Circ. Westphalici. Col. 1656, Lib. III, p. 410. — Trithemius, Annales Coenobii Hirs. Tom. II, p. 155. — Schaten, Annal. Pad. I. II, p. 249 f. — Ch. Lea, A history of the inquisition II, 373. Keller.

Walther von Speier war ein Schüler des Bischofs Balderich (970 bis 987), der die Studien der St. Galler Schule, aus der er hervorgegangen war, nach Speier verpflanzt hatte. Im Alter von sieben Jahren trat der Knabe in die von Balderich begründete Gelehrtenschule ein und zwar zunächst in eine Art Vorschule, in der er lesen und schreiben lernte, um alsdann von seinem zehnten bis achtzehnten Lebensjahr dem Studium der sog. sieben freien Künste obzuliegen, worunter der Grammatik allein sechs Jahre, der Dialektik und Rhetorik dagegen, sowie der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik zusammen nur zwei Jahre gewidmet wurden. Nach Vollendung dieser Studien, und nachdem er bereits das Amt eines Subdiakons erlangt hatte, wurde ihm von seinem Bischofe ein Auftrag zu theil, der ihm Gelegenheit gab, seinem Gönner und Lehrer seinen Dank abzustatten und zugleich eine Probe seiner Gelehrsamkeit und sprachlichen Gewandtheit abzulegen. Die Nonne Hazecha nämlich, Schatzmeisterin des Klosters Quedlinburg, welche gleichfalls in Speier eine Schülerin Balderich's gewesen war, hatte ein lateinisches Gedicht auf den hl. Christoph verfaßt und ihrem Lehrer mit der Bitte um Verbesserung übersendet. Diese Schrift war, wie W. drei Jahre nach Vollendung seines eigenen Werkes an Hazecha schrieb, durch die Nachlässigkeit des bischöflichen Bibliothekars verloren gegangen, und nun wurde W. vom Bischofe aufgefordert, gewissermaßen als specimen eruditionis denselben Gegenstand in Versen wie in Prosa zu behandeln. W. entledigte sich dieser Aufgabe in dem Zeitraum zweier Monate, indem er zuerst in 271 Hexametern seinen Bildungsgang schilderte und alsdann in fünf Büchern — zusammen 1272 Verse — und 29 Capiteln das Leben und Leiden des hl. Christoph, wie Wattenbach sagt, ganz in dem gespreizten, mit Gelehrsamkeit überladenen Stile der Zeit zur Darstellung brachte. Die Zeit der Abfassung fällt, wie aus den Schlußversen sich ergibt, in das erste Jahr der Regierung Kaiser Otto's III., und es scheint somit der Dichter selbst etwa 965 oder wenig früher geboren zu sein. Nach dem Tode Balderich's schickte W. sein Werk auf ihr Verlangen an seine Amtsgenossen Liutfred, Benzo und Friedrich in Salzburg, und in dieser oder einer gleichzeitigen Abschrift ist es uns erhalten worden durch die aus dem Kloster St. Emmeram in Regensburg stammende Handschrift der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Clm. 14798 saec. X. Herausgegeben wurde es zum

ersten Male von Bernhard Pez, Bibliothekar der Benedictinerabtei Melk in Oesterreich in seinem Thesaurus anecdotorum novissimus und zwar in der dritten Abtheilung des zweiten Bandes, S. 29—122, dann wieder von Harster 1878 als Beigabe zum Jahresbericht der kgl. Studienanstalt Speier, nachdem derselbe in gleicher Weise das Jahr zuvor die Lebensverhältnisse des Dichters sowie die historische Gestaltung der Christophslegende unter dem Titel: „Walther von Speier, ein Dichter des X. Jahrhunderts“ behandelt hatte. Von besonderer Wichtigkeit für die Kenntniß der damaligen, ausschließlich von Geistlichen in Kloster- und Domschulen gepflegten Studien ist das erste Buch seines Gedichtes, der sog. liber scolasticus, worin er von Dichtern, die er gelesen, anführt: den Homerus latinus, Martianus Capella, Horatius, Persius, Juvenalis, Boethius, Silius (?), Terentius, Lucanus besonders aber den durch das ganze Mittelalter mit einer Art mystischer Verehrung umgebenen Vergilius. Die Spuren dieser ebenso intensiven wie ausgebreiteten Lectüre finden sich, wie bei allen mittelalterlichen Dichtern, auch bei W. in zahlreichen Anspielungen und Entlehnungen, die aber nicht als Beweis von Unselbständigkeit sondern als Gelehrsamkeit, nicht als fremdartiger Aufputz, sondern als schönster Schmuck der Rede erschienen. Es spricht sich auch hierin die Begeisterung für das classische Alterthum aus, wovon jene Zeit erfüllt war, und die mehr und mehr den Argwohn kirchlicher Eiferer erregte, welche die Beschäftigung mit den heidnischen Schriftstellern für Teufelswerk erklärten und wesentlich zu dem bald beginnenden allgemeinen Verfall der Humanitätsstudien beitrugen. Zunächst jedoch blühten diese Studien auch in Speier noch in erfreulicher Weise fort, ja sie nahmen einen neuen Aufschwung, als nach dem Erlöschen des sächsischen Kaisergeschlechtes die Krone an den kraftvollen Konrad II., den Salier, kam, der von seiner Vorliebe für Speier auch den Namen der Speierer erhielt, wie er denn auch den Grundstein zu dem gewaltigen Dome legte, den er zu seiner und seiner Nachfolger Ruhestätte bestimmte. Man hat früher allgemein angenommen, daß der Oberhirte der Diöcese, der bei dieser Feier dem Kaiser zur Seite stand, Bischof W. war, der diese Würde von 1004—1030 oder 1031 bekleidete; die neuere historische Forschung jedoch behauptet, daß Bischof W. bereits 1027 gestorben sei, und daß auch das Jahr 1030 für den Beginn des Speierer Dombaues keine Gewähr habe. Dagegen hat sich noch kein Zweifel gegen die zuerst von dem Historiographen des Speierer Bisthums, Remling, ausgesprochene Vermuthung erhoben, daß jener Bischof Walther eben unser Dichter sei, der auch König Heinrich II. auf seinem Römerzug 1014 begleitete und seiner Kaiserkrönung beiwohnte. Er war nach Wattenbach ein hochangesehener Herr und sehr gelehrt, der seinem Collegen Burchard von Worms bei der Ausarbeitung seines Decretes zur Hand ging, und dem kein geringerer als Ekkehard IV., der Verfasser der Casus S. Galli, die Grabschrift schrieb. H.

Walther von der Vogelweide, Minnesänger und Spruchdichter, neben Wolfram von Eschenbach der größte Poet des deutschen Mittelalters. Seinen Namen nennt eine einzige urkundliche Notiz: die Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen. Sie verzeichnen, daß Walthero cantori de Vogelweide zu Zeiselmauer an der Donau in Niederösterreich vom Bischof fünf Solidi für einen Pelzrock geschenkt wurden. Es war, wie nähere Untersuchung festgestellt hat, am 12. November des Jahres 1203. Die gleichzeitigen Dichter Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Thomasin von Zirclaria erwähnen Walther und bezeugen das Ansehen seiner Poesie für das erste und zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Jüngere Kunstgenossen rühmen ihn als ihren Meister. Ueber sein Leben und seine Person unterrichtet allein seine eigene Dichtung. Sie enthüllt ein bewegtes Dasein, eine reiche,

leidenschaftliche, singuläre Individualität, die Ursprünglichkeit und Größe des Genies.

Die Zeit seiner Geburt und seines Todes läßt sich nur durch Combinationen und nur annähernd bestimmen. In dem Liede Ir reinen wîp, ir werden man (Lachmann's Ausgabe 66, 21) sagt Walther, er habe vierzig Jahre lang oder mehr von Minne in der rechten Weise gesungen. Es nöthigt kein Grund, dieses Gedicht, wie Rieger und vorübergehend Wilmanns versucht haben, vor Walther's letzte Lebenszeit zu setzen (v. Karajan, Ueber zwei Gedichte Walther's v. d. V., S. 5: Sitzungsb. d. Wien. Akad., Phil.-hist. Cl. 1851, Bd. 7; Burdach, Reinmar und Walther, S. 6 f.). Die späteste sichere Spur in Walther's Leben weist nun aber in den Ausgang des dritten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts, in die Zeit des Kreuzzugs, den Kaiser Friedrich II. nach langen Vorbereitungen und wiederholtem Aufschub endlich auf eigene Hand, vom Papste gebannt, im Frühling und Sommer 1228 zur Ausführung brachte.

Die sogenannte Elegie Owê war sint verswunden (124, 1) entstand nach der Bannung des Kaisers (Anfang October 1227), auf welche die unsenfte brieve her von Rôme (V. 26) anspielen, und vor dem eigentlichen Kreuzzug, d. h. vor dem 28. Juni 1228. Die Versuche, dies Gedicht mit früheren Kreuzzugsgedanken und Kreuzzugsunternehmungen in Zusammenhang zu bringen, sind gezwungen und werden jetzt wol fast allgemein von der Forschung abgelehnt. Man darf demnach das Lied Ir reinen wîp, ir werden man spätestens ins Jahr 1228 setzen und erhält, wenn man von da vierzig Jahre zurückrechnet, als Anfangszeit von Walther's Dichten etwa 1187. Gibt man ihm für den Beginn seiner künstlerischen Laufbahn ein Alter von zwanzig Jahren, so wäre er 1167 geboren.

Sicherheit ist in dieser Berechnung nicht, und man könnte auf ein Jahrzehnt früher oder später dabei kein Gewicht legen. Sie würde ganz in der Luft schweben, liehe ihr nicht die Erwägung der Geschichte des Minnesangs eine Stütze. Die neueren Forschungen, an denen namentlich Scherer, Wilmanns und ich selbst betheiligt sind, haben die innere Chronologie der mittelhochdeutschen Lyrik klargestellt. Wir vermögen die allmähliche Ausbildung des Minnesangs von seinen primitivsten Anfängen ziemlich genau stufenweise zu verfolgen. Walther steht in künstlerischer Beziehung, durch Stil und poetische Technik, so weit ab von den ältesten höfischen Minnesängern, Heinrich von Veldeke (s. A. D. B. XXXIX, 565 ff.) und Friedrich von Hausen (s. A. D. B. XI, 86 f.), daß zwischen ihm und jenen ein nicht zu kleiner Zeitraum sich ausdehnen muß, und dies um so mehr, als er in Oesterreich seinem eigenen Zeugniß nach seine dichterische Schulung gewann, in demjenigen Lande, das am spätesten von dem Strom der höfischen, aus dem Westen kommenden Cultur und Poesie erreicht wurde. Der Einwand Nagele's, Walther habe lange Zeit vor 1190 zu dichten angefangen, es sei aus dieser Frühzeit uns nur nichts von seinen Liedern erhalten, ist zwar nicht strict zu widerlegen, aber dafür auch wenig glaublich. Nicht viel vor 1190 darf man den Anfang von Walther's Dichten setzen.

Mit dem Jahr 1228 verschwindet Walther aus unsern Augen. Hat er wirklich den Kreuzzug dieses Jahres mitgemacht und selbst das heilige Land gesehen, wie sein Kreuzlied (14, 38), das man am besten auf die Fahrt Friedrich's II. und keine frühere bezieht, ausspricht? Oder gibt er nur ein Phantasiebild der geweihten Stätte? Je nachdem man in diesem Lied dem Dichter mit Lachmann, Pfeiffer, Wilmanns eine Fiction zutraut oder mit Simrock, Wackernagel, Rieger, Paul sie ausschließt, muß man jene Frage beantworten. Schwerlich aber wird man annehmen dürfen, daß Walther das Jahr 1228 lange überlebt habe.

Name und Stand des Dichters erregen vielfachen Zweifel. Völlig feststehend und keinerlei schwankender Auffassung ausgesetzt ist nur, daß er von vornherein Walther geheißen hat. Wiederholt nennt er sich selbst so in seinen Gedichten: er läßt sich vom Hof zu Wien (24, 34) und von Frau Welt (100, 33) mit diesem Namen anreden und in einem freilich angezweifelten, aber wahrscheinlich echten Spruch (150, 89) führt er sich selbst als ich Walther ein. In zwei polemischen Gedichten gegen feindliche Rivalen in der Kunst (18, 6. 82, 12) gibt er sich das Prädicat hêr bez. hêrre, welches nach der gewöhnlichen Meinung nur Männern ritterlichen Standes zukam.

Walther's Kunstgenossen spendeten ihm, wo sie ihn erwähnen, nur theilweise dies ehrende Beiwort: Wolfram Parzival 297, 24 hêr Walther, Willehalm 286, 19 hêr Vogelweide; ebenso hêr der Marner (Strauch's Ausgabe XIV, 18, S. 113, 274), der Wartburgkrieg, Albrecht im jüngeren Titurel, Hugo von Trimberg in seinem Renner. Andere wie ein Anonymus in Lachmann's Waltherausgabe (119, 11), Ulrich von Singenberg (ebd. 108, 7), Rubin (von der Hagen, Minnesinger IV, 871), Reinmar von Brennenberg (ebd. 871) brauchen in poetisch-vertraulicher Anrede den einfachen Personennamen ohne weiteren Zusatz.

Der Titel her erscheint nur, wo man den Namen des Dichters mit einer gewissen Förmlichkeit nennt. Lästigen und verächtlichen Widersachern gegenüber gibt er ihn sich selbst, seine gesellschaftliche Stellung damit hervorzuheben. Wo man seiner höflich, aber ohne besondere Wärme gedenkt, muß das ehrende Wort sich gleichfalls einfinden. Aber sonst kann es auch fehlen. Es ist nichts weiter als ein Epitheton, das jedes Mitglied der ritterlichen Societät beanspruchen darf. Ja es kann schwerlich bezweifelt werden, daß man in jener Zeit auch Männer, die nicht wirklich die Ritterweihe empfangen hatten, ja nicht einmal ritterlicher Geburt waren, her nannte. Schulte hat (Zeitschr. f. d. Alterthum 39, 210, 213) gezeigt, daß in den Urkunden des 13. Jahrhunderts höhere, oft auch niedere Cleriker die Titulatur her bez. dominus führen und seit der Mitte des Jahrhunderts in Zürich wenigstens auch nichtritterliche Bürger. Jeder vollends, der nach ritterlicher Art im Hof- und Herrendienst lebte, erhielt den Ehrennamen her aus Höflichkeit, ohne daß eine Ahnenprobe angestellt oder nach seiner Ritterweihe gefragt wurde. Zwar haben die 1156 erlassenen Bestimmungen der Constitutio de pace tenenda zum Schutz und zur Abschließung des legitimen Ritterstandes, die 1187 oder 1188 in der Constitutio contra incendiarios wiederholt wurden (Zallinger, Ministeriales und Milites, S. 87; Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts 1, 172; Roth von Schreckenstein, Ritterwürde, S. 149 ff.), den Begriff der Ritterbürtigkeit und den Nachweis derselben durch vier Ahnen zur Grundlage des Standes zu machen gesucht. Aber sie haben nie ganz verhütet, daß auch Nachkommen unebenbürtiger Väter oder Großväter die Vorrechte ritterlichen Lebens und die damit verbundenen Ehrentitel sich gewannen, und mochte zuweilen das ein kaiserlicher Dispens erwirken, über den des Petrus de Vineis Formelbuch Auskunft gibt (Roth v. Schreckenstein a. a. O., S. 197), oder ein besonderes königliches Privileg (z. B. für die Bürger Basels: Heusler a. a. O. 1, 181 Anm. 17), so geschah es doch gewiß nicht selten auch ohne solche ausdrückliche Ermächtigung. Nur so begreift man Wirnt's von Grafenberg (Wigalois 63, 29 ff.) Zorn über die illegitimen Ritter und die Verleihung des Schwertes an Unwürdige, durch Geburt und Leben von Rechtswegen Unritterliche. Erwägt man nun ferner, daß erfahrungsmäßig die Titulaturen die Tendenz haben das reale Standesverhältniß zu erhöhen, der emporstrebenden socialen Entwicklung voranzueilen, so wird man aus der Thatsache, daß unsere großen Sammelhandschriften Walther überwiegend den Namen her geben, nichts Sicheres über seinen Stand zu entnehmen wagen.

Wichtiger ist seine Stellung in der genau abstufend nach Ständen ordnenden (Schulte, Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 185 ff.) großen Heidelberger Liederhandschrift: hier steht er in der dritten Gruppe, welche die Ministerialen und den unfreien Landadel umfaßt. Aber auch daraus folgt noch nicht unzweifelhaft, daß seine Familie bereits ritterlichen Standes war. Jedenfalls läßt sich Walther's Ritterbürtigkeit nicht beweisen.

Aus der Angabe einer handschriftlichen Eisenacher Chronik des 15. Jahrhunderts (Berol. mss. germ. 4: Nr. 252), die den Wartburgkrieg erzählt und dabei Walther ritterslaht nennt, hat Winkelmann (Geschichte Kaiser Friedrich's II. und seiner Reiche, Bd. 1, S. 72 Anm.) mit Unrecht für Walther's Herkunft Schlüsse gezogen. Ebensowenig darf des Johannes Rote jener Chronik nah verwandter Bericht vom Wartburgkrieg (von der Hagen IV, 878a), wonach Walther und die übrigen Theilnehmer an dem Dichterwettstreit rittermessige man und gestrenge weppener gewesen seien, als historisches Document benutzt werden. Denn all diesen thüringischen Geschichtsdarstellungen liegen bekanntlich stark fabulos ausgeschmückte Quellen zu Grunde. Anderseits gibt es doch auch kein directes Zeugniß für eine nicht ritterliche Abkunft Walther's. Wenn ihn gleichzeitige und jüngere Dichter meister nennen, so wollen sie damit, wie der Zusammenhang dieser Erwähnungen unzweifelhaft lehrt, nur seine künstlerische Trefflichkeit und Ueberlegenheit bezeichnen, nicht aber etwa auf seinen bürgerlichen Stand hinweisen, wie Heinrich Kurz seltsamer Weise glaubte.

Es gibt indessen gewisse innere Gründe, die für rittermäßige Abstammung des Dichters sprechen. Seine Gedichte zeigen, daß er sich als ein Mitglied der guten d. h. der höfischen Gesellschaft sicher und mit vollkommener Beherrschung der ritterlichen Formen bewegte. Bei jeder Gelegenheit gibt er sich als Kenner des wahren höfischen Tons, der echten ritterlichen Sitte, der edeln Poesie. Er blickt verachtungsvoll auf jede litterarische Roheit in Hofkreisen herab und sondert ritterliche Poesie scharf von der, die er als bäurische verächtlich macht (65, 31). Danach muß man Bedenken hegen, ihn als einen völlig standeslosen Mann zu betrachten. Wenn er schließlich vom König belehnt wird (27, 7; 28, 31), so spricht dies noch keineswegs dafür, daß er ritterbürtig gewesen; denn rechte Lehen konnten nach Lehenrecht zwar nur Ritterbürtige empfangen, Dienstlehen dagegen auch ein jeder, der rittermäßig Waffendienst that (Ficker, Vom Heerschild, S. 174 ff.; Zallinger, Ministeriales und Milites, S. 41 ff.; Roth v. Schreckenstein, Ritterwürde, S. 190, 192; R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, S. 383; v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirthschaftsgeschichte 2, 57 f., 183 ff.; Heusler, Institutionen 1, 171 ff.). Mit allem Nachdruck aber ist als durchaus irreführend der Satz Schönbach's zurückzuweisen (Walther, S. 40): „so sicher es ist, daß Walther einem edlen Geschlechte angehörte." Aus einem „edlen" Geschlechte, worunter man im Sinne der mittelalterlichen Standesverhältnisse zunächst nur ein wirklich altadliches, freies Geschlecht, eine Familie von freien Herren (Freiherren) verstehen kann, ist Walther jedenfalls nicht hervorgegangen. Wir müssen — dafür wird sich noch später (unten S. 44) ein besonderer Grund ergeben — seine Familie im unansehnlichsten Theil der Ritterbürtigen suchen, im Kreise der niedersten Ministerialen, der sogenannten Milites, der Dienstmannen von freien Herren oder Ministerialen, die in unsern Quellen auf das bestimmteste von den höher geachteten Ministeriales, den Dienstmannen der Reichsfürsten, Grafen und Prälaten gesondert werden.

Selbst um eines rechten Lehns würdig zu sein, bedurfte man nicht der förmlichen Ritterweihe. Auch ritterbürtige Knappen waren lehnsfähig. Und man kann, wie schon 1822 Uhland gethan hat (Schriften z. Gesch. d. Dicht. und

Sage 5, 14), sehr zweifeln, ob Walther wirklich die Ritterweihe empfangen habe und dadurch formell selbst Ritter geworden sei. Das Prädicat her, welches ihm von verschiedenen Seiten beigelegt wird, vermag hierfür gar nichts zu beweisen, denn auch nach der herrschenden Beurtheilung könnte es höchstens für seine Abstammung in Betracht kommen. Auch als ritterbürtiger Knappe konnte er sich, konnten andere ihn so nennen. Wenn aber in den beiden Botenliedern (113, 1 und MSF. 214, 36, vgl. Wilmanns[2], S. 437 ff.), deren zweites schwerlich Walther gehört, und in dem Frauenmonolog (113, 31) von einem Ritter die Rede ist, so kann auch das nichts entscheiden: hier handelt es sich um die conventionelle Darstellung eines typischen Verhältnisses der hohen Minne; hier redet der Schüler Reinmar's; und nichts kann veranlassen, darin eine Photographie persönlicher Erlebnisse nicht nur, sondern sogar persönlicher äußerer Lebensverhältnisse zu suchen. Es ist ein wunderlicher Mißgriff, in einer poetischen Gattung, wo vor allem Realen Maske und Schleier hängen und jeder die Person verrathende, das Geheimniß verletzende individuelle Zug sorgfältig verdeckt wird, urkundliche Genauigkeit, sozusagen standesamtliche Akribie für die Personalien des Dichters zu erwarten! Warum nennt sich Walther denn niemals Ritter in seinen Sprüchen, die sich so viel realer und so viel persönlicher geben? Die Reiserechnungen Wolfger's gewähren ihm, obwol sie ihn zwei Mal erwähnen, weder ein dominus noch ein miles. Gewiß, hier kann Flüchtigkeit oder die in Urkunden nicht seltene Nachlässigkeit in der Anwendung der Titulaturen vorliegen. Schwerlich aber darf man dagegen die um anderthalb Jahrhunderte jüngere und für diese Dinge kaum noch authentische Notiz im Manuale des Michael de Leone (gegen 1354) milite Walthero dicto de Vogelweide ausspielen. Freilich kann man anderseits auch nicht den Titel der guote kneht, den Thomasin im Welschen Gast Walther voll zürnender Bewunderung beilegt, dafür geltend machen, Walther sei nur ritterbürtiger Knappe gewesen (Wackernagel bei Simrock 2 118), noch weniger aber mit Wilmanns (Leben Walther's, S. 300, Anm. 24) annehmen, Thomasin habe das Wort gewählt, weil Walther damals noch kein ritterliches Gut besaß. Denn einmal konnte kneht (servus) jeden Ministerialen, nicht bloß den mit keinem Beneficium belehnten bezeichnen (Waitz, D. Verfassungsgeschichte[2] 5, S. 333 Anm. 2, S. 347), außerdem aber wird der Ausdruck der guote kneht formelhaft gerade von Rittern jeder Art, auch Fürsten, gebraucht, nur um sie als tapfere und ehrenhafte Männer zu charakterisiren (Hildebrand, D. Wb. V, 1382 f.), und diesen Sinn wollte wol auch Thomasin damit verknüpfen.

Wol aber ist mit Uhland und Anderen Gewicht zu legen auf eine Aeußerung Walther's selbst in seiner Elegie (125, 1 ff.): dort stellt er sich den Rittern, den Besitzern der gewîhten swert, gegenüber und mahnt sie, sich von ihnen sondernd, an eine Aufgabe, die ihnen zustehe, die Kreuzfahrt. Warum dieses daran gedenket ritter, ez ist iuwer dinc, wenn er sich selbst zu ihnen rechnete? warum die Betonung ihrer Standeszeichen, wenn er sie selbst gleichfalls besaß? War der Grund, weshalb er die Ritter von sich trennte, sein hohes Alter, das ihn kampfunfähig machte, so hätte er das deutlich gesagt: er hätte dann nicht die Ritter insgemein, sondern die jungen Ritter an ihre Pflicht erinnert; er hätte nicht den Wunsch aussprechen können, der sigenünfte wert zu sein (125, 4), sondern vielmehr nur die zu ihr erforderliche Rüstigkeit sich ersehnt. Lachmann hat zu 14, 38 richtig bemerkt, daß Walther hier „sich der Ehre, an der lieben reise über See theilzunehmen allzu gering achtet". Was ihm fehlt, deutet er an, wenn er sich mit allerdings doppelsinnigem Ausdruck nôtic man nennt (125, 5) d. h. bedürftig in eigentlichem und in geistlichem Sinn; es enthüllt sich völlig in den etwa gleichzeitigen, durch Stimmung und das refrainartige Owê der Elegie aufs nächste verwandten Kreuzsprüchen Owê

waz êren sich ellendet tiuschen landen (13, 5—31): manheit, darzuo silber und daz golt (13, 6) gebricht dem Dichter; dieser Mangel hindert ihn an der Fahrt. Friedrich II. hatte im Vertrag von S. Germano (25. Juli 1225) sich verpflichtet, im August 1227 mit tausend Rittern antreten und für zweitausend Ritter und ihre Begleitung Pferde und Schiffe bereit halten zu wollen. Die früheren demokratischen Bestimmungen Innocenz' III. in seinen Kreuzzugsbullen der Jahre 1213 und 1215, welche die Theilnahme am Kreuzzug jedem ohne Rücksicht auf Stand und Besitz als Pflicht auferlegten, die man jedoch durch Geldzahlung oder einen Stellvertreter ablösen konnte, hatte Honorius Anfangs beibehalten, dann aber durch die Kreuzprediger und die übrigen Geistlichen nur solchen Personen das Kreuz anzuheften gestattet, welche durch körperliche Tüchtigkeit und materielle Selbständigkeit dazu geeignet schienen (Emo Chronicon Mon. Germ. Script. XXIII, 499, Z. 19 ff.). Damit war auf die älteren Kreuzzugsordnungen Kaiser Friedrich's I. und der Curie zurückgegriffen worden, die zur Kreuzfahrt keinen zuließen, der nicht ein Jahr oder zwei Jahre sich selbst erhalten konnte und völlig kriegsfähig war. Bei dem Kreuzzug des Jahres 1227 herrschte gleichwol über die Bedingungen zur Theilnahme eine gewisse Unklarheit. Friedrich II. hatte sich in einem unvorsichtigen Augenblick (Herbst 1226) zu der Erklärung hinreißen lassen, es würden für alle ohne Unterschied Schiffe bereit stehn. Später (Sommer 1227) zeigte sich, daß weder die Transportmittel noch die Vorbereitungen zur Verpflegung ausreichten, und der Papst konnte hier mit seinen Anklagen gegen den Kaiser einsetzen. Aus Deutschland zogen indessen zu dieser ganzen Fahrt überwiegend reiche und angesehene Pilger aus, sodaß dieser Kreuzzug auch expeditio nobilium et divitum genannt ward (Röhricht, Beiträge 1, 18 Anm. 103). Als dann die Kreuzfahrt durch die Krankheit des Kaisers unterbrochen war und nachher trotz der Bannung im Frühling 1228 wieder aufgenommen wurde, bestimmte Friedrich, daß 8 Lehen zusammen je einen Ritter stellen sollten. Der Zuzug aus Deutschland blieb gering und war durch das kriegerische Verhalten der Veroneser und Mailänder erschwert. Das neue Kreuzheer, das am 28. Juni 1228 mit dem Kaiser in Brindisi sich einschiffte, war nicht stark. Danach wird Walther's Elegie, die aus dem Winter 1227 stammt, verständlich. Er muß die säumigen Ritter antreiben und fühlt sich selbst weder durch sein Vermögen, noch durch seinen Stand legitimirt, mitzuziehn; er besaß nicht die Abzeichen der ritterlichen Würde; er verfügte trotz seinem Lehngut nicht über ausreichende Geldmittel, um an dieser expeditio nobilium et divitum sich zu betheiligen.

Wiederum können allein innere Gründe eine annähernde Gewißheit bringen. Walther hat sich niemals als Ritter von Beruf gefühlt. Zwar er besaß, mindestens zu Zeiten in Thüringen, einen eigenen Knappen Dietrich, der zu Hof reitet (82, 11); zwar erschien ihm, der zu Pferde in ritterlicher Weise einherzog (24, 20; 28, 8; 53, 18; 84, 15), wie übrigens auch der fahrende Meister Sigeher (MSH. II, 361b), der sicherlich nicht ritterbürtig und nicht Ritter war, auch nicht rittermäßig lebte, am Stab zu Fuß zu gehn als der äußerste denkbare Grund der Erniedrigung (66, 33). Aber stolz ist er nur auf seine Kunst. Wenn er sich rühmt, wenn er Anspruch auf Anerkennung und Ehre erhebt, immer führt er seine dichterischen Thaten als Rechtstitel. Er weiß sich den Stümpern und halben Talenten überlegen: selbst einem Reinmar, der doch sein Lehrer war; wie viel mehr der ganzen Schar genannter (Stolle, Wîcman) und ungenannter mittelmäßiger Rivalen bis zu den snarrenzaeren (80, 33)! Gegen alle richtet er die Waffen seines Spotts, seines Zorns, seiner Verachtung und verlangt vor ihnen in der ritterlichen Gesellschaft geehrt zu werden. Aber wenn er überhaupt gegen Leute dieses Schlags so heftig wurde, so deutet das

darauf, daß er sich in seiner socialen Position nicht ganz sicher fühlte. Er war und blieb gesellschaftlich ein Fordernder, kein beatus possidens. Er betrachtet sich von jeher als Lehrer wahren höfischen Wesens, echter Adelssitte und rechnet sich darum zu den hovewerden (80, 34, in einem späteren Gedicht freilich). Er wagt, auch dem Kaiser Friedrich II. gegenüber durch seine „reiche Kunst“ (28, 2) sein Recht auf Wohlstand und Besitz zu begründen. Aus vierzigjährigem rechtem Singen von edler Minne, aus der in seiner Dichtung offenbarten unverzagten arebeit, mit der er sein Leben lang nach werdekeit gestrebt (66, 34), leitet er seine des Lohnes werthen Verdienste in der ritterlichen Gesellschaft her (66, 21 ff.). Er hat dagegen nichts von dem vornehmen ritterlichen Standessinn Wirnt's von Grafenberg, der als freier Herr ihn allerdings weit überragte und im Bewußtsein seiner edlen Geburt gegen die eiferte, welche nicht Ritterbürtigen und zu ritterlichem Leben auf die Dauer nicht Fähigen die Ritterwürde gaben (Wigalois 63, 35 ff.), und auch nichts von dem höhern socialen Stolz seines ihm der Herkunft nach weniger überlegenen großen Zeitgenossen, Wolfram's von Eschenbach.

Auch dieser war arm gleich Walther und suchte gleich ihm den Schutz der Fürsten, mag vielleicht sogar eine Zeit lang wie Walther ein Wanderleben geführt haben (Parz. 499, 9). Aber ihm steht sein Ritterberuf höher als sein Dichten, zumal höher als sein Minnesang. Sonst könnte er nicht, selbst nicht in einem Augenblick zorniger Uebertreibung, sich rühmen, daß ihm schildes ambet angeboren sei und er nur hierdurch Frauenliebe gewinnen wolle, nicht durch seine Lieder oder sein Märe (Parz. 115, 11), für das er freilich am Ende süezer worte aus zartem Munde harrt (Parz. 827, 28). In Wolfram lebt die altererbte Abneigung des kriegstüchtigen Adlichen gegen Pergament und Schriftstellerei, insbesondere gegen das Tändeln mit weichen Gefühlen. Seine Erzählung soll ihm keiner für ein Buch halten. Gegen den Minnesänger Reinmar, der nichts ist als Herzenskündiger, schleudert er seine spitzesten Pfeile (Parz. 115, 5). Als mannhafter Ritter fühlt er sich im Vollbesitz der werdekeit, wenn er auch glaubt, daß die verständigen Damen der Gesellschaft ihn nach der Vollendung seines Epos vom Parzival noch werther schätzen werden (Parz. 827, 25).

Walther begehrt nicht Gleichberechtigung von der ritterlichen Gesellschaft; er fordert Beifall des höfischen Publicums nicht wie von Standesgenossen gleich Wolfram; er fühlt sich im lebhaften Bewußtsein seiner Dichtergröße und mit leidenschaftlicher Empfindlichkeit und Eifersucht über ihre Anerkennung wachend als ein andersgeartetes Wesen, aber doch abhängig. Er bezeichnet sich als Zeitvertreiber: der mit werder kunst den liuten (d. h. der Gesellschaft) kürzet langez jâr nennt es eine unter dem Namen Reinmar's des Fiedler's überlieferte Strophe (bei Lachmann, S. 165). Er wirbt mit seiner Kunst um Lohn, materiellen und idealeren; er dient sein Leben lang mit seinen Versen und heischt dafür, oft lebhaft und heftig, Entgelt: mîn minnesanc der diene iu dar und iuwer hulde sî mîn teil (66, 31). Von jenen Rittern, die am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen bei seinem ersten Besuch das Uebergewicht hatten, welche nach alter Weise die eigentlichen ritterlichen Standesgewohnheiten pflegten und in kriegerischer Stählung des Körpers sowie in festem Trunk ihre Lebensaufgabe suchten, sah er sich durch eine Kluft getrennt: kenpfe d. h. Haudegen, Raufbolde schilt er sie scherzend (20, 12) und stellt sie damit in den Kreis unehrlicher Leute, die der Sachsenspiegel (I, 38, § 1. III, 45, § 9) zusammen mit den unehelich Gebornen und den Spielleuten als rechtlos aufzählt: er, der selbst das Gewerbe des Spielmanns, wenn auch auf seine, höhere Weise trieb! Wolfram hingegen, obwol auch er die thüringische Hofgesellschaft scherzend kritisirt (Parz. 297, 16), stand diesen Elementen, denen minnigliches Versemachen

unritterlich vorkam, näher und theilte mit ihnen eine gewisse Geringschätzung des Minnesangs, die er in seiner Selbstvertheidigung am Ende des zweiten Buchs des Parzival so unverhohlen aussprach (vgl. Stosch, Zeitschr. f. d. Alterth. 27, 317 ff.), und von der ein wenig selbst in den Späßen durchscheint, mit denen er zwei Mal auf Lieder Walther's anspielt. Vierzigjährigen Minnesang im Dienst der Hofkreise, worauf Walther so emphatisch seine gesellschaftliche Stellung gründet, würde er nie als Quelle echter werdekeit haben gelten lassen. Ein auf beiderseitiger Sympathie beruhendes Verhältniß der beiden Dichter, wie es Schönbach (Walther, S. 104) sich ausmalt, in dem Wolfram von Walther's „unmittelbarer Frische und ausdauernder Jugendlichkeit den Ansporn empfing zur Fortsetzung und Vollendung seines unsterblichen Werkes", läßt sich schlechterdings aus nichts erschließen und es erscheint geradezu undenkbar nach allem, was wir wirklich von Charakter und Lebensstellung der beiden wissen. Walther mag von Wolfram gelernt haben, Wolfram nimmermehr von Walther. Es ist nicht bloß ein landschaftlicher Gegensatz der Bildung, was den in Thüringen eingewurzelten Nordgauer Wolfram von dem in Oesterreich gereiften Walther scheidet: es ist ein litterarischer und Standesgegensatz. Vielleicht Dienstmann (oder Vasall?) der Grafen von Wertheim (Parz. 184, 4) und von ihnen belehnt, Herr eines wenn auch kleinen Gutes, stand Wolfram trotz seiner Armuth den Fürsten und der höfischen Gesellschaft viel freier gegenüber: seine sociale Lage war von vonherein eine unabhängigere. Nicht ohne Sinn bildet die große Heidelberger Liederhandschrift Wolfram in voller, zum Kampf fertiger Rüstung ab, mit geschlossenem Helm, schwertumgürtet, Speer und Schild in den Händen und bereit auf dem gesattelten und gezäumten Roß aufzusitzen, Walther dagegen in der Stellung des Denkers, auf einem Stein sitzend in ernste Betrachtungen versunken, ohne Rüstung, das Schwert zur Seite gelehnt, und in der Weingartner Handschrift fehlt ihm sogar Helm und Schild. Wolfram's Poesie tönt in jedem Vers das laute, speer- und schwertklirrende, prunkende, abenteuerliche Ritterleben wieder; er sieht die Welt nur mit den Augen des Ritters; er verrittert sie, wie ein feiner Kenner seines Stils, L. Bock, ein bekanntes Wort Goethe's über Hebel modelnd, treffend bemerkt hat. Walther dagegen steht zwar auch in ritterlichem Wesen und Leben, aber nicht mit der Parteilichkeit des Standesgefühls. Ja aus einer gutmüthig boshaften Polemik Wolfram's gegen ein Lied Walther's klingt deutlich der Vorwurf: „Du bist nicht ganz ebenbürtig, nicht voll Ritter!"

In die berühmte Scene, da Parcival vor drei Blutstropfen im Schnee in sehnsüchtige Liebesgedanken an seine verlassene Gemahlin versinkt und selbst durch die Schläge des vorwitzigen Keie nicht aus seinen Träumen geweckt wird, schaltet Wolfram nach seiner Weise einen neckischen Ausfall gegen die Frau Minne ein (Parz. 294, 21) Wie Wilmanns (Leben Walther's, S. 453) richtig erkannt hat, kriegt bei dieser Gelegenheit Walther einen gelinden Hieb ab. Die Frau Minne, sagt Wolfram, möge sich nur in Acht nehmen, daß man ihr nicht die Schläge, die Parzival empfangen hat, anrechne, denn ein gebûr wenigstens d. h. einer, der nicht selbst gewohnt ist, für erlittenen Schimpf sofort mit den Waffen Vergeltung zu üben, ein Nicht-Ritter spräche gleich: „Meinem Herrn sei das gethan" d. h. als unfreier Mann fordert er rechtliche Vertretung von seinem Herrn. Der Witz parodirt Walther's Klageruf an die Frau Minne (40, 26): frowe Minne daz sî iu getân, genau in derselben Art, wie Walther (111, 32) Reinmar's Bild vom gestohlenen Kuß (Minnesangs Fr. 159, 37 ff.) beim Wort nimmt und durch strenge juristische Folgerung als unschicklich lächerlich macht. Und vielleicht schwebte Wolfram auch Walther's Hülferuf an die Frau Minne 55, 8 vor, in dem er sich als sinnlos hinstellt und dessen

tuon ûf! (V. 34) Parz. 433, 1 wiederklingt. Aber dieser Spott ist nicht so ganz harmlos. Es steckt darin, was Wilmanns nicht hervorhebt, eine kleine Dosis Geringschätzung. Zunächst macht Wolfram sich über die Auffassung lustig, welche den Liebenden als Sklaven der Minne hinstellt, wie er es auch sonst liebt, die überschwängliche Verherrlichung der Minne zu ironisiren. Dann aber vor allem: der Minnesänger, der sich mit Versen wehrt und nährt, nicht schildes ambet treibt, wird, weil nicht voll waffentüchtig, übertreibend den gebûren gleich oder nah gesetzt. Das heißt: Walther war überhaupt nicht Ritter geworden, hatte nicht das Schwert feierlich empfangen. Denn daß hier etwa nur der Stolz spräche des höheren Ministerialen Wolfram, der einen Grafen seinen Herrn nannte, gegen den niedrigeren Ministerialen, den Dienstmann freier Herren oder gar von Ministerialen, den bloßen miles, wofür wir Walther halten müssen, ist unwahrscheinlich, weil dann die Pointe des Witzes nicht trifft oder dunkel wird. Wolfram repräsentirt Walther gegenüber mehr die alte Lebensanschauung des conservativen, volksthümlichen, aber standesstolzen deutschen Nordens. Da wird das alte Ideal des Mannes, da wird die alte Gliederung der Berufs- und Geburtskreise zäher als in Oberdeutschland festgehalten; da gilt ritterliches Wesen mehr als höfisches, Turnier- und Kriegstüchtigkeit mehr als Bildung des Geistes und Herzens, als hingebender Liebesdienst; da schätzt man wol drastische Epik, aber nicht den zartgestimmten Minnesang.

Ein ritterliches Geschlecht von der Vogelweide ist aus dem 13. Jahrhundert bisher nicht nachgewiesen. Man muß bezweifeln, daß sich, nachdem so lange vergeblich danach gesucht worden ist, ein solches noch wird auffinden lassen. Plätze aber, die den Namen vogelweide (aviarium) führten, gab es im Mittelalter viele. So nannte man Stellen, wo Vögel sich aufhielten oder insbesondere zu Jagdzwecken, also Falken, Sperber, Habichte, gefüttert und zur Beize abgerichtet wurden, demnach auch Vogeljagd stattfand (über die Bedeutung vgl. Richard Müller, Blätter d. Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich 1888 N. F. 22, 196 ff. und Lampel ebd. 1892 N. F. 26, 9 ff.). Solche Vogelweiden lagen in der Nähe vieler Burgen, Klöster und Städte. Der Ortsname „Vogelweide" ist denn auch aus alter Zeit mehrfach nachgewiesen worden und über ein Dutzend stehen zur Auswahl. Nicht weiter hilft die Suche nach einem Familiennamen von der Vogelweide, der wiederholt, aber theils nur bürgerlich, theils zu spät belegt ist, noch die Jagd nach einem Rittersitz dieses Namens. Der Reihe nach hat man die Schweiz, Oesterreich, Franken, Tirol und neuerdings wieder Böhmen als Walther's Heimath ausgegeben.

Für Tirol glaubte man ein bedeutsames Argument gefunden zu haben, als G. Mairhofer und Franz Pfeiffer 1864 (seine Ausgabe 1. Aufl., S. XIX, 6. Aufl., S. XXV) in einem Urbarbuch aus dem Ende des 13. Jahrhunderts einen Hof und Wald des Namens in der Nähe von Sterzing (s. jetzt Fontes rerum Austriacarum Diplomata, Bd. 45, S. 56), und mehr noch als man im Layener Ried am linken Ufer des Eisack über Waidbruck am Bergeshang des Grödnerthals zwei Gehöfte entdeckte, die noch heute „zur Vogelweide" heißen und deren eines für uralt gilt. Da dieser Vogelweidhof zugleich durch die auf ihm haftenden, im Katasterbuch von 1774 belegten (Zingerle, Germania 20, 259) Einkünfte an Zehnten sich als alter Rittersitz zu kennzeichnen schien und im 15. Jahrhundert urkundlich als solcher erwiesen ist (Redlich, Mittheilungen d. Instituts f. österreich. Geschichtsforschung, Bd. 13, S. 160 f.), meinte man alles Ernstes, hier die Geburtsstätte des Dichters annehmen zu dürfen, und durch landsmannschaftliche Begeisterung wurde für diese Ansicht lebhaft, ja begeistert Propaganda gemacht.

In Wahrheit ist ein Beweis dafür nicht erbracht, wie Schönbach (Anzeiger f. deutsches Alterthum 4, 5 ff.) für jeden Urtheilsfähigen sattsam dargethan hat. Weder steht es fest, daß jener Hof schon im 12. Jahrhundert ein Rittersitz war — vielmehr wird das jetzt auf Grund urkundlicher Forschung bestritten von Lampel (Blätter des Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich N. F. 1892, Bd. 26, 251 ff.) — noch auch darf man überhaupt erwarten, daß Walther einem ritterlichen Geschlecht mit festem Familiennamen angehört hat, da sonst gewiß ein solches auch in Urkunden gelegentlich einmal vorkommen müßte. Mit Ficker, dem ersten Kenner mittelalterlicher Standesverhältnisse und insbesondere österreichischer und tirolischer Urkunden (Germania 20, 271 ff.), rechnen wir Walther zu der niedersten Classe der unfreien Ritter, zu den Dienstmannen der freien Herren oder der Ministerialen, die im Gegensatz zu den höher stehenden Dienstmannen der Fürsten, Grafen oder gefürsteten Prälaten einfach Ritter schlechthin (milites) hießen, in Urkunden selten auftraten und, wo sie erschienen, bloß mit ihren Personennamen angeführt wurden, da sie des festen Familiennamens noch entbehrten.

Völlig verfehlt und grammatisch (Behaghel, Germania 35, 199 f.) wie exegetisch (Vogt, Zeitschr. f. d. Philologie 23, 479 ff.) ganz unzulässig war der Versuch Domanig's, die Gestalt des alten Klausners in Walther's Reichston (9, 37) als Maske für den Dichter selbst aufzufassen, dem Wort klôsenaere, wie ähnlich schon früher Zingerle (Germania 20, 267), den Sinn „aus Klausen (in Tirol) stammend" zu geben und so die gesuchte Heimath nach dieser Stadt zu verlegen.

Auch die neueste Bemühung, der unverbürgten Meistersängertradition aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, Walther sei ein „Landherr in Böhmen" gewesen, und von der Hagen's Anknüpfung (Minnesinger IV, 161) an den angeblich Johann von der Vogelweide heißenden Verfasser des Streitgesprächs „Der Ackermann aus Böhmen" von 1399 urkundliche Stützen zu geben (Hallwich, Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen 1893, auch separat) verdient durchaus einfache Ablehnung (vgl. Schönbach, Anzeiger für deutsches Alterthum 21, 228 ff.). Der Nachweis eines bürgerlichen Geschlechts Vogelweyder oder von der Vogelweyde zu Dux in Böhmen in den Jahren 1389—1404 und eines Walther von der Vogelweyde (1396 und 1398) besagt für die Frage genau so viel oder so wenig als der urkundliche Walther der Vogelwaid von Velthaim in Oberbaiern vom Jahre 1394 (Monum. Boica 16, 459; Schmeller, Bayerisches Wörterb.^{2} 2, 853) oder der gleichfalls urkundliche Walther von der Vogelwaid in der Steiermark vom Jahre 1368 (Palm, Zeitschr. f. deutsche Phil. 5, 205), bei denen beiden der Stand nicht sicher zu ermitteln ist. Und diese Zeugnisse haben an sich wieder nichts voraus vor jenen theilweise etwas jüngeren, auf welche die Vertheidiger der Tiroler Heimathhypothese sich berufen: 1302 Chonrad Vogelwaider in der Bozener Gegend, 1547 Wörndl Vogelwaider in Ried Inhaber des Untervogelweiderhofs und Wolfgang Voglwaider Inhaber des Obervogelweiderhofs; 1477 der Arzt Meister von der Vogelwaid; Walther Vogelweider in Riedt im ältesten Laiener Taufbuch von 1575 (Zingerle, Germania 20, S. 260 und Anm., S. 269); und endlich von Lampel (a. a. O. 26, 255) nachgewiesen ein Vogelweide um 1290 zu Egerdach bei Amras.

Auf ein Vogelwaid in Oberösterreich (Bezirksamt Weißenbach) machte Zarncke (Litterarisches Centralbl. 1869, S. 679) aufmerksam. Für Niederösterreich belegte das Wort in der Bedeutung Vogelzucht oder Vogeljagd R. Müller aus einem Eipeldauer Taiding von 1512 (Blätter d. Vereins f. Landesk. von N.-Oesterr. N. F. 22, 197), bei Allentsteig in einem Meissauischen

Verzeichniß aus dem 14. Jahrhundert Lampel (ebd. N. F. 26, 9). Vielleicht ist an der zweiten Stelle ein Flurname gemeint. Sonst kommt in Niederösterreich sehr oft vor Vogelsang und Vogelbühel.

Der Stand aller bisher bekannten Namensvettern des Dichters scheint sich mit Sicherheit nicht als ritterlich erweisen zu lassen, aber auch wenn es bei einzelnen der Fall wäre, wie bei jenem Stephlein von Voglwayd gesessen in Layaner pharr, den am 23. December 1431 das gräfliche Brüderpaar Michael und Oswald v. Wolkenstein nach Lehens- und Landrecht mit einem Zehnten belehnte (Redlich a. a. O.), was folgte daraus? Nichts, als daß es eben Vogelweiden und danach genannte ritterliche und nichtritterliche Höfe in und vor vielen Städten gab, daß bis ins 16. Jahrhundert, vielleicht unter meistersängerischem Einfluß, die Erinnerung an den Namen des großen Dichters fortdauerte. In Frankfurt am Main lebte nach Ausweis des ältesten Todtenbuchs im 13. Jahrhundert ein Wolfram Fogelweider, der gar die beiden Häupter der mittelhochdeutschen Dichtung in seinem Namen zusammenfaßte. Und wenn man schon auf das bloße Vorkommen des Namens so viel Werth legen wollte, warum bleibt man nicht stehn bei jener früh bezeugten curia dicta zu der Vogelwaide in Würzburg auf dem Sande von 1323 (Oberthür, die Minne- und Meistersänger aus Franken, Würzburg 1818, S. 30; Reuß, Walther v. d. V. Würzburg 1843, S. 7; Pfeiffer, Germ. 5, 10).

Diese Ueberfülle der Nachweise des Namens entzieht jedem einzelnen die Beweiskraft. Und noch weniger halten die übrigen naiven Argumente jener Patrioten Stich, die um ihre Heimath sich verdient gemacht zu haben glauben, wenn sie Walther zum Landsmann gewinnen.

Seit Uhland (Schr. 5, 102) behauptet hatte, Walther habe die Klage Owê war sint verswunden angestimmt „nachdem er in späteren Jahren in das Land seiner Geburt zurückgekommen", ist man nicht müde geworden, auf Grund dieser unzuläßigen Interpretation, die in das Epimenidesmotiv des durchaus geistlichen Liedes einen schwächlichen, modern-sentimentalen Zug hineinträgt, die kühnsten Vermuthungen aufzubauen. Es hilft nichts, daß schon 1827 Wilhelm Grimm in seiner feinsinnigen und gelehrten Recension der Lachmann'schen Ausgabe (Kl. Schriften 2, 395) die richtige Auffassung angedeutet, daß 1833 Wackernagel in den trefflichen Erläuterungen zu Simrock's Uebersetzung (2, 194) gegen Simrock gezeigt hatte, es sei hier von keiner wirklichen Heimkehr die Rede, sondern von einem Erwachen aus langem Schlaf, daß Rieger (Leben Walther's, Gießen 1863, S. 36) und zuletzt — ohne die Vorgänger zu beachten — Zarncke (Beiträge zur Gesch. d. deutschen Sprache und Litteratur 2, 575) in gleichem Sinne gesprochen haben. Immer wieder tauchen Betrachtungen auf wie folgende: Walther's Heimath müsse entlegen, von seinen sonstigen Reisewegen entfernt gewesen sein, damit es sich begreifen lasse, daß er erst auf der Fahrt nach Italien zum Kreuzzug seit langer Trennung sie zum ersten Mal wiedergesehen habe, oder gar: sie müsse in der Nähe der Heerstraße nach Italien gelegen gewesen sein und dadurch den Dichter zu einem kleinen Abstecher veranlaßt haben. Oder vollends man forscht und sucht, ob man wol an der als Heimath Walther's in Anspruch genommenen Stelle abgehauenen Wald, verbrannte Felder und ein fließendes Wasser (Walther 124, 10. 11) für die ältere Zeit nachweisen könne, was dann natürlich überall mit derselben Sicherheit regelmäßig geschieht.

Es bleibt nach alledem durchaus bei dem Urtheil, das Wackernagel (Herzog's Realencyclopädie 21, 470 = Kl. Schr. 2, 369) und Simrock (Ausgabe S. 23) am bestimmtesten ausgesprochen haben: nach seinem Beinamen „von der Vogelweide" konnte sein Geschlecht überall zu Hause sein, wo es Vogelweiden gab, und die fanden sich in allen deutschen Gauen, manche auch in der Nachbarschaft

von Herrensitzen als Höfe, die so hießen, weil sie die Stätte, wo Vögel gehegt wurden, enthielten oder weil der Dienstmann, dem ihre Pflege oblag, sie bewohnte.

Dagegen hat man ein ganz sicheres Zeugniß, das Walther selbst über seine Heimath abgibt, durch unerlaubte Interpretationskünste verdunkelt: in dem Spruch auf den Nürnberger Hoftag des Jahres 1224 oder 1225 schließt er Herzog Leopold von Oesterreich in den Ausdruck unser heimschen fürsten ein (84, 20). Wollte man mit Wackernagel, Pfeiffer und andern hier den „Gast“ genannten Leopold den heimischen Fürsten entgegensetzen, so müßte man folgerecht zu der unmöglichen Auffassung sich bequemen, daß er der einzige Gast des Tages gewesen sei (Scherer, Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien 1866, Bd. 17, S. 316 f. = Kleine Schr. 1, 625 ff.). Mithin ergibt sich: Walther nannte einen österreichischen Herzog seinen heimischen Fürsten, empfand Oesterreich als seine Heimath. Nach eigenem Geständniß lernte er ze Ôsterrîche singen unde sagen (32, 14) und nach dem ganzen Zusammenhang dieser Aeußerung könnte nur gesuchteste Interpretation darin mit Pfeiffer die Absicht wittern, das Land der künstlerischen Ausbildung dem Geburtsland gegenüberzusetzen. Wiederholt spricht aus seinen Gedichten innige Beziehung zu Oesterreich und seinem Fürstenhof, die auf einen besonderen, rein persönlichen Grund hinzuweisen scheint. Durch einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren wird er nicht müde, an den Hof von Wien zu streben, obwol es ihm nicht gelingt, dauernd dort festen Fuß zu fassen. Woher diese Sehnsucht — darf man mit Wilmanns (Leben S. 59) fragen — wenn ihn dorthin nicht das Heimathsgefühl zog? Aber freilich, mochte er Oesterreich als seine Heimath empfinden: Heimath und Geburtsland braucht nicht nothwendig zusammenzufallen. Die einzigen mundartlichen Spuren seiner sonst von jeder localen Färbung freien Sprache deuten auf bairisches Sprachgebiet und nur der Skeptiker wird sie aus längerem Aufenthalt in jenen Gegenden statt aus dem angebornen Dialekt herleiten: es ist dies der österreichische Reim verwarren (st. verworren): pfarren (34, 18); ferner in dem nicht ganz sicher echten Tagelied (88, 12. 18. 26. 27) der überwiegend — nicht ausschließlich, s. W. Grimm, Kl. Schr. 4, 97 — von bairisch-österreichischen Dichtern gebrauchte Reim (Weinhold, Mhd. Gr.² S. 43 f.) lieht: nieht (st. niht); endlich der in Tirol (Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 815), Baiern (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch² II, 835) und Niederösterreich (Schönbach, Anzeiger 4, 12) verbreitete Idiotismus wich „fett, üppig, ausgelassen, abgeschmackt“ (35, 28). Diese Spuren mundartlicher Sprache sind freilich gering und sie lassen noch einen ziemlich weiten Spielraum für die Bestimmung der Herkunft.

Wiederholt ist die Ansicht geäußert worden, der Name von der Vogelweide sei überhaupt bei Walther gar nicht als wirklicher Familienname, sondern nur als Dichtername zu verstehen. Zuerst behauptete das Lucas („Ueber den Wartburgkrieg“. Histor. und litterarische Abhandlungen der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, 4. Sammlung, 2. Abtheilung, Königsberg 1838, S. 229, Anm. 190). Er warf die Frage auf, ob der Dichter Walther, der mit Bezug auf den Walther von Aquitanien der Heldensage vor den Merkern seine Geliebte scherzend Hiltegunde nenne (74, 19), von dem Waltharius auceps (Waltharius 421) seinen Namen von der Vogelweide hergenommen habe. Die Frage beantwortete Jacob Grimm sofort zustimmend (Lateinische Gedichte des 10. u. 11. Jahrhunderts, S. 384) und vermuthete, im verlorenen deutschen Liede von Walther sei vielleicht wirklich der Ausdruck vorgekommen. Er hielt für möglich, daß erst nach jener Anspielung der Beiname des Dichters sich überhaupt gebildet habe. Dies ist nun jetzt durch das Zeugniß der gleichzeitigen Reiserechnungen Bischof Wolfger's von Passau widerlegt: von der Vogelweide hieß Walther bereits 1203 bei seinen Zeitgenossen. Aber in der That etwas Blendendes hat jene Beziehung auf die

abenteuerliche Situation des fliehenden Walther der Sage, der um seinen Unterhalt zu gewinnen, im tiefen Wald Vögel fängt. Denn Vogelweide kann sehr wohl „Vogelsang" bedeuten.

Sollte auch Walther, als er den Wiener Hof verließ und in die ungewisse Ferne zog, flüchtig und heimathlos wie der fliehende Walther von Aquitanien, sich selbst nach der Sitte fahrender Sänger mit bedeutsamer Anspielung auf die allbekannte Sage jenen Namen beigelegt haben? Hundert Jahre später lebte in Oesterreich ein fahrender Sänger, der sich Heinrich der Vogelaere (A. D. B. XL, 787) nannte, der Verfasser des Gedichts von Dietrich's Flucht (V. 8000): ihm schwebte bei seiner Benennung gewiß der deutsche König Heinrich I. vor, aber sicher doch auch eine Anspielung auf sein Leben als Fahrender. In der Steiermark bedeutet „er kann nun auf die Vögel schießen" so viel als „er ist brotlos" (Grion, Ztschr. f. d. Phil. 2, 420). Bei seinem Aufbruch von Oesterreich 1198 konnte auch Walther so von sich sprechen. W. Grimm, der Walther und Freidank für eine Person hielt, sah in dem Beinamen von der Vogelweide gleichfalls einen angenommenen Dichternamen, wie in Freidank selbst, wie in Frauenlob, der Unverzagte, der Freudenleere (Ueber Freidank 1850, Kl. Schr. 4, 5). Und E. H. Meyer in seiner verfehlten, aber im Einzelnen beachtenswerthen Schrift: Schenk Walther von Schipfe identisch mit Walther von der Vogelweide (Bremen 1863) S. 6 f. meinte, der Dichter habe den Beinamen erst im Laufe seines Lebens angenommen, möge er nun bloß als Hehl zum Schutz gegen Verfolgungen wegen seiner kirchenfeindlichen Dichtung dienen oder einen örtlichen bezw. irgend einen andern Bezug in sich tragen. Er dachte dabei wol an das Versteckensspiel, das deutsche Vaganten mit dem Pseudonym Primas, Archipoeta, Golias trieben, um ihre Invectiven gegen Rom ungefährdet verbreiten zu können. Wenn man, wie ich oben schon aussprach, guten Grund hat, anzunehmen, daß Walther derjenigen niedersten Classe des Ministerialenstandes angehört hat, die zu seiner Zeit einen Familiennamen überhaupt noch nicht führte, wenn ein Geschlecht von der Vogelweide aus dem 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts nicht nachgewiesen werden kann, so darf man im Ernst fragen, ob der Beiname nicht ähnlich zu erklären sei wie verwandte Namen fahrender Sänger. Wie die Spielmannsnamen Spervogel (Sperling), Falchelinus (1175 bis 1191 in Oberschwaben, Zeitschr. f. die Gesch. des Oberrheins 29, 15), Der wilde man, Raumslant, Suchenwirt, Velchelinus („Fälklein", Trient 1253), Hasensprunch (Südtirol 1338 f. Schönach, Zeitschr. f. d. Alterth. 31, 172. 182), Hagedorn, Irreganc, Waller, Ellend, Regenbogen die Unbehaustheit und Besitzlosigkeit, das unstäte Wanderleben in mannichfachen Bildern zur Schau bringen, mochte auch der ritterbürtige Walther — vielleicht mit Beziehung auf den historischen Walther Sensaveir (Walther ohne Habe), den berühmten Typus des fahrenden Ritters, vielleicht auf den Vogel fangenden Walther der Heldensage — sich diesen Namen mit stolzem Spott über seine Armuth und sein Wanderleben beilegen. Hatte doch auch der Archipoeta in seiner unvergleichlichen Confessio von seinem Vagantenleben gesungen: feror ego ut per vias aëris vaga fertur avis (Carm. Buran. Nr. 172, S. 67). Und legt doch auch Wolfram, als er auf Walther's Spruch vom Spießbraten anspielt (Willeh. 286, 19), wenn er den Dichter absichtlich hêr Vogelweid und nicht hêr Walther nennt, einen ähnlichen spöttischen Sinn dem Namen bei: der nur von armseligen Vögeln sich nährt (oder etwa: der Besitzer eines Platzes, da nur die Vögel satt werden und erlegt werden), singt von Braten (d. h. gebratenem Fleisch). Vielleicht nannte auch jene oben (S. 42 f.) besprochene Anspielung Parz. 294, 21 Walther mit deswegen gebûr, weil sein Beiname auf ein Hausen im Walde nach Art des Einödbauers gedeutet werden konnte und selbst der unwillige Fluch Leopold's, der den un-

bequemen Sänger in den Wald wünschte (35, 17), mochte wortspielend daran anknüpfen. Daß dann dieser Name auch auf seinem Lehen, als er es nach langem Harren gewann, haftete, wäre nicht befremdlich. Aber es bleibt alles dies eine unbeweisbare Vermuthung und wird manchem unannehmbar erscheinen, wenn auch zwei so verschieden gesinnte Gelehrte wie Zarncke und Scherer, ohne weitere Begründung und ohne zu wagen, dafür öffentlich einzutreten, sie im Stillen gehegt haben.

Walther's Leben, soweit es sich in seinen Gedichten spiegelt, gliedert sich in drei Hauptabschnitte: die Zeit der Jugend in Oesterreich, die lange Zeit der Wanderung, die Zeit des Wohnsitzes in Würzburg.

In Oesterreich lernte er singen und sagen: der glänzende Hof zu Wien war die Stätte seiner ersten Ausbildung und seiner frühesten litterarischen Thätigkeit. Dort befand sich in der Umgebung des Herzogs Leopold V., des Tugendhaften, der seit 1177 seinem Vater gefolgt war, Reinmar der Alte (s. A. D. B. XXVIII, 93 ff.). In jener Zeit, da der ritterliche Babenberger die deutsche Dichtung als theilnehmender Gönner schirmte, wird sich Walther zuerst hervorgethan haben: von seinem älteren Vorbild Reinmar lernend und bald mit ihm wetteifernd.

Ohne Frage muß Walther in der musikalischen Technik eine schulmäßige Unterweisung genossen haben. Gottfried von Straßburg im Tristan (V. 4799 ff.) preist ihn wegen des Reichthums und der künstlerischen Vollendung seiner Compositionen mit gelehrten Worten aus der mittelalterlichen Kunstmusik, die ich zuerst im Einzelnen gedeutet habe (Reinmar und Walther S. 179 f.) Man darf daraus auf eine hervorragende musikalische Begabung und auf eine ungewöhnliche Ausbildung dieses Talents schließen. Wie weit weltliche, wie weit geistliche Lehrer Walther hierin angeleitet haben, bleibt dunkel. Auch eine gewisse gelehrte Bildung hat Walther wohl besessen. Weniger sprechen dafür die Anspielungen auf die Hauptpersonen der biblischen Geschichte und einzelne Vorgänge aus dem Leben Christi, oder auf Gestalten der profanen Geschichte und Sage (Alexander 17, 9; Helena und Diana 119, 10; Artus 25, 1; Walther und Hildegunde 74, 19). Aber die Art, wie sein Leich dogmatische Kenntnisse verarbeitet, und vor allem die Neigung zur dialektischen Gliederung und Scheidung, zur logischen Betrachtung, die in seinen frühesten Gedichten zumal, aber auch späterhin so oft hervortritt und ihnen manchmal eine leise Kühle, gewöhnlich aber eine bezwingende Klarheit und Wirksamkeit verleiht, begreift man so am besten. Walther mag den Trivial-Unterricht einer Klosterschule empfangen und annähernd den Bildungsgrad erreicht haben, den die schiffbrüchigen Cleriker, die Vaganten, seine nächsten Collegen besaßen. Nach dem Tode Leopold's (Sylvester 1194) wurde die Herrschaft zwischen seinen Söhnen Friedrich und Leopold VI. (VII.) getheilt: jener erhielt Oesterreich, dieser die Steiermark. Unter Friedrich's Regierung hat der junge Walther die schönsten Tage seines Lebens gesehen und sich auf der Höhe seiner gesellschaftlichen Stellung gefühlt (19, 29). Allein dies Glück zerrann bald: schon am 15. oder 16. April 1198 starb Herzog Friedrich in Palästina auf einer Kreuzfahrt und sein Nachfolger, sein Bruder Leopold, der nun beide Herzogthümer vereinigte, hegte für den Dichter keine freundliche Gesinnung. Es scheint fast, als ob sein ernster religiöser, selbst zu Askese geneigter Sinn, dem die Erledigung der Regierungsgeschäfte vor allen Ritterspielen ging (Liechtenstein Frauendienst 77, 17 ff.), der weltlich heiteren Poesie überhaupt abhold gewesen und das Leben am Wiener Hof daher seit seinem Regierungsantritt freud- und schmuckloser geworden sei. In seinem

Empfindungskreis stand der Schutz der Kirche und des reinen Glaubens, die Ausrottung der Ketzer voran. Doch machte Neidhart von Reuenthal 1217 in seiner Begleitung den Kreuzzug mit und ist ihm vielleicht auch persönlich und mit seiner Dichtung näher getreten. Walther mußte Oesterreich verlassen und sich wie ein fahrender Sänger auf die Wanderschaft begeben, um an einem andern Fürstenhof, wenn ein guter Stern es fügte, Huld und dauernde Aufnahme zu finden.

Aus dieser ersten österreichischen Zeit besitzen wir kein einziges datirbares Gedicht Walther's. Wohl aber können wir aus inneren Gründen annehmen, daß derjenige Theil seiner Lieder damals entstanden ist, der noch auf den Pfaden der höfischen Reflexionslyrik, der graziösen mit den Empfindungen ein wenig spielenden Gesellschaftspoesie wandelt, wie sie Reinmar der Alte aus Hagenau nach dem Vorgang Friedrich's v. Hausen virtuos ausgebildet hatte.

Diese Auffassung ist zuerst von mir ausgesprochen und begründet worden in dem Buch „Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs. Leipzig 1880.“ Bis dahin hatte man versucht, für die Lieder Walther's durch rein biographische Deutung eine Chronologie zu gewinnen: zuerst (1854) hatte Weiske (Weimar. Jahrbuch 1, 357 ff.) den Nachweis zu führen sich bemüht, daß alle Liebeslieder Walther's nur an zwei Frauen gerichtet seien, an ein Mädchen niederen Standes und an eine vornehme Dame; nach seinem Vorgang unternahm man es immer aufs neue, die Liebespoesie Walther's auf diese beiden Verhältnisse zu vertheilen und die minnigliche Geschichte des Dichters aus den wechselnden Stimmungen seiner Lieder und aus den wenig bestimmten Andeutungen, die sie enthalten, auf gutes Glück durch die Anordnung aufzubauen (Rieger 1862 in s. Ausgabe S. VIII). Wilmanns wollte durch Erwägung der Reihenfolge der Gedichte in den Handschriften die Sicherheit dieser Combinationen vermehren. Er ging dabei von der Annahme aus, daß die Schöpfungen Walther's in den unseren Handschriften zu Grunde liegenden Liederbüchern chronologisch geordnet waren und daß danach im Allgemeinen sich auch die Lieder derselben Periode in den Handschriften neben einander finden müssen. Er glaubte überdies, daß die Lieder in einem wirklichen Liebesverhältniß entstanden nur reale Erlebnisse wiedergäben (Zeitschrift für deutsches Alterthum 1867 Bd. 13, 268 ff.).

Beide Voraussetzungen sind unhaltbar: weder läßt sich eine chronologische Anordnung der Lieder in den Handschriften erweisen noch beruhen sie, was Zarncke bereits 1869 (Lit. Centralbl. S. 678) bündig zurückwies, durchweg auf völliger Wirklichkeit. Meine eben genannte Schrift verwirft den circulus vitiosus, der darin liegt, daß mit Rücksicht auf einen völlig construirten Verlauf von Walther's Liebesleben, der aus gewagter, subjectiver Interpretation vieldeutiger Anspielungen seiner Lieder erst erschlossen ist, nun wiederum die Chronologie dieser selben Lieder bestimmt werden soll. Sie betont, daß die Festsetzung nur zweier Liebesverhältnisse willkürlich ist. Sie hebt den conventionellen, den fictiven Charakter der höfischen Minnepoesie hervor. Sie macht Walther's Wanderleben, sein Singen um Lohn und sein Temperament geltend gegen den Glauben, der Dichter habe lange Jahre hindurch, nach einer kurzen Episode mit einem Mädchen niedern Standes, immer nur einer vornehmen Dame gedient und nur sie in seinen Liedern gefeiert. Sie warnt davor, Vorstellungen, die für die Poesie hochgestellter Dilettanten wie Friedrich's von Hausen passen, zu übertragen auf die Lieder eines armen Gesellen, der immer nach den Ansprüchen seines Publicums seine Leier stimmen mußte. Sie weist auf die widersprechenden Ergebnisse aller in dieser Richtung angestellten Untersuchungen hin. Sie bestreitet wissenschaftlicher Forschung das Recht, Walther's Lieder wie reine photographische

Augenblicksbilder unmittelbarer Erlebnisse zu betrachten, und behauptet, ohne ihnen die innere, poetische Wahrheit abzusprechen, doch unsere Unfähigkeit, auf Grund biographischer Deutung des Inhalts eine Chronologie zu geben. Das Verhältniß von Wahrheit und Dichtung in Walther's Liebespoesie ist unbestimmbar. Ueberhaupt dürfte es auch bei einer nicht so conventionellen, nicht so auf die Gesellschaft berechneten Lyrik immer schwer sein, aus ihren schwebenden Andeutungen scharfe historische Linien, aus ihren verhüllenden Schleiern runde plastische Gestalten, aus ihrer schwimmenden Dämmerung klares und festes Licht zu gewinnen. Darum bedarf man für eine methodische Geschichte jeder und insbesondere auch der Walther'schen Liebeslyrik einer anderen Basis.

Man hat auszugehen nicht von dem subjectiven, widersprechendsten Deutungen offen stehenden Inhalt, sondern von dem objectiv Gegebenen, wissenschaftlicher Beobachtung und Beweisführung Zugänglichen: von der künstlerischen Gestalt dieser Lieder, von ihrem Stil im weitesten Sinn des Worts. Am genannten Ort ist darum der unfruchtbare biographische Standpunkt durch einen streng litterarhistorisch-ästhetischen ersetzt und durch Untersuchung der Auswahl des Stoffs, der poetischen Motive, des Stils und der Technik, der Sprache, der metrischen Form eine neue Erkenntniß der dichterischen Entwicklung Walther's gesichert, damit zugleich aber auch neues Material für seine Lebensgeschichte geliefert. Gleich seinem bewunderten aber nicht geliebten (82, 24 ff.) Vorbild Reinmar ist Walther Anfangs eine Art Hofdichter, ein Interpret des Geschmacks und der Bedürfnisse der Hofgesellschaft. Nach der Mode führt er einen conventionellen Minnedienst in seiner Lyrik durch. Eine geistreiche, dialektische, empfindsame Gedankenpoesie, in der das Innenleben anatomisch zergliedert und mit einer beinahe scholastischen Systematik auseinandergebreitet wird — so erscheinen uns die ältesten Productionen Walther's. Je mehr seine Lieder von diesem künstlerischen Typus abstehn, je selbständiger und origineller sie sind, desto weiter dürfen wir sie von dem Anfang seines Dichtens abrücken, desto jünger, desto näher der Höhe seines Könnens müssen sie sein. Am meisten entfernen sich von allen frühern Vorbildern, am individuellsten und glänzendsten entfalten die intimsten Eigenheiten der Walther'schen Kunst seine Lieder der sogenannten niedern Minne, die sich an ein einfaches Mädchen wenden. Gerade sie, die man früher auf Grund einer durch mich widerlegten Interpretation von 46, 32 ff. für die allerersten jugendlichen Versuche des Dichters ausgab, müssen der Zeit seiner künstlerischen Reife gehören.

Diese neue Ansicht von Walther's poetischer Entwicklung hat rasch allgemeine Zustimmung gefunden: Wilmanns und Paul haben den neuen Maßstab für die Chronologie der Liebeslyrik Walther's anerkannt und ihre Ausgaben ordnen im Großen und Ganzen die Lieder ziemlich übereinstimmend meinen Datirungen entsprechend, soweit das überhaupt erwartet werden kann bei Gedichten, die ihrer Natur nach jeder geschichtlichen Fixirung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Auch auf andere mittelhochdeutsche Lyriker ist die von mir benutzte Methode mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg angewendet worden: auf Reinmar v. Zweter durch G. Roethe (s. A. D. B. XXVIII, 100 f.), auf Neidhart durch R. M. Meyer (s. A. D. B. XXIII, 395 ff.), auf Steinmar (s. A. D. B. XXXV, 746 ff.) durch Meißner (s. A. E. Berger, Zeitschr. f. d. Philologie 20, 121 f.).

Wilmanns hat in seinem Leben Walther's von der Vogelweide seinen früheren Standpunkt in Hinsicht auf die Glaubwürdigkeit der Minnepoesie ganz verlassen und sich auf den entgegengesetzten gestellt: er neigt nun dazu, in den Liebesliedern anderer Minnesänger sowol als Walther's planmäßige Erfindung, künstlich Erdachtes und Gemachtes zu erblicken. Er glaubt nachweisen zu können,

daß die chronologisch geordneten Liederbücher, welche seiner Ansicht nach unsere Sammelhandschriften enthalten, ihren inhaltlichen Zusammenhang, die scheinbare Verwicklung, Lösung und den förmlichen Abschluß nicht dem zu Grunde liegenden realen Verlauf wirklicher Erlebnisse verdanken, sondern vorüberlegter Composition bei ihrer Abfassung. Er nimmt an, daß insbesondere auch die Lieder Walther's vielfach von vorn herein eins mit Bezug auf das andere gedichtet, also gleichzeitig oder kurz nach einander entstanden, daß sie mit andern Worten Liedercyclen seien, in denen der sachliche Zusammenhang nicht auf der Einheit eines wirklich bestehenden Liebesverhältnisses beruht, vielmehr ein rein poetischer, vom Dichter erzeugter ist. Diese Hypothese läßt sich indessen nicht glaublich machen und hat auch kaum Beifall erworben (s. meine Recension im Anz. f. d. Alterth. 9, 350 ff.). Schönbach hat sich in seinem allerdings für weitere Leserkreise bestimmten „Walther von der Vogelweide" (1890) zwar meiner Auffassung der Entwicklungsgeschichte Walther's angeschlossen. Aber er versucht sich doch wieder in einer directen biographischen Ausdeutung des Inhalts der Lieder. Er bezieht alle Lieder, welche Minnedienst aussprechen, auf eine bestimmte Dame, der Walther ausschließlich gehuldigt habe, und rückt sie zeitlich alle zusammen. Die volksthümlichen Lieder der niedern Minne betrachtet er gleichfalls als Ausdruck einer einzigen Neigung zu einem bestimmten Mädchen niedern Standes und setzt sie insgesammt hinter die Lieder des Minnedienstes. Auch nach den principiellen Erörterungen in den Biographischen Blättern (I, S. 39 ff.) über den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnesanges darf man in diesem Verfahren schwerlich einen Fortschritt erblicken (vgl. auch Bielschowsky, Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, 1893, Januar).

Die Lieder der ersten Periode, unter dem Banne der Reinmar'schen Hofpoesie (s. A. D. B. XXVIII, 94) entstanden, bewegen sich in den traditionellen eintönigen Motiven: immer wiederholte Liebesbetheuerungen, Klagen um vergeblichen Dienst, theoretische Erörterungen über das Wesen der Minne, über ihren erziehenden Einfluß, über wahre und falsche Liebe, ein fortwährendes Spiel mit Hoffnungen und Wünschen, ein Rechnen mit Möglichkeiten. Im Einzelnen drängen sich noch Anklänge an Reinmar's Lieder, sei es dem Wortlaut, sei es nur dem Gedanken nach, vielfach hervor. Eine lebendige Charakteristik der Geliebten fehlt: wir erfahren von ihr nur durch ganz allgemeine Werthurtheile. Diese Lyrik knüpft nirgends an eine bestimmte Situation oder an eine Scene an. Sie entbehrt ganz der Beziehung auf äußere Handlung, jeder epischen und wirklich dramatischen Form. Sie beschränkt sich auf Einblicke in die innere Welt: die äußere, vor allem die Natur, den Wechsel der Jahreszeiten, die doch lyrische Poesie sonst so viel befruchten, läßt sie bei Seite. Das persönliche Element hat an ihr nur geringen Antheil: der Dichter rückt die Geliebte, die er besingt, in eine respectvolle Entfernung; meist spricht er von ihr wie von einer Abwesenden in der dritten Person; auch den Hörern gegenüber hält er sich zurück und redet sie fast niemals direct an. Er bevorzugt dafür, Personificationen abstracter Eigenschaften, z. B. der Minne, der Stäte einzuführen, aber auch das, ohne sie dramatisch in Scene zu setzen, was er später so meisterhaft versteht. Die typische Phraseologie der conventionellen höfischen Minnedichtung ist aus Reinmar und den verwandten Vertretern dieser Gattung ziemlich treu übernommen und wenig bereichert. Der Stil der Darstellung wie der sprachliche Ausdruck ist complicirt und nicht klar: es überwiegen hypothetische Elemente, Wünsche, Fragen, Unterbrechungen (Parenthesen), Einschränkungen, Widerrufe und Selbstberichtigungen, Antithesen, Oxymora, Wortwiederholungen nebst kunstvollen Parallelismen und

Responsionen. Ein gelegentlich fast scholastisches Raisonnement, eine etwas spintisirende Betrachtung prägt sich in der Formulirung der einzelnen Gedanken, aber auch in der Composition der ganzen Gedichte aus, die zuweilen etwas Schematisches hat. Unfraglich zeigt sich hierin die dialektische Schulung Walther's, die er sich in einer Klosterschule angeeignet haben wird. Doch bricht durch diese Schatten der schulmäßigen Gedankendressur schon manchmal hell und strahlend die Sonne seiner genialen Persönlichkeit, wie in dem köstlich epigrammatischen Liedschluß: swer guotes wîbes minne hât der schamt sich aller missetât (93, 17). Die Strophenformen schließen sich zum großen Theil eng an das Muster Reinmar an, ja sie stimmen öfter sogar ganz oder fast ganz mit Strophen Reinmar's überein. Durchweg zeichnen sie sich gleich ihren Mustern durch einfache Gliederung, durch Verwendung ungefähr gleich langer und gleichartiger Verse, durch Bevorzugung des vierhebigen Verses und stumpfer Ausgänge aus. So gewährt diese älteste Liebeslyrik Walther's das blasse Bild schwebender Bewegung der Gedanken, ohne einen strafferen Zug, ohne einen kraftvollen Wurf, ohne Leidenschaft und Feuer, ohne charakteristische Gestaltung und ohne lebhaftes Colorit. Ein dämmerndes Halblicht ist darüber gebreitet, in dem alle Linien verschwimmen.

Allmählich, Schritt für Schritt befreit sich Walther's Liederdichtung von den Gewichten der traditionellen Modepoesie. Sie wird lebendiger, gegenständlicher. Sie bekommt mehr Farbe und stärkere Bewegung. Sie erfüllt sich immer mehr mit dramatischen Elementen. Sie wird immer persönlicher, immer wahrer, immer körperlicher. Der Dichter erlernt die Kunst der Vergegenwärtigung: jetzt wandelt er das einsame lyrische Bekenntniß um in eine dramatische Scene, den kühlen monologischen Gefühls-Erguß in ein blitzartig hin- und herschießendes Gespräch, und vor allem die höfischen Wechselreden, die nichts waren als nebeneinander gestellte Monologe entfernt gedachter Liebender, ersetzt er nun durch wirkliche Dialoge, die ganz und gar das momentane Zusammensein, den sprühenden Verkehr, die liebenswürdige, geistvolle, herzliche Conversation, die vertrauliche, kosende Unterredung des liebenden Paars abbilden. Die Frau, die er liebt, zeigt er uns jetzt ganz nah, er steht im intimsten Verhältniß zu ihr. Und auch die Hörer erhebt er aus ihrer passiven Rolle gleichsam zu Miterlebenden, Mithandelnden, indem er sich auf sie bezieht, beruft, sie zur Theilnahme und Aeußerung auffordert. Auch das Leben der Natur spiegelt jetzt sein Lied wider, und wundervoll gelingt es ihm, Menschenleid und Menschenfreude mit den ewigen Wandlungen, mit Frühling und Herbst, Singen und Verstummen der Vögel, mit Blumenlachen und welker Trauer der winterlichen Heide zu verketten. Alte ererbte heimische Ueberlieferung weiß er neu zu gestalten. Aus dem unerschöpflichen Born volksmäßiger Anschauung, Weisheit und Poesie schöpft er überhaupt hinfort einen Theil seiner besten Kraft, nicht wie andere gleichzeitige Dichter voll eitelen höhnischen Hochmuths der Bildung zu parodistischen oder satirischen Zwecken, sondern um der reinen, vertieften künstlerischen Wirkung willen. Und über seine Lieder leuchtet fortan immer liebenswürdiger, immer siegreicher sein warmer, aus einem lautern und arglosen, hellen Herzen quellender Humor.

Das Leben selbst hat diese Metamorphose der Walther'schen Liebesdichtung befördert: das Leben selbst hat sein Lied aus der dumpfen Atmosphäre der exclusiven Standespoesie, der conventionellen Mode, des künstlichen Spiels hinausgeleitet in die frische Luft des Tages, der Natur, der Wahrheit. Sein Weggang von Oesterreich, die Veränderung seiner Lebensstellung zwang ihn, eine bis dahin von ritterlichen Sängern in deutscher Sprache nicht gepflegte Dichtungsart aufzunehmen und aus der sichern Position eines Hofdichters in die Reihen der fahrenden Sänger einzutreten. Nach dem Vorbild der lateinisch dichtenden

Vaganten gestaltet er die deutsche volksmäßige gnomische Dichtung der Spielleute in seiner Weise um. Er wird ein Nachfolger der Spervogel'schen Schule und zugleich des Archipoeta. Das muß auch auf seine Liebespoesie entscheidend einwirken, sie von Grund aus umgestalten. Das Leben, welches den Dichter hart anfaßte und ihn, den Empfindlichen, hineinwarf in die volle Brandung, führte ihn durch lange, an Unbilden reiche Wanderschaft.

Sein Wanderleben reicht von 1198 bis gegen 1220. Doch wird es unterbrochen von wiederholten längeren und kürzeren Rasten. Ueber den Charakter dieses Lebensabschnittes gehen die Ansichten der Forscher nach zwei Richtungen auseinander: auf der einen Seite sieht man die verschiedenen nachweisbaren Aufenthalte Walther's mehr oder minder als dauernde an, die Wanderungen nur als vorübergehenden Zustand, als gelegentliche Unterbrechungen des festen Wohnens; auf der andern Seite erblickt man umgekehrt in dem Umherziehen das Bleibende, den Grundzustand, in dem die Zeiten des Verweilens an einem Ort nur als Pausen erscheinen. Jene Auffassung schreibt Walther eine verhältnißmäßig hohe sociale Stellung zu, diese setzt ihn völlig in eine Reihe mit den Fahrenden.

Aloys Schulte hat in einem verdienstvollen Aufsatz über die Standesverhältnisse der Minnesänger (Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 192) unter Berufung auf eine — übrigens bereits 1874 von G. Waitz (Deutsche Verfassungsgeschichte 5, 335 f., 2. Aufl. von K. Zeumer 1893, S. 375 f.) hervorgehobene — Bestimmung des Kölner Dienstmannenrechts Walther für einen jüngeren Sohn eines Ministerialen erklärt, der, nachdem der ältere Bruder dem Vater im Dienst und im Besitz succedirt, vergeblich sich seinem Herrn zum Treudienst erboten hat, aber verschmäht und so genöthigt worden ist, sich von seinem legitimen Herrn loszusagen, in die Welt zu ziehen, um einen neuen Herrn zu suchen, der seinen Dienst annehme. Walther mochte in der That, nachdem bei dem Tode seines ersten Herrn, Herzogs Friedrich, dem er unbelehnt gedient haben wird, dessen Nachfolger Leopold seinen Dienst nicht annahm, in dieser Weise ein neues Unterkommen haben suchen müssen. Es fragt sich, ob und in welcher Weise er es erhielt.

Nach 19, 36 hat ihn König Philipp an sich genomen, was den ständigen Ausdruck übersetzt für den Eintritt in die Ministerialität: „er ward aufgenommen in die familia". Allein er erreichte nur die erste Stufe dieses Dienstes: den Dienst ohne beneficium, ohne Lehen. An einen solchen Dienst war der Dienende aber nach den rechtlichen Bestimmungen nur auf eine bestimmte Zeit gebunden, vier Wochen bis zu einem Jahr. Er konnte dann den Dienst kündigen und nach erhaltener Erlaubniß einen neuen Herrn sich suchen. Während der Zeit solchen vorläufigen Dienstes auf Kündigung empfing er — darüber gehen die Rechtsvorschriften auseinander — entweder nur den Lebensunterhalt oder nur Geschenke, etwa am ersten hohen Fest ein Geschenk in Pelzwerk.

Auch Walther von der Vogelweide erhielt offenbar, was man bisher nicht bemerkt hat, wegen dieser dienstrechtlichen Gewohnheit vom Bischof Wolfger von Passau seinen Pelzmantel zum Fest des heiligen Martin (11. November), wenn auch der Geldbetrag erst einen Tag nachher gezahlt und gebucht ward. In einem Liede der Carmina Burana (Schmeller S. 50 f.) klagt der Vagant: meus tenuis nimis est amictus, saepe frigus patior und bittet seinen Gönner, den Sinn des heiligen Martin anzunehmen und ihn zu bekleiden (mentem capite similem Martini). Der Legende nach hat der heilige Martin zur Winterszeit seinen Mantel mit einem frierenden Armen getheilt und er war deshalb der Patron aller Bedürftigen. Oftmals wurde sein Leben mit vielen novellistischen Zügen dargestellt: vor allem gehören die Schriften des Sulpicius Severus über ihn (Ebert, Allgem. Gesch. d. Lit. des Mittelalters 1^2, 331 ff.;

Manitius, N. Archiv f. ä. d. Geschichtsforsch. 14, 165 ff.) zu den gelesensten und beliebtesten Werken des ganzen Mittelalters und sind oft nachgeahmt und benutzt worden. Das Leben des gallischen Bischofs ward als Typus bischöflicher Humanität und Leutseligkeit, Milde und Toleranz, die das Volk und die Häretiker in Schutz nimmt, romanhaft ausgebildet. Der Archipoeta spendete seinem Protector, dem Kölner Erzbischof Rainald von Dassel (J. Grimm, Kl. Schr. 3, 65) einen dreifachen Preis: tapfrer als Alexander, freundlicher und beliebter als David, freigebiger als der heilige Martin, und das Ganze schließt mit der greifbaren Nutzanwendung poeta bene meruit mantellum et tunicam. Am Martinstag ward aber auch der neue Wein probirt, der Martinstrunk und der Martinsschmaus gehalten. Es war die richtige Zeit, um einen darbenden, lebenslustigen Sänger für sein fröhliches Lied zu belohnen. Ich sehe keinen Grund, warum man nicht aus dem Martins-Pelzmantel, den Wolfger Walther bewilligte, ein formelles vorläufiges Ministerialitätsverhältniß auf Kündigung erschließen dürfte.

Später ging Walther in den Dienst des Landgrafen Hermann von Thüringen; er nennt sich 35, 7 sein ingesinde, was unzweifelhaft auf ein Dienstmannsverhältniß deutet. In einem wahrscheinlich späteren Spruch (18, 15) dankt Walther für eine Kerze, die im Auftrage des Herzogs Ludwig von Baiern ihm der Markgraf Dietrich von Meißen aus Franken überbracht hat: das ist, bleibt uns auch der genauere Zusammenhang immer noch dunkel, offenbar ein Symbol dienstmannschaftlicher Verbindung, vielleicht (Schönbach, Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 343) eine Art Einladung zum Hofdienst. Jedenfalls pocht Walther dem Markgrafen Dietrich von Meißen gegenüber auf bewährten dienest (105, 29). Aber er so wenig wie die früheren Herren und so wenig als Kaiser Otto gaben ihm denjenigen Lohn, der das vorübergehende Dienstverhältniß in ein festes, unkündbares verwandelt hätte.

Erst Friedrich II. that das, indem er dem Dichter, der sich 10, 17 seinen armen man nennt und sich dadurch als seinen Ministerial bezeichnet, zunächst ein beneficium zweifelhaften Ertrages (27, 7 ff.), dann ein ordentliches Lehen (28, 31) gewährte und später eine weitere Entschädigung folgen ließ (84, 30 ff.). Walther wurde damals eine Zeit lang wirklich, so scheint es, sein politischer Agent.

Nach dem Gesagten muß man die häufigen Bitten Walther's und anderer Sänger um Lohn und Geschenke im Zusammenhang mit der ganzen Einrichtung der Dienstmannschaft betrachten, derzufolge jeder Ministerial einen festen Anspruch auf Verpflegung und Ausstattung, auf Geschenke aller Art besaß und die Ausrüstung mit Kleidern zu erbitten durchaus nichts Ehrenrühriges hatte. So verlieren sie den sonst ihnen anhaftenden Charakter der unanständigen Bettelei. Und auch der Uebertritt von einer politischen Partei zu einer neuen, den moderne Augen so gern als einen Verrath der eignen Ueberzeugung auffassen, erscheint im Lichte der mittelalterlichen Rechtsanschauung über die Pflichten der Ministerialen ganz anders. Der unbelehnte Dienstmann darf nach Aufsagung des Dienstes und nach empfangener Erlaubniß seines Herrn von dannen gehen und auch dessen Feind dienen, er darf selbst im neuen Dienst gegen den alten Herrn kämpfen, nur nicht Raub und Brand gegen ihn üben.

Walther trieb somit nicht das Handwerk des gewerbsmäßigen Spielmannes, der nur ums Brot dichtet und von jedem Herrn in beliebigem Wechsel Gabe heischt. Er suchte Dienst wie jeder andere ritterliche Ministeriale ohne Gut, nur daß seine Leier und nicht die Tüchtigkeit im Kriegswerk noch im Hofamt ihn bewähren sollte. So lange er freilich einen unkündbaren, durch ein Beneficium beiderseits festgeknüpften Dienst nicht erlangte, war er stets aufs neue gezwungen,

seinen Weg durch die Welt fortzusetzen und insofern sich der Stellung eines Fahrenden zu nähern.

Immer wieder aber muß man sich gegenwärtig halten und nachdrücklich einprägen: von Walther's äußerem Leben, von seinen Beziehungen zu bedeutenden Personen haben wir nur ganz fragmentarische Kunde. Wer hätte geglaubt, daß die einzige urkundliche Notiz ihn gerade neben dem Bischof Wolfger zeigen würde, dessen Namen seine Gedichte nicht einmal nennen! Und wie wenig wissen wir auch jetzt von der Art und der Dauer seiner Verbindung mit diesem Kirchenfürsten? Was uns Walther's Dichtung verräth ist nur ein zufälliger Ausschnitt aus der bunten Karte seines stürmisch bewegten Daseins. Sind wir doch nicht einmal im Stande, die allgemeinsten Grenzen, die er selbst (31, 13) für seine Fahrten zieht (Seine, Mur, Po, Trave), an der Hand seiner Poesie zu verfolgen. Darum aber mit Lachmann (zu 14, 38) an der Wahrheit dieser Angaben zu zweifeln, berechtigt uns nichts.

Walther, der im österreichischen Hofdienst bei seinem Herrn, dem Herzog Friedrich, wahrscheinlich nur Liebeslieder in Reinmar's Art gedichtet, möglicherweise gelegentlich auch die Lieder anderer Sänger vorgetragen hatte, betrat, seitdem er, einen neuen Herrn zu suchen, den Spielleuten ähnlich, umherzieht, den Boden der Lehrdichtung. Er ist der erste ritterliche Sänger, der halb und halb das Leben und die Kunst der Fahrenden, der Vaganten sich aneignet. Aber er veredelt beides. Er erhebt sich über das bloße guot-umb-êre-Nehmen. Er muß wie seine Vorläufer, der Spervogelsche Kreis und die Goliarden, nach der Gunst der Herren streben und seine Poesie in den Dienst der Interessen und Neigungen der Fürsten stellen. Aber er vertritt dabei doch auch eine eigene Weltanschauung. Er wählt sich seinen Stoff überwiegend in der Höhe des nationalen Lebens: die große Politik, die allgemeinen sittlichen und socialen Fragen, die aufregenden Gegensätze der um die Herrschaft über die Zeit ringenden Lebensmächte nimmt er sich zum Gegenstand und in allen Wandlungen der Verhältnisse und Parteien bewahrt er, obwol dadurch berührt und theilweise geleitet, stets eine eigene Ueberzeugung. Er verficht die Meinung, die er ausspricht, nicht als ein Lakai, der dafür seinen Sold erhält, sondern, so abhängig er auch in socialer Beziehung war, als ein freimüthiger, stark empfindender und tief denkender Mann. Seine Spruchdichtung erweitert den bis dahin üblichen beschränkten Gesichtskreis der gnomischen Spielmannspoesie, die in persönlichen Beziehungen, im Landschaftlichen und Temporären, in der begrenzten Sphäre niederer und enger Bedürfnisse wurzelte. Was Walther als Schüler der höfischen adlichen Minnesänger, die er bald als Meister in den Schatten stellte, in technischer Hinsicht gelernt hatte: die souveräne Beherrschung des poetischen Ausdrucks, die Macht der Stimmungsmalerei, ließ er der neuen Art seines Dichtens zu gute kommen, brachte er in ihr zur höchsten Vollendung. Und diese neue Weise seiner Kunst wirkt zurück auf die weiter gepflegte Minnedichtung: auch sie gewinnt nun im Zusammenwachsen mit jener noch volleres, runderes Leben, einfacheren und wirksameren Vortrag, volksthümlichere Farbe und Haltung, stärkere Bewegung, plastischere Gestalt.

Für den ältesten politischen Spruch Walther's halte ich den berühmten Ich saz ûf eime steine (8, 4). Er bietet keine Anspielung, die eine bestimmte Datirung erzwänge, aber das ergreifende Bild, das er aufstellt: der Sänger in sorgenvollem Grübeln über die Unmöglichkeit, hienieden Ehre, Gut und Gottes Huld zu vereinigen, Wehe rufend über Fried- und Rechtlosigkeit — in welche Zeit paßte das besser als in den Juni 1198, da Walther in dem furchtbaren Wirrsal nach dem Tode des großen Kaisers Heinrich VI. nun auch den Tod seines Gönners, Herzog Friedrich's, erfuhr, damit den Boden unter den eignen Füßen wanken sah und außer Stande, in Oesterreich Ehre und Besitz zu gewinnen,

sich düster auf den Weg ins Elend begab? Möglich indessen auch, daß dieser Spruch nach den beiden anderen desselben Tons gedichtet ward; dann jedoch sicherlich nicht als Abschluß, sondern als wirkungsvolle Einleitung für die Publication, so daß nun alle drei ein sich steigerndes Ganze bildeten.

Das erste fest datirbare Gedicht Walther's ist der zweite Spruch dieses Tons Ich hôrte ein wazzer diezen (8, 28): Sommer 1198. Verwirrung und Zerrissenheit sind über Deutschland nach dem Tode des mächtigen Kaisers, Heinrich's VI., hereingebrochen; die Prätendenten Bernhard von Sachsen, Berthold von Zähringen, Otto von Poitou, haben nach einander die Herrschaft erstrebt; zum Regenten und Vormund des dreijährigen Thronerben, Friedrich's II., bestellt, hat so der Bruder Heinrich's, Philipp von Schwaben, einen schweren Stand. Im Angesicht dieser Lage, aber nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, noch bevor Otto von seiner Partei zum König proclamirt war (9. Juni 1198), sondern einige Wochen später, ruft Walther Deutschland auf, der Unsicherheit ein Ende zu machen, und Philipp selbst die e c h t e, legitime Königskrone aufzusetzen. Und diesen rein politischen Rath ertheilt er nicht wie aus persönlicher Neigung oder Einsicht, sondern als nothwendiges Ergebniß einer sinnenden Betrachtung des Weltlaufs, der ewigen Natur selbst. Den biblischen Gedanken, daß die ganze Schöpfung ihr Recht und ihre Ordnung hat, nur der Mensch nicht, scheint er als ein nachdenklicher Beobachter selbst aufs neue zu entdecken. Und tiefsinnig nimmt er auch den ewigen Kampf als einen Theil des von Gott gewollten Weltplans hin. Aber das Leben der Menschen, das Vaterland bedarf des festen, einheitlichen Regiments. Nur der Kaiser kann mit starkem Arm dieses Chaos beherrschen.

Das ist der Kern von Walther's politischer und sittlicher Weltanschauung: aus ihm entspringen seine ältesten Sprüche, aus ihm erwächst seine ganze spätere Spruchdichtung, aus ihm zieht er inmitten aller Parteiungen, aller eigenen Wandlungen die Kraft, die ihn aufrecht hält.

Bald nach diesem ersten Aufruf zu Philipp's Gunsten, der sicherlich nicht vor einem Fürsten, sondern wahrscheinlich vor einem Publicum von R e i c h s d i e n s t m a n n e n, den festesten Stützen der staufischen Politik und den eifrigsten Beförderern der Königsmacht Philipp's, vorgetragen worden ist und ihren Wünschen Ausdruck verliehen hat, ist Walther in nahe Beziehungen zu dem Staufer getreten: er besingt ihn als Träger der alten Krone und der echten Reichsinsignien (18, 29), wahrscheinlich schon bei der Mainzer Krönung (8. September 1198), nach einer anderen, weniger ansprechenden Bestimmung erst auf dem Magdeburger Weihnachtsfest des Jahres 1199, dem Walther sicher als Augenzeuge seinen schönen Spruch 19, 5 weiht, eine wirkungsvolle Verherrlichung Philipp's und seiner jungen Gemahlin Irene Maria als des legitimen, von Gott erwählten und begnadigten Herrscherpaares. Eine Weile fand Walther am königlichen Hofe eine feste Stellung: der König selbst, jubelte er (19, 36), hatte ihn an seinen Herd genommen; die Zeit des schleichenden Pfauenschritts war vorüber, und überglücklich erhob er wieder sein Haupt mit dem jauchzenden Ruf: wol ûf swer tanzen welle nâch der gîgen! Wenige Jahre später, als der Bürgerkrieg zwischen den beiden gekrönten Königen Philipp und Otto Deutschland zerfleischte und Papst Innocenz alle Mittel aufbot, den legitimen Regenten Philipp, den verhaßten Staufer, zu vernichten, jedenfalls n a c h der Bannung Philipps und seiner Anhänger durch den päpstlichen Legaten Cardinalbischof Guido von Präneste (3. Juli 1201) erhebt Walther in demselben Ton, dem „Reichston“ nach Simrock's glücklicher Benennung, wiederum Klage: von Rom leitet er das Uebel des Zwistes her; er läßt einen einsamen Klausner weinen über die Verblendung des jungen Papstes.

Auch hier die ganze politische Ueberzeugung Walther's: über der hierarchischen,

intriganten, hinterlistigen und herrschsüchtigen Verwaltung der kirchlichen Macht steht ihm die echte reine Kirche, die nur den himmlischen Dingen sich widmet und das weltliche Regiment nicht beansprucht. Der Spruch selbst gibt aber im Ganzen nur wieder, was von den fürstlichen Führern der staufischen Reichspartei in den Verhandlungen auf dem glänzenden Bamberger Reichstag, der zur Feier des Krönungstages aus Anlaß des Festes der Erhebung der Gebeine der heiligen Kaiserin Kunigunde mit großem Pomp gefeiert ward, ausgesprochen sein mochte und nachher erneuert wurde. Insbesondere ist er nah verwandt den Gedanken und der Tendenz des Protestes aus Halle vom Januar 1202 (Registrum de negotio Romani imperii Nr. LXI, Baluze, Epist. Innocentii III, 1, 715. Migne, Patrol. lat. Tom. 216, 1063 ff.). Walther's Verse müssen geradezu als gleichzeitiger poetisch-publicistischer Ausdruck jener Kundgebung gelten. Nur daß der Dichter mit starken Worten der Empörung heraussagt, was die submisse Rhetorik des amtlichen Schriftstücks geschickt verschleiert. Hier wie dort Rom als Quelle der Verwirrung (juris cuiusque turbatio; superstitio), der Lüge und Täuschung (quaesivit opportunitatem, qualiter arbitris absentibus mendacio veritatem et crimine virtutem mutaret); hier wie dort den clericalen Elementen der Partei Otto's, insbesondere dem Legaten und seinen beiden Gefährten, alle Schuld beigemessen; hier wie dort die Gegenüberstellung der laicalis simplicitas und der Ränke der Pfaffen; hier wie dort betont, daß die Anhänger der Laienpartei d. h. Philipp's, den Welfischen weitaus an Zahl überlegen seien (quos tenuior compescit numerus : doch wart der leien mêre); hier wie dort aber auch jede directe Anklage des Papstes vermieden. Der einsame Klausner Walther's spricht wie die vorsichtigen geistlichen Unterzeichner des Hallischen Protestes reden mochten, unter denen Bischof Wolfger von Passau, den Kalkoff ohne Grund für den Verfasser hält, besonders hervorragte. Von ihnen stammte wol die Darstellung, als ob Innocenz nur aus Unerfahrenheit oder Unkenntniß von der Uebermacht verworrener Verhältnisse und böser Rathgeber fortgerissen sei. Walther gibt das in der weiteren Kreisen verständlicheren Fassung: der Papst ist zu jung. In Wirklichkeit war, was die Unterzeichner des Hallischen Protestes und gewiß auch Walther wußten, Innocenz allein und durchaus der zielbewußte Leiter, die feurige Seele des Kampfes gegen Philipp, der eigentliche Urheber des Eingriffs in die fürstlichen Wahlrechte, der sichere Regisseur des ganzen vom Cardinallegaten und seinen beiden Gehülfen, dem päpstlichen Notar Philipp und dem Akolythen Aegidius, aufgeführten Schauspiels der Excommunication und Aufwiegelung. In der Zeit der Bamberger oder der Hallischen Besprechungen, d. h. im September 1201 oder im Januar 1202 konnte Walther's Gedicht allein seine volle Wirkung ausüben. Bei der Datirung Abel's (Zeitschr. f. d. Alterth. 9, 141), der es gleich nach der Bannung in den Sommer 1201 legen wollte, schwindet ihm etwas von dieser Frische des Zeitgemäßen, von der Kraft der Unmittelbarkeit, von der Bedeutung als poetisches Manifest zu Gunsten der Reichspartei. Da indessen im Januar 1202 zu Halle wol nur nachträglich formulirt wurde, was schon in Bamberg beschlossen war (Winkelmann 1, 239, 255 Anm. 1) und damals die Partei Philipp's bereits in ihrem Bestande sich zu lösen, in ihrer Treue zu wanken anfing, wird man Walther's Spruch noch in den Herbst des Jahres 1201 verlegen. Vielleicht ward er in Bamberg auf dem großen Hoftag selbst vorgetragen, also in Anwesenheit des Landgrafen Hermann von Thüringen und des Markgrafen Dietrich von Meißen, Walther's späterer Gönner, deren Aufmerksamkeit er hier erregen mochte. Auch Herzog Leopold hatte sowol für den Bamberger als für den Hallischen Tag durch Abgesandte seine Zustimmung erklärt: der Protest von Halle trägt seinen Namen (Winkelmann 1, 238, 255 Anm.). Er stand treu auf der Seite Philipp's.

In dieselbe Zeit und nicht erst in die Tage, da Otto und Friedrich um die Krone stritten (1211 Abel, Rieger; Ende 1212 Winkelmann 2, 296, Wilmanns Leben Walther's, S. 444, Anm. 612; 1213 Paul), muß man mit Wackernagel (bei Simrock 1, 116, 144) und Zarncke (Beiträge 7, 599) den Spruch 25, 11 Künc Constantîn der gap sô vil verlegen: die Constantinische Schenkung macht Walther hier verantwortlich für die Verrückung der Grenzen zwischen dem Recht der Kirche und des Staates. Die Klage die pfaffen wellent leien reht verkêren und der höhnische Ausdruck der pfaffen wal stimmen genau zu den Protestgedanken der reichstreuen Fürsten auf dem Bamberger und Hallischen Tage 1201 und 1202 und ihrer Zurückweisung des Eingriffs der Geistlichen in die Wahlprärogative der Fürsten. Kurz nachher, unmittelbar nach der Sonnenfinsterniß vom 27. November 1201 ist, wie Zarncke (a. a. O. 597) erwies, der Spruch 21, 25: Nû wachet uns gêt zuo der tac gedichtet. Doch müssen bestimmte Vorgänge zu Grunde liegen, die man bisher nicht zu deuten versucht hat, wenn Walther im Anschluß an das Evangelium Marcus 13, 12 so voll Abscheu über Untreue, über die Falschheit geistlicher Würdenträger, über gewaltthätige Beugung des Rechtes seinen klagenden Weckruf erschallen läßt. Man muß, was bisher nicht erkannt worden ist, als Anlaß die rechtswidrigen Entscheidungen des päpstlichen Legaten über die Besetzung des Mainzer Bisthums betrachten. Lupold's von Worms Wahl hatte Guido von Präneste für ungültig erklärt, weil jener ohne päpstliche Ermächtigung sich hatte mit den Regalien belehnen lassen, dagegen Sigfried's von Eppstein Wahl, der dasselbe gethan hatte und obendrein nur von der Minorität des Domcapitels ohne Zustimmung der Dienstmannen gewählt worden war, bestätigt und ihn am 30. September 1201 geweiht. Der Grund dieser Willkür war mit Händen zu greifen: Lupold hielt zu Philipp und mußte daher Unrecht, Sigfried hielt zu Otto und mußte daher Recht bekommen. Diese Entscheidung Guido's erschien allgemein als frevelhaft: papa super hac electione fecit non iudicium sed iniuriam sagt Burkard von Ursperg. Gefälschte Briefe des Papstes tauchten auf und wurden für echt gehalten, die ganz anders lauteten als die bisher bekannt gewordenen und den Streit an das Forum deutscher Bischöfe, der Bischöfe von Passau, Freising und Eichstädt wiesen. Diese Fälschung enthüllt die Abneigung der öffentlichen Meinung gegen den fremden, von Rom kommenden Richter. Es entstand der Glaube, als habe der Legat gegen den Willen des Papstes entschieden, und gewiß wurde diese Auffassung geflissentlich von der Reichspartei genährt (Winkelmann 1, 224 ff.). War ja doch auch in dem Hallischen Protest und in Walther's ihn umschreibendem Spruch 9, 16 der Papst geschont und alle Schuld auf seine ränkevollen Räthe und Diener gewälzt. Der Schluß des vorliegenden Gedichtes (geistlich leben in kappen triuget), der bisher nie richtig erklärt worden ist, zeigt die Beziehung unwiderleglich: er geht direct gegen den Legaten Guido, den als Cardinal die cappa cardinalaris (Du Cange ed. Favre II, 111 c) zierte, meint aber vielleicht auch seinen Gefährten, den päpstlichen Notar Magister Philipp mit, der als höherer Weltgeistlicher und Graduirter auch eine Kappe trug (s. Du Cange s. v. Cappa doctoralis), und denkt möglicherweise auch an den Cardinallegaten Octavian von Ostia, der eigentlich Guido's Mission in Deutschland unterstützen sollte, aber in Frankreich festgehalten wurde durch die Aufgabe, König Philipp August der päpstlichen Politik dienstbar zu machen und hier der leien reht zu verkêren. Walther's Spruch spielt aber, was gleichfalls noch nicht bemerkt wurde, mit den Worten der bruoder sînem bruoder liuget (V. 35) auch auf ein bestimmtes politisches Ereigniß in Byzanz an, das den König Philipp mit betraf. Im Jahre 1195 hatte dort Alexios III. seinen Bruder Isaac Angelos vom Throne gestürzt, ihn geblendet

und mit seinem Sohn Alexios IV. gefangen gesetzt. Im Sommer des Jahres 1201 war es Alexios IV. geglückt, zu entfliehen. Nachdem er vergeblich bei Innocenz Schutz und Hülfe gesucht hatte, wandte er sich im Herbst nach Deutschland, an seinen Schwager Philipp, den Gemahl seiner Schwester Irene. Dort wurde er freundlich aufgenommen und traf zur Weihnachtszeit mit dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat zusammen, der Seele des geplanten Kreuzzugs, dem Führer der französischen Theilnehmer. Damals hat nun Philipp den Gedanken aufgenommen und dem Markgrafen an das Herz gelegt, die Frevelthat des Usurpators gegen den eigenen Bruder zu rächen, dem rechtmäßigen Kaiser Isaac Angelos und seinem Sohn sein Reich wieder zu geben (Winkelmann 1, 524 ff.; Kugler, Gesch. d. Kreuzzüge, S. 269; Hertzberg, Gesch. d. Byzantiner, S. 336, 352). Aus den Stimmungen jener Zeit (Decbr. 1201) entsprang Walther's Gedicht mit seiner doppelten politischen Spitze: gegen die Entscheidung des Cardinallegaten in der Mainzer Frage und gegen die vom Papst geduldete verrätherische Gewaltthat des byzantinischen Thronräubers. Und wenn Walther an die eben erlebte Sonnenfinsterniß anknüpfend, das Ende der Welt und das letzte Gericht in Aussicht stellt, so befindet er sich im Einklang mit den gleichzeitigen Prophezeiungen der internationalen Kreuzzugspredigt, die den Ablauf des tausendjährigen Reichs, die Ankunft des Antichrists verkündete und sich sogar auf einen eigenhändigen Brief Christi stützte (Roger de Hoveden Chronica ed. Stubbs IV, 162. 167 ff.).

Das nahe Verhältniß Walther's zu Philipp war nicht von langer Dauer. Der Dichter erhielt für seinen Dienst nicht was er erwarten durfte, ein Lehngut. So mußte er sich denn nach einem anderen Dienst umsehen. Nach den drei Sprüchen, die aus den Gedanken der Bamberger und Hallischen Fürstenversammlungen entsprungen und gegen die Mission des Cardinallegaten gerichtet sind (9, 16; 25, 11; 21, 25), hat Walther seine Leier nicht wieder auf den Ton warmer herzlicher Sympathien für Philipp gestimmt. Er muß die enge Verbindung gelöst, den königlichen Hof verlassen haben. Drei politische Acte hatte seine Dichtung im Dienst Philipp's verrichtet: die Empfehlung seiner Krönung, die Unterstützung des moralischen Eindrucks seines neu erworbenen Königthums, die Bekämpfung der Machinationen des Cardinallegaten und des Papstes: alles war ohne den Lohn geblieben, den er begehren mußte. Er hatte Grund genug, enttäuscht sich abzuwenden. Aber vielleicht steht, wie sich unten (S. 64 f. 65 f.) zeigen wird, mit der Lösung seiner Beziehungen zum königlichen Hofe sein Verhältniß zu dem Landgrafen H e r m a n n v o n T h ü r i n g e n, vielleicht das zu Bischof W o l f g e r v o n P a s s a u, vielleicht auch beide in irgend einem ursächlichen Zusammenhang.

Schon in die Zeit, da Walther noch mit dem königlichen Hofe innig verknüpft war, fällt sein erster Aufenthalt in Thüringen. Scherzhaft schildert er ihn 20, 4 (Der in den ôren siech von ungesühte sî) und kleidet seinen Spott in die Strophenform des „ersten Philippstons“, in dem nur Gedichte aus den Anfängen der Regierung Philipp's verfaßt sind. Es ist darum auch unwahrscheinlich, daß dieser erste Besuch der Wartburg etwa schon vor Walther's Verbindung mit Philipp stattfand, etwa als eine Episode in einem längeren Wanderleben, wo der heimathlos gewordene Dichter ohne Erfolg an verschiedenen Stellen und vor allem an dem gastfreien Ziel der Sänger, an dem thüringischen Hof angeklopft hätte. Denn schwerlich benutzte Walther zur Feier der bedeutsamen Feste Philipp's, zur Verherrlichung hochpolitischer Vorgänge einen schon früher in einem Spottgedicht verwendeten Ton. Jener erste Besuch beim Landgrafen Hermann, der Anfangs auf der Seite Otto's gestanden und erst Mitte August 1199 zu Philipp übergegangen war, wird wohl ein Abstecher gewesen sein vom

Hof des Königs. Schon dort aber konnte Walther dem Landgrafen näher getreten sein, denn dieser folgte nach seiner Aussöhnung mit Philipp von Michaelis 1199 bis Ende Januar 1200 dem königlichen Hofe nach Mainz, Magdeburg (Weihnachten!), Hildesheim, Goslar, Allstedt (Knochenhauer, Gesch. Thüringens S. 245). Das nachdrückliche Lob, welches Walther's Spruch vom Magdeburger Weihnachtsfest dem treuen und zuchtgemäßen Hofdienst der Thüringer spendet, sollte wohl nicht bloß Philipp's Triumph über den bisherigen Gegner ins Licht stellen, sondern diesem selbst schmeicheln. War hierdurch die Aufnahme an dem Thüringer Hof erleichtert und vorbereitet, so scheint noch ein zweiter Spruch desselben Tons (19, 17 Philippes künec, die nâhe spehenden zîhent dich), der Philipp an das Vorbild des milden Saladin erinnert, nur Aufklärung zu gewinnen, wenn man ihn sich im Interesse des Landgrafen verfaßt denkt: er sollte Philipp bewegen, seinen Dank dem neuen Anhänger dadurch abzustatten, daß er die von Otto früher diesem versprochenen aber nicht ausgeführten Schenkungen von Geld und Reichslehen jetzt seinerseits freigebig gewähre. Der Spruch dürfte ins Ende des Jahres 1201 gehören, dessen Zustände Knochenhauer S. 250, Winkelmann 1, 267 f. schildern, in die Zeit, als Hermann seinen zweifelhaften Verkehr mit dem verrätherischen Kanzler Bischof Konrad von Würzburg begonnen, als die welfische Partei ihn wieder zu gewinnen suchte durch das Erbieten, die seit 1199 rückständigen Gelder auszuzahlen, und gleichzeitig Innocenz in Sachen der zwiespältigen Mainzer Wahl direct auf ihn einwirkte. Aber Philipp folgte dem Rathe Walther's nicht, sondern mißtrauisch und gereizt durch das Benehmen des Landgrafen forderte er ihm übereilt die übertragenen Reichslehen ab und führte dadurch den vollständigen Bruch herbei. Ist auch Walther in die Folgen der königlichen Ungnade gegen Landgraf Hermann verwickelt worden? Oder haben auf ihn die Anklagen gewirkt, die damals von der thüringischen Partei offen gegen Philipp erhoben wurden, wegen seiner Mitschuld an der Ermordung des doppelzüngigen Kanzlers Konrad von Würzburg, des Vertrauten Hermann's? Dieser Mann von großartiger Begabung, gleich tüchtig als Hofbeamter wie als Kriegsführerr, auf der Universität Paris theologisch gebildet und ein Kenner antiker Litteratur und Sage, über dessen Tod Philipp selbst bittere Thränen vergoß, stand Hermann nahe durch seine Liebe für weltliche Pracht: den Glanz seiner Hofhaltung, die forma secularis seines Lebens heben die historischen Quellen hervor; sie nennen ihn virum delicatum, sericis ornatum (s. A. D. B. XVI, 581 ff.; v. Wegele, Hist. Taschenb. 1884, S. 31 ff.; Münster, Leipz. Dissert. 1890).

Den Schlag weltlich gesinnter, weltlich gebildeter Kirchenfürsten brauchte die ritterlich-höfische Dichtung und Cultur, um zu gedeihen. Und es fällt auf, daß Konrad, der seit dem 20. September 1201 keine königliche Urkunde vollzog, sein Kanzleramt etwa in derselben Zeit aufgab, da Walther zum letzten Mal im unmittelbaren Dienst des Königs ein politisches Gedicht schuf. Aber wir haben keine Kunde über Beziehungen zwischen ihm und dem Dichter. Wir wissen nicht, welche Fäden persönlicher Sympathien und verwandter Bildungsinteressen Walther zu Hermann herüberzogen und ihn später fest an diesen Fürsten knüpften.

Fürs erste scheint Walther in Thüringen noch nicht dauernd Fuß gefaßt zu haben. Vielmehr finden wir ihn bald nach diesen Ereignissen in Oesterreich während der ersten Regierungszeit Leopold's VI. (VII.), um die Gunst des Herzogs bittend, über Kargheit klagend, dann wieder dankend, als Zeugen verschiedener Festlichkeiten. Wir vermögen aber den Inhalt der 14 Strophen des „Wiener Hoftons“, dem wir dies entnehmen, im Einzelnen nicht zu entwirren. Zwei Strophen (25, 11; 21, 25), die wir schon kennen lernten, haben überhaupt keine sichtbare Beziehung auf den Wiener Hof und sind schwerlich in Wien ge-

dichtet. Die meisten enthalten allgemeine Klagen über den üblen Stand der Welt, über den Mangel an Freude, Treue und Milde, Strafreden gegen die Ueberschätzung des Gutes, gegen die Entartung der Jugend. Die Entwicklung von Walther's Verhältniß zu Leopold können wir nicht erkennen. Durch eine bestimmte Schuld — folgert man aus 26, 1 — scheint Walther früher den Herzog gegen sich aufgebracht zu haben. Wilmanns vermuthete (Leben S. 88), die Schuld habe Walther im Frühling 1198 durch den Aufruf zur Krönung Philipp's (9, 15) begangen. Allein das ist unglaublich; Leopold stand 1198 mit seinen Sympathien ohne Zweifel auf Philipp's Seite (s. jetzt auch Juritsch, Geschichte der Babenberger, Innsbruck 1894, S. 358). Seit Lachmann (zu 25, 29) ist oft ausgesprochen worden, daß Walther die Schwertleite Leopold's zu Wien (28. Mai 1200), an der übrigens Wolfger Theil nahm (Juritsch S. 364), mitgemacht habe, und man hat Sprüche des Wiener Hoftons damit in Zusammenhang gebracht. Aber die Annahme schwebt ganz in der Luft.

Am 12. November 1203 taucht Walther in dem Gefolge des Bischofs Wolfger von Passau auf zu Zeiselmauer an der Donau unweit Wien und erhält dort das Geld zu seinem Pelzmantel. Er war damals also doch wohl sein Dienstmann (s. o. S. 53 f.). Wolfger mußte ein Mann sein nach Walther's Herzen, ein staufisch gesinnter kirchlicher Würdenträger, frei von hierarchischen und asketischen Gelüsten, dem Reiche treu und dem Kaiser gehorsam, ein gewandter Politiker der Vermittlung, nach außen schwankend und wankelmüthig, wo der Zweck es verlangte, aber im Kern fest, ein Vertrauensmann der beiden feindlichen Gewalten, ein Typus der weltlicher Bildung geneigten Prälaten des Zeitalters, ein Förderer deutscher und welscher Dichter, Spielleute und Sängerinnen, die ihn schaarenweise umschwirren: vir magnae discrecionis, fidus mediator (Zingerle, Reiserechnungen Wolfger's, S. XI ff.; Kalkoff, Wolfger von Passau. Weimar 1882; Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation 1, 15 f.). Wolfger hatte schon Kaiser Heinrich VI. nahe gestanden. Er hatte zu Herzog Leopold V. (VI.) von Oesterreich, Reinmar's Gönner, freundschaftliche Beziehungen gehabt und in seinem Interesse die Verhandlungen über die Auslieferung und Befreiung des von ihm gefangenen Königs Richard Löwenherz von England geführt; er hatte der Beisetzung des von Reinmar Beklagten (s. A. D. B. XXVIII, 97) in Heiligenkreuz (Januar 1195) beigewohnt. Er hatte Walther's Beschützer Herzog Friedrich von Oesterreich auf seiner Kreuzfahrt begleitet und war bei seinem frühen Tod in Palästina zugegen gewesen. Als der Thronstreit ausbrach, hielt er entschlossen zu Philipp, versuchte durch freundliche Besprechung mit den Gegnern eine Beilegung zu erzielen und war, auch nachdem Innocenz offen auf Otto's Seite trat, einer der Führer der Reichspartei, ein ständiger Gast am Hoflager Philipp's, bei allen Protestkundgebungen gegen das welfische Königthum, gegen die päpstlichen Intriguen und Anmaßungen (in Speier 1199, in Bamberg 1201, in Halle 1202) betheiligt. Er, der einst (1195) für Kaiser Heinrich VI. den greisen Papst Cölestin gefügig zu machen gewußt hatte, sah sich jetzt einem jugendlichen, fanatischen Vertreter der kirchlichen Gewalt gegenüber, Innocenz III. Hatte er 1199 sein Widerstreben gegen den neu gegründeten deutschen Ritterorden zu beseitigen und die Sanction für diese Stiftung ihm abzuringen verstanden, so erkannte er bald nachher, wie Innocenz mit unerschütterlicher Consequenz und eiserner Energie die Hegemonie über die weltliche Macht des Staates an sich zu reißen strebte. Fortan wählte Wolfger seinen Platz in nächster Nähe des Kaisers.

Walther, der Wolfger vielleicht schon aus der Zeit, da Herzog Friedrich von Oesterreich noch lebte, kannte, hätte sich keinen besseren Schützer wünschen können als ihn und mag seiner Gunst schon lange sich erfreut haben. Möglich wäre es selbst, daß er es gewesen, der ihn 1198 an den Hof Philipp's ein-

geführt hatte. Es war ein unglücklicher dilettantischer Einfall Grion's (Zeitschrift f. d. Phil. 2, 412), in Wolfger den Archipoeta entdecken zu wollen. Aber ein Gönner und Freund der Vaganten, jener Vorläufer Walther's, ist Wolfger allerdings gewesen, wie kaum ein zweiter Bischof. Auch Walther wird gewiß sein Herz besessen haben. Wahrscheinlich war Wolfger nach Wien gezogen zur Einsegnung der Vermählung Herzog Leopold's mit der byzantinischen Prinzessin Theodora Komnena, einer nahen Verwandten der von Walther gefeierten (19, 12) Gattin Philipp's Irene Maria. Auch Walther hat diesem Fest wahrscheinlich beigewohnt. Schon lange vor dem Bekanntwerden der Reiserechnungen hat Wackernagel (zu Simrock 2, 133), dann auch ausführlicher E. H. Meyer, Schenk Walther von Schipfe, S. 21 f. und nicht erst Wackernell, wie Hoefer (Beiträge 17, 547) meinte, den Spruch 25, 26 Ob ieman spreche der nû lebe einleuchtend auf diese Hochzeit bezogen. Ich möchte glauben, Walther war bereits im Gefolge Wolfger's nach Wien gekommen und hat sich diesem nicht erst dort für die Weiterreise angeschlossen. Konnte ihm doch Niemand leichter eine Aussöhnung oder Wiederanknüpfung mit Herzog Leopold vermitteln als Wolfger, der alte erprobte Freund der Babenberger. Damals, bei der Rückkehr in die sechs Jahre entbehrte Heimath, könnte er sein hohes Lied vom deutschen Vaterland, von deutschen Frauen und deutscher Tugend (56, 14 Ir sult sprechen willekomen) gesungen haben, falls man nicht wegen der vielen gesehenen Länder (V. 30) eine spätere Entstehung anzunehmen vorzieht.

Wie lange Walther bei Wolfger blieb, wissen wir nicht. Sicherlich dauerte das freundschaftliche Verhältniß zu ihm auch nachdem er 1204 Patriarch von Aquileja geworden war. Denn daran sollte nicht gezweifelt werden, daß unter dem Patriarchen von Aquileja, dessen Hof Walther neben dem Hof Leopold's und seines Oheims Heinrich von Mödling mit herzlichen Worten nennt (34, 34 Die wîle ich weiz drî hove), nur Wolfger und nicht, was zuerst Uhland (Schriften 5, 62) und dann noch Wilmanns (Leben Walther's, S. 57, 81) annahm, dessen Nachfolger Berthold von Andechs-Meran verstanden werden muß: nur diese drei, die beiden Babenberger und Wolfger, die mannigfache Bande alter persönlicher Beziehungen zusammenhielten, konnte Walther in einem Gedicht gleichsam als eine Familie von Gönnern feiern, und man verwandelt das Preislied auf die drei befreundeten und Walther freundlichen Höfe aus einem sinnig zusammengefügten harmonischen Kranz in ein willkürliches Conglomerat zufällig aneinandergereihter Lobeserhebungen, wenn man hier den Andechser einschwärzt. Gerade in jenem Jahr, das Walther wieder in seine österreichische Heimath führte, hatte Wolfger mit Heinrich von Mödling, als dem Vertreter der Babenberger Familie, über die Anerkennung früherer Schenkungen zu Göttweih (24. Juni 1203) verhandelt und im Herbst desselben Jahres durch mehrmalige Gesandtschaften und Reisen die für das Haus der Babenberger erwünschte, insbesondere für Leopold's Vermählung mit der Griechin Theodora nothwendige, legitime Lösung der Verlobung des Herzogs mit der Tochter Ottokar's von Böhmen und der Enkelin Otto's von Meißen (Kalkoff, Wolfger, S. 69 ff.) vermittelt. Aus jener Zeit mag Walther's erste Erinnerung an die nahen Beziehungen der drei ihm wohlgesinnten Männer stammen, die dann in seinem uns nicht genauer bekannten freundlichen Verhältniß zu ihnen fortdauerte und später in dem Spruch auf die drei Höfe einen liebenswürdigen Ausdruck fand.

Im Jahre 1204 oder bald nachher hat Walther auch am Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen längere Zeit gelebt. Sein erster kurzer Besuch, der sich, wie schon oben (S. 59 f.) bemerkt ist, nicht genau datiren läßt, scheint nicht zu seiner Zufriedenheit verlaufen zu sein (20, 4). Wolfram's Citat des verlornen Walther'schen Liedes Guoten tac, boes unde guot im 6. Buch des

Parzival (297, 25) spricht von dem Sangesgenossen, wie von einem, der am Thüringer Hof allbekannt war, und so, als ob das angeführte Gedicht eben entstanden sei, auch die Anrede in jenem Liedanfange selbst konnte sich nur ein schon heimisch gewordener erlauben, dem die bunt zusammengesetzte Gesellschaft einen vertraulichen Scherz verzieh. Nach der herrschenden Meinung ist das 6. Buch des Parzival nicht viel nach 1203 gedichtet; denn das 7. Buch entstand, wie 379, 18 zeigt, als die Verwüstung der Weingärten Erfurts noch sichtbar war, d. h. da man dabei an die Belagerung Erfurts Pfingsten 1203 zu denken pflegt, spätestens zu Anfang des Jahres 1204 (s. Lachmann zu Walther 20, 4). Uhland (Schriften 5, 32) folgend bemerkte Lachmann, daß ehe der Landgraf sich König Philipp unterwarf (17. Septbr. 1204), Walther gewiß nicht nach Thüringen zu dem geheimen und zuletzt öffentlichen Gegner seines Herrn, des Königs Philipp, gegangen sei. Bezieht sich dieses Bedenken nur auf den ersten Besuch, der 20, 4 zu Grunde liegt, so läßt sich ihm genügen, wenn man jenes erfolglose Anklopfen Walther's in die Zeit verlegt zwischen dem 15. August 1199, wo Hermann die welfische Partei verließ, dem König Philipp den Treueid schwur, und dem 8. September 1201, wo er noch den Bamberger Protest der staufischen Fürsten gegen die Zumuthungen des Papstes mit unterzeichnete. Gilt dagegen Uhland's und Lachmann's Erwägung der Frage, wann Walther's längerer thüringischer Dienst begonnen habe, so bereitet sie beträchtliche chronologische und sachliche Schwierigkeiten.

Man kann diesen entgehn, indem man die Erwähnung der Walther'schen Verse im Parzival für einen nachträglichen Einschub Wolfram's erklärt, der erst nach der Abfassung dieses Buchs, etwa bei der späteren Publication, mit Rücksicht auf den nunmehr anwesenden Walther vorgenommen sei, oder indem man die Entstehung des 6. Buches des Parzival später als das 7. setzt, wozu Lachmann (Wolfram S. XIX) geneigt schien, oder indem man Walther's Verbindung mit Hermann auch ohne Uebereinstimmung der politischen Parteistellung für möglich erklärt, wie Wackernell (Germania 22, 283), ohne daß man allerdings dessen Ansicht zu theilen braucht, Walthern habe „Philipp wahrscheinlich geradezu eine diplomatische Mission anvertraut" und er sei im Herbst 1203 nach Thüringen gegangen, um den nach den unbefriedigenden Ergebnissen des Sommerfeldzugs enttäuschten Fürsten wieder auf die staufische Seite zu bringen.

Vorzuziehen aber ist eine andere Lösung: man deute die Worte Wolfram's über die verwüsteten Weingärten Erfurts auf den zweiten thüringischen Feldzug (Juli bis September 1204), der in der Gegend von Weißensee (neun Stunden nördlich von Erfurt) und an der obern Ilm (Stadt-Ilm bis Langenwiesen) seinen Schauplatz hatte und im Lager vor Erfurt endete, nachdem sich am 17. September in dem unweit davon südlich gelegenen Ichtershausen Landgraf Hermann auf Gnade und Ungnade unterworfen hatte. Auch in diesem Jahre wurde das Thüringer Land weit und breit verwüstet, besonders von den Böhmen, aber auch von Philipp's Heer. Und gewiß ist die Umgebung von Erfurt, das auf Seite Philipp's stand, nicht verschont geblieben. Jene Parzivalstelle kann daher dem Anfange des Jahres 1205 angehören. Und einige Zeit vorher, also Ende 1204, nach Hermann's Unterwerfung, hatte das Zusammenleben der beiden größten mittelalterlichen Dichter auf der Wartburg bei dem kunstliebenden Landgrafen Hermann, dem Gönner Heinrich's von Veldeke, Herbort's von Fritzlar, Albrecht's von Halberstadt, begonnen.

Hier hatte Walther einen Handel mit dem 1196 in einer Urkunde des Landgrafen nachgewiesenen Gerhart Atze, der ihm ein Pferd zu Eisenach erschoß und keinen Schadenersatz leisten wollte (82, 11. 104, 7). Hier mußte er gegen Störer des höfischen Sangs (103, 29) und gegen das Un-

kraut der Hofgesellschaft (103, 13) sich wehren. Seine Kunst ward offenbar in den Thüringer Hofkreisen, wo man mehr für stoffreichere Dichtung, für epische Erzählung und Sittenlehre (Wernher von Elmendorf) Interesse hegte und ein derberes, kampftüchtigeres Dasein liebte als Walther's Lieder und Sprüche wiedergaben, nicht von allen und nicht ohne Einschränkung gewürdigt. Auch Wolfram, wie oben (S. 41 ff.) gesagt wurde, fühlte sich in einem gewissen Gegensatz dazu. Als Reinmar von Hagenau, der österreichische Hofsänger, einst sein Lehrer, aus dem Leben schied, beklagte Walther in Thüringen seinen Tod mit zwei ergreifenden Strophen (82, 24. 83, 1) voller eigener melancholischer Todesgedanken und richtete von Thüringen hinweg den Blick sehnsüchtig nach der Heimath, in der Hoffnung, am Wiener Hof in die Stelle des Geschiedenen einzutreten (84, 1 ff.), wie es scheint, vergeblich. Er mußte trotz allem in Thüringen ein paar Jahre ausharren; ob ohne Unterbrechung wissen wir nicht. Die thüringischen Chroniken setzen den sagenhaften Sängerkrieg, an dem Walther neben Wolfram Theil genommen haben soll, in das Jahr 1207.

In Thüringen scheint Walther's früheres herzliches Verhältniß zu Philipp völlig erkaltet und in sein Gegentheil umgeschlagen zu sein. Die persönlichen Motive, die dabei mitwirken mochten, bleiben uns leider verschleiert. Wir gewahren nur, daß etwas von der heimlichen Mißstimmung des Landgrafen und seines Schwiegersohns, des Markgrafen Dietrich von Meißen, gegen Philipp auf Walther übergegangen zu sein scheint.

Hermann hatte von seiner Unterwerfung unter den Staufer nur Demüthigung und Schaden geerntet. Dietrich aber ward verstimmt, als der Beleidiger der Wettinischen Familienehre Ottokar von Böhmen den 1204 geleisteten Schwur, die verstoßene erste Gattin, Adela von Meißen, wieder aufzunehmen und seine zweite Ehe zu lösen, nicht ausführte und so die Bedingung nicht erfüllte, an die Dietrich sein Fallenlassen des böhmischen Prätendenten Theobald, Philipp's Drängen nachgebend, geknüpft hatte. Er sah sich durch die politische Aussöhnung zwischen Philipp und Ottokar übervortheilt. Geradezu persönlich beleidigt aber fühlte er sich dann 1207 durch die Verlobung der Tochter Philipp's mit dem Sohn von Ottokar's zweiter Gemahlin, um derenwillen der Böhmenkönig seine erste Frau, die Schwester Dietrich's, verstoßen hatte. Die Gereiztheit und das Uebelwollen der Thüringer Hofgesellschaft mochte sich an allem Widerwärtigen, was den König oder seinen engsten Familienkreis traf, weiden und es mit Behagen breit treten.

Solche Stimmung klingt aus jenem höhnischen Spruch vom griechischen Spießbraten (17, 11), der die blutigen byzantinischen Thronwirren der Jahre 1203 und 1204, in denen Philipp's Schwiegervater Isaac Angelos und Schwager Alexios ihre eben gewonnene Krone und ihr Leben verloren, benutzt, um daran eine böse Lehre für den König zu knüpfen. Wolfram spielt im Willehalm (286, 19), also nach Jahren, auf das Gedicht scherzhaft an: nur wenn es bei seiner Entstehung durch seine politische Spitze gezündet hatte, konnte er so spät darauf wieder zurückgreifen. Lachmann dachte daher (zu 17, 11) daran, dieser Spruch erst habe Walther's „Umzug nach Thüringen" veranlaßt. Wilmanns dagegen setzt ihn in den Herbst 1207. Ich glaube, man muß den Spruch vom Spießbraten und dann auch den vorangehenden nah verwandten 16, 36 (Philippe künec hêre) früher datiren: noch in das Ende des Jahres 1204 oder den Anfang 1205. Freilich findet Zarncke (Beitr. 7, 596), daß beide Sprüche noch eine mißliche Lage Philipp's voraussetzen, was auf die Zeit vor den glücklichen Sommerfeldzug von 1204, der die günstige Entscheidung brachte, hinweise. Allein 16, 36 zeigt unverkennbar: die glückliche Wendung war bereits eingetreten, und offenbar ist diese sanftere Mahnung zur Freigebigkeit der

schärferen des Scherzes vom Spießbraten vorangegangen. Ob nun aber diese beiden Sprüche in Thüringen gedichtet sind? Man ist versucht, außer Wolfram's später Erinnerung daran noch einen besondern Grund hierfür geltend zu machen. Gerade in Thüringen konnte Walther während des Sommers 1205 Kunde von jenen Vorfällen des Ostens empfangen: am 17. August kehrte Bischof Konrad von Halberstadt mit vielen bei der Plünderung Constantinopels erbeuteten Reliquien und Kostbarkeiten in festlichem Triumphzuge hoch gefeiert heim (Mon. Germ. Script. 23, 120). Er hatte als Augenzeuge und thätiger Theilnehmer jene ganze Tragödie durchlebt. Schon im August 1203 war er als Pilger nach Venedig gekommen und hatte sowol damals als nachher im folgenden Winter vor Zara gewiß die Verbindung zwischen dem Kreuzheer und König Philipp unterhalten. Daß Isaac Angelos und sein Sohn Alexios die Hülfe und Freundschaft der Kreuzfahrer, die für sie Constantinopel und den Thron zurückeroberten (18. Juli 1203), verloren, weil sie die vertragsmäßig, eidlich und wiederholt gemachten Zusicherungen von Geld und Belohnungen nicht erfüllten, darin sind alle Berichte einig. Die fränkischen Quellen schieben es meist auf den bösen Willen und den Undank Alexios IV.: so auch die gleich nach September 1208 entstandene Peregrinacio (Valois, Biblioth. de l'École des Chartes 40, 204) der Halberstädter Chronik (Script. 23, 118: ingratus beneficiorum acceptorum). Die byzantinischen Darstellungen lassen erkennen, daß der kaiserliche Schatz von Alexios III., dem Thronräuber, geflüchtet, die Staatscassen erschöpft und die Bevölkerung gegen die Eintreibung der versprochenen Summen für die verhaßten Fremden aufs äußerste erbittert war (der brâte was ze dünne). Die Halberstädter Chronik, die wahrscheinlich Tagebücher Konrad's benutzt, macht aber auch Philipp mit verantwortlich für den Ausgang, wenn sie erzählt, er selbst habe jene 200 000 Mark durch seinen Gesandten in Zara den Kreuzfahrern versprochen, falls sein Schwiegervater wieder auf den Thron gehoben würde. Theilte Walther diese Auffassung, so gewinnt sein Spruch noch an unmittelbarer Feindseligkeit gegen den König. Jedes Anrühren jener Katastrophe mußte Philipp tief verwunden. Seine Verwandten hatten im Kampf mit Prätendenten und Gegenkönigen wie er das Reich gewonnen, es dann aber verloren, weil sie gemachte Versprechungen nicht halten konnten, und verloren nicht an den berufensten Träger eines neu zu gründenden lateinischen Kaiserthums, den Markgrafen Bonifaz von Montferrat, den Anhänger und Verwandten der Staufer, sondern an den viel untüchtigeren Grafen Balduin von Flandern, den Parteigänger des Welfen Otto.

Viel spricht nach alledem für die Entstehung des Gedichts vom Spießbraten in Thüringen. Aber unleugbar ist auch: nirgends wol konnte Walther früher Kenntniß erlangen von den verhängnißvollen Ereignissen, die über Philipp's Verwandte in Byzanz hereingebrochen waren, als in der Nähe des Bischofs Wolfger.

Schon am Gründonnerstag 1204 erschien bei Herzog Leopold in Klosterneuburg Bischof Markus von Beirut, höchst wahrscheinlich mit Nachrichten über die byzantinische Verwicklung. Wolfger stand damals im Begriff, auf annehmbare Weise seinen Frieden mit dem Papst zu machen und sich von der Reichspolitik zurückzuziehn. Bereits am 2. October 1202 war er wegen seiner Theilnahme an dem Hallischen Fürstenprotest, dessen Verfasser er übrigens schwerlich gewesen ist, von Innocenz bei Strafe der Suspension auf den Sonntag Laetare nach Rom zur Verantwortung citirt worden. Er war dieser Ladung gefolgt, hatte mit einer ziemlich plumpen Lüge seine Mitverantwortlichkeit für jene Erklärung abgelehnt und das Schlüsselrecht des Papstes anerkannt (Reg. de neg.

imp. 110, Migne, Patr. Lat. 216, S. 1114), sich nach seiner Rückkehr aber dann doch wieder an den Hof Philipp's nach Altenburg begeben (August 1203). Nun aber hatte die Hoffnung auf die Nachfolge in dem zur Erledigung kommenden Patriarchat von Aquileja ihn der Curie gefügiger machen müssen. Im Mai des Jahres 1204 hatte er sich in Rom die Genehmigung seiner Wahl geholt, die ihm durch päpstlichen Consens vom 24. Juni verliehen ward, hatte sich dann zurückgekehrt in Ansbach vom König Philipp belehnen lassen und sich nach Passau begeben, die Wahl seines Nachfolgers zu leiten. Hier empfing er am 19. Juli die Hiobspost aus Constantinopel (Reiserechnungen S. 33). Kaum in Aquileja eingezogen, erhielt er mit dem Pallium zugleich den Befehl des Papstes, binnen Monatsfrist sich schriftlich der Curie zum Gehorsam auch in Reichsangelegenheiten zu verpflichten (Kalkoff, Wolfger S. 30 ff., 96 ff.; Juritsch, Geschichte d. Babenberger S. 379 f.). Fortan waren Wolfger, der sich jetzt fügen mußte, die Hände gebunden. Er zog sich vom König Philipp und der Reichspolitik zunächst völlig zurück.

Bald nach dieser Zeit schwindet auch aus Walther's Dichtung für eine Reihe von Jahren jede Beziehung auf die Reichspolitik, auf die Person und die Angelegenheiten des Königs, ja sein Lebensweg verliert sich für uns eine Weile überhaupt im Dunkel. Er hat jedes Verhältniß zum König völlig gelöst. Aber wir können nicht sagen, wo er jene beiden unfreundlichen Strophen (16, 36. 17, 11), in denen er sich (1204 oder 1205) zum letzten Mal mit seinem einstigen Herrn befaßte, gedichtet habe.

Der weitere Verlauf von Walther's Leben läßt sich im Einzelnen durchaus nicht feststellen. Bis zum Frühling des Jahres 1212 bleibt unsere Kenntniß ganz trümmerhaft. Walther stand eine Zeit lang im Dienst des Markgrafen Dietrich von Meißen (105, 29), des Schwiegersohns seines Thüringer Gönners, an dessen Hof auch Heinrich von Morungen (s. A. D. B. XXII, 341) lebte. Ein Einfluß dieses Minnesängers, der neben Walther und Neidhart ohne Frage das ursprünglichste und stärkste lyrische Talent des deutschen Mittelalters war, läßt sich in mehreren Liedern Walther's erkennen (Wilmanns, Leben S. 278). Schon früher, etwa 1205 (Zarncke, Beiträge 7, 593), hatte der Markgraf Walther, wie es scheint, eine Gefälligkeit erwiesen und ihm eine ehrende Einladung von Herzog Ludwig von Baiern, Hermann's Schwager, zum Hofdienst überbracht (18, 15, s. oben S. 54). Jetzt aber muß sich ein engeres Band geknüpft haben. Bei Dietrich muß Walther (auch oder noch?) 1210 gewesen sein, als das Kloster Dobrilugk an die Markgrafschaft kam: denn es spielt, wie zuerst Wackernagel 2, 140 Anm. richtig sah, 75, 25 darauf an.

Die Strophen des „zweiten Ottentons" (nach Simrock's unpassender Benennung) 31, 13 bis 36, 1 bereiten die größten chronologischen Schwierigkeiten. Sie spiegeln ein bewegtes unruhiges Wanderleben wieder, sie athmen einen tiefen Pessimismus, eine wachsende Gereiztheit und Verbitterung des Dichters. Sie hat er im Auge, wenn er später, in sonnigerer Zeit, zurückblickend sagte: ich was sô volle scheltens daz mîn âten stanc (29, 2). „Unmuthston" könnte man diesen Ton nennen. Aus 36, 1 (Dô Liupolt spart ûf gotes vart) ergibt sich, daß Walther längere Zeit in Oesterreich bei Herzog Leopold war, bevor er diesen auf seiner Rückkehr vom Kreuzzug (vielleicht 1219) begrüßte (28, 11). In demselben Ton nennt er sich aber auch des milten lantgrâven ingesinde (35, 7), was, wie oben (S. 54) bemerkt wurde, auf ein dauerndes thüringisches Hofdienstverhältniß weist: der im Winter gedichtete Spruch blickt auf mehrmaligen Aufenthalt bei Landgraf Hermann zurück und auf eine mehrjährige Verbindung mit ihm; ob er mit Wilmanns (Leben S. 71) in einen der Winter zwischen 1213 und 1217 zu setzen sei oder ob er einige Jahre später fällt,

bleibt zweifelhaft. In demselben Ton behandelt Walther auch Erlebnisse, die ihn in Beziehungen zu Herzog Bernhard von Kärnten (1202—1256) zeigen: er hat oft von ihm Gaben empfangen, aber ein Scheltlied, mit dem er sich rächt, als ihm vom Herzog verheißene Gewänder nicht übergeben sind, bringt Entzweiung (32, 17); Mißgünstige bei Hofe, vielleicht Rivalen, hetzen gegen ihn (32, 27). Wann diese Vorfälle stattfanden, ob am Hof des Herzogs selbst, entzieht sich unserer Kenntniß. Aber bei Walther's freundschaftlichem Verhältniß zu Wolfger und den babenbergischen Herzogen hat er oft Gelegenheit gehabt nach Kärnten zu kommen, und wenn er in seinem Wanderspruch desselben Tons (31, 13) unter den Grenzen seiner Fahrten die Mur in der Steiermark nennt, so spricht auch das dafür. In dem nämlichen Ton wird der Patriarch von Aquileja und Herzog Heinrich von Mödling gefeiert (34, 36. 35, 4) und Herzog Leopold bald gescholten, bald erhoben. Endlich richten sich zwei Sprüche dieses Ton, die einzigen datirbaren, gegen die Aufstellung des Opferstockes, die Innocenz III. Ostern 1213 befohlen hatte, um Beisteuern zum Kreuzzug zu erhalten (34, 4. 14).

Mit dem Jahre 1212 gewinnt Walther's Biographie wieder festeren Boden. Es beginnt der dritte Abschnitt seiner politischen Dichtung: der Wiedereintritt in den Dienst der Reichspolitik. Als nach der Ermordung Philipp's der von Innocenz gekrönte Otto, wegen seiner Angriffe gegen die mittelitalischen Territorien des Papstes und gegen das päpstliche Lehnskönigthum Sicilien gebannt, nach Deutschland zurückkehrte, um dort den inzwischen ausgebrochenen Aufstand der Fürsten niederzuwerfen, tritt ihm Walther auf dem Hoftag zu Frankfurt (18. März 1212) entgegen und ruft ihm in drei großartigen Sprüchen ein feierliches Willkommen, ein begeistertes Glückauf zu für die Verwirklichung der Kaiseridee (11, 30 bis 12, 18). Der ganze Haß des Sängers gegen die Anmaßung der Curie lodert hier in hellen Flammen auf. Gegen die Uebergriffe des Papstes, gegen die Schmälerung der kaiserlichen Macht durch ihn eifert er mit heißem Zorn. Dagegen sucht er die Gefahren, welche dem Kaiserthum aus der Ueberhebung, den Begierden und der Treulosigkeit der Fürsten drohten, zu verdecken und die Schuld der Wankelmüthigen zu verkleinern. Insbesondere verbürgt er sich mit Emphase für die Treue des Meißners, obwol gerade er den hochverrätherischen Umtrieben gegen Otto in dessen Abwesenheit nahe getreten war. Wir sind leider nicht im Stande, Walther's Verhältniß zu dem Markgrafen zu durchschauen. Hatte dieser ihn veranlaßt, Otto zu begrüßen? Hatte er ihn als Werkzeug benutzt, um die Gnade und Verzeihung des Kaisers wieder zu gewinnen? Man darf dies bejahen. Aber auch Walther selbst konnte hoffen, wenn er jetzt in bedenklicher Lage Dietrich durch sein bedeutungsvolles Wort gegen den Verdacht schützte, zum Dank dafür von ihm bei Gelegenheit auch dem Kaiser empfohlen zu werden.

Wilmanns hat Walther aus diesem Eintreten für Dietrich einen sittlichen Vorwurf gemacht, ihn der bewußten Lüge geziehen (Leben Walther's S. 110). Aber wie weit Dietrich an der Verschwörung gegen Otto wirklich thätig mitgewirkt hat, steht keineswegs fest. Winkelmann will an seinen Abfall gar nicht glauben (2, 272, 300 Anm. 4). Die Quellen wissen nur von Dietrich's Besuch der Naumburger Fürstenversammlung, die für allgemeine Reichssachen ausgeschrieben war und auf der die hochverrätherischen Absichten erst ganz versteckt zu Tage traten. Für die beiden folgenden Zusammenkünfte, die heimliche in Bamberg und die öffentliche, auf officielles Ersuchen des Papstes veranstaltete Nürnberger, welche direct die Absetzung des Kaisers bezweckte, ist seine Anwesenheit nicht bezeugt. Jedenfalls hatte Dietrich, wenn er mit den Verräthern getagt hatte, in letzter Stunde sich von ihnen zurückgezogen. Und Walther durfte wol,

ein wenig den Mund voll nehmend, seine Treue engelgleich nennen, ohne mehr zu thun, als er im Dienst seines Herrn vor Gott und Welt nach der Anschauung der Zeit verantworten konnte. Und war eine Unwahrheit dabei, so doch gewiß eine, die auch heute der Sittencodex der Politik — und wäre es die ehrlichste! — nicht verbieten würde.

Die ideale Auffassung, welche Walther von dem kaiserlichen Imperium hegte, steht hier auf ihrer Höhe. Und auch sein Dichterstolz spricht hier in mächtigen Accenten. Die Welt ist ihm zwischen Gott und dem Kaiser getheilt. Von der sonst gewöhnlichen Anschauung einer irdischen von Gott verliehenen Zweiherrschaft des Papstes und des Kaisers finden wir keine Spur. Als Bote Gottes selbst verkehrt der Dichter mit dem Statthalter Christi auf Erden: mit dem Kaiser. Er überbringt ihm die Klage Christi über die Unterjochung seines Landes durch die Heiden. Erst solle der Kaiser den Frieden in Deutschland durch strenges Gericht wieder herstellen, dann aber das Imperium über das Meer ausdehnen und das heilige Land den Heiden entreißen. So malt sich in Walther's Vorstellung das höchste Ideal der Kaiserherrlichkeit: im Vaterland gebietend und über den Weltkreis den christlichen Geist verbreitend. Diese glänzende Verherrlichung des Kaisergedankens muthet wie eine Antwort an auf die im Herbst 1211 Otto gewidmeten Otia imperialia des Gervasius von Tilbury, in denen die Lehre von der unbedingten Superiorität des Papstes auch in weltlichen Dingen mit maßloser Uebertreibung vorgetragen und dem verirrten Kaiser vorgehalten wird. Imperium tuum non est, sed Christi; non tuum, sed Petri; non a te tibi obvenit, sed a vicario Christi et successore Petri — so hatte Gervasius drohend gerufen. Walther setzt dem mit hohen wuchtigen Worten das großartige Bild entgegen: Gott der Herr hat auf Erden einen unmittelbaren Vertreter, den Kaiser, mit dem er ohne Mittler verkehrt, der seinen Willen ohne einen anderen Auftraggeber vollstreckt.

Den 3 Kaisersprüchen stellte Walther im gleichen Ton 3 Papstsprüche zur Seite (11, 6, 18. 12, 30), die leidenschaftlich, scharf und höhnisch die Wandlung des Papstes in seiner Gesinnung gegen Otto angreifen. Einst habe Innocenz Otto gesegnet, dem er jetzt fluche. Walther denkt dabei, ohne es auszusprechen, auch an die frühere Zeit, da Innocenz für Otto gegen Philipp Partei genommen hatte. Christus habe den Pharisäern auf ihre versuchende Fragen am Zinsgroschen die Rechte des weltlichen Regiments klar gelegt — der Papst verachte diese Lehre. Einmal müsse das Wort der Pfaffen Lüge gewesen sein: entweder als sie Otto empfahlen oder nun, da sie ihn verwerfen.

Als 1213 Innocenz durch eine Kreuzzugsbulle die Aufstellung von Opferstöcken in den Kirchen anordnete, als er selbst von sich und allen Geistlichen Verzicht auf einen Theil aller Einkünfte verlangte, um für die heilige Angelegenheit der Befreiung des Grabes Christi Mittel zu beschaffen, tritt Walther leidenschaftlich auch dem entgegen (34, 4. 14). Er, der ein Jahr vorher selbst den Kaiser zum Kreuzzug ermahnt hatte, erblickt nun in den Vorbereitungen, die der Papst dazu trifft, nur Habgier und Hinterlist der Pfaffen. So groß aber war die Wirkung der Worte Walther's, daß nach der Klage Thomasin's im Welschen Gast (V. 11163 ff.) er tausende dem Papst abtrünnig machte und vielen anderen ein schweres Aergerniß bereitete. Die Klugheit und die Besonnenheit standen damals nicht auf Walther's Seite. Aber heute ihm einen sittlichen Vorwurf zu machen aus der Maßlosigkeit seines Angriffs, heißt wiederum gegen ihn unbillig sein, heißt weder geschichtlich noch psychologisch urtheilen. Im März des Jahres 1212 suchte Walther nach jedem Mittel die Popularität des rückkehrenden Kaisers zu erhöhen. Es war die Zeit, da die allgemeinste Begeisterung für die Idee des Kreuzzugs herrschte; es waren die Tage des

Kinderkreuzzuges, jener seltsamsten Ausgeburt krankhafter Exstase. Ein Jahr danach war eine schwere Ernüchterung und Enttäuschung eingetreten. Der Papst hatte zur Kreuzfahrt gegen die ketzerischen Albigenser in Südfrankreich und ihr Haupt, den Grafen Raimund von Toulouse, gerufen, und Herzog Leopold war mit einem Heer im August 1212 diesem Aufgebot gefolgt. Bevor die Kreuzfahrer auf dem Schauplatz ankamen, hatte sich aber die Situation völlig verändert: Graf Raimund hatte durch seinen Beschützer König Peter von Arragonien auf dem Wege diplomatischer Verhandlung beim Papst das Verbot des Kampfes und die Berufung einer Synode durchgesetzt. Alle Kreuzfahrer mußten unverrichteter Sache umkehren und fühlten sich in unwürdiger Weise hintergangen. Gegen Ende des Jahres 1212 oder zu Anfang des Jahres 1213 kamen sie nach Deutschland zurück. Ist es ein Wunder, wenn sie Erbitterung und Mißtrauen gegen die redlichen Absichten der Curie verbreiteten? Schien es nicht so, als sei dem Papst bei der Agitation für einen Kreuzzug die Erhebung der Kreuzzugssteuer die Hauptsache und mußte sich nicht, als im April, wenige Monate nach der beschämten Rückkehr der Albigenserstreiter, der Opferstock für einen neuen Kreuzzug aufgestellt ward, der Verdacht regen, auch diese Steuer werde nur den Clerus bereichern, ohne dem idealen Zwecke zu dienen? Und hatte Walther im politischen Kampfe nicht das Recht, dieser Stimmung, diesem Verdacht, die ihn gewiß selbst beherrschten, rückhaltlos Worte zu leihen? Ging er in seinen Anklagen zu weit, so folgte er dem Irrthum einer leidenschaftlichen, aber begreiflichen Ueberzeugung, die viele mit ihm theilten. Leicht übersehen wir heute von der höheren Warte, auf die uns die Entfernung von sechs Jahrhunderten gestellt hat, Schuld und Verdienst der beiden mit einander ringenden Lebensmächte. Wer aber in diesem fürchterlichen Kampf mitten inne stand als Herold und Bannerträger des Streites, den konnte die allgemeine Hitze verblenden, dem mochte die wilde Brandung der entfesselten Triebe, die grauenvolle Zerklüftung die rechte Uebersicht rauben. Walther war ein Dichter, in dem Phantasie und Leidenschaft, nicht abwägendes Urtheil, streng sondernde Ueberlegung die Oberhand besaßen. So schlug er mit Waffen auf den Feind, wie sie ihm gerade tauglich und wirksam dünkten, im Bewußtsein, seiner guten Sache dadurch zu helfen und einer schlechten zu schaden. Das war ja gerade das Entsetzliche jener Zeiten, daß in der haßerfüllten Erbitterung, in dem Ringen der ungezügelten Willenskräfte, in der chaotischen Auflösung aller staatlichen Grundlagen, wo weder die Autorität des Kaisers noch die des Papstes allgemein feststand, die Begriffe Recht und Gerechtigkeit selbst in den Köpfen der Edelsten zu schwanken anfingen.

Des Dichters Zorn wagt sich noch weiter und erhebt sich zu einer tief einschneidenden Kritik der schwersten Gebrechen der Kirche, ja eines wichtigen Theils ihrer Grundlage. Man wähnt die dröhnenden zermalmenden Schwertschläge Martin Luther's zu vernehmen, wenn man diese Sprüche Walther's liest: gegen die Simonie (33, 1), gegen die Habgier und Hinterlist der Curie (33, 11), gegen die Fälschung und Verletzung des göttlichen Wortes durch die zu seinem Dienst und zu seiner Verbreitung Berufenen (33, 21), gegen die sittliche Corruption der Pfaffen, insbesondere ihre Unkeuschheit und Schlemmerei (34, 4). Wenn Walther die Schriften, welche aus der Kanzlei der Curie ausgehen, die Satzungen, auf die der Papst seine Beschlüsse stützt, brandmarkt als ein schwarzes, d. h. nigromantisches Buch des Höllenmohrs, wenn er den Nachfolger Petri Judas schilt und dem Zauberer Gerbert (Papst Silvester II.) vergleicht, wenn er ihn, ergrimmt über die vernunftwidrigen Lehren von der Verwaltung der Gnadenmittel durch die Kirche und ihre schamlose Ausnutzung zu hierarchisch-politischen Zwecken, Dieb und Mörder heißt und jammert, der oberste Hirte sei

zu einem Wolf unter den Schafen geworden, wenn er höhnisch ausruft, die zum Himmel den Weg weisen wollen, fahren selbst zur Hölle, so fühlen wir uns von der Macht und Ehrlichkeit dieser innersten Entrüstung noch heute tief ergriffen.

Zum zweiten Mal beschwört Walther seinen guten Klausner (34, 33), und wieder sieht er ihn weinend über die Frevel des Papstes und der Pfaffen. Ein Ton dringt durch alle diese Kampfgedichte wie ein Aufschrei aus gequälter Brust und macht unsere Herzen rascher schlagen: die tiefe sittliche Empörung über den Zwiespalt zwischen Worten und Werken der Kirche und ihrer Glieder. Die Liebe zur Wahrheit, welche den Streitschriften des Wittenberger Mönchs wie denen Lessing's die wuchtigen Accente, die hinreißende Ueberzeugungskraft gab, sie steht auch hinter diesen Sprüchen Walther's mit flammendem Schwerte. Er mochte im Einzelnen Unrecht haben mit seiner Verdächtigung und Verurtheilung bestimmter Maßnahmen des Papstes: im Ganzen, in der allgemeinen Auflehnung gegen die im Innersten frevelhafte Politik der Curie hatte er unbedingt Recht, sprach er im Namen des heiligen Geistes der Menschheit. Sanftere, zur Vermittlung geneigte Naturen wie Thomasin von Zirclaria freilich mußten sich von dieser schonungslosen Schärfe verletzt fühlen und bedauern, daß gegen das Haupt der Christenheit so ganz ohne Ehrerbietung der schwerste Vorwurf des Teufelsdienstes erhoben wurde (W. Gast 11 140). Von einem menschlich freieren Standpunkt aus darf Walther auch für die Uebertreibungen seines Ausdrucks kein Tadel treffen. Der Kampf politischer und religiöser Gegensätze ist, so lange in der Welt ringende Menschen leben, nur mit schweren, tiefgehenden Hieben geführt, die den Gegner nicht bloß abwehren, sondern niederwerfen sollen: er hat seine eigene Ethik.

Man muß aber außer allem andern auch noch eins beachten: diese leidenschaftlichen Verdächtigungen gegen den rechten Gebrauch der Kreuzzugssteuern waren ein Strafgericht über die schamlose Beraubung der Krone durch die geistlichen Fürsten, die nicht aufgehört hatten, den Thronwechsel auszunutzen und Kirchlehen wie Vogteirechte an sich zu reißen (Winkelmann 2, 337), und zugleich eine Antwort auf die Ausstreuungen der Gegenpartei. Der Hofkanzler Konrad von Speier hatte seit dem Februar des Jahres 1212 (Winkelmann 2, 287 Anm. 1, 293 f., 336) seinem Herrn die Treue gebrochen. Er bezeichnete dann unter eidlicher Bekräftigung als die Ursache seiner Lossagung die Absicht des Kaisers, durch eine umfassende Reduction der Kirchengüter die Geistlichkeit politisch und social um einige Stufen herunterzudrücken, seine eigenen Machtmittel und Einkünfte aber zu vermehren. Es mögen wol in der Umgebung Otto's wirklich derartige Wünsche nach einer Annexion der Kirchengüter laut geworden sein (Winkelmann 2, 295 Anm. 1). Zu ihrem Sprecher machte sich einigermaßen auch Walther, und seine Sprüche gegen den weltlichen Reichthum der Geistlichkeit und ihre Untreue können geradezu auf den verschwenderischen Hofkanzler gemünzt sein. Der Dichter wollte wol auch den wirklich von Otto gehegten Plan eines Systems neuer Reichssteuern, das die Centralgewalt des Kaisers zu stärken geeignet war (Winkelmann 2, 336) durch seine poetische Agitation gegen die Kirchengüter unterstützen.

Ein tragisches Geschick scheint es nun aber gewollt zu haben, daß Walther durch die Heftigkeit seiner Angriffe den Verleumdungen der Feinde des Kaisers, die er unschädlich machen wollte, gerade neue Unterlagen schuf. In Frankreich verdichteten sie sich in der Philippis des königlichen Historiographen Willelmus Britto (herausgegeben Mon. Germ. Script. XXVI) zu einer ganzen Rede des Kaisers (Lib. X, V. 566 ff.), worin man diesen den Vorsatz aussprechen ließ, dem Clerus Zehnten, freiwillige Gaben der Gläubigen und Grundbesitz fortnehmen zu wollen. Daraus

stellte die Gegenpartei dann einen Prosaauszug her und setzte diesen mit der Unterschrift des Kaisers versehen und dadurch scheinbar zur authentischen Urkunde erhoben als aufreizendes Flugblatt in Italien und Deutschland in Umlauf (veröffentlicht von Winkelmann, Sitzungsber. der Münch. Akad. Phil.-hist. Cl. 1876, S. 666 ff.).

Walther hat für diesen Kampf im redlichsten Eifer also selbst den Gegnern Waffen schmieden helfen. Und das ist, wie ich nicht zweifle, für sein weiteres Verhältniß zu Otto verhängnißvoll geworden.

In dieser Zeit, wo Walther's politische Dichtung ihren Zenith erreicht, gestaltet sich sein äußeres Leben am unfreundlichsten. Er fühlt sich jetzt im Vollbesitz seiner hohen Kunst, aber sein Dichterstolz muß das Bekenntniß der Armuth ablegen (28, 2): auf die Gnade kargender Herren war er angewiesen und zu erniedrigenden Bitten mußte er sich herablassen (28, 33). Freilich verlor er auch jetzt nicht seinen Humor: er gelingt ihm, sein im Grunde trauriges Vagantenleben mit seinen mannichfaltigen Enttäuschungen zur Unterlage für wirksame Scherze zu nehmen, die dem Interesse seiner Gönner dienen und halb auf seine Kosten gehn.

Ich denke dabei an den bisher nicht gedeuteten und nicht datirten tragikomischen Spruch von der verunglückten Bewirthung im Kloster Tegernsee (104, 23). Die Aufklärung gibt eine bisher von den Waltherkennern übersehene Urkunde ohne Datum, die von Pez (Thesaurus Anecdotorum Tom. VI, Cod. diplomat. pars 2, S. 50, Nr. LXXV) aus einer Tegernseer Handschrift herausgegeben, von den Origines Guelficae Tom. III, 820 wiederholt und in die Zeit des Nürnberger Hoftages, d. h. in den Mai 1212 verlegt ist, welcher Bestimmung auch Reg. imp. V, 138 beipflichten. Darin befiehlt Kaiser Otto einem Grafen Otto — nach den Reg. imp. V, Nr. 481 vielleicht 'von Valai' —, die Mönche von Tegernsee wieder in Besitz der ihnen gewaltsam entzogenen Weinberge bei Bozen zu setzen, während dann nachher über die etwaigen Ansprüche an dieselben entschieden werden solle. In der vorübergehenden Weinnoth des gastfreien Klosters Tegernsee findet der Spruch demnach seine scherzhafte Voraussetzung: Walther wirft sich zum Anwalt der Geschädigten auf, indem er fingirt, daß die Mönche ihn hätten ziehen lassen müssen ohne einen guten Trunk nach Tisch, bloß mit dem üblichen Handwasser zur Reinigung nach der Mahlzeit.

Nicht immer konnte Walther sein unstätes Leben so liebenswürdig ironisiren wie in diesem Spruch. Wenn er sich hier ob seiner Wunderlichkeit verspottet (vgl. 104, 26—28), die ihn, der sich selbst nicht verstehe, so viel zu fremden Leuten treibe, so lag dahinter Bitterkeit genug. Denn nicht aus bloßer „Wunderlichkeit" suchte der Dichter fortwährend fremde Leute auf. Er konnte an Otto's Hof nicht festen Fuß fassen und auch an andern Höfen fand er damals keine bleibende Stätte. Rührend klingt die Bitte um ein Heim, die der Umhergetriebene, Ruhelose an den Kaiser richtet, daß auch er, statt sich immer als gelittener Gast zu fühlen, endlich einmal das Behagen des Wirthes genieße (31, 23). Otto gab ihm wol Versprechungen, hielt sie aber nicht (26, 23), vielleicht weil er Walther mißtraute wegen seiner früheren Verbindung mit dem Hauptfeinde des Kaisers, dem Landgrafen Hermann, gegen den er vergeblich zu Felde lag, vielleicht aus angeborner Härte und Kargheit, wahrscheinlicher aber weil des Dichters Polemik gegen den Reichthum der Kirche ihm Unbequemlichkeiten hervorrief und seinen Feinden zu ihren Verlästerungen Nahrung gab.

In diesem Augenblick der größten Noth, da der Dichter geradezu vor dem Untergang gestanden zu haben scheint, ist ihm von der gegnerischen Seite Rettung

gekommen. Es geschah im J. 1213. Walther entschloß sich, die Partei zu wechseln und fortan Friedrich II. zu dienen.

In einem Gebet an Gott (26, 3) begründet er seinen Abfall offen und ehrlich mit einer Art demüthigen Trotzes gegen die christlichen Gebote unbedingter Nächstenliebe: wie solt ich den geminnen der mir übele tuot? mir muoz der iemer lieber sîn der mir ist guot. Aus den Schlußworten und aus 26,25 ff. möchte man schließen, die Anregung zu dem Parteiwechsel sei von Friedrich ausgegangen.

Der König mochte, als ein berechnender Politiker, der die Macht der öffentlichen Meinung kannte und zu benutzen strebte, die weithin wirkende Stimme des allbekannten Sängers für sich gewinnen wollen und freier denkend als Otto, dessen Knausern und unfreundliches Wesen die Zeitgenossen vielfach hervorheben, Walther sofort Aussichten auf Belohnung gemacht haben. Walther deutet (26, 27) an, daß Friedrich sich über seine alten sprüche gefreut habe d. h. die Sprüche, welche er einst im Dienst der staufischen Sache für seinen Oheim Philipp gesungen hatte. Aber wir können mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Friedrich, der deutsches Wesen, deutsche Sprache und Dichtung aus eigener Anschauung kaum kannte, von anderer Seite erst auf Walther und seine politische Dichtung hingewiesen worden war. Und wenn nicht alles täuscht, ist es Landgraf Hermann von Thüringen gewesen, Walther's alter Gönner, der es that.

Hermann war seit November 1210 von Otto abgefallen, hatte gegen seine Heerführer und ihn selbst mit wechselndem Erfolge zu Felde gelegen und Epiphanias 1213 auf dem Hoftag zu Frankfurt offen dem am 5. December 1212 gewählten, am 9. December 1212 gekrönten Friedrich gehuldigt. Dem Landgrafen hatte Walther kurz vorher, im Sommer 1212, durch eine Fürbitte, die er zu seinen Gunsten bei Kaiser Otto einlegte (105, 13), einen Dienst erwiesen, als seine Hoffnung, für seine Sprüche zu Gunsten der kaiserlichen Politik durch Vermittlung des Meißnischen Markgrafen Dietrich von Otto durch Aufnahme in dauernden Dienst und Belehnung belohnt zu werden, zerronnen war, und er sich genöthigt sah, alte Verbindungen wieder anzuknüpfen.

Auf dem Frankfurter Hoftag vom März 1212 hatte Walther sich dem Kaiser gegenüber für Dietrich's Treue verbürgt. Otto hatte dem Markgrafen in der That Vertrauen geschenkt und am 20. März 1212 mit ihm eine Convention abgeschlossen, worin unter der Verpflichtung des Beistandes gegen den abtrünnigen Landgrafen Hermann und König Ottokar von Böhmen Dietrich die Zusage ertheilt wird, daß sein Neffe Wratislaw, der älteste Sohn Ottokar's und seiner verstoßenen ersten Gemahlin, der meißnischen Adela, das Königreich Böhmen zu Lehn erhalten solle (Winkelmann 2, 300). Diesen Vertrag hat Walther, wie ich nicht zweifle, im Auge, wenn er bald nachher 105, 27 ff. (Der Mîssenaere solde) zürnend dem Markgrafen sein Lob vorhält und dafür Dank fordert. Die Hyperbel (106, 7), er hätte ihm die Krone erringen können durch seine Rede, wenn er gewollt hätte, enthüllt schwerlich geheime Ansprüche Dietrich's auf die deutsche Königskrone (Wilmanns, Leben S. 76), sondern bezieht sich auf die böhmische Krone, wie schon Lachmann (zu 11, 6. 12, 3) erkannte. Walther hatte als Entgelt für sein Lob vor dem König seinerseits Lob des Markgrafen verlangt (105, 33). Nicht ohne Wahrscheinlichkeit erklärte Menzel (Leben Walther's S. 194), unter dem Lobe sei Fürsprache beim Kaiser zu verstehn. Die Rache, welche er dem Markgrafen wegen seiner Undankbarkeit androht, nahm er aber wohl bald danach in der Fürbitte zu Gunsten des Landgrafen Hermann von Thüringen (105, 13): hier wird Hermann's offener Abfall der feigen versteckten halben Untreue vorgezogen, die nach beiden Seiten Eide schwört und die verrätherischen Genossen nachher angibt. Das ist eine Spitze gegen

den Herzog Ludwig von Baiern, der am 20. März 1212 Otto aufs neue Treue geschworen hatte und zu Anfang des December schon zu Friedrich übergegangen war (Winkelmann 2, S. 333) und gegen Herzog Leopold von Oesterreich, der gleich Ludwig im September 1211 auf der Nürnberger Fürstenversammlung die Lossagung von Otto proclamirt, unter Berufung auf den früher geleisteten Eid Friedrich zum König gewählt und durch geheime Botschaft nach Deutschland gerufen hatte, dann im April 1212 aber doch zu Otto übertrat, um schon am 2. Februar 1213 wieder zu Regensburg Friedrich zu huldigen (Juritsch S. 416 f. 423 f.) Besonders eine Spitze aber auch gegen Dietrich von Meißen, der mit der Verschwörung des Jahres 1211 eine Zeit lang sympathisirt, dann sich von ihr zurückgezogen und dem Kaiser Eide geleistet hatte. Im Frühling erfuhr man in Thüringen, daß der Kaiser ein Heer sammle, um den Landgrafen zu züchtigen. Verhandlungen mit den einzelnen Fürsten verzögerten die Heerfahrt bis in den Juli. Unmittelbar vor der Aufnahme der Feindseligkeiten meldete ihm Wolfger von Aquileja, daß Friedrich seit dem 1. Mai in Genua war. Es bestand also die Gefahr, daß er nach Deutschland aufbrechen konnte. Um die schwankenden Anhänger des staufischen Hauses zu fesseln, gab Wolfger den Rath, Otto solle Philipp's Tochter Beatrix heirathen. Die Vermählung ward auch wirklich sogleich mitten während des Kriegs in Nordhausen vollzogen, während die Belagerung von Weißensee im Gange war.

Wolfger scheint aber auch noch einen zweiten Rath in seiner wohlmeinenden Versöhnlichkeit ertheilt zu haben: dem Landgrafen Hermann die Hand zum Frieden zu bieten. Wenigstens erklärt Otto in seinem Brief an Wolfger vom 30. Juli (Regesta imperii V, S. 140), der die Vermählung anzeigt, er hoffe, Weißensee bald zu erobern und behalte den Boten Wolfger's, Magister Laurentius, zurück, um durch ihn gleich ein etwaiges Abkommen mit dem Landgrafen zu melden. Otto wollte den Frieden erzwingen, Dietrich von Meißen trieb eine zweideutige Vermittelungspolitik, indem er die Uebergabe der belagerten Stadt unter Bedingungen herbeiführte, die dem Landgrafen unannehmbar waren, sodaß die Besatzung, von ihrem Fürsten zum Widerstand ermuntert, noch nach der Capitulation vom Schloß aus sich tapfer wehrte. Damals, vielleicht während der Hochzeitsfestlichkeit (22. Juli), als der Fall von Weißensee erwartet wurde, suchte Walther, gewiß im Sinne Wolfger's, vielleicht durch ihn darin bestärkt, Stimmung zu machen für eine völlige Aussöhnung, bei der dem Landgrafen Verzeihung gewährt werden sollte. Damals sang er 105, 13 Nû sol der keiser hêre fürbrechen dur sîn êre des lantgrâven missetât. Der Rath war human und er war politisch, den er dem Kaiser im Augenblick des Waffenerfolges (daher keiser hêre) gab. Nur durch weitgehendes Entgegenkommen war Hermann zu gewinnen und nur durch den sofortigen Uebertritt dieses zähesten und gefährlichsten Gegners war dem Sieger selbst genützt. Damals also trug Walther seine Bitte vor im Gefühl, sowol des Kaisers als seines Gönners, des Landgrafen, Interesse zu dienen, und gereizt über die damals eben zu Tage tretende Doppelzüngigkeit Dietrich's, der gegen den Willen seines Schwiegervaters halbe Maßregeln und einen geflickten Frieden herbeizuführen suchte. — Schwerlich dagegen darf man mit Wilmanns (Leben S. 79. 77) bei dem Spruch (105, 13) noch an die Zeit des Frankfurter Reichstages (März 1212) denken, wodurch der Ausfall gegen Dietrich unmittelbar hinter den Lobspruch zu seinen Ehren (12, 3) gerückt würde. Gefruchtet hat Walther's Bemühung für den Landgrafen nichts, denn Otto ließ sich zur Milde nicht bestimmen und Landgraf Hermann wollte eine Unterwerfung auf Gnade und Ungnade nicht annehmen. So wurde das thüringische Land schonungslos verheert, der Feldzug, ohne Erfolg, fortgesetzt und im nächsten Jahre ohne Glück erneuert. Wir er-

fahren nicht, daß Walther noch je in ein herzliches Verhältniß zu Otto gekommen ist: als auch sein leidenschaftlicher Kampf gegen den Opferstock, wie oben (S. 70 f.) angenommen ward zum Theil durch seine eigene Schuld, unbelohnt blieb, fand er wahrscheinlich durch Landgraf Hermann den Weg in das Lager des Gegenkönigs. Der Thüringer mochte die Augen des jungen Staufers auf den alten Verfechter der staufischen Reichspolitik gelenkt und dadurch sich für Walther's Fürbitte im Jahre 1212 erkenntlich gezeigt haben.

Ohne eine Initiative des Königs selbst oder eines Vermittlers würde Spruch 26, 23 Ich wolt hêrn Otten milte nach der lenge mezzen als Zudringlichkeit und der Spaß von 26, 33 ff. plump erscheinen. Friedrich verlieh dem Dichter freilich zunächst, wie es scheint, nur imaginäre Einkünfte, über die der Spruch 27, 7 ff. (Der künec mîn hêrre lêch) nicht ganz verständlich witzelt. Auf dem Frankfurter Reichstag des Jahres 1220 hat Walther dann Friedrich's Politik durch einen scherzhaften Spruch wirksam unterstützt und hierin sein diplomatisches Meisterstück geleistet (29, 15 Ir fürsten, die des küneges gerne waeren âne).

Es war damals der längst latente Gegensatz zwischen der territorialen Politik der Fürsten und der Politik des Königs in dem Verhältniß zu den Städten hervorgetreten. Wiederholt werden Entscheidungen des Königs zu Gunsten von Städten nachher durch fürstlichen Rechtsspruch wieder rückgängig gemacht (Winkelmann, Kaiser Friedrich 1, 61 f.). Die Fürsten mußten also den mit seinen Interessen in Italien wurzelnden König im Grunde ganz gern über die Alpen und nach Palästina ziehen sehen. Wenn nun Walther ironisch ihnen zurief: „sucht doch, daß ihr ihn los werdet! thut ihm den Willen und krönt seinen Sohn (der als Unmündiger euch wenig stören wird), damit er seine Fahrt antreten kann“, so traf er die geheimen Wünsche der Fürsten ohne Frage wirklich. Und indem er den Willen des Königs und sein Interesse an der Wahl ganz außer Spiel ließ, ja die Wahl sogar als einen Act fürstlichen Strebens nach territorialer Selbständigkeit und Schwächung der königlichen Gewalt hinstellte, kam er dem politischen Kunstgriff Friedrich's II. entgegen, den Winkelmann (Kaiser Friedrich II. 1, 42) und die Regesta imperii (V, Nr. 1143) genugsam klarstellen. Friedrich führte in seinem Nürnberger Brief an den Papst vom 13. Juli 1220 die Fiction durch, die Wahl seines Sohnes sei ohne sein Wissen in seiner Abwesenheit lediglich durch den Entschluß der Fürsten erfolgt und er habe ihr sogar widersprochen.

Walther erhält von Friedrich zum Lohn für seine Dienste wirklich ein Lehen, vielleicht als Dank für die geschickte Art, wie er Friedrich's Lieblingswunsch gefördert hatte, also 1220 nach der Wahl Heinrich's (23. April 1220, s. Reg. imp. Nr. 1112a) kurz vor Friedrich's Abgang nach Italien. Jubelnd dankt Walther dafür und wenn seine Bitte rührte: lât iuch erbarmen daz man mich bî rîcher kunst lât alsus armen (28, 1), wenn es an das Herz griff, ihn, der über des Lebens Höhe schon hinaus war, so bescheiden um ein warmes Plätzchen flehen zu hören, so treibt dieser Ausbruch kindlicher Dankbarkeit und überschwenglichen Glücksgefühls aus der Seele des großen und reinen Menschen die Thränen in die Augen. Nun war die Zeit des Elends vorüber. Fortan besaß auch er ein eignes Haus und Luft und Wärme. Jetzt fühlte er sich und seinen Sang wieder rein. Er, der von den Nachbarn wie ein Schreckbild angesehen worden war, hatte wieder die Fröhlichkeit und das Zutrauen zu den Menschen gewonnen (29, 3. 28, 37). Den Ausdruck einer fast übermüthigen Stimmung bringt das merkwürdige Gedicht 78, 24 (Der anegenge nie gewan), worin — nach protestantischen Begriffen anstößig — die drei Erzengel ob ihrer Unthätigkeit gegen die Heiden abgekanzelt und mit versteckter Beziehung auf die Friedrich's

politischen Plänen widerstrebenden Fürsten, vielleicht auch auf die kirchlichen Kreise dringend vermahnt werden, endlich ihre Schuldigkeit zu thun. Man glaubt etwas von der Freigeisterei und Ironie des Kaisers, dem bekanntlich das Wort von den drei großen Betrügern Moses, Christus und Muhamed zugeschrieben wurde, in diesen Scherzen zu hören. Waren sie auf die Umgebung des Grafen Diether von Katzenellenbogen († 1245), eines Vasallen der Würzburger Kreise, zugeschnitten, sei es auf dessen eigenen Hof oder auf Würzburger Bischöfe, in denen Diether etwa anwesend war? Daß im selben Ton Sprüche an den Bogner gerichtet sind (80, 27. 35), könnte es nahelegen, ohne es zu beweisen. Wilmanns (Leben S. 142) knüpft das Gedicht an den Frankfurter Reichstag (April 1220) an, wofür auch manches spricht. Jedesfalls hat Walther, dessen tiefe Religiosität so viele geistliche und weltliche Sprüche verkünden, hier der leichten, hart an das Frivole streifenden Weise seinen Tribut entrichtet, in der die Goliarden, seine Vorgänger und Genossen, solche Themata anfaßten und die man nicht mit modernen Augen ansehen darf.

Das Lehen, welches Walther von Kaiser Friedrich empfing, verlegt man jetzt gewöhnlich nach Würzburg und identificirt es mit der dort 1323 nachgewiesenen curia dicta zu der Fogilweide im Sande (Oberthür S. 30; Reuß, W. v. V., Würzb. 1843, S. 7, Anm. 5). Vielleicht thut man aber besser erst eine nochmalige Belehnung, für die 84, 30 dankt, mit jenem Würzburger Hof in Verbindung zu bringen (Wilmanns, Leben S. 120). Jedesfalls besuchte er auch nach 1220 noch Reichstage: am 23. Juli 1224 den Nürnberger Hoftag (84, 14). Er fühlt sich freilich jetzt erhaben über das besitzlose fahrende Volk und stellt sich den auf Gaben Angewiesenen stolz entgegen (84, 18). Vorbei waren jetzt die Tage, wo er boese (geizige) hêrren anflehte (28, 33). Jetzt durfte er sich voll zu den hovewerden rechnen (80, 34), herabblicken auf die Hungerleider, die Musikanten (snarrenzaere), und die Milte der Fürsten preisen, ohne sie am eignen Leibe erproben zu müssen (80, 27). Jetzt scheint er, ohne zu bitten, Geschenke, nicht wie sie Fahrende begehren, Gewänder und dergleichen, sondern einen kostbaren Diamantring, den Schmuck wohlsituirter Leute zu empfangen (80, 35). Auch hier noch die angelegentliche Bemühung um Gunst und Gaben des Grafen, welche für Bedürftigkeit spricht, herauszulesen, wie Paul (Ausgabe S. 11) thut, erscheint gezwungen.

Immer kam er aber noch im Lande weit herum, immer blieb er in bescheidenen Verhältnissen. Jener Spruch auf den Nürnberger Hoftag ward offenbar vor österreichischen Hörern, möglicherweise sogar in der Heimath Oesterreich selbst vorgetragen, und auch nach Thüringen dauerten seine Verbindungen fort, wie eine Warnung an den jungen Landgrafen Ludwig, den Nachfolger seines einstigen Gönners Hermann, zeigt (85, 17). Besonders nah aber trat er dem Erzbischof Engelbert von Köln, den Friedrich während seiner Abwesenheit von Deutschland zum Vormund seines Sohnes und zum Reichsstatthalter eingesetzt hatte. Er wurde Walther, was ihm einst Wolfger von Passau († 1218) gewesen war. Er rühmt ihn, der den Landfrieden mit eiserner Strenge und peinlicher Gerechtigkeit durchführte als Meister der Fürsten, als gewissenhaften Pfleger des jungen Königs (85, 1 ff.) In seinem Auftrag und mit seiner Hilfe will er ein ungehazzet liet zesamene bringen 84, 29: der Ausdruck spielt wohl an auf die Entrüstung, welche Thomasin von Zirclaria im Welschen Gast und dessen Gesinnungsgenossen über Walther's für Otto gedichtete Papstsprüche geäußert hatten. Für Walther's Selbstgefühl ist diese Wendung charakteristisch: er sieht sich als den gleichgestellten Mitkämpfer Engelbert's an. Wilmanns glaubte dies geplante Lied im Kreuzlied 14, 38 Allerêrst lebe ich mir werde entdecken zu dürfen und setzt dies danach ins Jahr 1224.

Allein es erscheint undenkbar, daß bevor wenigstens ein Theil des Heeres die Kreuzfahrt angetreten hatte, Walther wie aus eigener Anschauung über das heilige Land sollte geredet haben.

Nachdem Gregor IX. am 29. September 1227 über Kaiser Friedrich wegen der abermaligen Verschiebung des wiederholt gelobten und immer wieder vertagten Kreuzzugs den Bann ausgesprochen und damit seine oft kundgegebene Drohung nun endlich verwirklicht hatte, trat Walther wieder lebhaft in dem Dienst der kaiserlichen Politik hervor. Friedrich betrieb nun, obwol gebannt, mit größtem Eifer die Kreuzfahrt, um so aller Welt zu beweisen, wie ungerecht die vom Papst erhobene Anklage sei, daß er nur nach Vorwänden gesucht habe, das Unternehmen von sich zu wälzen. Authentische und untergeschobene Schreiben suchten damals seine Sache zu vertheidigen und den Papst zu widerlegen. Auch Walther's Dichtung bewegt sich ganz in diesen Gedanken, dreht sich eine Zeit lang nur um den Kreuzzug. Sieben Strophen in zwei verschiedenen Tönen (13, 5; 124, 1) sprechen in ergreifender Trauer aus, wie dieser neue Zwiespalt zwischen Kaiser und Curie die Gemüther aller Patrioten erschütterte. Zum dritten Mal ruft Walther seinen guten Klausner auf (10, 33), den Typus der nationalgesinnten, reichs- und kaisertreuen Geistlichkeit, der rechten pfaffen (10, 22). Alles Feste schien ihm zu wanken (13, 12); er fühlte in der Luft den Athem des nahenden furchtbaren Sturmes, der alles darniederreißen und nach oft wiederholten Prophezeihungen (Zarncke, Literar. Centralbl. 1869, S. 679, Wilmanns zur Stelle) dem jüngsten Gericht vorangehen sollte. Der Ausdruck schwebt dabei so eigenthümlich zwischen Gegenwart und Zukunft, daß Lachmann's meist nachgesprochene Beziehung auf den historisch bezeugten Sturm des December 1227 der vollen Sicherheit entbehrt. Der Sinn des Bildes ist klar: nû suln wir fliehen hin ze gotes grabe.

In langhallenden, schmerzlich klagenden Accorden enthüllt des alternden Dichters wehmüthigster Gesang, auf dem die Weihe des Sterbens liegt, tiefsinnig den geheimen Schmerz des menschlichen Daseins (124, 1): vergeblich, vergänglich alles irdische Wirken des Einzelnen, nichts als eitel Stück- und Blendwerk; das Leben wie ein Traum, wie ein langer Schlaf, aus dem man plötzlich erwacht und sich nun nicht zurechtfindet. Jedem ernst angelegten Menschen erscheint dieser vernichtende Augenblick, da die Illusionen zerrinnen, da die Ideale, die so lange täuschend lockten, in unerreichbarer Ferne wie Nebel verschwinden, da die Hülle vor den Augen fällt, da man aufschreckt aus Hoffnung und Liebe und die glänzende farbige Welt ihren innern finstern Kern, die nächtigen Tiefen des Todes aufdeckt. Nun kommt der Dichter sich fremd, nichtig, verlassen, unverstanden vor: rings um ihn hasten die Menschen fort in ihrer Dumpfheit, sie begreifen nicht was ihn erschüttert, der in die tragischen Abgründe des menschlichen Lebens wie ein Seher, wie Epimenides hineinblickt und von dem Schauer irdischer Bedürftigkeit geschüttelt wird. Nach oben richtet er, als mittelalterlicher Mensch, als Christ das Antlitz, müde von Leben und Kampf; aufwärts lenkt er die Augen der Hörer. Und zu ihm dringen himmlische Harmonien des Trostes. Aus den Sphären seliger Vollkommenheit ertönt ihm die Gewißheit der Erlösung: die Aufopferung im Dienste des Kreuzzugs kann die ewige Krone gewinnen.

Wann die beiden eigentlichen Kreuzlieder 14, 38 und 76, 22 entstanden sind, läßt sich nicht sicher angeben. Das letztere, für den Zug der Kreuzfahrer als Chorgesang bestimmt, könnte schon bei dem ersten Aufbruch zum Kreuzzug Friedrich's (Juni 1227) gedichtet sein, an dem unter anderm Landgraf Ludwig von Thüringen mit einem stattlichen Gefolge Theil nahm (Winkelmann, Kaiser Friedrich II. 1, S. 326 f.). Der Kaiser selbst trat dann mit dem Haupt-

heer die Fahrt im Sommer 1228 an. Dagegen knüpft das Lied G. Wolfram (Zeitschr. f. d. Alterth. 30, 126 ff.) an die Encyclica des Papstes Honorius III. vom December 1216 und verlegt es demnach in den ersten Theil des Jahres 1217, vor den Aufbruch der süddeutschen Theilnehmer, zu denen auch Herzog Leopold von Oesterreich gehörte. Das Lied 14, 38 unterliegt in Bezug auf die Realität seines Inhalts verschiedener Beurtheilung. Ist es wirklich der Herzensausdruck der Empfindungen auf heiliger Erde, gedichtet beim ersten Anblick der ersehnten Stätte, was mir persönlich am glaubhaftesten erscheint und wofür eine richtige Deutung der Elegie manches geltend macht, nahm Walther also wirklich am Kreuzzug Theil, so konnte er bereits im Sommer 1229 wieder nach Deutschland heimgekehrt sein.

Welche Beziehung Walther zu Friedrich's Sohn, dem jungen König Heinrich besaß, läßt sich nicht ins Reine bringen. Von der unmöglichen Annahme, er sei ihm zum Erzieher beigegeben worden, die man durch den Spruch vom ungerathnen eigenwilligen Kinde (101, 23) begründen wollte, ist natürlich abzusehen. Der Warnung vor übereilter Liebe (102, 1 ff.) könnte des vierzehnjährigen Heinrich's vorzeitige Ehe mit der fünfundzwanzigjährigen Margarethe von Oesterreich vorschweben. Gegen Engelbert's Absichten, der andere Vermählungspläne gehegt hatte, 1225 unter dem bösen Vorzeichen seiner Ermordung geschlossen, führte diese Verbindung bald zum Versuch der Trennung (Winkelmann, Kaiser Friedrich 1, 460. 462 Anm. 2, 463; Juritsch, Gesch. der Babenberger, S. 490. 526). Der Spruch 102, 15 ff., welcher über Mißregierung unerfahrener Reicher klagt, kann die Anmaßungen der Ministerialen unter König Heinrich im Sinn haben und beeinflußt sein durch den Verdruß über des Königs Zerwürfniß mit seinem Schwiegervater Leopold und dem Herzog Ludwig von Baiern (Weihnachten 1228, s. Winkelmann, Kaiser Friedrich 1, 517 ff.). Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß diese Sprüche jene Verhältnisse berühren. Doch muß man das selbwahsen kint (101, 23) zunächst allegorisch auf allgemeine Zustände deuten: nicht zwar mit P. Walther (Germania 30, 310 ff.) auf die Jugend, sondern auf die höfische Gesellschaft und höfische Kunst, wie sie sich unter der Theilnahme der jungen Generation, insbesondere wohl des jungen König Heinrich entwickelt hatte. — Andere ähnliche Ereignisse der Zeit erlauben keine so gute Anknüpfung: Die Empörung des österreichischen Prinzen Heinrich gegen seinen Vater Leopold (1227), zu der ihn die Einflüsterungen ränkesüchtiger Menschen bewogen hatten (Juritsch S. 493), die Verstoßung der Gemahlin des Prinzen Friedrich von Oesterreich, Sophia (1229, s. Juritsch S. 507).

Neben der politischen Dichtung Walther's steht seine gnomische an Glanz und Reichthum etwas zurück. Sie öffnet uns den Einblick in seine sittlich-religiöse Weltanschauung. Und auch in ihr offenbart sich seine ganze herrliche Persönlichkeit, die volle Größe seiner poetischen Kraft. Denn auch diese Lehrdichtung ist durchaus Gelegenheitsdichtung im höheren Sinne, Poesie des persönlichen Erlebnisses, der persönlichen Erfahrung, Stimmungsbild. Nicht abstracte Weisheit, nicht kahle schattenhafte Theorie. Auch hier quillt und wächst alles aus seinem bewegten Herzen, aus seinem lebhaften Temperament, seinem natürlichen Witz, seiner regen Beobachtung, seiner warmen Menschlichkeit. Nur zum Theil freilich sind wir im Stande, das persönliche und zeitgeschichtliche, das momentane Element dieser didaktischen Sprüche ganz herauszufühlen, noch seltener können wir es bestimmt nachweisen.

Die tiefen Fragen nach der Möglichkeit sittlichen Lebens haben Walther

nicht ruhen lassen. Der Besitz, das guot, schien ihm die Quelle alles Uebels. Die Ehre bei den Menschen sollte jedem höher stehn, und über allem Gottes Huld. Diese drei Begriffe sieht er vor sich wie drei Mächte in unversöhnlichem, immer erneutem Kampf, und die erschütternde Tragik des menschlichen Lebens erkennt er in diesem nie endenden Ringen (vgl. 8, 20. 20, 20 ff. 22, 25 ff. 31, 15 ff.). In der kriegserfüllten Zeit sieht er sich von den Schrecken der Gewaltthätigkeit und der Laster wie von Wegelagerern umgeben (26, 13). Der arme Schelm, der so lange vergeblich selbst auf ein Stückchen Besitz zum Ausruhen hoffte, hatte der Noth der Zeit, der Habgier und dem Egoismus der Könige und Fürsten, der Kirche, des Adels auf den Grund gesehen, wenn er, seine Weltwanderung überblickend zornig aufschreit: sô wê dir guot! du enbist niht guot: dû habst dich an die schande ein teil ze sêre (31, 21). Und mit Stolz sondert er sich von der großen Menge, die Besitz erwirbt ohne nach dem Wie zu fragen.

Beständigkeit und rechtes Maß, das sind die sittlichen Ideale, welche Walther aufstellt. Nicht Schönheit lobt den Mann, meint er, woraus Schönbach (Leben S. 169) wohl etwas voreilig schließt, er selbst sei nicht schön gewesen, sondern Entschlossenheit, Freigebigkeit und Stäte (35, 27). Er entwirft von dem Untreuen das abschreckende Bild eines Ungeheuers (29, 4). Er betheuert, seinerseits immer einem Hofe treu zu bleiben, wo man ihn wahrhaft hofgemäß d. h. aufrichtig und gütig behandele, und sagt sich von einem treulosen Fürsten (Dietrich von Meißen? Otto?) los (30, 9). Er ruft Gott an, die Falschen, die Aalglatten zu strafen (30, 19). Er klagt über die Treulosigkeit zweier Fürsten (Dietrich von Meißen und Ludwig von Baiern?) gegen ihn (30, 29 bis 31, 12). Er verwünscht den lügnerischen Rathgeber eines Fürsten (des Herzogs von Kärnten?), der seinen Herren verleite, gegebene Versprechungen nicht zu halten (28, 21). Er vermißt in der Welt die alte Treue, Redlichkeit und Freundschaft (38, 10); er rühmt den Segen eines zuverlässigen Freundes und warnt vor den wankelmüthigen, die wie eine Kugel fortrollen (79, 25).

Man kann Angesichts dieser Wiederholungen desselben Gedankens eine Empfindung und eine Frage nicht unterdrücken. Die Empfindung: nichts hat Walther in seinem wechselreichen Leben mehr ergriffen als die immer wieder gemachte schmerzliche Erfahrung der Untreue. Und gewiß gedieh in den unseligen Jahren der doppelten Königswahlen, der Kämpfe zwischen geistlicher und kaiserlicher Gewalt Verrath, Wankelmuth, Hinterlist wie nie zuvor. Aber man muß doch die Frage aufwerfen: hat nicht auch Walther an dieser Krankheit der Zeit Theil genommen? war nicht auch er wankelmüthig? In der That hat man ihm das oft vorgeworfen. Aber schon Lachmann urtheilte (zu 11, 6) im wesentlichen richtig: „Das Schwanken der politischen Ansicht unseres Dichters ist nur scheinbar. Der echte König ist ihm der die Königskrone auf dem Haupte trägt." Wenn er Otto verläßt und zu Friedrich übergeht, so muß man bedenken, daß er weder ein persönliches näheres Verhältniß zu Otto hatte, der ihm dem Süddeutschen gewiß als Sachse fremd und antipatisch blieb, noch an ihn durch wirkliche unkündbare Dienstmannschaft (s. oben S. 53) geknüpft war, daß er Friedrich selbst, dem er sich nun zuwandte, nie bekämpft hatte — denn Spruch 25, 22 ist nicht auf die Wahl Friedrich's zu beziehen —, daß dem jungen Staufer als Mitglied der legitimen Kaiserfamilie von Anfang an sein Herz zufallen mußte. Doch wird man bei Walther's Parteinahme in der Reichspolitik mehr als bisher geschehen ist den Einfluß der Fürsten, deren Dienst er gesucht hat, in Anschlag bringen müssen, und, wie oben (S. 54) dargelegt, den Rechtsbegriff des mittelalterlichen Dienstes überhaupt. Walther warnt im Sinne der Moral seiner Zeit und doch wol auch im Sinne jeder auf das Leben gegründeten, gesunden Moral

vor Dienst ohne Lohn oder für wohlfeilen Preis (81, 15). Wer will ihn darum anklagen, daß er nach dieser Ueberzeugung gehandelt und sich nicht umsonst hat finden lassen? Er beansprucht in einem andern Gedicht das Recht, unstäten Gönnern nicht die Treue zu halten: wer ihn wie einen Ball aufhebe, dem rolle er davon wie ein Ball, aber Treue erwidere er mit vollwichtiger, festgefügter Treue (79, 33). Zu dem Gebot der christlichen Moral dagegen, auch den Feind zu lieben, bekennt er offen, sich nicht aufschwingen zu können (26, 3).

Wer aber dennoch zweifelt, ob Walther immer auf dem rechten Weg sich gehalten habe, der versetze sich einmal ernsthaft in die Zeit seines Lebens. Welche Gewissensangst bedrängte und verwirrte damals alle tieferen Gemüther, da die höchste Autorität des Staates und der Kirche zwiespältig wurde und in unversöhnlichem Kampfe lag. Hohe Geistliche sehen wir an dem innern Zweifel darüber, wohin die Pflicht sie ruft, förmlich zu Grunde gehen. Bischof Gardolf von Halberstadt ward durch die Verzweiflung über die widersprechenden Gebote seines weltlichen und seines kirchlichen Oberhauptes auf das Krankenbett geworfen und starb an den Qualen seiner Seele (Winkelmann 1, 228). Sein Nachfolger im Bisthum Konrad von Krosigk (s. oben S. 65) konnte, als er wegen seiner staufischen Gesinnung excommunicirt wurde, dies nicht ertragen, entfloh seiner innern Bedrängniß durch eine Pilgerfahrt ins heilige Land und ging später ins Kloster. Erzbischof Johann von Trier bat, als ihm unter Androhung des Bannes befohlen wurde, mit seinen Geistlichen und Dienstmannen zu Otto überzutreten, in der Ueberzeugung, daß jene ihm den Gehorsam verweigern würden, wenn er sie zum Abfall von Philipp auffordern wollte, den Papst um die Enthebung von seinem Amt (Winkelmann 1, 263). Ein Jahrzehnt später, als sich der Streit um die Krone erneute, waren solche Gewissenskämpfe seltener geworden: damals schien „die politische Ehrenhaftigkeit den Großen Deutschlands, wenige ausgenommen, vollständig abhanden gekommen" (Winkelmann 2, S. 329).

In dem Labyrinth der Parteiwandlungen jener Tage haben sich die Mächtigsten verirrt, den Wegweiser des sittlichen Gefühls verloren. Walther aber, der Abhängige und Gebundene hat sich den Schild seiner politischen Grundsätze rein erhalten: er wechselte die Personen, denen er anhing, aber er verleugnete nicht die Sache, für die er focht.

In den Tagen des ungezügelten Kampfes, der schrankenlosen Leidenschaften entwickelte sich die wunderbare Mischung der Walther'schen Poesie: heiteres Behagen und nervöse Ungeduld; übermüthigste Laune und hellster Optimismus neben tiefster Niedergeschlagenheit, zorniger Unzufriedenheit, düsterster Melancholie; liebenswürdigster neckender Humor, spielende Grazie, unerschöpflicher Witz und flammender Haß, wuchtendes Pathos, glühende Begeisterung. Durch alle diese scheinbaren Widersprüche leuchtet immer des Dichters menschliches Gesicht, sein klares Auge, schlägt sein tapfer ehrliches Herz, athmet die Lebenskraft seiner hohen Seele.

Er ging seinen Weg durch alle Schrecken der äußeren und inneren Untreue, des Verraths und Undanks, der Lüge und Heuchelei, der Habgier und Hinterlist, das Haupt erhoben, die Augen fest auf die ewigen Güter gerichtet. Schwer und leidvoll war dieser Weg für den Mann, der keine andere Macht und kein anderes Gut besaß als seine Worte. Und trübe genug schien ihm, dem Heiteren, oftmals die Zeit, in der er lebte. Wie ungerecht beurtheilen ihn aber die unter den modernen Forschern, welche ihm das Bewußtsein von den Pflichten des Einzelnen gegenüber dem Ganzen absprechen, die ihm vorwerfen, er habe den Eigennutz und die Untreue der Fürsten leicht genommen.

Die so reden, haben wohl niemals mit offenem Sinn und bereitem Herzen jene beweglichen Klagen gelesen, die er, der von Natur gewiß kein Schwarzseher war, über den bösen Zustand der Welt immer aufs neue erhebt, über die Ver-

drossenheit und den Trübsinn, über die Unehrenhaftigkeit (59, 37), über die Entartung der jungen Generation (23, 11. 26; 24, 3), das Schwinden der alten ritterlichen Sitte (124, 25), des höfischen Sanges (64, 31). Wenn man auch beobachten kann, wie ihn allmählich das Alter und schlimme Erfahrungen verdüstern, so findet sich dergleichen doch auch schon in der Periode seiner Jugend, ja gerade schon in seinen allerältesten Gedichten: 90, 23—38. Und wer allem diesem nicht glaubt, den wird doch der Herzenslaut jener todestraurigen Strophe treffen (58, 21), in der Walther denen, die von ihm neue Lieder heischen, entgegnet: nû mugen si doch bedenken die gemeinen nôt wie al diu welt mit sorgen ringe. Wie das Vöglein des Waldes nicht singen wolle, bevor es Tag wird, so auch der Dichter nicht, ehe nicht die furchtbare Nacht der Schrecken vorüber ging und wieder Sanges Tag anbrach. So redet nur ein von dem sittlichen Elend der Zeit tief verwundetes Gemüth. Das war die Stimmung, die Angesichts der Entsetzen des Zeitalters so viele der Edelsten in die Klöster trieb. Soll man Walther heute es verdenken, daß nicht auch er seine göttliche Begabung in die Einsamkeit des Mönchsdaseins vergrub? Höher, sittlicher war doch wol, daß er hinaustrat in den Kampf der Welt und für die Dinge stritt, an denen sein warmes Herz hing, daß er in diesem Kampf aushielt, trotz aller Zumuthungen an sein Gewissen und aller Opfer, die er seinem Empfinden bringen mußte. Gewiß, er war kein politischer Cato, kein moderner Gesinnungsdoctrinär, kein abstracter Idealist, — nur völlig ungeschichtliche Betrachtung kann sich darüber wundern oder bekümmern — er war eben ein Mensch und zwar ein mittelalterlicher Mensch. Aber es ist eine Blasphemie, wenn Heißsporne der „realistischen“ Geschichtsauffassung, der für Walther den Weg haben brechen zu helfen, ich selbst mich rühmen kann, behaupten: seine Ideale dienten ihm mehr als Werkzeuge für die täglichen Zwecke als daß sie heilige Ueberzeugungen und Ziele waren, die sein Dasein durchdrangen und richteten. Es ist eine kurzsichtige Uebereilung oder der Stumpfsinn eines verhärteten Gefühls, wenn man Walther mit den käuflichen, gewissenlosen Journalisten unserer Tage auf eine Stufe stellen will, die bald nach rechts bald nach links schreiben, je nach Bedarf und Vortheil, und von all den hohen und heiligen Begriffen, die ihres Mundes Rede überfließend verkündet, innerlich nichts glauben. Man begehre nur nicht das Unmögliche, nicht bloß historisch, sondern psychologisch Unmögliche: ein Politiker ist kein Gesetzgeber der Sittlichkeit und ein Dichter ist kein Held consequenter, unwandelbarer Principien. Walther war sowohl Politiker als Dichter — wie sollte er da sich zum moralischen Richter über die Machthaber aufwerfen und seinen Dienst nur denjenigen weihen, deren sittliche Makellosigkeit ihm unzweifelhaft erschien! Er, der in menschlichster Demuth, in echtester Religiosität sich der eigenen Fehlbarkeit, Schwäche und Kleinheit so tief bewußt war (vgl. 24, 18; 26, 3; 10, 1 ff.), und das mit Worten aussprach, die nur leere Gemüther unerschüttert lassen können.

Walther trug von Anfang an in seiner Brust eine hohe ideale Vorstellung von den Aufgaben seiner Kunst. Er war und blieb zeitlebens der Apostel einer vornehmen, sittlichen, weltlichen Bildung. Er glaubte an das Evangelium der wahren höfisch-ritterlichen Cultur, welche im Diesseits wurzelnd und sich bemühend, alle edeln Kräfte des Menschen entwickelnd, neben und außerhalb der kirchlichen Askese ihren eigenen Weg ging, der aufwärts führte zu der Höhe echter Religiosität, in jene überirdischen Regionen, von denen sie ein Abglanz war. Gleich Wolfram (Titurel 51, 2) leuchtete ihm der Stern einer tiefsinnigen Auffassung der Minne: Himmel und Erde schien ihm diese gewaltigste aller Lebensmächte zu durchdringen und mit einander zu verbinden (82, 9. 10).

Walther bekannte sich, so wenig das Schicksal ihn auf eine glänzende Höhe

gestellt hatte, nicht zu einer demokratischen Lebensanschauung. Von seinem ersten Auftreten in Wien an, da er sich bestrebte, in der Hofgesellschaft eine gesicherte Stellung zu gewinnen, bis zu den letzten Aufrufen im Dienste des Kreuzzugs, immer will seine Kunst vornehm sein und den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen dienen. Er respectirt die Schranken der Standesgliederung wie die Ordnung der Natur als etwas Heiliges: die Mâze verlangt, daß Niemand den ihm einmal verliehenen Posten verlasse, nicht aus der angeborenen Sphäre hinausstrebe. Laien und Pfaffen, Pfaffen und Ritter, Weiber und Männer, Junge und Alte — alle sollen ihrer Art und ihrem Recht treu bleiben und nicht über den Bezirk ihres Wesens hinwegspringen (80, 3—26). Er, der selbst seiner Lyrik den Charakter standesmäßiger Exclusivität abgestreift und sie aus den eingeschränkten Kreisen conventioneller Sitte befreit hatte, der aus der höfischen Manier je länger je mehr zur künstlerischen Freiheit empordrang und immer tiefer aus den Quellen volksthümlicher Anschauung, Bildlichkeit und Dichtung schöpfte, ist weit entfernt von jedem Hochmuth der Engherzigkeit: die Gebote christlicher Humanität leben in seiner Seele; wie ein mittelalterlicher Hamlet fragt er, wer die nackten Gebeine der Herren und der Knechte nach dem Tode scheiden könne; in der Gesinnung seines großen Zeitgenossen, Kaiser Friedrich's II., verkündet er, daß Christen, Juden und Heiden, die ganze Menschheit ohne Grenze der Religion, dem Herrn alles Wunders, dem Herrn des Lebens dienen (22, 7). Wie weit steht diese Anschauung ab von der Gesinnung eines Herzog Leopold, des „Ketzersieders“ oder auch nur eines Thomasin! Und doch ist und bleibt Walther in seiner Kunst Aristokrat. Stellte Wolfram ein Ideal für Menschenbildung auf, indem er ritterliche Mannhaftigkeit, die Treue, die Beherztheit, die unzerstückelte Einheit der Persönlichkeit in den Vordergrund rückte, so predigt Walther mehr die Pflege der inneren Tugenden und erwartet das Heil von den sanfteren Mächten der Schönheit, der geklärten Form, der geläuterten Sitte, der Bildung des Herzens. Die êre, die werdekeit, die hövescheit, die fuoge sind und bleiben die Gebieterinnen, denen seine Kunst treu nachfolgt, die sie verherrlicht. Wolfram ist mehr der Aristokrat im Sinne einer älteren Lebensauffassung, der sich wahrer Adel allein durch kriegerische Tüchtigkeit darstellt und erprobt. Walther bekennt sich zu einer Aristokratie der Seele. Wolfram entwirft Idealbilder für seine Standesgenossen, für die Ritterbürtigen und ritterlichem Kriegsdienst Ergebenen. Walther redet zu einer großen Gemeinde aller Stände, die ein gemeinsamer Cultus verfeinerter Menschlichkeit verbindet. Der Mittelpunkt dieser Gemeinde sind für Walther die Höfe, und das höfische Leben, wie es sein Poetenauge fortwährend, ganz deutlich, aber in unerreichbarer Ferne vor sich sah, sollte das neue Ideal weltlicher Bildung, das Ideal eines Adels des inneren Menschen verwirklichen. Es waren Träume, gleich denen, die später der unglückliche Tasso träumte, die im Frankreich Ludwig's XIV. den Besten, die im achtzehnten Jahrhundert den Führern der großen deutschen Geistesbefreiung vorschwebten.

Der einsame Dichter, der sein Leben lang um die äußere Existenz rang, wie konnte er sein hohes Ideal siegreich behaupten gegen eine Welt von Mißverstand, Roheit und Neid!

Am Hof zu Thüringen beschwert ihn das rohe Treiben der ritterlichen Raufbolde (20, 4) und dort wahrscheinlich auch später ein neidischer kritisirender poetischer Concurrent Hêr Wîcman (in C Volcnant), den er mit harter Hohnrede abfertigt (18, 1). In Thüringen läßt ihn, wie er ein ander Mal klagt (103, 29), ein Schwarm lärmender Sänger mit behendem Mundwerk nicht zu Wort kommen, sie ersticken gefüeges mannes doenen mit wüstem Geschrei, das den Kunstverständigen anmuthet wie Mönchsgegröhle auf dem Chor. Man

begreift aus dieser stolzen Verachtung des Gesangs der Mönche, warum Gottfried von Straßburg in seinem Tristan so nachdrücklich preisend die musikalische Seite der Lieder Walther's hervorhebt. Der Hofstaat des Landgrafen erschien Walther wie ein ungejäteter Garten voller Unkraut (103, 13). Am Hofe des Kärntners machen ihm die hovebellen das Leben schwer, jene Klätscher und Neider unter dem Hofgesinde, die seinen Sang verkêren d. h. falsch und böswillig entstellen und auf diese Auslegung Verleumdungen gründen (32, 27). Am Hofe Leopold's hat sein 'höfischer Sang' viele Feinde und wie es scheint, haben diese sich einen anderen Kunstgenossen, der Stolle hieß, zu ihrem Wortführer erkoren (32, 7, über ihn nicht überzeugend, aber im Einzelnen beachtenswerth Lampel, Blätter d. Vereins f. Landeskunde Niederösterreichs 26, 261 ff., 27, 111 ff.). In der Umgebung des Grafen von Katzenellenbogen bereiten ihm plebejische Sänger üble Laune, die er als snarrenzaere zur Ruhe weist und die, wie es scheint, aus Mittel- oder Norddeutschland stammten, da er sie als Polen und Russen lächerlich macht (80, 30 ff.). Der landschaftliche litterarische Gegensatz zwischen dem höfisch-ritterlichen Süden und den volksthümlich-demokratischen, bürgerlichen, mittleren und nördlichen Gegenden Deutschlands, der im 13. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielte (Burdach, Reinmar und Walther, S. 134 ff., Roethe, Reinmar von Zweter, S. 239 ff.), wird hier und in Walther's Verhältniß zum Thüringer Hof bemerklich.

Schwieriger aber und schmerzlicher war der Kampf, den er für seine Kunst gegen begabte Sänger, nach oben und nach unten hin, zu führen hatte. In Wien hatte er sich gegen die unlebendige Manier, gegen die Saftlosigkeit und Monotonie, gegen die Enge und Leere der modischen Gesellschaftspoesie eines Reinmar zu wehren gehabt; ein Lied des unsympathischen Lehrers und Rivalen überschüttet er mit beißendem Spott (111, 23 ff.); Reinmar wiederum stichelt mehrmals gegen seine angebliche Unzartheit (Wilmanns, Leben, S. 450 f.); und Nachklänge des zwischen beiden Dichtern bestehenden Gegensatzes vernehmen wir noch in Walther's Nachruf, so warm er die Kunst des älteren Meisters auch rühmt (83, 5). Er selbst hatte den Minnesang aus seinen verstiegenen Bahnen, aus der Welt eines Pseudo-Idealismus in das reale Leben herabzuholen gestrebt. Wegen seiner freieren, menschlicheren Auffassung des geselligen Lebens und seines Widerstandes gegen die Uebertreibungen der höfischen Galanterie mußte er immer wieder Anfechtungen erfahren. Diese Angriffe mußte er pariren, er mußte den Verleumdungen gegenüber, daß er die den Damen schuldige Ehrerbietung verletze, sich auf sein unsterbliches Preislied der deutschen Frau (56, 14) berufen (58, 34). Den Auswüchsen höfischer Cultur widerstrebte sein gerader Sinn und sein einfaches Herz (vgl. 70, 22): er suchte der Natur, der Wahrheit näher zu kommen; er führte der höfischen Dichtung frischeres Blut aus der Sphäre des volksthümlichen Geschmackes zu. Nun aber schritt die Entwicklung, die seinem genialen Anstoß folgte, über ihn hinweg. Aus der übergeistigen Höhe herabsteigend, fiel die deutsche Lyrik nach der andern Seite in Uebertreibung: es erstand als Reaction gegen die Verbildung und Verzärtelung die höfische Dorfpoesie Neidhart's von Reuenthal (A. D. B. XXIII, 395 ff.) und seiner näheren und entfernteren Schüler, unter denen Gottfried von Neifen (XXIII, 401 ff.), der Tannhäuser (XXXVII, 385 ff.) und Ulrich von Winterstetten (XXXI, 68 ff.), die hervorragendsten sind.

Dieser Strömung setzte sich Walther mit allem Nachdruck entgegen: er wollte keiner dieser Modernen sein; ich bin niht niuwe (kein Neuer) ruft er voll Stolz (Hildebrand, Zeitschr. f. d. Alterth. 38, 5 ff.). Bitter und zornig muß er am Hofe oder in der Umgebung Leopold's seinen Platz vertheidigen gegen die Störer des höfischen Sanges, gegen die unhöveschen, die nun am Hofe ge-

nehmer seien als er (31, 33 ff.). Er klagt über mannichfache Mißhandlung, der er ausgesetzt ist, und droht, sich zurückzuziehen und dadurch allen ein Leid zu bereiten (Lachmann S. 185, 31 ff.); er geißelt die Undankbarkeit und Unberechenbarkeit der Welt, d. h. der Gesellschaft (59, 37. 116, 38. 117, 15 ff.). Und auch mit dem selbwahsen kint, dem er 101, 23 den Dienst aufkündigt wegen seiner Ungefüge, seiner Unbändigkeit und Zuchtlosigkeit, meint er wiederum die entartete Welt, die junge vielleicht, die er 37, 24 unter dem Bilde eines Reiters, der auf wildem Roß mit verhängtem Zügel reitet, dargestellt hatte, die höfische Dichtung und höfische Gesellschaft, wie sie ihm im Kreise des jungen Königs, Heinrich's VII. schließlich am unerträglichsten entgegentrat. Neidhart selbst aber hat direct gegen Walther's Dichtung die Waffe des Spottes geschwungen; ob als Angreifer, ob zur Gegenwehr, bleibe dahin gestellt. Er hat (93, 15. 98, 26 ff.) Walther's Preislied auf Deutschlands edle Frauen und Männer (56, 38) und seine Klage über den Eigennutz (31, 14) travestirt, indem er den Widerspruch zwischen diesen beiden Aeußerungen durch Zusammenkoppelung und Uebertragung in die Welt der Bauernflegel grell beleuchtete. Walther rückt in diesem Kampf einmal ganz deutlich mit der Sprache heraus: ein erregtes Lied (64, 31 Owê hovelîchez singen), das zuerst Uhland in den richtigen Zusammenhang gerückt hat, stößt diesen parodistischen Realismus, diese burleske Ausnutzung volksthümlicher Dichtung zornig und voll Verachtung von sich. Die großen Höfe wünscht Walther wenigstens von jener Modeströmung frei; er denkt wahrscheinlich an den österreichischen Hof, doch wäre, falls das Gedicht, was nicht undenkbar ist, in die späteste Zeit des Dichters (1228—1229) gehört, auch eine Beziehung auf den königlichen Hof des jungen Heinrich, auf den frivolen Kreis Neifen's nicht ausgeschlossen; den Landjunkern wolle er diese halb bäurische Kunst gönnen, von da sei sie aufgekommen.

Es liegt beinahe etwas Tragisches in diesem leidenschaftlichen und vergeblichen Protest gegen eine litterarische Strömung, die Walther selbst hatte entfesseln helfen und die sein Ideal des schönen Maßes, der künstlerisch gebändigten Wahrheit, der verklärten Natur, das Ideal der gesunden Mitte zertrümmerte. Manier und Sentimentalität einerseits und als Gegenmacht Naturalismus und Parodie anderseits — dazwischen hatte Walther's Kunst einen schweren Stand, und er mochte wohl mit Grund fürchten, völlig zu erliegen. Und dennoch ist noch lange Zeit nach seinem Tode ein kräftiger Nachwuchs deutscher Lyrik in den Regionen, da sein Dichten wurzelte, herangewachsen.

Walther's dichterische Kunst in der Zeit seiner Reife eingehend zu würdigen, liegt außerhalb der diesen Blättern gestellten Aufgabe. Einige Grundlinien nur zur Charakteristik seiner Poesie seien hier angedeutet.

Walther war, wie oben (S. 51) betont worden ist, ausgegangen von der höfischen Gesellschaftslyrik im Stil Reinmar's und Hausen's. Jede erschöpfende Bestimmung seiner Eigenart muß dem bereits skizzirten Proceß seiner Emancipation aus der Enge dieser Manier nachgehen und eine streng geschichtliche Methode anwenden, was hier nur in sehr beschränktem Maaße geschehen kann.

Walther gewinnt allmählich der sinnlichen Welt in der Lyrik einen Raum, wie es bis dahin im Minnesang nicht erhört war. Er gibt der Darstellung seiner Empfindung und Betrachtung einen festen körperlichen Halt, einen Hintergrund durch bestimmte Situation, Scene, Handlung. Er verfährt dabei episch oder dramatisch oder verbindet auch beide Kunstformen. Und er liebt es, von der lyrischen Wirkung der Symbolik, des typischen Bildes den weitesten Gebrauch zu machen. Er wirkt nicht bloß wie ein Dramatiker auf die

Anschauung, sondern wie ein Maler; er schafft mit der Phantasie der bildenden Kunst und er schöpft dabei meist aus dem alten Schatz eingebürgerter, volksthümlich gewordener Vorstellungen.

Sein Reichston (8, 4 ff.) bringt das Gefühl über die jammervolle Lage des Vaterlands nicht direct zum Ausdruck, sondern episch eingekleidet und an einen sichtbaren Vorgang der Außenwelt von typischer Bedeutung angelehnt. Er führt sich selbst erzählend ein, wie er sorgenvoll, von der Welt entfernt, auf einem Stein sich in sinnendem Nachdenken niederließ, in der Stellung, die von der bildenden Kunst seit früher Zeit, vielleicht im Anschluß sogar an die antike Plastik, als Typus des trauernden Nachdenkens ausgebildet war und in Sculpturen wie in Miniaturen des deutschen Mittelalters oft begegnet; wie er die Geheimnisse der kämpfenden, aber geordneten Natur gleich einem Seher überschaute; wie er den Ursprung des Thronstreits in Rom belauschte; wie er die Klage des einsamen Klausners aus der Ferne vernahm. Das Bild der beiden großen Liederhandschriften hält die im ersten Spruch bezeichnete Situation fest, aber es illustrirt damit nicht die Worte des Dichters, sondern es schöpft nur ihren bildlichen Gehalt wieder aus, den sie aus malerischen oder bildlichen Vorlagen übernommen haben. Und wenn Walther dann die zerrütteten Zustände verkörperlicht, indem er den mit einander streitenden Lebensmächten menschliche Gestalt leiht und Friede und Recht darstellt, wie sie von Wegelagerern und im Hinterhalt lauernden Räubern, von Untreue und Gewalt bedroht sind, so knüpft er wiederum an die Tradition der bildlichen Kunst an, die auf Grund der Psychomachie des Prudentius immer wieder den Kampf der Tugenden und Laster in der Allegorie kriegsmäßig gerüsteter Frauengestalten vor Augen gestellt hatte. Hier wie dort aber folgt Walther zugleich der Bahn der älteren, volksthümlich gefärbten deutschen Dichtung, der typische Darstellung im Einklang mit den fest geprägten Formen der bildenden Kunst geläufig war. Ein ander Mal erscheint ihm Frau Sälde (43, 1) als eine Fürstin, die Kleider zurechtschneidet und austheilt und sich dabei zu Ungunsten des Sängers vergriffen hat. Die Welt stellt er als Reiterin auf wildem Rosse, ihrem muot, vor, der er zuruft, sie solle den Zaum fester anziehen und um sich blicken, damit sie nicht zu Fall komme (37, 24). In einem seiner letzten Sprüche (102, 15) hüllt er die Trauer über die zerfahrenen Verhältnisse, die durch die Schuld des jungen König Heinrich und seiner Verführer hereingebrochen waren, in die Erzählung, er sei ausgezogen, um Abenteuer und Neues zu erleben, da habe er die Stühle, auf denen früher Weisheit, Adel und Alter saßen, leer gefunden; darum hinke Recht und traure Zucht und sieche Scham. Wiederum ein Bild der Kunst: die Personificationen der Tugenden und das hergebrachte Symbol richterlicher oder königlicher Würde, der Thronstuhl.

Ergebenheit und Dank bezeichnet er durch Verneigung oder durch Beugen des Knies (18, 20. 31, 24. 74, 33. 116, 21; 11, 11. 28, 23); Verschämtheit des jungen Mädchens durch Niederschlagen der Augen (74, 32); höfische Freundlichkeit und Anmuth der Dame durch leichtes Umherblicken (46, 14); Abneigung durch Wangenbieten und Seitwärtsblicken (32, 18. 49, 18; 50, 22; 73, 1); Zorn und Neid durch Schielen (57, 36. 84, 37); Aerger und Unwille durch Verziehen der Augenbrauen (75, 31); Schmerz durch Beißen der Lippen (61, 18); entschuldigende Ablehnung durch Achselzucken (36, 3); Verwunderung durch Zeigen mit dem Finger (120, 2); Trauer und Freude durch Gang und Kopfhaltung (19, 32. 33. 20, 2): auch die Miniaturmalerei des 12. und 13. Jahrhunderts veranschaulicht seelische Vorgänge durch eine ganz ähnliche typische Geberdensprache, die theils aus der Unfähigkeit, in den Gesichtszügen Gemüthsbewegungen auszudrücken, theils aus langer festgewurzelter, bis ins Alterthum zurückreichender Tradition abzuleiten ist.

Aus der Tradition der bildenden Kunst entlehnt Walther auch manche Züge der Thiersymbolik. Kranich und Pfau braucht er als Bilder des Stolzes und der Niedergeschlagenheit (19, 31); die Thiere im Wappen Kaiser Otto's, die alle Hörer vor Augen hatten, Aar und Löwe, deutet er allegorisch als Mannheit und Freigebigkeit (12, 24). Sein Schüler, Reinmar von Zweter, hat diese Symbolik dann zur Manier ausgebildet.

Walther objectivirt seine Lyrik, indem er das Bekenntniß der Empfindung an eine bestimmte Situation knüpft. Beim Abschied auf Nimmerwiedersehen — vielleicht wird es ein Abschied auch vom Leben — macht er sein Testament und vertheilt sein Unglück, sein Leid, seine Liebestollheit (60, 34). Sein Wanderleben läßt er in seine Dichtung hineinspielen: er berichtet von seinem erfolglosen Besuch am Thüringer Hof, um andere zu warnen (20, 4); er tritt als Kläger gegen Gerhart Atze in den Kreis der Hörer (104, 7); er gibt, scheinbar durch Fragen der Neugierigen gedrängt, trocken referirend, Auskunft über den Nürnberger Hoftag, um in Wahrheit nur Herzog Leopold's Kargheit zu strafen (84, 14).

Die frühere höfische Liebeslyrik hatte als reine Gefühlspoesie nur selten Beziehungen auf einen bestimmten Moment, auf einen bestimmten äußeren Vorgang geboten. Walther trägt in den alten Rahmen des Minnedienstes einen farbenreichen, greifbaren Inhalt. Er verherrlicht die Schönheit der Geliebten nicht mehr mit allgemeiner directer Charakteristik wie in der Zeit seiner Anfänge: er zeigt sie uns in einer bestimmten Situation, im feierlichen Aufzug mit ihrem Gefolge (46, 10), oder wie er sie nackt im Bade belauscht (54, 21). Er öffnet uns Einblicke in die kleinen Ereignisse seiner Liebesgeschichte: er war zum Aufgeben des Dienstes entschlossen, da hat ihn ein Halmorakel getröstet und mit neuer Hoffnung erfüllt, das, so oft er nach der Weise der Kinder das Stroh am Finger auf Ja und Nein abmaß, immer mit einem Ja schloß (65, 33). Er wünscht sich, ihr noch so nah zu liegen, daß er ihr Aug' in Auge sähe und sie ihm erfüllen müsse, was er bitte; da werde er sie fragen: „Willst du mir jemals wieder so weh thun?“ Dann wird sie zur Antwort lächeln (185, 11).

Die äußere Natur, der Wechsel der Jahreszeit spielte in der höfischen Gesellschaftsdichtung Reinmar's und Hausen's wie auch in der volksthümlichen ritterlichen Lyrik der Kürenberg-Lieder eine verschwindende Rolle. Walther zieht sie mit unvergleichlicher Kunst als belebenden und stimmungweckenden Hintergrund in seine Poesie hinein. Dadurch nähert er sich in gewisser Hinsicht dem Gebrauch des volksmäßigen Tanzliedes, wie es Neidhart's Reien am treuesten wiederspiegeln, wo Natur- und Liebesgefühl sich typisch verketten. Aber Walther entfernt sich doch weit von dieser Behandlung des Motivs; über einen bloß typischen Parallelismus oder Contrast zwischen Naturbild und menschlicher Empfindung erhebt er sich hoch und die Vorgänge der natürlichen Welt geben ihm mehr als das bloße Einleitungsmotiv der Begrüßung. Die Natur führt er nirgends als Zustand vor, sondern in Bewegung, und das eigene wie der Hörer Verhältniß zu ihr setzt er in Handlung um. In dem herrlichen Frühlingslied (Sô die bluomen ûz dem grase dringent 45, 37) zeigt er uns den Frühling, wie er sich regt und rührt: Blumen, Sonnenlicht, Vöglein — alles in drängendem Leben und fröhlicher Thätigkeit. Die bewunderte Frau führt er uns vor Augen in dem Moment ihrer Erscheinung, ihrer Wirkung auf die Umgebung, und mit wunderbarem Bilde vergleicht er den alles überstrahlenden Zauber, den sie ausübt beim Hereintreten in den Kreis der versammelten Damen, mit dem Aufgehen der Sonne, vor der am hellen Morgenhimmel die Sterne verblassen. Das Gemälde des Maien und das Gegenbild der Frauenschönheit hilft nur die Gegenwart gleichsam etwas zurückschieben in die richtige Gesichtsweite, in der das Auge sie erst ordentlich vergleichen und prüfen kann:

in den Hörern soll dadurch die bewußte Freude an dem Fest des Lenzes, das mit dem Glanz schöner Frauen und den Reizen der blühenden Natur doppelt blendet, erst recht sich steigern, und nachdem ihnen scheinbar eine unmögliche Wahl gestellt ist, für eins oder das andere sich zu entscheiden, sollen sie angelockt werden, nun ohne Unterscheidung beides vereint zu genießen und bei Vogelsang und Sonnenschein den Tanz mit den strahlenden Damen zu beginnen. Der Gedanke: „Maienwonne ist weniger werth als Frauenliebe“ gestaltet sich dramatisch, als eine ungeduldige Absage, die der gleichsam sich anpreisende Mai vom Dichter erhält: „Herr Mai! verwandelt euch meinetwegen in den März! das will ich eher tragen als daß ich meine Herrin fahren ließe“. Die Herrlichkeit des Maien zeigt Walther 51, 13 in Wirkungen: er vergnügt, erfreut, belebt Menschen und Vögel und die Heide, auf der Blumen und Klee mit einander streiten: „Du bist kürzer, ich bin länger.“ Oder in Sehnsucht nach dem Frühling ruft er seine ersten sichern Vorboten: die beginnenden Ballspiele der Mädchen auf der Straße (39, 1). Wenn er Liebesglück mit Naturfreude verknüpft, so läßt er beides sich durchdringen: im Traum sieht er sich mit der Geliebten vereint unter dem Baume, von dem die Blüthen ins Gras niederfallen (75, 17), und dem liebenden Mädchen legt er den naiven Bericht in den Mund über ein heimliches Stelldichein auf der Heide am Waldessaum unter der Linde, auf der die Nachtigall ihr Lied sang, den lieblichen Refrain zu den Freuden süßester Liebe (39, 11). Wie hier die Nachtigall als verschwiegene theilnehmende Mitwisserin, so erscheinen die wilden Waldvögel betrübt durch die Klage der Menschen über das Elend der Zeit (124, 30). Und als die allgemeine Noth frohes Singen verbietet, da sieht der Dichter, wie sich auch ein Vöglein versteckt aus Angst vor der Nacht und klagt: „Ich singe nicht, bevor es tagt“ (58, 21 ff.).

Aus Natur und Menschenseele hört Walther denselben Laut von Trauer und Freude, spürt er denselben Hauch des Lebens. Die Schönheit, die auf den Wangen reiner Frauen leuchtet, ist ihm ein Abglanz der bunten Blumenpracht auf dem Anger des Waldes. Für heimliche Sorge weiß er kein besser Heilmittel, als an edle Frauen zu denken. Wie die Heide im Frühling sich röthet vom blühenden Klee, als schäme sie sich vor dem Wald, der schon ergrünt, ihres winterlichen Kleinmuths, so verscheucht Walther, wenn ihn die Noth der finstern Tage drängt, mit dem Bilde weiblicher Güte allen Trübsinn. Aber er scheint sich selbst zu widerlegen: das Mittel ist gefährlich. Die Gedanken wenden sich der Einen zu und die Wirkung ist überwältigend, unerträglich: lâ stân! dû rüerest mich mitten an daz herze dâ diu liebe liget. Halb abwehrend erstickt das Lied im Jubel des liebenden Herzens (42, 15).

Walther treibt die Objectivirung noch weiter, indem er seine Gedanken und Empfindungen im Namen fremder Personen, aus ihrer Lage heraus, vorträgt. Sich selbst stellt er auf eine höhere Stufe, indem er sich gern einführt als den überlegenen, welt- und menschenkundigen Lehrer und Mahner, als Unterweiser der Jugend, als Sittenprediger, als Rathgeber. Aber er schreitet fort bis zu wirklichen dramatischen Rollen, in denen er auftritt. Als fahrender weltgereister Mann bringt er neue Nachrichten aus der Fremde mit und trägt dann als solche das Lob Deutschlands vor (56, 14). Um dem zurückkehrenden Otto die Huldigung der Fürsten auszudrücken, nimmt er das Amt des Fronboten an sich, der von Gott Botschaft ausrichtet (12, 6).

Dieser Zug zum Dramatischen prägt sich Walther's Dichtung je länger je mehr ein. In den Liebesliedern behandelt er die Geliebte nun immer als gegenwärtig und wendet sich mit seinen Worten direct an sie. Die Dialoge erhalten den Charakter wirklicher Gespräche mit kunstvoller Verflechtung und graziöser Steigerung der Gedanken (43, 9. 70, 22. 85, 34). Balladenartig componirt

ist das Tanzlied: Nemt, frowe, disen kranz 74, 20, das in wirksamster Weise Vergangenheit und Gegenwart, Traum und Wirklichkeit contrastirt.

Wie er die Geliebte apostrophirt, so auch mit Vorliebe Personificationen: die Frau Minne als Kläger (40, 19) oder Hülfesuchender, der bei der Geliebten Haussuchung verlangt (54, 37); die Frau Mâze als von Liebesleidenschaft Bedrängter (46, 32); die Frau Welt als Strafredner (21, 10. 33, 15. 37, 24. 59, 37. 67, 8). Seine Bitte um Verbesserung seiner eigenen Lage entwickelt er in kleinen dramatischen Scenen, die sich zwischen ihm und dem Glück abspielen. Ein älterer Spruch (20, 31) hält dabei die Einheit der Allegorie nicht streng fest: der Dichter steht vor dem verschlossenen Burgthor der Frau Saelde, wie ein Waisenkind, vergeblich klopfend, im ärgsten Regen — und wird dabei doch nicht naß. Das ist der Witz: der Regen ist nämlich die Freigebigkeit des Fürsten von Oesterreich und trifft ihn nicht; dann aber nennt er ihn eine blühende Heide, von der man schöne Blumen brechen kann, und zerstört damit selbst die Wirkung des ersten Bildes. Weit künstlerischer erscheint dasselbe Motiv in einem späteren Gedicht (55, 35): Frau Sälde theilt ihre Gaben ringsum, wendet aber dem Dichter erbarmungslos den Rücken; vergeblich läuft er fortwährend um sie herum, ihre Vorderseite zu gewinnen; endlich reißt ihm die Geduld und zornig wünscht er ihr die Augen in ihren Nacken, daß sie ihn gegen ihren Willen ansehen müßte. Den Hof von Wien läßt er in einem Monolog zu ihm redend auftreten, und mit wundervoller Plastik wahrt er das Bild: Ritter und Frauen sind davon; Gold, Silber, Rosse und Kleider sind verbraucht; es fehlen die tanzenden Damen; das Dach des Palastes ist baufällig und die Wände stürzen ein (24, 33).

Eine völlig ausgeführte dramatische Allegorie macht den Teufel zum Besitzer eines Wirthshauses, in dem die Welt als lockende Dirne ihr Wesen treibt: Walther hat lange dort gelebt; nun will er, da er seine Rechnung bezahlt hat, von dannen ziehen, nach Hause (100, 24). — Den leblosesten Dingen schenkt Walther's Phantasie Persönlichkeit, Gestalt, Willen: Frau Bohne verwünscht er mit uns unverständlichen Scherzen (17, 25); den Opferstock fährt er an mit Hêr Stoc und schüttet über ihn zornige Fragen (34, 14); den Herrn Mai degradirt er mit geringschätzigem Wunsch (46, 30). So tritt er auch den Fürsten und Kaisern, den Erzengeln, seinen Rivalen immer unmittelbar mit seiner Person gegenüber, wie seinesgleichen sie direct ansprechend, begrüßend, ermahnend, tadelnd, auch Entfernte vergegenwärtigend. Als er für den in Italien abwesenden Kaiser Friedrich wirken will, fingirt er eine Anrede an einen Boten, dem er einen Auftrag an seinen Herrn einhändigt (10, 17). Er liebt es, wenn er sich auf Handlungen oder Reden anderer Personen bezieht, aus der Erzählung in die leibhafte Vergegenwärtigung überzugehen, an ihrer Stelle sprechend: bei der ersten Einführung des Klausners (9, 39); in dem Gedicht, das Innocenz' III. widerspruchsvolles Verhalten gegen Otto aufdeckt durch wörtliche Wiederholung seines einstigen Segens (11, 13); in der Wiedergabe des Dialogs zwischen Christus und den Jüngern vom Zinsgroschen (11, 25), der triumphirenden Hohnrede des Papstes nach Aufstellung des Opferstocks (34, 5) und öfter.

Bisweilen steigert sich das Dramatische seiner Poesie bis zum förmlich Mimischen: der Dichter verwandelt sich in einen Schauspieler. Mit Stimme und Gebärden markirte er im Vortrag offenbar das Wechselgespräch zwischen sich und seinem Knappen Dietrich (82, 11), zwischen Wirth und Gast (31, 23); mit komisch wirkenden Gesten gewiß auch den bitter scherzenden Spottspruch auf Otto, dessen Milde er erst nach seiner Länge, dann nach seiner Ehre gemessen: der frühere Riese schrumpfte da zum Zwerg; dagegen, als er dasselbe Maß an den jungen König Friedrich gelegt hat, da wuchs dieser auf

in Riesengröße (26, 33). In dem unmittelbar voraufgehenden Spruch (26, 23) bringt Walther es fertig, mit wenigen Worten ein ganzes Schauspielensemble um sich zu sammeln: den Vater, der seinem Sohn Lehren gibt; Herrn Otto; den König Friedrich. Er zwingt den Hörer, alle Personen in der Phantasie sich anwesend, redend, agirend vorzustellen.

Auch das Publicum zieht er mit in die Action und hieraus fließt ein großer Theil seiner besten humoristischen Wirkungen. Insbesondere liebt er es, am Schluß seiner Gedichte auf alle Hörer oder auf einen bestimmten gradzu loszugehen mit einer Frage oder Aufforderung ganz unerwarteter Art. Die neckende Ueberraschung, ein Hauptmittel seines Humors, würzt diese immer höchst anmuthigen Wendungen. Als ihn König Philipp an seinen Hof aufgenommen hat, wirft er unmittelbar gegen die Hörer in den Ausdruck seiner Freude den Zuruf: wol ûf! swer tanzen welle nâch der gîgen (19, 37). In der Beschwerde gegen Gerhart Atze, die er ganz gelassen entwickelt, ruft er zum Schluß plötzlich nach einem Eidsprecher: ist ieman der mir stabe? (104, 22). Die Ritter geben, behauptet der Dichter, den Frauen Schuld an dem traurigen Zustand der Welt; er referirt das ruhig und fragt plötzlich ins Publicum hinein, natürlich besonders zu den Damen gewendet: wer sol rihten? (45, 6). Die Erzählung von dem lieblichen Mädchen, das er früher kennen gelernt und deren Neigung er gewonnen, unterbricht er jäh auf die tanzenden Mädchen zuschreitend, für die das Lied bestimmt ist: „Rückt die Hüte aus dem Gesicht (damit ich euch ansehen kann)! Vielleicht geht die Gesuchte in diesem Reigen" (75, 5). Er feiert die geliebte Herrin und rühmt das edle Kleid, das sie trägt, ihren reinen Leib; den wolle er, obgleich er sonst niemals sich auf den Standpunkt niederster Spielleute herabgelassen und getragene Gewänder nie genommen habe, für sein Leben gern gewinnen; selbst der Kaiser würde um diesen Preis Spielmann; und nun die durch doppelte Pointe überraschende Wendung an den, wie natürlich vorauszusetzen ist, anwesenden Kaiser (Otto): dâ! keiser spil! nein, herre keiser, anderswâ! (63, 7). Als Friedrich II. ihm ein Lehen von unerreichbaren Einkünften verliehen hat, scherzt er, das Einschätzen der Pfaffen selbst (Schönbach, Zeitschr. f. d. Alterth., 39, 347) würde davon keine greifbaren Renten bei ihm entdecken, und verwandelt dann plötzlich den Einfall scheinbar in Ernst, vielleicht auf Priester im Zuhörerkreis etwa hinweisend, mit Aufforderung und komischem, vielsagendem Wink: nû prüeven her! nû prüeven dar, son habe ich drinne niht! (27, 16).

Walther wird im Laufe seiner Entwicklung im zunehmenden Maße ein Meister der indirecten, der andeutenden Charakteristik. Durch einzelne concrete Züge, die auf die Phantasie und die Stimmung wirken, weiß er Personen und Zustände, Handlungen und Gefühle zu veranschaulichen und nachleben zu lassen. Seinen eigentlich metaphorischen Ausdruck schöpft er aus biblischer, theologischer, volksthümlicher Ueberlieferung. Sein Humor, nicht so urwüchsig aber auch nicht so bizarr als der Wolfram's, arbeitet mit den Mitteln der Ueberraschung und des Contrastes. Er ist geneigt zu verhüllen und Räthsel aufzugeben, die er nur halb löst. Er ironisirt und übertreibt. Er gestattet sich Wortspiele. Er liebt über alles die im Gelächter platzende Schlußpointe. Der Grundzug dieses Humors ist kindliches Necken, liebenswürdigste Schalkhaftigkeit. Aber, wo das Leben den zartorganisirten Dichter zusammendrückt, da wird dieser Humor auch grimmig, scharf und beißend und schlägt Wunden, aber niemals wird er menschenfeindlich, gehässig, niemals kalt und giftig. Das Temperament Walther's erscheint als eine Mischung von humoristisch-sanguinischen und cholerisch-melancholischen Elementen, complicirt jedesfalls, wie es reichen und sensibeln Naturen eigen ist. Walther's Stil im engeren Sinn des Worts, seine Sprache, seine metrische und rhythmische

Kunst bewähren ihn bei näherer Untersuchung als den genialsten Beherrscher der poetischen Form, der alle überlieferten Schätze schöpferisch verwerthet und bereichert.

Für den gesammten Minnesang des 13. Jahrhunderts und für den Nachklang des 14. Jahrhunderts hat Walther den Ton angegeben, den Weg gewiesen. Minne- und Spruchdichter, ernste und humoristische Naturen, im Süden wie im Norden, haben von seinem Erbe gezehrt. Den fahrenden bürgerlichen Sängern hat er die Bahn frei gemacht und die Schranke niedergelegt, die nach alter Tradition ihr Repertoire auf lehrhafte Stoffe beschränkte und vom Minnelied ausschloß. Als ein Befreier, als ein Ausgleicher ständischer Gegensätze hat er gewirkt. Seine neue Behandlung des ewigen Themas von Frauenreiz und Naturschönheit, seine lebendige Symbolik und Kunst der Allegorie, der Personification ist von ungezählten geschickten und plumpen Geistern nachgebildet worden. Eine Geschichte des Nachlebens Walther'scher Motive und Walther'scher Technik wäre eine der lohnendsten litterarhistorischen Aufgaben, für die in Lachmann's und Wilmanns' Ausgabe sowie in manchen andern Arbeiten zum Minnesang zerstreutes Material geliefert ist, und würde bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinabführen. Dabei würden nach Zeit und Gegend, nach socialer Stellung und poetischem Talent die mannichfaltigsten Abstufungen der Abhängigkeit sich unterscheiden lassen. Am nächsten steht Walther der Kreis seiner zeitgenössischen, persönlichen Schüler: die Tiroler Rubin (s. A. D. B. XXIX, 432), und Leutold von Seven (XXXIV, 73), der Schweizer Ulrich von Singenberg (XXXIV, 390), demnächst der Steirer Ulrich von Liechtenstein (XVIII, 620), auch der fahrende Schwabe Marner (XX, 396). Aber auch die letzten Spätlinge zeigen oft genaueste Kenntniß des unerreichten Meisters. Auch das Wiederauftauchen des völlig Vergessenen seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts und die allmähliche Wiederentdeckung seiner verschütteten Herrlichkeit lohnte eine monographische Untersuchung.

Man kann alle Dichtung in zwei große Classen scheiden: die eine umfaßt die temporären Werke, die mit und in ihrer Zeit leben, blühen und sterben; die andere jene, die, mit ewiger Daseinskraft und Jugend ausgerüstet, über den Wandel der Epochen dauern. Walther gehört zu der zweiten, der höheren Classe, deren beide Pole Shakespeare und Goethe bezeichnen: jener der unpersönlichste, dieser der subjectivste Dichter; jener der verkörperte Dramatiker, dieser der reinste Typus des Lyrikers; aber beide zusammen offenbaren das gemeinsame Geheimniß dichterischer Größe und ihrer unvergänglichen Wirkung. Beider Kraft fließt aus einer Quelle: aus der Echtheit des dargestellten Lebens. Auch Walther hat ein Recht, in ihren Kreis gerückt zu werden, und zwar näher an Goethe. Seine poetische Bedeutung ruht wie die Goethe's ganz in dem persönlichen Element seiner Kunst. Gleich Goethe ist er im Goethischen Sinn Gelegenheitsdichter. In seinen Liedern und Sprüchen lebt er selbst mit seiner ganzen Existenz, leibhaft, mit redender Stimme, in Erregung und Bewegung, hörbar, sichtbar. Er theilt mit Goethe die außerordentliche Receptivität, die jeden Eindruck aufsaugt. Er übertrifft ihn durch die Energie und Schlagfertigkeit, mit der er jede poetische Sensation wieder aus sich heraus setzt, sie künstlerisch gestaltet. Gleich Goethe gebietet er über alle Schätze der naiven Sprache; gleich ihm weiß er in seine Verse allen Zauber lebensvoller Bildlichkeit, allen musikalischen Wohllaut und allen rhythmischen Reiz zu bannen. In dem Zeitalter der Gebundenheit, der Allmacht der ständischen Association und der corporativen Gliederung ragt Walther durch eine Fülle und Stärke individuellen Lebens, eigenster Empfindung und

Phantasie hervor, daß man ihn mit Recht den einzig modernen unter allen mittelalterlichen Dichtern genannt hat. Und doch beurtheilt man ihn ungerecht und falsch, seine Kunst wie seinen sittlichen Charakter, wenn man im Ernst moderne Maßstäbe an ihn legt. Er wurzelt trotz allem und allem im Mittelalter, in den socialen und litterarischen Zuständen seiner Zeit, die von uns durch Abgründe geschieden sind. Und auch der Vergleich mit Goethe, so treffend er in mancher Hinsicht erscheint, so wenig läßt er sich wirklich durchführen. Goethe ist der große Herzenskündiger: das Seelenleben der Individuen, insbesondere das eigene, gibt ihm sein Thema. Versagt aber war es ihm, das Leben einer Gemeinschaft von Menschen, eines Volkes oder Staates, poetisch zu erfassen. Er war im eminentesten Sinne ein unpolitischer Dichter. Walther hingegen, den allerdings einer der genialsten und ursprünglichsten Lyriker aller Zeiten, Heinrich Heine, in seiner Denkschrift über Börne (Elster 7, 104) den größten deutschen Lyriker genannt hat, besitzt jene geheimnißvolle Grundkraft der echten Lyrik, die das innerste Schwingen und Wogen der Seele hinaustönt, nicht in vollem, jedenfalls nicht im höchsten Maße. Gewiß, er hat Lieder geschaffen, aus denen uns die heimlichste Regung des Gemüths mit der zauberhaften Melodie, in den anschmiegenden Rhythmen der wahren Lyrik unmittelbar ans Herz rauscht, aber meistens stellt er das Reich der Gefühle mehr beobachtend, mehr aus der Ferne, mit phantasievoller Betrachtung dar. Sein eigenster, sein besonderster und köstlichster Besitz, das ist seine Spruchpoesie. Er ist im eminentesten Sinn ein politischer Dichter, vielleicht der größte aller Zeiten und Völker. In seiner politischen Dichtung umfaßt er das ganze Leben seiner Epoche: das staatliche wie das sittliche. Alle bewegenden Fragen und Interessen, alle geistigen Kämpfe, alle großen Ereignisse, alle gesellschaftlichen und litterarischen Strömungen seiner Zeit finden an ihm den theilnehmenden Zuschauer, den gedankenvollen Beurtheiler, den erregten Mitstreiter, den souveränen Darsteller. Die ganze Welt des deutschen Mittelalters spiegelt sich in seiner Poesie: nicht so wie sie in Wirklichkeit war, sondern wie ein warmblütiger Mann, in den adlichen Kreisen der Nation erwachsen, aber über sie hinausblickend, voll hohen Strebens und glühender Vaterlandsliebe, heftig in seinen Neigungen und heftig in seiner Feindschaft, rasch in Entschlüssen und Sympathien, empfindlich und nervös, wechselnd in seinen Stimmungen gleich einem Kinde, aber auch so hell und sonnig und lachlustig wie ein Kind, dabei ein tiefsinniger Kenner menschlicher Natur, im Besitz der feinsten und edelsten Bildung des Zeitalters, aber auch vertraut mit der Weisheit und der Anschauung des Volkes, auf harten verworrenen Wegen des Schicksals gestählt und durch alle Qualen enttäuschter Hoffnungen geläutert, durch alles Glück und alles Leid der Liebe und des Hasses geweiht, aus irdischer Noth und Bedürftigkeit aufwärts schauend zur göttlichen Liebe, immer ringend, immer in Bewegung, unverwüstlich — wie ein solcher Mann die Welt des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts auffaßte. Das Beste aber, was dieses herrliche Menschenbild sein eigen nannte, kam ihm aus den unerforschlichen Urtiefen der Schönheit: es ist der Morgenglanz, der über seinen Schöpfungen webt, die thauige Lebensfrische, die darin athmet, der gesunde Pulsschlag der Jugend, der sich in ihnen regt und das Ebenmaß ihrer mannichfaltigen Rhythmen und Formen durchdringt, die klare Stimme der Natur, die daraus hervorbricht, so voll und so stark wie aus dem blühenden Wald, wenn im Frühling die Vögel jubiliren und die Bäume klingen und die Sonnenlichter spielen.

Die wissenschaftliche Forschung über Walther beginnt mit Uhland's noch heute nicht entbehrlicher, liebevoller Biographie: Walther von der Vogelweide,

ein altdeutsches Dichterleben. Stuttgart und Tübingen 1822 (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. 5, 1870, S. 1—109). Ihm gewidmet „zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung“ erschien 1827 Karl Lachmann's erste wissenschaftliche Ausgabe der Gedichte Walther's, die in Einzelheiten der Textherstellung und der chronologischen Bestimmungen längst überholt, doch bis heute die einzige geblieben ist: die alleinige Grundlage aller ernsten Beschäftigung mit dem Dichter. Sie liegt, von Haupt und Müllenhoff berichtigt und ergänzt, gegenwärtig in 6. Auflage vor. Schon das Jahr 1833 brachte eine Uebersetzung von Simrock, mit einem reichhaltigen Commentar, dessen zweiter Theil von Wackernagel herrührt und besonders werthvoll ist. Leider blieb er in den späteren Auflagen fort. — Den vollständigen Wortschatz Walther's verzeichnet Hornigs Glossarium (Quedlinburg 1844). Alle nach Lachmann erschienenen Ausgaben entbehren des vollständigen handschriftlichen Variantenapparates: zwei commentirte, von Franz Pfeiffer (Leipzig 1864, 6. Aufl. 1884) und W. Wilmanns (Halle 1869, 2. Aufl. 1882, dazu Scherer, Anzeiger f. d. Alterth. 10, 305 ff. [Kl. Schriften 1, 627 ff.]), drei kritische: von Wackernagel und Rieger (Gießen 1862), Karl Simrock (Bonn 1870)), Paul (Halle 1882, 2. Aufl. 1895, dazu Beiträge 8, 161 ff.), Wilmanns (Halle 1886). Jede dieser Ausgaben hat ihre besonderen Verdienste, am schwächsten ist die Leistung Simrock's und Paul's. Völlig werthlos ist der Text, den von der Hagen's Minnesinger geben, während seine ungeordnete und ganz unkritische Darstellung von Walther's Leben (Minnesinger IV, 160 ff.) vereinzeltes brauchbares Material birgt. Beachtung verdient auch die kritisch hergestellte Auswahl in Bartschens deutschen Liederdichtern (Leipzig 1864, 3. Aufl. 1893), in geringerem Maße die Schul-, bez. populären Ausgaben von Bechstein, Hornemann, Pfaff. — Nicht vergessen darf werden Max Rieger's feinsinniges und selbständiges Leben Walther's von der Vogelweide (Gießen 1863). — Für die kritische Erkenntniß der Ueberlieferung Walther's haben Lachmann, Benecke (Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Litt. II., Göttingen 1832, S. 301 f.), Wilmanns (Zeitschr. f. d. Alterth. 13, 217 ff.) den Grund gelegt.

Ueber die weitere Forschung bis 1880 unterrichtet W. Leo, Die gesammte Litteratur Walther's von der Vogelweide (Wien 1880, dazu Nachträge von R. M. Werner, Anzeiger f. d. Alterthum 6, 353 ff.; Löschhorn, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 34, 501 ff.; Lit. Centralbl. 1880, Sp. 1424 f.).

Von jüngeren Leistungen seien genannt: K. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs, Leipzig 1880 (dazu Wilmanns, Anzeiger f. d. Alterth. 7, 258 ff.). — W. Wilmanns, Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide, Bonn 1882 (dazu Burdach, Anzeiger f. d. Alterth. 9, 239 ff.): ein äußerst werthvolles, reichhaltiges und bequemes Handbuch der Waltherforschung. — Eine populäre, anregende Biographie gab A. E. Schönbach (Walther von der Vogelweide, ein Dichterleben. Dresden 1890, 2. Aufl. 1895 mit einem bibliographischen Anhang; dazu exegetische Beiträge, Zeitschr. f. d. Alterth. 39, 337 ff.).

Aus der zum Verständniß der historischen Beziehungen dienenden geschichtlichen Litteratur sind die Werke Winkelmann's am wichtigsten: sein „Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig“ (Leipzig 1873—78) ist oben einfach nach der Bandzahl ohne weiteren Titel citirt. Andere in Betracht kommende Schriften (von Schirrmacher, Knochenhauer, Krones u. s. w.) verzeichnet Wilmanns in seiner Biographie, doch bleiben außerdem immer noch Abel, König Philipp der Hohenstaufe (Berlin 1852) durch lebendige Auffassung und Darstellung sowie durch reiche Belege aus den Quellen; Hurter, Geschichte Papst Innocenz' des Dritten und seiner Zeitgenossen (Hamburg 1836—1842) durch eingehende Rücksicht auf das

Kirchliche; Langerfeldt, Kaiser Otto der Vierte (Hannover 1872) durch manchen einzelnen Nachweis werthvoll. Auch bedürfen jetzt Winkelmann's chronologische Bestimmungen schon mehrfach der Berichtigung, die theilweise in neueren Specialuntersuchungen gegeben ist. Am eifrigsten hat die historische Forschung den Streit zwischen der Curie und dem Kaiserthum behandelt: R. Schwemer, Innocenz III. und die deutsche Kirche während des Thronstreites (Straßburg 1882); Lindemann, Krit. Darst. d. Verhandlungen Papst Innocenz' III. mit den deutschen Gegenkönigen (Magdeburg 1885. Programm Nr. 239). Die politische Seite der Wahlfrage bei Maurenbrecher, Geschichte der deutschen Königswahlen (Leipzig 1889), S. 181 ff.; Rodenberg, Wiederholte deutsche Königswahlen im 13. Jahrhundert (Breslau 1889), sowie in den Dissertationen von Deussen (Münster 1879), Engelmann (Breslau 1886), Doenitz (Halle 1891). — Für Walther's Beziehungen zu Oesterreich muß man jetzt berücksichtigen: Juritsch, Geschichte der Babenberger (Innsbruck 1894). — Wichtig sind auch die zahlreichen Monographien über die Kirchenfürsten der Zeit: Adolf von Köln, Ludolf von Magdeburg, Konrad von Krosigk, Engelbert von Köln, Wolfger von Passau u. s. w., sowie über die Päpste Honorius III. (Clausen, Bonn 1895) und Gregor IX. (Felten, Freiburg 1886). — Besondere Beachtung verdient die Kreuzzugslitteratur: über Kreuzlied und Kreuzpredigt Wolfram, Zeitschr. f. d. Alterth. 30, 89 ff. (in den Ergebnissen nur zum Theil sicher); sonst die Arbeiten von Röhricht, Hoogeweg, Riant, Streit, Hopf. Ueber all dies geben die bekannten historischen Quellenkunden und Bibliographien näheren Nachweis. Allein nützlicher als die gelehrte Litteratur der modernen Historiker auszuschöpfen bleibt immer noch ein unmittelbares Zurückgehn auf die mittelalterlichen historischen Quellen selbst, nicht bloß auf die authentischen, die unsere moderne Geschichtsforschung berücksichtigt, sondern auch gerade auf die von ihr bei Seite gelassenen unkritischen, befangenen, parteiischen, fabulirenden, soweit sie gleichzeitig sind. Denn gerade diesen steht der Dichter, der Stimmungen bestimmter Kreise seiner Zeit, nicht die objective Wahrheit wiedergibt, oftmals am nächsten. Die trefflichen Regesta imperii von Boehmer, Ficker, Winkelmann, Meiller's Regesten der Babenberger und Potthast's Regesta pontificum eröffnen zu den Nachrichten der Zeitgenossen den bequemsten Zugang. Der vorstehende biographische Abriß, der auf erneuter Durcharbeitung und Nachprüfung der gesammten Forschung über das Leben des Dichters beruht, setzt die von Lachmann eröffneten und weitaus am glänzendsten durchgeführten Bemühungen fort, Walther's Sprüche zu erklären durch die naiven Stimmen seiner lateinisch schreibenden Zeitgenossen, und sucht darin über die bisherigen Erkenntnisse hinauszukommen.

Vorarbeiten zu einer künftigen erschöpfenden Analyse und Charakteristik der poetischen Kunst Walther's gaben: P. Wigand, Der Stil Walther's von der Vogelweide (Marburg 1879); mein Buch über Reinmar und Walther; W. Scherer's Geschichte der deutschen Litteratur (S. 204—209, dazu seine oben angeführte Recension von Wilmanns' zweiter Ausgabe); die Biographien von Wilmanns (dazu die Einleitung zur zweiten Bearbeitung seiner Ausgabe) und von Schönbach; E. Hamann, der Humor Walther's von der Vogelweide (Rostocker Dissertation 1889). Burdach.

Walther: Der Künstlerfamilie W. gehörte während des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts eine Reihe der bedeutendsten sächsischen Bildhauer und Architekten an, die nicht nur dem Kurfürsten von Sachsen, sondern auch dem Adel des Landes und der Bürgerschaft Dresdens wesentliche Dienste geleistet und ihren Namen weit über die Grenze Sachsens hinaus glänzend bekannt gemacht haben. Da die Familie W. weit verzweigt war und die Quellen über

sie nur bescheiden fließen, enthalten die bisherigen Angaben über ihr Wirken mancherlei Irrthümer und Verwechselungen, weshalb große Vorsicht bei ihrer Benutzung geboten ist. Als an der Spitze dieser Familie stehend wurde bisher immer Hieronymus W. genannt und behauptet, daß er dem im J. 1527 verstorbenen Gegner der Lutherischen Reformation, Hieronymus Emser, ein prächtiges Epitaphium auf dem ehemaligen Frauenkirchhof in Dresden errichtet habe, von dem wir wenigstens noch eine Nachbildung in einem der zweiten Ausgabe von Emser's Uebersetzung des neuen Testamentes (Leipzig, V. Schumann, 1528, 89) beigegebenen Kupferstiche besitzen. Bei dieser Behauptung aber hat man das in der Inschrift vorkommende Wort: consecravit falsch gedeutet, da es nicht mit errichtet, sondern mit — gestiftet übersetzt werden darf. Hieronymus W. war kein Bildhauer, sondern ein Kaufmann, der als Factor eines Welser'schen Comptoirs in Leipzig lebte und über reiche Mittel verfügt zu haben scheint. Er stammte vermuthlich aus Nürnberg (nach einer anderen, unwahrscheinlichen Angabe aus Oesterreich) und unterhielt zu Pirckheimer und Lazarus Spengler, der als sein Schulgesell bezeichnet wird, briefliche Beziehungen. Auf der anderen Seite stand er Cochläus nahe und gehörte zu den eifrigsten Gegnern der Reformation in Sachsen, woraus sich auch die Freundschaft mit Emser und sein nahes Verhältniß zu dem Herzog Georg von Sachsen leicht erklärt. (Vgl. die Notizen bei J. B. Riedner, Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Bücher-Geschichte. Altdorf 1764, I, 80—95, 337—344; Joh. Heumann, Documenta literaria. Altorfii 1768, S. 66, 74, 120; G. W. Panzer, Versuch einer Geschichte der römisch-catholischen deutschen Bibelübersetzung. Nürnberg 1781, S. 54.) Wenn man also in Zukunft Hieronymus W. nicht mehr als Mitglied der Künstlerfamilie W. wird anführen können, so findet sich doch in Dresden eine so große Anzahl von Künstlern gleichen Namens, daß wir kaum noch bestimmen können, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß sie zu einander gestanden haben. In den Dresdner Bürgerbüchern werden genannt Christoph der Aeltere und der Jüngere, Hans, Andreas, Michael, Sebastian und Christoph Abraham W. Zu diesen kommt noch ein Christoph W. aus Dresden, der im J. 1539 in Leipzig die Brunnenfigur auf dem Pauliner Kirchhof anfertigte. Am bekanntesten unter ihnen hat sich Hans W. gemacht. Er war im J. 1526 in Breslau geboren und kam vermuthlich schon als Kind mit seinem Vater, der in Dresden Bürgerrecht erlangte, in die sächsische Hauptstadt. Am 2. März 1548 wurde er selbst als Dresdner Bürger vereidet. Bei seinen Mitbürgern erfreute er sich großen Ansehens. Infolge dessen wurde er schon im J. 1561 Rathsherr und, obwol erst 45 Jahre alt, im J. 1571 einer der drei Bürgermeister. Im J. 1572 fertigte der berühmte Dresdner Meister Tobias Wolff eine Medaille auf ihn an, auf der er mit dem Zirkel in der Hand dargestellt ist. Er starb in demselben Jahre, wo er das Amt eines regierenden Bürgermeisters inne hatte, am 10. September 1586. Von seinen Werken sind die meisten der Zerstörung anheimgefallen, und ein anderer Theil läßt sich nicht mehr bestimmt nachweisen. Bisher wußte man, daß er das Modell zu dem im J. 1582 vollendeten Thurm der Kreuzkirche entwarf, also auch als Architekt thätig war. Von seinen Bildhauerarbeiten sind folgende bekannt: 1) Der steinerne Brunnen auf dem Untermarkte vor dem Rathhaus in Görlitz, den er vom 4. Mai bis Ende September 1565 anfertigte. 2) Ein nicht näher bezeichnetes Bildwerk, das er im J. 1567 nach einem Rechnungsvermerke in der Kämmereirechnung für 8 fl. 48 gr. für das Dresdner Rathhaus herstellte. 3) Ein heute verschollener Taufstein für die Dresdner Kreuzkirche vom Jahre 1568, für den ihm nach den Brückenamtsrechnungen 500 fl. ausgezahlt wurden. 4) Der Altar der Kreuzkirche, den er im J. 1572 auf Befehl des Kurfürsten August, aber auf Kosten des Grafen

Anton von Oldenburg als Andenken an den am 6. August 1570 zu Dresden verstorbenen Grafen Christian VIII. zu Oldenburg und Delmenhorst für die Summe von 800 Thalern ausführte, und der gegenwärtig seine Aufstellung in der Annenkirche gefunden hat. Leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten und durch die Einfügung der Kanzel entstellt, ist dieser Altar doch als die erste der in Sachsen angefertigten Marmorarbeiten von großem Interesse und sowol in architektonischer Hinsicht wie in seinen plastischen Theilen von hoher Vollendung. Zu diesen schon früher bekannten, auf sächsischem Boden entstandenen Werken kommt nach einer Vermuthung Steche's, die einer genaueren Nachprüfung werth sein dürfte, das Schweriner Schloßportal, das im Aufbau und Durchführung große Aehnlichkeit mit mehreren denselben Zwecken dienenden sächsischen Monumenten aus jener Zeit hat. Unterstützt wird diese Vermuthung durch die Thatsache, daß der Herzog Johann Albrecht I. von Mecklenburg mit sächsischen Werkmeistern und Steinmetzen in Verbindung stand und die Steine zum Bau der Schweriner Schloßkirche aus Pirna kommen ließ. Wenn wir nun hören, daß der Herzog im J. 1560 persönlich in Pirna eine steinerne Thürverkleidung bei dem Bildhauer Hans Walcher in Dresden bestellte, die im J. 1561 fertig wurde und als Eingang für die Schloßcapelle diente, und weiter erfahren, daß derselbe Hans Walcher im J. 1562 noch ein nachträgliches Honorar für diese Kirchenthür bewilligt erhielt, so liegt es nahe, diesen Hans Walcher für ein und dieselbe Person wie Hans W. zu halten und einen Schreibfehler in dem Schweriner Rentereiregister, dem diese Angaben entnommen sind, anzunehmen. (Vgl. G. C. F. Lisch, Geschichte der fürstlichen Residenz-Schlösser zu Wismar, Schwerin und Gadebusch. Schwerin 1840, S. 53, und Friedrich Sarre, Beiträge zur Mecklenburgischen Kunstgeschichte. Berlin 1890, S. 98.)

Ebenso bedeutend wie Hans W. war sein Vetter Christoph W. Er war im J. 1534 in Breslau geboren, scheint aber, obgleich acht Jahre jünger als Hans W., schon in bedeutend jüngeren Jahren seine Thätigkeit als Bildhauer begonnen zu haben. Er wurde am 11. November 1562 als Bürger in Dresden aufgenommen und errichtete im J. 1564, erst 30 Jahre alt, für Wolf Herrn von Schönburg das Altarwerk in der Kirche zu Penig, dessen edele Architektur und dessen durchaus protestantischer Inhalt Aehnlichkeit mit den Altären zu Niederplanitz und im Schloße zu Rochsburg zeigt. Wenig Jahre später, im J. 1567, vollendete er das Epitaphium für Hugo Herrn von Schönburg († 1566), das ursprünglich in der Schloßcapelle zu Waldenburg aufgestellt war, seit dem Jahre 1847 aber in der Stadtkirche daselbst seinen Platz gefunden hat. Auffallend ist die große Aehnlichkeit dieses Waldenburger Werkes mit dem Schloßcapellenportal zu Dresden, mit dem Grabmal des Hans v. Dehn-Rotfelser in der Kirche zu Leuben bei Dresden und mit einem Wandgrabmal auf dem alten Annenfriedhof in Dresden, dessen Inschriften nicht mehr zu erkennen sind. Die Aehnlichkeit tritt nicht nur in dem architektonischen Aufbau, sondern in noch höherem Grade in der Behandlung der plastischen Theile hervor, die namentlich bei den Capitälen, Reliefs und Figuren bewunderungswürdig erscheint. Es liegt daher der Schluß nahe und ist auch von Steche gewagt worden, daß die genannten Arbeiten, über dessen Urheber wir noch nichts Sicheres wissen, sämmtlich von Christoph W. herrühren, „der sich im Waldenburger Werke auf der Höhe seiner künstlerischen Anschauung und Kraft zeigt“. Im übrigen war Christoph W. hauptsächlich für die alte, im J. 1584 abgetragene Frauenkirche thätig, für die er den beim Dresdner Brande zerstörten hohen Altar aus Pirnaischem Sandstein anfertigte. Im Jahre vorher war er im Auftrag des Kurfürsten August nach Karlstein in Böhmen gereist, um die dortigen Marmorbrüche zu besichtigen, doch scheint das Ergebniß seiner Untersuchung kein befriedigendes gewesen zu sein.

Demselben Christoph W. wird auch die Anfertigung eines jetzt im historischen Museum zu Dresden aufbewahrten, in Gestalt eines Altars ausgeführten Positivs zugeschrieben, das Kurfürst August im J. 1583 erwarb, und für das sich auch noch eine sehr saubere durchgeführte Federzeichnung mit der eigenhändigen Unterschrift des Künstlers, nach der es angefertigt wurde, erhalten hat. Christoph W. starb am 27. November 1584; er wurde in einem der Schwibbogen des alten Frauenkirchhofes begraben, wo er sich selbst bereits im J. 1580 ein Epitaphium errichtet hatte.

Unter den übrigen Dresdner Künstlern dieses Namens verdient vor allen noch Sebastian W. hervorgehoben zu werden. Von ihm steht fest, daß er bereits im J. 1608 für den kurfürstlichen Hof thätig war, für dessen Schloßcapelle er damals ein marmornes Crucifix herstellte, und für den er gleichzeitig in Wachs possirte. Im J. 1616 vollendete er das gemeinschaftlich mit dem Bildhauer Zacharias Hegewald gearbeitete Denkmal, das sich der Bildhauer Nosseni für sich und seine drei Frauen in der Sophienkirche errichten ließ. Es bestand aus der Statue des gegeißelten Christus (Ecce homo). Darüber war ein Basrelief angebracht, das das jüngste Gericht darstellte, während unten links die drei Frauen Nosseni's, rechts er selbst kniete. Als Nosseni im September 1620 starb, wurde Sebastian W. als kurfürstlicher Architectus und Statuarius sein Nachfolger. Außerdem wurde ihm die Aufsicht über alle Marmor-, Serpentin- und Alabasterbrüche im Lande, sowie über die Perlenfischerei übertragen. In dieser Stellung vollendete er das im J. 1619 begonnene kurfürstliche Lusthaus auf der ehedem die Jungfer genannten großen Elbbastei vor dem Zeughause, das bis zu seiner Zerstörung im J. 1747 zu den Sehenswürdigkeiten Dresdens gehörte. Im J. 1624 erhielt er den Auftrag für das Grabmal der Kurfürstin Sophie, der Wittwe Christian's I., das große kurbrandenburgische Wappen und außerdem dreizehn Provinzschilde aus Alabaster herzustellen, und ebenso wurde er mit der Modellirung ihrer Statue betraut, an der er noch im J. 1628 arbeitete. Indessen kam das Denkmal nicht zu Stande, da dem Erzgießer Hans Hilliger vermuthlich der Guß mißlang. Die letzte seiner Arbeiten, von der wir hören, war ein im J. 1640 vollendetes Alabasterrelief, das die Verkündigung der Geburt Christi darstellt, und das im kgl. grünen Gewölbe zu Dresden aufbewahrt wird. Er starb im Alter von 69 Jahren, wir wissen aber nicht wann. Seine letzte Ruhestätte fand er in demselben Schwibbogen des alten Frauenkirchhofs, in dem der im J. 1584 verstorbene Christoph W. begraben war. Wir dürfen darum schließen, daß beide Mitglieder ein und derselben Familie waren. Dagegen gehörte der im siebzehnten Jahrhundert thätige Eisenschneider Paul W. sicher nicht der aus Breslau stammenden Dresdner Künstlerfamilie an. Wir kennen von ihm im ganzen zwanzig Denk- und Gelegenheitsmünzen, die fast durchweg zu Neujahrs-, Hochzeits- und Pathengeschenken bestimmt waren und mit dem Monogramm P. W. bezeichnet sind. Die älteste bisher bekannte dieser Medaillen stammt aus dem Jahre 1635, die jüngste aus dem Jahre 1644.

Vgl. Julius und Albert Erbstein, Der kurfürstlich sächsische Eisenschneider Paul Walter und seine Arbeiten. Mit Vorbemerkungen über die älteren Dresdner Künstler Namens Walter. Dresden 1886, Sp. 1—7. — R. Steche, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. 13. Heft Glauchau, Dresden 1890, S. 39. (Vgl. auch das Register zu den übrigen Heften.) — Benutzt wurden ferner die handschriftlichen Notizen, die sich R. Steche für seinen am 12. December 1890 im Dresdner Geschichtsverein gehaltenen Vortrag über die Dresdner Bildhauerfamilie Walther gemacht hat. (Manusc. Dresd., c. 52.)

H. A. Lier.

Walther: Augustin Friedrich W., Anatom, wurde am 26. October 1688 in Wittenberg geboren. Seine medicinischen Studien machte er seit 1705 an den Universitäten zu Wittenberg und Jena, unternahm 1709 eine größere wissenschaftliche Reise, die ihn nach Holland und England führte, erlangte nach seiner Rückkehr 1711 in Wittenberg die philosophische, 1712 die medicinische Doctorwürde und habilitirte sich 1713 als Docent an der Universität zu Leipzig. Hier wurde er nach einander 1723 Professor der Anatomie und Chirurgie, 1730 Director des botanischen Gartens, 1732 Physicus der Stadt Leipzig und Professor der Pathologie, 1737 Professor der Therapie. In letztgenannter Stellung wirkte er bis zu seinem, nach langem, schwerem Leiden am 12. Octbr. 1746 erfolgten Lebensende. W. hat sich um die Universität Leipzig durch Ueberlassung eines werthvollen Theils seiner eigenen Bibliothek an die Universitätsbibliothek, sowie durch Stiftung eines ansehnlichen Stipendiums für Medicinstudirende verdient gemacht. Er war ein beliebter Arzt und Lehrer und hat eine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Heilkunde entfaltet. Wichtig sind namentlich seine Leistungen für die Erweiterung unserer anatomischen Kenntnisse hinsichtlich der Muskel- und Gefäßlehre. Seine Untersuchungen über den Bau der Herzohren, über die Ausführungsgänge der Unterzungendrüsen, über den Bau des Trommelfells haben zum Theil einen Umschwung der früheren Anschauungen herbeigeführt. Ein Theil der hierauf bezüglichen Abhandlungen, die zumeist als akademische Gelegenheitsschriften erschienen, sind von Haller in seinen Disputationes anatomicae (I—VI), in den Disputationes ad morb. hist. (III) und den Disputationes chirurgicae abgedruckt. Andere Arbeiten Walther's beziehen sich auf Gegenstände aus den Gebieten der Botanik, Physiologie, allgemeinen Pathologie, inneren Medicin und Chirurgie. Wir nennen nur die Titel folgender Schriften (nach Winter's Bearbeitung in der unten bezeichneten Quelle): „De usu et praestantia solidioris in anatomicis scientiae“ (1723); „Uterus gravidarum“ (1723); „De loto aegyptiaca in nummis antiquis“ (1746); „De silphio in veterum nummis ac diversis plantarum speciebus“ (1746). Folgende Abhandlungen Walther's sind in den Acta eruditorum enthalten: „Sacroceles eximiae historia“ (1725); „Descriptio penis monstrosi“ (1729); „Anatome duorum herniosorum“ (1731).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 184. — Pagel.

Walther: Balthasar W. (Gualther), lutherischer Geistlicher, † als braunschweiger Superintendent 1640. Bathasar W. wurde am 1. Mai 1586 in Allendorf in Thüringen geboren, wo sein Vater Pastor war. Nachdem er seine Eltern früh verloren hatte, erhielt er seine Vorbildung von 1600—1602 auf der Schule zu Frankenhausen, von 1603 an auf dem Gymnasium zu Gotha und bezog 1606 die Universität zu Jena. Noch in demselben Jahre wurde er dort Magister. 1607 begab er sich auf die eben gestiftete Universität Gießen, kehrte aber 1608 von da nach Jena zurück und lag bis 1610 hier den Studien ob. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg erhielt er 1610 eine Anstellung an der Universität Jena als Professor der griechischen Sprache, wozu ihm 1612 auch noch die Professur der hebräischen übertragen wurde. In dieser Stellung ist er Rector der Universität und auch Decan der philosophischen Facultät geworden. Eine Berufung in die Superintendentur zu Gotha führte ihn aus dem Universitätsleben in das geistliche Amt. Fünfzehn Jahre wirkte er an dieser Stelle mit Fleiß und Sorgfalt; da gelangte 1636 an ihn ein Ruf als Superintendent nach Braunschweig. Noch besaß damals diese Stadt ihre hohe Selbständigkeit auch in Kirchensachen, so daß die Stellung ihres Superintendenten an der Spitze des geistlichen Stadtministeriums eine sehr einflußreiche war und daher auch auf W. ihre Anziehungskraft nicht verfehlte. Trat er doch

in die Reihe der ausgezeichneten Männer, die seit Martin Chemnitz Zierden der Braunschweiger Kirche gewesen waren! In der „Brüderkirche" hielt er am 17. Juli 1636 seine Antrittspredigt daselbst. Leider war ihm hier keine lange Wirksamkeit vergönnt. Nachdem ihn schon 1639 eine schwere Krankheit befallen hatte, wurde er am 1. Pfingsttage während der Vormittagspredigt vom Schlage getroffen, daß er die Sprache verlor und von der Kanzel herunter nach Hause getragen werden mußte. Das Siechthum, welches darauf folgte, trug der Leidende mit großer Geduld, bis ihn der Tod am 15. November von seinem Leiden erlöste. W. hatte sein Leben auf 54 Jahre, 6 Monate und 15 Tage gebracht. In der St. Martinskirche wurde er am 20. November beigesetzt, wobei sein Coadjutor D. Jacob Weller (aus dem berühmten Geschlechte der Molsdorf) ihm die Grabrede hielt. — „Seine guten Gaben und anständigen Sitten (schreibt Rehtmeyer, s. unten) haben viele vornehme und berühmte Leute in gedruckten Carminibus gerühmet." Sein Bild befindet sich in der Martinskirche zu Braunschweig, die Unterschrift desselben gibt Rehtmeyer (s. unten) S. 539 wieder. — Was Walther's Familienverhältnisse betrifft, so hatte er sich mit Barbara Hoffmann, Tochter des Bürgermeisters von Friedrichsroda, 1613 verheirathet und aus dieser Ehe acht Kinder gehabt. Nachdem ihm diese Frau 1628 gestorben war, ging er 1629 eine zweite Ehe mit einer verwittweten Frau Elisabeth Purgold ein, welche ihn überlebt hat. Sein Wirken fiel in die Zeit des dreißigjährigen Krieges und hat wol deshalb keine lange dauernden Spuren hinterlassen.

Vgl. D. Jac. Welleri Concio funebris in obitum Gualtheri. Brunsw. 1640. — Freheri Theatrum vir. clar. p. 489. — Ph. Jul. Rehtmeyer, Der Stadt Braunschweig Kirchenhistorie vierter Theil. Braunschweig 1715 (4°), 7 Kap., S. 504—539. Da Rehtmeyer nicht bloß die beiden vorgenannten Schriften, sondern auch die Acten des Braunschweiger Raths-Archivs benutzt hat, so sind seine Angaben den später in Zedler's Universal-Lexikon gegebenen, da wo diese von ihnen abweichen, entschieden vorzuziehen. Bei Zedler, Univ.-Lex., Bd. 52 (1747), Sp. 1827 wird nämlich noch berichtet, daß W. von 1633—1636 Superintendent in Würzburg gewesen sei, auch daß er ein lateinisches geistliches Lied „Mihi sacellum coelicum", „Mir ist ein geistlichs Kirchelein" u. s. w. gedichtet habe. Auch finde man seinen Namen in dem Verzeichniß derer, welche die Weimarische Bibel ausgearbeitet haben; er solle die ersten sechzig Psalmen commentirt haben, während ihm andere die Commentirung des Zacharias und Maleachi zuschreiben. Dort werden dafür citirt Olearii Liederschatz, Th. IV, S. 15. Wetzel's Lieder-Dichter, Th. III S. 355. Mylii Bibliotheca Anonymorum et Pseudonymorum, p. 155. Tentzel, Monatliche Gespräche des Jahres 1693, S. 815. Eyringius in Vita Ernesti Pii. Calovius in Bibliis illustratis, p. 13. Unschuldige Nachrichten 1704, S. 402; 1708, S. 103. — Die Braunschweiger Zustände in der Zeit von 1634—1640 siehe bei Joh. Beste, Gesch. d. braunschw. Landeskirche (1889), S. 230 ff.

P. Tschackert.

Walther: Bernhard W., Astronom, geboren zu Nürnberg um 1430, † ebenda Ende Mai 1504. Daß W. ein Patricier gewesen sei, wie man zum öfteren liest, ist unzutreffend, wol aber gehörte er einem geachteten, rathsfähigen Bürgergeschlechte an. Vierzig Jahre seines Lebens verflossen, ohne daß die Geschichte ihr Augenmerk auf ihn gerichtet hätte, da brachte das Jahr 1471 eine durchgreifende Aenderung. Damals traf nämlich der große Astronom Joh. Müller (s. A. D. B. XXII, 564), genannt Regiomontanus, in Nürnberg ein, um hier dauernden Aufenthalt zu nehmen, und mit seiner Anwesenheit beginnt sich das

über W. lagernde Dunkel zu lichten. Er wurde der Mäcen des genialen Gastes und stellte demselben reichliche Mittel zur Verfügung, um eine mechanische Werkstätte, eine Druckerei und die bekannte Sternwarte (auf dem Hause Walther's in der Rosengasse) einzurichten. Nachdem Regiomontan Nürnberg verlassen hatte, um bald nachher zu Rom einen allzu frühen Tod zu finden, setzte W. die Beobachtungen auf eigene Hand fort und suchte auch dadurch das Andenken des verblichenen Freundes in Ehren zu halten, daß er dessen Instrumente und nachgelassenen Bücher aufkaufte; dabei war ihm, wie eine handschriftlich auf uns gekommene Notiz Th. v. Murr's besagt, der Umstand behülflich, daß Walther's Schwester den Bürgermeister Schirling in Müller's Geburtsstadt Königsberg i/F. geheirathet hatte. Diese Bibliothek muß, dem von Petz gegebenen Verzeichnisse zufolge, außerordentlich reichhaltig gewesen sein; kein mathematischer Classiker des Alterthums fehlte ihr, und auch die wichtigsten orientalischen Werke waren in Handschrift vorhanden; allein von Walther's Erben wurde der Bücherschatz in unverantwortlichster Weise verschleudert. Er selbst scheint über denselben bei Lebzeiten geizig gewacht zu haben, denn Niemand durfte denselben benützen, und es mag dabei der unfreundliche Charakter des alten Junggesellen wol stark zum Ausdruck gekommen sein. Der treffliche Werner wenigstens (s. d. Artikel), der so gerne diesen Hort für die Wissenschaft ausgenützt hätte, sich aber immer abgewiesen sah, nennt deshalb W. einmal einen „melancholischen Hüter des ihm anvertrauten Gutes“ und ein zweites Mal „einen harten, gänzlich unerbittlichen Menschen“. Was den alternden Mann bewogen hat, noch mit dreiundsiebzig Jahren seine lange besessene Wohnung mit einer andern zu vertauschen, kann nicht aufgeklärt werden. W. starb unbeweibt als letzter seines Geschlechtes. Als der Rath merkte, wie wenig gewissenhaft mit Walther's Hinterlassenschaft verfahren wurde, schritt er ein und rettete durch Ankauf noch mancherlei. Einige Manuscripte Regiomontan's gab nachmals Schöner heraus; ein paar andere zählen noch jetzt zu den Kimelien der Nürnberger Stadtbibliothek. So wurden auch die Beobachtungen erhalten, welche Müller und W. zusammen vier Jahre lang angestellt hatten; sie wurden von Schöner 1544 zu Nürnberg und von Snellius 1618 zu Leiden herausgegeben. Sie erwiesen sich vielfach nützlich, wie denn Coppernicus und Tycho Brahe aus der Handschrift selber wichtige Daten für die Bahnbestimmung des selten sichtbaren Merkur entnommen hatten.

Aus unserer Darstellung könnte vielleicht geschlossen werden, daß W. einzig und allein in der Unterstützung seines Freundes und in der Pflege Regiomontan'scher Ueberlieferungen aufging, aber ein solcher Schluß müßte als voreilig bezeichnet werden. W. ist der erste, der die Nothwendigkeit erkannte, daß auf die von den Griechen bloß physikalisch erkannte Strahlenbrechung in der Luft auch bei astronomischen Höhenmessungen Rücksicht genommen werden müsse. Ihm eignet ferner das große Verdienst, die Räderuhr in die praktische Astronomie eingeführt zu haben; infolge dessen dürfte auch in Nürnberg seit 1488 neben der üblichen (antiken) Tageseintheilung in ungleiche Stunden (zwölf je auf den Tag- und Nachtbogen der Sonne entfallend) die heute allgemein gebrauchte Zeitmessung sich Eingang verschafft haben. Endlich sagt Wolf: „W. scheint auch der erste gewesen zu sein, der statt des Mondes die Venus zur Ortsvergleichung mit der Sonne anwandte, was bei guter Constellation und scharfem Auge wirklich schon vor Erfindung des Fernrohrs ausführbar war.“ Man sieht, W. war durch seinen Freund und Lehrer auch zu selbständiger Gedankenarbeit und Erfinderthätigkeit erzogen worden.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 23 ff. — v. Wurzelbau, Uranies Nori-

cae basis astronomico-geographica, Nürnberg 1719, S. 37 ff. — Petz, Mittheilungen des Vereines für Geschichte Nürnbergs, 7. Heft, S. 122 ff. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 87, 118, 153, 157 ff., 181 ff. Günther.

Walther: Daniel W., protestantischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Als Schulmeister zu Vacha bei Salzungen führte er 1559 vor dem Hersfelder Abte Michael und dem Rathe von Vacha eine „Historia von der enthauptung Johannis Baptistae, in ein Tragediam gestalt“, auf, die dann zu Erfurt bei G. Bawman im Druck erschien. Er benutzte dabei, wie er in der Widmung an den Salzunger Rath ehrlich eingesteht, ein sechs Jahre zuvor gedrucktes Stück des Salzburger Pfarrers Simon Gerengel, vermehrte aber diese Vorlage „mit vielen Personen und Reimen“. So hat er das Hofgesinde des Herodes, das Gerengel nur durch zwei Vertreter, den ehrlichen Marschalck und den gewissenlosen Burggrafen charakterisirt, erheblich vergrößert (Narr Claus, Närrin Jütte). Neben Jesu läßt er im 2. und 5. Acte, wo die Taufe durch Johannes und die Befragung durch die Boten des gefangenen Propheten dargestellt wird, auch die zwölf Apostel auftreten und sich äußern. Neu ist ferner der im 3. Acte nach der Unterredung des Johannes mit Herodes erscheinende Teufel, der mit seinem Blasebalge der Königin und ihrem Gemahl arge Gedanken einbläst, und der Bauer, der im 4. Acte vergeblich seine Supplik bei Hofe anzubringen sucht (ein später bei Daniel Cramer und Andern oft wiederkehrendes Motiv). Der auf offener Bühne vollzogenen Hinrichtung des Täufers folgt sein Begräbniß, bei dem die Jünger den Todten davontragen und die Engel die protestantische Weise anstimmen: „Nun last vns Johan begraben“. Obschon W. durch solche Zuthaten zu seiner straff componirten Vorlage das Tempo der Handlung verlangsamt, bleibt seine Darstellung doch lebendig und gestattet sich nur im Epiloge lehrhafte Breite. Die Wahl der lateinischen Chorgesänge am Actschluß stellt er den Benutzern anheim, am Ende läßt er deutsche Lieder Luther's: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ und „Verleih uns Fried genediglich“ erklingen. Bei dem Gelage im 5. Acte tanzt die Tochter der Herodias nicht vor den Gästen, wie es in der Bibel heißt, sondern singt zur Laute ein Liebeslied im Ton „Von edler Art“ auff gut reiterisch. — 1580 wurde Walther's Stück von einem Weimarer Schulmeister einer neuen Bearbeitung unterzogen, die aber nicht zum Drucke gelangte: „Tragedia von Johanne dem Teuffer, Durch Danieln Waltern, Schulmeistern zue Facha Anno 59 ausgangenn, Itzt aber ann vilen Orten gemehrt, Durch M. Georgium Milonem, Scolae Vinariensis Rectorem“ (Gothaer Cod. chart. B 929).

Goedeke, Grundriß² 2, 362 (mit einem irreleitenden Hinweise auf Krüginger's Johannesdrama von 1545). — Ueber Gerengel vgl. Wagner im Serapeum 1864, S. 289. J. Bolte.

Walther: Emil Adolf Ferdinand W., Schauspieler, wurde am 6. Febr. 1820 zu Dresden als Sohn des hochangesehenen Arztes und späteren Hofrathes Dr. Ferdinand Rumpelt und seiner Gattin Emilie, deren Familiennamen Walther er als Schauspieler führte, geboren. Wie er selbst berichtet (vgl. Aus meiner Werkstätte. Dresden 1873, S. 549), erhielt er im elterlichen Hause „eine sehr ernste, strenge und geregelte Jugenderziehung, bei der die Strafe dem Vergehen so sicher folgte, wie das b dem a im Abc“. Dadurch wurde W., dessen Charakteranlage ursprünglich zur Zerfahrenheit und Sinnlichkeit hinneigte, von früher Jugend an an das Gebot der Pflicht gewöhnt, sodaß der kategorische Imperativ und die Entsagung für ihn zum Lebensprincip wurden. Während er sich aber schon früh bemühte, sich den Forderungen der Außenwelt zu unterwerfen, wußte er die ideale Welt, die in seinem Inneren lebte, vor jeder Be-

rührung durch eine fremde Macht zu bewahren. In seiner Gymnasialzeit, die er an der Dresdener Kreuzschule verlebte, erfüllte sich seine leicht erregbare Phantasie mit warmer Begeisterung für die Welt des alten Hellas, und Schiller's Gedicht: „Die Götter Griechenlands“ entzündete in ihm eine nachhaltige Gluth. Dagegen empfand er schon in seinen Jünglingsjahren „einen wahren Haß und Abscheu vor allem confessionellen Kirchenthum“, in dem ihn die gleiche Gesinnung seines überaus sittenstrengen, aber nichts weniger als kirchenfreundlichen Vaters bestärken mochte. Nachdem er die Maturitätsprüfung wohl bestanden hatte, bezog er im J. 1838 die Universität Leipzig, an der er nach dem Willen seines Vaters die Rechtswissenschaft studiren sollte. Obwol er keine innere Neigung für den ihm zugedachten Beruf eines Juristen hatte, ließ er sich doch in Leipzig die Vorbereitung für ihn angelegen sein. Er besuchte die Vorlesungen der Professoren fleißig und führte seine Collegienhefte musterhaft. Im Winter des Jahres 1839 siedelte er an die Universität Berlin über, um an ihr seine juristischen Studien fortzusetzen. In Berlin aber trat die entscheidende Wendung in seinem Leben ein. Durch den Besuch des königlichen Theaters und durch die mustergültigen Darstellungen, die er in Berlin sah, angeregt, kam er zu dem längst in ihm im geheimen herangereiften Entschluß, die juristische Laufbahn aufzugeben und sich dem Berufe eines Schriftstellers und Schauspielers zu widmen, obwol er wußte, daß dieser Plan nicht die Billigung seines Vaters finden würde, und daß er auf weitere Unterstützung durch das elterliche Haus nicht mehr rechnen dürfte. Um zu seinem Ziele zu gelangen, kehrte er nach Leipzig zurück und fing hier an journalistisch thätig zu sein, indem er für den „Komet“, für Gutzkow's „Telegraph“ und für den von Philippi redigirten „Planet“ eine Reihe von Aufsätzen schrieb, die sämmtlich eine dramaturgische Tendenz verfolgten. In jenen Jahren verfaßte er auch einen Künstlerroman, der unter dem Titel: „Eduard Sternthal. Eine Charakter-Skizze“ im J. 1841 in Leipzig erschien. Der Held dieses Romans ist der Autor selbst, der in ihm seine eigene Sturm- und Drangperiode zu schildern versucht hat. Damals nahm er auch den Namen Emil Walther an, unter welchem Pseudonym er seine Arbeiten erscheinen ließ, und unter dem er später als Schauspieler bekannt wurde. Ein zweiter, zwei Bände umfassender Roman erschien im J. 1852 zu Dresden u. d. T.: „Kunst- und Liebesleben ... nebst einem dramatischen Intermezzo“. Als W. endlich von Hause die widerwillig ertheilte Erlaubniß, zur Bühne zu gehen, erhalten hatte, wandte er sich nach Weimar, wo er als Volontär beim Theater zugelassen wurde. Da er in Weimar nicht vorwärts kam, begann er ein Wanderleben, das ihn der Reihe nach an die Bühnen zu Gotha, Bremen, Detmold, Elberfeld, Köln, Aachen und an andere mehr führte. Im J. 1845 war er am Königstädtischen Theater in Berlin, hierauf in Königsberg und in Halle engagirt. Im Jahre 1847 erhielt er einen Antrag zu einem Gastspiel am Dresdner Hoftheater. Er gastirte als Eduard in „Eine Familie“ und als Faust und wurde, da sein Auftreten von großem Erfolg begleitet war, für das Hoftheater engagirt, an dem er volle vier Jahrzehnte thätig gewesen ist. In dieser Stellung brachte er es im Laufe der Jahre vermöge seiner treuen Hingebung an seine Kunst, seiner strengen Pflichterfüllung und Rechtschaffenheit zu einer allgemeinen Werthschätzung bei seinen Collegen und beim Publicum. Obwol er jede Virtuosenleistung verschmähte und die Bedeutung der Bühnenkunst immer nur in einem möglichst gleichmäßigen und guten Ensemble suchte, so galt er doch in der Glanzzeit des Dresdener Schauspiels, zu den Zeiten Gutzkow's und Devrient's, als einer der besten Darsteller seiner Kunst. Er spielte zuerst jugendliche Liebhaber- und Heldenrollen, machte dann fast alle Rollenarten, die auf der Bühne vorkommen, durch und kam schließlich bei dem Fach der Helden-

väter an. Allerdings mußte er das Ideal seiner Jugend, „daß die Bühne an die Stelle der Kirche treten sollte und daß die classischen Meisterwerke unserer Nationalliteratur das gesammte Volk zu jener Schönheit der Seele und jenem vollendeten Menschenthum führen müßten, welche wir mit dem griechischen Worte Kalokagathie bezeichnen, als das erkennen, was es war, als einen schönen, göttlich schönen Traum", aber wenn er ihn auch nicht erfüllt sah, so ließ er sich dabei in seinem künstlerischen Streben „nach der naturgemäßen Darstellung des menschlichen Charakters auf der Bühne" nicht irre machen. Wie ideal er über seinen Beruf dachte, darüber sprach er sich in einer am 22. November 1869 in Dresden gehaltenen Vorlesung aus, die er unter dem Titel: „Der Schauspielerberuf in künstlerischer, gesellschaftlicher und sittlicher Beziehung" (Dresden 1870) erscheinen ließ. Mit besonderer Begeisterung und Hingabe aber widmete er sich den Bestrebungen des Freimaurerordens, dem er seit dem 23. Decbr. 1847 angehörte. Seit seinen Knabenjahren hatte er sich für nichts in der Welt so interessirt, als für „geheime Gesellschaften, Verbindungen und Bündnisse, die durch das Geheimniß, in welches sie sich hüllten, eine gleichsam geisterhafte Macht überall ausübten und Dinge vermochten, die sonst außer dem Wirkungskreise der gewöhnlichen menschlichen Bestrebungen lagen". Später aber nahm er eine Zeit lang an der sittlichen Haltung ihm bekannter Brüder Anstoß, bis ihm Meyer's Leben des Schauspielers Ludwig Schröder in die Hände fiel und aufs neue sein Interesse an dem Freimaurerthum mächtig fesselte. Einmal in den Bund aufgenommen, machte er schnell die verschiedenen vorgeschriebenen Grade durch, bis er im J. 1869 zu der Würde eines Meisters vom Stuhl vorrückte, die er seitdem neunzehn Jahre lang an der Spitze der Dresdener Loge zu den drei Schwertern und Asträa zur grünenden Raute i. O. innegehabt hat. W. war aber nicht bloß ein überzeugter Anhänger des Bundes, sondern hat auch als Reformator dadurch bahnbrechend gewirkt, daß er eine „gewisse gesunde Vereinfachung des Rituals" in die Schwerterloge einführte, „die, ohne das Wesentliche zu vernachlässigen, an Stelle eines leicht das Interesse abstumpfenden Einerleis Abwechselung und Vereinfachung setzte". Unter seiner Mitwirkung erhielt die Loge ein neues Gesangbuch und ein neues Gesetzbuch, vor allem aber brachte er der Loge die Anerkennung als juristische Person und damit die erste officielle Bestätigung an Stelle der früheren stillen Duldung. Nebenbei wirkte er als Schriftsteller für die Ausbreitung und Vertiefung des Bundes. Er war Mitherausgeber und Mitarbeiter des „Dresdner Logenblattes" und veröffentlichte eine Auswahl seiner Aufsätze unter dem Titel „Aus meiner Werkstätte" (Dresden 1873) und „Bruchsteine zum Bau" (Leipzig 1882), die auch dem ferner Stehenden Einblicke in sein ideales Streben gewähren. — Er starb plötzlich an einem Schlaganfall am Abend des 30. August 1888 und wurde, seinem Wunsche entsprechend, zur Feuerbestattung nach Gotha übergeführt.

Vgl. Tagebuch der kgl. sächs. Hoftheater vom Jahre 1888 von Friedr. Gabriel u. Fr. Rößler. 72. Jahrg. Dresden 1889, S. 77—83. — Festschrift z. Jubiläum des 150jähr. Bestehens der Loge zu den drei Schwertern und Asträa zur grünenden Raute im Orient. Dresden 1890. Manuscript f. BBr. F.-M. Dresden o. J., S. 66—81. — A. Kohut, Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Dresden u. Leipzig 1888, S. 214—216. — Dresdener Anzeiger 1888, Nr. 245. 1. September, 4. Beilage.

H. A. Lier.

Walther: Friedrich W., Maler und Zeichner für den Formschnitt, geboren zu Dünkelsbühl, erhielt 1460 das Bürgerrecht zu Nördlingen. Für fünfjährige Steuerfreiheit mußte er alljährlich ein bemaltes Pavese (mit Eisenblech beschlagene Setztartsche, franz. pavois) an den Rath abliefern. W. heirathete

in Nördlingen, kam jedoch wegen Mißhandlung seines Weibes auf einige Tage ins Gefängniß. Das war vielleicht die Ursache, weshalb er im J. 1472 mit seiner Familie nach Basel verzog, womit seine Spur erlischt. Ins Zunftbuch dieser Stadt ist er nicht eingetragen.

W. spielt eine kleine Rolle in der Geschichte der Blockbücher. Zwei derartige xylographische Producte sind von ihm bekannt. Das eine ist eine mit deutschem Text versehene Armenbibel, biblia pauperum, von 1470, welche auf dem letzten Blatte bezeichnet ist: Friderich walthern mauler zu Nordlingen und Hans Hürning habent dis buch mitt ein ander gemacht. Es besteht aus 40 nur auf einer Seite bedruckten Blättern. W. war offenbar der Zeichner und der Schreiner Hürning, der seit 1461 als Bürger zu Nördlingen vorkommt, hat den Schnitt besorgt. Das andere Werk sind die Tafeln zu dem Defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis castissimae genitricis Mariae. Zufolge Nagler, Monogrammisten II, Nr. 2593, gibt es zwei Ausgaben; die eine hat 16 Blätter mit leeren Rückseiten, die andre besteht in 8 Blättern, welche auf beiden Seiten bedruckt sind. Das erste Blatt ist mit den Initialen F W und der Jahreszahl 1470 versehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Buchstaben mit Friedrich Walther zu ergänzen sind. In „Anfänge der Druckerkunst in Bild und Wort. Von T. O. Weigel und A. Zestermann", Bd. II, Nr. 272 u. 281, wird über die Exemplare beider Werke, die bei T. O. Weigel in Leipzig waren, gehandelt, auch sind Facsimiles zweier Blätter beigegeben.

W. Schmidt.

Walther: M. Friedrich Andreas W., lutherischer Superintendent in Hanau, geb. am 26. Septbr. 1727 in Worms, † am 26. (nicht am 16.) März 1769 in Hanau. Er war ein Sohn des D. Heinrich Andreas W. (s. u.), der damals als Prediger in Worms lebte, später aber Senior in Frankfurt wurde. Schon in jungen Jahren verrieth W. eine große Begabung. Erst fünfzehn Jahre alt bezog er bereits die hohe Schule. Zuerst studirte er in Gießen. Hier wurde er 1745 Magister. Ein Jahr später gab der, als ascetischer Schriftsteller bekannte Pastor Joh. Philipp Fresenius zu Frankfurt a. M. eine Sammlung von Gedichten heraus, die den achtzehnjährigen Magister zum Verfasser hatten. Sie trägt den Titel: „M. Fried. Andreas Walther's Proben poetischer Uebungen in geistlichen und vermischten Gedichten, herausgegeben u. s. w. von Fresenius". In seinen Begleitworten nennt der Herausgeber diese Proben „wohlgerathen" und rühmt des Verfassers „schöne Gaben, seine ungeheuchelte Gottesfurcht und seinen unermüdeten Fleiß in den theologischen Wissenschaften". Auch später ist W. noch auf dem Gebiete der Poesie thätig gewesen. 1748 erschien ein Gedicht von ihm, betitelt „Die Vorzüge der Stadt Frankfurt a. M.", 1750 gab er seiner Schwester Sophie Eleonore Gedichte in Göttingen heraus und 1766 veröffentlichte er noch eine Sammlung „geistlicher Gedichte" von sich selber.

Auch als theologischer Schriftsteller trat er früh hervor. Schon seine Gießener Inauguraldissertation (1745) behandelte ein theologisches Thema („De vera origine phrasium sacrarum videre et gustare mortem, ex lapsus historia Gen. II, 16, 17, III, 67 derivata et a diversis objectionibus vindicata, ad varia N. T. loca explicanda"). Ihr sind noch eine ganze Reihe von gelehrten Abhandlungen, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache, gefolgt, die sich auf nahezu alle Gebiete der gesammten Theologie erstrecken und in der That von dem unermüdeten Fleiße Walther's ein rühmliches Zeugniß ablegen. Neben den wissenschaftlichen Schriften, Dissertationen, Monographieen, größeren Werken, stehen auch solche, deren Titel auf einen mehr praktisch-erbaulichen Inhalt schließen lassen, z. B. die „Kurze Abhandlung von der geistlichen Erfahrung und dem Unterschiede einer bloßen Erweckung und völligen Bekehrung für Anfänger im Christenthume"

(1757). Walther's hauptsächlicher theologischer Lehrer war L. v. Mosheim. Der Ruf dieses berühmten Theologen zog ihn 1745 nach Helmstedt, und die Gunst und Freundschaft, die der große Gelehrte dem strebsamen Schüler bald schenkte, bewogen diesen, 1747 seinem „Gamaliel" nach Göttingen zu folgen. Hier blieb er fünf Jahre als Adjunct der philosophischen Facultät. Mit Mosheim aber stand er auch später noch in freundschaftlicher Verbindung; zwei seiner Bücher sind mit einer Vorrede des Kanzlers v. Mosheim erschienen (das eine enthaltend eine „Kurtz gefaßte Erklärung der 1. Epistel des H. Apostels Petri", 1750, das andere betitelt „Die Forderungen der Vernunft und des Glaubens an das menschliche Geschlecht oder christliche Sittenlehre", 1753).

1752 ging W., nunmehr fünfundzwanzig Jahre alt, als Oberpfarrer und Hofprediger nach Homburg v. d. H. Zehn Jahre später rief man ihn gleichzeitig nach Wiesbaden und nach Hanau. Den Ruf nach Hanau nahm er an. Er wurde dort zuerst Consistorialrath und Inspector der lutherischen Kirchen und Schulen in der Grafschaft Hanau, sowie erster Stadtprediger der Johanniskirche, zwei Jahre später aber, obwol noch kein Vierziger, Superintendent (1764). Als er dieses Amt fünf Jahre verwaltet hatte, ereilte ihn ein früher Tod (1769). Zu den Veröffentlichungen aus seinen letzten Lebensjahren gehören neben andern Arbeiten zwei Sammlungen von Predigtgrundrissen (über alle Sonn- und Festtags-Evangelien und -Episteln, 1760—1762, und über die gesammte Glaubens- und Sittenlehre der Christen, 1766) und sodann eine „Kurze Erklärung des Catechismi Lutheri zum Gebrauch der hess. hanauischen luth. Kirchen und Schulen mit Landesherrlicher Bewilligung" (1765).

Nach Strieder's Grundlage zu einer Hess. Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, 16. Bd., hrsg. von Wachler, S. 463 ff. Siehe daselbst auch das vollst. Verzeichniß d. Walther'schen Schriften. — Meusel, Lexikon. Metz.

Walther: Friedrich Ludwig W., Dr. ph., Cameralist, geboren am 3. Juni (nach Strieder) oder am 3. Juli (nach Scriba u. A.) 1759 in Schwaningen (bei Ansbach), wo sein Vater Johann Erdmann W. Schloßprediger war, † am 30. März 1824 in Gießen. Da er beide Eltern schon im zarten Kindesalter verlor, wurde er von Verwandten erzogen. Zunächst nahm ihn seine Großmutter von mütterlicher Seite, die Wittwe des Dechanten Jakob Friedrich Georgi, in Uffenheim auf; nach deren Tod (1773) kam er zu seinem Onkel, dem Freiherrl. von Truchseß'schen Schloßprediger Buchenröder in Bonndorf. Nachdem er ein halbes Jahr hier zugebracht hatte, bezog er als Alumnus das Gymnasium in Ansbach. Nach mehrjährigem Besuch desselben studirte er von 1777 ab an der Universität Erlangen sieben Semester Theologie unter den Professoren Seiler, Rosenmüller und Rau, hörte aber nebenbei, weil er ein Naturfreund war, auch physikalische und naturgeschichtliche Collegien bei Delius und Schreber. Als er sein akademisches Studien abgeschlossen hatte, nahm er eine Stelle als Hofmeister bei dem Geheimerath und Oberst v. Pöllnitz zu Haimersgrün bei Hof (im Voigtlande) an. Die ihm hier verbliebene Muße, sowie das Bedürfniß seiner Zöglinge veranlaßten ihn, sich in dieser Stellung seiner Neigung zu Studien in Geographie, Technologie, Landbau- und Forstwissenschaft hinzugeben. 1785 zog er mit seinen Zöglingen nach Creglingen an der Tauber, wo der Entschluß in ihm reifte, die Theologie ganz aufzugeben und sich ausschließlich dem Studium der angewandten Naturwissenschaften, insbesondere der Forstbotanik, zu widmen. Auf Veranlassung seines Freundes Roos habilitirte er sich, nachdem seine Zöglinge so weit herangewachsen waren, daß sie seiner Leitung nicht mehr bedurften, im October 1788 als Privatdocent für Landwirthschaft, Forstwissenschaft, ökonomische Naturgeschichte und Technologie an der Ludewigs-Universität zu Gießen. Da seine Vorlesungen über diese Fächer Beifall fanden, rückte er am 16. Sep-

tember 1789 zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät auf und schon am 1. November 1790 erfolgte seine Beförderung zum ordentlichen Professor der ökonomischen Wissenschaften. Vom Jahre 1800 ab wurde ihm die Mitaufsicht über den neu angelegten forstbotanischen Garten und die Rechnungsführung über denselben übertragen. Er mußte sich aber lange Zeit mit einem sehr bescheidenen Gehalte begnügen, weil das Ordinariat für Nationalökonomie durch den Geheimerath Professor Dr. Crome besetzt war, dem auch der obige Garten mit unterstand. Erst von 1809 ab wurde ihm letzterer zur alleinigen Bewirthschaftung überwiesen. In beiden Stellungen wirkte er unermüdlich bis zu seinem Tode; nur in seinen beiden letzten Lebensjahren war seine geistige Thätigkeit infolge eines 1822 eingetretenen Schlaganfalls gelähmt. Ganz seinem Berufe hingegeben, starb er unverheirathet. Auf Veranlassung des Professors Snell ist ihm im botanischen Garten zu Gießen von seinen Freunden ein Denkmal in Gestalt einer Urne auf einem Metallsockel errichtet worden. Dieser trägt die auf drei Seiten vertheilte Inschrift „Friederico Ludovico Walther Nat. MDCCLIX Denat. MDCCCXXIV“ — „non sibi sed litteris | ac patriae viventi | sui memores alios | facienti merendo | nihil humani a se | alienum putanti — posuerunt moerentes amici.“

W. nimmt unter den sogen. Forstcameralisten, denen das Verdienst zuerkannt werden muß, die forstwirthschaftliche Empirie des vorigen Jahrhunderts zuerst in ein System gebracht und hierdurch die Forstwissenschaft formell begründet zu haben, eine hervorragende Stellung ein. Von Haus aus ein scharfer Kopf, betriebsam, voll Interesse für die verschiedenartigsten Wissenszweige, richtete er — obschon ursprünglich Theologe — seine Aufmerksamkeit von jeher auf die Natur. Es war ihm ein Bedürfniß, diese zu beobachten, Naturobjecte zu sammeln und das Gesammelte systematisch zu ordnen, Modelle anzufertigen, Versuche mit neuen Erfindungen behufs deren Prüfung anzustellen, fremde Holzarten in ihrem Verhalten zu beobachten und dergl. mehr. Er wirkte nach diesen Richtungen hin, insbesondere im Gebiete der beschreibenden Botanik, in Gießen mit unermüdlichem Fleiße, großem Pflichteifer und entschiedenem Erfolge, gleichsam als Vorläufer der forstwissenschaftlichen Schule, die nach seinem Tode durch den genialen Hundeshagen (s. A. D. B. XIII, 401) im J. 1825 begründet wurde. Denn ihm selbst fehlte, bei aller Vielseitigkeit, doch die Kenntniß der forstlichen Technik. Wie das nachstehende (nicht einmal ganz vollständige) Verzeichniß beweist, entwickelte er als Schriftsteller eine staunenswerthe Fruchtbarkeit. Allerdings gehen seine Schriften, die sich auf Geographie, Naturkunde (namentlich Botanik), Forstwirthschaft, Landwirthschaft und Viehzucht erstrecken, nicht in die Tiefe. Durchzogen von mehr humanistischem als naturwissenschaftlichem Geiste, bewegen sie sich mehr in einem encyclopädischen Rahmen, der Erbsünde aller Cameralisten. Sie zeugen zwar von einer großen Belesenheit des Autors und von fleißiger Benutzung der Litteratur, allein sie haben doch zu sehr den Charakter von Reproductionen bezw. Sammelwerken. Originalität kann ihnen nicht nachgerühmt werden. Heutzutage besitzen sie nur noch historischen Werth. Als Mensch war W. ausgezeichnet durch humanes Wesen, große Bescheidenheit, Pflege treuer Freundschaft und Sinn für Wohlthätigkeit.

H. E. Scriba zählt in seinem Biographisch-litterarischen Lexikon (s. unter den Quellen) 37 von W. verfaßte Werke und Schriften auf, von denen wir nachstehende verzeichnen: „Teutsche Blumenlese für Schulen“ (1784); „Neueste Erdkunde, welche Asien, Afrika, Europa, Amerika, die Südländer oder den fünften Erdtheil und die Polarländer enthält 2c.“ (1785); „Anweisung für Schulen zur Dichtkunst“ (1785); „Natürliche und wissenschaftliche Erdkunde“ (1785); „Ueber den Ackerbau als Gegenstand der Politik“ (1786); „Kurzgefaßte ökonomische

Naturgeschichte Teutschlands, für Freunde der Natur, Aerzte, Kameralisten, Land- und Forstwirthe, Künstler, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker und diejenigen, die es werden wollen" (1787); „Handbuch der Forstwissenschaft für Forstbediente, Landwirthe, Polizeibeamte, Kameralisten, Richter, Gerichtsverwalter und diejenigen, die es werden wollen" (1787); „Lehrbuch der Naturkunde, 1. Theil, ökonomische Naturgeschichte Teutschlands für Schulen, das Thierreich" (1788); „Vom Wiesen- und Futterkräuterbau für Landwirthe, Gutsbesitzer ꝛc." (1789); „Grundriß der Forstwissenschaft für Vorlesungen" (1789); „Vom Anbau der vorzüglichsten in- und ausländischen Holzarten oder von der Holz-Cultur" (1789); „Grundsätze der Forstwissenschaft" (1790); „Die vorzüglichsten in- und ausländischen Holzarten, nach ihrem verschiedenen Gebrauche in der Landwirthschaft, Hauswirthschaft, bey Gewerben und in Officinen mit ihren deutschen, lateinischen, englischen und französischen Namen und einer vollständigen Nutzungstabelle und Register" (1790; 2. Aufl. 1813); „Lehrbegriff der teutschen Landwirthschafts-Wissenschaft nach den Bedürfnissen unseres Zeitalters" (1790); „Theoretisch-praktisches Handbuch der Naturgeschichte der Holzarten für den Forst- und Landwirth ꝛc." (1793); „Versuch eines Systems der Kameral-Wissenschaften", 5 Theile (1793—1799); der 2. Theil (1795), welcher die Forstwissenschaft behandelt, erlebte (zugleich mit dem 1.) eine 2. Aufl. (1803); „Versuch eines Grundrißes der allgemeinen Oekonomie für Vorlesungen" (1795); „Beschreibung und Abbildung der in der Forstwissenschaft vorkommenden nützlichsten Geräthe und Werkzeuge", ein Anhang zu seinem Lehrbuch der Forstwissenschaft; 2 Hefte (1796 und 1803); „Lehrbuch der Technologie" (1796); „Lehrbuch der Staatswirthschaft" (1798); „Lehrbuch der Forstphysiographie oder Naturbeschreibung derjenigen Thiere, Gewächse, Mineralien, welche Objecte der Jagd- und Forstwissenschaft sind"; 3 Bände, 1. Abtheilung Forstzoographie (1800; 2. Aufl. 1816, 1818 und 1820), 2. Abtheilung Dendrographie, hrsg. in 2 Bänden (1803; 2. Aufl. 1813 und 1814); „Flora von Gießen und der umliegenden Gegend, ein Handbuch für Anfänger und junge Freunde der Gewächskunde, nebst einem illuminirten Plan des neuen forstbotanischen Universitäts-Gartens in Gießen" (1802); „Handbuch der Forsttechnologie" (1802; 2. Aufl. 1818); „Einige Bemerkungen über die wissenschaftliche Eintheilung der Holzarten, nebst XI Tabellen" (1805); „Colona, ein ländliches Gedicht in 12 Gesängen", 2 Theile (1806); „System der neueren Landwirthschaft" (1814); „Grundlinien der teutschen Forstgeschichte und der Geschichte der Jagd, des Vogelsangs, der wilden Fischerei und der Waldbienenzucht" (1816); „Das Rindvieh, seine verschiedenen Rassen, Zuchten und Spielarten, Geschichte seiner Verbreitung, Erziehung, Benutzung, Krankheiten, Fehler und Feinde" (1817); „Der Hund, seine verschiedenen Zuchten und Varietäten, Geschichte seiner Verbreitung und Schicksale ꝛc." (1817); „Das Pferd, seine verschiedenen Zuchten und Spielarten, seine Erziehung ꝛc." (1819); „Manuale georgicum latino-germanicum et germanico-latinum — lateinisch-teutsches und teutsch-lateinisches landwirthschaftliches Handwörterbuch zum Gebrauch der studierenden Jugend" (1822); „Geognostische Fragmente" (1822).

Fr. Wilh. Strieder's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, 16. Band, 1812, herausgegeben von Dr. Ludwig Wachler, S. 473 und 17. Band, herausgegeben von Dr. Karl Wilhelm Justi, S. 397. — Neuer Nekrolog der Deutschen von Fr. A. Schmidt, 2. Jahrg., 1824, 2. Heft, S. 1098. — Regensburger botanische Zeitung, 1825, Nr. 11. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1826, S. 230. — H. E. Scriba, Biographisch-literärisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im neunzehnten Jahrhundert. Zweite Abtheilung, 1843, S. 761. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 490, 544, 545 und 576.

— Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, I, S. 36, Nr. 114; V, 1, S. 6 und 7, Nr. 33b. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc., II, S. 81, 156, Anmerkung 16, S. 159, 160, 369, 370, 371, 390 und 397; III, S. 245, 248 und 334. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 608. — Heß, Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen ꝛc., 1881, S. 1 bis 6 und besonders S. 77. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 392. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 2. Band, 1888, S. 829. R. Heß.

Walther: Friedrich W., Criminalist, geboren am 6. August 1822 zu Bonn, † am 1. October 1874 zu München. W. war der dritte Sohn des Chirurgen und Ophthalmologen Philipp Fr. W., der zuletzt in München lebte; dessen Schwester (eine Tante unsres Walther) war mit dem Heidelberger Germanisten Mittermaier verheirathet. Friedrich W. begann seine humanistischen Studien am Gymnasium zu München, und besuchte sodann als Rechtscandidat die Universität dortselbst. Die criminalistischen Fächer hörte er bei Dollmann, wurde am 8. Januar 1848 mit der Inauguralabhandlung „über den Funddiebstahl“ (München 1848) zum Doctor der Rechte promovirt, und habilitirte sich am 13. August 1849 als Privatdocent an der Münchner Juristenfacultät mit der Schrift „Beitrag zum hochverrätherischen Complott“ (München 1849). Am 5. März 1854 wurde er zum außerordentlichen — sechs Jahre später, am 4. Juli 1860, zum ordentlichen Professor des Criminalrechtes und -Processes in der juristischen Facultät der Universität München ernannt. Fortdauernde Krankheit nöthigte ihn, im J. 1871 um Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, und erlag er am 1. October 1874 seinem langwierigen Leiden.

W. verkehrte infolge seiner äußerst zarten Gesundheit seit seinem Knabenalter nur mit einem kleinen Kreise von Bekannten, in dem er wegen seines offenen, biederen Charakters, seiner Liebenswürdigkeit, seiner gediegenen Bildung und seines anspruchslosen Wesens stets gern gesehen war. Als Gelehrter zeichneten ihn gründliche Forschung, umfassende Litteraturkenntnisse und Klarheit der Darstellung aus, während sich in seinen Lehrvorträgen kritische Schärfe bemerkbar machte. Als zeitweiliges Mitglied des Verwaltungsausschusses und des akademischen Senates hat er sich auch um die Universität verdient gemacht. — Außer zahlreichen Aufsätzen und Abhandlungen in Hitzig und Schletter's Annalen, Seuffert's Blättern f. Rechtsanwendung, im Neuen Archiv f. Criminal-Recht und Proceß, in der (Münchner) Kritischen Ueberschau, in Bluntschli's Staatswörterbuche, endlich im Gerichtssaale, dessen Mitherausgeber er seit 1864 geworden, sind von litterarischen Arbeiten Walther's noch hervorzuheben: „Die Rechtsmittel im Strafverfahren nach den Grundsätzen des englisch-französischen Strafprozeßrechtes“ (München 1853—55, 2 Abthl.), und „Lehrbuch des bayrischen Strafprozeß-Rechtes mit Rücksicht auf andere Gesetzgebungen“ (München 1859) — wissenschaftliche Leistungen, welche ihm eine dauernde Stelle unter den juristischen Vertretern der deutschen Wissenschaft sichern.

Neben seinem Berufe beschäftigte sich W. eifrig mit der deutschen Politik — in selbstloser Liebe zum engeren und weiteren Vaterlande. Eine machtgebietende Neugestaltung Deutschlands unter preußischer Hegemonie war das Ziel seiner Wünsche. Fest und überzeugungstreu stand er bei jenen, welche schon damals die Führung zur nationalen Einigung Preußen zuwiesen, „durch seine Geschichte und die maßgebenden Verhältnisse“ hierzu berufen. In religiösen Dingen hatte er nach seinen Worten „die confessionellen Fesseln längst abgestreift“, und bekämpfte mit Schärfe die Beschlüsse des vaticanischen Concils, in welchen er eine ernste Gefahr für die katholischen Staaten erblickte. Seinen Anschauungen

und Wünschen hat er zum öfteren sowol in der Tagespresse Ausdruck verliehen wie in zwei anonymen Broschüren: „Ueber den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund“, von denen die eine in Nördlingen 1866, die andere in München 1867 erschien, letztere mit dem Beisatze: „Hohenlohe, Bayern und Deutschland“. W. war verheirathet mit der jüngeren Tochter des Oberstabsarztes Dr. Wurm in München, die Ehe blieb jedoch kinderlos. Während der Herbstferien pflegte er sich auf seiner reizend gelegenen Villa zu Ambach am Starnbergersee aufzuhalten.

Chronik der Ludwigs-Maximilian-Universität München für das Jahr 1874/75, S. 7. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 12. Decbr. 1874, Nr. 346, S. 5413 u. flg. (Nekrolog). — Meyer's Convers. Lexicon, 16. Band, S. 374. Eisenhart.

Walther: Friedrich Wilhelm Ritter W. v. Walderstötten, königlich bairischer General der Infanterie, aus einem Patriciergeschlechte der freien Reichsstadt Rothenburg an der Tauber am 4. März 1805 dort geboren, der Sohn eines bairischen Majors, kam auf Grund einer vorzüglich ausgefallenen Prüfung 1816 in das Cadettencorps zu München, mußte hier, da wegen Mangel an freien Officierstellen Ausmusterungen nicht stattfanden, zwei Jahre, die er zu seiner weiteren Ausbildung gut anwandte, über die normale Zeit verbleiben, kam endlich am 11. October 1824 als Junker zum 7. Infanterieregimente und ward am 9. October 1825 zum Unterlieutenant beim 16. Infanterieregimente ernannt. Mit seiner weiteren Beförderung ging es zunächst nicht rascher. Erst am 20. Januar 1840 ward er, nachdem er schon 1825 zu dem in Eichstädt, dem Sitze des Herzogs von Leuchtenberg, garnisonirenden 3. Jägerbataillon, wo der Verkehr im Salon und die Jagd zu einem fröhlichen Jugendleben Gelegenheit boten, und 1830 zu dem in München stehenden 5. Infanterieregimente versetzt worden war, Oberlieutenant, und am 7. April 1847 Hauptmann 2. Classe. Inzwischen aber hatte er schon 1832 als Lehrer beim Cadettencorps Verwendung gefunden, wo er zunächst Geographie, später auch Naturgeschichte und Geschichte lehrte und an einem großen Werke über die Topographie des Königreichs Baiern arbeitete, dessen erster 1844 erschienener Theil dem Kronprinzen Maximilian gewidmet war; Sydow (s. A. D. B. XXVII, 279) hat es ein topographisches Musterbuch geheißen und die Akademie der Wissenschaften wählte den Verfasser zu ihrem Mitgliede; 1848 erschien noch ein von ihm geschriebener „Grundriß einer Militärgeographie und Kriegsgeschichte von Bayern“. Dann aber widmete er sich ganz dem Truppendienste, nach mehrfacher Versetzung commandirte er seit dem 9. Mai 1859 als Oberst das 1. Infanterieregiment, am 2. Januar 1865 wurde er zum Generalmajor und zum Commandeur der 6. Infanteriebrigade zu Nürnberg befördert. Dieselbe 1866 in das Feld zu führen, war ihm versagt, da er kurz vor dem Ausmarsche bei einem Sturze mit dem Pferde den Arm brach. Nach Beendigung des Krieges ward er in gleicher Stellung zur 2. Infanteriebrigade nach München versetzt und am 15. Januar dort zum Commandanten, am 8. Januar 1869 aber zum Generallieutenant und zum Commandeur der 3. Division in Nürnberg ernannt. Diese befehligte er im Kriege 1870/71, dem II. Armeecorps unter General v. Hartmann angehörend. An ihrer Spitze focht er bei Weißenburg, Wörth, Sedan und vor Paris. Bei Sedan erhielt er für den Vorstoß der Division auf Balan und für das zähe Festhalten des Dorfes gegenüber den fortgesetzten Versuchen des Feindes es wieder zu nehmen den Militär-Max-Joseph-Orden, für die vor Paris, besonders in den Gefechten bei Petit-Bicêtre und Châtillon sowie bei Bagneux und Clamart, bethätigte Umsicht und Tapferkeit wurden ihm das Großkreuz des Militär-Verdienstordens und das Eiserne Kreuz 1. Classe zu Theil, die Stadt Nürnberg verlieh ihm nach

der Heimkehr das Ehrenbürgerrecht. Am 22. März 1873 wurde ihm die erbetene Dienstentlassung bewilligt, zehn Jahre später erhielt er den Charakter als General der Infanterie. Nach seinem Ausscheiden lebte er, bis an sein Ende geistig frisch, in München, wo er am 19. September 1889 gestorben ist, „ein intelligenter, charakterfester Soldat, den Untergebenen bei aller Genauigkeit in den Anforderungen ein wohlwollender Vorgesetzter, seinen Oberen ein denkender Untergebener von voller Hingabe an die Sache.“

Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, herausgegeben von Oberst H. v. Löbell, Jahrgang 1890. B. Poten.

Walther: Heinrich Andreas W., Pastor an der Hauptkirche zu den Barfüßern, Senior des Ministeriums zu Frankfurt a. M., D., wurde am 21. December 1696 zu Königsberg bei Gießen geboren. Als Sohn des dortigen Predigers Andreas W. erhielt W. seinen ersten Unterricht im Hause seines inzwischen als Metropolitan nach Biedenkopf versetzten Vaters, der ihn im Vereine mit gelehrten Freunden soweit förderte, daß er bereits im J. 1712 die Universität Gießen beziehen konnte, um sich auf Verlangen seines Vaters der Theologie zu widmen, während er selbst mehr zum Studium der Rechtswissenschaft neigte und neben den theologischen juristische Vorlesungen hörte.

Was alle väterlichen Ermahnungen, auch ein längerer Aufenthalt im väterlichen Hause nicht vermocht hatten, bewirkte nach Walther's eigener Aeußerung plötzlich ein einziger Umstand. Der Heiland erschien ihm im Traum, versprach auf seine Frage, wie er seine Zuhörer selig machen könne, ihm dann am nächsten sein zu wollen, wenn es in seinem Amte um ihn am dunkelsten sein würde, und überreichte ihm einen Stab, mit dem er seine Schafe weiden solle. Von da ab stand Walther's Entschluß fest. 1715 wurde W. zum Major der Stipendiaten zu Gießen ernannt, erwarb alsbald die Magisterwürde und entfaltete eine rege Thätigkeit. Vorlesungen hielt er über Hebräisch, Chaldäisch, Lateinisch, Logik, Metaphysik, Ethik, Naturrecht und Politik. Im J. 1720 wurde W. zum Collegen des Gießener Pädagogiums bestellt, nachdem er im selben Jahre auf Kosten des Landesherrn pro licentia legendi et praesidendi disputirt hatte. Seit 1724 las W. auch theologische Collegien im eigentlichen Sinne, bestieg auch nicht selten die Kanzel, namentlich hielt er für den kränklichen Oberkirchenrath Bielenfeld die Donnerstagspredigten. Auf Einwirkung des Landesherrn, bei dem er sehr wohl gelitten war, lehnte W. mehrere an ihn ergangene ehrenvolle Berufungen als Professor bezw. als Prediger ab, leistete jedoch im J. 1729 einem wiederholten Rufe als Geistlicher nach Worms mit Genehmigung des Landgrafen Folge. Während seiner dortigen Wirksamkeit in den Jahren 1729 bis 1733 gab W. gleichzeitig Unterricht in den oberen Classen des Gymnasiums. Bei Gelegenheit einer Reise im J. 1732 besuchte W. Straßburg und hielt daselbst auf Ersuchen des Magistrats eine Gastpredigt, die ungemein gefallen haben muß. Wenigstens empfahlen Straßburger Kaufleute, die nach Frankfurt a/M. zur Messe reisten, W. für die soeben zur Erledigung gelangte Stelle an der dortigen Katharinenkirche. Diese Empfehlung hatte zur Folge, daß der Frankfurter Magistrat nähere Erkundigungen über W. einzog und ihn nach deren günstigem Ausfall an die Katharinenkirche berief. Die Entscheidung über diesen Ruf wurde W. sehr schwer, da sein Amtsgenosse Götze nunmehr verschieden und in Worms allgemein der Wunsch herrschte, daß W. dessen Nachfolger werden möge. Sein Verhalten in dieser Angelegenheit ist recht bezeichnend für seine Geistes- und Gemüthsart. „Auf der einen Seite setzten ihn diese ungeduldigen Wünsche in Wehmuth und Unruhe, auf der anderen Seite sah er die offenbaren Fußtapfen der göttlichen Vorsicht. Um sich bei diesem Gemüths-

kampfe nicht lediglich selbst überlassen zu bleiben, übergab er die Sache mit ihren Umständen fünf auswärtigen Gelehrten, deren Ausspruch ihn dann durch Mehrheitsbeschluß bestimmen sollte. Alle erklärten einmüthig die Berufung nach Frankfurt für göttlich. Dies beruhigte ihn und seine Gemeinde". W. siedelte im Juli 1733 nach Frankfurt über, wo er sein Leben beschließen sollte. Im J. 1741 wurde er zum Pastor an der ersten Hauptkirche zu den Barfüßern, zum Senior des Ministeriums und Consistorialassessor befördert, auch von der theologischen Facultät der Universität Gießen zum D. ernannt. Er starb am 5. November 1748 unter Hinterlassung von 2 Töchtern und 2 Söhnen, die seiner im J. 1720 eingegangenen Ehe mit Martha Christiane Rube, Tochter des hess.-darmstädtischen Amtmannes zu Battenberg entsprossen waren. Neben seiner Berufsthätigkeit entfaltete W. eine rege litterarische Wirksamkeit.

So veröffentlichte er eine Reihe seiner anscheinend gern gehörten Predigten, verschiedene Dissertationen, mehrere Programmabhandlungen, die ohne Namen erschienene Schrift: „Finsterniß in dem vermeynten Lichte der Römisch-Catholischen Lehre, oder gründliche sowohl aus der Schrift als aus der Kirchenhistorie und den Zeugnissen papistischer Scribenten selbst hergenommene Widerlegung eines von einem Jesuiten ohnlängst herausgegebenen Büchleins, genannt Licht in der Finsterniß, d. i. die Wahrheit der Catholischen Lehre; herausgegeben von einem Liebhaber der Wahrheit" (1721); „Exegesis epistolae Judae cum praefat. Jo. Laur. Moshemii", Helmst. 1727, vor allem: „Erste Gründe der Weisheit und Tugend", 1731, 2. Aufl. 1735, 3. Aufl. 1749, von Friedrich Andreas W. (dem Sohne) besorgt. „Heilige Reden über wichtige Stücke der christlichen Glaubens- und Sittenlehre", Theil 1 1734, neu aufgelegt 1740, Theil 2 1736, Theil 3 1737, Theil 4 1738, Theil 5 1739, Theil 6 1745, Theil 7 1748, Theil 8 und 9 (besorgt von Franz Ludwig Wallacher) 1750 und Vorrede „Von der kindlichen Einfalt der Christen" zu den Poetischen christlichen Kindergedanken aus den Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln eines frommen Rechtsgelehrten (seines bereits genannten Schwiegervaters zu Battenberg) 1737. Vorrede „Von dem göttlichen Ursprunge der heiligen Schrift", zu der Ausgabe der deutschen Handbibel (1742) und Vorrede „vor den Frankfurtischen Catechismus" (1742). Ferner gab W. heraus des D. u. Prof. Bielenfeld's Erklärung der Sonn- und Festtags-Evangelien, unter dem Titel „Das doppelte Zeugniß Gottes an der Menschenseele" (1725) und „Erläuterter Katechismus Lutheri, darinnen alle Worte desselben deutlich erkläret und die Wahrheiten selbst vorsichtig auseinandergesetzt, gründlich bewiesen, auch zu Pflicht und Trost angewendet werden in einer ganz gleichen Lehr-Art nebst einem Anhang der Festlectionen, der Lehre von der Confirmation und einer Ordnung des Heils aus dem Catechismo, auf Verlangen christlicher Freunde herausgegeben" (1746). Unter den 20 von ihm bekannten geistlichen Liedern sind u. a. folgende: „Nun wollen meine Glieder nach Deiner Ordnung wieder" 2c.; „Großer König Jesu Menschenfreund" 2c.; „Herr unser Hort, Herr unser Heil" 2c.; „Gelobet sei das höchste Gut" 2c.

W. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, so fruchtbar, daß er durch seine Schriftstellerei bisweilen mit den Pflichten seines Pfarramts in Widerstreit kam und Gefahr lief, nun keinem von beiden Berufen voll gerecht zu werden. In der Einleitung zu dem 6. Bande seiner heiligen Reden hielt er es für nöthig, ausdrücklich die Bitte an seine Leser auszusprechen, es gütigst entschuldigen zu wollen, wenn das Buch infolge des Dranges seiner Geschäfte hier und da Flüchtigkeitsspuren aufweise. Als Kanzelredner der pietistischen Richtung scheint W. segensreich gewirkt zu haben und es dürfte hier der Schwerpunkt seiner Thätigkeit liegen.

Friedr. Neubauer, Nachricht von den itztlebenden Evangelischen Lutherischen und Reformirten Theologen in und um Deutschland. Züllichau 1743, S. 990—1013. — Elias Friedrich Schmersahl's zuverlässige Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. Zelle 1748, S. 713—730. — Friedrich Wilhelm Strieder's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Marburg, Bd. 16. Herausgeg. von Ludwig Wachler 1812, S. 451—463. Wilhelm Grotefend.

Walther: Hermann W., Arzt in Dresden, daselbst 1815 geboren und am 16. April 1871 gestorben, studirte seit 1834 in Leipzig die Heilkunde und erlangte daselbst 1838 mit der bemerkenswerthen Inauguralabhandlung „De vi nervorum in secretionibus regendis“ die Doctorwürde. Darauf machte er längere wissenschaftliche Reisen durch Deutschland und Frankreich, ließ sich als Arzt in Dresden nieder, wurde 1850 Oberarzt des neu errichteten Stadtkrankenhauses, später successive königl. Leibarzt, geheimer Medicinalrath und Referent im Ministerium des Innern, sowie 1864 Präsident des Landes-Medicinal-Collegiums. Sein Tod erfolgte an der Zuckerharnruhrkrankheit. W. war ein tüchtiger und sehr beliebter Praktiker, der sich um das sächsische Medicinalwesen sowie um die Förderung der Standesinteressen der sächsischen Aerzte ein großes Verdienst erworben, dagegen schriftstellerisch nichts von Bedeutung außer der genannten Doctorarbeit hinterlassen hat. Pagel.

Walther: Johann W., der Freund und Mitarbeiter Luther's im musikalischen Fache, geboren 1496 zu Cola in Thüringen, † vor dem 24. April 1570 zu Torgau. Er trug auch den Namen Blankenmüller nach einer der Mutter gehörigen Mühle, die Blankmühle genannt wurde. Im J. 1524 treffen wir ihn als Bassist in der Hofcapelle zu Torgau, wo er auch bald darauf noch zum Componisten ernannt und von Luther nach Wittenberg erbeten wurde, um die Einrichtung der kirchlichen Gesänge zu besorgen. Da die Ergebnisse dieser Berathung bereits 1524 in der Herausgabe des Wittenberger Geistlichen Gesangbuches zu Tage traten, so muß die Berufung nach Wittenberg schon ein oder zwei Jahre vor 1524 geschehen sein, denn die Ausgabe umfaßt 43 vier- und fünfstimmige Gesänge (siehe die neue Partiturausgabe im 7. Bande der Publication der Gesellschaft für Musikforschung, Leipzig). Schon 1526 beabsichtigte der Kurfürst Johann Friedrich die Capelle aufzulösen, da er die Gelder zur Rüstung gegen den katholischen Bund gebrauchte. Ein Schreiben Philipp Melanchthon's an den Kurfürsten vom 20. Juni 1526 machte aber den Entschluß wieder rückgängig (abgedruckt in Monatsh. f. Musikg. 10, 85), jedoch schon 1529 setzte er die Gehälter der Capellmitglieder bedeutend herab und endlich 1530 sah er sich gezwungen, die Capelle ganz aufzulösen. Ehe aber die Capellmitglieder sich zerstreuten, faßte die Bürgerschaft Torgaus den Entschluß, eine Anzahl Mitglieder und besonders W. zu fesseln, indem sie sich zu einer Gesellschaft vereinten, der sie den Namen „Cantoreigesellschaft“ beilegten, um die ihnen lieb gewordene Kirchenmusik zu erhalten. Sie stellte W. die Sänger zur Verfügung, besoldete ihn, und um ihn ganz sicher an Torgau zu fesseln, schuf man an der Schule eine neue Lehrerstelle und setzte ihn dort ein. Man trennte an der Schule das Cantorat vom Organistenamte, übergab das erstere W. und als Lehrgegenstände Gesang, Religion und lateinischen Sprachunterricht bis zur leichteren Lectüre. Der Organist erhielt die Elementargegenstände. Die Einrichtung der Cantoreigesellschaft fand sehr bald in andern Städten Nachahmung, da die deutschen Fürsten überall durch die Kriegsvorbereitungen das Geld für die Capelle zurückbehielten, oder die Bürger erkannten, daß sie sich nur in dieser Weise eine Kirchenmusik schaffen konnten, wie diejenigen Städte sie besaßen, in denen sich eine fürstliche Capelle befand. Luther

war über das gänzliche Aufgeben der Capelle in Torgau sehr aufgebracht, denn sie war das Ideal seiner Bestrebungen, den Kirchendienst musikalisch auszuschmücken und zu beleben. Er richtete daher an den Kurfürsten ein sehr energisch abgefaßtes Schreiben, was wenigstens den einen Erfolg hatte, daß derselbe der Cantoreigesellschaft einen jährlichen Zuschuß von 100 Gulden zusagte. Als nun der Herzog Moritz an Stelle des gefangenen Kurfürsten trat, verpflichtete er sich zur Weiterzahlung dieser 100 Gulden jährlich und erst im J. 1548, als er die Hochzeit seines Bruders August ausrichtete, der sich mit einer dänischen Prinzessin vermählen wollte, entschloß er sich, selbst eine Capelle einzurichten, die vorläufig bei der Hochzeitsfeierlichkeit wirken sollte und ihm dann nach Dresden folgte. Zum behufe der Bildung der Hofcapelle erhielt der Rector Cruciger an der Wittenberger Universität den Auftrag, die Studentenschaft durch Anschlag am schwarzen Brett aufzufordern, der neu zu gründenden Capelle als Sänger beizutreten und sich zur Prüfung bei Johann W. in Torgau zu melden. Am 22. September 1548 unterzeichnete der Kurfürst Moritz die Stiftungsurkunde; am 8. October sang die neugegründete Capelle unter der Direction Walther's bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Torgau und siedelte dann nach Dresden über. W. war somit zum kurfürstlichen Hofcapellmeister emporgestiegen und der erste in der langen Reihe berühmter Hofcapellmeister in Dresden. — W. hat die Zeit in Torgau fleißig benützt im Sinne Luther's weiter zu arbeiten. Schon 1525 druckte Peter Schöffer das Wittenberger geistliche Gesangbuch in 2. Ausgabe. Man glaubte seither vielfach, daß es ein Nachdruck sei, dies ist aber ein Irrthum, denn der neue Druck weist vielfache Verbesserungen auf, die nur von W. selbst herrühren können. Siehe die Anmerkungen in der neuen Partiturausgabe in Publication Bd. 7. Im übrigen ist es ein getreuer Abdruck der 1. Ausgabe von 1524. Zwölf Jahre später gab W. das Gesangbuch in neuer vermehrter Ausgabe heraus. Wir erfahren aus dem Titel des Druckes daß ihn der Kurfürst Johann Friedrich I. schon damals zum Sängermeister, d. h. zum Capellmeister der Capelle ernannt hatte. Der Druck von 1537 erschien in Straßburg bei Peter Schöffer und Matthias Apiarius. Er besteht aus 5 Stb., die sich in der Hofbibliothek in Wien complet, in der Staatsbibl. in München ohne Baß und in der Stadtbibl. Augsburg nur im Alt, Tenor und Vagans befinden. Der Inhalt besteht aus 53 Gesängen, ist also um 10 Nummern vermehrt. — Darauf folgte die 4. Auflage 1544 mit 63 Gesängen, die diesmal in Wittenberg selbst bei Georg Rhau erschien. Die 5 Stb. befinden sich in den Bibliotheken zu Berlin, doch fehlen bei einigen Stimmen zu Anfang mehrere Blätter, die aber durch die anderen Exemplare in Zwickau und Hamburg, denen die Vagans fehlt, ersetzt werden können. Die letzte Ausgabe fällt schon in Walther's Aufenthalt in Dresden, denn sie erschien 1551 bei Rhau in Wittenberg, die deutschen Gesänge bis zu 74 Nummern vermehrt und die lateinischen bis zu 47 Nummern. Die Vorreden bleiben immer dieselben; Exemplare besitzen die Bibliotheken in Berlin und Königsberg i/Pr. complet in 5 Stb., in München fehlen im Tenor Nr. 38 bis 74, in Kassel fehlen im Tenor die letzten zwei Blätter, in Upsala fehlt der Discantus und Leipzig besitzt nur den Bassus ohne Titelblatt. Eine vergleichende alphabetisch geordnete Inhaltsangabe aller fünf Ausgaben findet man Spalte 17 ff. im Vorwort zur neuen Ausgabe von 1524. — Walther's Schreib- und Ausdrucksweise leidet noch an einer gewissen Härte und Steifheit in der Stimmenführung, die es zu einem Wohlklange selten kommen läßt. Wie bei allen bedeutenden Zeitgenossen liegt aber Kraft und Würde in seinem musikalischen Ausdruck, die dem Gegenstande sehr wohl ansteht und wie bekräftigend den protestantischen Glaubenseifer bezeichnen will, der nicht wankt und weicht.

In den beiden letzten Ausgaben finden sich schon Gesänge mit milderem Ausdrucke. So veröffentlicht v. Winterfeld im 1. Bande seines Evangel. Kirchengesanges, S. 4 der Musikbeispiele, Walther's fünfstimmigen Gesang über eine reizende geistliche Volksmelodie „Joseph, lieber Joseph mein", mit der Melodie im Discant, der schon das Bestreben kund thut, mehr dem harmonischen Wohlklange zu huldigen; doch es glückt ihm nur zum Theil. Daß er dabei die Melodie durch den 2. Discant, der den 1. Discant fortwährend kreuzt und verdeckt, vollständig dem Zuhörer gegenüber vernichtet, theilt er mit seinen Zeitgenossen, denen die benützte Volksmelodie nicht als Hauptsache galt, wie es heute der Fall ist, sondern denen die gewählte Melodie nur zur Grundlage diente, um zu derselben einen neuen Tonsatz zu erfinden. Deshalb gehen sie auch mit dem sogenannten Cantus firmus ganz willkürlich um, kürzen und verlängern die Noten ganz nach Belieben; und das geschah im geistlichen, wie weltlichen Tonsatze; deshalb hält es heute so schwer, die alten deutschen Volksmelodien aus den vierstimmigen Bearbeitungen zu reconstruiren und gehen die Ansichten der Musikhistoriker darüber weit auseinander. Ein Endurtheil über Walther's Leistungen ist bis jetzt kaum möglich, da uns die Tonsätze aus seiner späteren Zeit mit Ausnahme einiger weniger völlig unbekannt sind. Kade veröffentlicht zwar im 5. Bande von Ambros' Musikgeschichte S. 404 ff. zwei Gesänge von 1561 und 1566, doch bieten dieselben keine neuen Gesichtspunkte dar, stehen eher hinter dem obigen, Joseph, lieber Joseph mein, noch zurück. — Ueber Walther's fernere Lebensumstände ist nur noch wenig zu berichten. Im Herbste 1554 ließ er sich pensioniren und zog nach Torgau, wo er schon seit 1537 ein eigenes Haus in der Stümpferstraße besaß. Seit 1526 war er verheirathet mit Anna, Tochter des Hans Hessen, der beim Kurfürsten Reitschmidt gewesen war. Dieser Ehe entstammt ein Sohn, der ebenfalls den Namen Johann trug, Cantor in Hayn (Großenhain) war und 1551 auf Wunsch des Vaters nach Torgau zog und Kornschreiber wurde. Die späteren Nachkommen lassen sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgen, doch keiner widmete sich der Musik. Der letzte war ein Tuchmacher. — Walther's übrige Compositionen bestehen aus einer „Cantio septem vocum" (Wittenbergae s. a., Georg Rhaw) gegen 1544 componirt, ferner „Ein schöner geistlicher vnd christlicher newer Berckreyen von dem jüngsten tage, vnd ewigem Leben" (Wittenberg 1552 bei Rhau und in neuer Auflage in Marburg 1555 bei Andres Kolben gedruckt, sowie in Ausgaben 1561 in Nürnberg und zwei anderen ohne Jahr gedruckt); „Magnificat octo tonorum 4, 5 et 6 vocibus" (Jhenae 1557 bei Christ. Rhodij in 5 Stb.); „Ein newes christliches Lied, dadurch Deutschland zur Buße vermanet, vierstimmig gemacht" (Wittenberg 1561, bei Rhau's Erben, 6 Blätter mit gegenüber gestellten Stimmen); „Das christlich Kinderlied D. Martini Lutheri, Erhalt uns Herr ꝛc. Auffs new in sechs Stimmen gesetzt" (Wittembergk 1566 bei Schwertel, 21 Gesänge). Kade theilt einen Tonsatz im Ambros Bd. 5 daraus mit. — Auch als Dichter lernen wir Walther in seinem „Lob und preis der löblichen Kunst Musica" (Wittemberg 1538) kennen. Es besteht aus 322 Versen. Ein zweites Gedicht, am Ende seines Lebens entstanden, ist betitelt: „Lob vnd preis der Himlischen Kunst MVSICA: Mit einer herrlichen, schönen Vorrede . . . Lutheri" (gezeichnet mit Torgaw am letzten Augusti Anno 1564, gedruckt zu Wittenberg durch Lorentz Schwenck). Exemplar in der Stadtbibliothek zu Breslau. Beschreibung in Emil Bohn's Katalog. Die übrigen Drucke sind beschrieben, zum Theil mit Register versehen, in den Monatsh. X, 86 ff. Die in neuen Ausgaben erschienenen Gesänge sind in meinem Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke nebst Nachtrag in Mo-

natsh. IX zu finden und 37 Gesänge in alten Sammelwerken sind in meiner Bibliographie verzeichnet.

Allg. musik. Ztg. Lpz. 1863, Nr. 14 u. f. — Taubert, Geschichte der Pflege der Musik in Torgau, Programm 1868 und Der Gymnasial-Singechor in Torgau, Programm 1870. — Kade, Eine feste burgk ist vnser gott. Der neuaufgefundene Luther-Codex vom Jahre 1530. Dresden 1871, nebst den oben bereits verzeichneten Quellen. Rob. Eitner.

Walther: Johann Gottfried W. war, ähnlich wie Johann Pachelbel im Süden und Dietrich Buxtehude im Norden, in Mitteldeutschland der bedeutendste Vertreter der Kunst des Orgelspiels vor und neben Seb. Bach. Seine Selbstbiographie (Mattheson's „Ehrenpforte“ S. 387) gibt uns genügende Auskunft über den äußeren Lebensgang des Meisters, wie über die bestimmenden Einflüsse, die seinem künstlerischen Schaffen und Wirken die Wege wiesen. Geboren wurde W. am 18. Septbr. 1684 (getauft am 21.) in Erfurt, wo sein Vater Joh. Stephan W. als „Zeug- und Raschmacher“ sein Brot verdiente. Seine Mutter Martha Dorothea, eine geb. Lämmerhirt, war eine nahe Anverwandte des Bach'schen Geschlechtes. Der Junge erhielt zunächst drei Jahre lang Privatunterricht im Lesen und Schreiben und wurde dann in die Erfurter Kaufmannsschule gethan. Hier traten schon die musikalischen Fähigkeiten des Knaben zu Tage. Joh. Bernhard Bach, der damalige Organist an der Kaufmannskirche, und sein Nachfolger Joh. Andreas Kretschmar unterwiesen ihn 1696—1697 im Clavierspiel; und in der Singekunst förderte ihn der Cantor Jakob Adlung gleichzeitig in den dreiviertel Jahren derart, daß der Knabe als „Concertist“ (Solosänger) verwendet werden konnte. Im Mai 1697 bezog der 13jährige W. das Rathsgymnasium, wo er eifrig seinen Studien oblag, aber auch Zeit fand, die Orgelbank aufzusuchen. Die Strebsamkeit des Jünglings erwarb ihm das Wohlwollen eines unbekannten Gönners, auf dessen Veranlassung W. 1701 zum Probespiel aufgefordert und am 8. November 1702 zum Organisten an der Erfurter Thomaskirche berufen wurde (Disposition der Orgel bei Adlung, mus. mech. org. I, 226). Nun widmete sich W. völlig der Musik, die seine ganze Zeit in Anspruch nahm: da war sein neues Amt, seit dem 11. September 1702 trieb er dazu die Composition, in der Praxis des Spieles unterwies er Andere und übte er sich selbst. Ungewöhnlich zähe Ausdauer und eiserner Fleiß steckten augenscheinlich in dem jungen Künstler. Seine Lehrmeister in der Composition und in der Theorie waren Partituren und Bücher. Erst nachdem er aus ihnen geschöpft, was zu lernen war, begab er sich auf Reisen, um seinen musikalischen Gesichtskreis zu erweitern. 1703 besuchte er Frankfurt und Darmstadt, 1704 Halberstadt und Magdeburg, wo er zu tüchtigen und berühmten Musikern, A. Werkmeister und Joh. Graff in nähere Beziehungen trat. Mit dem Theoretiker Werkmeister, der W. mit Buxtehude's Werken bekannt machte, hielt ihn später noch ein lebhafter Briefwechsel zusammen. 1706 endlich besuchte W. in Nürnberg Wilh. Hieron. Pachelbel, des berühmten Joh. Pachelbel Sohn. Auf solchem künstlerischen Boden reiften die Vorarbeiten zu Walther's Compositionslehrbuch, zu seinem Lexikon, zur eigenen compositorischen Thätigkeit. — Am 2. December 1706 starb Joh. Georg Ahle, der Organist von St. Blasius in Mühlhausen. Der dortige Orgelbauer Wender, der auch in Erfurt mehrere Orgeln erbaute, wollte W. veranlassen, sich um den vacanten Posten zu bewerben. W. unterließ dies aber auf Anrathen einiger Leute; die Mühlhäuser erwählten, wie bekannt, Seb. Bach (Spitta, J. S. Bach I, 332). Für W. fand sich aber bald eine andere Gelegenheit. Am 29. Juli 1707 erhielt er die Vocation als Organist an St. Peter und Paul in Weimar an Stelle des ver-

storbenen Organisten Heintze, wo er ein „aus 25 klangbaren Stimmen und 5 Beyzügen bestehendes Orgel-Werck“ antraf (Walther's Lexikon S. 333; Disposition der Orgel bei Adlung, mus. mech. org. I, 281). Die musikalischen Verhältnisse in Weimar (vgl. Spitta a. a. O. I, 374 ff.) scheinen W. sehr zugesagt zu haben. Gleich von Anfang an durfte er zu dem musikliebenden Hofe in sehr günstige Beziehungen treten: er wurde der Clavierlehrer des jungen Prinzen Johann Ernst und seiner Schwester Johanne Charlotte. Dem Beispiele des Hofes folgten Viele, Adelige und Bürgerliche, sodaß W. neben seinen Pflichten und Neigungen eine „tägliche insgemein mühsame Information“ zu verrichten hatte („Vorbericht“ zum Lexikon). Eine für die Zukunft gesicherte Existenz vor sich sehend, schloß W. am 17. Juni 1708 den ehelichen Bund mit Anna Maria Dreßler, eines Schneiders Tochter. Wenige Wochen danach rückte Seb. Bach als Hoforganist und Kammermusikus in Weimar ein. Eine geistige Beziehung zwischen beiden Orgelmeistern war schon früher angeknüpft durch Walther's Verwandtschaft mütterlicherseits mit dem Bach'schen Geschlecht, durch Walther's Verkehr mit J. Bernh. Bach, durch die gemeinsame Bekanntschaft mit dem Orgelbauer Wender in Mühlhausen. Zusammen lebend aber in gleichen Verhältnissen, strebend nach gleichen Kunstzielen, wurden sie bald vertraute Freunde. Seb. Bach vertrat bei Walther's ältestem Sohne Johann Gottfried am 26. September 1712 Pathenstelle (Spitta a. a. O. I, 386). Während dieser ganzen Zeit galt Walther's „Hauptthätigkeit der musikalischen Praxis in Spiel, Lehre und Composition“. Dem Prinzen Johann Ernst, der übrigens als Hauptinstrument die Violine tractirte, widmete W. bereits am 13. März 1708 sein umfassendes Compositions-Lehrbuch; unter Walther's „geringen und unterthänigsten Anführung“ betrieb Johann Ernst noch dreiviertel Jahre vor seinem Tode (1715) Compositionsstudien — ein deutliches Zeichen dafür, eine wie große Bedeutung W. als Theoretiker selbst neben Seb. Bach besaß (Walther's Lexikon S. 331; H. Gehrmann, J. G. Walther als Theoretiker, Viertelj. f. Musikw. 1891, S. 504). Walther's „Hauptinteresse war aber dem Orgelchoral zugewendet“. Auf diesem Gebiete sammelte er alles, was er von dem Besten seiner Zeitgenossen und älterer Meister erreichen konnte. Fünf eigenhändige Sammelbände legen Zeugniß ab von Walther's unermüdlichem Fleiß und drängendem Trieb, sich auf seinem Gebiete allseitig zu bilden. Und selbst entfaltete er eine rührige Fruchtbarkeit: er componirte ganze Jahrgänge von Choralvariationen und -Bearbeitungen. Die Weimarer Zeit war auch Seb. Bach's Glanzperiode als Orgelcomponist. Beiden gemeinsam war die Vorliebe für alle Künste des Contrapunkts und die spielende Leichtigkeit im Lösen schwierigster Probleme. Als Zeugnisse ihres künstlerischen Verkehrs darf man zwei Stammbuchblätter mit je einem Kanon von W. und Bach und die Ueberlieferung einer kleinen Anekdote ansehen (vgl. Spitta a. a. O. I, 383, 386). Mitten in den herzlichen Austausch freundschaftlicher Gesinnungen zog sich jedoch allmählich ein Riß. Ob dazu ein äußerer Anlaß vorlag, erfahren wir nicht; verschiedene Anzeichen lassen es aber untrüglich erkennen, daß mehr und mehr eine innere Entfremdung zwischen beide Künstler trat, die W. in seinen immerhin einseitigen Kunstanschauungen weiter gehen ließ, Bach aber zu immer ausgebreiteterem Schaffen führte. Für Bach fand W. später in seinem Lexikon nur Raum zu einem kurzen, inhaltsleeren, kaltblütigen Artikel. Einige Jahre nach Bach's Weggang aus Weimar wurde W. ein neuer Beweis der Gunst seines Fürsten zu theil. Dieser ernannte ihn 1721 zum Hofmusikus. Um diese Zeit herum gewann nun eine Idee immer mehr greifbare Form, auf die W. durch seinen ganzen Bildungsgang hingeleitet worden war: nämlich nach dem Beispiel des Franzosen Brossard alles auf Musik und Musiker alter und neuer Zeit Bezüg-

liche in lexikalischer Form zusammen zu stellen. Seine früheren Sammlungen ergänzte er mit vermehrter Anstrengung, copirte selbst und bat Freunde, ihm festes, sicheres Material herzu tragen zu helfen („Vorbericht“ zum Lexikon). So erschien denn bereits 1728 im Verlage des Autors das erste Stück in 4^{0}, den Buchstaben A umfassend, unter dem Titel „Alte und neue Bibliothek“ 2c. Dies Heftchen führte ihm von allen Seiten neue Beiträge zu und fand bei seinen Kunstgenossen soviel Beifall, daß der Leipziger Verleger Wolfgang Deer das ganze Werk übernahm und es mit gutem Grund 1732 auf einmal herausbrachte. Walther's „Musicalisches Lexicon oder Musicalische Bibliothec, darinnen nicht allein die Musici, welche sowol in alten als neuern Zeiten, ingleichen bey verschiedenen Nationen, durch Theorie und Praxin sich hervorgethan, und was von jedem bekannt worden, oder er in Schrifften hinterlassen, mit allem Fleisse und nach den vornehmsten Umständen angeführet, sondern auch die in Griechischer, Lateinischer, Italiänischer und Frantzösischer Sprache gebräuchliche Musicalische Kunst- oder sonst dahin gehörige Wörter, nach Alphabetischer Ordnung vorgetragen und erkläret, und zugleich die meisten vorkommende Signaturen erläutert werden“ — ist somit das erste deutsche musikalische Lexikon. W. widmete sein Werk seinem Fürsten, Herzog Ernst August. Ein Auszug aus Walther's Lexikon wurde schon 1737 in Chemnitz bei den Gebrüder Stößel anonym als „Kurtzgefaßtes Musicalisches Lexicon“ in die Welt gesetzt (neue Auflage 1749) — man sieht, W. hatte einen richtigen Griff gemacht. In seiner Familie hatte W. die Wechselfälle des Lebens wie jeder Andere zu tragen. Am 23. Jan. 1727 starb seine Mutter, am 18. Decbr. 1731 sein 81jähriger Vater. Von acht Kindern blieben nur vier am Leben. Der älteste Sohn war Bach's Pathenkind, der zweite, Joh. Christoph, war am 8. Juli 1715 geboren (s. u.). Beide Söhne, von denen der erste Violine, der zweite Clavier spielte, bezogen 1732 resp. 1736 die Universität Jena. Die ältere Tochter war nach Gera hin verheirathet; im Juni 1745 „machte sie W. zum 3ten Mahle zu einem Großvater“. In musikalischer Beziehung aber wurde W., der nun doch im reifsten Mannesalter stand, mehr und mehr ein Epigone seiner selbst. Wie er einerseits im Orgelchoral stecken blieb, ohne nach höheren und weiteren Zielen Umschau zu halten, so verengerte sich auch andererseits seine Thätigkeit. Was ihm früher als großer Wurf gelungen war, sein Lexikon, das flickte er jetzt in kleinlicher Nacharbeit aus, dazu desselben Ballastes von Correspondenzen und mühsamen Sammelns benöthigt (Monatshefte f. M. XXII, 51 ff.). Daß W. geistig nicht aus sich heraus wuchs, das empfanden wol auch seine Mitmenschen; schnelllebig genug schritten sie über die verbrauchte Kraft hinweg. Mit bitterer Wehmuth zieht W. in einem Briefe vom Jahre 1737 selber das Facit seines Lebens: „Der Effect meines nunmehro 30jährigen Hierseyns, in welcher Zeit ich vielen, mit musicalischem Unterricht aufrichtig, und ohne Ansehn der Person, gedienet habe, ist nun dieser: daß jene Brod gefunden, und noch gegenwärtig finden; ich aber solches verliehre. — — Ich kan für Information meiner Scholaren, zu keiner mehr gelangen. Und so gehts auch in der Composition. Der, so nur 6 Jahr dabey ist, hat Zugang, und die Quelle wird verlassen, ja wol gar verachtet. Hierzu kommt noch, daß die Besoldung nicht richtig erfolget. — — Bey so gestallten Sachen weiß fürwahr nicht, was hinfüro anfahen soll, so als ein Neben-Werck, der edlen Music, als meinem Hauptwercke, nicht despectirlich sey“. Und in einem Briefe von 1745 schreibt der 61jährige Meister: „Jeder vollgeschriebener Bogen so wol in Partitur als Partien soll für 1 Marien-Groschen verlassen und weg gegeben werden“ — fürwahr, ein herber Lebensabend! Er dauerte nicht mehr lange. Am 23. März 1748 schloß W. die Augen, nachdem

auch sein letzter Wunsch, die seit 1739 fertigen Supplemente zum Lexikon gedruckt zu sehen, nicht in Erfüllung gegangen war. — — —

Walther's Werke leben noch heute. Schon, was der 24jährige Künstler schuf, das Compositions-Lehrbuch (1708), war ein Meisterwerk. „Es nimmt den hervorragendsten Platz unter allen theoretischen Schriften ein, die seit Zarlino bekannt geworden waren. Denn erstens ist es das umfassendste Compendium der für den Compositionsunterricht am Ende des 17. Jahrhunderts gültigen Gesetze und dazu gehörigen Disciplinen, ein Compendium, welches aber nicht nur diese zu Walther's Zeit gebräuchliche Lehre zusammenstellt, sondern auch auf das in früherer Zeit Uebliche, soweit es für den Schüler zu wissen nöthig ist, Rücksicht nimmt und beides, alte und neue Lehre, oft einander gegenüberstellt. In dieser Vollkommenheit ist das Werk die erste deutsche Musiklehre. Insofern, als der Verfasser die Quintessenz des älteren Lehrstoffes mit seinen der heraufdämmernden neuen Blüthezeit nahestehenden Anschauungen auch schöpferisch verarbeitete, ist in Walther's Werk auch vielfach die Anregung zu einer historischen Entwickelung der einzelnen Disciplinen gegeben worden" (H. Gehrmann a. a. O. S. 577 f.). — Nach abermals 24 Jahren erschien Walther's zweites Hauptwerk, das Lexikon. Für den theoretischen Theil hatte er in seinem Lehrbuch die nöthigsten Vorarbeiten gemacht (vgl. H. Gehrmann a. a. O. S. 564 ff.), der geschichtliche Theil entstand später. Gerber's Urtheil (Altes Lexikon, Sp. 765) über Walther's Lexikon: „Ein unentbehrliches Werk für jeden denkenden Tonkünstler" trifft für unsere Zeit noch zu. „Die Fülle der mit großem Fleiße zusammengetragenen biographischen Notizen macht das Buch noch heute zu einem schwer entbehrlichen Quellenwerk" (Spitta a. a. O. S. 381). — Als Orgelcomponist nimmt W. in der Geschichte einen nicht minder rühmlichen Platz ein. Nur eine kleine Anzahl von Werken erschien zu Walther's Lebzeiten (s. Gerber's Altes Lexikon, Sp. 765 f., Spitta a. a. O. I, 382, Anm. 12). Die meisten sind handschriftlich auf größeren und kleineren Bibliotheken erhalten; vereinzelte Neudrucke bieten Ritter (Z. Gesch. d. Orgelsp.), Commer (Mus. sacra). Walther's Vorbild und Leitstern war Pachelbel. Sein Geist ist in den 5 Fugen, in den Präludien und in den Hunderten von Choralbearbeitungen ausgeprägt. „In den weit ausgesponnenen Formen des norddeutschen Orgelchorals hat er sich nur ganz flüchtig versucht. Alles, was Pachelbel technisch mehr oder weniger unausgeführt gelassen hat, ist von W. vollendet. Die Contrapunkte stehen freier noch der Melodie gegenüber und bilden einen selbständigen Organismus unter sich, in dem die einzelnen Stimmen in großer Ungebundenheit sich bewegen; mit gleicher Leichtigkeit führt bald der Baß, bald eine Mittel- oder Oberstimme den Cantus firmus, die Pedaltechnik ist voll entwickelt. Dazu gebietet er über einen bedeutenden Reichthum combinatorischer Erfindung und über jene Gewandtheit im Lösen schwieriger contrapunktischer Probleme, welche nur durch ausdauernden Fleiß gewonnen wird" (Spitta a. a. O. I, 383). Mattheson (Crit. mus. II, 175) nannte deshalb W. den zweiten, „wo nicht an Kunst den ersten Pachelbel". Gegen Bach, den bis heute souveränsten Herrscher in der Orgelcomposition, den eigentlichen Vollender des Pachelbel'schen Ideals, steht W. freilich noch um einen Schritt zurück, aber neben Bach muß er doch als der größte Meister des Orgelchorals gelten. Der Orgelchoräle „Feinheit und technische Vollendung, die Mattheson (Vollk. Capellm. S. 476) ‚Nettigkeit' nennt, verdienen bewundert zu werden" (Spitta a. a. O. S. 386). Es ist bedauernswerth, daß Walther's Orgelwerke immer noch nicht ans Licht der Gegenwart geführt worden sind. Gerade seine Orgelchoräle, die mustergiltigsten in ihrer Art, könnten für unsere Gottesdienste ein liturgisches Kunstideal zu nachhaltigem Leben wieder erwecken, über das sich ganz

zu Unrecht Vergessenheit und Unkenntniß gebreitet haben. — Noch einen Dank schuldet W. die Musikforschung. Von seinen Sammlungen der Choralsätze älterer und neuer Meister existiren noch fünf autographe Bände (3 in Berlin, 1 in Königsberg, 1 im Nachlaß von Prof. Spitta). Das sind unschätzbare Quellen für manches schöne Werk, für manchen Componisten, der uns sonst nur aus dürftigen Notizen bekannt wäre.

Max Seiffert.

Walther: Johann Christoph W., ein trefflicher Orgelspieler und Sohn des Johann Gottfried W. in Weimar (s. o.), geboren am 8. Juli 1715 zu Weimar, † am 25. August 1771 ebendort. Er studirte von 1732—36 die Rechte in Jena, vertrat den alternden Vater von 1747 bis 48 als Stadtorganist und wurde darauf zum Musikdirector und Organisten an der Cathedrale zu Ulm gewählt. Am 20. September 1770 kam er wieder nach Weimar, doch genoß er der Ruhe kaum noch ein Jahr. Gerber bezeichnet die 1766 in Nürnberg erschienenen Sonaten für Clavier als schwache Erzeugnisse, läßt ihm aber die Gerechtigkeit seiner technischen Fertigkeit im Orgel- und Clavierspielen widerfahren, nebst dem Lobe, daß er ein rechtschaffener und ehrlicher Jurist war. Von seinen Compositionen ist mir nur eine Sonate für Clavier in Es-dur bekannt, die sich in Ulrich Haffner's Oeuvres mêlées, Theil 2 Nr. 6 befindet. Wenn die Sonate auch keine bedeutende Leistung ist, so kann man sie doch nicht als schlechter wie die seiner Zeitgenossen bezeichnen. Er lebte in einer Zeit, wo geniale Leistungen verachtet und die mittelmäßigen Geister verehrt wurden.

Mattheson, Ehrenpforte, S. 390. — Gerber, 1. u. 2. — Niederrheinische Musikztg. VI, 324.

Rob. Eitner.

Walther: Johann Karl Wilhelm W., Arzt, geboren am 6. Januar 1796 in Leipzig und daselbst am 3. Februar 1859 verstorben, studirte und erlangte 1820 mit der Inauguralabhandlung „De hernia crurali" die Doctorwürde in seiner Vaterstadt. Nach mehrjähriger wissenschaftlicher Reise habilitirte er sich 1823 als Docent an der Universität, wurde 1828 Gerichtswundarzt und 1830 zusammen mit E. A. Carus, später mit C. G. Franke Director der chirurgischen Universitätspoliklinik. Walther's Tod erfolgte an Lungenschwindsucht. Er war Verfasser mehrerer Recepttaschenbücher, mit J. Radius und Mich. Jaeger Mitarbeiter an einem „Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde" (Leipzig 1836—40) und hat außerdem einige ausländische Schriften in deutscher Uebersetzung herausgegeben.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 188.

Pagel.

Walther: Isak Gottlieb W., geboren 1738 in Bern. Er war ursprünglich Theologe, da man ihn aber im J. 1762 wegen seiner freien Ansichten vom Examen zurückwies, wandte er sich dem Studium der Rechte und Geschichte zu. 1775 wurde er Fürsprech vor dem Rathe. Männer wie Emanuel Haller und Alexander v. Wattenwyl wiesen jetzt schon auf die ungemeine Begabung Walther's hin und namentlich durch des letztern höchst ehrende Empfehlung stellte man ihn im J. 1778 auf zehn Jahre probeweise als Honorarprofessor mit dem Auftrage an, Vorträge über vaterländische und bernische Rechtsgeschichte zu halten und sie nachher drucken zu lassen. Aber die Liederlichkeit in der Ausübung seines Lehramtes, die Eigenmächtigkeit in der Drucklegung seiner Werke erregten das Mißfallen des Rathes, der ebenfalls Bedenken über die Brauchbarkeit von Walther's Büchern hegte, in dem Maße, daß man ihn nach Ablauf seiner Probezeit seines Lehrauftrags enthob, ihn dagegen als „Historiograph der Republik" weiter anerkannte. Er starb im December 1805, ganz heruntergekommen durch das Trinken. — Trotz seiner liederlichen Lebensführung war W. ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Von ihm sind folgende Werke in den

Druck befördert worden: „Versuch zu Erläuterung der Geschichten des vatterländischen Rechts“ (385 S. Bern 1765); „Critische Prüfung der Geschichte von Ausrottung des Zäringischen Stammes durch Vergiftung zweier Söhnen Berchtold's V.“ (77 S., Bern 1765); (Anonym) „Systematische Abhandlung von der Abzugsgerechtigkeit“ (wurde 1765 im Auftrage des Rathes geschrieben, gedruckt in der Märznummer des Schweizer-Journal 1770, 67 S. Dann unter seinem Namen erweitert herausgegeben im J. 1775 unter dem Titel: „System der Abzugsgerechtigkeit aus den vaterländischen Rechtsgeschichten erläutert“, 204 S., Bern); „Schweizer-Journal 1770—1771“. (Bern, 6 Stücke.) (Daß W. der Herausgeber desselben ist, beweist ein Brief G. E. Haller's an Balthasar in Luzern vom 27. Juli 1771); „Rede von dem Ursprung des äußeren Standes 1771“. (Nach Leu, Lexikon, Suppl. VI, S. 289; Haller, Bibliothek VI, Nr. 1690 nennt das Jahr 1773. Die Rede war nicht aufzufinden.) „Rede von der Veränderung schweizerischer Sitten“. (Gehalten 1767, gedruckt in Patriotischen Reden, gehalten vor dem äußeren Stande der Stadt Bern, 48 S., 1773). (Anonym) „Versuch einer Einleitung zu den Geschichten des bernerischen Stadtrechts“, 108 S., nebst genealogischen Tabellen (Bern 1780); (Anonym) „Grundsätze zu Beurtheilung der Verfassung und Sitten der alten Helvetier vor der römischen Herrschaft“ (XV u. 94 S., Bern 1781); L. Walthard, „Idea bibliothecae helveticae“ (98 S., Bern 1782. Nach Leu a. a. O. und Haller's Bibl. II, Nr. 33 ist Walther der Verfasser dieser Schrift.) (Anonym) „Celtische Alterthümer zu Erläuterung der ältesten Geschichte und Verfassung Helvetiens“ (LXIV u. 192 S., Bern 1783); „Versuch über die älteste Geschichte Helvetiens“ (LXX u. 208 S., Bern 1784); (Anonym) „Geschichte Helvetiens, zweiter Theil. Unter dem römischen Zeitpunkte“ (XCV u. 205 S., Bern 1791); „Geschichte des bernerischen Stadtrechts“ (Bd. 1, XLVIII u. 88 u. 104 S., nebst XCV S. Urkundenbeilagen, Bern 1794). Die ganze gedruckte Auflage des 2. Bandes vernichtete W. selbst bis auf ein einziges Exemplar. Doch hat sich die Originalhandschrift auf der Stadtbibliothek und eine Copie von 1821 auf dem Staatsarchiv Bern erhalten. Der 3. Band war handschriftlich ebenfalls fertig gestellt. Ob das auf dem Staatsarchiv Bern aufbewahrte Manuscript: „Allgemeine Einleitung des vatterländischen Rechts“ darunter verstanden werden kann, wage ich nicht zu entscheiden. Ebenso kann ich nicht sagen, ob und wo die von A. v. Wattenwyl gelobte Abhandlung „Ueber die goldene Bulle“ gedruckt worden ist. Außer diesen veröffentlichten Arbeiten hinterließ W. noch manche nicht unwichtige rechtshistorische Untersuchungen von localer Bedeutung, die sich auf der Stadtbibliothek in Bern befinden. — In dem „Schweizer-Journal“ zeigt sich W. als ein ganz tüchtiger Essayist und humoristischer Dichter; aber alle übrigen Arbeiten bewegten sich auf dem Felde der Rechtsgeschichte. Denn auch seine — jetzt werthlosen — Abhandlungen über die Antiquitäten dienten dem einen Zwecke, einen sichern Unterbau für die spätere rechtsgeschichtliche Entwicklung zu legen. Er verfügt über eine ungemeine Belesenheit, eine vorzügliche Kenntniß des Latein, männlichen Muth durch die offene Rüge vorhandener Mißstände, und zeigt eine für die damaligen Zeiten ungewöhnliche kritische Veranlagung, durch die er überraschende, noch heute ansprechende Resultate erzielte. So hat er mit Entschiedenheit schon in seiner ersten Schrift den deutschen Ursprung des schweizerischen Rechtes verfochten, hat als der Erste die bernische Handveste — allerdings nur nach einer Copie — veröffentlicht und mit trefflichen rechtshistorischen Erörterungen versehen, die einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen sind; er hat als der Erste den Ligurinus für die Schweizergeschichte herangezogen (in „Versuch einer Einleitung zu den Geschichten des bernerischen Stadtrechts 1780“, im Anhang) und sich bemüht, für die bedeutenderen

Dynastenhäuser der Schweiz urkundlich sichere Genealogien zu gewinnen. Zwar fehlt es bei ihm durchaus nicht an irrigen Behauptungen und falschen Schlüssen — so wenn er die Germanen und Kelten identificirt —, aber doch bleibt ihm das Verdienst unbenommen, daß er als der Erste durch Anwendung eines wissenschaftlich kritischen und auf Urkunden basirten Verfahrens, — wobei ihm allerdings das Mißtrauen der Regierung hindernd in den Weg trat, — der schweizerischen Rechtsgeschichte die Wege gewiesen hat.

G. E. Haller, Bibliothek. — Leu, Lexikon, Supplementband VI. — G. Tobler, Die Chronisten u. Geschichtschreiber des alten Bern, in Festschrift zur Feier der Gründung Berns 1891, S. 81—87. — G. v. Wyß, Geschichte der Historiographie in der Schweiz, S. 12 u. 287. G. Tobler.

Walther: Michael W. ward am 6. April 1593 zu Nürnberg geboren, studirte zu Wittenberg anfänglich Medicin, dann Theologie, welches Studium er in Gießen und Jena, wo er als Adjunct an der philosophischen Facultät angestellt wurde, fortsetzte. Danach ward er Hofprediger der Herzogin Elisabeth von Braunschweig und Professor zu Helmstedt, 1626 Generalsuperintendent in Ostfriesland, 1642 desgleichen zu Celle, wo er am 9. Februar 1662 starb. (Jöcher, Bd. 4, Sp. 1804.)

W. gehörte zu jenen älteren protestantischen Bibelforschern, die im Geiste des lutherischen Orthodoxismus, aber mit gründlicher Gelehrsamkeit die kritischen Fragen behandelten. Seine „Officina biblica“ 1636 (wieder aufgelegt 1668, 3. Aufl. 1703), s. den vollst. Titel bei Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, Bd. 3, S. 392, umfaßte die Stoffe, welche jetzt gewöhnlich in den sogen. biblischen Einleitungen behandelt werden und erstreckte sich über das A. und N. T. Im ersten Abschnitt handelt der Vrf. von den kanonischen Büchern, die er als die erweislich den Propheten und Aposteln inspirirten definirt. Doch unterscheidet er beim N. T. kanonische Bücher erster Ordnung, an deren apostolischer Verfasserschaft niemals ein Zweifel entstanden sei, von solchen zweiter Ordnung, bei denen wie beim Hebräerbriefe, den Briefen des Jacobus und Judas, der Apokalypse derartige Zweifel ausgesprochen seien. Aber auch bei diesen habe nur über den auctor secundarius oder ministerialis eine Unsicherheit geherrscht; daß diese Bücher ebenfalls von Gott als dem auctor primarius herrühren, stehe absolut fest. Der 2. Abschnitt des Werks spricht von den Apokryphen. In beiden Abschnitten wird bei jedem einzelnen Buche auf das sorgfältigste der gesammte damals erreichbare Apparat von Materialien betreffs der kritischen und exegetischen Fragen zusammengetragen. Ueber die Art wie er dabei verfuhr vgl. Meyer a. a. O., Bd. 3, S. 398—404. Ueberall wird die synagogalkirchliche Tradition über die einzelnen Bücher festgehalten (vgl. Ed. Koenig, Einl. in das A. T. 1893, S. 5 f.). — Der 3. Abschnitt de libris deperditis von den nach Einiger Meinung verloren gegangenen heiligen Büchern und der 4. de libris spuriis von einzelnen untergeschobenen Büchern enthalten nur einige wenige Mittheilungen zu diesen Fragen. — In demselben Geiste war seine „Harmonia biblica“, 7. Aufl. 1654, 9. Aufl. 1696 (s. den vollst. Titel b. Meyer a. a. O., Bd. 3, S. 426) verfaßt. Sein Ziel war A. und N. T. als in vollkommenster Harmonie befindlich erscheinen zu lassen, jeden Widerspruch zwischen denselben als einen nur scheinbaren zu erweisen und auszugleichen. Das konnte trotz aller subjectiven Ehrlichkeit des Verfassers unmöglich ohne große Gewaltsamkeiten abgehen. So wurde z. B. die Differenz zwischen 2. Kön. 8, 26 und 2. Chr. 22, 2 (Ahasja beim Regierungsantritt 22 bzw. 42 Jahre alt) damit beseitigt, daß das eine Mal der Zahlwerth in Buchstaben, das andere Mal in Ziffern dagestanden habe. Bei Abweichungen der Septuaginta mußte stets der massoretische Text Recht behalten (vgl. Diestel, Gesch. des A. T's. 1869,

S. 478 f.). Auf S. 477 führt Diestel eine postilla mystica von W. an, ob dies nicht ein Schreibfehler für postilla mosaica ist? Denn nach Jöcher a. a. O. hat W. auch eine p. prophetica, eine p. hiero-psaltica und eine p. evangelistica geschrieben. Von Walther's übrigen Schriften verdient noch Erwähnung sein „Spicilegium controversiarum illustrium de nomine divino", eine Sammlung von Ansichten über den Jahvenamen und seine threnologia (s. den vollst. Titel b. Meyer a. a. O., Bd. 3, S. 125) zu Ehren des namhaften biblischen Philologen Glassius. — Zahlreiche Titel findet man noch bei Jöcher a. a. O.

C. Siegfried.

Walther: Michael W. jun., Mathematiker und lutherischer Theologe, † 1692. Als Sohn des (zu Celle 1662 verstorbenen) Lüneburgischen Generalsuperintendenten W. (s. o.) ist Mich. W. am 3. März 1638 in Aurich in Ostfriesland geboren. Im Alter von 16 Jahren bezog er die Universität in Helmstedt, drei Jahre darauf die in Wittenberg. Hier wurde er 1659 Magister der freien Künste, widmete sich aber zunächst der mathematischen Lehrthätigkeit und erhielt 1666 eine Professur der Mathematik daselbst. Nach dem Tode des Führers der damaligen Wittenbergischen Theologen, Abraham Calov's, trat W. 1687 in die dortige theologische Facultät als vierter ordentlicher Professor ein und verblieb in dieser Stellung bis an seinen Tod 1692, am 21. Januar; er starb, noch nicht 54 Jahre alt. Vier Mal ist er verheirathet gewesen. Unter seinen Kindern gelangte ein aus dritter Ehe stammender Sohn Augustin Friedrich († 1746) als Professor der Medicin in Leipzig zu ansehnlicher Bedeutung. Als Theologe vertrat W. den Standpunkt der damaligen lutherischen Scholastik, als dessen charakteristischer Vertreter sein eigener Schwiegervater Deutschmann bekannt ist, in der Zeit nach Calov unter den Epigonen theologisch einer der engherzigsten.

Schriften Walther's: Mathematische Disputationen: „Analecta mathematica"; „Diss. de Eclypsibus"; „De cometis"; „De longitudine geographica"; „De zona torrida"; „De aureo numero"; „De via sabbathi". — Theologische Disputationen: „De fidei Nicenae veritate, antiquitate et necessitate"; „De iustitia inhaerente"; „Quid circa clavem ligantem liceat"; „De fide baptizatorum infantium"; „De Jesu ante Mariam"; „De catechizatione Veterum"; „De concursu Dei"; „De satisfactionis Christi certitudine ex Es. LIII, 5, 6, I. Tim. II, 5, 6 imprimis contra Socinianos"; „De *θείας κοινωνία φύσεως* ex 2. Petr. 1, 4"; „De abusu distinctionis inter praesentiam intimam et extimam"; „De disputationibus academicis"; „De dissimilitudine ortus nostri et Christi hominis"; „De Christi hominis *ἀναμαρτησίᾳ*"; „De novo legislatore Christo contra Socinianos et Arminianos" und andere mehr. — Die von W. hinterlassenen Manuscripte anderer Werke sind von seinem Sohne, dem oben genannten Leipziger Professor Augustin Friedrich W., der dortigen Universitätsbibliothek geschenkt worden. Sie führen folgende Titel: „Universa philosophia, thetice, qua partem theoreticam methodo synthetica, qua partem practicam methodo analytica pertractata"; „Metaphysica didactico-polemica"; „Elementa arithmeticae et geometriae"; „Varia de cometis"; „*Ἐγκύκλιος ἀγωγὴ εἰς τὰ μαθήματα*"; „Geographia mathematica"; „Dictata in Calovii theologiam positivam"; „Consideratio syncretismi quem Heideggerus molitur"; „De libris symbolicis ecclesiarum nostrarum"; „Brevis et hoc tempore necessaria admonitio"; „Institutiones Hebraeae""; „Collegium exegeticum in IV Evangelistas"; „Collegium exegeticum in loca biblica"; „Collegium Theologiae theticae"; „Isagoge in systema controversiarum anti-calvinisticarum"; „Systema controversiarum anti-calvinisticarum"; „Theologia polemica, ordine Koenigiano tractata".

Vgl. Pipping, Memoriae Theologorum. — Zedler, Universallexikon,

52. Bd. (1747), Sp. 1857—1861. — Zur Charakteristik der geistigen Atmosphäre Walther's: Aug. Tholuck, Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts (1852), S. 161—284, besonders die Schilderung Deutschmann's S. 221 ff., aber auch die Abschnitte über die lutherische Scholastik, über die Verblendung der Wittenberger Theologen gegen die kirchlichen Mißstände, über ihre Streitsucht und Unduldsamkeit. P. Tschackert.

Walther: Philipp Alexander Ferdinand W., Historiker, geboren zu Darmstadt am 25. December 1812, † daselbst am 26. Mai 1887. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und dann die Universität Gießen, wo er Theologie studierte. 1833 wurde er Hauslehrer bei einer englischen Familie, die er auch auf Reisen begleitete. 1835 trat er bei der Hofbibliothek zu Darmstadt ein, wurde 1836 Secretär, 1850 Bibliothekar und 1873 Director dieser Anstalt. 1885 trat er in den Ruhestand. Daneben war er seit 1840 Vorstand des damals unter seiner Anregung gegründeten Cabinetsmuseums und der Cabinetsbibliothek. Von seinen Schriften seien hier genannt: „Literärisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im Allgemeinen und dem Großherzogthum Hessen insbesondere“ (Darmstadt 1841. Mit zwei Supplementen, ebd. 1850, 1855); „Systematisches Repertorium über die Schriften sämmtlicher historischer Gesellschaften Deutschlands“ (ebd. 1845); „Das Großherzogthum Hessen, nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Oertlichkeit“ (ebd. 1854); „Beiträge“ und „Neue Beiträge zur näheren Kenntniß der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt“ (ebd. 1867, 1871); „Der Darmstädter Antiquarius“ (ebd. 1857); neue Bearbeitung u. d. T. „Darmstadt wie es war und wie es geworden“ (ebd. 1865); „Darmstädter Historische Kleinigkeiten“ (ebd. 1879); „Landgraf Philipp von Hessen genannt der Dritte oder von Butzbach“ (ebd. 1866); „Die Alterthümer der heidnischen Vorzeit innerhalb des Großherzogthums Hessen“ (ebd. 1869); „Briefwechsel der ‘Großen Landgräfin’ Caroline von Hessen“ (2 Bde. Wien 1877).

Scriba, Schriftstellerlexikon des Großh. Hessen II, 764 f. — Nekrolog in den Quartalblättern des historischen Vereins für das Großh. Hessen 1887, Nr. 3, S. 118—120. Arthur Wyß.

Walther: Philipp Franz v. W., Arzt, geboren am 3. Januar 1782 zu Burweiler in der Rheinpfalz, † am 29. December 1849 zu München, wurde schon im Alter von 15 Jahren als Student der Medicin an der Heidelberger Hochschule immatriculirt und studirte dann in Wien unter Peter Frank und Beer noch drei Jahre. Nachdem er in Landshut 1803 zum Doctor promovirt war, wurde ihm, der damals erst 21 Jahre zählte, eine Stellung als Medicinalrath, ordentlicher Professor und Oberwundarzt am Spitale zu Bamberg zu theil. In Bamberg trat er in nähere Beziehungen zu seinem dortigen Collegen Schelling, dessen Naturphilosophie ihn tief beeinflußt hat, wie auch seine „Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die vergleichende Physiologie der Tiere“ (2 Bände, Landshut 1806—1808) erweist. Eine Reise nach Paris ließ ihn die großen Fortschritte in der Diagnostik und pathologischen Anatomie, welche die Franzosen damals bereits gemacht hatten, zwar kennen lernen, aber nicht würdigen. Wenigstens fertigte er bald nachher Corvisart im Jahrbuch der Medicin von Markus und Schelling 1805, I, 1, S. 154 folgendermaßen ab: „Er ostentiert ganz eigenthümliche Ansichten und Kenntnisse als diagnostische Einsichten in die organischen Krankheiten des Herzens; er unterscheidet z. B. die Verknöcherung der Valveln der arteriellen Mündungen von jenen der venösen“. 1804 wurde er nach Landshut als Professor für Physiologie, später auch für Chirurgie berufen und gewann hier großes Ansehen als Chirurg und Augenarzt.

Noch bedeutender wurde sein Ruf als genialer Meister auf diesen Gebieten, als er von 1818 bis 1830 an der neubegründeten Universität Bonn wirkte. Die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens widmete er der Universität München, zugleich als Leibarzt des Königs Ludwig I. thätig; doch gab er 1836 die Leitung der chirurgischen und Augenklinik auf und hielt bis zu seinem Tode dann nur noch theoretische Vorlesungen. — Obwol ein Anhänger der Naturphilosophie, verkannte er nie die Nothwendigkeit der inductiven Methode für die Medicin und verlor nie das praktische Ziel in seinen Arbeiten aus den Augen. Von umfassender, gediegener Bildung, gewinnender und imponirender Haltung, dabei ein Muster ärztlicher Humanität und edlen collegialischen Charakters, übte er durch Persönlichkeit und Lehrthätigkeit einen weit reichenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und die Entwicklung der deutschen Medicin. Namentlich wirkte er wahrhaft reformatorisch auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Chirurgie und Augenheilkunde, der er eine solide anatomische Grundlage zu geben und naturwissenschaftlichen Charakter zu verleihen bestrebt war. Seine Beobachtungen und Erfahrungen legte er in zahlreichen Veröffentlichungen nieder, vor allem in seinem „System der Chirurgie“ (1833), in dem er erklärte, „er sei „seit der frühesten Zeit der leitenden Idee gefolgt, daß die Heilkunde, in ihrem tieferen Grunde betrachtet, nicht nur auf Naturforschung beruhe, sondern fortgesetzte Naturforschung selbst sei, wodurch, wenn das Verhältniß richtig aufgefaßt wird, weder ihrer künstlerischen Richtung, noch ihrer wohlthuenden Dienstbarkeit für leidende Mitmenschen irgend ein Abbruch geschieht“. Der Gegensatz der inneren und äußeren Heilkunde, der Medicin im engeren Sinne des Wortes und der Chirurgie, entspringe weder in der Physiologie, noch in der allgemeinen Pathologie und Therapie. Dieser Auffassung gemäß, die er noch weiter in einer eigenen Schrift („Ueber das Verhältniß der Medicin zur Chirurgie und die Duplicität im ärztlichen Stande“ 1841) vertrat, war er stets ein Vorkämpfer gegen die damals noch bestehende unnatürliche Trennung der Chirurgie und inneren Medicin und für die Gleichstellung des chirurgischen Standes. Von seinen einzelnen Arbeiten sei nur seine Schrift über die schwammigen Auswüchse auf der harten Hirnhaut, die über Harnsteine und über die erste gelungene Heilung des Kropfes durch Unterbindung der Arteria thyreoidea genannt. Ferner gab W. den ersten Aufschluß über die Entstehung des grauen Stars, über die Entzündungen des Ciliarkörpers, über das Iris-Colobom, über Hornhauttrübungen u. a. m. Auch für die Interessen des ärztlichen Standes trat W. warm ein; er erhob in dem Reformcongreß der bairischen Aerzte für die Freigebung der ärztlichen Praxis und eine würdige Stellung des ärztlichen Standes seine gewichtige Stimme. Mit Erfolg kämpfte er für Beseitigung der landärztlichen und chirurgischen Schulen in Baiern, aus welchen nur halbgebildete Aerzte auf die Bevölkerung losgelassen wurden, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Als Lehrer war er klar, anregend, ja begeisternd. Allgemeine Trauer war um den trefflichen Mann, als er nach kurzem Krankenlager dem Unterleibstyphus, der Geißel des damaligen München, erlag.

Vgl. die deutsche Medicin im 19. Jahrh. Eine Festgabe z. 40jähr. Dienstjubiläum Ph. Fr. v. Walther's, v. ärztl. Verein in München am 23. Mai 1843, 4°. — F. Seitz, Rede am Grabe Ph. v. Walther's als Nekrolog in Prof. v. Lang's Akadem. Monatsschrift (Jhg. 1850.) — Ders., Lex. ber. Aerzte, VI, 188. — A. Martin, v. Walther's Leben und Wirken in v. Walther u. Ammon's Journal f. Chir. u. Augenh. IX, Heft 5. — v. Ringseis, Gedächtnißrede auf Ph. v. Walther in d. Akad. d. Wiss. zu München 1851. — v. Nußbaum, Festrede zu Ph. v. Walther's 100jähr. Geburtstag 3. Jan. 1882 im ärztl. Verein zu München. G. Korn.

Walther: M. Samuel W., geboren am 18. Februar 1679 zu Wegenstedt bei Gardelegen als Sohn des Pastors Johann W., studirte zu Helmstedt, Halle und Jena, wurde 1711 Conrector an der Saldern'schen Schule zu Brandenburg, siedelte aber schon 1712 nach Magdeburg über, wo er am 13. December das Conrectorat an dem städtischen Gymnasium übernahm. Hier wirkte er unter dem Rector M. Gottfried Bergner und wurde nach dessen Tode (4. Sept. 1731) zu seinem Nachfolger erwählt; am 17. Februar 1732 wurde er als Rector eingeführt. In dieser Stellung hat er bis zu seinem am 10. Mai 1754 erfolgten Tode gewirkt. Walther's amtliche Thätigkeit war besonders auf die innere Erneuerung der bereits sehr im Verfall begriffenen Schule gerichtet. Aber alle von ihm versuchten Mittel hatten doch keinen rechten Erfolg, weil Umstände, deren Abänderung nicht in seiner Macht lag, seine Bemühungen vereitelten. Wir können diese Angelegenheit hier um so eher übergehen, als Walther's Bedeutung nicht in seiner Thätigkeit als Schulmann, sondern vielmehr in der als Schriftsteller beruht. Als solcher war er unermüdlich thätig und er ist unter allen Litteraten Magdeburgs im vorigen Jahrhundert der vielseitigste und fruchtbarste. Seine ersten Schriften sind philosophischen und theologischen Inhalts ohne größere Bedeutung. Seine erste Schrift ist wol die 1716 erschienene philosophische Abhandlung: „Thales sive de contemplatione, quo loco sit habenda, commentatio, cui accedunt philosophumena quaedam ex huius philosophi vita et studiis haurienda". Ihr folgten noch 6 weitere nach den Namen der übrigen Weltweisen benannte gleichartige Schriften. Bald wandte sich W. der Geschichte und der Alterthumskunde zu, worüber er ebenfalls eine Reihe Schriften verfaßt hat. Von größerem Werthe sind jedoch nur diejenigen, welche sich auf die Magdeburgische Geschichte beziehen. Hier hat er Quellen benutzt, die jetzt zum Theil nicht mehr vorhanden sind, hier konnte er ferner aus eigener Anschauung Verhältnisse und Oertlichkeiten u. a. schildern, die wir nicht mehr kennen. Wenn auch seiner Forschung der Mangel, den man bei Untersuchungen aus dem vorigen Jahrhundert so oft findet, nämlich eine gewisse Gleichgültigkeit und Ungenauigkeit in der Behandlung der Urkunden, gleichfalls anhaftet, so sind seine kleinen Monographien doch immer noch von Werth, zumal W. über eine große Kenntniß der einschlägigen Litteratur verfügte. Unter diesen Schriften, die zum Theil als Schulprogramme, zum Theil als Gelegenheitsschriften für Jubiläen oder festliche Veranlassungen erschienen, sind zu nennen die über die Ulrichs- und über die Katharinenkirche, über die Hieronymitenbrüderschaft, über den Calvarienberg, über den Ursprung der Rose im Magdeburgischen Wappen, über den Dompropst Georg von Anhalt, über die Einführung der Reformation in Magdeburg, Hundertjähriges Denkmal der Zerstörung Magdeburgs u. a. Alle diese Schriften haben nur geringen Umfang, da sie eben fast alle Gelegenheitsschriften waren. Die bedeutendsten aber von seinen Schriften nicht sowol ihres Umfanges, als ganz besonders ihres Inhalts wegen sind seine „Singularia Magdeburgica" in 12 Stücken, welche sich zum größeren Theile mit der Geschichte derjenigen Gegenden, welche seiner Heimath benachbart waren, beschäftigen. Die ersten Stücke behandeln Magdeburgische und Halberstädtische Angelegenheiten, Grenzstreitigkeiten und Verträge zwischen beiden Stiftern u. a. In dem 5. Stück gibt er eine Geschichte des Amtes Weferlingen, dann des Amtes Oebisfelde, des Drömlings, des Klosters Althaldensleben und des Klosters Hillersleben, der Burg Altenhausen und eines Streites über das Halbgericht zwischen dem Erzstift Magdeburg und dem Hause Braunschweig. Es sind dies so weltabgeschiedene Gebiete, zumal in früherer Zeit, daß die geschichtlichen Nachrichten darüber sehr dürftige sind. Hier hat nun W. mit seltenem Fleiß und vielem Geschick eine Menge geschichtlicher Nachrichten zusammengebracht, so daß seine Darstellungen

immer noch als grundlegend angesehen werden müssen. Sogar genealogische Tabellen der adeligen Geschlechter und Karten, die die damaligen örtlichen Verhältnisse zur Anschauung bringen, hat er seiner Darstellung beigefügt. Dieses Werk wird daher, abgesehen von seinen anderen zahlreichen Schriften, Walther's Namen als Forscher immer unvergessen machen.

Holstein, Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums zu Magdeburg, in den Magdeb. Geschichtsblättern V, S. 9. — Dittmar, Samuel Walther's Historia litteraria Excidii Magdeburgici, in den Magdeb. Geschichtsbl. XXV, S. 364. G. Hertel.

Waltherin: Sophie Eleonore W., Dichterin des 18. Jahrhunderts, wurde geboren am 6. Januar 1723 zu Gießen, wo ihr Vater, Heinr. Andr. Walther, damals Gymnasiallehrer und Privatdocent war. Bald wurde er nach Worms und dann als Pastor nach Frankfurt a. M. berufen. Ein verstandesklarer, strebender Geist, lebte er der Ueberzeugung, daß die Wissenschaft der Religion nur zur Stütze dienen könne, und in dieser Zuversicht, die auch seine popularphilosophischen 'Ersten Gründe der Weisheit und Tugend' beherrscht, erzog er seine Kinder. Der lernbegierigen Sophie Eleonore zumal ertheilte er einen Unterricht, der weit über das hinausging, was sonst zur Frauenzimmerbildung der Zeit gehört: sie und eine Freundin führt der von vornehmen Zöglingen vielumworbene und gesuchte Pädagoge selbst in die Weltweisheit ein; sie lernt Französisch und Latein; ja sogar Griechisch und Hebräisch treibt sie, um das heilige Original verstehn zu können. Die poetischen Neigungen der W. scheinen mehr durch ihre Mutter und deren Familie befördert zu sein; insbesondere auch durch ihren jüngeren Bruder Friedr. Andr. W. (geboren 1727, seit 1747 Magister und Docent in Göttingen), dessen 'Proben poet. Uebungen' schon 1746 durch den bekannten Frankfurter Pastor Joh. Phil. Fresenius veröffentlicht wurden. Er wird die Schwester auch veranlaßt haben, ihre 'Gedanken in gebundener Rede auf die Religions-Spötter und Gottes-Läugner' der deutschen Gesellschaft in Göttingen vorzulegen; hier, wo man mit Ehrungen des gelehrten Frauenzimmers eine geschmacklose Verschwendung trieb, wurde sie am 2. August 1749 zum Ehrenmitglied gewählt, und die Helmstedter Gesellschaft folgte dem Beispiele, das auch Jena nachahmte, als der eifrige Bruder wider Wissen und Willen der W. ihre 'Gedichte' (Gött. 1750) hatte drucken lassen. Diese schlanke 'erste Sammlung', die auch die einzige blieb, zeigt uns die Dichterin in angeregtem poetischen Verkehr: mit einem Baron v. C. (jedenfalls Creuz) tauscht sie poetische Complimente aus, und ihrer liebsten Freundin, der lieblichen Maria Magdalena v. Klettenberg, durch die 'Olorena' auch mit den Kreisen der schönen Seele in Berührung kam, reicht der W. Muse die Siegespalme. October 1751 suchte der Göttinger Nationalökonom Prof. Achenwall die ihm durch ihre Dichtungen bekannte W. in Frankfurt auf; der schnellen Verlobung folgte am 24. Mai 1752 die Heirath. Aber das Eheglück des Paares ist kurz: Sophie Eleonore stirbt am 23. Mai 1754 im Kindbett. In prunkenden akademischen Gedächtnißreden feiern Joh. Math. Geßner und der Secretär der deutschen Gesellschaft Joh. Phil. Murray das Andenken der Geschiedenen; aber auch der treffliche Karl Friedr. v. Moser (Philo) nimmt aus dem erschütternden Todesfalle Anlaß, ihrer Freundin Maria Magdalena 'bey dem Grabe der theuren Olorena' ein in tief pietistischem Geiste gehaltenes 'Trost-Schreiben über den Tod der Freunde' zu widmen.

Frau Prof. Achenwall hat menschlich, das geht aus allen diesen Nachrufen hervor, unvergleichlich mehr bedeutet als dichterisch. Frömmigkeit war ihr zeitlebens der köstlichste Besitz; er verlieh ihr eine stille Ruhe, die sie wohlthuend ihrer Umgebung mitzutheilen wußte. Die Frauenkunst der Haushaltung schien

ihr stets die Hauptsache; so sehr sie durch regelmäßige Bildung und einnehmende Lebensart anzog, so bescheiden war sie in der Unterhaltung, und geflissentlich verbarg sie ihre Gelehrsamkeit, der sie allenfalls ein paar 'geruhige Abendstunden' gönnte. In Göttingen hat sie sich schriftstellerisch denn auch nur durch einige Beiträge zum 3. Bande von Heinr. Eilh. Schröder's 'Meisterstücken moralischer Abhandlungen Englischer und Deutscher Sittenlehrer" betheiligt, indem sie Proben aus englischen Lieblingsmoralisten aushob und in freier Bearbeitung verdeutschte. Sie selbst mag die engen Grenzen ihres Könnens besser gefühlt haben, als ihre lauten Bewunderer. Nicht ganz freilich fehlt der Ehrgeiz der gelehrten Frau ihren 'Gedichten': in einem Sendschreiben an die Jungfer Löberin, das sie 1750 im Namen der deutschen Gesellschaft zu Helmstedt verfaßte, rühmt sie stolz:

Ja auch der schwächste Theil, das weibliche Geschlechte
Prangt durch Gelehrsamkeit — — — —
Sonst hatte es sich nie zu forschen unterwunden,
Als ihm der Männer Neid die Augen zugebunden,
Und ob man es gleich noch in engen Grenzen hält;
So dringt es dennoch durch! — — — — —

Hier, wo sie zu der gefeierten Poetin redet, gibt sie ihrem Herzen einen Stoß; sonst zeigt sie wol Sehnsucht nach Weisheit und Gelehrsamkeit; aber ihr 'bewußtes Unvermögen' hält sie von Geschmacklosigkeiten zurück. Ihr poetisches Ideal war jedesfalls Haller, an den sie z. B. in der Schilderung vergangner deutscher Barbarei nahe sich anschließt; schon die Verbindung von Wissenschaft und strenger Frömmigkeit sicherte dem großen Gelehrten in ihren Kreisen hohes Ansehen. Aber sie vermag mit seiner gedankenvollen Schwere nicht recht etwas anzufangen, viel weniger als selbst ihr Altersgenosse und halber Landsmann, der Freiherr v. Creuz. So geben die gewandten, aber leichtwiegenden Verse des Bruders das bequemere und nähere Vorbild her. In Alexandrinern, Blankversen und troch. Tetrametern verficht sie mit billigen Gründen die Unsterblichkeit, preist sie die Zufriedenheit, feiert sie Gottes Macht und Güte: den Religionsspötter widerlegt sie spielend, indem sie ihn vor dem Gericht schaudern läßt, und den Geistern, die stets im Sause leben, hält sie stille Beschaulichkeit als wahres Glück entgegen. 'Zwar schlecht doch wol gemeint', das selbstertheilte, freilich nicht in unserm Sinne gemeinte Prädicat verdienen ebenso ihre allzu harmlosen religiösen Gedichte wie namentlich ihre äußerst banalen und leeren Gelegenheitspoeme. Von poetischer Gestaltungskraft hat sie keine Ahnung; arm wie an Gedanken und Vorstellungen ist sie an Bildern und Worten, und wenn ihrer Rede wenigstens ein gewisser Fluß eignet, so sind ihre Verse recht incorrect, hiatenreich, durch schlechte Betonungen (Friedsamé, lebhäfter, Gottlósen) und böse Reime (Höh': Allgütigé) entstellt. Sie erhebt sich ebenso, wie alle die andern Dichterinnen, die man damals in Göttingen so bereitwillig feierte, in Nichts über das Maaß des naivsten Dilettantenthums. Aber der Vorwurf darf nicht die edle Frau treffen, nur die kritiklosen Männer, die sie in eine ungewollte Oeffentlichkeit gezerrt haben.

Lappenberg, Reliquien des Frl. Susanne Catharina von Klettenberg (Hamb. 1849), S. 203 fg. — Jo. Matth. Gesneri Biographia academica Gottingensis, Vol. II (Halae 1768), S. 69 ff. — Joh. Phil. Murray, Rede welche im Namen der Kgl. deutschen Gesellschaft zum Gedächtnisse ihres verklärten Mitgliedes der Frau Professorin Sophien Eleonoren Achenwall gebohrnen Walther in derselben Versammlungssale gehalten worden . . . . . Am zwölften Tage des Junius, im Jahre 1754 (Gött. o. J.). — Tage- und Matrikelbuch der Kgl. deutschen Gesellschaft in Göttingen.

Roethe.

Walther von Griven, Lehrdichter des 13. Jahrhunderts, stammte wahrscheinlich aus Kärnten: ob aus Griffen bei Völkermarkt, das als Burg, Kloster und stattlicher Markt zunächst liegt, oder aus Deutsch-Grifen bei Gurk, das weiß ich nicht zu entscheiden; aus beiden Orten waren adelige Geschlechter hervorgegangen (Weiß, Kärntens Adel bis 1300, S. 71 f.), und ich halte uns obendrein nicht für berechtigt, aus dem Namen adelige Abkunft zu erschließen. Sein kurzes, nur 25 Reimpaare umfassendes Gedichtchen, von Haupt 'Weiberzauber' betitelt, gibt in sauber gebauten und gereimten Versen von guter technischer Tradition (nur wird 4- schon vor 3- bevorzugt) das allegorische Recept eines Liebespulvers, das aus zehn Kräutlein, lauter Tugenden und Vorzügen, zusammen zu brauen sei und der Frau das Herz ihres Mannes unfehlbar sichern werde. Das sinnreiche Motiv ist nicht neu: auch der Minnesang kennt Aehnliches, und W. schloß sich unmittelbar, zum Theil wörtlich, an das Vorbild Hartmann's von Aue an, der im ersten seiner Büchlein (V. 1275 f.) in stillschweigendem Gegensatz zu dem Volksaberglauben einen ähnlichen Liebestrank componirt, nur ist dieser auf Frauenherzen berechnet. Daß der Nachahmer seine Kräutlein schon etwas künstlicher wählt als das Vorbild, das ist natürlich: von den allegorischen Würzgärten und Blumenkränzen des 14. und 15. Jahrhunderts steht Walther's Liebesrecept doch noch weit ab. Für seine Beliebtheit zeugt, daß das Gedichtchen in nicht weniger als vier Hss. auf uns gekommen ist.

Moritz Haupt gab den 'Weiberzauber' Zs. f. d. Alt. 15, 245 nach dem Cod. Palat. 341 heraus; er übersah, daß Haltaus, Liederb. d. Hätzlerin S. XXXIV—XXXVII bereits den Text oder die Varianten von allen 4 Hss. mitgetheilt hatte. Vgl. ferner Bech, Germ. 16, 333 ff. und Erich Schmidt, Reinmar von Hagenau, S. 113—115. Roethe.

Waltmann: Gregor W., geboren am 20. August 1661 zu Lüdinghausen, trat am 17. August 1680 in das Benedictinerkloster zu Liesborn und wurde am 27. October 1681 zu den Gelübden, am 22. Februar 1687 zur Priesterweihe zugelassen. Später bekleidete er eine Zeit lang das Amt des Kellners oder Küchenmeisters bis er am 14. Juli 1698 zum Abt gewählt wurde, wozu ihn am 8. September der Osnabrücker Weihbischof Otto von Bronchorst feierlich weihte. Als der Tod am 6. November 1739 seiner mehr als vierzigjährigen entschiedenen und kräftigen Regierung ein Ende machte, war nicht nur die gesammte Schuldenlast des Klosters getilgt, sondern auch dessen Grundbesitz erweitert, der Neubau fast aller noch jetzt bestehenden Klostergebäude beendet und die Bibliothek durch den Ankauf vieler Werke bereichert. Außer der von Driver (Bibliotheca Monasteriensis, p. 157) erwähnten, mir nicht bekannt gewordenen „Scala mystica Benedictina“ schrieb W. als Fortsetzung der von Georg Fuisting († 6. September 1668) begonnenen „Memorabilia Liesbornensia“ (Mscr. des Alterthumsvereins zu Münster) eine Biographie seiner Vorgänger, der Aebte Georg Fuisting (1651—1668), Maurus Schräder (1668—1678) und Bonifacius Middendorf (1678—1688) und legte auch die „Compendiosa relatio de initio, progressu ac privilegiis sacrae congregationis Bursfeldensis“ (Alterth.-Ver. Münster, Mscr. 153) an, welche von verschiedenen Händen bis zum Jahre 1737 weitergeführt ist.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Waltmann's enthalten die im Liesborner Pfarrarchiv befindlichen Annales Monasterii Liesbornensis Ord. S. Benedicti, vermuthlich nach einer jetzt verloren gegangenen Handschrift Zurmühlen's (s. unt.) und die von Letzterem 1732 begonnenen Descriptiones Abbatiarum Liesborn, Marienfeld etc. (Alterth.-Ver. Münster, Mscr. 152). — Vgl. J. B. Nordhoff, Die Chronisten des Klosters Liesborn (Sep.-Abdr.). Münster 1866, S. 69 ff. u. 90. P. Bahlmann.

Walz: Ernst Christian Friedrich W. ist geboren am 28. Februar 1802 in Münklingen (württembergischen Oberamtes Leonberg), wo sein Vater David Friedrich W. Pfarrer war. Nach Bestehung des Landexamens, auf welches er in der Lateinschule zu Nürtingen vorbereitet worden war, gehörte er als Zögling den niederen theologischen Seminarien Schönthal und Maulbronn 1815 bis 1819 an; darauf widmete er sich 1819 bis 1823 im Tübinger Stift dem Studium der Theologie, nach dessen Beendigung er mit einem theologischen Preis ausgezeichnet wurde. Nachdem er dann vier Jahre im Lehramt als Repetent (1823—25 an dem niederen Seminar in Urach, 1825—27 am Stift in Tübingen) verwendet gewesen war, trat er im Juli 1827 eine über drei Jahre dauernde Reise an, deren Kosten (5000 fl.) er selbst bestritt. Diese Reise ist für seine wissenschaftliche Richtung bestimmend geworden; denn die von ihm späterhin vertretene Verbindung der philologischen Studien mit den archäologischen und die Lostrennung beider von Theologie und Philosophie war in dem damaligen Württemberg, noch lange nach Friedr. Aug. Wolf's Tod, etwas Neues. Durch Forschungen in den Bibliotheken (für welche ihm Wilh. Bardili wichtige Fingerzeige gegeben hatte) und Kunstsammlungen Deutschlands, Italiens und Frankreichs bereitete er sich auf das akademische Lehramt vor, in welchem er, October 1830 zurückgekehrt und wieder Repetent am Tübinger Stift geworden, mit einer privaten Vorlesung über Aristophanes im Wintersemester 1830—31 den ersten Versuch machte. Wichtiger ist, daß er im Sommersemester 1831 ein neues Fach in den Lectionskatalog der Tübinger Universität einführte, indem er als Erster eine zweistündige öffentliche Vorlesung über Kunstgeschichte hielt, welche von 42 Studirenden gehört wurde. In den folgenden Jahren gelang es ihm allmählich, sich neben Tafel, dem seit Conz' Tod einzigen Lehrer der Alterthumswissenschaft in Tübingen, eine Stellung zu erringen: 1832 wurde er außerordentlicher Professor, 1834 erhielt er, nachdem er schon 1833 zum correspondirenden Mitglied des deutschen archäologischen Instituts in Rom ernannt worden war und 1834 einen Ruf nach Dorpat auf die Professur der Beredsamkeit, Aesthetik und Geschichte abgelehnt hatte, Titel und Rang eines ordentlichen Professors; in demselben Jahr wurde ihm zunächst unter Oberleitung Tafel's die Aufsicht über das noch sehr spärliche Münz- und Antikencabinet im nordöstlichen Thurm des Tübinger Schlosses (vgl. Ludw. Schwabe, Gesch. der archäol. Sammlung der Universität Tübingen. Tüb. Doktorenverzeichniß 1891), über welches er in den Jahrbüchern der Alterthumsfreunde im Rheinland 1846 Bericht erstattet hat, anvertraut und eine Summe von 2000 fl. zur Gründung einer Sammlung von Gipsabgüssen für Unterrichtszwecke in den Räumen der Universitätsbibliothek zur Verfügung gestellt. Selbständiger Leiter der Sammlung wurde er erst nach Tafel's Rücktritt 1842. Durch den Jahresetat von nur 100, seit 1840 wenigstens 150 fl. und die Bestimmung, daß vorwiegend Alterthumsfunde aus der Umgebung Tübingens erworben werden sollten, waren der Ausdehnung des Antikencabinets freilich enge Grenzen gezogen. — In die Zeit von 1831—39 fällt Walz' fruchtbarste wissenschaftliche Thätigkeit: vor seiner Reise hatte er nur eine Uebersetzung von Xenophon's Cyropädie (1827) veröffentlicht; nun verarbeitete er die Früchte der Reise: seine „Epistola critica ad J. F. Boissonade“ (1831) enthält einige Beiträge zur griech. Paläographie und der Kritik der griech. Rhetoren; 1832 erschien seine Ausgabe des Violetum von Arsenius, welcher eine von ihm 1828 in Dresden copirte Abschrift eines Moskauer Manuscriptes von Matthäi zur Grundlage diente; von 1832—1836 in neun Bänden seine wichtigste Leistung, die Ausgabe der seit Aldus' unvollständiger Sammlung (1508) nicht mehr, theilweise überhaupt noch nicht im Druck veröffentlichten Rhetores Graeci nach Handschriften in München, Wien, Mailand,

Venedig, Turin, Florenz, Rom, Neapel und Paris; 1837—39 die mit dem Kasseler Bibliothekar Schubert zusammen ausgearbeitete durch ihren Apparat noch jetzt brauchbare kritische Ausgabe des Pausanias. Auch den Kreis von Vorlesungen, über welchen er nach 1840 selten hinausgegangen ist, hat er in dieser Zeit angelegt: am häufigsten las er Geschichte der alten Kunst und Archäologie, daneben an systematischen Vorlesungen während dieser Periode nur Encyklopädie und Methodologie der Philologie, römische Alterthümer und einmal (1835—36) griech. und röm. Numismatik; außerdem interpretirte er in besonderen Vorlesungen meist die griechischen Dramatiker und den Miles des Plautus, von Prosaikern öfter Platon's Symposion und Aristoteles' Poëtik, von Lateinern außer Plautus noch Terenz und Horaz, wozu Interpretationsübungen in dem 1838 eröffneten philologischen Seminar kommen. — In diesen Jahren gründete W. auch seinen Hausstand: 1837 verheirathete er sich mit Anna, Tochter des Berner Hauptmanns Luthardt, nach deren frühzeitigem Tod 1839 mit der noch jetzt (1896) lebenden Marie, Tochter des Stuttgarter Obertribunalraths Feuerlein. In erster Ehe wurde ihm eine Tochter, in zweiter ein Sohn und zwei Töchter geboren.

1840 erhielt W. ein volles Ordinariat mit 1200 fl. Gehalt. Seine Inauguralrede (14. Jan. 1841) „Ueber den gegenwärtigen Stand der Alterthumswissenschaft" zeigt mit scharfer Kritik, wie sehr im Tübinger Stift, aus welchem sich damals die humanistischen Lehrer Württembergs ausschließlich rekrutirten, der Aufschwung der philologischen Studien durch den Druck der Theologie und der Hegel'schen Philosophie gehemmt wurde. Daran hat übrigens auch Walz' Stellung als Ephorus des Stifts (1842—49) nichts geändert: er war keine durchgreifende Natur und namentlich den disciplinaren Schwierigkeiten, welche die politische Bewegung des Jahres 1848 auch innerhalb des Stifts hervorrief, nicht gewachsen. Auch die wohlgemeinte und warme Ermahnung, welche er in seiner Festrede zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes 1845 als Rector an die Studenten richtete, sie sollten diese Gelegenheit benutzen, um durch Ablassen vom Duellwesen allen deutschen Universitäten ein gutes Beispiel zu geben, zeugt zwar von humanem, aber, bei solchem Anlaß ins Allgemeine ausgesprochen, nicht von praktisch-pädagogischem Sinn. — Seit den vierziger Jahren hat er sich litterarisch nur noch mit Archäologie und Mythologie beschäftigt und aus diesen Gebieten auch die Gegenstände der einzigen neuen systematischen Vorlesungen genommen, welche er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens mehrmals hielt (römische Religion und Staatsverfassung seit 1844, Religion, Mythologie und Kunst der Alten seit 1852). Auch als Besucher der Philologenversammlungen, an welchen er von der 2. bis zur 10. immer theilnahm (als Vicepräsident an der Ulmer 1842) hat er sich ausschließlich an archäologischen Discussionen, an diesen aber regelmäßig betheiligt. Später hat er nur noch der Stuttgarter Philologenversammlung 1856 als Vicepräsident angewohnt und hier bei der Gründung der archäologischen Section mitgewirkt. — Abgesehen von kleinen Aufsätzen in Zeitschriften hat er in diesen Jahren einige Programme und Festschriften verfaßt; am verdienstvollsten ist unter ihnen die Interpretation und Besprechung aller auf Bemalung der Statuen bezüglichen Stellen der alten Litteratur in der Festschrift zum 50jährigen Doctorjubiläum des Juristen E. v. Schrader („Ueber die Polychromie der antiken Skulptur", 1853), welche in einen damals brennenden und noch jetzt nicht allseitig entschiedenen Streit erfolgreich eingriff. Als Stellensammlung noch jetzt brauchbar ist die Abhandlung „de Nemesi Graecorum" (Tübinger Doctorenverzeichniß 1852), dagegen veraltet „de religione Romanorum antiquissima", part. I (Festschr. z. Einweihung des Universitätsgebäudes 1845), verfehlt „turi-

buli Assyrii descriptio“ (Festschr. der Universität Tübingen z. 4. Säcularfeier der Universität Greifswald, 1856). Endlich fällt in diese Periode seine Mitwirkung an der von Pauly begonnenen Realencyklopädie der class. Alterthumswissenschaft, deren Redaction von Bd. IV an er nach Pauly's Tod mit dem damaligen Privatdocenten W. S. Teuffel Anfang Juni 1845 übernahm und zu welcher er eine Reihe archäologischer und kunstgeschichtlicher Artikel (verzeichnet in Bd. VI, 2 S. VII) beigesteuert hat. Schon 1847 indessen trat er wegen Kränklichkeit von der Redaction zurück, und als es vorübergehend besser mit ihm wurde (1851), war Teuffel mit dem Werk bereits allein fertig geworden. In den fünfziger Jahren wurde er noch mehrfach ausgezeichnet (Ritter des Ordens der württemb. Krone 1852, zum zweiten Male Rector der Universität 1854—55); aber körperliche Leiden und gemüthliche Verstimmungen nahmen zu, und wenige Monate nach dem Tode seines Collegen Schwegler machte er seinem Leben ein Ende (5. April 1857).

In Walz' archäologisch-mythologischen Arbeiten steht fast immer das Interesse für den Zusammenhang zwischen griechischer und orientalischer Cultur im Vordergrund und er befaßt sich mit Problemen, deren Lösung, beim damaligen Stand der Denkmälerforschung überhaupt unmöglich, durch Creuzer's Phantasmen noch besonders erschwert war; zwischen den Ergebnissen von Creuzer's unkritischem Synkretismus, von welchem er wol zuerst angeregt war (s. seinen Vortrag in den Verhandlungen der 5. Philologenversammlung zu Ulm 1842), und dann von K. O. Müller's analytischer Forschungsweise suchte er die Mitte zu halten (s. seinen archäol. Jahresbericht, Philologus I, 745 f.; Verhandlungen der 9. Philologenvers. 1849, S. 55 f.), ohne aber methodisch fördernd auf die Klärung der Grundfragen einzuwirken. — Seine Hauptverdienste liegen in seiner Thätigkeit als Herausgeber, dem von ihm ausgegangenen Anstoß zur Befreiung der philologischen Studien in Württemberg von dem theologischen und philosophischen Joch und in der Einführung des archäologischen Unterrichts in Tübingen.

W. Schmid.

Walz: Gustav W., bedeutender Lehrer der Landwirthschaft, geboren am 30. December 1804 in Stuttgart, † am 30. October 1876 ebendaselbst, war der Sohn des Apothekers Friedrich W. und der Sophie geb. Nagel; beide Eltern gehörten altangesessenen württembergischen Familien an und auch in diesem jüngsten Sohne derselben ist der schwäbische Stammescharakter entschieden hervorgetreten. Im Hause seines Oheims Kaufmann Heinr. Rapp (A. D. B. XXVII, 290 ff.), wo er viel verkehrte, lernte er die meisten Berühmtheiten der Zeit wenigstens oberflächlich kennen, leider verlor er seine treffliche Mutter schon im neunten Lebensjahre, zwei Jahre später starb der Vater, der ältere Bruder Friedrich, der als Gemeinderath der Stadt Stuttgart und als Abgeordneter später eine ziemlich bedeutende politische Rolle spielte, nahm sich zwar des Verwaisten treulich an, aber die Unterbringung in dem pedantischen Decanathaus in Freudenstadt wirkte nicht günstig auf den gemüthvollen Knaben; doch konnte er die vom Vater ererbte Vorliebe für die Natur und ihre Erforschung in dem kleinen Schwarzwaldstädtchen befriedigen. Er half beim Feldbau, bei der Urbarmachung eines Waldes und übte bei Nagelschmied, Drechsler und anderen Handwerkern das praktische Geschick, das ihn zeitlebens auszeichnete. Auch im Obergymnasium zu Stuttgart, wohin er nach seiner Confirmation kam, blieb er den Naturwissenschaften treu; sein Bruder, welcher diese Anlage würdigte und förderte, wies ihn auf das Studium der Landwirthschaft hin, weil das Studium der Naturwissenschaften allein als zukünftiger Beruf bei den beschränkten Mitteln der Familie und in der damaligen Zeit unmöglich war. So bezog W. 1821 die landwirthschaft-

liche Akademie Hohenheim. Der aufgeweckte, fleißige und praktische Jüngling durfte sich der Freundschaft von Stolz und Pabst (s. A. D. B. XXV, 38), sowie des Wohlwollens des damaligen Directors Schwerz erfreuen; nach zwei Jahren ging er nach Tübingen, um unter Schübler, Mohl, Gmelin u. a. m. Botanik, Chemie, Geognosie ꝛc. zu studiren; praktisch übte er sich daneben durch die Bewirtschaftung des kleinen benachbarten Gutes Roseck. Andere Verhältnisse lernte er kennen durch einen längeren Aufenthalt bei dem auch als Schriftsteller wohlbekannten Gutsbesitzer A. Block in Schierau (Schlesien), wo er auch mit Thaer bekannt wurde; später wurde er Verwalter des Gutes Siebeneichen (Graf v. Ponicky gehörend), kehrte aber nach einer längeren Studienreise durch Deutschland in seine Heimath zurück, wo er 1826 den Schweizerhof bei Ellwangen kaufte. Bald brachte der unermüdlich fleißige mit praktischem Scharfblick begabte Mann das kleine (300 württ. Morgen große) sehr herabgekommene Gut wieder in Aufnahme und führte mit Erfolg die Hohenheimer Siebenfelderwirthschaft, ausgedehnten Futterbau mit Stallfütterung u. s. w. ein, errichtete auch eine Brennerei, nahm Praktikanten in die Lehre und gewann durch sein schlichtes aber bestimmtes Wesen, durch heitere Freundlichkeit und seine entschiedenen Erfolge rasch großes Ansehen. Nicht Autodidact oder reiner Praktiker, aber auch nicht reiner Theoretiker gehörte er zu der wachsenden Schar von Oekonomen, welche die Ergebnisse der Naturwissenschaften für die Landwirthschaft zu verwerthen suchten, aber seine conservative Natur hielt gern fest an dem Hergebrachten und Alterprobten. Der landwirthschaftliche Verein, der 1829 in Ellwangen gegründet wurde, bot seiner Thätigkeit ein reiches Feld, ein bedeutungsvolleres aber wurde ihm 1842 mit der Gründung der Ackerbauschule in Ellwangen zu Theil; er wurde ihr Leiter mit dem Titel Oekonomierath und hatte die dankbare Aufgabe, die Domäne Ellwangen in eine Musterwirthschaft umzuwandeln. 1850 (8. August) erging der Ruf an ihn, die Directorstelle in Hohenheim zu übernehmen; nie hatte er die Verbindung mit der Akademie abgebrochen, bei den dreijährigen Versammlungen der Lehrer und Schüler fehlte er selten; auch schriftstellerisch war er bekannt geworden durch Aufsätze in landwirthschaftlichen Blättern, besonders auch durch seine Beiträge zu dem Werke von Schnizlein und Frickinger: Die Vegetationsverhältnisse der Jura- und Keuperformation in den Flußgebieten der Wörnitz und Altmühl (1848). Nach längerem Zögern nahm er die Stelle in Hohenheim an, seine Vorliebe lag in der praktischen Unterweisung, wobei er mit Hoch und Nieder den richtigen Ton fand; doch konnte er auch in Hohenheim sein Geschick bei den Uebungsgängen zeigen und gewann dadurch die Herzen vieler dankbarer Schüler. Neben seinen Vorlesungen (er las über landwirthschaftliche Betriebslehre, Gütertaxation, Pflanzenbau und landwirthschaftliche Baukunde) beschäftigte ihn ernstlich die Reorganisation der Akademie; er trennte die Musterwirthschaft von der Versuchswirthschaft, und betrieb eifrig die Trockenlegung sumpfiger Wiesen, die Beschaffung bessern Futters u. s. w., für Agriculturchemie wurde ein Lehrstuhl errichtet, neue Sammlungssäle beschafft und die Wohnungen der Studirenden verbessert. Er war zugleich Mitglied der landwirthschaftlichen Centralstelle, lieferte zahlreiche Beiträge in das Archiv für politische Oekonomie, das Hohenheimer Wochenblatt, das Correspondenzblatt u. s. w. Häufige Reisen führten den wanderlustigen Schwaben, der mit Vorliebe Geographie studirte, unter anderem auch zu den Ausstellungen nach London und Paris und die Dankbarkeit anhänglicher Schüler, die überall zerstreut waren, erhöhte den Genuß derselben. Diese reiche Thätigkeit wurde verschönt durch ein glückliches Familienleben; 1826 hatte W. seine Jugendgespielin und Verwandte Sophie Schurr aus Wangen bei Stuttgart, in deren elterlichem Hause er gern seine Ferien zubrachte, geheirathet; der Ehe entsproßten vier

Kinder, welche W., solange er auf dem Schweizerhof war, selbst unterrichtete, weswegen er das württemb. Volksschullehrerexamen hatte bestehen müssen(!); trefflich verstand die wackere Hausfrau auch die scharfkantigen Seiten des Mannes zu mildern. Sehr getrübt aber wurde seine Wirksamkeit in Hohenheim durch einen heftigen Streit mit J. Liebig. W. hatte stets an der durch Liebig entfachten Bewegung lebhaften Antheil genommen, theilte aber nicht alle Lehren des Meisters und noch weniger die daraus gezogenen Consequenzen, und neigte sich entschieden den „Stickstöfflern“ (gegenüber den „Mineralstöfflern“) zu. Der Streit wurde nicht durchaus sachlich geführt. Liebig, der seinem Gegner wissenschaftlich weit überlegen war, ließ denselben dies unangenehm fühlen, und richtete gegen die Verwaltung in Hohenheim den herben und wol nicht begründeten Vorwurf, daß von den tiefgreifenden Entdeckungen im Gebiete der Landwirthschaft seit dem Jahre 1840 keine dieser Errungenschaften dort Wurzel gefaßt und Früchte getragen habe. Tiefe Verstimmung darüber und ein stärker auftretendes Herzleiden veranlaßten W. im Juni 1865 zu dem Wunsche, seiner Stelle enthoben zu werden; mit allen Ehren geschah dies. Der verdiente Mann zog sich nach Stuttgart zurück, den Abend seines Lebens naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Studien widmend; er verblieb Mitglied der Centralstelle für Landwirthschaft, gab 1867 seine „Landwirthschaftliche Betriebslehre“ heraus, nahm auch Theil an den Vorarbeiten für ein neues Steuergesetz. 1867 verlor er seinen einzigen Sohn, zwei Jahre später seine Gattin, das Heimweh nach ihr verließ ihn nicht mehr, bis ein Herzschlag am 30. October 1876 seinem Leben ein Ende machte; schönes erfolgreiches Wirken war ihm vergönnt gewesen, auch der Wunsch nach einem raschen Tode war in Erfüllung gegangen.

Außer den oben genannten Werken sind noch besonders zu erwähnen die von W. herausgegebenen Mittheilungen aus Hohenheim I—VI, 1853—65. — Nekrolog über Walz (von seinem Schwiegersohn Prof. Weber) in Jahreshefte d. Vereins f. vaterl. Naturkunde in Württ. Bd. 34, 1878, S. 52 ff. — Unsere Zeit 1858, S. 351. — Schwäb. Merkur 1876, S. 2881. — Ueber Land u. Meer 1877, Bd. 1, S. 422. — Wochenblatt f. Land- u. Forstwirthschaft, Bd. 29, 1877, S. 114. — Allg. Ztg. 1864, Beil. Nr. 126 ff., 158, 159, 191, 192. Theodor Schott.

Wamesius: Johann W., Jurist, geboren zu Lüttich im J. 1524, † zu Löwen am 21. Juni 1590. Er machte seine akademischen Studien in Löwen, neben der Rechtswissenschaft auch in den alten Sprachen, namentlich der griechischen, wurde daselbst am 29. August 1553 Dr. iur. utr., im J. 1555 ordentlicher Professor der Rechte und 1570 professor primarius des kanonischen Rechts. Neben einer hervorragenden Begabung für die Rechtssprechung, einer gleich tüchtigen Bildung für das Civil- und Kirchenrecht zeichnete ihn aus eine große Lehrgabe. Am Lehramte hing er mit ganzer Seele, suchte darum das ihm von Juan d'Austria übertragene Amt eines Mitgliedes des Geheimeraths aufzugeben und behielt das Lehramt bei. Dieses ließ ihm keine Zeit zur Herausgabe von Schriften. Seine Werke sind später herausgegeben von dem ihm verschwägerten Stephan Weyns, welchem nebst Gerhard Corsel er sie hinterließ. Sie sind: „Recitationes ad tit. decretalium de appellationibus“ (Lovan. 1604); „Responsa s. Consilia de iure pontificio“ (ib. 1605, 1618, 1643, 2 vol.); „Responsorum s. Consiliorum ad ius forumque civile pertinentium centuriae VI“ (ib. et Antw. 1639, Lov. 1666, 3 vol.), sie gehören zu den besten Werken für die Kenntniß der Praxis der geistlichen und weltlichen Behörden und Gerichte Belgiens.

Niederländische Beschreibung von Mich. v. Aitzinger 1585, II, 239. — Ders., Leo Belgicus 1585, p. 114. — Adam, Vitae, p. 305. — Swertii

Athenae Belg. — Miraeus, Elogia. — Val. Andr., Bibl. belg. (vor der Ausg. von 1643). — Foppens II, 752. v. Schulte.

Wampen: Eberhard v. W., niederdeutscher Lehrdichter des 14. Jahrhunderts, stammte wahrscheinlich aus einem bei Greifswald oder auf Rügen gelegenen Oertchen des Namens W., nach dem seine wappenfähige Familie hieß. Liebe zur Wissenschaft, nicht äußere Gründe, veranlaßten ihn, im Auslande, namentlich wol in Italien, medicinische Studien zu treiben, in denen er es zur Würde eines Magisters der Arzneikunde brachte. Er übte seinen Beruf in Schweden aus, nicht unangefochten: als in den ersten Jahren des blutjungen König Magnus Erichsons dessen leichtfertige Mutter Ingeborg, die selbst deutsches Blut in den Adern hatte, die Ausländer begünstigte, da verschärfte sich der Gegensatz der Einheimischen und der Fremden; W. hatte auf der einen Seite unter Mißtrauen und Verleumdung zu leiden, auf der andern fand er warme Anerkennung, wie er uns das selbst andeutet. In Schweden nun schrieb er 1325 für den König sein mittelniederdeutsches Lehrgedicht 'de spegel der naturen'; dieses von ihm selbst angegebene Datum ist das einzige uns bekannte seines Lebens: er wird nirgend sonst erwähnt, auch in schwedischen Urkunden nicht. Jene Dichtung nun, die an 2000 Verse zu umfassen scheint (sicher ist das nicht, da mindestens ein Blatt in der Hs. ausgerissen ist), steht in dem allerlei interessante medicinische Litteratur bergenden Gothaer Foliocodex, Nr. 980, 15. Jahrhundert. Es ist nicht nur die Schuld der Ueberlieferung, wenn uns Wampen's Werk formell äußerst roh erscheint. In die Reimpaare schieben sich hier Drei- und Vierreime, dort reimlose prosaartige Zeilen ein; die zu Grunde liegende Vierhebigkeit wird durch willkürliche Tactfüllung so und so oft fast gesprengt; die Reime sind von ungewöhnlicher Nachlässigkeit. Der Dichter täuscht sich darüber nicht: er beruft sich auf Frauenlob, den er sagen läßt: 'beter ein rîm wen ein sin verloren', gewiß eine apokryphe Aeußerung. Außer ihm wird einmal Meister Cato und ein paar Mal Aristoteles citirt, dieser schwerlich aus directer Kenntniß. Die formale Nachlässigkeit des Dichters offenbart sich auch darin, daß die gereimte Inhaltsübersicht, die er voranschickt, gar nicht zu der wirklichen Vertheilung des Stoffs auf die vier Bücher paßt. Diese Vierzahl ist wohl beabsichtigt: schon im Titel treten 'de conplexiones', die vier Temperamente auf, und zu ihnen werden die diätetischen und sonstigen hygienischen Wissenschaften, die das zur medicinischen Belehrung von Laien bestimmte Buch zusammenstellt, in möglichst enge Beziehung gesetzt. Das entsprach ganz den Theorien der Zeit, deren wissenschaftliche Höhe Wampen's Gedicht durchaus abspiegelt. Zur Charakteristik der vier complexiones benutzt W. lateinische Verse, die aus dem berühmten Flos medicinae der Schola Salerni entnommen sind. Mit ihm berührt sich W. überhaupt in weiter Ausdehnung: zu ihm stimmen im wesentlichen seine Bemerkungen über die medicinische Bedeutung der Jahreszeiten, über Reinigung und Bewegung des Körpers, über Arzneimittel aller Art, über die Beziehungen des Thierkreises zu den menschlichen Gliedern, über die Symptome, die der Harn ergibt, Vieles in der von W. stark betonten Aderlaßlehre. Aber jener Flos medicinae war mindestens nicht Wampen's einzige Quelle. Er widerspricht ihm gradezu in der uneingeschränkten sanitären Werthschätzung des Hammelfleisches; er gibt für das cholerische und das phlegmatische Temperament je 4 Unterarten, die in de Renzis Text des Flos fehlen, aber freilich in anderer salernitaner Litteratur, wie in den Concordantien des Joh. v. St. Amand, in des M. Maurus Regulae Urinarum auftreten; er treibt den Parallelismus zwischen den Temperamenten, die er gar in Thieren und Pflanzen wiederfindet, und allen möglichen andern Verhältnissen dieser Welt ungleich weiter als das Regimen salernitanum, vergleicht ihnen z. B. Mondviertel, Tagesstunden, Hauptwinde, Climata und Zonen, vor allem

auch die von den Salernitanern noch nicht herangezogenen, von W. sehr umständlich wiederholt erörterten Planeten. Man hat für diese Ergänzungen etwa an mündliche Tradition gedacht. Aber gerade bei solchen, dem Flos medicinae fehlenden Stellen beruft er sich auf die 'schrift'. Der Titel seiner Dichtung scheint auf des Vincentius Speculum naturale hinzudeuten: indessen hilft das nicht viel; das meiste, was in Betracht kommt, findet sich auch da nicht oder in einer Form, die den Zusammenhang sehr unwahrscheinlich macht: so wenn W. als Lehre des Aristoteles die Eintheilung der Seele in eine anima vegetiva, sensitiva und intellectiva angibt, während bei Vincenz an dritter Stelle eine anima rationalis erscheint. Entweder also ist die wahre Quelle Wampen's noch nicht gefunden, oder er hat außer dem zu Grunde liegenden Salernitaner Lehrbuch noch ein zweites benutzt, das etwa aus den Kreisen der späteren medicinischen Aristoteliker stammte. Eine solche Combination aus zwei Quellen ist mir um so wahrscheinlicher, als außer den aus dem Flos medicinae entnommenen lateinischen Verspaaren noch zwei weitere, rohere lat. Reimpaare von ganz anderer Form citirt werden, die unmöglich mit den salernitanischen Leoninen zu einem lat. Gedicht vereinigt sein konnten. Aus Eigenem wird W. wenig hinzugefügt haben. Wenn er die Planetennamen verdeutscht (z. B. Jupiter = Donner), bei der Beschreibung der Climata hervorhebt, wo 'Doringk' und 'Westval' wohnen, u. a., so gehört das natürlich dem deutschen Dichter selbst. Aber auch die Klagen über die weiblichen Pfuscherinnen, die Schelte über die 'unloveghen kater', die durch Zusammengießen von zweierlei Harn dem Arzte die Urinoscopie unmöglich machen, manche Details in den typischen Porträts, die er von den vier Temperamenten entwirft, wird er aus eigner Beobachtung dem überkommenen Stoffe eingefügt haben. Daß er dieses Stoffes poetisch Herr geworden wäre, davon kann keine Rede sein. Seine Sprache, in die sich lateinische Worte störend einmischen, enthält manchen bemerkenswerthen Ausdruck (auch Suedismen? bliven = 'werden'?); im ganzen aber ist er recht wortarm und hat sich selbst sehr oft durch ganze Versreihen wörtlich ausgeschrieben, namentlich im 1. und 2. Buch. Ihm lag es sicherlich fern, auf einen andern Vorzug der Rede Werth zu legen als auf die Klarheit. Das einzige poetische Mittel, das er anwendet, sind schlichte Vergleiche: der rechte Arzt ist ihm ein Steuermann; der Sanguiniker ragt hervor wie der Falke unter den Vögeln und ist ein Saal der Minne; der Choleriker schreit wie ein Jäger und ficht wie ein Eber; der Melancholiker erinnert ihn an Mönch und Dieb. Neben diesen, einer behaglichen Ausmalung der Complexiones dienenden Bildchen treten etwa noch ein paar sehr bescheidene Keime zu Naturbildern bei Gelegenheit der Jahreszeiten hervor. Die humoristischen Ansätze Wampen's, auf die er doch Werth legt ('ik geve umme ein bok nicht ein stro, sin ende were gemelich vnde vro'), sind ganz dürftig und mißglückt. Trotzdem wurde das übersichtliche Buch seines praktischen Inhalts wegen gelesen und benutzt: die Ebstorfer Liederhandschrift enthält mindestens 3 Citate aus Eberhard v. W. (Nd. Jahrb. XV, S. 16, Str. 1—3), freilich nach einer andern, etwas abweichenden Handschrift.

Vgl. Seelmann, Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung, Bd. 10, S. 114—131, Bd. 11, S. 118—125; hier sind Einleitung, Buch 1 und 4 vollständig, aus Buch 2 und 3 Proben abgedruckt. — Prof. Husemann unterstützte mich durch nachbarlichen Rath. Roethe.

Wanckel: Johannes W., poëta coronatus und Herausgeber der precationes piae, deren Gebrauch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein Varnhagen's Denkwürdigkeiten bezeugen. Johannes war der Lieblingssohn Matthias Wanckel's (s. u.), jedoch kein Enkel Bernhardi's, da er aus der zweiten Ehe seines Vaters stammte. Geboren wurde er 1554 zu Bromberg. Johannes war

das eigentliche schriftstellerische Talent der ganzen Familie W. Wenn auch Matthias durch seine Verbindung mit Luther und Bernhardi eine größere Bedeutung erlangt hatte, so daß er fast selbst mit in der Reihe der Reformatoren steht, so hat doch auch Johannes mit seinem Oheim Andreas (s. Matthias und Leberecht W.) schon als Student und angehender sächsischer Magister wenigstens die Torgauer Artikel, gedruckt zu Wittenberg bei Hans Lufft 1574, an mehreren Stellen mit unterzeichnen dürfen. Seine Geistesgaben machten ihn alsbald bei großen Herren und Potentaten berühmt. Der Administrator Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen berief ihn 1595 an seinen Hof. Hier übersetzte er Luther's Hauspostille oder doch deren zweiten Theil in das Lateinische. Daneben „prositirte er dermaßen in hispanischer, welscher und französischer Sprache", daß er auch die Litteraturproducte anderer als der deutschen Sprache durch Uebersetzungen ins Lateinische der damaligen Weltlitteratur einzuverleiben versuchen konnte. Sein horologium principum war eine Uebersetzung aus dem Spanischen „mit schönen Noten für die studirende Jugend illustrirt". In seinen lateinischen Gelegenheitsgedichten, die ihn für den sächsischen Hof einigermaßen als Vorläufer von Finkelthauß (s. Salchmann) erscheinen lassen, bewegte er sich zuweilen in den kunstvollsten Formen. 1602 machte man ihn zum Professor historiarum in Wittenberg. 1605 veröffentlichte er, zunächst zu Ehren seines hohen Gönners, die „Precationes piae Friderici Wilhelmi collectae, christliche Gebete so Friedrich Wilhelm Herzog zu Sachsen selbst colligirt und gebraucht." 1609 wurde er Decan der philosophischen Facultät und 1614 Rector der Universität Wittenberg. Er starb daselbst 62 Jahre alt am 16. Juni 1616.

Handschriftliches Verzeichniß der in der K. Bibliothek im Japanischen Palais zu Dresden befindlichen Wanckelschen Drucksachen. Von Hrn. Oberbibliothekar Prof. Dr. Schnorr von Carolsfeld angefertigt und dem Oberbaurath Otto Wanckel zu Dresden im März 1891 übergeben. In diesem Verzeichnisse befinden sich 16 Arbeiten von Johannes, darunter zum Theil jedoch nur Gelegenheitsgedichte und Aehnliches von ihm in anderweitigen Druckwerken aufgefundenes. Unter diesen 16 Arbeiten nehmen die precationes die 11. Stelle ein. H. Pröhle.

Wanckel: Karl W., Geistlicher, Naturforscher und Dichter, wurde am 4. Juli 1811 in Hoheneck bei Stollberg im Erzgebirge als Sohn des Justiz- und Rentamtmanns W. zu Stollberg geboren. Seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er durch einen Hauslehrer, der ihn für die Fürstenschule in Grimma vorbereitete, an der er im Herbste 1824 Aufnahme fand. Nachdem er hier sechs Jahre hindurch mit Erfolg thätig gewesen war, bezog er im Herbste des Jahres 1830 die Universität Leipzig, um an ihr im Anfang unter Krug Philosophie und unter Gottfried Hermann Philologie, sodann aber als Fachwissenschaft bei Niedner, Hahn, Theile, Wiener, Anger und Großmann Theologie zu studiren. Seine Mußestunden verwandte er hauptsächlich auf die Pflege der Musik. Er gehörte dem Pauliner-Gesangverein an, dem er in einem seiner Gedichte („Die Pauliner") ein schönes Denkmal gesetzt hat. Nachdem er das Examen pro candidatura bestanden hatte, verließ er am 23. April 1834 die Universität Leipzig und bekleidete nun fünf Jahre hindurch das Amt eines Hauslehrers in einer geachteten Familie in Schneeberg. Im April 1837 bestand er das Examen pro ministerio. Zwei Jahre später (1839) wurde er Leiter einer Sammelschule zu Stollberg, an der er mit viel Erfolg thätig war, bis er im J. 1841 als Lehrer und Hilfsprediger nach Wildenfels berufen wurde. Da ihm aber das dortige rauhe Klima bei seiner schwächlichen Gesundheit nicht zusagte, entschloß er sich, sich um eine Stellung in Dresden zu bewerben, die er am 1. Juni 1851 als Lehrer der Religion und Naturkunde an der Realschule

zu Dresden-Neustadt erhielt. Zu diesem Amte brachte er eine vorzügliche Befähigung mit, da er nicht nur für den Lehrerberuf besonders veranlagt war, sondern auch in seiner Hauslehrerzeit und in Wildenfels seine freien Stunden eifrigst auf das Studium der Naturwissenschaften, namentlich auf das der Botanik verwendet hatte. In Dresden fand er Gelegenheit, sich in seinem Lieblingsfach weiter zu bilden. Er wurde Mitglied der naturforschenden Gesellschaft Isis, besuchte die akademischen Vorlesungen derselben und stellte den reichen Schatz seiner eigenen Kenntnisse und Fähigkeiten jeder Zeit bereitwilligst in ihren Dienst. Ein besonderes Verdienst aber erwarb er sich um die Neustädter Realschule dadurch, daß er den Grund zu ihrer naturwissenschaftlichen Sammlung legte und sie in wenigen Jahren zu einem beträchtlichen Umfange brachte. Indessen sollte seine Wirksamkeit in Dresden nur von kurzer Dauer sein, da er plötzlich, nach kaum eintägigem Krankenlager, am 26. December 1858 starb. Erst geraume Zeit nach seinem Tode veröffentlichte sein Freund Professor Taschenberg in Halle aus seinen hinterlassenen Papieren seine „Orthopterologischen Studien" (Zeitschrift für die gesammte Naturwissenschaft, Bd. XXXVIII, 1871, S. 1—28), die W. für eine Doctordissertation bestimmt und hauptsächlich bei einem Badeaufenthalt in Bad Wittekind im Sommer seines Todesjahres durch fleißige Excursionen gefördert hatte. Gleichfalls erst nach seinem Tode erschienen seine „Dichtungen und Lebensbilder", die sich durch Innigkeit und Formengewandtheit auszeichnen.

Vgl. die Worte der Erinnerung gesprochen von L. Reichenbach, abgedruckt in den Dichtungen und Lebensbildern von Karl Wanckel. Als Andenken für die zahlreichen Freunde des Verstorbenen hrsg. durch Hermann Waldow [Otto Wanckel], Dresden 1859. — Einladungsprogramm zu den öffentlichen Prüfungen an der Realschule zu Neustadt-Dresden, Neustadt-Dresden 1852, S. 24, 25 — Dresden 1859, S. 33, 34. H. A. Lier.

Wanckel: Christian Leberecht Traugott W., beliebter Kanzelredner, Nachkomme von Bernhardi und von Andreas W. (s. Matthias und Johannes W.). Von diesen stammten zunächst durch zwei Generationen hindurch bis 1732 die Prediger in Burgliebenau und in Döllnitz bei Merseburg ab. Drei ihrer Grabsteine sind noch wohlerhalten. So faßte die Nachkommenschaft von Andreas W. in der nachmaligen preußischen Provinz Sachsen Fuß, von wo sie jedoch dann auch nach den Hauptstädten des Königreichs Sachsen zurückkehrte. Einer der Söhne des letzten W. in Burgliebenau wurde Prediger in Holleben bei Halle. Von dessen elf Kindern wurde Konrad Leberecht ausnahmsweise Advocat in Schkeuditz zwischen Halle und Leipzig. Sein Sohn Leberecht wurde daselbst am 18. April 1785 geboren, studirte 3½ Jahr in Leipzig, wo Platner und Weiße unter seinen Lehrern waren, wurde 1810 Pfarrsubstitut zu Hohenlohe bei Lützen und erhielt bereits 1811 die einträgliche Stelle definitiv. Schon am 6. Juni desselben Jahres heirathete er die Tochter des Predigers Tschorn in Großgörschen, die ihn überlebte. Zwei Jahre später zog sich der beginnende Freiheitskrieg in die Gegend von Großgörschen und von Lützen. Die Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813 brachte durch Plünderung einen bedeutenden Verlust für W. Er mußte sogar mit seiner Frau und einem vier Monate alten Töchterlein die Flucht ergreifen. Zu dieser Zeit lebte in der gleichfalls nicht sehr entfernten Stadt Merseburg als Prediger in der Vorstadt Altenburg (St. Viti) mit dem reizend unter dem Schlosse gelegenen Filialdorfe Meuschau der gemüthvolle J. A. Chr. Löhr, Verf. des „kleinen Andreas" und einer andern, von Vilmar neu herausgegebenen Jugendschrift. Wahrscheinlich nicht seiner Gesundheit wegen wie es gewöhnlich heißt, sondern um mehr Zeit für seine naturwissenschaftlichen Studien und für seine Schriftstellerei zu gewinnen, ließ sich Löhr

nach dem sächsischen Städtchen Zwenkau versetzen. Ohne Zweifel empfahl er dabei selbst unsern Leberecht als seinen Nachfolger, dessen Predigten dann 1824, 1827 und 1831 in drei Bänden erschienen und trotz des Rufes, den sich W. auf dem Lande bereits erworben hatte, durchaus ein städtisches, ja gebildetes Publicum verlangten. Am 18. Juni 1813 hielt er nach einer durch die für diese Gegend besonders schwierigen Zeitverhältnisse herbeigeführten Verzögerung in Merseburg seine Antrittspredigt. Bald wurde Merseburg eine preußische Regierungshauptstadt. Je mehr Gebildete in die Stadt einzogen, um so mehr bewährte sich Wanckel's Berufung. Er war kein Redner im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Feinheit der Beobachtungen, welche er auf die Kanzel brachte, vertrug sich im allgemeinen wenig mit dem rhetorischen Pathos. In der merkwürdigen Predigt über Lucas 18, 31—43 „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem!“ bildet er sich das Thema „Wie haben wir uns zu verhalten im Umgange mit Menschen, die uns nicht verstehen?“ Hier war nicht Knigge's Umgang mit Menschen auf eine gewöhnliche Weise auf die Kanzel gebracht, sondern Bekenntnisse im Sinne des Goethe'schen „Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen“ wurden zu Gunsten der Mitmenschen auf ein sittliches Maß zurückgeführt und mit der unerläßlichsten Begrenzung der Rücksichten des Christenthums umzogen. Schließlich aber wurde es gerade dem Redner selbst schwer das nur egoistisch genossene Glück bevorzugter Geister, um das es sich hier handelte, einzudämmen. War er doch zu einer hohen Durchbildung gelangt, ehe er das erste geistliche Amt antrat. Nach dem zu frühen Tode des Vaters hatte er in der goldnen Aue seine ebenso specielle als tüchtige Unterweisung dadurch empfangen, daß er in die Familie seines Oheims W. aufgenommen wurde, welcher in Roßleben Conrector und dann Pastor in Bottendorf bei Roßleben war. In das Haus dieses ausgezeichneten Erziehers, Schulmannes und Geistlichen war auch schon Leberecht's älterer Stiefbruder aufgenommen gewesen, von dessen Sohne, dem Theologen Karl (geboren am 4. Juli 1811 in Hoheneck bei Stollberg im Erzgebirge, † als Lehrer an der Realschule zu Dresden am 26. December 1858) 1859 Hermann Waldow „Dichtungen und Lebensbilder“ herausgab und von dessen zweitem Sohne, dem Juristen Hermann (geboren in Hoheneck am 15. December 1812, † in Leipzig) 1856 ohne seinen Namen die Dichtung „Johannes“ erschien. Seine schönsten Tage hatte unser Leberecht, der Pfarrer zu St. Viti, einst als Hauslehrer bei dem Grafen Brühl in Merseburg, besonders aber auf dem Brühl'schen Weinberge bei Naumburg und im Umgange mit der verwittweten Frau Dr. Voigt verlebt, deren Gedichte Tiedge 1826 unter dem Titel „Weihestunden einer edlen Seele“ aus dem Nachlasse herausgab. Schon seit der Hauslehrerzeit war Leberecht Mitglied der Freimaurerloge zu Merseburg. In ihr fand er auch später noch als Geistlicher die meiste Befriedigung und man behauptet, daß „der Geist dieser Verbindung“ sein ganzes Leben durchdrang. Er soll mit Innigkeit an ihren Unterhaltungen und Beschäftigungen gehangen und in ihr seinen „zweiten Lehrstuhl“ gefunden haben. Jedenfalls setzten ihm die Freimaurer einen Grabstein auf seinem Kirchhofe, nachdem er am 3. März 1829 im Alter von nur 44 Jahren gestorben war. Die Uebernahme der Superintendentur in Sangerhausen hatte er wol mehr mit Rücksicht auf die Merseburger Beziehungen als auf seine schon lange schwankende Gesundheit abgelehnt. Von seinen zehn Kindern überlebten ihn sechs: Gustav, geboren am 12. Juli 1820, studirte Mathematik, lebte in Rouen und befindet sich seit 1883 in Leipzig; Theodor, geboren am 23. Juli 1826, starb als Prediger zu Sachsa am Südharze am 5. April 1882.

Gedrucktes und Handschriftliches im Besitze von Gustav Wanckel. Nach letzterem ist auch schon die kurze Lebensbeschreibung im 3. Bande der Predigten

abgefaßt, der erst nach Leberecht Wanckel's Tode von Dr. Christian Weiß, dem langjährigen Leiter des Volksschulwesens im Regierungsbezirk Merseburg, herausgegeben wurde. H. Pröhle.

Wanckel: Matthias W., Schüler und Freund Luther's. Die Familie W. soll aus Schweden stammen und noch jetzt dort vertreten sein. Doch sollen auch Glieder derselben aus Deutschland wieder nach Scandinavien zurückgekehrt sein. Besonders aber wanderten solche nach Amerika aus. In Deutschland sollen die Wanckels schon Jahrhunderte lang vor der Reformation geblüht und zunächst ihren Wohnsitz zu Hamelburg in Franken genommen haben. Matthias W., Sohn eines Mannes, der zuletzt Kaufmann in Siebenbürgen war, wurde in Hamelburg am 24. Februar 1511 geboren. Er kam mit 2 Brüdern Andreas und Bartholomäus nach Wittenberg zu Luther. Matthias war der älteste und begabteste unter ihnen. Elf Jahre lang hörte der wohlhabende junge Theologe Luther's und Melanchthon's Vorlesungen. Die kunstvoll verzierte Handschrift von Luther's Weltchronik auf der k. Bibliothek zu Dresden rührt nach Götze's Angabe von ihm her. Von Wittenberg ging Matthias zunächst als letzter Schulcollege und Collaborator nach Magdeburg. Darauf verwaltete er fünf Jahre lang das Rectorat seiner Vaterstadt Hamelburg. Seinen beiden großen Lehrern verdankte er ein hinlängliches Wissen um nunmehr als erster lutherischer Pfarrer zu St. Moriz, in Halle a. Saale angestellt zu werden, wo ihn Justus Jonas am 26. August 1542 einführte. In hohem Grade wichtig wurde jetzt für diesen „gelehrten und wohlversuchten Mann" sowie für seine beiden jüngeren lutherischen Brüder auch die Bekanntschaft mit Bartholomäus Bernhardi (s. A. D. B. II, 459), dessen älteste Tochter er heirathete. Die zweite ward seines Bruders Andreas, Pastors in Trebitz und später in Schmiedeberg, die dritte des jüngsten Bruders Bartholomäus Frau. Im J. 1545 wurde unser W. von dem Fürsten Georg von Anhalt mit Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Justus Jonas und andern Reformatoren zu der Versammlung in der Dompropstei zu Merseburg berufen, damit er diesem heilsamen consilio beiwohnen und den Schaden Joseph's mit beobachten solle. Unmittelbar nach Luther's Tode erschien dann 1546 die Schrift, die Matthias dem Fürsten von Anhalt mit den Worten zueignete, er habe des hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Doctoris Martini Lutheri zwo Predigten, die eine von dem Reiche Christi, die andere von der christlichen Ehe (dem Herrn Domdechanten Sigismund von Lindenau zum Troste), welche beide Luther „in Gegenwärtigkeit" des Fürsten in der Stiftskirche gehalten habe, als sonderlich köstliche Brocken aufgelesen, nach seinem Vermögen erfasset und dem Drucke übergeben. Die k. Bibliothek zu Berlin verzeichnet auch noch nach den zwo Predigten einen von Matthias W. herausgegebenen Luther'schen „Sermon über Johannes V, 39, 40, 43." Trotz der von W. erzielten Erfolge brachte jedoch die Schlacht bei Mühlberg der Familie große Gefahr. Zu dieser Zeit hatte vermuthlich die Verheirathung aller drei Brüder mit den Töchtern Bernhardi's bereits stattgefunden und der jüngste Bruder Bartholomäus mag durch seinen Schwiegervater Bernhardi schon das Rectorat in Kemberg erlangt gehabt haben. Durch die Beziehungen seiner Töchter zu den drei geistlichen Brüdern müßte der Propst Bernhardi als der eigentliche Stammvater des aufblühenden evangelischen Pfarrhauses erscheinen. Um so weniger konnte es ihm gänzlich vergessen werden, daß er, lange bevor er als Professor der Physik an die Universität Wittenberg gekommen war, in aller Form die katholische Priesterweihe empfangen hatte. Während nun in jenen Tagen Karl V. sich gegen Lucas Cranach gnädig und gegen Luther's Gruft schonend erwies, hängten die spanischen Soldaten des Kaisers Bernhardi in Kemberg über seinem Tische auf. Seine Frau löste den Strick, die Spanier aber kamen wieder, schlugen ihn und schleppten ihn bis ins

Lager hinter Torgau. Ein deutscher Officier befreite ihn auch hier. Nach seinem Tode 1551 folgte ihm in Kemberg sein Schwiegersohn Matthias W. Er nahm dort an den damaligen Kirchen- und Schulvisitationen lebhaften Antheil. Die alte Kemberger Propstei verwandelte sich unter ihm in eine Superintendentur. Von seinen sechs Töchtern aus der Bernhardi'schen Ehe wurde die zweite, Marie, die Mutter des Mathematikers Rhode, der sich Verdienste um den Festungsbau zu Wittenberg erwarb. Nach dem Tode der ersten Gattin führte Herr Matthias noch Frau Elisabeth Löffler, aus dem benachbarten Schmiedeberg heim. Er starb am 2. Februar 1571 im Alter von 60 Jahren. Im ganzen war er Vater von 13 Kindern. Die Mehrzahl, vier Söhne und drei Töchter, gehörten der zweiten Ehe an. In der Kirche zu Kemberg liegt er am Eingange nach Norden zu begraben.

Dittmann, Nachrichten von einer ehrwürdigen Priesterschaft unter Einem hohen Stiftsconsistorio zu Merseburg, 1759. — Johann Heinrich Feustking, Dompropst und Superintendent zu Kemberg, Leben des ersten (?) verehelichten Predigers Bartholomäi Bernhardi in einer Gedächtnißpredigt die Bartholomaei vorgetragen. H. Pröhle.

Wandalbert, Mönch im Kl. Prüm, wurde 813 geboren, wir wissen nicht wo, aber er bezeichnet sich als aus der Ferne stammend, rühmt den Diakonus Otrich, augenscheinlich einen angesehenen Mann, weil er sich seiner, des Fremdlings, angenommen habe. In seinen Versen über den Landbau hat er, wie er sagt, das gallische Land zum Vorbild genommen, und da er auch zu dem berühmten Subdiakonus Florus in Lyon nähere Beziehungen hatte, so mag er wol aus dem Westreich gekommen sein, wenn auch das Rheinland gelegentlich Gallien genannt wird. Dafür scheint auch die Stelle der Mir. S. Goaris zu sprechen, worin er den wüthenden Haß eines vornehmen Deutschen gegen alle Romanae nationis ac linguae homines erwähnt. — Das Kloster Prüm, von K. Pippin gestiftet, war damals sehr angesehen und wurde 833 zum Aufbewahrungsort des jungen Karl (des Kahlen) ausersehen, Kaiser Lothar beschloß hier 855 als Mönch sein Leben. Mit den westfränkischen Kirchen und Schulen war man hier in lebhafter Verbindung, und wenn auch in Prüm selbst die Wissenschaft geschätzt wurde, so wird doch W. auch andere Schulen besucht haben, was auch bei Mönchen damals nicht selten war. Er hat sich eine ganz ungewöhnliche Sicherheit und Gewandtheit im lateinischen Ausdruck erworben, namentlich auch im metrischen, und wußte die verschiedenen schwierigen Versformen, welche er bei Prudentius vorfand, mit großer Geschicklichkeit anzuwenden. Gedichte populärer Art, mit denen er nach der Gunst der Menge gestrebt habe, erwähnt er selbst, aber wir haben nichts davon. Im J. 829 gab ihm sein Abt Markward, ein einsichtiger Kenner und Förderer höherer Bildung, den Auftrag, das Leben des h. Goar neu zu bearbeiten, denn die von diesem gestiftete Zelle gehörte dem Kl. Prüm. Er hat es stilistisch aufgeputzt sammt den darin berichteten Wundern, und dazu die seit 765 neu berichteten hinzugefügt, gut geschrieben und nicht ohne geschichtlichen Werth; namentlich auch in dem Schlußwort über die Erwerbung von St. Goar und die Behauptung des bestrittenen Besitzes durch einen Spruch Karl's des Großen. Eine größere Aufgabe stellte ihm, als er sich in Köln befand, der oben erwähnte Otrich, nämlich ein Martyrologium in Versen, wol ohne Zweifel, um die Namen der Heiligen und ihre Folge dem Gedächtniß leichter einzuprägen; das fertige Werk sandte er 848 an Otrich und fügte auch eine poetische Widmung an Kaiser Lothar hinzu. Als Dichtwerk ist das Martyrologium kaum genießbar, unter den verschiedenen Beigaben aber zeichnet sich eine über die 12 Monate durch sehr ge-

lungene Schilderungen aus dem Landbau und der Jagd aus. Leider ist sonst nichts über diese merkwürdige Persönlichkeit bekannt.

Ausg. der V. S. Goaris bei Mabillon, Act. II, 298 (Migne 121). Vorrede und die Miracula von Holder-Egger, Mon. Germ. SS. XV, 361 bis 373. — Einzige krit. Ausg. des Martyrol. von Dümmler, Poetae lat. aevi Carol. II, 567—622. Vgl. dens. N. Archiv IV, 305—312. — Ebert, Allg. Geschichte d. Litteratur des Mittelalters II, 185—191.

Wattenbach.

Wander: Karl Friedrich Wilhelm W., Pädagog, Volksmann und Sprichwörtersammler, wurde am 27. December 1803 zu Fischbach bei Hirschberg in Schlesien als Sohn eines Schneiders geboren, das älteste von den drei Kindern einer wenig vermöglichen, aber für die kleinen dörflichen Verhältnisse geistig strebsamen und aufgeklärten Familie. Der Trieb zu eigenem Denken und der ausgeprägte Unabhängigkeitssinn, die seiner späteren Entwicklung Weg und Ziel wiesen, wurden schon daheim, mittelbar zwar, kräftig genährt; der Großvater väterlicherseits, ein bäuerlicher Rationalist, der grundsätzlich die Kirche mied, hat nachdrücklicher auf das zunächst mehr verstandesmäßige Wesen Wander's eingewirkt als die weiche gottesfürchtige Mutter und die Großmutter, beim fleißigen Nähen eine gute Erzählerin von Märchen und Erfahrungen. Der Knabe durfte, wenn er auch seit dem fünften Jahre wie alle dortigen Kinder tüchtig gesponnen hat, noch beim Besuche der Dorfortsschule (seit Frühling 1810), die schon Pestalozzi'sche Ideen benutzte, ein ziemlich ungebundenes Leben führen, und hat sich, namentlich bei Gelegenheit des Marsches zu Begräbnissen in der Umgegend, wozu er, anfänglich recht unanstellig zur Musik, als Kirchenchorist gehen mußte, muthwillig im Freien ausgetummelt. So erzog ihm die Jugend, der übrigens ein durchaus religiöser Stempel aufgedrückt war, jenes entschiedene Freiheitsgefühl an, das dereinst sein inneres Glück erzeugen, aber auch alle äußere Pein heraufbeschwören sollte. Dabei las er jeden bedruckten Fetzen, mit Vorliebe Ludewig's „Berliner Bürgerfreund“ und J. G. Schnabel's (s. d.) „Insel Felsenburg“, deren Realistik er für bare Münze und Anlaß zu einem Plane das Eiland aufzusuchen nahm. Nach der Confirmation, 15. Mai 1817, entschied er sich für den Lehrerberuf, ward aber, da der Vater trotz seiner Zustimmung die Mittel nicht erschwingen konnte, Tischlerlehrling in Warmbrunn. Er fühlte sich unglücklich genug dabei, bis er bei einem Krankenaufenthalte im Elternhause doch noch mit seinem Herzenswunsche durchdrang. Mit 15 Jahren wurde er Präparand bei den Lehrkräften der Heimath, die ihn besonders auch in den technisch-musikalischen Dingen förderten, und 1820 füllte er schon als Vertreter die Vacanzen in kleinen Nachbargemeinden aus, zu deren großer Zufriedenheit. Im April 1821 fiel er, wol infolge des den Bedarf weit übersteigenden Andrangs, in der Aufnahmeprüfung fürs Bunzlauer Seminar, zu der er aufgefordert war, durch, bestand sie aber ein Jahr darauf. Bis Ostern 1824 ist er dort verblieben, ohne in der Unterweisung sonderlich angeregt zu werden; mehr geschah das im Meinungsaustausch mit den Genossen, wobei W. freilich meist der Feuerkopf war. Der officielle Pietismus daselbst hat ihn der Kirche endgiltig entfremdet, und als er nach vollendetem Curs vom Director in die Hülfslehrerstelle des nahen Gießmannsdorf gebracht wurde, begannen die seiner Laufbahn so verhängnißvoll werdenden Zusammenstöße mit dem jeweilig vorgesetzten Pastor. Zu Neujahr 1827 folgte W. einem Rufe an die neuorganisirte evangelische Stadtschule zu Hirschberg. Mit viel Vertrauen und den edelsten Absichten übersiedelte er, nicht ahnend, daß hier das Schicksal mit ihm ein weit ausgesponnenes Drama aufführen werde.

Gar bald gerieth W. wegen seiner mißlichen Amtswohnung, dann wegen

Nichtvergütung wiederholter Ueberstunden, ernstlicher wegen seiner selbständigen Orthographie mit den Behörden zusammen. Als er nun dazu 1832, um frischen Zug unter seine Collegen zu verpflanzen, einen pädagogischen Leseverein gründete, der in 18jähriger Wirksamkeit seinem Zwecke voll entsprach, und 1834 die Redaction des „Volksfreunds aus den Sudeten" übernahm, um „manchmal einen guten Gedanken unter das Volk zu bringen", da meldeten sich schon die Vorboten des künftigen Unwetters. Der neue Schulrevisor Pastor Henckel, mit dessen Vorgänger Nagel W. gut ausgekommen war, und der nunmehrige Regierungscommissär, Consistorialrath Havenstein, W. von dessen ehemaliger Inspectorthätigkeit in übler Erinnerung, zogen schärfere Saiten auf. Dem Vorgehen dieser beiden Männer ist der Losbruch der über ihm hangenden Wolken zuzuschreiben, damit der Umschlag seines Geschicks. Die Anläße jener kleinen Reibungen wurden verdreht und aufgebauscht, und es gelang W. kaum, sich vor der Hand noch aus der Schlinge zu ziehen. Allerdings mußte er den geliebten deutschen Unterricht opfern und auf die direct beim Ministerium beantragte Versetzung verzichten. So schuf er sich den ersehnten weiteren Wirkungskreis in eindringlichen Studien, theils pädagogischer Fragen, theils der ihn immer mehr fesselnden Sprichwörterkunde, sowie in litterarischer Darbietung seiner Ergebnisse. Obgleich er nun mit dem 1840 eintretenden Inspicienten Pastor Jäkel, dessen Art, die Kinder nicht vollzupfropfen, sondern „anzurühren", ihm sehr behagte, sich recht wohl stand, so entstanden doch aus der Thatsache, daß die von ihm von da an in Hirschberg veranstalteten „Schlesischen Lehrerfeste" seitens der Regierung verboten wurden, ferner aus seinen Schriften „Die Volksschule als Staatsanstalt" (1842) und „Der geschmähte Diesterweg" (1843), die ihm Verhöre zuzogen, endlich seiner regen Theilnahme an dem politischen Fortschrittsstreben eines dasigen Kreises, den ein Berliner Polizeispitzel als „communistische Verschwörung" überwachen mußte, unabläßige Verwicklungen. Nach einer Haussuchung am 14. März 1845 wurde W. vom Lehramte suspendirt und wenn er auch am 13. Januar 1847, nachdem er gerichtlich freigesprochen und von den Mitbürgern begeistert gefeiert worden war, in überaus ehrender Weise wieder eingeführt wurde, so war doch seine praktisch-pädagogische Rolle damit eigentlich ausgespielt. Die alte Freudigkeit an der Leitung der Jugend war, was kein Wunder, ihm unmerklich abhanden gekommen, und die Revolutionsjahre 1848 und 1849 lenkten seine Aufmerksamkeit immer mehr auf Dinge der allgemeinen Wohlfahrt. Aber, wie er die amtlichen Obliegenheiten nicht darob vernachläßigte, so erblickte er in seinem politischen Wirken eine „pädagogische Mission" und hat die vielfachen Versuchungen, in der Oeffentlichkeit als Führer aufzutreten, stets abgelehnt, wie sehr er auch das Zeug dazu in sich verspürt haben mag. Merkwürdig ists, daß der Unermüdliche, dem im Uebermaß der Geschäfte Riesenkräfte zu wachsen schienen, erst im September 1849 von einem neuen Conflicte heimgesucht wurde; infolge einer falsch rapportirten „Kinderfest"rede auf das deutsche Vaterland ward er, ohne sich von seinen Schülern verabschieden zu dürfen, rasch enthoben. Ostern 1850 beendigte er auch seine 23-jährige ununterbrochene Lehrthätigkeit an der Privatanstalt des Fräulein W. Schöndorffer, am 23. März, mit einer stark programmatischen tiefgreifenden Rede. Wie er dazumal nach oben angeschrieben war, zeigt sein Signalement im „Schwarzen Buch", d. i. „Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands auf die Zeit vom 1. Januar 1848 bis zur Gegenwart" (herausg. von Rang), S. 51: „seit 1846 im Verdachte hochverrätherischer Gesinnungen stehend, vorzüglich mit Schlöffel vertraut, 1848 wüthender Volksmann, Aufwiegler und Verführer zu Aufruhr und Rebellion, 1850 seines Amtes entsetzt, der Revolutions-Emissärschaft dringend verdächtig".

Zunächst ging W. nun von August 1850 bis in den Hochsommer 1851 nach den Vereinigten Staaten, hauptsächlich um seinem angestrengten Körper und Geist unter andern Zuständen etwas Ruhe zu gönnen. Er fand, durch deutsche Flüchtlinge in interessante Einwandererkreise eingeführt, im amerikanischen Leben reichen Stoff zum Beobachten und Nachdenken. In Hirschberg empfingen ihn verschiedene Strafverfügungen, und er beschloß, als es für ihn da immer unerträglicher wurde, mit seiner engern Familie in der Nähe ein bürgerliches Geschäft zu eröffnen. In Löwenberg, Bunzlau, Lauban wurde ihm hintereinander die Niederlassung auf die Dauer untersagt. Endlich erhielt er im Frühling 1852 in Hermsdorf unter dem Kynast die obrigkeitliche Erlaubniß und führte das daselbst begründete Specereigeschäft trotz landräthlichen Gegendecrets und der Verweigerung eines Gewerbescheins. Er hatte hier noch mancherlei Schlimmes durchzukosten: 1853 eine plötzliche Haussuchung, für die er erst 1859 halbe Genugthuung erlangte, den Tod seines ältesten Sohnes, der für ihn den in Löwenberg begonnenen Materialwaarenhandel führte, den seines einzigen, geliebten Bruders, eines freireligiösen Predigers, der mit Wander's beiden jüngeren Söhnen nach Amerika gegangen war, den seiner Gattin, seiner treuen Gefährtin in all den Plagen. 1874 verzog er nach Quirl, einem Dorfe zwischen Hirschberg und Schmiedeberg, und feierte unter schier allseitiger Gratulation ein fünfundzwanzigjähriges „Amtsenthebungs-Jubiläum". Viele Gegner und Andersgläubige hatten mittlerweile ihre Ansicht über ihn geändert, und an seinem 75. Geburtstage überreichte ihm ein Ausschuß von Freunden und früheren Schülern die Schlüssel zu einer eigenartigen Begräbnißstätte, für die er eine einfache Inschrift aufgesetzt hatte. Am 4. Juni 1879 erlag er schnell einem Schlagflusse.

Die dreifältige Richtung von Wander's Wirken spaltete zeitweise wol seine Kraft, nie aber die Unverbrüchlichkeit seines Strebens. Zunächst lehnte sich sein öffentliches Umthun, sowie die Schriftstellerei, die dies im Gefolge hatte, nur an die Schule an: er spendete verschiedenartige Beiträge zur Bewegung innerhalb der Lehrerschaft und deren Organisation, er suchte den Lese-, Geschichts- und muttersprachlichen Unterricht der Volksschule zu heben, indem er grammatische Streitfragen in intuitiv-methodischem Sinne erörterte und bequeme Hülfsbücher zusammenstellte, er scheute endlich nicht vor unmittelbarem Appell an das breitere Publicum und die verantwortlichen Minister zurück, wo er dann die ganze Wucht seiner Persönlichkeit einsetzte. Hier rührt sich der Publicist schon deutlich in ihm. Typisch hiefür ist sein „Offenes Sendschreiben an S. Excellenz den .. Minister Dr. Eichhorn" (1846), das (S. 49 f. u. ö.) wie alle Flugschriften Wander's und die meisten sonstigen Zeugnisse seiner Journalistik eine wichtige Quelle für das Verständniß seiner Natur, auch manchen Einblick in die Wirrsal jener aufgeregten Tage gewährt. Auch sein Reden und Handeln im Dienste der Allgemeinheit begleitete die Feder: von „Die Volksschule als Staatsanstalt" (1842) und „Dr. Pfaffius, Theologischer Beweis, daß die Schule eine Dienstmagd der Kirche" (1845), woneben die klaren scharfen Artikel seiner Zeitschrift „Pädagogischer Wächter" (1849—53) treten, geht die Bahn zu „Ernst Will, oder das Leben in der Gemeinde Strebmannsdorf" (1848; 2. Aufl. 1856), „Der Auswanderungs-Katechismus" (1852) u. a.; auch die anklägerischen autobiographischen Hefte stehen hier. In letzteren, den bezüglichen Eingaben, Erklärungen u. dgl. enthüllt sich Wander's Individualität am greifbarsten: offen, wahr, unerschrocken deutsch, durchaus volksthümlich, derb, überall den Satz „Recht muß Recht bleiben" bis zu starrer Unbeugsamkeit verkörpernd. Er hat in diesem Betracht als ein musterhafter Charakter zu gelten, dem man bei den edeln Motiven und seiner Uneigennützigkeit manche Härte und Verstiegenheit verzeiht. Die demokratische Strömung der Periode, der er mehr

Leidens- als Schildträger war, sah verehrungsvoll zu ihm empor, und Karl Knorrn's („Gedichte", 1847, Seite 36—38) mit Wander's Namen betitelte Strophen übertreiben kaum mit dem Bild: „Durch die greisen Föhrenwälder Der Sudeten tönt Dein Wort, Wieder hallt es von den Felsen Wie ein brausender Accord".

Diejenige Seite seines Schaffens, die W. am bekanntesten gemacht hat, die parömiologischen Studien, ist nicht etwa von Anbeginn mit der bei ihm scheinbar öfters vorhandenen unfreiwilligen Muße in Zusammenhang zu bringen. Er erzählt uns, wie der Drang zur Beschäftigung mit proverbialem Denken, und dessen volksmäßig-litterarischer Niederschlag früh in ihm erwacht sei. Schon 1831 gerieth er mit seinem ehemaligen Seminardirector wegen der selbstgebildeten „Scheidemünzen. Oder: Neue Sprichwörter" in öffentlichen Disput. Seitdem kam er in jeder freien Stunde auf dies ihm ans Herz gewachsene Gebiet zurück und veröffentlichte: „Weihnachtsnüsse, oder 500 neue deutsche Sprichwörter für Kinder" (1832), „Das Sprichwort angewandt zu Unterredungen über die Sonn- und Festtagsevangelien" (1836), „Allgemeiner Sprichwörterschatz" (1836), „Abrahamisches Parömiakon. Oder: Die Sprichwörter u. s. w. des Abraham a Sancta Clara" (1838) u. s. w. Dabei sammelte er rastlos an einem vollständigen Verzeichnisse aller irgendwo abgelagerten oder umlaufenden Belege und begann im November 1862 nach wiederholter mächtiger Erweiterung des seit über 30 Jahren angewachsenen Manuscripts die Veröffentlichung eines „Deutschen Sprichwörter-Lexikon", das er, seiner Stimmung Ausdruck verleihend und auch mit Recht, im Untertitel „Ein Hausschatz für das deutsche Volk" heißen durfte. Er hat dieses gewaltige Werk, das Wander's Namen unsterblich zu machen berufen ist, vollkommen durchgeführt, wenn auch das Erscheinen der Schlußlieferungen des fünften und letzten Bandes (1880) nicht mehr erlebt. Ein ähnliches Monumentalarsenal seines sprichwörtlichen Besitzthums ist für keine andere Sprache vorhanden, weder was Ausführlich- und Gründlichkeit — mit seiner ruhelosen Ausschau nach Parallelen ist gewiß die verbürgte Thatsache zu verbinden, daß er mehrere Jahre hintereinander je eine neue Sprache erlernte — noch Originalität in der Erklärung anlangt. Trotz so mancher Mängel im Einzelnen ist es als Ganzes eine erstaunliche Leistung, auch in der Methodik, der alphabetischen Anordnung (welch letztere M. Landau i. d. Wiener „Montags-Revue" vom 10. Juni 1895 nach Wander's Beispiel in S. Adalberg's großer polnischer Sammlung 'Ksiega Przyslów etc.' [Warschau 1894] mit Geschick und Vortheil befolgt findet) u. s. w. In der Vorrede zum 1867 abgeschlossenen I. Bande gibt der Verfasser eine mit viel Personalien (wichtig z. B. S. XXIV) durchwirkte Darstellung des Werdens seines Schoß- und Schmerzenskindes, ferner ebendarin und in den angehängten Listen höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte der Parömiographie. Sie beweisen, wie die fünf dicken Großoctavbände dieses Grundbuchs überhaupt, seinen eisernen Eifer im Verfolg vorschwebender festgesteckter Ziele, seine goldene Ehrlichkeit und unerschütterliche Gewissenstreue, seine unzähmbare Fürsorge für Recht und Pflege deutschen Volksworts. Der außerordentliche Reichthum des Wander'schen Lexikons ist noch nach keiner Seite richtig ausgeschöpft. Auch hat leider die Fachkritik sich theils zu wenig, theils zu flüchtig damit befaßt, in dem Umfange wie Sandvoß 1863 i. d. Blätt. f. liter. Unterh. S. 541—544 wol überhaupt nicht wieder (vgl. F. Latendorf's Veröffentlichungen, bes. die Ausg. Seb. Frank's, 1876, bes. S. 256—259).

Zur Biographie bieten viele seiner Schriften und Artikel Bausteine (s. o.). Weit ausgedehnte Aufzeichnungen über die aufgeregtesten Abschnitte seines Lebens besitzt sein Sohn Hugo, sie wurden sowol von Joseph Bergmann in dem lebensgeschichtlichen „Nachwort" vor Band V (S. V—XIV) des Lexikons als nebst

sonstigen Urkunden u. dergl. in Otto Ruysch, „Der 'Rote Wander'. Ein Lebensbild K. F. W. Wanders. Mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses, seiner Schriften, Proceßacten und anderer Quellen" (1892) verwerthet; dazu ist nur der, auch von W. gestützte Abriß in J. B. Heindl's „Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner u. s. w." II (1859), S. 587—592 nachzutragen (wo S. 590 f. jene wichtige Schulabschiedsrede von 1850 steht). Die Aufzählung der wesentlichen Nekrologe bei Bergmann a. a. O. S. XIV* sowie besonders die fleißige Bibliographie und Quellenübersicht in Ruysch' trefflich gemeintem und, faßt man den engen Rahmen ins Auge, wohlgelungenem Büchlein S. 197 ff. überhebt uns hier der Angabe von Unterlagen. Wander's kleine Veröffentlichungen verzeichnen Heindl S. 592, Ruysch S. 198 ff. (meist mit Bergmann's Hülfe). Ein breiteres Bild von Wander's Leben und Schaffen wäre eine, auch culturgeschichtlich lohnende Aufgabe; dabei müßte aber auch der Sprichwörtersammler und -ausleger, der bisher überall viel zu kurz kam, sein Recht finden. Das ausführliche nachträgliche Geleitwort zum ersten Bande des Lexikons enthält trotz der starken Subjectivität allerlei bedeutsame Mittheilungen zur einschlägigen Erkenntniß; wie aus dem Volksschullehrer der Volkslehrer herauswuchs, wird einem daselbst am besten begreiflich. M. Philippson hat diesen Rang bei seinem Referat über Ruysch' Behandlung Wander's in den „Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte" III (1894), sub IV 1b, 140, nicht veranschlagt.

Ludwig Fränkel.

Wandersleben: Martin W., evangelischer Theolog und Kirchenliederdichter, geboren am 6. November 1608 zu Wasserthalheim im Amte Klingen (Schwarzburg-Sondershausen), war der Sohn des dortigen Schuldieners und nachher anderswo thätigen Pfarrers Joh. W. und der Barbara geb. Fritsch, einer Tochter des Klingener Amtsschreibers Joh. Fritsch. Von 1618 an besuchte er die Schulen in Greußen, Gotha und Mühlhausen und studirte seit 1632 in Jena Theologie, verließ aber 1634 die Universität, weil dort die Pest ausgebrochen war. Gleich darauf als Pfarrer nach Töpfer auf dem Eichsfeld berufen und vor seiner Einführung erst noch in Mühlhausen ordinirt, lernte er die Drangsale der Zeit schon hier in reichem Maße kennen; denn neben persönlicher Anfeindung in der meist katholischen Landschaft erlebte er in seinem Dorfe Theuerung und Hungersnoth und eine Seuche, die seine Gemeinde zur Hälfte dahinraffte. Als dann der Prager Friede (20. Mai 1635) das vom schwedischen Generallieutenant Herzog Wilhelm (IV.) zu Sachsen-Weimar im Februar 1632 eroberte Eichsfeld seinem früheren Herrn, dem Mainzer Kurfürsten, von neuem überlieferte, mußte auch W. gleich den übrigen evangelischen Pfarrern aus seiner Stellung weichen und flüchtete im schneereichen Winter von 1635/36 mit Lebensgefahr nach Eschwege, wohin er als ein echter Diener des Wortes auch seine unter dem Mantel verborgene Bibel mitbrachte. Des Bedrängten nahm sich Herzog Ernst, Wilhelm's Bruder, großmüthig an: er beschied ihn vorläufig nach seiner damaligen Residenz Weimar und bestellte ihn nachher zum Pfarrer in Riethnordhausen. Während der fünf Jahre, da W. hier wirkte (1636—1641), erneuerte sich ihm das durch Hunger und Pestilenz hervorgerufene Elend, sodaß von den Einwohnern, bei seinem Antritte 600 Seelen, zuletzt nur einige 70 übrig blieben und ihm und seiner Gattin — seit 1640 war er verheirathet — allmählich der nöthige Unterhalt zu fehlen begann. Doch der edle Fürst vergaß ihn auch jetzt nicht. Nach der Erbtheilung mit seinen Brüdern Wilhelm und Albrecht (9. April 1640) Herzog von Gotha geworden, berief er ihn zur Prüfung vor das dortige Consistorium und versetzte ihn, da er wohl bestanden hatte, am Sonntag Exaudi (6. Juni) 1641 als Pfarrer nach Schönau vor dem Walde,

brauchte ihn daneben noch als Actuar bei der angeordneten „General-Kirchen- und Schulvisitation“ und ernannte ihn nach deren Abschlusse (Herbst d. J.) noch zum Adjuncten und Inspector der Kirchen und Schulen in den Aemtern Georgenthal und Reinhardsbrunn. Die im Juni 1645 ihm angetragene Stelle eines Pfarrers und Adjuncten in Ummerstadt, das dem Herzog nach dem Tode seines Bruders Albrecht in Eisenach († 20. December 1644) mit anderen fränkischen Gebietstheilen zugefallen war, lehnte er zwar ab, unterzog sich aber dem Auftrage, an der Einführung des „Christlichen Informationswerkes“ und an der Verbesserung der Schulen in den neuen Aemtern Heldburg, Eisfeld und Veilsdorf mitzuarbeiten. Im folgenden Jahre entbot ihn dann der Herzog als einen der hervorragenden Geistlichen des Landes zur Theilnahme an der Einweihung der neuen Kirche auf dem Friedenstein (17. Septbr. 1646). In dem festlichen Zuge, der sich vom bisherigen Residenzhause (jetzigen Rathhause) nach dem hochgelegenen Schlosse hinauf bewegte, hatte er nebst seinem Collegen, dem gothaischen Diakonus Andreas Gnüge, einen der vergoldeten Abendmahlskelche zu tragen und erhielt für seine Mitwirkung wie die anderen betheiligten Landgeistlichen 2 Rthlr. „als gnädiges Geschenk“. Am 5. Juni 1648 kam er von Schönau als Pfarrer und Adjunct nach Waltershausen und wurde am 22. Mai 1657 zum Superintendenten befördert, sodaß er der erste einer bis auf unsere Tage fortlaufenden Reihe von Geistlichen gleichen Ranges geworden ist. Seine Einführung in das neue Amt vollzogen der Consistorialrath, nachherige Geheimrath und Kanzler Dr. iur. Wilhelm Schröter (s. A. D. B. XXXII, 530 und 532, wo übrigens nicht alles richtig ist) und der Hofprediger und Consistorialassessor Christoph Brunchorst (s. A. D. B. III, 440). Noch mußte er den letztgenannten Freund, der nach mehrjährigem treuem Kirchendienst auf dem Eichsfelde mit ihm das Loos der Verbannung getheilt hatte, am 30. März 1665 zu seiner Ruhestätte in der gothaischen Augustinerkirche geleiten, bevor er selbst von dieser Erde schied. Nach einer gewissenhaften und fruchtbaren Amtsthätigkeit, in welcher er den sittlichen Wandel der Gemeindemitglieder erheblich gefördert hatte, erkrankte er am Sonntag Rogate (26. April) 1668 auf der Kanzel. Ein von Seitenstechen begleitetes Fieber hatte ihn ergriffen und führte am nächsten Sonntag Exaudi, d. h. am 3. Mai a. St., sein Ende herbei. Am 7. Mai wurde er in der Waltershäuser Kirche bestattet. — Die drei von W. herrührenden geistlichen Lieder stehen zuerst anonym im Gothaischen Gesangbuche von 1682, wogegen das Gothaische Gesangbuch von 1702 den Namen des Verfassers nennt; in demjenigen von 1699 findet sich unter dem dritten Liede die Chiffre M. W. Im einzelnen sind es folgende: „Ach, sei uns gnädig, treuer Gott, | Durch Jesu Christi Blut und Tod“ (4 vierzeil. Strophen); „Heut fangen wir in Gottes Nam | Ein neue Woch zu leben an“ (4 vierzeil. Str. nach der Mel.: O Jesu Christ, meins Lebens Licht) und „Wir danken dir, o höchster Gott, | Daß du uns hast erhöret“ (2 siebenzeil. Str. nach der Weise: Es ist das Heil uns kommen her). Am bekanntesten ist das zweite geworden. Noch 1795 erscheint es im Weimarischen Gesangbuch, ist neulich bei W. Tümpel (s. u. an 2. Stelle) wieder abgedruckt und hat auch in dem neuen Coburg-Gothaischen Gesangbuche (März 1896) Aufnahme gefunden.

Joh. Chrn. Gotter, Christianorum Peregrinatio oder Der frommen Christen geistliche Wanderschafft. Bei der volckreichen Leichenbestattung des wolgelahrten Herrn Martini W. . . . In e. begehrten Leichen-Sermon kürtzlich vorgestellet. Gotha 1670. 4°. (Herzogl. Bibliothek zu Gotha.) — E. S. Cyprian, Hilaria evangelica, I. Theils II. Cap., Gotha 1719, S. 284, Nr. 13. — J. C. Wetzel, Lieder-Dichter, 3. Theil (1724), S. 359 f. — Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, 1730, Leipz., S. 422. — Zedler's Universal-

Lex., 52. Bd. (1747), Sp. 1967 f. — (J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogth. Gotha (I. Thl.), 7. Stück, Gotha 1756, S. 48 f.; III. Thl., 12., 13. u. 14. Stück (1763), S. 150—153; vgl. auch: (I. Thl.) 2. Stück (1753), S. 99 u. 7. Stück (1756), S. 13. — J. H. Gelbke, Kirchen- u. Schulen-Verfassung des Herzogth. Gotha, 2. Thl., 1. Bd., Gotha 1796, S. 580 u. 364; vgl. auch S. 337. — G. L. Richter, Lexikon alter u. neuer geistl. Liederdichter, Leipz. 1804, S. 428. — A. Beck, Ernst der Fromme, 2. Thl., Weimar 1865, S. 74 f. — A. F. W. Fischer, Kirchenlieder-Lex., 2. Hälfte (1879), S. 481a und unter den Anfängen des 2. u. 3. Liedes. — W. Tümpel in den Blättern f. Hymnologie, (4.) Jahrg. 1886, Kahla, S. 155—157. — Derselbe, Gesch. des evangel. Kirchengesanges im Herzogth. Gotha, II. Thl., Gotha 1895, S. 46 f. — Außerdem gef. Auskunft von Hrn. Bibliothekar Prof. Dr. H. Georges in Gotha. (Cyprian u. die nichtgothaischen Quellen nennen irrig den 7. Mai als Todestag. S. oben im Text. — Bei Koch und Goedeke fehlt W.)

A. Schumann.

Wandt: Jakob Joseph W., Bischof von Hildesheim, geboren am 16. August 1780 zu Dingelstadt, † am 16. October 1849 zu Hildesheim. W. machte seine Studien zu Hildesheim, wurde 1805 zum Priester geweiht und zunächst als Lehrer am bischöflichen Gymnasium angestellt. 1824 wurde er Director desselben. Seit 1823 war er zugleich Professor der Dogmatik am Seminar. 1824 wurde er Regens des Seminars und Domcapitular. Nach dem Tode des Bischofs Fritz (1840) konnten sich bei der Neuwahl am 4. Januar 1841 die sieben Domherren nicht einigen. Es wurde eine zweite Wahl gestattet, die am 9. December 1841 stattfand und auf W. fiel. Er wurde am 14. August 1842 von dem Weihbischof Lüpke consecrirt. Die von W. beabsichtigte Errichtung eines Knabenseminars wurde von der Regierung nicht gestattet. W. hatte auch sonst manche Unannehmlichkeiten zu ertragen. Wenige Tage vor seinem Tode hielt er noch für einen großen Theil seiner Geistlichkeit Exercitien.

Hildesheimer theologische Monatsschrift 1850. — Neuer Nekrolog 1850. — Histor.-polit. Blätter, Bd. 89, S. 650, 749. Reusch.

Wangemann: Hermann Theodor W., Missionsdirector, geboren zu Wilsnack in der Priegnitz am 27. März 1818, † zu Berlin am 18. Juni 1894. Der Vater Johannes Theodosius W. zog schon 1821 mit seiner Familie nach Demmin, wo er Subrector wurde und später den Titel Musikdirector erhielt. Der Sohn besuchte die Stadtschule hier und von 1832—1836 das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, das er zu Ostern des genannten Jahres als Primus verließ. Er mußte sich, da er von Hause aus keine Unterstützung erwarten konnte, damals und später kümmerlich durchschlagen, gab neben seinen Schulstunden bis zu 23 Stunden Privatunterricht, verlor aber nie die Elasticität seines Geistes und Körpers. Vaterland, Freundschaft, Liebe waren die Sterne seines jugendlichen Idealismus, der ihn während seiner Schul- und Universitätszeit erfüllte und auf dem Turnplatz und in frischer Geselligkeit Nahrung fand. Er studirte bis 1840 vier Jahre lang nur in Berlin Theologie und Philologie, machte gleich im ersten Semester eine gewaltige Fußreise durch Süd- und Mitteldeutschland und wurde von Neander, dem er mit Begeisterung sich anschloß, zum Famulus ausgewählt. In Berlin bestand er die erste, in Stettin 1842 die zweite Prüfung, beide „sehr gut“, und promovirte auch in demselben Jahr in Halle. Daneben war er 1840—1844 Hauslehrer bei den Söhnen des in Afghanistan kämpfenden englischen Oberst v. Wild in Bern. Hier nahm sich besonders der preußische Gesandte v. Bunsen freundlich seiner

an und brachte ihn mit vielen wissenschaftlichen Geistern in Berührung. Mehr und mehr war er in ein rein positiv gläubiges Christenthum hineingewachsen. Im October 1845 trat er sein erstes Amt als Rector und Hülfsprediger zu Wollin i. Pom. an, betheiligte sich 1848 lebhaft an den politischen Kämpfen und wurde von seinen Mitbürgern, die er in einem patriotischen Verein gesammelt hatte, in das sogen. Junkerparlament abgeordnet. Im Sommer 1849 wurde er Seminardirector und Archidiakonus zu Cammin i. Pom. Hier, wo er durch Gründung des Domchors und durch kräftige Gemeindepflege seinen praktischen und organisatorischen Sinn bethätigte, begann er auch seine litterarische und öffentlich kirchliche Arbeit, mit der er unter die Führer der confessionellen Partei innerhalb der preußischen Landeskirche trat. Die Wirkungen der pommerschen Erweckung hatten ihn selbst ergriffen. In dem Geisteskampf dieser Tage, schreibt er 1855, „hat der Herr mir den von mir einzunehmenden Standpunkt klar und bestimmt in dem Lehrbegriff und der Lebensgemeinschaft der evangelisch-lutherischen Kirche und meine Geistesrichtung in dem Feldlager der objectiv-real-kirchlichen Bestrebungen angewiesen.“ So hat er neben seinem Camminer Amtsgenossen Meinhold wesentlich zur Sammlung und Festigung der confessionellen Partei durch Theilnahme an Conferenzen und durch seine Schriften beigetragen. Abgesehen von verschiedenen Hülfsmitteln für den Handgebrauch des Lehrers und Geistlichen („Kurze Geschichte des evang. Kirchenliedes“, 1. Aufl. 1853, 2. Aufl. 1855; „Biblisches Hand- und Hülfsbuch zu Luther's Kleinem Katechismus“, 1. Aufl. 1855, 2. Aufl. 1857, u. A.) übernahm er mit dem Jahre 1858 die Redaction der „Monatsschrift für die evangelisch-luther. Kirche Preußens“, gab 1859 und 1860 seine „Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte, eine aktenmäßige Darstellung des Kampfes um die lutherische Kirche im 19. Jahrhundert“ in 3 Bänden mit einem Nachtrag „Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande“ (1861) und 1865 eine „Glaubenslehre“ heraus. Ueberall zeigte er reiche Belesenheit, gewandte Darstellung und bei den geschichtlichen Werken auch großen Eifer in Sammlung mündlicher und schriftlicher Ueberlieferungen. Die formelle Durcharbeitung tritt dagegen zurück. — Das Jahr 1865 rief ihn auf einen andern Platz. Die erste Berliner Missionsgesellschaft (gegründet 1824) hatte durch den Abgang und Tod ihres bisherigen Inspectors Wallmann ihren Leiter verloren. Einstimmig wurde nach vielen Verhandlungen W. vom Comité zu seinem Nachfolger gewählt. Am 2. October 1865 trat er im Missionshause (Sebastianstraße) sein neues Amt an, dem hinfort seine ganze thatkräftige und gesegnete Lebensarbeit gehörte. Um sich aus eigner Wahrnehmung gründlich mit den Verhältnissen und Voraussetzungen des Missionsbetriebes vertraut zu machen, unternahm er vom 14. Juli 1866 bis zum 24. December 1867 seine erste Visitationsreise, die sich vom 17. September 1866 bis zum 27. September 1867 ununterbrochen auf afrikanischem Boden bewegte und ihn durch die 20 damaligen Berliner Stationen in Kapland, Britisch-Kafferland, Oranjefreistaat, Transvaal und Natal hindurchführte. Er bereitete selbst wiederholt Heiden wochenlang auf die Taufe vor, ordnete wichtige äußere Stationsangelegenheiten und verband die jungen Gemeinden zu Superintendenturbezirken. Nach seiner Rückkehr entfaltete er daheim unter Verwerthung der gemachten Erfahrungen eine sehr rege Wirksamkeit. Er veröffentlichte 1868 sein Tagebuch („Ein Reisejahr in Südafrika“), leitete seit demselben Jahre die Herausgabe der Berliner Missionsberichte, schrieb eine vierbändige gründliche „Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft“ (1872—1877) und berichtete daneben mündlich auf zahllosen Versammlungen und Festen. Die nächste sichtbare Frucht der neu geweckten Missionsliebe zeigte sich, als seit dem Januar 1872 der Bau des neuen Missionshauses am Friedrichshain zum Ersatz des nicht mehr

ausreichenden alten begonnen und im Herbst des folgenden Jahres vollendet wurde. Die zum Bau erforderlichen bedeutenden Geldsummen wurden großentheils durch Wangemann's Vermittlung, in Posten von Pfennigbeträgen bis zu einer Einzelgabe von 60 000 Mk. durch die Missionsfreunde immer rechtzeitig aufgebracht und schließlich stand das ganze Haus schuldenfrei da, ohne daß es an den für die laufenden Jahresausgaben damals nöthigen etwa 200 000 Mk. gefehlt hätte. Heftige Angriffe, die im Winter 1869—1870 seitens einiger Mitglieder der Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause und im J. 1877 seitens der „Gartenlaube“ gegen die evangelische Missionsarbeit gerichtet wurden, sowie große Mindereinnahmen in den Jahren 1875 ff. und 1886 ff. wurden für W. nur neue Anlässe, die Missionsgemeinde mit gutem Erfolg zu erhöhtem Eifer aufzurufen. Mit der Ausbreitung des Werkes in Afrika, wozu 1882 noch einige Stationen in China gekommen waren, wuchsen auch die Beiträge in der Heimath und standen bei seinem Tode auf jährlich etwa 320 000 Mk. Besondere Nothstände des ihm unterstellten Werkes legte er den Freunden wiederholt in eingehenden Denkschriften vor (1869, 1874, 1878, 1886, 1889), in denen er die Unerläßlichkeit einer besseren Organisation der heimischen Missionsgemeinde immer wieder mit Nachdruck betonte und Vorschläge zu ihrer Ausführung machte, die seit dem Jahre 1887 zum Theil ins Leben traten. Daß seine Feder manchmal zu schnell und aggressiv war, hat er selbst anerkannt. Zur Organisation des Werkes in Afrika war 1875 seine „Superintendenturordnung“ und 1882 seine „Missionsordnung“ vom Comité angenommen und eingeführt. Ueber die Grenzen seines eigentlichen Berufes griff seine Thätigkeit nur selten hinaus. 1875 betheiligte er sich persönlich und litterarisch-kritisch an der Pearsall Smith'schen Bewegung, 1878 an Stöcker'schen und socialdemokratischen Volksversammlungen, 1880 an der sogenannten Augustconferenz der confessionellen Partei, in deren Vorstand einzutreten er jedoch mit Rücksicht auf sein neutrales Amt ablehnte. 1879 gab er ein vielgelesenes Lebensbild seines verstorbenen Freundes Gustav Knak heraus, 1883 „Die lutherische Kirche der Gegenwart in ihrem Verhältniß zur Una Sancta“, eine Ergänzung und Einschränkung der oben genannten Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte, die ihm heftige Angriffe der nicht unirten Lutheraner zuzog. Zum Lutherjubiläum 1883 erhielt er von Greifswald aus die theologische Doctorwürde. 1884 bis 1885 unternahm er, sechsundsechzigjährig, seine 2. Visitationsreise nach Südafrika, veranlaßt durch das 50-jährige Jubiläum der ältesten dortigen Berliner Missionsstation, Bethanien im Oranjestaat, und gab 1886 „Ein zweites Reisejahr“ heraus. Sein Verhältniß zu den Missionaren, für deren Wohl er immer nach Kräften eintrat, war fast durchweg ein väterliches, die meisten von ihnen waren durch seine Schule gegangen. Im J. 1891 erlebte er es noch, daß seine Gesellschaft infolge der colonialen Aera den Fuß nach Deutsch-Ostafrika setzte und am 2. October des gen. Jahres ihre erste dortige Station Wangemannshöh im Norden des Nyassasees begründete. Seine sonst ungemein widerstandsfähige Körperkraft hatte seit der letzten Heimkehr aus Afrika gelitten. Herzverfettung und wiederholte Grippenanfälle verurtheilten ihn öfter monatelang zur Unthätigkeit. Am 18. Juni 1894, nachdem er vier Wochen zuvor noch einmal zwei Zöglinge nach dem Maschonalande abgeordnet hatte, erlag er einem erneuten Anfall. W. ist drei Mal verheirathet gewesen; das erste Mal in Wollin mit der Tochter des Stettiner Consistorialpräsidenten v. Mittelstädt, die ihm schon nach Jahresfrist genommen ward; das zweite Mal in Cammin mit der Schwester seines Freundes v. Blankenburg in Zimmerhausen, die nach fünfjähriger Ehe starb, und das dritte Mal gleichfalls schon in Cammin mit der Schwester des Missionars Merensky, die ihn als Wittwe überlebt. — W. kann

als Typus eines norddeutschen Missionsmanns des 19. Jahrhunderts gelten. Genährt an dem Glaubensleben der Erweckungszeit, ungemein fleißig und pflichttreu, mit preußischer Ordnungsliebe und unverkennbarem organisatorischem Talent begabt, persönlich liebenswürdig und zugleich zäh seine Ansicht verfolgend — so wird die Nachwirkung seiner Amtsführung in der 1. Berliner Missionsgesellschaft wie in dem Missionsleben des deutschen Nordostens noch lange zu spüren sein.

Wangemann's handschriftliche Aufzeichnungen. — Berliner Missionsberichte 1865—1894 a. v. O. — Ebd. 1894, S. 390—403 (Lebensbild Wangemann's von Kratzenstein). — Petrich, H. Th. W. Sein Leben und Wirken. Berl. 1895. Hermann Petrich.

Wangenheim: Friedrich Adam Julius v. W., Forstmann, geboren am 8. Febr. 1749 in Sonneborn (bei Gotha), als Sohn des sachsen-gothaischen Kammerherrn Adam Julius v. W., † am 25. März 1800 in Gumbinnen. Er widmete sich zunächst dem militärischen Berufe und trat noch sehr jung in gothaische Dienste ein. Einem inneren Triebe folgend, gab er diese aber schon nach kurzer Zeit — mit der Charge eines Lieutenants bekleidet — wieder auf, um sich zum Forstmann auszubilden. Als Kammerjunker absolvirte er die forstliche Lehre im gothaischen Thüringerwalde und zeigte hierbei so großen Eifer, daß der ihm ausgestellte Lehrbrief prophetisch dahin lautete: „daß er nach seinen sehr guten Anlagen und unermüdetem Fleiße gewiß einem großen Herrn durch seine erworbenen Kenntnisse und seine treuen Dienste viel Nutzen verschaffen werde“. Er kam indessen nicht dazu, diese in Gotha zu bethätigen. Um jene Zeit stellte nämlich der Landgraf von Hessen-Kassel der Krone England ein Hülfscorps, welches im englischen Solde nach Amerika ging. Vom Drange nach Thaten beseelt und von dem Wunsche geleitet, den neuen Welttheil aus eigener Anschauung kennen zu lernen, nahm W. seinen Abschied in Gotha, ließ sich 1776 als Lieutenant in dem zu diesen Truppen gehörigen Jägercorps anwerben und schiffte sich 1777 mit diesem nach Nordamerika ein. Während seiner achtjährigen Anwesenheit daselbst bewährte er sich stets als tapferer Soldat, insbesondere in den Gefechten bei Brandywic und Charleston. Nebenbei widmete er sich aber in freien Stunden bei seiner feinen Beobachtungsgabe mit vorzüglichem Erfolge auch dem Studium der dortigen unermeßlichen Waldungen. Insbesondere interessirten ihn die Verbreitung und das forstliche Verhalten derjenigen amerikanischen Baumarten, welche er zu einer Naturalisation in Deutschland als geeignet erachtete. Als vorläufige Frucht seiner bezüglichen Studien veröffentlichte er noch während seines dortigen Aufenthaltes 1781 eine kurze „Beschreibung einiger nordamerikanischer Holz- und Buscharten, mit Anwendung auf teutsche Forsten; zum Gebrauch für Holzgerechte Jäger und Anpflanzer“. Nachdem er 1784 als Stabscapitän nach Europa zurückgekehrt war, sah er zunächst seiner Beförderung im kurhessischen Forstdienste entgegen. Zugleich warf er sich aber von neuem auf die und zwar nunmehr ausführlichere Bearbeitung der in Amerikas Wäldern gemachten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen und veröffentlichte als Endresultat derselben 1787 einen „Beytrag zur teutschen Holzgerechten Forstwissenschaft mit Anwendung auf teutsche Forsten betreffend“. Dieses ausführliche, mit 31 naturgetreuen Kupferstichen (nach Originalzeichnungen) ausgestattete, inbezug auf Anordnung, Zusammenstellung und Bearbeitung des Stoffes mustergültige forstbotanische Werk widmete er dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Diese Widmung war von Einfluß auf die Gestaltung seiner künftigen Laufbahn, indem er durch königl. Patent vom 18. Aug. 1788 zum Oberforstmeister der Litthauen'schen Kriegs- und Domänenkammer in Gumbinnen ernannt wurde. Er erhielt hierdurch einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis und

begründete durch Verheirathung mit der Nichte seines Freundes, des Oberforstmeisters F. A. L. v. Burgsdorf, einen eigenen häuslichen Heerd. Neben seinen umfangreichen Amtsgeschäften fand er noch Zeit, sich durch Abhandlungen in der Zeitschrift der Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin (z. B. 1795 über das Elenthier) und durch verschiedene Artikel in Crünitz' Encyklopädie auch an der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse mit zu betheiligen. 1798 wurde ihm seitens der Krone der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Waldungen in den neu erworbenen polnischen Provinzen Bialystock und Plock, welche ein Areal von 1,5 Millionen Wald umfaßten, „selbständig und ohne Einwirkung der Rentkammer“ einzurichten, sowie den ganzen Forstbetrieb daselbst zu organisiren. Leider vereitelten eine schwere Erkrankung im Winter 1799 und sein frühzeitiger Tod die vollständige Ausführung dieser großartigen Arbeit. Er wurde im Garten seines Gutes Lasdinehlen (bei Gumbinnen) begraben.

Wangenheim's Hauptverdienst liegt in den oben genannten selbständigen Schriften, durch die er zum Hauptbegründer der Bewegung wurde, die in der Geschichte der Forstwissenschaft unter dem Namen „forstliche Ausländerei“ bekannt ist. Diesen Schriften ist unbedingte Zuverlässigkeit der Angaben, Schärfe der Beobachtungen, Klarheit in der Darstellung und Richtigkeit der Abbildungen nachzurühmen. Er bemühte sich, das, was er hierin niedergelegt hatte, auch insofern zu verwirklichen, als er in den seiner Obhut anvertrauten Waldungen die von ihm für die deutschen Verhältnisse als geeignet erachteten Holzarten theils einzeln, theils in kleinen Beständchen anbaute. Zeugniß hierfür gibt u. a. ein (inzwischen zum Abtriebe gelangter) Weymouthskiefernbestand, den er bei seinem thüringischen Gute Winterstein anbaute und scherzhaft „Amerika“ nannte. Leider wurden aber seine classischen Schriften von seinen Zeitgenossen viel zu wenig gewürdigt und die von ihm für den Anbau der ausländischen Holzarten gegebenen Fingerzeige nicht befolgt. Man säete und pflanzte wol hier und da einzelne nordamerikanische Baumarten — wenigstens in Parks — an, machte jedoch entweder bezüglich der Wahl der Holzarten oder des Samen-, ev. Pflanzenmaterials oder der hierfür ausgesuchten Standörtlichkeiten und auch inbezug auf die Anbaumethoden so große Fehler, daß ein Mißerfolg nach dem anderen eintrat. Die durch W. angebahnte Naturalisation der Fremdlinge machte daher im Walde keine Fortschritte, sondern verblieb den Gärtnern. Erst in neuester Zeit kam die betreffende Bewegung wieder in Fluß, indem die deutschen forstlichen Versuchsanstalten den Anbau und die Weiterverbreitung einer größeren Anzahl nordamerikanischer Holzarten, speciell Waldbäume, denen unsere klimatischen Verhältnisse zusagen, seit 1880 auf Grund eines sorgfältig ausgearbeiteten und gemeinsam vereinbarten Arbeitsplanes in die Hand genommen haben und eifrig betreiben. W. gehörte mit zu den Censoren der 1796 von Bechstein zu Waltershausen ins Leben gerufenen „Societät der Forst- und Jagdkunde“ und war Ehrenmitglied der Gesellschaft der naturforschenden Freunde zu Berlin.

Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 564. — Karl Koch, Dendrologie, I. Theil, 1869, S. 182. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexicon, S. 157, Anmerkung * (als Geburtsjahr ist hier unrichtig 1747 angegeben). — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. II, S. 82, 147, 392 u. 397. — John Booth, Die Naturalisation ausländischer Waldbäume in Deutschland, 1882, S. 2, 4—18, 19, 122 u. 123. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc. 1885, S. 394. — Privatmittheilungen.

R. Heß.

Wangenheim: Georg August v. W., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer General der Infanterie, geboren am 9. November 1706, trat 1722

als Fähndrich in landgräflich hessen-casselsche Dienste, in denen er 1731 dem Infanterieregimente Prinz Friedrich angehörte, vertauschte dieselben im nächstfolgenden Jahre mit den kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen, in welchen er am 13. September 1732 als Stabscapitän bei der Fußgarde zu Hannover angestellt wurde, wohnte 1734 unter Prinz Eugen als Volontär dem Feldzuge am Rhein bei und nahm mit seinem Regimente 1743 am Main und von 1744 bis 1748 in Brabant am österreichischen Erbfolgekriege theil. Am 12. October 1741 war er zum Major befördert, in der Schlacht bei Laffeld am 2. Juli 1747 befehligte er das Regiment, welches hier 300 Mann verlor, im März 1751 ward er zum Oberst und Commandeur des mit dem Stabe in Hoya stehenden 14. Infanterieregiments (eigentlich nur ein Bataillon) ernannt. Mit diesem gehörte er 1755/56 zu den zum Schutze gegen eine französische Landung nach England gesandten hannoverschen Truppen und befehligte es am 26. Juli 1757 in der verlorenen Schlacht von Hastenbeck. Im nämlichen Jahre ward er zum Generalmajor befördert. Als solchem waren ihm in der Ordre de Bataille, welche Herzog Ferdinand von Braunschweig, als er das Commando übernahm, erließ, drei Infanterieregimenter in der Heeresabtheilung des Generals v. Spörcken (s. A. D. B. XXXV, 267) unterstellt; als aber der Herzog im Beginne des Jahres 1758 gegen den Rhein aufbrach, ertheilte er W. den Auftrag mit 6 Bataillonen, 6 Schwadronen und 10 Geschützen am 18. Februar von Bremervörde aus gegen die Wümme vorzugehen und Rotenburg sowie Ottersberg zu nehmen. Die Besatzung des Forts von Rotenburg ergab sich am 20. nach siebenstündiger Beschießung, die von Ottersberg zog freiwillig ab, ebenso die von Bremen, zu dessen Einnahme W. mitwirken sollte. Dann erhielt dieser den Befehl Minden auf dem rechten Weserufer einzuschließen, während die Stadt auf dem linken von anderen Truppen angegriffen werden würde. Am 16. März streckte die Garnison das Gewehr, ohne daß Wangenheim's „Division“ zum Fechten gekommen wäre. Bei des Herzogs Uebergange über den Rhein erhielt dieser den Befehl mit 4 Bataillonen und 4 Schwadronen auf dem rechten Flügel Scheinbewegungen zu machen um des Feindes Aufmerksamkeit abzulenken. Er brach dazu am 28. aus seinem Lager bei Dorsten auf, ging, nachdem das Unternehmen gelungen war, bei Essenberg selbst über den Fluß und war zur Stelle als der Herzog am 23. Juni die Franzosen bei Crefeld angriff, in Wangenheim's Zelte gab er in der vorangehenden Nacht seine Befehle an die Generale aus. In dem Berichte, welchen er an König Georg II. erstattete, sagt er, daß dem Erbprinzen, dessen Energie, Tapferkeit und Klugheit über alles Lob erhaben gewesen seien, und der Unerschrockenheit, mit welcher W. die erhaltenen Befehle ausgeführt habe, am meisten der Erfolg des Tages zu danken sei; König Friedrich II. gegenüber lobt er Wangenheim's Tüchtigkeit, Eifer und Tapferkeit. Entschlossen, den erfochtenen Sieg nach Kräften auszubeuten, entsandte er W. schon in der Frühe des 24. um sich Düsseldorfs zu bemächtigen. Am 27. erschien dieser vor der Stadt, schloß sie auf beiden Ufern des Rheins ein und ließ sie, da die Besatzung die Uebergabe verweigerte, in Brand schießen. Es folgte nun ein Waffenstillstand, welcher am 7. Juli durch eine Capitulation beendet wurde.

In der am 1. August 1759 gelieferten siegreichen Schlacht bei Minden befehligte W. ein abgesondertes Corps von 12 300 Mann (15 Bataillone, 19 Schwadronen), welches im Lager von Todtenhausen auf dem äußersten linken Flügel stand. Nach den Absichten der französischen Heeresleitung sollte der Herzog von Broglie gegen dieses den ersten Stoß führen. W. ward vollständig überrascht, da aber der Angriff nicht mit dem befohlenen Nachdrucke ausgeführt wurde, so hatte das Versäumniß keine weiteren Folgen. Bessere Dienste leistete er im Herbst des nämlichen Jahres, in welchem er zum Generallieutenant befördert

wurde, bei mancherlei Unternehmungen in Hessen und des Herzogs besondere Anerkennung ward den Truppen ertheilt, welchen er die von W. unter großer Mühsal und Gefahr am 7. Januar 1760 ausgeführte Verproviantirung von Dillenburg aufgetragen hatte. Am 19. September, aber wurde dieser mit 5 Bataillonen, 9 Schwadronen, 9 Parkgeschützen und leichten Truppen in einer vorgeschobenen Stellung bei Löwenhagen in der Nähe von Dransfeld stehend, von Broglie am hellen Tage überfallen und zu einem verlustreichen Rückzuge genöthigt. Bei dem Vorstoße nach Süden, durch welchen im Februar 1761 die Winterruhe der Franzosen gestört wurde, befehligte W. eine der beiden Colonnen, in welche Spörcken seine Heeresabtheilung gegliedert hatte, darauf den Cordon an der unteren Diemel zum Schutze der von den eigenen Truppen bezogenen Ruhequartiere und bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten 5500 Mann im Lager von Rüthen. Zu hervorragender Thätigkeit kam er in diesem Jahre nicht; ein in Gemeinschaft mit dem hessischen General v. Wutgenau ausgeführter Versuch, zwei französische Abtheilungen in der Gegend von Stadtberge am 5. August womöglich gefangen zu nehmen, glückte nicht. Im Feldzuge 1762 stand er unter Lord Granby, welcher am 24. Juni das Treffen bei Wilhelmsthal entschied. Zum Schluße des Krieges machte ihm Freytag (s. A. D. B. VII, 374) den Vorwurf, daß er in ein am 27. August bei Alsfeld geliefertes Gefecht nicht eingegriffen habe. Sonst würde „vom feindlichen Corps nicht viel echappirt sein.“

Wangenheim's letzte nennenswerthe militärische Thätigkeit bestand in der Leitung einer größeren Truppenübung, welche in der Zeit vom 16. bis zum 26. September 1779 in der Nähe der Festung Hameln, zu deren Commandanten er ernannt war, abgehalten wurde. Im J. 1777 war er zum General der Infanterie ernannt worden. Am 24. September 1780 ist er zu Hannover gestorben.

L. von Sichart, Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee, 3. Band, 1. und 2. Abtheilung, Hannover 1870. — Beiträge zu einer Familiengeschichte der Freiherren von Wangenheim, zusammengestellt von F. H. A. von Wangenheim. Als Manuscript gedruckt. Göttingen 1874.

B. Poten.

Wangenheim: Georg Christian Ernst Ludwig August Graf von W., königlich hannoverscher Oberhofmarschall, war am 17. August 1780 zu Hannover, wo sein Vater die gleiche Stellung bekleidete, geboren und trat im Jahre 1796 als Hofjunker in den nämlichen Dienst, welcher insofern ein ganz eigenthümlicher war, als der Beherrscher des Landes — damals König Georg III. von Großbritannien und Irland, welcher im Laufe seiner sechzigjährigen Regierung den Boden des Kurfürstenthums, späteren Königreichs, nie betreten hat — in London residirte, der Dienst an seinem Hofe in Hannover aber, soweit sich dies in seiner Abwesenheit ausführen ließ, fortging wie wenn der Herrscher anwesend wäre und der abwesende Herrscher der aus dem Adel und den Officieren, den Gattinnen der letzteren aber nur, soweit sie altadeliger Herkunft waren, bestehenden Hofgesellschaft die gewohnten Feste gab (W. v. Hassell: Das Kurfürstenthum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation im Jahre 1806, Hannover 1894, S. 81). W. ward zunächst mit einem Hofmeister auf die Universität Göttingen geschickt, wo er bis Michaelis 1799 studirte, daneben wohnte er eine Zeit lang den Verhandlungen des Rastadter Congresses bei, wie damals mannichfach Fürstensöhne und andere junge Leute höheren Standes als Augen- und Ohrenzeugen beim Reichstage, Reichscommissionen und ähnlichen Gelegenheiten eine Schule in der Diplomatie und praktischen Politik durchmachten. Inzwischen war sein Vater gestorben; seine Mutter, eine geb. Gräfin Eickstedt-Peterswald, wollte sich mit dem hanno-

verschen Minister v. der Decken wieder verheirathen und W. ward für volljährig erklärt, damit er die Verwaltung seiner im Göttingenschen und im Gothaischen belegenen Güter selbst übernehmen könne. Durch den Aufenthalt auf dem durch den Obercommissär Westfeldt, einen angesehenen Landwirth, bewirthschafteten Klostergute Weende bereitete er sich dazu im Sommer 1801 noch besser vor. 1802 wurde er Oberschenk, im nächsten Jahre aber machte die Besitznahme des Kurfürstenthums durch die Franzosen der Hofhaltung ein Ende, W. ging auf seine Güter und auf Reisen. Im Mai 1806 verheirathete er sich mit der Tochter seines Stiefvaters. Die durch den Frieden von Tilsit geschlossenen Verhältnisse führten ihn in die Reihen derjenigen, welche in der Stille für des deutschen Vaterlandes Befreiung wirkten. Sie hatten einen Hauptvertreter in der Person des früheren kurhannoverschen Gesandten am österreichischen Hofe, in dem Grafen Ernst Hardenberg, welcher in Wien verblieben war und namentlich den Verkehr mit London und dem dort befindlichen Grafen Ernst Münster vermittelte. Mit Hardenberg, sowie mit dessen Vetter, dem gleichnamigen preußischen Minister, mit Stein und Ludwig Wallmoden, war W. theils verwandt, theils befreundet und so kam es, daß er vielfach Sendungen und andere Aufträge übernahm, deren Spitze sich gegen die Fremdherrschaft richtete. Auch mit Schill stand er in Verbindung. Als dieser losgebrochen war, wurde W. in Untersuchung gezogen und entging mit genauer Noth der Verurtheilung. Daß er standhaft sich weigerte in den Dienst des Königs von Westfalen, seines nunmehrigen Landesherrn, soweit es sich um Wangenheim's Besitzungen im Göttingenschen handelte, zu treten, machte ihn um so verdächtiger. Seine ablehnende Haltung begründete er damit, daß er als Inhaber einer Präbende zu Havelberg auch preußischer Unterthan sei, dieses Band knüpfte er dadurch noch enger, daß er 1812 die Domäne Eldenburg in der Altmark kaufte. Besonderes Verdienst erwarb er sich bei der Bergung des kurfürstlich-königlichen Privateigenthums. Der Argwohn der Franzosen gegen ihn war so stark, daß er 1813 vorzog sich über die Elbe nach Mecklenburg in Sicherheit zu bringen, wo in Schwerin die hannoverschen Minister bereits eine vorläufige Regierung gebildet hatten. Die westfälischen Behörden verfolgten ihn mit Steckbriefen und ließen sein Eigenthum versiegeln. Er übernahm nun zunächst eine Sendung nach Stockholm um die Landung schwedischer Truppen in Deutschland zu betreiben und befand sich sodann im Hauptquartiere des Kronprinzen Karl Johann, als aber die kurfürstliche Regierung in Hannover wieder hergestellt wurde begab er sich dorthin und trat von neuem in den Hofdienst, in welchem er 1814 Schloßhauptmann, 1816 Oberhofmarschall wurde. Im J. 1821 war er Mitglied der Ständeversammlung, in entsprechender Weise betheiligte er sich in Gotha am öffentlichen Leben. 1828 wurde er Mitglied der Hofbaucommission, welche hauptsächlich durch den Schloßbau beschäftigt war. Die Stadt Hannover ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger; am nördlichen Anfange der Friedrichstraße erbaute er sich ein stattliches Wohnhaus, welches nach seinem Tode zuerst König Georg V., dann die Stadt besaß; jener residirte dort, diese benutzte es als Rathhaus. Zu König Ernst August unterhielt er vor dessen 1837 erfolgter Thronbesteigung, als dieser in Berlin lebte, vielfache Beziehungen, welche aber, als der König zur Regierung gekommen war, erkalteten, so daß W. im J. 1839 seine Entlassung nahm. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verlieh ihm dagegen 1840 den Grafentitel. W. lebte nun viel auf Reisen, ging auch nach Paris, welches er bis dahin aus Abneigung gegen die Franzosen gemieden hatte, und starb zu Hannover am 21. October 1851. Er war kinderlos, seinen Haupterben hatte er verpflichtet ein Fideicommiß (Wake bei Göttingen ꝛc.) zu errichten.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, 29. Jahrg., Weimar 1853. B. Poten.

Wangenheim: Karl August Frhr. v. W. entstammte einem alten thüringischen Adelsgeschlecht und wurde als Sohn des gothaischen Generals Karl Bernhard Heinrich v. W. am 14. März 1773 zu Gotha geboren, woselbst er auch seine Gymnasialbildung empfing. In Jena und Erlangen widmete er sich der Rechtswissenschaft, interessirte sich daneben aber lebhaft für alle Erscheinungen auf andern Gebieten geistigen Lebens. Als Rath in den Dienst der coburg-saalfeldischen Regierung unter dem Minister v. Kretzschmann getreten, erfreute ihn, den man als geistreichen Gesellschafter auch bei Hofe gerne sah, zugleich eine angeregte Geselligkeit. Zum Vicepräsidenten der Regierung ernannt, sah er sich bei näherer Bekanntschaft genöthigt, sein Urtheil über v. Kretzschmann's Verwaltung zu ändern und suchte auch seinen Fürsten von dessen Verwerflichkeit zu überzeugen. Allein ohne Erfolg, vielmehr wurde W. selbst vom Herzog des Dienstes entlassen. Klagend wandte er sich an den Reichshofrath und vertrat auch litterarisch in einem zweibändigen Werke: „Auch ein Beitrag zur Geschichte der Organisation der coburg-saalfeldischen Lande durch den Minister Th. v. Kretzschmann“ (Coburg 1805), seine Sache. Die ihm günstige Entscheidung des Reichshofraths blieb nach dem Zusammenbruch des Reichs ohne praktische Folgen für W. Entscheidend für sein ferneres Geschick war ein Auftrag der Herzogin von Hildburghausen, der ihn in Familienangelegenheiten dieser Fürstin nach Stuttgart führte. Das energische Wesen König Friedrich's zog ihn an und er trat im J. 1806 in dessen Dienste als Leiter der Finanzen in der Stellung eines Präsidenten der Oberfinanzkammer. Nach kurzer Zeit (1811) wurde er jedoch zum Präsidenten des Obertribunals und zum Curator der Universität Tübingen ernannt. Der Freund der Wissenschaften und regen geselligen Verkehrs kam bald in die angenehmsten Beziehungen zu Professoren und Studenten. Weniger günstig für den Staatsmann war es, daß er sich unter dem Einfluß einzelner Professoren wie Eschenmayer's ein mit naturphilosophischen Ideen durchtränktes politisches System errichtete, in welchem er zur Lösung aller Fragen einen Schlüssel zu haben glaubte. In Württemberg war im Frühjahr 1815 der Streit über die Verfassung ausgebrochen. W. trat in den Kampf ein mit einer zwischen den Ansichten des Königs und denjenigen der Stände vermittelnden, übrigens sehr doctrinären Schrift, die im Sommer 1815 unter dem Titel „Die Idee der Staatsverfassung mit besonderer Rücksicht auf Württembergs alte Landesverfassung rc.“, erschien. Sie veranlaßte den König den Verfasser zum Mitgliede einer Commission zu ernennen, die den Frieden zwischen der Krone und den Ständen herstellen sollte. Im Herbst 1815 wurden den letzteren 14 von W. aufgestellte Artikel als Grundlage für ihre Berathungen vorgelegt, die bedeutende Zugeständnisse in ihrem Sinne enthielten. Allein nur bei wenigen Ständemitgliedern wie bei Griesinger, dem großen Juristen, und Cotta, dem großen Kaufmann gelang es W., politische Unterstützung und persönliches Vertrauen zu gewinnen. Er hielt jedoch auch aufsteigenden Bedenken des Königs gegenüber an dem Ziele die Verfassung zu Stande zu bringen fest, so noch in einem im J. 1816 veröffentlichten Berichte an den König, in dem er eine Verfassung als das einzige Mittel gegen Geheimbünde pries. Trotzdem wurde seine im September 1816 erschienene Schrift „Ueber die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen und über landschaftliche Ausschüsse“ sogar als ein Versuch Wangenheim's, die Angelegenheit zu verschleppen, angesehen. Selbst Hegel's Vertheidigung seiner Ideen in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur (1817, Nr. 66 ff.) nützte W. bei den Schwaben nichts; auch die persönliche Verständigung mit den Ständen wurde erschwert, als er vollends seine Gegner als „Schreiber“ verspottete.

Am 30. October 1816 starb König Friedrich. König Wilhelm begann alsbald mit einer Reihe von Reformen auf allen Gebieten. W. übernahm das

Cultusministerium im sogenannten „Reformministerium Wangenheim-Kerner“. Aber die Verfassungsangelegenheit rückte nicht vorwärts. W. wurde immer unpopulärer, man warf ihm in Stuttgart die Fenster ein. Schließlich veranlaßten ihn Meinungsverschiedenheiten mit dem zum Leiter der Finanzen berufenen weiland westfälischen Minister Malchus im November 1817 seinen Abschied zu nehmen. Das Verfassungswerk wurde ohne ihn wesentlich durch Cotta's vermittelnden Einfluß zu Stande gebracht, er selbst aber zum Gesandten am Bundestage ernannt. Seine angenehmen gesellschaftlichen Formen, seine vielseitigen Interessen verschafften ihm viele Freunde in Frankfurter Kreisen, seine Thätigkeit und Geschäftskunde machten ihn bald auch zu einem angesehenen Mitgliede des Bundestags. Er gab sich Mühe auf politischem, wirthschaftlichem und kirchlichem Gebiete einen engeren Bund der constitutionellen Staaten des „reinen Deutschlands“ gegenüber Oesterreich und Preußen, die Verwirklichung der sog. Triasidee, welche auch seinem naturphilosophischen Grundsatze von der Einheit in der Dreiheit als dem Gesetz alles Lebens entsprach, zu Stande zu bringen. Mit einer wechselnden Zahl gleichgesinnter Collegen leistete er Metternich's Politik hierdurch mehrere Jahre tapferen Widerstand, hierbei freilich der Welt das eigenthümliche Schauspiel einer Partei von Gesandten bietend, die eine mit der ihrer Regierungen bisweilen nicht einmal übereinstimmende eigene Politik trieben. Außerhalb des Bundestags entwickelte er eine besonders lebhafte Thätigkeit bei den Conferenzen der Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz, die er am 24. März 1818 zu Frankfurt eröffnete und von welchen er die Herstellung des Episcopalsystems erwartete. Auch die Zollvereinsangelegenheiten fanden sein regstes Interesse. Zunächst auf Gestaltung eines Sonderzollvereins für sein „reines Deutschland“ bedacht, war er der Mittelpunkt der Darmstädter Handelsconferenz von 1820, wo er entsprechend der Haltung seiner um das Zustandekommen lebhaft bemühten Regierung zwischen den rheinischen Freihändlern und den bairischen Schutzzöllnern zu vermitteln sich bemühte, ohne daß es gelungen wäre, in Darmstadt ein greifbares Resultat zu erzielen. Noch in späteren Jahren als König Wilhelm auf den Anschluß Württembergs an den preußischen Zollverein hinarbeitete, unterstützte W. nun, ebenfalls einen einheitlichen Zollbund als Ziel vor Augen, diese Bemühungen. Am Bundestag aber waren dem Fürsten Metternich W. und seine Partei immer unbequemer geworden. Schon im Sommer 1822 hatte ersterer mit Preußen „die Epuration des Bundestags“, worunter er die Verdrängung jener verstand, insgeheim verabredet. Nach Beendigung des Veroneser Congresses betrachtete er dies als nächste Aufgabe. Gleichsam zum Unterpfand für die Wiederherstellung der namentlich durch eine Erklärung Württembergs gegen das Veroneser Rundschreiben gestörten Freundschaft dieses Landes mit den Großmächten, verlangten Oesterreich und Preußen im Frühjahr 1823 direct Wangenheim's Abberufung, die, doch erst im Juli 1823, dann auch erfolgte.

W. lebte in der Folgezeit zunächst in Dresden, dann in Coburg, seine Zeit zwischen der Geselligkeit und den Wissenschaften theilend. Die Entwicklung der politischen Dinge verfolgte er mit reger Aufmerksamkeit. Im J. 1833 wollte ihn ein württembergischer Wahlkreis in den Landtag wählen. Allein dort drang nach lebhafter Debatte die Ansicht durch, daß nach der Verfassung der Gewählte in Württemberg wohnen müsse. In der hierdurch veranlaßten Schrift „Die Wahl des Freiherrn v. Wangenheim, K. württ. Staatsministers a. D., in die württemb. Ständeversammlung“ (1832), legte er noch eine Art von politischem Glaubensbekenntniß ab. Zwei Schriften: „Oesterreich, Preußen und das reine Deutschland auf der Grundlage des deutschen Staatenbundes organisch zum deutschen Bundesstaat vereinigt“ (Weimar 1849) und „Das Dreikönigsbündniß und die

Radowitz'sche Politik" (1851), zeigen, daß die Triasidee ihn noch immer beherrschte. Am 19. Juli 1850 ist W. zu Coburg gestorben. Es gibt von ihm ein Oelbild, gemalt von Ferd. Hartmann, in der Staatsgalerie zu Stuttgart und eine Zeichnung nach dem Leben von S. Diez (1843), lith. von J. Wölfle.

v. Treitschke, historische u. politische Aufsätze 1, 1886, S. 197 ff. — Derselbe, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 2 u. 3 a. m. O. — Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Tübingen 1840, S. 412 ff. — Beiträge zu einer Familiengeschichte der Freiherrn v. Wangenheim, von F. H. A. v. Wangenheim, als M. gedr., Göttingen 1874, S. 447 ff. — K. V. v. Riecke, Zur Vorgeschichte des deutschen Zollvereins (Auszüge aus Briefen des Freiherrn v. W.) in Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, II, 1879, S. 101 ff.

Friedrich Wintterlin.

Wangermann: Friedrich Wilhelm W., landgräflich hessen-casselscher Generalauditeur, wurde geboren am 28. März 1706 zu Schönflies in der Neumark, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und bezog von da im J. 1724 die Universität Halle, um auf Wunsch seines Vaters Rechtswissenschaft zu studiren, während seine eigene Neigung mehr für das Studium der Theologie sprach. Im Mai 1728 nach Beendigung seiner Fachstudien wurde W. k. preußischer Garnisonauditeur zu Wesel. Wie W. in seiner kurzen Selbstbiographie schreibt, wurden dort die häufig vorfallenden Inquisitionsprocesse seine Beschäftigung. „Die Kürze, Vollständigkeit und Deutlichkeit, die man beim Herausbringen der Wahrheit von mir forderte, strengte meine Aufmerksamkeit um so mehr an, theils weil ich den hohen Werth der Sache selbst anerkannte und theils auch, weil ich Tadel und Erinnerungen gern vermeiden wollte. Ich empfahl mich dergestalt und manchmal wider meinen Willen, daß mir die schwersten und gehässigsten Untersuchungen, die sonst meine Kollegen hätten mit übernehmen müssen, zur Last fielen." Neben seiner Thätigkeit als Auditeur, die W. beibehielt, trug ihm das königl. preußische Generaldirectorium im J. 1754 die Salzspedition auf, auch erhielt er den Rathscharakter. Wegen der mit diesem Amte „bei aller Vorsichtigkeit verknüpften möglichen Gefahren" gab W. dasselbe im J. 1756 auf und trat zum Regiment von Dossow als Auditeur über, mit welchem er „drei Campagnen" in Westfalen und Sachsen mitmachte. Dann berief ihn der Chef des genannten Regiments Landgraf Friedrich (II.) von Hessen, der zugleich Gouverneur der Festung Magdeburg war, um dem überbürdeten Garnisonauditeur Hülfe zu leisten. Als Landgraf Friedrich im J. 1760 die Regierung in Cassel antrat, folgte ihm W. als Kriegsrath bei dem Kriegscollegium nach Cassel. W., schon länger mit dem Auftrage betraut, die Meldung aller zur Anstellung gelangenden Auditeure entgegen zu nehmen, sie auf ihre Fähigkeiten zu prüfen und ihnen die erforderlichen Instructionen zu ertheilen, wurde im J. 1773 hessischer Generalauditeur; erhielt 1779 den Charakter als Geheimer Kriegsrath und im September 1782 den als Geheimer Rath. W. starb am 2. Januar 1785. W. schrieb: „Anweisung zum Inquiriren", (1770. In zweiter, verbesserter Auflage 1777; nach Wangermann's Tode nochmals aufgelegt in neuester Auflage 1796). Aus diesem Buche geht hervor, daß Wangermann's Methode darin bestand, den Angeklagten einem langwierigen, verwirrenden Verhör zu unterziehen und ihn dadurch zum Geständniß zu bringen. An die Stelle der Tortur, deren Beseitigung er empfahl, wünschte W. darnach etwas gesetzt zu sehen, was auf eine moralische Tortur hinauslief.

Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Marburg, Bd. 16; 1812, S. 480—482.

Wilhelm Grotefend.

Wanhal: Johann W. (Vanhal, Van Hal), ein im 18. Jahrhundert und bis weit ins 19. hinein geschätzter und viel gespielter Componist, geboren am 12. Mai 1739 zu Nechanicz in Böhmen von armen leibeigenen Eltern, † am 26. August 1813 zu Wien. Er besuchte zu Mascherdorf die Schule und erhielt auch Musikunterricht, der beste Lehrmeister aber, wie er selbst sagt, war der an seinem Geburtsorte lehrende Musiker Anton Erban, unter dessen Leitung er es besonders im Orgelspielen soweit brachte, daß er im Alter von 18 Jahren schon den Organistenposten zu Opotschna erhielt und bald darauf im Städtchen Niemtschowes als Regens chori angestellt wurde. Auch als Violinist suchte er sich auszubilden, fand aber besondere Aufmerksamkeit durch seine ersten Versuche in der Composition, wodurch die Gräfin Schaffgotsch auf ihn aufmerksam wurde und ihm die Mittel gab im J. 1760 nach Wien zu gehen um sich weiter auszubilden. Er erhielt einen gewissen Schleger zum Lehrer, mit dessen Methode er sich aber nicht befreunden konnte, so daß er sich durch das Studium guter Meister selbst fortbildete. Bald wurde er ein gesuchter Musiklehrer in Wien und erübrigte soviel, daß er sich bei seiner Herrschaft als Leibeigner loskaufen konnte. Jetzt stand ihm die ganze Welt offen und der Zug der Zeit trieb ihn nach Italien, wozu ihm der Freiherr v. Risch die Mittel gab. Zu Rom traf er mit Florian Gaßmann zusammen, zu dessen Opern er einige Arien schrieb und nach Verlauf von zwei Jahren mit ihm nach Wien zurückkehrte. Hier verfiel er in eine Geisteskrankheit, von der er aber bald genas und nun als Componist sich so hervorthat, daß er zu den damals beliebtesten gehörte. Burney berichtet in seinem Tagebuch über Deutschland, daß er W. in Wien aufsuchte, da er den Mann kennen lernen wollte, der so vorzügliche Werke schrieb und war erstaunt, den Mann, dessen Werke die ganze Welt bewundert, in einer Dachkammer zu finden. W. schrieb mit großer Leichtigkeit und brachte es zu einer erstaunlich großen Productivität. Obgleich aber seine Werke nicht nur in Deutschland, sondern in Frankreich und England zu den gesuchtesten gehörten, mußte er des Broterwerbs halber Musikunterricht ertheilen und zugleich für die Schüler die Schulwerke anfertigen, an denen es zu der Zeit noch mangelte. Man kann daraus schließen, wie schlecht der Componist von den Verlegern bezahlt wurde und in wie erschreckender Weise der Nachdruck — die Raubritter des 18. Jahrhunderts — im Schwunge war. Selbst ein Abschreiber verdiente mehr als der Componist, wie schon Mozart klagte. Dlabacz, der Verfasser des böhmischen Künstlerlexikons, lernte ihn im J. 1795 in Wien kennen und verkehrte viel mit ihm. Er schreibt: „ich fand nicht nur einen großen Tonkünstler, sondern auch einen eifrigen Christen, wahren Patrioten, edlen und warmen Freund und einen zärtlichen Vater der leidenden Menschheit“. Derselbe gibt auch ein Verzeichniß von 98 Nummern, deren jede oft aus zahlreichen Compositionen besteht, so Nr. 1: 100 Symphonien, 2: 100 Quartette, 3: 25 große und kleine Messen u. s. f., darunter auch ein Oratorium, die Oper „Demofoonte“ u. a. Noch in der Zeit von 1840 wurden die Clavierschüler mit Wanhal'schen Compositionen reichlich gefüttert, bis sich nach und nach die Classiker Bahn brachen, denn Mozart und Beethoven gehörten damals in den niederen Regionen des Musiklebens noch zu den Meistern, die man wol dem Namen nach kannte, deren Werken man aber lieber aus dem Wege ging. Man findet übrigens W. auf unseren öffentlichen Staatsbibliotheken noch sehr reichlich vertreten. Seine musikalische Ausdrucksweise unterscheidet sich in keiner Weise von der seiner Collegen: ohne tieferen Inhalt tändelt er von Melodiechen zu Melodiechen, oder auch nur allgemeinen musikalischen Redensarten. Es herrscht aber ein gewisser lebhafter Zug darin, wie er auch Dittersdorf eigen ist, der sich in Formengewandtheit und einer fließenden Ausdrucksweise kund gibt und dem damaligen Publicum Genüge leistete.

Dlabacz' Künstler-Lexikon. — Gerber's beide Lexika.

Rob. Eitner.

Wanker: Ferdinand Geminian W., katholischer Theologe, geboren zu Freiburg im Breisgau am 1. October 1758, † daselbst am 19. Januar 1824. Er studirte als Stipendiat des Collegium sapientiae von 1777 an zu Freiburg Theologie, bestand nach Vollendung seiner Studien die Rigorosa, wurde am 23. Mai 1782 zu Konstanz von dem Fürstbischof Max Christoph v. Rodt zum Priester geweiht, war kurze Zeit Vicar zu Feldkirch bei Freiburg, dann Erzieher eines jungen Adeligen zu Freiburg, dann Pfarrer der der Universität gehörenden Pfarrei Wendelsheim. Am 3. October 1783 wurde er zum Subrector des von der österreichischen Regierung errichteten Generalseminars ernannt und hatte als solcher die homiletischen und katechetischen Uebungen zu leiten und den liturgischen Unterricht zu ertheilen. 1788 wurde er zum Professor der Moraltheologie an der Universität ernannt. Seine am 9. October gehaltene Antrittsrede ('über die Ursachen, warum die Moral des Christenthums bei den Bekennern desselben so selten ihre herrlichen Früchte hervorgebracht hat') ist in S. Ruef's Freiburger Beiträgen abgedruckt. Bald darauf ließ die Regierung, wie bei anderen Fächern, so auch für die Bearbeitung eines Lehrbuches der Moraltheologie eine öffentliche Einladung ergehen. Der von W. vorgelegte Entwurf, obschon in deutscher Sprache abgefaßt, erhielt die Approbation und W. im Juni 1793 den Auftrag, denselben als bei den theologischen Lehranstalten einzuführendes Compendium auszuarbeiten. Die „christliche Sittenlehre" erschien zuerst in zwei Bänden zu Ulm 1794, in zweiter Auflage 1803, in dritter 1810, in vierter 1836. 1804 erschien die kleine Schrift „Ueber Vernunft und Offenbarung in Hinsicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschheit", 1806—1810 lieferte W. einige Beiträge für das Wessenberg'sche Archiv des Bisthums Konstanz: „Ueber die Verbindung der wissenschaftlichen mit der sittlichen Cultur der Geistlichen" (1806), „Beiträge zur Geschichte der Polygamie und der Ehetrennungen" (1810). Ein größeres Werk, „Vorlesungen über Religion nach Vernunft und Offenbarung. Für Akademiker und gebildete Christen", erschien erst 1828 nach dem Tode Wanker's. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften veröffentlichte Fr. Weick 1830—33 in vier Bänden: die zwei ersten Bände enthalten die Sittenlehre, der dritte die „Vorlesungen", der vierte die kleinen Schriften und eine Biographie. — Das Gutachten der Freiburger theologischen Facultät vom Jahre 1794 über die Amtsverrichtungen der französischen Geistlichen, die den Verfassungseid geleistet (herausgegeben von H. Amann, Freiburg 1832) ist von W. als Decan zuerst unterzeichnet, aber nicht von ihm verfaßt. Unter dem 4. December 1806 sandten Prorector und Consistorium an den Großherzog eine Vorstellung gegen den Plan, J. L. Hug und Bernard Boll von der Freiburger Universität zu entfernen, um für die von Heidelberg dahin versetzten Professoren Dereser und Schmitt Platz zu machen. Die Vorstellung, die Erfolg hatte, war von W. als Decan der theologischen Facultät verfaßt. — Von 1811 bis zu seinem Tode war W. Director der H. Sautter'schen Stiftung (s. A. D. B. XXX, 423), der er auch ein Capital vermachte. 1810 veröffentlichte er eine „Nachricht von der Sautter'schen Stiftung zu Freiburg".

Als es sich um die Besetzung des neu errichteten Erzbisthums Freiburg handelte, forderte die badische Regierung die Landdecane auf, drei Candidaten zu bezeichnen. Sie bezeichneten an erster Stelle Wessenberg, an zweiter W. Nachdem Wessenberg vom Papste verworfen worden, schlug die Regierung im J. 1822 W. vor. Auch ihm wurde anfangs in Rom die Bestätigung verweigert, weil man an der Wahl durch die Decane Anstoß nahm, dann aber auch, weil man W. beschuldigte, er habe das erwähnte Gutachten von 1794 verfaßt und er habe

zu der Frankfurter Kirchenpragmatik seine Zustimmung erklärt. W. erklärte, er habe sich zu nichts bekannt und werde sich zu nichts bekennen oder verpflichten, was der Papst bei den Verhandlungen mit den vereinten Höfen und Rom verwerfe. W. würde allem Anscheine nach schließlich in Rom bestätigt worden sein, starb aber vor dem Ende der Verhandlungen.

J. L. Hug, Rede auf Herrn Wanker, Director u. Professor der Theologie, Großh. Geistl. Rath und bestimmten Erzbischof, Freiburg 1824. — E. Buchegger im Freiburger Kirchenlexikon 11, 808. — F. Koessing in Weech's badischen Biographien 2, 423. — J. König im Freiburger Diöcesan-Archiv 10, 110, 269, 289, 299. — Longner, Oberrheinische Kirchenprovinz, S. 519, 548. — Katholische Zustände in Baden 1841, S. 37. Reusch.

Waenker: Ludwig Anton v. W., Arzt, wurde am 8. Juni 1805 als Sohn des großherzoglichen Hofraths und Stadtamtsphysicus Dr. Anton v. W. zu Endingen geboren. Er studirte in Freiburg und Heidelberg, machte 1822 wissenschaftliche Reisen mit längerem Aufenthalt in Berlin, Königsberg, Dorpat und St. Petersburg, erhielt 1827 die Licenz als Arzt, Wund- und Hebearzt und ging dann abermals zwecks weiterer wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung auf Reisen, wobei er Paris, Oberitalien, Wien und andere Städte besuchte. Nach der Rückkehr habilitirte er sich 1836 als Privatdocent zu Freiburg i. Br., erhielt 1839 die Stellung als Amtswundarzt des großherzoglichen Landamtes daselbst, wurde 1855 Nachfolger seines Vaters als Stadtamtsphysikus, später auch als Landamtsphysicus, erhielt anfangs der sechziger Jahre den Titel eines Medicinalraths, leitete im Kriege von 1870/71 in Freiburg ein Privatlazareth, wurde 1877 Geh. Hofrath, feierte 1879 sein 50jähriges Doctorjubiläum unter zahlreichen Auszeichnungen und starb am 9. März 1880. W. war ein hervorragender, vielseitig thätiger Arzt, der auch einige kleinere Abhandlungen chirurgischen Inhalts veröffentlicht hat.

Vgl. Bigor. Lex. VI, 161. Pagel.

Wann: Paul W., Theolog, geboren zu Kemnath in der Oberpfalz, war nach den Titeln seiner Schriften magister artium, Professor der Theologie, Kanonikus und Domprediger zu Passau, wo er im J. 1489 starb. Er ragt hervor durch Predigten, welche durchweg im 15. Jahrhundert gedruckt wurden, hinterließ außerdem ein Confessionale und Anderes handschriftlich.

Hain, Nr. 16143—49 Drucke. Andere u. Schriften bei Jöcher, Geßner, v. Aretin, Beitr. z. Gesch. St. 2, S. 65. — Kobolt, Bair. Gel.-Lex. S. 729. Erg. 291. Nachtr. 419. — v. Schulte, Gesch. II, 529.

v. Schulte.

Wannenmacher: Johann W., latinisirt in Vannius. Glarean sagt im Dodecachord, neue Ausg. deutsch, Publication Bd. 16, S. 259, daß er aus dem Breisgau stammte und sich um 1516 in Freiburg i. d. Schweiz niedergelassen habe. Schubiger in: Pflege des Kirchengesangs in der Schweiz (Einsiedeln 1873), S. 33 schreibt: er bekleidete in den Jahren 1510 bis 1530 am St. Nikolausmünster zu Freiburg das Amt eines Chorherrn und Cantors, wurde aber in letzterem Jahre wegen Ketzerei, d. h. weil er sich der evangelischen Lehre anschloß, verbannt und ging nach Deutschland, wo er zum Protestantismus übertrat. Nach dem Baseler Manuscript F. X. 5—9 scheint er sich doch aber nach der Verbannung aus Freiburg an verschiedenen Orten der Schweiz aufgehalten zu haben, denn man liest unter Nr. 26 (siehe den gedruckten Katalog S. 56) über dem Tonsatze „Encomium urbis Berne“: „Vannius faciebat 1535“ und unter Nr. 30 (S. 57 des Kat.) „J. Vannius, 1544 Novemb. inter lacus“. Dies inter lacus könnte man sehr wohl für Interlaken in der Schweiz halten. Aus dem Vorworte zu seinen Bicinia, die 1553 in Bern erschienen, erfährt man,

daß W. bereits ein Verstorbener ist, daß sein eigentlicher Name Wannenmacher sei und die Gesänge durch Johannes Kiener, Lehrmeister in Bern, gesammelt und zum Drucke übergeben sind. Ferner daß der Schreiber der Vorrede, Mathias Apiarius, der einstige Compagnon Peter Schöffer's in Straßburg i. Elsaß, im Besitze noch anderer Compositionen Wannenmacher's sei. Aus alle dem kann man wol den Schluß ziehen, daß W. sich in Bern niederließ, als er aus Freiburg verwiesen wurde und dort gestorben ist. Obiges Vorwort ist abgedruckt in Monatsh. f. Musikgesch. VIII, 101 ff. Von seinen Compositionen befindet sich ein sehr schöner inhaltsreicher Gesang zu 3 bis 6 Stimmen in Joh. Ott's 115 deutschen Liedern von 1544 (Neuausgabe in Publication Bd. 3, S. 300). Ferner bringt Glarean die vierstimmige Motette „Attendite popule meus“ (Neuausgabe in Partitur S. 261). Die zwei Gesänge in der Baseler Universitätsbibliothek sind bereits oben erwähnt, sie bestehen aus einem fünfstimmigen Salve magnificum und einem vierstimmigen Invidie telum. Die „Bicinia“ (Bern 1553), in 2 Stb. erschienen, waren bisher nur durch ein Stimmbuch in der kgl. Bibliothek zu Berlin und der Staatsbibliothek zu München bekannt, es hat sich aber in der Universitätsbibliothek zu Göttingen das 2. Buch „Vox libera“ gefunden, merkwürdiger Weise mit dem Stempel der Staatsbibliothek zu München. Bücher haben auch ihre Lebensgeschichte. Neben 8 Duos befinden sich noch 2 Gesänge vom Drucker Apiarius darin. Ein weltliches vierstimmiges Lied „Tuedt auff den riegel von der thür“ befindet sich in Schöffer's Liederbuch von 1536 (siehe meine Bibliographie). Rob. Eitner.

Wanningus: Joannes W. resp. Johann Wanning, mit der Geburtsstadtbezeichnung „Campensis“. Dieses Campensis wurde bisher mit Kempten übersetzt und erst Herr Boers in den Bouwsteenen, 1. Jaarboek, macht darauf aufmerksam, daß damit nur das holländische Kampen in der Provinz Oberyssel gemeint sein kann. Aus den Titeln der Druckwerke seiner Compositionen wissen wir, daß W. in den Jahren 1580 bis 1590 Musikdirector an der Marienkirche zu Danzig war, wie denn der Name W. in Danzig auch heute noch vorkommt (siehe Monatsh. f. Musikgesch. IV, Beilage S. 53). Im J. 1871 suchte ich in den Kirchenbüchern Danzigs nach irgend einer Nachricht über ihn, doch kein Buch reichte soweit zurück. Auch ein gedruckter Leichensermon war nicht zu finden. Er gab nach unserer heutigen Kenntniß zwei große Motettensammlungen in den Jahren 1580, 1584 in Dresden und Nürnberg heraus, betitelt: „Sacrae cantiones 5—8 vocibus“ und „Sententiae insigniores 5—7 vocibus“ zu 44 und 52 Gesängen. Der Name Wanning's erklang bis nach Italien und Angelo Gardano in Venedig druckte beide Sammlungen 1590 in Stb. nach. Exemplare beider Ausgaben haben sich reichlich auf unseren öffentlichen Bibliotheken in München, Liegnitz, Elbing, Grimma, Breslau, Kassel, Löbau, Königsberg, Augsburg und andern Orten erhalten. 5 Motetten gab ich 1878 in Amsterdam bei Roothaan auf Kosten der Maatschappij tot bevordering der Toonkunst in Amsterdam heraus. Sie zeigen W. als einen tüchtigen Componisten, der im Geiste und der Behandlung der Technik des 16. Jahrhunderts den ersten Größen gleichkommt. Seine Stimmführung ist meisterhaft; sie allein bildete damals die Grundpfeiler jeder Compositionsart, denn eine Harmonielehre kannte man noch nicht; dies ist erst eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts. Infolge der geschickten contrapunktischen Führung der Stimmen gelangen sie aber zu Accordfolgen und Klangwirkungen, die uns Harmoniker überraschen und denen wir Aehnliches vergebens an die Seite zu stellen suchen. Rob. Eitner.

Wansleben: Johann Michael W., auf dem Titel seiner französischen und italienischen Schriften Vansleb genannt, Orientalist und Reisender, wurde am 1. November 1635 zu Erfurt als Sohn des lutherischen Predigers Johann

W. geboren. Er besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt, erwarb sich hier eine tüchtige Grundlage philologischer Bildung, bezog dann die Universität Königsberg, um Theologie und alte Sprachen zu studiren, wurde Hauslehrer eines jungen Edelmannes, ließ sich dann als Soldat anwerben, nahm an einem Feldzug nach Holland theil und kehrte hierauf in die Heimath zurück. Bald nach seiner Rückkehr lernte er in Gotha den berühmten Orientalisten Hiob Ludolf kennen, der ihn in das Studium des Aethiopischen einführte und als Hülfsarbeiter bei seinen umfangreichen grammatischen und lexikographischen Werken verwendete. Das erste dieser Werke, das Ludolf zu veröffentlichen wünschte, war sein äthiopisches Wörterbuch. Da er in Deutschland keinen Verleger fand, schickte er W. 1660 mit dem Manuscript nach London, um es hier drucken zu lassen. W. führte den Auftrag seines Lehrers nicht zu dessen voller Zufriedenheit aus. Er gab zwar das Werk unter dem Titel Jobi Ludolfi Lexicon aethiopico-latinum, nunc primum in lucem editum studio et cura J. M. Wanslebii (Lond. 1661, nicht, wie Fumagalli, Bibl. Aethiopica irrthümlich angibt, 1656) heraus, aber mit vielen Fehlern, die von nachlässiger Durchsicht und mangelhafter Correctur zeugen, weshalb Ludolf später selbst eine neue Ausgabe veranstaltete (Frkf. 1699). Während seines Londoner Aufenthaltes vertiefte sich W. auch anderweit in orientalische Studien und half namentlich dem englischen Philologen Edmund Castell bei der Bearbeitung und Drucklegung seines Lexicon heptaglotton. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, um einen seinen Kenntnissen angemessenen Wirkungskreis zu suchen. Als er hörte, daß Herzog Ernst der Fromme von Gotha einen Gelehrten für eine wissenschaftliche Reise nach Aethiopien suchte, stellte er sich ihm zur Verfügung und erhielt den Auftrag, von Aegypten aus nach Abessinien vorzudringen, den Zustand der äthiopischen Kirche zu untersuchen, wenn möglich die dortige Geistlichkeit für die Lehre Luther's zu interessiren und endlich einige bildungsfähige junge Eingeborene mit nach Thüringen zurückzubringen, die hier in den Grundsätzen des evangelischen Christenthums unterrichtet und dann als Missionare nach ihrer Heimath zurückgesendet werden sollten. Am 15. Juni 1663 reiste er ab und traf im Januar des folgenden Jahres glücklich in Aegypten ein. Anstatt aber sogleich die Reise nach Süden fortzusetzen, zog er in Unterägypten umher, hielt sich längere Zeit in Alexandrien und Kairo auf, ergab sich einem ausschweifenden Lebenswandel und verbrachte das ihm anvertraute Geld des Herzogs in leichtsinniger Weise. Allerdings sammelte er auch koptische Bücher und schrieb eine Anzahl ab, die er nicht käuflich erwerben konnte. Als er sich endlich zur Weiterreise entschlossen hatte, überredete ihn der koptische Patriarch Matthäus von Alexandrien, welcher die Oberherrschaft auch über die abessinische Kirche beanspruchte, wieder nach Europa zurückzukehren. W. sandte einen Bericht über seine bisherige Thätigkeit an den Herzog und suchte sich im günstigsten Lichte darzustellen, doch vermochte er sich nicht von dem Verdachte zu reinigen, daß er sein Reisegeld unnütz vergeudet und die Aufträge seines Herrn mißachtet habe. Sein Lehrer Hiob Ludolf beschuldigte ihn wiederholt der Veruntreuung und unsittlichen Lebensführung, doch vergalt ihm der undankbare Schüler diese üble Nachrede später reichlich, indem er ihn der Vielweiberei und anderer schamloser Vergehungen anklagte. In den ersten Tagen des Jahres 1665 schiffte sich W. in Alexandrien ein und landete am 16. Februar in Livorno. Anstatt aber nach Deutschland zurückzukehren, um hier seinem Herrn persönlich Rechenschaft abzulegen, begab er sich nach Rom, trat hier zur katholischen Kirche über und nahm im folgenden Jahre das Ordenskleid der Dominicaner. Er setzte in Rom seine äthiopischen Studien fort, verkehrte viel mit dem großen deutschen Jesuiten Athanasius Kircher, fand aber sonst weder Anerkennung noch Förderung und be-

gab sich deshalb 1670 nach Paris. Hier gab er einen „Conspectus operum aethiopicorum, quae ad excudendum parata habet J. M. Wanslebius“ (Paris 1671) heraus und erregte dadurch die Aufmerksamkeit des Ministers Colbert, der ihn beauftragte, nach Aegypten zu reisen, um hier für die königliche Bibliothek orientalische Handschriften zu erwerben. W. fuhr am 20. Mai 1671 von Marseille nach Syrien, hielt sich mehrere Wochen in Tripoli, Aleppo, Damaskus und Sidon auf, segelte darauf nach Damiette, vervollständigte hier seine Reiseausrüstung und begab sich dann nach Kairo. Hier besuchte er die Kirchen und Klöster der einzelnen christlichen Secten, namentlich der Kopten, wohnte deren Gottesdiensten und Kirchenfesten bei, beobachtete ihre religiösen Ceremonien und bemühte sich, ihre Glaubenslehren und die Geschichte ihrer Kirche auf das genaueste zu erforschen. Dann durchzog er die nähere und weitere Umgebung der Stadt, drang bis in die nitrische Wüste vor, untersuchte überall die altchristlichen Gräberfelder und Einsiedeleien, sammelte Inschriften und Manuscripte und erlernte die Sprache der Kopten. Im Frühjahr 1673 trat er eine Reise nach Oberägypten an. Er fuhr in Begleitung eines christlichen nubischen Sklaven nilaufwärts bis zu den Ruinen von Theben, besichtigte eingehend die großartigen Trümmerfelder von Karnak, Luksor und Medinet Habu, unternahm einen längeren Ausflug in die thebaische Wüste mit ihren Einsiedlergrotten und Höhlengräbern und begab sich dann zu Schiffe nach Rosette. Von hier aus schickte er eine Sendung von 334 arabischen, türkischen und persischen Handschriften an die königliche Bibliothek nach Paris. Er wäre gern noch längere Zeit in Aegypten geblieben und bis nach Abessinien vorgedrungen, doch sah er sich überall in seinen Unternehmungen gehemmt, weil ihn die Behörden für einen französischen Kundschafter hielten und die Eingeborenen allerorten an seinem ausschweifenden Lebenswandel, namentlich an seinem Hange zur Trunksucht Anstoß nahmen und ihn deshalb mit Haß verfolgten. Er beschloß darum, nach Constantinopel zu gehen, hier durch Vermittlung des französischen Gesandten vom Sultan einen Paß zur ungehinderten Fortsetzung seiner Reise nach Aethiopien auszuwirken und dann nach Aegypten zurückzukehren. Im Frühjahr 1674 segelte er von Rosette ab, erlitt aber unterwegs Schiffbruch und traf in sehr heruntergekommenem Zustande in Constantinopel ein. Da er hier sein wüstes Leben fortsetzte, fand er von Seiten der französischen Colonie wenig Entgegenkommen und mußte sich trotz seiner Verbindungen mit Colbert als Abenteurer behandeln lassen. Ende 1675 war er endlich mit seinen Vorbereitungen zu der geplanten äthiopischen Reise fertig, doch bemühte er sich vergeblich, einen Paß zu erhalten, und da unterdessen auch Gerüchte von seiner schlechten Aufführung nach Paris gedrungen waren, rief ihn Colbert zurück. Im Frühjahr 1676 begab er sich zur See nach Frankreich, da er aber auch hier seinen schlimmen Leidenschaften keine Zügel anlegte, wurde er von dem Minister sehr ungnädig behandelt und erhielt weder eine Belohnung für seine Verdienste, noch die nöthigen Gelder zur Veröffentlichung seiner äthiopischen Werke. Tiefgekränkt und in großer Armuth lebte er nun theils in Paris, theils in verschiedenen Orten der Umgebung. Gegen Ende des Jahres 1678 erhielt er endlich ein geistliches Amt als Vicar zu Bouron bei Fontainebleau, aber bereits am 12. Juni 1679 erlag er hier im Alter von 43 Jahren den Folgen seiner Ausschweifungen. Er war ein Mann von bedeutenden Geistesgaben und ausdauernder Arbeitskraft und hätte in geordneten Verhältnissen wahrhaft Großes leisten können, doch zerrütteten seine Leidenschaften, namentlich sein Hang zur Trunksucht seinen Körper, sodaß er in seinem späteren Leben nirgends die gehoffte Anerkennung und Unterstützung fand, sondern überall auf Mißtrauen und Kälte stieß und darum an sich selbst und an seiner wissenschaftlichen Lebensaufgabe verzweifelte.

An noch vorhandenen Werken hinterließ er den schon erwähnten handschriftlichen Bericht an den Herzog Ernst über seine erste Reise, der sich gegenwärtig auf der Bibliothek in Gotha befindet (Cod. chart. fol. 101), ferner einen italienischen Auszug aus diesem Bericht: „Relazione dello stato presente dell' Egitto“ (Parigi 1671), dann ein französisches Werk über seine zweite Reise: „Nouvelle relation en forme de journal d'un voyage fait en Egypte par le P. Vansleb R.D. en 1672 & 1673“ (Paris 1677; 1698, auch englisch London 1678), endlich eine werthvolle Beschreibung der koptischen Kirche in Aegypten: „Histoire de l'église d'Alexandrie, fondée par S. Marc, que nous appellons celle des Jacobites-Coptes d'Egypte, écrite au Caire même en 1672 et 1673“ (Paris 1677). Nach seinem Tode erschien unter seinem Namen: „A brief account of the rebellions and bloodshed occasioned by the antichristians practises of the Jesuites and other popish emissaries in the Empire of Ethiopia“ (London 1679). Ob diese Schrift wirklich von ihm herrührt, ist ungewiß. Das bedeutendste Werk Wansleben's ist seine „Nouvelle relation“. Es enthält nicht nur eine vortreffliche, auf genauen eigenen Beobachtungen beruhende Schilderung Aegyptens, seiner Bewohner und der wichtigsten dort vorkommenden Thiere und Pflanzen, sondern auch werthvolle Nachrichten über die christlichen Alterthümer des Landes. Auch die Schrift über die alexandrinische Kirche ist eine Frucht eingehender gewissenhafter Studien. Sie enthält ausführliche Angaben über die Glaubenslehren und Ceremonien der koptischen Kirche, sowie ein Verzeichniß gelehrter Kopten und ihrer Werke.

Jöcher 4, 1812. — Niceron, Mémoires (Paris 1734) 26, 7—17. — Cyprian, Bibl. Gothana 64. — Vockeradt, De J. M. Wanslebio. Gotha 1708.

Viktor Hantzsch.

Wappäus: Johann Eduard W., hervorragender Geograph und namhafter Statistiker, wurde am 17. Mai 1812 als der dritte Sohn des wohlhabenden Kaufmanns und Rheders Georg Heinrich W. († 1836) und dessen Ehefrau Anna Sophie, geb. Forst, in Hamburg geboren und erhielt hier in einer Privatschule und in den oberen Classen des Johanneums seine Vorbildung. Aus Rücksicht auf seine zarte Gesundheit sich der Landwirthschaft widmend, besuchte er eine Zeitlang die von Albrecht v. Thaer geleitete landwirthschaftliche Lehranstalt zu Möglin (bei Frankfurt a. d. O.), wurde hier aber durch seinen Lehrer Körte für die Naturwissenschaften gewonnen und setzte deshalb nach einer überstandenen schweren Lungenentzündung Ostern 1831 das Studium derselben auf der Universität Göttingen, namentlich unter dem Mineralogen Hausmann, fort. Mit dem zuletzt genannten Gelehrten blieb W. dann als dessen nachmaliger Schwiegersohn und College ein Menschenalter in engster Verbindung. Von Ostern 1832 finden wir W. an der Berliner Universität immatriculirt, wo Karl Ritter, bei dem er durch Hausmann eingeführt war, von großem Einfluß für die Richtung seiner Studien wurde. Wie lange W. in Berlin blieb, ist nicht genau festzustellen; infolge seines Lungenleidens waren seine Universitätsstudien wahrscheinlich öfter unterbrochen. Von Ostern 1835 bis Michaelis 1836 ist W. wieder in Göttingen immatriculirt, wo er im Herbst 1836 mit einer Dissertation „De Oceani fluminibus“ promovirte. In diese Studienzeit fällt sehr wahrscheinlich (vielfach wird die Zeit vom Juni 1833 bis Juli 1834 angegeben, doch lauten die Angaben verschieden) auch die große Reise in die Tropen, die W. auf ärztlichen Rath auf einem Schiffe seines Vaters unternahm und die ihn nach den Capverdischen Inseln und Brasilien führte und die ihm zugleich die günstige Gelegenheit bot, seine geographische Anschauung und namentlich auch seine portugiesischen und spanischen Sprachkenntnisse, die ihm bei seinen späteren Arbeiten so sehr zu statten kamen, zu erweitern. Nach seiner Promotion privati-

sirte er in Hamburg, Bonn (wo G. B. Mendelssohn, ein Schüler Ritter's lehrte) und Paris und habilitirte sich dann i. J. 1838 als Privatdocent für Geographie an der Georgia-Augusta-Universität Göttingen, der er dann 41 Jahre ununterbrochen angehört hat und zwar seit 1845 als außerordentlicher, seit 1854 als ordentlicher Professor für Geographie und Statistik. Seine Vorlesungen, die durch vielfaches Kranksein oft unterbrochen waren, erstreckten sich auf geographischem Gebiete fast nur auf „Allgemeine Erdkunde" und „Geographie von Amerika", auf statistischem auf „Allgemeine Statistik", Bevölkerungsstatistik und Statistik einzelner europäischer Länder, besonders des Königreichs Hannover. Im letzten Jahrzehnt waren „Einleitung in das Studium der allgemeinen Erdkunde" und „Einleitung in das Studium der Statistik" seine beiden gewöhnlichen Vorlesungen. Als akademischer Lehrer hatte W. fast während seiner ganzen Lehrthätigkeit unter der Geringschätzung der Geographie, namentlich als Unterrichtsfach in den höheren Schulen, zu leiden. Mehr als durch das Wort hat W. deshalb durch seine gelehrten geographischen und statistischen Schriften gewirkt. Seine ersten Arbeiten, so die „Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer" (Göttingen 1842), seine 1843 begonnene Publication „Die Republiken Südamerikas geographisch und statistisch" (1. Abt. Venezuela, Göttingen 1843) sind Bruchstücke geblieben; auch von seinen „Beiträge zur Kunde von Südamerika", die als Fortsetzung seiner Schrift über „Deutsche Auswanderung und Kolonisation" (Leipzig 1846) erschienen, kam nur Heft I (Die Provinzen des Rio de la Plata, Leipzig 1848) heraus; doch gebührt ihm das Verdienst, zuerst das südliche Amerika als ein für die deutsche Auswanderung im höchsten Grade geeignetes Gebiet wissenschaftlich begründet und nachhaltig empfohlen zu haben. Später wurde W. denn auch lange Zeit das Consulat für Chile und Argentinien übertragen.

Das hervorragendste Werk von W. auf geographischem Gebiete ist seine neue (siebente) Auflage des Stein-Hörschelmann'schen „Handbuchs der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände" (Leipzig, Hinrichs'sche Verlagsbuchhandlung, 6. Auflage 1834 von Hörschelmann), für das er die Gesammtredaction und die Abfassung einzelner Abtheilungen bereits im J. 1847 übernahm, dessen Ausgabe auch im Juli 1849 begann, dessen Schlußlieferung aber erst 1871 erschien. Diese monumentale geographische Encyclopädie, zehn Bände (nach der Inhaltsbezeichnung 4 Bände in 11 Abtheilungen) umfassend, vereinigt freilich in einer der heutigen Auffassung vom wissenschaftlichen Charakter der Erdkunde widerstrebenden Weise aus Gründen der Zweckmäßigkeit Geographie und Statistik, trotzdem aber wird sie wegen der außerordentlich gründlichen Benutzung eines für manche Länder großartig reichen Quellenmaterials dauernden Werth behalten. Die werthvollsten Theile dieses geographischen Handbuchs bilden die von W. selbst bearbeiteten drei starken Bände über Amerika: Nordamerika erschien 1855, Central- und Südamerika nebst Patagonien 1858—71 und Brasilien 1871. Als ein eifriger Vertreter der Ideen seines großen Lehrers Karl Ritter bekundet sich W. fast ausschließlich in den zahlreichen Recensionen, die er für die „Göttinger Gelehrten Anzeigen", deren Redacteur er vom Juni 1848 bis April 1863 und von Mitte 1874 bis zu seinem Tode war, schrieb. Hier hat er bei der Anzeige und Besprechung wichtiger Erscheinungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Geographie und besonders der besseren geographischen Lehrbücher oft und gern Gelegenheit genommen, seine Ansichten über die Ziele und Methode der Ritter'schen Schule in langen Anmerkungen oder in der Form von Abschweifungen darzulegen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung die kritische Anzeige der 3. Auflage von Hermann Oberländer's „Der geographische Unterricht" (Götting. gel. Anz., St. 27, 1879), die er selbst gelegentlich als sein Selbst-

bekenntniß und wissenschaftliches Testament bezeichnet hat. Nur einige Aussprüche mögen seine Auffassung von der Geographie hier charakterisiren. Im Stück 27 der Gött. gel. Anz. 1879 schreibt er: „Die Erdoberfläche nach ihrer Konfiguration und Bodenplastik, nach den Verhältnissen des Festen und Flüssigen auf derselben und in ihrem Verhältnisse zur Natur und Geschichte zu erforschen und zur Anschauung zu bringen, das ist die eigentliche Aufgabe der wissenschaftlichen Erdkunde". — Götting. gel. Anz., St. 27, 1875, erklärt er: „Politische Geographie ist eine Verbindung der Geographie mit Statistik zu einem nicht eigentlich wissenschaftlichen, sondern ganz überwiegend praktischen Zwecke, nämlich zur bequemen Belehrung über die Merkwürdigkeiten der verschiedenen Staaten auf geographischer Grundlage, wie sie das Bedürfniß des praktischen Lebens für jeden Gebildeten erfordert. Diese Disciplin hat nicht mehr Ansprüche auf den Rang einer Wissenschaft als die Litteratur der Reisehandbücher". An demselben Ort (S. 860) heißt es weiter: „Die Geographie soll nur thatsächliche Verhältnisse ins Auge fassen und darstellen; darin, daß die Geographie sich von Hypothesen fernhält, ist wesentlich das Gewicht geographischer Lehren und Gesetze begründet. Deshalb hat die Erdkunde es auch nur zu thun mit den realen, factisch bestehenden Verhältnissen der Erdoberfläche; d. h. für die Erdkunde ist der Anfang erst gegeben mit der gegenwärtigen, zur Bewohnbarkeit für die Menschen fertigen und für die Thätigkeit der Menschen vorbereiteten Erde. Denn für die Erdkunde gewinnt die Betrachtung der Erdoberfläche ihre volle Bedeutung erst um des menschlichen Gesichtspunktes wegen".

Dem Umstande, daß W. durch den Wunsch der hannoverschen Regierung, Statistik des Königreichs Hannover gelesen zu sehen, auch sich der so vielfach mit der Geographie berührenden Statistik zuwandte, verdankt diese Wissenschaft, die einst in Göttingen zu Achenwall's Zeiten ihre Wiege hatte, das vorzügliche Werk „Vorlesungen über allgemeine Bevölkerungsstatistik" (Leipzig, Bd. I, 1859, Bd. II, 1861), das nicht nur wegen seines reichen wissenschaftlichen Inhalts, sondern auch wegen der ansprechenden Anordnung des Stoffes und der klaren Darlegung der bisher gewonnenen Gesetze allgemeine Anerkennung unter den Fachmännern fand. Im Auftrage der hannoverschen Regierung nahm W. auch an den Versammlungen der internationalen statistischen Congresse zu Paris (1853), zu Wien (1857), zu London (1860) und Berlin (1863) theil und erwarb sich durch seine persönliche Liebenswürdigkeit unter den Fachgenossen zahlreiche Freunde. In der Auffassung der Statistik hielt er an dem Achenwall'schen Begriff derselben fest. Für eine Biographie dieses Begründers der Statistik sammelte er schon seit vielen Jahren Material, kam aber leider nicht mehr zur Ausarbeitung des Buches, welches ihm ein Lieblingsgedanke geworden war. Seine öfter gehaltene Vorlesung „Einleitung in das Studium der Statistik" wurde nach seinem Tode von O. Gandil (Leipzig 1881) herausgegeben.

So milde und liebenswürdig W. in seinem persönlichen Verkehr war, so unbeugsam war er in seinen politischen Anschauungen: er war ein Gegner der neuen Gestalt, in welcher das deutsche Reich wieder erstanden ist und er starb als ein treu ergebener Anhänger des hannoverschen Königshauses.

Am 12. December 1879 erkrankte W. an seinem oft im Winter wiederkehrenden Lungenleiden und erlag demselben nach wenigen Tagen, am 16. December 1879. Bis in sein Alter in inniger Verehrung und tiefer Pietät seinen beiden einstigen Lehrern anhängend, hatte er noch kurze Zeit vor seinem Tode zum hundertjährigen Geburtstage Karl Ritter's dessen Briefwechsel mit Joh. Fried. Ludw. Hausmann (Leipzig 1879) herausgegeben.

W. war zwei Mal verheirathet, zuerst mit Margarethe, geb. Wehner aus Hannover († 1844), aus welcher Ehe der einzige Sohn Dr. med. G. H. Wap-

päus († 1893) zu Hamburg stammte; sodann seit 1847 mit der Tochter des Mineralogen Hausmann, welche im Februar 1859 starb.

Johann Eduard Wappäus. Von Professor Herm. Wagner in Petermann's Mittheilungen, 26. Bd., 1880. — J. E. Wappäus. Ein biographischer Nekrolog von Dr. Otto Groß in den Mitt. der k. k. geogr. Ges. zu Wien 1880. — Johann Eduard Wappäus von Dr. A. Ficker in der Wiener Statistischen Monatsschrift, VI. Jahrg. 1880. — Kürzere Nachrufe in den Nachrichten von der k. Ges. der Wissensch. und der Georg Augusts-Universität zu Göttingen, 1880, S. 203—204, und in der Deutschen Rundschau f. Geogr. u. Statistik, II. Jahrg. 1880, mit Porträt. — Außer diesen dienten briefliche Mittheilungen des Bruders des Verstorbenen als Grundlage.

W. Wolkenhauer.

Wappler: Anton W., katholischer Theologe, geboren 1823 zu Thaja, † am 12. August 1887 zu Wien. Er wurde 1845 Priester und Religionslehrer an der Wiedener Oberrealschule zu Wien, 1848 Professor der Kirchengeschichte an der dortigen Universität, später Kanonikus an St. Stephan. Er hat mehrere Religionsbücher für Mittelschulen veröffentlicht: „Katholische Religionslehre für höhere Lehranstalten" (1853, 5. Aufl. 1870); „Lehrbuch der kath. Religion für die oberen Classen der Gymnasien" (1869, 3 Bände); „Geschichte der göttlichen Offenbarung, zum Gebrauch an Unterrealschulen" (1863, 2. Aufl. 1868); „Cultus der kath. Kirche, zum Gebrauch an Untergymnasien und Unterrealschulen" (1864); „Geschichte der kath. Kirche, Lehrbuch für Obergymnasien und Oberrealschulen" (1864, 2. Aufl. 1871).

Lit. Handweiser 1868, 104; 1871, 425. Reusch.

Warbeck: Veit W., der Uebersetzer der Schönen Magelone, ist um 1490 zu Schwäbisch Gmünd geboren. Sein Vater, der angesehene Bürger Thomas W., den Kaiser Friedrich III. durch Verleihung eines Wappens ehrte, bestimmte ihn als jüngeren Sohn für die diplomatische Laufbahn und sandte ihn auf die Universität Paris, wo er 1508 zum Magister der freien Künste promovirt wurde. Seine Kenntniß der französischen Sprache empfahl ihn, nachdem er sich 1514 nach Wittenberg begeben hatte, bei dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der ihn als Secretär an seinen Hof zog, auf seinen Reisen mitnahm und zu vertraulichen Sendungen benutzte. So wohnte er 1519 in Leipzig der Disputation seines innig verehrten Lehrers Luther mit Eck bei und sah 1521 Luther's Einzug in Worms mit an. Mit seinem Freunde Spalatin pflog er in diesen Jahren einen intimen Briefwechsel. Seit 1522 lebte er zu Weimar als Hofgeistlicher (er hatte 1519 die Weihen empfangen) des Prinzen Johann und unterwies auch dessen Sohn, den späteren Kurfürsten Johann Friedrich, in der französischen Sprache. Als dieser 1532 zur Regierung kam, machte er seinen früheren Hofmeister zum Vicekanzler. Doch starb W. schon am 4. Juni 1534 zu Torgau. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Anna v. Hacken zwei Söhne und eine Tochter Anna, die 1554 Luther's Sohn Paul heirathete.

Warbeck's einzige litterarische Leistung ist die Verdeutschung des französischen Romans von Peter von der Provence und der schönen Magelone, die er 1527 dem Kurprinzen Johann Friedrich zu seiner Vermählung widmete, die aber erst Spalatin nach seinem Tode zum Drucke beförderte (Augsburg 1535). Er hatte damit unter den französischen Ritterromanen, für die damals am kursächsischen Hofe ein entschiedenes Interesse herrschte, eine gute Wahl getroffen; denn vor andern zeichnet sich diese Erzählung, die den aus Tausend und einer Nacht bekannten Stoff von der Trennung eines mit einander flüchtenden Liebespaares und seiner wunderbaren Wiedervereinigung an den Küsten des Mittelmeeres localisirt, durch die zarte Anmuth der Darstellung und die Vermeidung alles Schwulstes

und aller Effecthascherei aus. Das Verfahren des Uebersetzers vermögen wir genau zu verfolgen, da außer Warbeck's eigener Handschrift auch das von ihm benutzte Exemplar des französischen Originals, ein zierlicher Pergamentcodex mit einer (vermuthlich von W. selbst herrührenden) lateinischen Interlinearversion auf uns gekommen ist. W. hat sich also gleich dem Pfaffen Konrad, der vierhundert Jahre vorher das Rolandslied zuerst ins Lateinische und daraus in deutsche Zunge übertrug, einer wortgetreuen lateinischen Uebersetzung, der auch grammatische Erläuterungen beigefügt sind, als Hülfsmittel bedient. Er übersetzt gewissenhaft, ohne in Wortwahl und Ausdruck je undeutsch zu werden. Durch kleine Zusätze verdeutlicht er die Seelenstimmung der handelnden Person oder macht die Situation anschaulicher. Eine Annäherung an das deutsche Ritterideal ist es, wenn er an Peter von Provence die „Zucht“ hervorhebt und aus seinen grünlichen Augen und röthlichen Haaren „freuntliche augen und gel har als golt“ macht. Als entschiedener Protestant streicht er consequent alle Spuren der Heiligenverehrung, also die Gebete zu Petrus und Maria, wie er auch catholique stets durch „christlich“ wiedergibt. Warbeck's Verdeutschungsarbeit gewann rasch eine große Verbreitung, und zwar nicht nur in Deutschland, wo Hans Sachs sie dreimal dichterisch gestaltete und Ludwig Tieck sie 1796 einer zart empfundenen Modernisirung unterzog, sondern auch im Auslande. Aus einer niederdeutschen Uebertragung ging das dänische Volksbuch hervor, das in Island und Schweden nachgeahmt wurde; auf dem hochdeutschen Texte fußt die böhmische Uebersetzung, aus der eine polnische und eine russische flossen.

Die schöne Magelone, aus dem Französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. Nach der Originalhandschrift herausgegeben von J. Bolte, Weimar 1894.

J. Bolte.

Wardenberg: Zutfeld W., Administrator des Bisthums Schwerin, stammte aus einer angesehenen Stralsunder Patricierfamilie, welche, gemeinschaftlich mit den Familien von Zutphen und Hoyer, einen Adlerflügel mit einer Klaue und einem darübergelegten geschachteten Balken, im Wappen führt, und war der Sohn des Stralsunder Bürgermeisters Henning W., welcher, seit 1482 in den Rath gewählt, im J. 1505 starb. Seinen Vornamen empfing er wahrscheinlich von einem Mitgliede der Familie v. Zutphen, deren Wappenemblem anscheinend ebenfalls auf die Wardenbergs vererbt wurde. Von seiner Mutter Margaretha erzählt Wessel (s. d. A.), daß sie an der Predigt eines Geistlichen Anstoß genommen und die Kirche verlassen habe. Dessenungeachtet blieb ihr Sohn Zutfeld ein eifriger Anhänger der römisch-katholischen Kirche, in welcher er vermöge seiner hervorragenden Begabung bald zu hohen Würden gelangte. Von seinen Universitätsstudien als Magister und Doctor des kanonischen Rechts zurückgekehrt, erhielt er bald darauf die Würden eines Decans bei den Domen zu Güstrow und Schwerin, eines Propstes zu Bützow und eines Archidiakons zu Rostock, und wurde dann, als man den bisherigen Vertreter Mecklenburgs beim Papste, Peter Wolkow (1508) zum Bischof von Schwerin ernannte, nach kurzem Verweilen auf der Greifswalder Universität (1509), nach Rom gesandt, wo er das Amt eines päpstlichen Protonotars und Capellans empfing. Hier führte er nicht nur für die mecklenburgischen Herzoge, sondern auch für den Kaiser Maximilian I. mehrere wichtige Processe, u. a. in den Angelegenheiten des Johanniterordens und des Stralsunder Brigittenklosters, zeigte dabei aber eine so große Parteilichkeit gegen den Bischof Wolkow, daß man den Tod des letzteren (1516) durch die von W. herbeigeführten Aergernisse beschleunigt glaubte. Dieser Verdacht erschien um so begründeter, als W. wenn auch nicht nominell, so doch factisch dessen Nachfolger wurde. Da nämlich Herzog Heinrich, anscheinend durch Wardenberg's Einfluß in Rom, es erreicht hatte, seinem siebenjährigen Sohne

Magnus die bischöfliche Würde zuzuwenden, wirkte W. seit 1516 als dessen Administrator, und verband damit zugleich das Amt eines Archidiakonus von Tribsees und bischöflichen Officials, wobei er seinen Wohnsitz in Stralsund nahm. In dieser Stellung erlaubte er sich zahlreiche, von seinem Vorgänger Ronnegarwe (s. A. D. B. XXIX, 136) vermiedene Uebergriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit, und erregte dadurch nicht nur beim Rath, sondern auch bei den Bürgern wegen der Höhe der Strafgebühren einen erbitterten Haß. Infolge dessen belegte der Rath im dänischen Kriege (1522) die Geistlichkeit gleichfalls mit höheren Steuern, und bedrohte sie im Weigerungsfalle mit schwerer Strafe. Dieser zu entgehen, floh W. sowie der Oberpfarrherr Hipp. Steinwehr (s. A. D. B. XXXVI, 25) und dessen Vice-Pleban Dr. Otto aus der Stadt und kehrte nach Rom zurück, von wo er, mit Hülfe des Herzogs von Mecklenburg, Genugthuung gegen Stralsund, sowie die Befreiung seines Bruders Joachim W. (der vom Rath wegen der den Entflohenen geleisteten Hülfe mit Gefängniß bestraft war) zu erlangen suchte. Seine Bemühungen blieben jedoch vergeblich, da die Reformation (1525) in Stralsund eingeführt wurde, vielmehr fand er (1527) bei der Belagerung Roms seinen Tod. Sein Vorname Zutfeld ging ebenso wie sein Wappen auf die Familie Hoyer über, die von 1516—1640 im Stralsunder Rathe wirkte, während sein Neffe Dr. Caspar H., Domherr zu Brixen, Wardenberg's Thätigkeit (1546—81) in Rom fortsetzte.

Dinnies, stem. Sund. s. n. — Alb. univ. Gr. I, 113. — Lib. her. Gr. XVII, 57. — Stralf. Chron. I, 22. — Sastrow's Leb. v. Mohnike I, S. 54, 318 ff. — Lisch, Meckl. Jahrb. I, 24, 182; III, 89, 171, 174. — Kosegarten, Balt. Stud. XVII, 2, S. 103 ff.; Gesch. d. Univ. I, 176 ff. — Zober, Fr. Wessel, Etl. Stücke v. Pavestdhome, 1837. — Fock, Rüg. Pom. Gesch. V, 106—125. — A. Balthasar, ius pastorale II, 880. Pyl.

Wardenburg: Wilhelm Gustav Friedrich W., geboren am 15. Mai 1781 zu Fedderwarden in der Herrlichkeit Kniphausen, wo der Vater Prediger war. In Hatten, einem Dorfe im Herzogthum Oldenburg, wohin der Vater versetzt war, verlebte W. seine Knabenjahre unter Leitung eines Hauslehrers und empfing hier, als im J. 1795 infolge der im Baseler Frieden stipulirten Demarcationslinie mehrere Monate lang hannoversche Truppen in Hatten einquartirt waren, die erste Anregung zu seinem demnächstigen Beruf als Soldat. Von dem Vater zum Theologen bestimmt, wurde er auf das Gymnasium in Oldenburg geschickt; auf dringendes Bitten gab indeß der Vater seine Einwilligung, daß W. als Secundaner die Schule verließ und im J. 1797 in das oldenburgische Militär — eine Compagnie von 100 geworbenen Leuten unter einem Major — als Cadet eintrat. Im Anfange des Jahres 1799 erhielt W. auf sein Ansuchen den Abschied als Officier (Fähnrich), um, mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs Peter von Oldenburg versehen, in den russischen Militärdienst zu treten. Er begab sich nach dem Kriegsschauplatz in Italien, um sich dem Feldmarschall Suwarow vorzustellen. Nach einer Reise, die, so sehr er sie zu beeilen suchte, volle vier Wochen währte, traf er das Hauptquartier des Feldmarschalls in Alessandria. Von dem letzteren freundlich empfangen, erhielt er den Bescheid, daß der Kaiser Paul jede Anstellung eines Fremden bei der Armee untersagt habe; W. also warten müsse, bis in Petersburg seinetwegen angefragt sei; übrigens sei der Feldmarschall bereit, ihm einen Platz in der österreichischen Armee zu verschaffen. W. nahm dieses Erbieten sofort an, trat zunächst als Cadet bei dem Regimente Frelich ein und wurde, nachdem er sich bei der Belagerung und Einnahme des Forts von Serravalle ausgezeichnet hatte, zum Officier (Fähnrich) ernannt (August 1799). Er nahm an der Schlacht bei Novi (15. August 1799), an der Belagerung von Tortona und an vielen der zahlreichen Gefechte des

Herbstes 1799, sowie an der Belagerung von Genua im Frühjahr 1800 theil, focht in der Entscheidungsschlacht von Marengo (14. Juni 1800) mit und wurde in dem Treffen bei Pozzolo (25. December 1800) verwundet. Nach seiner Rückkehr aus dem Hospital zu Pettau in Steiermark wurde er zum Lieutenant befördert und zog mit dem Regiment in das Friedensstandquartier zu Kuttenberg in Böhmen (April 1801). Aber das Einerlei des Garnisonlebens und die Zurücksetzung, welche er durch die von der österreichischen Regierung verfügte Wiedereinführung des Kaufs der Officierstellen erfuhr, veranlaßte ihn, wie viele seiner Kameraden, im Anfang des Jahres 1805 seinen Abschied zu nehmen. Er reiste in die Heimath und begab sich dann, wieder mit Empfehlungen des Herzogs versehen, nach Petersburg, wo er alsbald bei dem Infanterieregiment Asow eine Anstellung als Secondlieutenant fand (September 1805). In Krems an der Donau traf er nach einer höchst beschwerlichen Reise das zur Armee des Generals Kutusow gehörende Asow'sche Regiment, früh genug, um an der Schlacht von Austerlitz (2. December 1805) theil zu nehmen. Nach derselben bezog das Regiment nach einem mühseligen zweimonatlichen Marsche sein Standquartier in Schitomir, der Hauptstadt Volhyniens, und kämpfte dann in der Schlacht bei Eilau (7. und 8. Februar 1807). Bei dem Sturmlauf gegen eine verschanzte Batterie an der Passarge (6. Juni 1807), an welchem W. als Freiwilliger vortrat und für welche Heldenthat ihm nachmals das goldene Sturmkreuz von Preußisch-Eilau verliehen wurde, wurde er durch eine Musketenkugel verwundet; unter unsäglichen Schmerzen nach Königsberg transportirt, mußte er wegen des Heranrückens der Franzosen weiter nach Mitau gebracht werden, wo die Kugel glücklich aus der Brust entfernt wurde. Im September begab er sich, obgleich seine Wunde noch nicht völlig geheilt war, zu seinem Regimente zurück, das in Alt-Büchow am Dnieper stand, und erhielt jetzt endlich ein Patent als Premierlieutenant. Im März 1808 wurde das Regiment nach Petersburg beordert, um in dem Kriege gegen Schweden verwandt zu werden. In St. Michel in Finnland wurde W. zur persönlichen Dienstleistung bei dem General Barklay commandirt (Mai 1808) und leistete namentlich in dem Gefechte bei Jorrois (2. Juni) ausgezeichnete Dienste, die durch den St. Annenorden 3. Classe am Degen anerkannt wurden. Bei einem nächtlichen Ueberfall gerieth er in schwedische Gefangenschaft, wurde nach Uleaborg, dann nach Torneo und weiter nach Pitra transportirt und demnächst ausgewechselt (Anfang 1809). Inzwischen hatten die Russen Uleaborg genommen; W. wurde vom General Tutschkow zum Platzadjutanten daselbst ernannt und blieb in dieser Stellung, bis er im Mai 1810 von dem Prinzen Georg von Oldenburg, dem Gemahl der Großfürstin Katharina, zu seinem Adjutanten erwählt und gleichzeitig in das Preobaschenskische Garderegiment versetzt wurde, was zugleich ein Avancement um zwei Grade bedeutete. Im September 1810 wurde er von dem Prinzen als Courier nach Oldenburg geschickt, um dem Herzog die Geburt eines Enkels anzuzeigen. Beim Ausbruch des französischen Krieges von dem General Barklay zum Adjutanten erbeten, focht er in der Schlacht bei Smolensk (17. August 1812), rettete bei Valutina-Gera einen Artilleriepark, wofür er zum Stabscapitän befördert wurde, und nahm an der Schlacht von Borodino (7. September) theil, wo er sich den Wladimirorden verdiente, sowie an der Schlacht bei Tarutino (18. October). Nach dem Tode des Prinzen Georg (27. December 1812), dessen Leiche er von Twer nach Petersburg zu geleiten hatte, trat er, vor kurzem zum wirklichen Capitän von der Garde ernannt, im Januar 1813 als Oberstlieutenant in die von dem Herzog von Oldenburg gebildete russisch-deutsche Legion, befehligte in der Schlacht bei der Göhrde (16. September 1813) die aus drei Bataillonen gebildete dritte Brigade, wofür ihm der St. Annenorden zweiter Classe verliehen wurde, und

nahm an den weiteren Operationen des Generals Wallmoden im nördlichen Deutschland theil. Nach dem Abschluß des Kieler Friedens (Januar 1814) wurde W., inzwischen zum Obersten befördert, von Wallmoden in das Hauptquartier des Kaisers Alexander gesandt, um wegen der Zukunft der Legion Instruction einzuholen, und war, nachdem die Uebernahme derselben in die preußische Armee beschlossen war (14. Juni), im Begriff, in die russische Armee zurückzutreten, als er von dem Antrage des Herzogs von Oldenburg überrascht wurde, die Organisation und das Commando des in der Formation begriffenen oldenburgischen Militärs zu übernehmen. Trotz der glänzenden Aussichten, die ihn, den 33jährigen Obersten, im Auslande locken konnten, willigte er ein (August 1814) und hatte die Genugthuung, im Kriege gegen Frankreich (1815) sein Regiment ins Feld zu führen, welches bei den Belagerungen von Sedan und Mézières Gelegenheit fand, seine Tüchtigkeit zu beweisen. W. wurde der Orden pour le mérite zu theil. — In den dann folgenden Friedensjahren war W. unablässig und erfolgreich bemüht, die Ausbildung der Truppen zu fördern und insbesondere das Officiercorps zu heben. Im Anfange der dreißiger Jahre änderte sich seine Stellung, indem er infolge der unter dem Großherzog August eingeleiteten Neuformation des Militärwesens zum Generalmajor und Brigadecommandeur ernannt wurde. Im J. 1834 traten die drei Hansestädte mit Oldenburg in einen gemeinsamen Brigadeverband, W. wurde an die Spitze desselben berufen. — Seit der Rückkehr in die Heimath betrieb W. neben der militärischen Thätigkeit eifrig das Studium der Alterthümer und der Geschichte seines engeren Vaterlandes. Er erforschte die Spuren der Römerzüge, untersuchte die Denkmäler der Heidenzeit und des Mittelalters, sammelte, was sich an Waffen, Münzen u. s. w. der Vorzeit fand und theilte die Resultate seiner Forschungen in zahlreichen Abhandlungen durch die „Oldenburgischen Blätter“ seinen Landsleuten mit. — W. starb zu Oldenburg am 29. Mai 1838 nach 5monatlicher schwerer Krankheit, hochgeehrt und geliebt von allen Kreisen der Bevölkerung. Seit dem Frühjahr 1816 war er mit einer Tochter des Kaufmanns und Rathsherrn Hegeler in Oldenburg verheirathet. Die Ehe blieb kinderlos. — „Er war“ — so schildert ihn ein Nachruf — „ein Charakter! Er verstand es, stark und fest zu wollen, und niemals für sich selbst! Er war ein Baum, in dessen Schatten es sich sicher ruhen ließ. Da liegt das Geheimniß seines Wirkens, da der Magnet, der ihm die Gemüther der Menschen herbeizog und unterwarf, der Scharen hinter seinen Sarg und aus tausend Augen Thränen lockt, wenn sein Name genannt wird. Nie hat eine eigennützige Schwäche seine reine Seeele befleckt.“

Leben des Großherzl. Oldenburgischen Generalmajors W. G. F. Wardenburg, herausgegeben von einem Bruder des Verstorbenen (dem Superintendenten A. L. Wardenburg), Oldenburg 1842. — Aus dem Leben des Generals Wardenburg. Drei Vorträge (von Mosle). Oldenburg 1863.

Mutzenbecher.

Warendorp: Brun W., lübeckischer Bürgermeister im vierzehnten Jahrhundert, entstammte einer schon seit dem zwölften Jahrhundert in Lübeck ansässigen, ursprünglich aus Westfalen eingewanderten Familie, von der mehrfach Mitglieder dem Rathe der Stadt angehört hatten, wie auch sein Vater, Namens Gottschalck. Brun's Geburtsjahr ist nicht überliefert, im J. 1362 erscheint er zuerst als Hauptmann einer Söldnertruppe im Dienste der Vaterstadt, von 1366 an als Rathsherr verfolgbar, war er mehrfach in auswärtigen Angelegenheiten und als Gesandter auf Hansetagen thätig. Im zweiten siegreichen Kriege der Hanse gegen König Waldemar IV. von Dänemark ist er Führer der hansischen Streitmacht sowol 1368 wie 1369, wie unverkennbar der leitende Staatsmann

der Städte. Im letzteren Jahre lag er als Oberbefehlshaber des Geschwaders, das die wendischen Städte und Riga ausgerüstet hatten, in Schonen zu Felde und leitete die zu Lübeck am 11. März 1369 beschlossene Belagerung von Helsingborg, das sich endlich nach langem Widerstande im September den Städten ergab. In diesen Kämpfen fand W. am 21. August seinen Tod. Sein Grabstein befindet sich in der St. Marienkirche zu Lübeck.

D. Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark, S. 431 ff. — W. Mantels, Beiträge z. Lübisch-Hansischen Gesch. (hsg. v. K. Koppmann), S. 194—207 u. z. Chronologie des Jahres 1368: K. Koppmann in der Festgabe f. Wilh. Crecelius (Elberfeld 1881), S. 198—204. P. Hasse.

Warenius: Henricus W., Arzt in Rostock, blühte daselbst zu Ende des 16. Jahrhunderts und verfaßte eine nach seinem Tode von Joachim Tanck herausgegebene: „Nosologia seu affectuum humanorum curatio Hermetica et Galenica thesibus comprehensa ac consentiente Senatu medico in Academia Rostochiensi disceptata“ (Leipzig 1605).

Vgl. Kestner, Med. Gelehrtenlexicon, S. 906. Pagel.

Warich: Wenzeslaus W., evangelischer Geistlicher, einer der frühesten Schriftsteller auf dem Gebiete der wendischen Litteratur. In Gröditz bei Weißenberg als Sohn des dortigen herrschaftlichen Verwalters im J. 1564 geboren, besuchte er bis zum 12. Jahre die Schule seines Heimathortes, mehrere Jahre lang die lateinische Schule zu Bautzen, studirte in Wittenberg 1½ Jahr, rückte 1587 in das Diakonat, 1589 in das Pfarramt zu Göda bei Bautzen ein, das er bis zu seinem Tode im J. 1618 verwaltete. In den Visitationen wurde er wegen seiner Beredsamkeit in wendischer, lateinischer und deutscher Sprache gerühmt. Als Adjunct unterstützte er den Bischofswerdaer Superintendenten bei der Visitation der wendischen Dörfer. 1594 veröffentlichte er die wendische Uebersetzung des Luther'schen Katechismus, zu der Lyttichius die Vorrede schrieb. Ein grammatischer Anhang gibt Anweisung über die Bedeutung und Aussprache der Buchstaben u. s. w.

A. H. Kreyßig, Album der evang.-luth. Geistlichen im Kgr. Sachsen. Dresden 1883, S. 168 f. — Die Inspection Großenhain, Radeberg und Bischofswerda als 8. Abtheilung von Sachsens Kirchen-Galerie. VII. Bd. Dresden. S. 205. — Chr. Knauthe, Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte. Görlitz 1767, S. 408 f. — G. F. Otto, Lexikon Oberlausitz. Schriftsteller u. Künstler III, 2, 465, auch im Supplementband s. v. — Haupt-Staats-Archiv in Dresden: Loc. 1999. Visitationsprotocolle der Sup. Bischofswerda 1568—80. Bl. 103. Loc. 2003. Localvisitation nachvolgender Superintendenzen. Bl. 111. — Album Academiae Vitebergensis. Vol. II. Halis 1894. p. 301b. Georg Müller.

Warin, erster erwählter Abt von Corvey (836—856), gehörte durch seine halb fränkische, halb sächsische Abkunft sowie durch seinen Lebensgang jenen Männern an, die mit ihrer Thätigkeit dazu berufen waren, das starre und spröde Sachsenvolk mit der ihnen gewaltsam auferlegten Herrschaft der Franken und der christlichen Kirche innerlich auszusöhnen. Für die Befestigung des Christenthums in dem durch Karl's d. Gr. Schwert unterworfenen Lande hatte Ludwig d. Fr. von Anfang an auch die Begründung von Klöstern als Bildungsanstalten für die Söhne der Edelinge ernstlich ins Auge gefaßt. Als das erste unter diesen erhob sich, nachdem ein früherer Keim nicht recht hatte gedeihen wollen, seit dem Jahre 822 an einer zu dem Krongute Höxter an der Weser gehörenden Stätte die neue Corbeia als Tochter der alten an der Somme (Corbie). In einem anmuthigen Thale von der Weser und sanften Höhenzügen umgrenzt, jedoch nicht abgeschlossen, wurde die neue Stiftung, zu Ehren des Märtyrers

Stephan eingeweiht, vor allem durch die Bemühung des Abtes Adalhard von Corbie und seines Halbbruders Wala begründet, der als der Sohn einer sächsischen Mutter ganz besonders ein Herz für ihre Landsleute hatte. Da beide Vettern Karl's d. Gr. waren, so konnte man Corvey wol mit Fug eine karolingische Familienstiftung nennen, und damit stimmt die Bevorzugung desselben durch die Herrscher ganz überein. So lange Adalhard lebte, blieben beide Klöster in einer Hand vereinigt, wie ja auch das neue seine ersten Mönche aus dem alten empfangen hatte, unter ihnen den nachmals so berühmten Missionar des Nordens, Anskar. Bei Adalhard's Tode, der am 2. Januar 826 eintrat, fiel sein Blick auf Warin als Nachfolger.

W. konnte sich der edelsten Herkunft rühmen, ja man hat ihn sogar zu einem Verwandten des karolingischen Hauses, namentlich auch seines Vorgängers Adalhard machen wollen. In Ermangelung älterer Zeugnisse ist dies jedoch unerweislich und wir wissen nur, daß er ein Bruder des sehr reichen und mächtigen Grafen Kobbo und der späteren Aebtissin Addila von Herford war. Er selbst, begütert und hochangesehen, auch verlobt mit einer schönen und vornehmen Jungfrau hätte am Hofe und im Reiche eine glänzende Rolle spielen können, wenn der Jüngling es nicht vorgezogen, plötzlich alles im Stiche zu lassen und in den Hafen der klösterlichen Stille einzulaufen. Als Mönch von Corbie genoß er dort unter Adalhard den Unterricht des hochgelehrten Radbert. Diesen W. also, der schon hinlängliche Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte, erkoren die Mönche von Corvey am 26. April 826 auf Grund ihres Wahlrechtes und auf die maßgebende Empfehlung Adalhard's zu ihrem Abte, während in Corbie Wala seinem Bruder folgte. So löste sich der unmittelbare Zusammenhang der Mutter und Tochter.

W. entsprach durchaus den in ihn gesetzten Erwartungen: von anfänglich 9 stieg die Zahl der Brüder unter seiner Leitung auf 57. Vor allem aber bewies der Kaiser ihm eine sich stets gleichbleibende Gunst, wie er auch selbst im Gegensatz zu Wala, aber in Uebereinstimmung mit dem sächsischen Volke, in den inneren Wirren an der kaiserlichen Sache festhielt. Ihm persönlich übertrug Ludwig das Kloster Rebais (genannt Jerusalem) im Sprengel von Meaux, dem Kloster aber machte er sehr erhebliche Schenkungen: so die auf der alten Eresburg (bei Stadtberge) unter Karl d. Gr. geweihte Capelle, die Zelle zu Meppen nebst den dazu gehörenden Missionskirchen im Osnabrücker Sprengel, die Fischerei in der Weser bei Lüssum und eine Salzquelle zu Bodenfelde an der Weser. Er gewährte ferner die Errichtung einer königlichen Münzstätte, deren Ertrag er dem Kloster überließ und dieses setzte auch ohne sicheren urkundlichen Beweis die Befreiung seiner Mannen vom Heerdienste durch. Wenn in zwei dieser Urkunden der Bischof Hukbert von Meaux als Vermittler genannt wird, so mag dies mit dem Besitze des in seinem Sprengel gelegenen Klosters Rebais zusammenhängen. Als der größte und glänzendste Gewinn aber wurde die Erwerbung von Reliquien des hl. Vitus betrachtet, die W. im J. 836 glückte. Er verdankte sie der Gunst des gelehrten Abtes Hildvin von St. Denis, der infolge seiner Auflehnung gegen den Kaiser 830 eine Zeit lang als Verbannter in Corvey gelebt hatte. Vom 19. März bis 13. Juni über Meaux, Achen, Soest fand mit üblichem Pompe die feierliche Uebertragung statt, von der man sich durch die zahlreichen Wunderheilungen, die z. Th. schon unterwegs, z. Th. später stattfanden, eine tiefe Einwirkung auf den noch wenig befestigten Glauben des sächsischen Volkes versprach. Der hl. Veit wurde nun als ganz besonderer Schutzpatron Sachsens verehrt und seine Verpflanzung aus dem Westen nach Osten erschien wie ein Sinnbild, ja wie eine unmittelbar wirksame Kraft, für das Emporsteigen des sächsischen Stammes an Stelle des fränkischen.

Der Tod Ludwig's d. Fr. im J. 840 nöthigte W. sich einem andern Herrn anzuschließen und so entsandte er im December 840 zuerst den Prior Wala an das Hoflager Ludwig's des Deutschen nach Paderborn und erlangte von ihm mehrere Güterschenkungen, dann begrüßte er ihn selbst am 14. December in Roßbach (bei Witzenhausen?). Gleichzeitig sehen wir seinen Bruder Kobbo unter den mächtigsten Vertrauten in der Umgebung Ludwig's. Er durfte es daher wagen dem längere Zeit verwaisten Bisthum Osnabrück einen großen Theil seiner auf die Zehnten begründeten Einkünfte zu entreißen und sie in widerrechtlicher Weise theils an Corvey, theils an Herford zu übertragen. Das Stammkloster Herford nämlich, etwa gleichzeitig mit Corvey, ebenfalls von den Brüdern Adalhard und Wala gestiftet, stand mit diesem gleichsam in enger Verwandtschaft und wurde damals von Warin's Schwester Addila geleitet. Ludwig selbst fügte seinen früheren Vergabungen 855 noch die Celle Visbeck hinzu. Die Einweihung der dem hl. Stephan geweihten Corveyer Klosterkirche erfolgte im Jahre 844. Die alten Beziehungen zu Corbie, obgleich dies jetzt einem andern Herrscher gehorchte, hörten keineswegs auf: Radbert als Abt von Corbie widmete seinem früheren Schüler, dem er den Beinamen Placidius beilegt, seine durch ihn veranlaßten gelehrten theologischen Werke über Leib und Blut des Herrn (zwischen 831 und 833) und über Glauben, Liebe und Hoffnung (zwischen 826 und 833). W. starb nach dreißigjähriger Amtsdauer am 20. September im J. 856. Für sein großes Ansehn zeugt es, daß seine drei nächsten Nachfolger in Corvey Bovo I, II und III ihm blutsverwandt waren, während in Herford auf jene Addila seine Nichte Haduwi folgte. Der Streit über die unrechtmäßig entfremdeten Osnabrücker Zehnten schleppte sich noch über 200 Jahre bis auf Heinrich IV. fort.

Erhard, Regesta historiae Westfaliae I. Münster 1847. — Wilmans, Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen I. Münster 1867. — Simson, Jahrbücher des fränk. Reiches unter Ludwig dem Fr. II. Leipzig 1876. — Dümmler, Gesch. des Ostfränk. Reiches I. Leipzig 1887.

E. Dümmler.

Warkotsch: Heinrich Gottlob Freiherr v. W., bekannt durch seinen Versuch während des Siebenjährigen Krieges König Friedrich den Großen den Oesterreichern in die Hände zu spielen, war aus einem alten nach dem gleichnamigen im Kreise Strehlen belegenen Dorfe benannten schlesischen Adelsgeschlechte um das Jahr 1706 geboren, diente im österreichischen Heere und stand im Jahre 1756 im Begriff als k. k. Hauptmann im ungarischen Infanterieregimente Batthyány (nach Anderen im Regimente Botta) in jenen Krieg zu ziehen, als er durch den Tod seines zu Karlsbad plötzlich verstorbenen Bruders, des preußischen Kammerherrn Karl Ferdinand Freiherrn v. W., in den Besitz der ansehnlichen in jenem Kreise gelegenen Güter Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen und des Vorwerkes Käscherei kam, deren Werth auf mehr als 100 000 Thaler geschätzt wurde. Er bat sofort um seinen Abschied, der ihm freilich, was nicht übersehen werden darf, nie ausgefertigt worden ist, und lebte nun auf Schönbrunn der Verwaltung seiner Besitzungen. Er wird als ein herrischer, jähzorniger, harter Mann geschildert, der den Freuden des Bechers und der Karten zugethan war. Dem Könige von Preußen hatte er den Vasalleneid geleistet, im Herzen aber blieb er österreichisch gesinnt, schon deshalb, weil er durch die Wiederkehr der vor der preußischen Regierung bestanden habenden Verhältnisse eine größere Gewalt über seine Gutsunterthanen erhalten haben würde. Es hielt ihn dies jedoch nicht ab, mit den preußischen Officieren, die häufig bei ihm im Quartier lagen und die Gastlichkeit seines Hauses zu schätzen wußten, zu spielen und zu zechen. Der König besuchte Warkotsch's Haus zum ersten

Male in der Nacht des 4. August 1761, als er erwartete durch Laudon bei Schönbrunn angegriffen zu werden. Zum zweiten Male betrat er dasselbe am Abend des nächsten 5. November. Er war damals auf dem Wege nach Strehlen begriffen, wohin er nach dem Falle von Schweidnitz ging, um Neiße und Breslau zu decken. In der Frühe des 6. diente ihm Warkotsch's Jäger Mathias Cappel, aus Böhmen und Katholik, den der König mit vier Achtgroschenstücken ablohnte, als Führer nach Strehlen; in dem unmittelbar an die Stadt anstoßenden Dorfe Woiselwitz nahm Friedrich sein Hauptquartier. Dasselbe lag so, daß es einem Versuche des Feindes den König aufzuheben großen Vorschub leistete, dazu war die Bewachung ganz ungenügend. Diese Verhältnisse lernte W. aus eigener Anschauung kennen, als er den Generaladjutanten v. Krusemark, der gleich ihm die Freuden der Tafel liebte, in Woiselwitz besuchte und auch an die des Königs gezogen wurde. Seine Wahrnehmungen gaben ihm den Gedanken ein, den in der Nähe stehenden Oesterreichern die Mittheilung zu machen, daß es nicht schwer sein würde, den König aufzuheben; gerade damals hatte ihn selbst die Wegnahme einer großen Schafherde durch preußische Truppen gegen diese und ihren Kriegsherrn aufgebracht.

Einen Mittelsmann fand er in dem katholischen Curaten Franz Schmidt, welcher in dem unweit Schönbrunn belegenen Dorfe Siebenhufen amtirte; W. verkehrte freundschaftlich mit ihm, während er mit dem Geistlichen seines eigenen Glaubensbekenntnisses, dem Pfarrer Gerlach zu Schönbrunn, keine Beziehungen unterhielt. Schmidt übernahm die Besorgung eines an den zu Wartha commandirenden General gerichteten Briefes, den W. geschrieben hatte und welcher Mittheilungen über die gefährdete Lage des königlichen Hauptquartiers enthielt. Es war dies der General Draskovich, durch den die Sache an Laudon kam, der einen Hauptmann Wallis oder Wallisch vom Karlstadter Grenzregimente beauftragte, mit W. in Verbindung zu treten. Im Laufe der Verhandlungen übergab am 29. des nämlichen Monats Schmidt der Frau des Jägers Cappel, durch den der Verkehr seines Herrn mit Wallis ging, einen Brief, welcher schleunige Antwort erheische. Die Frau, 27 Jahre alt und evangelischen Glaubens, schöpfte einen unbestimmten Verdacht; da sie aber nicht lesen konnte und niemand fand, der den Brief erbrechen wollte, so gelangte derselbe uneröffnet in die Hände von Warkotsch. Dieser beantwortete denselben sofort und beauftragte noch in der Nacht den Jäger Cappel die Erwiderung am anderen Morgen an Schmidt zu besorgen. Die aufmerksam gewordenen Eheleute berathschlagten nun was zu thun sei und Cappel, der seinem Herrn, unter dessen jähzornigem und gewaltthätigem Wesen er zu leiden gehabt hatte, wenig zugethan war, ließ sich von seiner Frau überreden, den Brief zu öffnen. Der Inhalt machte ihm den ganzen Sachverhalt klar. Er begab sich jetzt mit dem Briefe zum Pfarrer Gerlach. Dieser nahm eine Abschrift, worauf der Brief wieder in den Umschlag gesteckt und durch Cappel's Lehrburschen an den Curator und durch diesen an den Hauptmann Wallis, für den er bestimmt war, befördert wurde. Mit der Abschrift machte Cappel sich auf den Weg nach Woiselwitz; sie gab Anleitung zur Ausführung des Vorhabens und empfahl es nicht aufzuschieben. Sofort ward ein Rittmeister v. Rabenau mit achtzig Dragonern abgesandt um W. und Schmidt zu verhaften, aber der erstere wiegte den Rittmeister durch sein unbefangenes Auftreten in Sicherheit, fand aus einem Zimmer, in das ihn dieser hatte treten lassen, durch einen zweiten Ausgang den Weg in seinen Stall, wo inzwischen ein Pferd für ihn gesattelt war, und gelangte glücklich zu den österreichischen Vorposten; Schmidt entkam gleichfalls. W. wagte sogar nach Schönbrunn zurückzukehren und von dort Geld und Werthsachen vor der Beschlagnahme durch die Behörden zu retten. Er erhielt darauf von der österreichischen Regierung ein Gnadengehalt

von jährlich 4000 Gulden als Entschädigung für den Verlust seiner Güter, zugleich aber die Weisung Orte zu meiden, an denen er mit preußischen Officieren zusammentreffen könnte und soll unter angenommenem Namen um 1764 zu Raab in Ungarn gestorben sein. Seine Ehe mit einer Freiin Hofer von Lobenstein war kinderlos. Schmidt erhielt eine anderweite Anstellung. Ein am 22. März 1762 verkündeter Rechtsspruch der Oberamtsregierung zu Breslau erklärte beide, W. und Schmidt, für recht- und ehrlos und verurtheilte sie zum Tode. Ersterer sollte lebendig geviertheilt, letzterer zuvörderst enthauptet und dann ebenfalls geviertheilt werden. Da man ihrer nicht habhaft wurde, so ward das Urtheil am 11. Mai 1762 auf dem Salzringe, dem heutigen Blücherplatze, zu Breslau im Bilde vollzogen und Warkotsch's Wappen zerschlagen. Cappel ward Hegemeister zu Germendorf bei Oranienburg.

Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Großen II, 207. Breslau 1892. — Eine actenmäßige Darstellung des Vorganges hat G. Hiltl in Nr. 50/51 der Gartenlaube vom Jahre 1862 gegeben. B. Poten.

Warlitz: Christian W., Arzt, geboren 1648 zu Halle, studirte in Wittenberg, war außerordentlicher Professor daselbst und Leibarzt der Fürstin Sophia Margarethe von Anhalt-Dessau. Er starb 1717 zu Wittenberg. Von seinen Publicationen nennen wir: „Scrutinium lachrymarum medico-sacrum“ (Wittenberg 1705); „Valetudinarium Salomonaeum medico-sacrum“ (ebd. 1708); „Diatribe medico-sacra de morbis biblicis e prava diaeta animique affectibus resultantibus“ (ebd. 1714). Eine Reihe von hinterlassenen Manuscripten Warlitz' nennt die unten citirte Quelle.

Kestner's med. Gelehrtenlexicon, S. 906. Pagel.

Warnatz: Gustav Heinrich W., Augenarzt in Dresden, geboren am 27. Februar 1810 zu Camenz in der sächsischen Oberlausitz, studirte seit 1827 auf der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden, seit 1830 an der Leipziger Universität, erlangte hier 1832 mit der Inauguralabhandlung „De cataracta nigra“ die Doctorwürde, war dann anfangs Arzt in seiner Vaterstadt, zog 1838 nach Dresden, widmete sich hier als Assistent von F. A. v. Ammon, speciell der Augenheilkunde, wurde 1849 Anstaltsarzt am königl. Blindeninstitut 1855 Medicinalrath und ärztlicher Beisitzer der Kreisdirection und starb am 18. Mai 1872. — W. war Mitarbeiter der Schmidt'schen Jahrbücher seit ihrer Begründung, Referent über die Leistungen der Ophthalmologie für Haeser's Archiv für Medicin von 1830—1840 und hat noch sonst eine Reihe von Schriften publicirt, über deren Titel die unten verzeichnete Quelle Auskunft gibt.

Biogr. Lex. VI, 194. Pagel.

Warnberg: Caspar v. W., Landeshauptmann zu Schweinitz und Jauer, soll der Dichter des Liedes: „Freu dich sehr, o meine Seele, und vergiß all Noth und Qual“ gewesen sein. Das Lied findet sich zuerst anonym gedruckt in den von Christoph Demantius herausgegebenen Begräbnißliedern, welche unter dem Titel Threnodiae im J. 1620 erschienen. Um diese Zeit hat auch Caspar v. W. gelebt. Doch findet sich die Angabe, daß er dieses Lied verfaßt habe, wie es scheint, erst im J. 1720, so daß die Sache wol noch genauerer Untersuchung bedarf. Jedenfalls wird die Ansicht, daß das Lied von Valerius Herberger sei, nur auf Vermuthung beruhen; und alle übrigen Angaben über Verfasser desselben stimmen nicht dazu, daß das Lied schon 1620 gedruckt ist.

Schamelius, Lieder-Commentarius, Leipzig 1724, S. 84 im Anhange. — Wetzel, Hymnopoeographia III, 360. — Fischer, Kirchenliederlexikon, erste Hälfte, S. 193 f. l. u.

Warnberger: Simon W., Landschaftsmaler, Radirer und Lithograph; geboren 1769 zu Pullach (bei München), erhielt im Zeichnen und Radiren den

ersten Unterricht von J. G. Winter, bildete sich später an der Akademie zum Maler, bereiste Oesterreich und Italien, wo er viele, sehr schätzbare Zeichnungen fertigte. Die Mehrzahl seiner Oelbilder entstand zu München. Im Wetteifer mit Dillis, Dorner, Kobell, Consola und Wagenbauer erwarb W. einen guten Namen; er liebte Landschaften mit Figuren, Ansichten aus der Umgegend von München und aus dem bairischen Gebirge. Die Münchener Akademie ernannte ihn zum Mitgliede; König Maximilian I. ertheilte ihm den Titel eines Hofmalers. W. starb 1847 zu München. Sein Porträt hat Jos. Hauber gemalt und radirt. Außer seinen Radirungen lieferte W. seit 1801 auch eine Anzahl von Lithographien, welche mit zu den Incunabeln von Senefelder's Erfindung gehören.

Vgl. Raczynski II, 370 und 386. — Nagler 1851, XXI, 126 ff. — Maillinger, Bilderchronik 1876, I (Nr. 2549 ff.), IV (Nr. 468 ff.). — Die Schreibung Warenberger ist späteren Datums.

Hyac. Holland.

Warnekros: Heinrich Ehrenfried W., Philologe, geboren am 8. October 1752 in Stralsund, ein Sohn des Altermanns Fr. Christoph W., besuchte die dortige Schule und studirte (1772) in Göttingen. In der Folge (1776) in Greifswald zum Doctor der Philosophie promovirt, wirkte er anfangs als Privatdocent an der dortigen Universität, von 1783—1807 aber als Rector des Greifswalder Gymnasiums. Während dieser Zeit setzte er jedoch seine akademischen Vorlesungen über Exegese und Litteraturgeschichte des classischen Alterthums, sowie über hebräische Alterthümer mit gleichem Eifer fort, und war auch auf diesen Gebieten schriftstellerisch thätig. Namentlich erwarben ihm sein Entwurf der hebräischen Alterthümer (1. Aufl. 1782), und sein anscheinend durch Wieland's Uebersetzung angeregtes Buch über Shakespeare „Der Geist Shakespeares" (1786) allgemeine Anerkennung. Infolge der Kriegsunruhen, in welchen das Gymnasium als Lazareth verwendet, und der Unterricht in die Rectorwohnung verlegt wurde, starb er im October 1807 unverheirathet. Sein Bruder David Wilhelm W. war seit 1794 ordentlicher Professor der Rechte und Director des Consistoriums in Greifswald, las über Institutionen, Pandecten und deutsches Recht, und starb 1809. Des letzteren Sohn Ehregott Ulrich W., geboren 1779, studirte 1796—1805 in Greifswald, Jena, Wien, München, Tübingen, Paris, Göttingen und Berlin, wurde 1803 in Jena zum Doctor der Medicin promovirt, und dann (1813) Professor, sowie (1818) Stadtphysicus in Greifswald, wo er 1830 starb. Seine umfangreiche Kupferstichsammlung wurde (1831) versteigert.

Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 311—314. — Breithaupt, Greifswalder Schulgeschichte II, 19 ff. — Lehmann, Gesch. d. Gr. Gymnasiums, S. 127. — Biederstedt, Pom. Schriftsteller, S. 144. — Lappe, Pommerbuch, S. 144.

Pyl.

Warnery: Charles Emanuel de W., königlich preußischer Oberst, später königlich polnischer Generalmajor, im März 1720 zu Morges am Genfer See geboren, trat ganz jung beim Regimente Desportes in sardinische Dienste und nahm im polnischen Thronfolgekriege an den Kämpfen in Oberitalien gegen Oesterreich theil, namentlich wohnte er den Schlachten bei Parma am 29. Juni und bei Guastalla am 19. September 1734 bei. Nachdem 1735 Friede geschlossen war nahm er als Fähnrich den Abschied und 1737, als der Krieg Oesterreichs gegen die Türken ausbrach, als Lieutenant im Infanterieregimente Königsegg und Adjutant seines Landsmannes, des Generals v. Lentulus, kaiserliche Dienste, vertauschte diese aber schon im nächsten Jahre mit russischen, in denen er als Grenadierhauptmann den Krieg gegen die Schweden mitmachte. In der Schlacht bei Wilmanstrand am 3. September 1741 wurde er verwundet,

1742 verließ er Rußland und trat durch Vermittelung des französischen Gesandten in Berlin, Graf Courtin, als Rittmeister im Natzmer'schen Husarenregiment Nr. 4 in das preußische Heer. An der Spitze seiner Schwadron rückte er in den 2. schlesischen Krieg, focht bei Hohenfriedeberg, Soor und Katholisch-Hennersdorf und wurde während des Feldzuges, als er sich durch einen mit Geschick und Glück ausgeführten Ueberfall hervorthat, vom jüngsten Rittmeister zum Major befördert. Auch zum Oberstlieutenant rückte er außer der Reihe auf. Bei Beginn des siebenjährigen Krieges bemächtigte er sich der Bergfestung Stolpen. Die ruhmredige Erzählung, die er von dem Vorgange geliefert hat, beruht auf Erfindung. Der Commandant, General v. Liebenau, capitulirte ohne weiteres, weil er die Unmöglichkeit einsah, sich zu vertheidigen (Minerva 1806, 4. Quartal, 136. Band). Auf einen Bericht, welchen W. über ein von ihm gegen die aus Sachsen zurückgehende Nachhut der Oesterreicher geliefertes Gefecht erstattete, schrieb König Friedrich „Vous avez fait des merveilles“ und verlieh ihm den Orden pour le mérite. Dann will W. sich Winterfeldt's Feindschaft durch einen Bericht zugezogen haben, in welchem diesem nicht genehme Aeußerungen über Winterfeldt's Maßregeln bei der Einschließung des sächsischen Lagers enthalten gewesen seien, und des letzteren Einflusse mißt er die wenig wohlwollende Gesinnung bei, welche der König ihm später zeigte. Vorerst stand er bei diesem noch in hohem Ansehen und Gnaden, welche ihm dadurch bewiesen wurden, daß er, als General v. Wartenberg am 2. Mai 1757 einer Wunde erlegen war, dessen Regiment, das Husarenregiment Nr. 3, erhielt, mit welchem er an den Schlachten bei Prag und bei Kolin theilnahm. Als darauf im Herbst die Oesterreicher Schweidnitz belagerten gehörte W. mit der Hälfte seines Regimentes zur Besatzung und gerieth mit dieser, da der Commandant, Oberst v. Seers, ihn nicht ziehen lassen wollte, durch die am 14. October vollzogene Capitulation in Kriegsgefangenschaft. Ein nach seiner Rückkehr aus derselben auf seinen eigenen Antrag abgehaltenes Kriegsgericht sprach ihn frei; er verlangte nun, daß ein solches über alle betheiligten Generale abgehalten werde, erregte dadurch das Mißfallen des Königs, forderte seinen Abschied (C. v. Seidl, Friedrich der Große und seine Gegner, Gotha und Erfurt 1819) und zog sich in das Privatleben zurück. 1776 wurde er polnischer General und Generaladjutant des Königs Stanislaus Poniatowski, lebte aber meist in Schlesien, theils auf dem Gute Langenhof bei Oels, welches seine Gattin, ein Fräulein v. Koschembahr, in die Ehe gebracht hatte, theils in Breslau, wo er am 8. Mai 1786 gestorben ist. (Neue militärische Blätter, 38. Band, Potsdam 1886.)

Bedeutender als auf kriegerischem Gebiete waren Warnery's Leistungen als Schriftsteller. Friedrich der Große soll ihm in dieser Beziehung bei Einsendung seiner ersten Arbeit geschrieben haben: „Ich wünsche, daß Sie eben so gut thäten wie Sie schreiben“, ein Urtheil, welches er später nicht mehr gefällt haben würde. Sein Werke sind zahlreich und meist erst lange nach ihrer Abfassung veröffentlicht. Seiner Herkunft entsprechend schrieb er in französischer Sprache. Zuerst erschienen gegen seinen Willen (1766) in deutscher Ausgabe „Remarques sur le militaire et la marine des Turcs et des Russes“, welche von ihm selbst in einer erweiterten Bearbeitung zu Breslau (1771) und in deutscher Uebersetzung durch v. Zeschau 1787 zu Hannover veröffentlicht wurden. Warnery's Selbstgefühl macht sich auch bei dieser Gelegenheit geltend; er behauptet, daß er der Erste sei, welcher die Türken entlarvt habe, die bei weitem nicht die Furcht verdienten, mit der man sie meist betrachte. Mehr eine geistreiche Plauderei als eine streng wissenschaftliche Arbeit, aber lehrreich und gedankenvoll, sind seine zunächst erschienenen „Commentaires sur les commentaires du Comte Turpin sur Montecuccoli avec des anecdotes relatives à l'histoire militaire du siècle présent“ (Breslau 1777, St. Marino 1778),

welche auch über die Vorgänge im siebenjährigen Kriege mancherlei Licht verbreiten. Als eine Fortsetzung dieser Commentare kündigen sich „Remarques sur plusieurs auteurs militaires anciens et modernes“ (Lublin 1780) an, welche zwei Jahre später in vermehrter Neuausgabe als „Mélange de remarques surtout sur César et autres auteurs militaires“ (Warschau 1782) erschienen, sie knüpfen an eine Beurtheilung Cäsar's allerlei Bemerkungen über die Kriegsthaten anderer Heerführer und die Aeußerungen von Schriftstellern. Eine bedeutende Arbeit sind ferner Warnery's „Remarques sur la cavallerie“, um 1767 niedergeschrieben, zuerst 1781 zu Lublin gedruckt, 1782 zu Leipzig und 1789 zu Hannover in das Deutsche, 1798 in das Englische und 1828 zu Paris durch den Grafen Durfort aus dem Deutschen in das Französische zurückübersetzt; der Verfasser verspricht von den Uebungen der Reiterei wenig, mehr aber von deren Einrichtungen und Kriegsbewegungen zu sagen. Hauptsächlich mit den Feldzügen Friedrich's des Großen beschäftigen sich „Anecdotes et pensées historiques et militaires“ (Halle 1781, deutsch 1782) und, dem Titel entsprechend, mit dem siebenjährigen Kriege „Campagnes de Frédéric II., Roi de Prusse, 1756—1762, par Mr. de W.“ (o. O. 1789). Der Inhalt des erstgenannten Buches beruht theils auf eigener Erfahrung, theils will er vielfache Mittheilungen von Seydlitz erhalten und hier verwerthet haben; in dem zweiten, welches nicht eine geordnete Darstellung der Vorgänge, sondern Einzelnheiten bietet, tritt Warnery's Absicht klar hervor, sich an dem Könige für die ihm widerfahrene Behandlung durch die Verkleinerung von Friedrich's Größe zu rächen. Außerdem schrieb er „Remarques sur l'Essai général de Tactique de Guibert“ (Varsovie 1782, 1791 zu Hannover in deutscher Uebersetzung erschienen). „Des Herrn Generalmajor von Warnery sämmtliche Schriften. Aus dem Französischen übersetzt und mit Plänen und Erläuterungen vermehrt“ kamen in den Jahren 1785 bis 1791 auf Scharnhorst's Veranlassung und unter dessen Mitwirkung in Hannover heraus. Daß ein W. zugeschriebenes Buch, welches zuerst unter dem Titel „Mémoires politiques, concernant la guerre et la paix“ 1758 in Frankfurt und Leipzig veröffentlicht wurde und später unter verändertem Titel und erweitert in mehreren Auflagen erschienen ist, wirklich von ihm herrührt, hält Max Jähns, dessen „Geschichte der Kriegswissenschaften“ (dritte Abtheilung, München und Leipzig 1891) nähere Mittheilungen über W. als Schriftsteller bringt, nicht für wahrscheinlich. B. Poten.

Warnkönig: Leopold August W., Jurist, geboren zu Bruchsal am 1. August 1794, † zu Stuttgart am Schlagflusse am 19. August 1866. Seinen ersten Unterricht erhielt er im Schlosse Kislau, wohin sein Vater als fürstbischöflich speirischer Beamter versetzt war, in einer Pestalozzi'schen Anstalt, machte die Vorstudien auf dem Gymnasium zu Bruchsal und dem Lyceum zu Rastatt, studirte Rechtswissenschaft in Heidelberg seit 1812, von Ostern 1815 ab in Göttingen, wo er im folgenden Jahre den juristischen Doctorgrad erlangte. Während der Studien hatte er 1814 für eine römisch-rechtliche Abhandlung eine Preismedaille bekommen. In Heidelberg hatte er die Vorlesungen von Heise, Martin, Thibaut und Zachariä besucht, in Göttingen war er besonders Hugo nahe getreten. Kurze Zeit dauerte seine bald nach der Promotion begonnene Thätigkeit als Privatdocent in Heidelberg, da er schon im J. 1817 einem Rufe an die neue Universität Lüttich für römisches und Naturrecht folgte. Anfänglich der französischen Sprache nicht völlig mächtig lehrte und schrieb er lateinisch. Im J. 1827 an die Universität Löwen versetzt wurde er durch die Revolution von 1830 veranlaßt, dem Rufe der provisorischen Regierung nach Gent zu folgen, wo er vom K. Leopold zum Mitgliede der Gesetzgebungscommission für den Unterricht ernannt wurde. Das Jahr 1836 brachte ihn in das Vaterland zurück, indem er den Ruf an die Universität Freiburg annahm, wo er Rotteck's Nachfolger

wurde; im J. 1844 ging er als Professor des Kirchenrechts nach Tübingen, wo er bis zu der auf sein Ansuchen im J. 1856 erfolgten Pensionirung lehrte, er siedelte nunmehr nach Stuttgart über. W. war ein Gelehrter von einer seltenen Allseitigkeit. Seine wissenschaftlichen Leistungen umfassen ein weites Gebiet. Die „Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte“ (3 Bde., 1835—42), „Histoire du droit belgique“ (1837), „Französische Staats- und Rechtsgeschichte“ (in Verbindung mit Lor. Stein, 3 Bde., 1845—1848), haben den Anfang der Bearbeitung eines Zweiges der Rechtsgeschichte gemacht, die bleibenden Werth hat; die „Hist. des Carolingiens“ (in Verb. mit Gérard, 2 Bde., 1862), Uebersetzung von Commentaires de Charles Quint publiés par B. Kervyn de Lettenhove (Leipzig 1862), die „Beiträge zur Geschichte der Quellenkunde des Lütticher Gewohnheitsrechts“ (Freib. 1835) haben nebst den vorhergehenden ihre Entstehung dem Aufenthalte in Belgien zu danken. Seine Lehrbücher „Doctrina iur. philos. aphorismis distincta“, „Institutiones iuris romani“, „Commentarii iuris romani privati“ (3 vol.) sind nicht bloß in Belgien, sondern auch in England, Spanien und Portugal viel benutzt worden, sie haben nebst den zuerst genannten und der „Histoire externe du droit romain“ seinen Namen außerhalb Deutschlands zu einem der bekanntesten gemacht. Die „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts“ (Freib. 1839), „Vorschule der Institutionen und Pandecten“ (das. 1839) dienen ebenfalls dem Lehrzweke. Eine Anzahl von Schriften ist den in der Zeit des Erscheinens brennenden kirchenpolitischen Fragen gewidmet: „Die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreiheit“ (Freiburg 1845); „Die katholische Frage im Sommer 1848. Ein Versuch ihrer Lösung für Württemberg“ (1848); „Die katholische Kirche im Anfange des Jahres 1849“ (Freib. 1850); „Ueber den Conflict des Episcopats der oberrheinischen Kirchenprovinz mit den Landesregierungen in derselben“ (Erlang. 1853), franz. „Exposé historique et raisonné du conflit entre l'episcopat et les gouvernements composant la province ecclésiastique du Haut-Rhin en Allemagne“ (Brux. 1854); „Die staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche in den katholischen Ländern des deutschen Reichs, besonders im 18. Jahrhundert. Eine rechtsgeschichtliche und dogmengeschichtliche Abhandlung“ (Erl. 1855). Zu diesen Schriften tritt noch eine große Zahl von Abhandlungen, Anzeigen, Besprechungen von juristischen Schriften, namentlich auch solcher über kirchenrechtliche Materien in verschiedenen Zeitschriften, sowie die Mitredaction der „Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht“, der „Themis“ u. s. w., zuletzt noch eine Schrift über „Don Carlos“ (Stuttg. 1864). Es ist nicht möglich, daß bei einer solchen vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit jede Leistung hervorrage. Keine ist seicht und jede verräth volle Kenntniß des Standes der Litteratur. Auf kirchlichem Gebiete tritt er fern von Kirchenfeindlichkeit als liberaler Katholik im Geiste eines gemäßigten Josefinismus ein für die Rechte des Staats, bekämpft die Anmaßungen der Hierarchie, welche er namentlich in dem rücksichtslosen Vorgehen des oberrheinischen Episcopats sah. Durch seine aufgeführten Schriften in diesem Sinne, noch mehr durch die Besprechungen der einschlägigen Schriften und durch Artikel in Zeitungen, worin er die Politik der Concordate bekämpfte und die Regierungen warnte, hat er, wozu auch die ruhige und leidenschaftslose Darstellung beitrug, ganz zweifellos Einfluß geübt auf die Regierungen von Baden und Württemberg. Persönlich war W. ein anspruchsloser, äußerst gefälliger Mann, der allgemeine Achtung genoß. Letzteres bewies die Mitgliedschaft von 25 Akademien und Gesellschaften verschiedener Länder sowie die seitens der Monarchen, denen er diente, ihm zu theil gewordene Ehrung durch Titel und Orden.

Allg. Zeit. 1866, Beil. Nr. 258. — v. Weech, Biogr. II, 425 f.

v. Schulte.

Warnstedt: Adolf Eduard Friedrich Johannes v. W., geboren am 9. April 1813 in der Stadt Schleswig, Sohn des Kammerherrn Franz Ludwig v. W., Besitzers der adeligen Güter Loitmark und Espenis. Vorbereitet auf dem Gymnasium in Plön und dem Pädagogium zu Ilfeld am Harz, studirte er die Rechte auf den Universitäten in Kiel und Göttingen und bestand Michaelis 1837 das juristische Amtsexamen in Kiel mit dem ersten Charakter. Er ward darauf Amtssecretär auf dem Amthaus zu Reinbeck, 1840 commissarischer Amtmann zu Traventhal und 1842 Mitglied der schl.-holst. Landeskanzlei in Kopenhagen. Den gleichzeitigen Ruf zum Professor der Nationalökonomie in Kiel an Stelle des nach Leipzig berufenen Professors Georg Hanssen, lehnte er ab, sowie gleichfalls später 1852 die Berufung als Nachfolger Falk's (s. A. D. B. VI, 539). Bei aller Liebe zur Wissenschaft zog er doch die praktische Laufbahn vor. 1850 ernannte ihn die juristische Facultät in Kiel zum Ehrendoctor und 1859 die philosophische Facultät in Göttingen zum Dr. philos. Bei der Märzrevolution 1848 in Kopenhagen legte er freiwillig sein Amt als Departementschef der Kanzlei nieder und trat im October d. J. als Rath in die schl.-holst. Regierung in Schleswig. Während dieser Zeit war er auch Abgeordneter zur schlesw.-holst. Landesversammlung. Als aber 1851 das dänische Regiment in den Herzogthümern wieder eingesetzt ward, legte er auch hier sein Amt nieder. Er machte darauf zunächst längere Reisen in Deutschland, bis er im Herbst 1852 als Regierungsrath in Merseburg angestellt ward. 1853 folgte er dann einem Ruf als vortragender Rath in das k. hannoversche Ministerium, wo ihm vorzugsweise die Angelegenheiten der Göttinger Universität übertragen wurden. — Verschiedene Berufungen nach Weimar, Altenburg, selbst nach Berlin lehnte er ab und ward dafür zum Geheimen Regierungsrath ernannt, auch mit dem Guelphenorden geschmückt. Am 1. April 1868 ging er nach Göttingen als Curator der Universität. Hier wirkte er, bei der Universität wie in der Stadt in hoher Achtung stehend, bis körperliche Schwäche ihn 1888 nöthigte, seine Emeritirung nachzusuchen. Er starb am 20. Mai 1894. Für sein engeres Vaterland Schleswig-Holstein führte er die geistigen Waffen. In der ersten Periode erschien von ihm: „Rendsburg, eine holsteinische Stadt und Festung" (1850); „Das Kronwerk der Festung Rendsburg" (1851). In der zweiten Periode: „Schleswig-Holsteins Recht, Deutschlands Pflicht und der Londoner Tractat" (1863 in 3 Aufl.); „Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein" (1864 in 3 Aufl.); „Das Recht der Erstgeburt in dem S.-H. Fürstenhause" (1864); „Urkundliche Beiträge zur S.-H. Frage" (1865); „Die Oldenburger und Brandenburger Erbansprüche auf das Herzogthum Schleswig-Holstein" (1865). Diese Schriften, wenn auch in erster Linie der politischen Wirkung innerhalb der augenblicklichen Sachlage gewidmet, sind zugleich alle von wissenschaftlicher Bedeutung.

Alberti, Schriftstellerlexik. II, 338. Forts. II, 358. Carstens.

Warrens: Eduard W., geboren in Altona oder Stockholm im J. 1820, † in Wien am 5. Januar 1872, war der Sohn jüdischer Eltern — sein Vater hieß Wolf Arens —, selbst jedoch protestantischer Confession. Er ging in jungen Jahren aus Hamburg, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, nach Amerika. Näheres über seine Lebensschicksale daselbst ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß er sich dort als Sachwalter und politischer Publicist Einfluß und Namen verschaffte. Er redigirte den „Anzeiger des Westens". Er spielte eine hervorragende Rolle in der agitatorischen Thätigkeit für die Wahl des Präsidenten James Polk und kam dann in den vierziger Jahren als amerikanischer Consul nach Triest. Dort trat er bald in Verbindung mit dem Oesterreichischen Lloyd und wurde insbesondere von Karl Bruck, der einer der Directoren dieses Unternehmens war, sowie von dem Gouverneur Grafen Franz Stadion wegen

seines durchdringenden Verstandes, seines weiten Gesichtskreises und seiner außergewöhnlichen publicistischen Befähigung geschätzt. Im J. 1848 übersiedelte W. auf Wunsch des Grafen Stadion, welcher damals als Reichstagsdeputirter in Wien weilte und später als Minister eine wichtige Stelle einnahm, nach Wien und leitete dort die seiner Zeit in Triest gegründete und nun gleichfalls nach Wien übersiedelte Zeitung „Der Oesterreichische Lloyd". Diese Zeitung, welche ursprünglich einen vorwiegend commerciellen und volkswirthschaftlichen Charakter hatte, wurde nunmehr zu einem politischen Blatte umgewandelt und erhob sich namentlich während des Krimkriegs zu ziemlich hervorragender Bedeutung. Hier schon zeigte sich jedoch, daß W. mit seiner glänzenden Begabung als Schriftsteller keineswegs einen festen Charakter verband, und im Laufe der Zeit, als er nach Aufhören des Lloyd in der „Oesterreichischen Zeitung" und später im „Botschafter" führende Rollen innehatte, diente er nacheinander den verschiedensten Strömungen, wie sie eben zur Macht gelangten. In der Periode der Verfassungssistirung unter Belcredi verfocht er die Politik dieses letzteren, und es war seine Erfindung, daß zum Zwecke der Popularisirung derselben unter dem Titel „Wiener Tagblatt" ein hochofficiöses Blatt gegründet wurde, welches im Widerspruch mit den gesetzlichen Bestimmungen Befreiung vom Zeitungsstempel genoß und daher in der Lage war, im Abonnementspreis den anderen Zeitungen eine illoyale Concurrenz zu bieten. Eine Belohnung für Warrens' Dienste lag in der im Juli 1866 erfolgten Verleihung des Hofrathstitels, welche eine nicht geringe Verstimmung in dem Kreise der durch langjährige, ernste Dienstleistungen zu diesem hohen Rang emporgekommenen wirklichen und legitimen Hofräthe hervorrief. Als nach der Wiederkehr der constitutionellen Aera und dem erfolgten Ausgleich mit Ungarn eine eigentliche politische Verwendung des Publicisten, der so viele Wandlungen offen zur Schau getragen hatte, nicht gut mehr möglich war, gründete er selbst eine Wochenschrift („Warrens' Wochenschrift für Politik und Volkswirthschaft"), in deren erster, am 10. Februar 1868 erschienener Nummer er übrigens in dem einleitenden Artikel sagte, daß „dieses Blatt vielleicht nicht einem allgemeinen Bedürfniß, aber jedenfalls dem Bedürfniß seines Leiters entspreche". Uebrigens erfreute sich dieses Blatt bis zu Warrens' Tode einer nicht geringen Bedeutung, insbesondere in Finanzkreisen, zu welchen W. mit dem nichtpublicistischen Theile seiner Persönlichkeit auch gehörte. Denn er war allezeit ein kühner und waghalsiger Börsenspeculant, dem, wie er selbst einmal sagte, das Spiel als solches geradezu Bedürfniß war, und der in dem Gewinn in erster Linie das willkommene Mittel sah, immer weiter zu spielen. Freilich versagte ihm auch oft genug dieser Gewinn. Im Laufe der zwei Decennien, während welcher er in Wien lebte, schwankte sein Vermögensstand mehrere Male zwischen Millionen und nichts oder weniger als nichts. Doch auch eine vollständige finanzielle Niederlage drückte ihn nicht nieder. Er acceptirte schlankweg und offen vor aller Welt die durch eine solche geschaffene neue Situation, um mit verdoppeltem Eifer sich neuerdings in den Strom der Börsengeschäfte zu werfen, bis es ihm wieder glückte, zu ansehnlicher Höhe emporzusteigen. Im J. 1872 starb er, als er gerade in einer sehr günstigen Speculation begriffen war, nach kurzem Krankenlager und hinterließ ein beträchtliches Vermögen. Wie aus dem Gesagten hervorgeht, gehörte W. zu jenen nach einer bestimmten Richtung hin hervorragend begabten Menschen, welche wegen Mangels eines festen Charakters von sittlichem Halt mit dieser Begabung objectiv Nützliches und Bleibendes nicht zu schaffen vermögen. Einstimmig war die Anerkennung seiner publicistischen Fähigkeit. „Warrens' Feder war", so hieß es in einem Nachruf, „wie man auch über die wechselvollen Dienste denken mag, die sie den verschiedensten Systemen geleistet, eine geniale; in welcher Richtung er auch immer schrieb, im

Angriff, wie in der Vertheidigung, immer schrieb er blendend und geistreich. Den vom Standpunkt der Bewunderung publicistischer Fähigkeit gespendeten Beifall hatte er immer für sich, und auch seine Gegner versagten ihm diesen nicht.“ Als Ergänzung hiezu sei eine Stelle aus einem anderen Nachrufe angeführt, welche lautet: „Es verschlug ihm nichts, auf die unrichtigsten, mit den Thatsachen im grellsten Contrast stehenden Voraussetzungen die excessivsten Schlüsse aufzubauen und Theorien nachzugehen, die jeder Laie als unhaltbar erkannte. Es war manchmal, als ob er ein Behagen daran fände, seinen Scharfsinn — und solchen besaß er in hohem Grade — dafür einzusetzen, um bewußt etwas Falsches als richtig darzustellen, wie seine Banktheorie beweist, die ihn in der letzten Zeit zum Dogma von der Zuverlässigkeit der endlosen Notenvermehrung verführte, so daß er jede metallische Notenbedeckung perhorrescirte. Natürlich wußte er dagegen oft genug in den verwickeltsten Fragen durch seine durchdringende Kritik zu frappiren und selbst die Gegner stutzig zu machen“. Obwol, wie nach dem Gesagten selbstverständlich ist, es auch bei seinen Lebzeiten niemandem einfiel, W. als politischen Charakter ernst zu nehmen, so nahm er doch auch im gesellschaftlichen Leben Wiens eine hervorragende Stellung ein, insbesondere in der Finanzwelt, wozu nicht wenig auch die ungemein angenehme und anregende Art des Verkehrs und der Gesprächsführung beitrug, welche ihn zu einem vielgesuchten und sehr geschätzten Festgenossen machte. Eine, wie es scheint, sehr zutreffende Wiedergabe seiner Individualität findet sich in Friedrich Uhl's Roman „Das Haus Fragstein“, in welchem W. unter dem Namen „Dr. Hasting“ eine der wichtigsten Figuren bildet. A. v. Dorn.

Warrens: Rosa W., eine treffliche Uebersetzerin nordischer Volkslieder, wurde am 24. Februar 1821 zu Karlskrona in Schweden geboren und kam schon im 5. Jahre mit ihren Eltern nach Hamburg, wo sie auch bis zu dem Tode ihres Vaters ihren Wohnsitz beibehalten hat. Ohne je eine öffentliche Schule besucht und einen geregelten Unterricht empfangen zu haben, eignete sie sich doch ein umfassendes Wissen an und war besonders bemüht, ihr poetisches Talent mehr und mehr auszubilden. Mit besonderer Vorliebe vertiefte sie sich in den nordischen Sagenkreis und versuchte, die Volkslieder desselben im Versmaß des Originals wiederzugeben. Ihre erste Arbeit dieser Art, „Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus den Sammlungen von Geijer und Afzelius“ (1856), fand eine so günstige Aufnahme, daß sie dadurch zu weiteren Uebersetzungen ermuntert ward und in den nächsten Jahren noch „Dänische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von S. Grundtvig“ (1858); „Schottische Volkslieder der Vorzeit“ (1861); „Zwei Lieder der Edda“ (1863); „Norwegische, isländische, faröische Volkslieder der Vorzeit“ (1868) herausgab. Seit dem Jahre 1861 lebte Rosa mit ihrer hochgebildeten und hochbetagten Mutter in stiller Zurückgezogenheit in Berlin, aus der sie nur heraustrat, als es in den Kriegszeiten galt, die Werke der Barmherzigkeit und Liebe zu üben. In Berlin ließ sie auch eine Sammlung eigener geist- und gemüthvoller „Gedichte“ (1873) erscheinen, in denen eine schwermüthige Stimmung vorherrscht. Im Sommer 1878 hatte Rosa W. ihre 84jährige Mutter nach Freienwalde zur Cur begleitet und letztere hier durch den Tod verloren; eine ältere, in Kopenhagen wohnende Schwester eilte zu der Verlassenen und bewog sie zu einer Uebersiedlung nach der dänischen Hauptstadt. Die Reise war auch glücklich zurückgelegt, aber nach kaum acht Tagen machte ein Herzschlag, dem ein kurzes Unwohlsein voranging, dem Leben der Dichterin (8. November 1878) plötzlich ein Ende.

Lina Morgenstern, Die Frauen d. 19. Jahrh. Biographische u. kulturhistor. Zeit- u. Charaktergemälde III, 95 ff. Berlin 1891.

Franz Brümmer.

Warsberg: Alexander Freiherr v. W., Schriftsteller und Tourist. Derselbe, aus einer uralten, schon 1150 florirenden Familie stammend, wurde am 30. März 1836 zu Saarburg bei Trier geboren; sein Vater war der preußische Kammerherr Jos. Alexander Freiherr v. W., seine Mutter eine Freie v. Wyttenbach; ihrem feinen Sinn verdankte unser Autor, wie alle wahren Poeten für ihre Begabung immer die Mutter ehren, die Begeisterung für alles Edle, Schöne und Große. Der Vater übersiedelte bald nach Oesterreich und kaufte sich in Graz an, wo Alexander das Gymnasium und die Universität, auch ein Jahr lang zu München, besuchte. Obwol von Jugend auf kränklich, drängte es ihn die Welt zu sehen; frühzeitig mit den classischen Autoren vertraut, lernte er viele Sprachen, las gerne geschichtliche Werke und Reisebeschreibungen und erwarb eine enthusiastische Liebe zum Orient, insbesondere durch das fast unausgesetzte Studium des Homer, insbesondere der Odyssee, welche zu verherrlichen, er niemals ermüdete. Auch oblag er den einschlägigen Naturwissenschaften, namentlich der Botanik und Geologie und cultivirte die Kunstgeschichte. Schon während seiner Praxis an der Statthalterei zu Graz befaßte er sich mit kleineren, schriftstellerischen Arbeiten und der Zusammenstellung seiner Tagebücheraufzeichnungen. Im J. 1858 wurde W. zur Statthalterei nach Venedig versetzt, dann 1859 wieder nach Graz zurückgerufen. Hier wurde er 1863 mit dem Botschafter Anton Freiherrn v. Prokesch-Osten bekannt, welcher den ihm vielfach geistverwandten Jüngling wiederholt zum Begleiter auf seinen Urlaubsreisen durch Italien, die Schweiz, Frankreich und endlich auch nach Constantinopel wählte. Seine schriftstellerischen Versuche brachte er zuerst in die Grazer „Tagespost“, dann in verschiedene Wiener Blätter und insbesondere in die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, in welcher die meisten seiner nachfolgenden Bücher zuerst in einer Reihe von Reiseberichten erschienen, die durch Form und Inhalt ein dankbares Publicum weckten und fesselten. Insbesondere aber war es Venedig, welches unseren Autor entzückte. Mit der überhaupt sein ganzes Sein und Walten kennzeichnenden Glückseligkeit pries er die Lagunenstadt, wo es ihm so wohl war, wo er so gern verweilte, die „schöne Stadt, die ihm nie ein Leid gethan“. Hier faßte er ein lebhaftes Interesse für die Handelsbeziehungen Oesterreichs zum Orient. In desto größere „leidenschaftliche Verzweiflung“ brachten ihn die Verhältnisse des Jahres 1866. Herr v. W. trat als Concipist ins Handelsministerium zu Wien. Den volkswirthschaftlichen, insbesondere commerciellen Fragen blieb sein Augenmerk zugewendet; mit dem Orient aber und Oesterreichs Verhältniß zu demselben beschäftigte er sich nun lebhafter als zuvor. Nun unternahm er seine ersten Reisen dahin; als erste Frucht erschien sein „Sommer im Orient“ (Wien 1869 bei Gerold). Durch die Unmittelbarkeit seiner farbensprühenden Darstellung erwarb er sich schnell den geachteten Namen eines Schriftstellers, obwol er sich immer nur als einen „Dilettanten mit der Feder“, einen „Photographen, einen Skizzenzeichner nach der Natur“ betrachtete. Seit er dann — nach kurzem Dienst im Ministerium des Auswärtigen — aus Gesundheitsrücksichten als Consul nach Corfu sich versetzen ließ, ging wol kaum ein Jahr vorüber, in welchem er nicht über das Mittelmeer fuhr; 1868, 1869 und 1871 bereiste W. Aegypten; 1870 verbrachte er zur Pflege seiner Gesundheit mehrere Monate in Corfu, 1880, 1883 und 1884 bereiste er Attika, Thessalien, Epirus, den Peloponnes und die griechischen Inseln; 1868 Syrien und 1881 Libyen. Ueberall fand er sich schnell heimisch. Sein Führer auf diesen Fahrten wurde ihm — ebenso wie dem beinahe gleichzeitigen Schliemann — der alte treue Homer! Im J. 1878 trat er dann mit seinen „Odysseeischen Landschaften“ (Wien bei Gerold, drei Bände) hervor, welchen er mit Recht das Motto „Wer den Dichter will versteh'n, muß in Dichters Lande geh'n“ voraus setzte. Der erste Band

schildert das „Reich des Alkinoos", der zweite die Colonial-Länder des alten Korkyra-Dyrrhachium und Epidamnus und das Vorgebirge von Actium (dabei auch die classische Schilderung dieser berühmten Schlacht!), der dritte handelt vom „Reich des Odysseus", dessen siebentes Buch die Idylle Ithaka enthält. Diese glänzenden Reisebriefe über Ithaka erschienen zuerst 1878 und 1879 in den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung" und später noch als Prachtwerk mit 5 Farbendrucken und 40 Phototypieen nach Originalzeichnungen von Ludwig Hans Fischer (Wien 1887 bei Gerold). Im J. 1884 folgte der erste Band der „Homerischen Landschaften" (Wien bei C. Graeser), enthaltend: das Reich des Sarpedon, Rhodos und die Inseln des Aegäer-Meeres. An der Vollendung des zweiten Bandes mit trojanischen, thrakischen und bithynischen Scenerien hinderte ihn leider der Tod. W. folgte auf seinen Wanderfahrten den Spuren des antiken Lebens; er glaubte sie nicht nur in Namen und Ruinen, sondern auch in den Menschen, ihren äußeren Formen und innerem Wesen nach in Fülle zu finden. Dann aber zog ihn auch das Orientalische an, das er der antiken Welt näher und verwandter wähnte, als unsere moderne, abendländische Cultur: „So oft sich die Menschheit dort (im Orient) schon erfrischt, neue Religionen und Ideen geholt hat, leichter noch wird es dem Einzelnen auf jenem geschichts- und gottesgeheiligten Boden, seine Seele wiederzugebären im Geiste der Wahrheit und des Glaubens." So haben seine Reisen ein gewisses pietätvolles, heiliges Ziel, gleichsam wie die eines Pilgers nach Mekka oder Jerusalem: die Erbauung und Wiedergeburt der Seele. Was bei Titus Tobler oder Fallmerayer unter den Dornen der Kritik und Philologie verwucherte, loderte bei gleich gründlicher Gelehrsamkeit im andächtigen Feuer von Warsberg's Begeisterung freudig belebend und erwärmend empor. Der Leser bekommt hohe Achtung für sein Forschen und Wollen. Was dabei am meisten mitwirkt, ist die frische, knappe Unmittelbarkeit des Forschers, Denkers und Malers. Was er schreibt sind keine nach der Rückkehr am stillen Pult aus Notizen und Erinnerungen regelrecht zusammengestellten, verschönten Berichte, sondern meist wahre Tagbuchblätter, im Zelt auf den lykischen Bergen, oder auf einem Segelboot, etwa zwischen Kephalonia und Ithaka hingeworfen, wie die Skizzen eines Landschaftsmalers, aphoristisch und fragmentarisch, immer aber das Ergebniß ernster Geistesarbeit und in fesselnder, weihevoller Stimmung. Bisweilen hat er dann wol noch in seinem Garten zu Corfu oder auf einer der Villen am Comersee, eine letzte Feile an seine Gebilde gelegt, aber nur selten und ausnahmsweise; verübelte er ja seinem Vorgänger und Lehrer Prokesch-Osten (welchem er übrigens bei dessen Ableben ein so meisterhaftes biographisches Denkmal in der „Allgemeinen Zeitung" setzte), daß derselbe gar zu viel geformt und gebessert habe. Das Beste in allen Büchern war ihm — „und selbst wenn es das Fehlerhafte ist" — das Subjective, das allein neu ist. Wo ihm die Historie den Griffel führte, waltete W. immer mit dem ganzen Bewußtsein seines Wissens und Gefühles; er gab immer Alles, wie er es erforschte, kannte und sah; seiner Meisterschaft in der Darstellung und Nachempfindung scheint er nie inne geworden zu sein. Die Schriftstellereitelkeit kannte er nicht; sie blieb zeitlebens seinem ganz naiven Charakter ferne und fremd.

Im Herbst 1887 wurde W. zum k. k. Generalconsul in Venedig ernannt, erlag aber schon am 28. Mai 1889 einem ihn lange verfolgenden Brustübel. So hat ihm die überaus geliebte Lagunenstadt zuletzt doch ein „Leid" gethan, er wollte ja noch leben, war noch immer voller Hoffnungen und Pläne. Er gedachte nicht nur die „Homerischen Landschaften" fortzusetzen und zu vollenden, sondern auch die in Venedig entdeckten Briefe von Gentz an die Gräfin Fuchs, „einen herrlichen Schatz" herauszugeben. Und Anderes mehr! Seine pflicht-

bewußte, patriotische Gesinnung, seine glänzende Begabung und sein ausgebreitetes Wissen, sein humaner Sinn und die edle Denkweise, welche er in Wort und That immer bewies, erwarben ihm viele Freunde, welchen er Gönner, Vorbild und Aneiferer verblieb. Aus seinem Nachlasse erschien noch ein stattlicher Band (Wien 1892, bei W. Braumüller) mit drei Aufsätzen über „Die Kunstwerke Athens", über den Maler Gaudenzio Ferrari, dessen stilles Schaffen er von Mailand, über den Comersee und Lago Maggiore, über Vercelli, Novara und Turin verfolgte und das Capriccio „Ein Sommernachtstraum in der Walhalla" (bei Donaustauf), wo W. durch Zufall eingeschlossen eine Nacht verbracht haben will; was dabei durch seine Gedanken spielte, ist eine in kunstvollendeter Prosa erzählte anmuthige Dichtung. — Das gleichfalls sehr schöne Buch „Eine Wallfahrt nach Dodona", hat Joh. Frischauf (Graz 1893 bei Leuschner und Lubensky) herausgegeben. W. verbreitet sich in seiner Weise über die Lage, über die Geschichte des Orakels, die Inschriften und Ruinen. „Alle diese Schriften sind", wie Dr. Ludwig Steub sagt, „in einer Weise geschrieben, die man wohl nirgends wieder findet und daher unbedingt als originell bezeichnen darf. Sie liegt darin, daß der Dichter alles was ihm als Wanderer, als Touristen vorkommt, zuerst in poetischem Geiste beschreibt, dann aber dieser Beschreibung einen Sinnspruch, ein Epigramm, eine Glosse, Gnome oder Scholie folgen läßt, die fast wie der Chor in der Tragödie das Erlebte deutet, erklärt und dessen tiefere Beziehungen offen legt. Diese unerläßlichen Epiloge sind oft sehr schlicht und einfach."

Vgl. Ludwig Steub, Aus dem Morgenlande, in Beilage 236 u. 237 der „Allgemeinen Zeitung" vom 25. u. 26. August 1884. — Wurzbach, 1886, LIII, 98 ff. u. der Nekrolog in Beilage 162, „Allgemeine Zeitung" vom 13. Juni 1889. Hyac. Holland.

Wart: Herr Jakob von W., schweizerischer Minnesinger. Er gehört einem alten Freiherrengeschlecht an, dessen Stammschloß „in der Nähe des Züricher Weindorfes Nestenbach am rechten Ufer der Töß auf einem Vorsprunge des Ischels" lag. Von drei Inhabern des Namens ist nach allgemeinem Urtheil der jüngste unser Dichter: Jakob III, 1272—1331 belegt. Er mußte es büßen, daß sein Bruder Rudolf 1308 an der Ermordung König Albrecht's theilnahm; seine Burg wurde verbrannt, er selbst mußte Jahre lang in einer Bauernhütte leben. Das Bild der Heidelberger Handschrift stellt ihn aber als Greis dar, wie er von Jungfrauen im rosenbedeckten Bade wohl gepflegt wird. Dieser Zeichnung kann man urkundliches Gewicht beilegen, weil Jakob von W. am 6. October 1304 sich dem Rüdiger Manesse gegenüber für Walther von Eschenbach (ebenfalls später einer der Königsmörder) verbürgt. — Fünf Minnegedichte und ein Tagelied von ihm sind (zusammen mit dem Marienlob des Eberhard v. Sax) in den Grundstock der großen Minnesingersammlung nachgetragen. Die Liebeslieder sind durchaus unbedeutend. Sie ergehen sich in den herkömmlichen Klagen über die Grausamkeit der Geliebten, wobei die abgebrauchtesten Formeln und Reime in unschön klingende strophische Combinationen mit überlangen Abgesängen gebracht werden. Von Ulrich v. Wintersteten, den Techen als Vorbild zweier Gedichte erwies, hat er keineswegs die Gewandtheit geerbt, wol aber ein wenig die Neigung zur Künstelei: er meidet den Hiatus, sucht den Auftakt zu reguliren. — Auch das Tagelied ist in seinem Gang — nach Reden des Wächters und der Frau ein Abschiedswort des Ritters — von Wintersteten (VII und XIII) abhängig; übeigens ist es auffallend nüchtern und „tugendhaft" gehalten. Durchaus erscheint W. als ein unbegabter Dilettant, der der Mode zu lieb die gebräuchlichsten Formen nachsang.

Text: Bartsch, Schweizer Minnesinger, S. 247 f., Techen, Die Lieder des Herrn Jakob von Warte, Diss. Göttingen 1886.

Biographisches: v. d. Hagen, Minnesinger 4, 95 f., Bartsch a. a. O. S. CXXXVIII f., Techen a. a. O. S. 25 f. (wozu aber Bächtold, Gesch. d. d. Dichtung in der Schweiz Anm. S. 42 zu vergleichen); Grimme in Pfeiffer's Germania 35, 327.

Würdigung: v. d. Hagen a. a. O. S. 97, Bächtold, Gesch. d. d. Dichtg. in der Schweiz, S. 159. — Zum Tagelied: de Gruyter, Das deutsche Tagelied, S. 17, Roethe, Anz. f. d. A. 16, 96. Richard M. Meyer.

Wartberge: Hermann v. W., livländischer Chronist des 14. Jahrhunderts, war Caplan des livländischen Landmeisters des deutschen Ordens. Von seiner Persönlichkeit ist wenig überliefert. Aus den Schriften, die er verfaßt hat, geht hervor, daß er aus Niedersachsen stammte; denn er gibt den von ihm in deutscher Sprache angeführten Namen die niederdeutsche Form. Ein Hermann v. Wartberge, der hundert Jahre vor unserem Chronisten (1278) als Bürgermeister der westfälischen Stadt Marsberg (auch Stadtberge genannt) auftritt und aus der Stadt Warburg an der Diemel gebürtig war, wär möglicher Weise sein Vorfahr.

Die livländische Chronik Wartberge's behandelt die Geschichte Livlands von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1378. Der erste Theil des in ziemlich mangelhaftem Latein geschriebenen Werkes beruht hauptsächlich auf älteren, meist bekannten schriftlichen, an einigen Stellen wol auch mündlichen Ueberlieferungen. Vom Jahre 1358 an aber schreibt W., wie es scheint, als Augenzeuge der meisten von ihm berichteten Ereignisse. In seiner Stellung als Caplan des Landmeisters hatte er nicht nur die Gelegenheit, sondern auch die Pflicht, sich eine gründliche Kenntniß aller für den deutschen Orden in Livland wichtigen Angelegenheiten anzueignen. Daher ist seine Chronik von bedeutendem Werth, wenn auch die nahe Verbindung mit dem Orden seine Beurtheilung und Darstellung der Vorgänge in Livland beeinflußt hat. Wie er wiederholt zu diplomatischen Geschäften für den Orden Verwendung fand, so war er auch auf der glänzenden Versammlung zu Danzig 1366 Vertreter des Ordensmeisters. Unter dem Präsidium des Hofmeisters Winrich von Kniprode und in Gegenwart von 7 Bischöfen, zahlreichen anderen Prälaten, den Großwürdenträgern des deutschen Ordens, vielen Rittern geistlichen und weltlichen Standes, endlich von Vertretern der Städte Riga und Lübeck wurden hier die langjährigen Streitigkeiten zwischen den Erzbischöfen von Riga und dem livländischen Landmeister zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Die Ordenspartei, also doch hauptsächlich ihr Sprecher W. setzte es durch, daß der Erzbischof Fromhold von Vishusen für alle Zeiten auf die Oberhoheit über den Orden, sei es in geistlichem, sei es in weltlichem Sinne verzichtete, während der Ordensmeister Wilhelm von Formershein der Stadt Riga, die der Orden 36 Jahre vorher erobert hatte, die Freiheit zurückgab. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird die über diese Verhandlungen verfaßte Relation im Danziger Archiv unserem Chronisten zugeschrieben. Einige Jahre nach dem Abschluß seiner Chronik (1378) wird er gestorben sein.

Vergl. Ernst Strehlke, Hermanni de Wartberge Chronicon Livoniae in: SS. rer. Prussic. Bd. II, S. 9—21. J. Girgensohn.

Wartenberg: Franz Wilhelm Graf von W., der 59. Bischof von Osnabrück, ist neben dem heiligen Benno als der bedeutendste Bischof dieses Hochstiftes zu bezeichnen, weil er nicht nur wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger in die große Politik Deutschlands, ja Europas verwickelt wurde, sondern sogar mehrfach selbstthätig darin eingriff. Da jedoch über die Ereignisse seiner Zeit Auskunft gebende Quellen bis jetzt überhaupt nur in geringer Zahl veröffentlicht sind, sein umfangreicher mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit geführter Briefwechsel aber überhaupt noch der Publication harrt (dieselbe ist als ein Theil der Publicationen aus den Preußischen Staatsarchiven in der

Vorbereitung), ist seine Bedeutung bis jetzt noch wenig gewürdigt worden, und die Darlegung derselben begegnet erheblichen Schwierigkeiten.

Franz Wilhelm war der älteste Sohn — 2 ältere Kinder waren Töchter — des Herzogs Wilhelm von Baiern aus seiner morganatischen Ehe mit Maria Pettenbeckin und wurde am 1. März 1593 in München geboren. Sein Vater hatte sich in den Truchsessischen Wirren am Rhein und in Westfalen als eifriger und erfolgreicher Vorkämpfer der alten Kirche einen berühmten Namen gemacht. Er zog sich aber nach seiner Verheirathung aus dem Getriebe der großen Welt zurück und lebte, den Ueberlieferungen seines Hauses getreu, der Förderung und Stärkung der katholischen Kirche und der diese Förderung besonders als ihre Aufgabe betrachtenden Orden. Obwol er schon am 30. Januar 1608 frühzeitig verstarb, blieb seine Richtung für die Erziehung seiner Söhne und Töchter, welche die Mutter und sein Vetter Herzog Maximilian in die Hand nahmen, maßgebend, und es ist charakteristisch, daß die Schwestern Franz Wilhelm's alle Ordensschwestern wurden, und von den drei zu höherem Lebensalter heranwachsenden Brüdern nur einer von Haus aus den weltlichen Stand erwählte. Trotzdem daß der regierende Herzog Wilhelm mit der Ausstattung seines Bruders bei seiner Verheirathung nicht gerade gekargt hatte und auch später noch für die Neffen sorgte, waren die Verhältnisse der Familie keineswegs glänzend. Franz Wilhelm wurde von 1601 ab bei den Jesuiten in Ingolstadt vorgebildet und siedelte 1608 auf sechs Jahre nach Rom als Zögling des deutsch-ungarischen Collegiums über. Dort hat er die Eindrücke gewonnen, welche für sein ganzes Leben bestimmend wurden. Er fühlte sich stets als Vorkämpfer der durch das Papstthum vertretenen alten Kirche und zwar auch da, wo er weltliche Interessen zu verfolgen hatte und zu verfolgen schien. In zweiter Linie war er Verfechter der von der bairischen Partei stellenweise ganz besonders stark betonten Bestrebungen zur Erhaltung der Selbstständigkeit der Reichsfürsten gegen deren Vergewaltigung durch die spanisch-österreichische Weltmacht der Habsburger.

Franz Wilhelm war von Natur sehr begabt, vor allem von scharfer und schneller Auffassung, juristisch und theologisch sehr gut ausgebildet und ein Meister der lateinischen Rede. Ferner besaß er große Willensstärke und Charakterfestigkeit und führte seine einmal gefaßten Beschlüsse mit nachhaltiger Consequenz durch, sein Eifer für die Sache, welche er vertrat, verleitete ihn jedoch zuweilen, den Bogen zu überspannen. Frühzeitig zu verantwortungsvollen Stellungen berufen, erwarb er sich ausgedehnte Geschäftskenntniß und weiten Ueberblick; auch kam ihm bei allen seinen Unternehmungen ein bedeutendes Organisationstalent sehr zu statten. Dagegen scheint ihm menschengewinnende Liebenswürdigkeit versagt gewesen zu sein.

Als er 26 Jahre alt war, ernannte ihn Herzog Maximilian von Baiern zum Vorsitzenden seiner Rathscollegien und mit 28 Jahren wurde er an Stelle des zum Cardinal — später zum Bischof von Osnabrück — erhobenen Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern erster Rathgeber des Kurfürsten Ferdinand von Köln. Nachdem der Cardinal von Zollern am 19. September 1625 unerwartet zu Iburg gestorben war, erwählte ihn das Domcapitel zu Osnabrück auf des Cardinals Empfehlung am 26. October zu seinem Nachfolger, und zwar unzweifelhaft in der bei der Wahl seines Vorgängers ausdrücklich ausgesprochenen Absicht, daß er die besonders unter seinem zweiten Vorgänger Philipp Sigismund von Wolfenbüttel stark zerrütteten Verhältnisse im Hochstifte im Sinne der alten Kirche reformiren solle. Diese Zerrüttung zeigte sich gleichmäßig auf weltlichem wie kirchlichem Gebiet und hatte nicht zum geringsten in der ver-

mittelnden und nachgiebigen, auf die Mitlebenden äußerst wohlthuend wirkenden Art des Braunschweigers ihren Grund.

Zunächst war die Regierungsgewalt dieses Bischofs, der zwar Regalienindulte vom Kaiser erhalten hatte, mit den Regalien selbst aber ebenso wenig belehnt war, wie er eine Bestätigung des Papstes erlangt hatte, durch die immer weiter gehenden Ansprüche des Domcapitels auf Mitregierung sehr eingeengt worden. Es war daher die Fassung und Durchführung energischer Entschlüsse um so weniger möglich, als alle, besondere Kosten verursachenden Maßregeln außer von dem Domcapitel noch von der Ritterschaft und den Städten als den übrigen Stiftsständen gutgeheißen werden mußten. Dieser Uebelstand erwies sich um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts deshalb als noch besonders folgenschwer, weil in den westlichen Nachbargebieten des Hochstifts Spanier und Niederländer sich herumschlugen und vielfache Streifzüge ins Osnabrücksche unternahmen, später auch Quartier und Contributionen unter mancherlei Vorwänden verlangten und erzwangen. Das Mittel, welches dazu dienen sollte, diese Uebel abzuwenden, die Proclamirung der Neutralität, erwies sich nicht nur als wirkunglos. sondern sogar als schädlich. Jede Nachgiebigkeit gegen eine der streitenden Parteien gab der anderen erwünschten Vorwand, Gleiches zu verlangen. Da die Mittel des Landes zur Aufrechterhaltung einer bewaffneten Neutralität nicht ausreichten, ja die Stände sogar die Mittel zur Anwerbung geringerer Truppenmassen zur Abweisung plündernder Streifer verweigerten, erlitt das Stift schon schweren Schaden, ehe die Kämpfenden seine Grenzen überschritten. Als aber Christian von Braunschweig und die Dänen einerseits, die ligistischen Truppen unter Tilly andererseits ins Land selbst einbrachen, nahmen die Verehrungen und Schickungen an die Führer, die Contributionen und Lieferungen an die Truppen kein Ende. Nur ein unumwundener Anschluß an eine der kriegführenden Parteien konnte hier wenigstens einigermaßen Erleichterung schaffen. Daß Franz Wilhelm einen solchen Entschluß fassen würde, konnte ebenso wenig zweifelhaft sein, wie welcher Partei er sich anschließen würde.

Fast noch schlimmer, als in politischer Hinsicht sah es in kirchlicher aus. So sehr sich Philipp Sigismund auch um die Aufrechterhaltung kirchlicher Zucht und Ordnung bemüht hat, wie z. B. seine mehrfachen Klostervisitationen erweisen, so mußte doch seine ganze Stellungnahme es ihm unmöglich machen, Ordnung zu schaffen. Er selbst war ein Bekenner der Augsburger Confession und schützte sein Bekenntniß, besonders in der Stadt Osnabrück, wo es wirklich ein- und durchgeführt war. Aber er hielt sich nicht für berechtigt, den katholischen Cultus, da wo er ihn noch als zu Recht bestehend vorfand, abzuschaffen und war daher in voller Unparteilichkeit bestrebt, die bestehenden Klöster bei ihren Rechten zu erhalten. So konnte er, wollte es aber auch nicht verhindern, daß unter seiner Regierung das Domcapitel, welches zu Anfang fast ganz aus Anhängern des Augsburger Bekenntnisses bestand, sich allmählich zu einem der Mehrheit nach altkirchlich gesinnten Collegium umbildete. Die Folgen zeigten sich in den Wahlen seiner beiden Nachfolger. Besonders schlimme Zustände hatte aber dieses Gewährenlassen auf dem flachen Lande gezeitigt. Die Pfarrgeistlichkeit war vielfach ungebildet und sittlich verwahrlost; auch hatten sich die wenigsten ihrer Mitglieder mit Aufrichtigkeit und Entschiedenheit einem der beiden Bekenntnisse angeschlossen. Je nach dem Wunsche ihrer Gemeinden lasen sie die Messe oder ertheilten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Hier mußte Wandel geschafft werden. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß Franz Wilhelm in die Fußstapfen seines Vorgängers Eitel Friedrich treten werde, der

freilich bei seiner kurzen Regierungszeit nicht über vorsichtige Versuche hinauskommen konnte.

Als sich Franz Wilhelm gleich nach der Annahme des Bischofshutes eingehend über diese Verhältnisse unterrichtet hatte, wird er erkannt haben, daß er ebensowenig wie seine Vorgänger diese Verhältnisse lediglich mit der ihm verfassungsmäßig zustehenden Gewalt durchgreifend werde ordnen können, daß ihm vielmehr zur Brechung des zu erwartenden Widerstandes außerordentliche Machtmittel von Nöthen seien. Diese richtige Erkenntniß wird seinen Regierungsantritt ebenso verzögert haben, wie der Umstand, daß gerade 1626 das Stift von den Dänen besetzt war. Sie hatten im März das Land überfluthet, die Stadt bedroht und das Domcapitel gezwungen, den Sohn ihres Königs Christian zum Coadjutor zu wählen, nachdem sie zu spät angekommen waren, um seine Einsetzung zum Bischofe zu erreichen. Die Schuld für diesen Erfolg der Dänen wurde — ohne genügenden Beweis — den Machenschaften der Stadt zugeschrieben und erbitterte Franz Wilhelm von vorn herein gegen dieselbe. Da die Stadt außerdem durch ihr Glaubensbekenntniß seinen schärfsten, durch ihre Befestigung seinen am schwersten zu besiegenden Gegner darstellte, mußte er folgerichtig zunächst sein Hauptaugenmerk der Bezwingung derselben zuwenden. Weil aber dazu, solange die Dänen im Stifte hausten, keinerlei Möglichkeit vorauszusehen war, blieb er zunächst dem Stifte fern und setzte nur eine Regierungscommission ein. Erst als die Truppen der Liga den Sieg Tilly's bei Lutter am Barenberge voll ausgenutzt, und die letzten dänischen Besatzungen das Land verlassen hatten, erschien er in den ersten Tagen des Jahres 1628 in Iburg. Die Stadt hatte unterdessen ein vom 4. December 1627 datirtes kaiserliches Mandat erhalten, welches ihr befahl, eine Besatzung ligistischer Truppen einzunehmen. Diese Anforderung widersprach ihren althergebrachten Gerechtsamen. Sie hatte früher selbständig Soldaten angenommen und sich mit Hülfe derselben noch 1626 durch ihr Bürgeraufgebot gegen die Dänen gehalten. Es war daher berechtigt, wenn die Stadt sich weigerte, dem Befehle Folge zu leisten, und es war auch sehr erklärlich, daß sie in diesem Befehle die Einleitung zu weiteren Eingriffen in ihre verbürgte staatsrechtlich sehr freie Stellung sah. Denn neben dem schon erwähnten Besatzungs- und Befestigungsrechte besaß die Stadt fast vollkommene Freiheit der Verwaltung und Gerichtsbarkeit; insbesondere wählten die Bürger ihre Regierung, den Rath, ohne daß dem Fürsten dabei die geringste Mitwirkung zustand. Der gewählte Rath aber bedurfte auch nicht der Bestätigung des Landesherrn, noch huldigte er ihm. Er führte dann ferner die Verwaltung der Stadt durchaus selbständig und handhabte die Gerichtsbarkeit, wenigstens die niedere, unbestritten, die Criminalgerichtsbarkeit aber wenigstens concurrirend mit den Beamten des Fürsten. Dazu war die Stadt dem Bischof zu keinerlei Steuern, außer zu freiwillig gewährten, verpflichtet und auch die Umlegung derselben war lediglich den städtischen Behörden anheimgegeben. Aber auch in kirchlicher Beziehung hatte sich die Stadt unter Zustimmung — oder wenigstens ohne Widerspruch — der Bischöfe so gut, wie unabhängig gestellt: sie hatte einen eigenen Superintendenten eingesetzt und ernannte die an den städtischen Pfarrkirchen zu St. Marien und St. Katharinen thätigen Pfarrer und Schullehrer durchaus selbständig.

Daß der aus seiner bairischen Heimath an ein strafferes und uneingeschränkteres Herrscherrecht gewöhnte Fürst Alles daran setzen werde, seine so nach allen Seiten beschränkte Gewalt zu erweitern und zu stärken, war zu erwarten. Aber ohne Anwendung von Zwang, ohne Beseitigung alter erworbener Rechte war das unmöglich durchzuführen. Insbesondere war es ohne solche Maßregeln unmöglich, größeren Einfluß in der Stadt zu gewinnen. Für eine Umwälzung

auf kirchlichem Gebiete boten sich dagegen, wenigstens unter der Voraussetzung Rechtsgründe dar, daß die ganze Entwicklung der letzten 80 Jahre, welche aber von den früheren Bischöfen und den Kaisern anerkannt war, als nicht zu Recht bestehend angesehen wurde. Vor dem Jahre 1543 hatte das Domcapitel durch Privilegien von 1248 und 1253 ein Recht an den Stadtkirchen zwar besessen, aber auch damals schon lange nicht mehr ausgeübt. Aber der Bischof griff hierauf zurück.

Nachdem die Stadt trotz Widerspruch und flehentlicher Bitten beim Bischof unter dem Drucke der rings im Lande befindlichen Truppen, welche sie geradezu blokirten, sich zur Einnahme einer Besatzung hatte bequemen müssen, hielt Franz Wilhelm am 12. März 1628 von Iburg aus seinen feierlichen Einritt und ließ sich huldigen. Er zwang dabei ebenfalls gegen alles Herkommen Rath und Bürgerschaft ebenso wie Capitel und Ritterschaft den Treueid zu schwören. Nachdem Franz Wilhelm sich so in den Besitz einer fast uneingeschränkten Gewalt gesetzt hatte, begann er unter dem Schutze und Beistand der Tilly'schen Truppen mit der ihm eigenen Umsicht, Energie und Folgerichtigkeit die Gegenreformation in Stadt und Stift. Sein Hauptaugenmerk richtete er zunächst auf die Stadt. Gelang es diese für den alten Glauben im großen und ganzen zurückzugewinnen, so mußte er mit den kleinen Städten und dem flachen Lande leichtes Spiel haben, da er dort höchstens beim Adel kräftigen Widerstand zu befahren hatte. Er konnte zur Rechtfertigung seines Vorgehens sich auf die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, insbesondere aber auf das ihm übertragene bischöfliche Hirtenamt und die bestimmten Voraussetzungen, unter denen gerade er gewählt war, berufen. Da es in dem hier einzuhaltenden Rahmen unmöglich ist, alle Einzelheiten seiner Thätigkeit nach dieser Richtung aufzuzählen, so muß es genügen die wichtigsten anzuführen. Wenige Tage nach seinem Einritt in die Stadt nahm er mit großem Pompe gewaltsam und nicht, ohne daß es zu ärgerlichen Auftritten kam, Besitz von den beiden städtischen Pfarrkirchen, setzte dort altgläubige Geistliche ein und wies die evangelischen Geistlichen aus der Stadt aus, bemächtigte sich des Schul-, ja des ganzen Unterrichtswesens, löste die höhere 1595 wieder ins Leben gerufene Rathsschule auf, stärkte die schon von seinem Vorgänger insbesondere zu Unterrichtszwecken berufenen Jesuiten, rief die früher in der Stadt vorhandenen klösterlichen Niederlassungen, welche von ihren Insassen vor 80—90 Jahren z. Th. freiwillig aufgegeben waren, wieder ins Leben zurück und stiftete neue. Für die Heranbildung der jungen Geistlichen gründete er mehrere von Ordensgeistlichen geleitete Bildungsanstalten, veröffentlichte die Satzungen des Tridentiner Concils, berief zur Festigung und Kräftigung der Pfarrgeistlichkeit in ihrem Berufe regelmäßige Synoden und überzeugte sich über deren Verhältnisse durch eingehend vorgenommene Visitationen. Der Eifer, den er in dieser Hinsicht zeigte und das tiefe Verständniß für die Bedürfnisse des Pfarrclerus, welches aus seinen wohldurchdachten Maßregeln hervorgeht, erscheinen bewundernswerth.

Um sich die Stadt in weltlicher Beziehung noch gefügiger zu machen und gefügig zu erhalten, ließ er sofort die 1647 wieder geschleifte Citadelle, die Petersburg, einen allen Anforderungen der damaligen Ingenieurkunst entsprechenden Bau aufführen und betrieb die Sache so lebhaft, daß sie, nach fünf Jahren vollkommen vollendet, den Schweden große Schwierigkeiten bereitete. Dann aber griff er in die Rathswahl ein, was zuvor von keinem Bischof geschehen war, und verlangte, daß nur Katholiken gewählt werden sollten. Obwol die Bürgerschaft unter dem Drucke der Verhältnisse auch hierin sich fügen mußte, war doch die Zahl der in der Stadt zum Rathsstuhl nach Geschäftskenntniß und Vermögen befähigten Katholiken so gering, daß es besonders in den ersten

Jahren thatsächlich unmöglich war, diese letzte Forderung zu erfüllen. Um aber auch auf die Bürgerschaft im einzelnen einzuwirken, wurden die Katholiken mit Einquartierung und Contribution nach Möglichkeit verschont, die Evangelischen dagegen um so stärker herangezogen. Der aus dieser Maßregel erwartete Erfolg, daß zahlreiche Bürger sich in Glaubenssachen „accommodiren" würden, scheint jedoch nicht in gewünschtem Umfange eingetreten zu sein. Da aber an Tilly-schen Truppen erheblich mehr, als in dem im Frühjahr 1628 abgeschlossenen Accord mit der Stadt vereinbart war, in die Stadt einmarschirt waren, so lastete die Einquartierung und Contribution geradezu erdrückend auf der Stadt, da ihr mit bewußter Absicht fast die ganze Last der Unterhaltung der eingelegten Truppen aufgehalst war, während das flache Land nach Möglichkeit geschont wurde. Die Forderungen waren thatsächlich derart hohe, daß Tilly im August 1629 die Nothwendigkeit einer Milderung einsah und gegen den Willen des Fürsten sich entschloß, einen Theil der Besatzung aus der Stadt zu ziehen und anderweitig unterzubringen.

Unterdessen hatte der Kaiser den Entschluß gefaßt, den Erfolg der katholischen Waffen vollkommen auszunutzen, und das Restitutionsedict erlassen. Mit der Ausführung desselben für den niedersächsischen Kreis wurde Franz Wilhelm betraut. Wenn auch die infolge dessen von ihm entwickelte lebhafte Thätigkeit einen dauernden Erfolg nicht gehabt hat, so zeigte sie doch seine Fähigkeiten im glänzendsten Lichte. Gestützt auf die überall im Kreise lagernden ligistischen Besatzungen, gewann er nach gleichzeitigen Angaben vier Domkirchen, 15 Collegiatstifter und 148 (146) Klöster verschiedener Orden neben zahllosen Pfarrkirchen für die katholische Kirche zurück. Dabei griff er überall selbst mit an, predigte, betheiligte sich, soweit die Weihen, welche er bis dahin besaß, es gestatteten, am Gottesdienste, hielt Diöcesansynoden ab und versuchte überall Erziehungsanstalten für junge Cleriker, wie er es schon in Osnabrück gethan hatte, zu begründen. Darunter war die in Goslar zu stiftende Universität bestimmt einen Hauptplatz einzunehmen. Nach vorübergehendem Wirken in Minden regelte er im Herbst 1629 die Verhältnisse der Diöcesen Bremen und Verden im Sinne des kaiserlichen Edictes. Als er dann 1630 zum Bischofe von Verden ernannt worden war, traf er dort im Mai d. J. wieder ein und hielt eine feierliche Synode ab, um dann in dem Rest des Jahres und 1631 und 1632 mehr durch Deputirte zu wirken. Vom November 1632 war er bis zum Februar 1633 zugleich als kaiserlicher und landesfürstlicher Commissar in der durch Pappenheim eroberten Stadt Hildesheim thätig. Hier griff er noch gewaltsamer in alle Verhältnisse ein, wie in Osnabrück, wozu ihm die allerdings vorher sehr zweifelhafte Haltung des Rathes seinem Landesherrn gegenüber, das Recht zu geben schien, wenn auch andererseits der Accord mit Pappenheim die Religionsfreiheit versichert hatte. Das Vorrücken der Schweden, welche dann Hildesheim ein Jahr lang belagerten, zwang ihn zur Rückkehr nach Osnabrück. Als aber die Schlacht bei Hessisch-Oldendorf am 28. Juni 1633 das Uebergewicht der Schweden und ihrer Verbündeten in ganz Niedersachsen und dem nordöstlichen Westfalen über Liga und Kaiserliche entschieden hatte, und Dodo von Knyphausen am 1. August zur Belagerung der Stadt Osnabrück auf dem Gertrudenberge erschienen war, mußte er sein Stift verlassen, um es nicht vor 1650 wiederzusehen. Dieses Uebergewicht der Schweden und ihrer Verbündeten in Niedersachsen veranlaßte auch den Zusammenbruch aller so wohldurchdachten und vorsorglich angelegten Organisationen in den dortigen Bisthümern, denen sich die Betheiligten, wenn auch widerwillig, so lange gefügt hatten, als sie in der Hand des Heeres der Liga waren.

Nach vierwöchentlicher Belagerung und tapferer Gegenwehr auch der Bürger,

welche trotz des fünf Jahre lang getragenen Druckes treu dem Kaiser und ihrem Landesherrn an der Vertheidigung mitgewirkt hatten, ergab sich auch Osnabrück den Schweden. Der damals mit der Stadt und den Vertretern des Capitels vereinbarte Accord schloß den Bischof aus, gewährte ihm aber eine Frist von drei Monaten, um sich zu „accommodiren“, was aber nicht geschah. Ferner ward den Bekennern der alten Religion freie Religionsübung gewährleistet; es sollten jedoch alle Verhältnisse wieder auf den Stand gebracht werden, wie sie zur Zeit Philipp Sigismund's gewesen waren (als Normaltag wurde der 1. Januar 1624 festgesetzt). Durch diese Bestimmung wurde der Accord die Grundlage der staatsrechtlich so eigenartigen sogenannten „immerwährenden Capitulation“, welche als Ausführungsbestimmung des 13. Artikels des Westfälischen Friedens das Fürstenthum Osnabrück zu einem im modernen Sinne paritätischen Staate gestaltete. Da die Schweden Osnabrück ebenso wie Minden, wo Franz Wilhelm 1631 als Bischof anerkannt war, als ein nach Kriegsrecht erobertes Land betrachteten und dem illegitimen Sohne Gustav Adolf's Gustav Gustavson, Grafen von Wasaburg übertrugen, es auch bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges bis auf geringe Theile besetzt hielten, war der Bischof in weltlicher Beziehung von jeder Thätigkeit, selbst als er in Münster als Gesandter des Erzbischofs von Köln zum Friedenscongresse weilte (1644—1648), in seinem Lande abgeschnitten und vermochte auch in kirchlicher Hinsicht nur geringen Einfluß auszuüben. Daß die solange niedergehaltenen Protestanten die Bestimmungen des Accords von 1633 auf das energischste durchführten und alle seit 1624 eingeführten Neuerungen des Bischofs, welche auf Ausbreitung und Festigung des Katholicismus abzielten, gründlich rückgängig machten, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Sie hätten auch am liebsten die Wiedereinsetzung des Bischofs ganz hintertrieben. So hatte die Hartnäckigkeit, mit welcher sowol sie, in erster Linie die Stadt, wie Franz Wilhelm ihre Forderungen in Münster aufrecht erhielten, nach der Aussage Trauttmansdorff's das ganze Friedenswerk erheblich verzögert. Aber noch schärfer als in eigener Sache vertrat Franz Wilhelm auf dem Congresse die päpstlichen Forderungen und zwar in solchem Maaße, daß ihm der Kurfürst von Köln zeitweise seine Vertretung zu entziehen sich genöthigt sah. Da hierdurch der Abschluß sich immer mehr verzögerte und die Stadt Osnabrück der Citadelle ledig sein wollte, griffen schließlich die Bürger selbst zu und legten die Petersburg nieder. Ihrem Wunsche aber, sich der Herrschaft des Bischofs durch Erwerbung der Reichsfreiheit ganz zu entziehen, vermochte selbst der höchst gewandte Bürgermeister Schepeler nicht Verwirklichung zu verschaffen.

Da der Abzug des Schweden Gustavson aus dem Stifte mit 80 000 Reichsthalern erkauft werden mußte, auch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Stiftes in dem auf dasselbe bezüglichen Artikel XIII des Westfälischen Friedens eine genügende Regelung noch nicht erfahren hatten, verzögerte sich der Wiedereinritt des Bischofs bis zum 18. December 1650. Auf dem vorhergehenden Tage zu Nürnberg waren durch die „immerwährende Capitulation“ die Verhältnisse des Stiftes bis ins einzelnste geordnet, insbesondere auch die alternative Folge je eines katholischen Bischofs und je eines Mitgliedes des Hauses Braunschweig-Lüneburg genauer festgestellt, und auf Grundlage des sogenannten Volmar'schen Durchschlags die einzelnen Stifter und Pfarren je einer der beiden Confessionen nach ungefährer Maßgabe der Verhältnisse von 1624 — wenn auch nicht ohne große Willkürlichkeiten im einzelnen — zugesprochen worden.

Die letzten Lebensjahre des Bischofs verliefen ruhiger. Obwol er die Nürnberger Abmachungen nur unter Protest angenommen hatte, ließ er doch deren gerechte und unparteiische Durchführung sich angelegen sein, nahm auch die

Stadt auf eine entsprechende Erklärung derselben wieder zu Gnaden an und versprach die eigenmächtige Schleifung der Petersburg nicht zu ahnden.

Seines Mindener Bisthums ging er, weil es an Brandenburg gefallen war, seines Verdeners, weil es die Schweden sich aneigneten, im Westfälischen Frieden verlustig, folgte aber am 14. April 1649 als Bischof von Regensburg, wo er seit 1641 schon Coadjutor gewesen war, und widmete sich in der Folgezeit mit großem Erfolge ganz der Verwaltung dieser seiner Bisthümer, indem er bald in Osnabrück, bald in Regensburg residirte, öfter auch am Rheine weilte, wo er auf die Verwaltung des Erzstiftes Köln vielfach Einfluß übte und für das mit seiner ihm 1623 zunächst als Coadjutor übertragenen Bonner Propstei verbundene Archidiakonat wirkte. Für die Erneuerung und Besserung der Pfarrgeistlichkeit war er unablässig thätig, indem er die Vorbildungsanstalten für dieselbe neu begründete und förderte, auch regelmäßige Visitationen und Diöcesansynoden abhalten ließ und oft selbst abhielt. Seine Verdienste um die Kirche belohnte Papst Alexander VII. am 5. April 1661 durch die Verleihung des Cardinalshutes, auch wurde er nach wie vor häufig zu wichtigen politischen Verhandlungen herangezogen, wie er denn auch 1659 als kaiserlicher Commissar der Fürstenversammlung in Regensburg vorsaß. Leider sind wir über diese weitergehende Thätigkeit Franz Wilhelm's, weil, wie oben gesagt, die einschlägigen Quellen noch der Veröffentlichung harren, nur sehr mangelhaft unterrichtet.

Der Cardinal starb am 1. December 1661 nach neunwöchentlicher Krankheit in Regensburg, wo er in späteren Lebensjahren wol lieber weilen mochte, weil er dort seine bischöfliche Thätigkeit weniger behindert durch so enge Schranken, wie sie ihn in Osnabrück fesselten, ausüben konnte.

Durch glänzende Anlagen befähigt, nach Abkunft und Ausbildung zu einer weitgehenden Thätigkeit berufen, hat er mit einer jede Rücksicht bei Seite setzenden Hingabe alle seine Kräfte an die Durchführung der ihm gestellten Lebensaufgaben eingesetzt, aber obwol er geschickt die richtige Zeit zur Ausführung seiner Pläne abzuwarten verstand, hat doch sein starker Wille, der sich zuweilen bis zum Uebereifer geltend machte, ihn nicht immer die richtigen Mittel zum Zwecke finden lassen und seine oft bis zur Hartnäckigkeit aufrecht erhaltene Consequenz ihn verleitet, eher den ganzen Erfolg aufzugeben, als sich mit einem theilweisen zu begnügen. Dabei erschwerte seine süddeutsche Abkunft und seine Erziehung in Rom ihm das Verständniß für die Verhältnisse und den Charakter der Menschen, auf welche er im Norden wirken wollte und sollte. So kam es, daß er nur einen geringen Theil der Früchte seiner Arbeit ernten konnte.

Goldschmidt, Lebensgeschichte d. Kardinal-Priesters Franz Wilhelm. Osnabrück 1866. — Meurer, Franz Wilhelm, Bischof v. O., in Mitth. d. hist. Ver. zu Osnabrück X, 245 ff.; XI, 372 ff.; XXI, 1 ff. — Stüve, Geschichte des Hochstifts O. III, 53 ff. (auch in Mitth. XII) und die in diesen Schriften angeführte ältere Litteratur. — Ueber sein Verhältniß zu Tilly vgl. Onno Klopp in den Forschungen z. D. Gesch. I, 75 ff. F. Philippi.

Wartenberg: Friedrich Wilhelm v. W., königlich preußischer Generallieutenant und Generalintendant der Armee, am 14. April 1729 auf dem väterlichen Gute Luggendorf bei Pritzwalk in der Priegnitz geboren, kam 1738 in das Cadettencorps zu Berlin und fiel, als er bald nach der Thronbesteigung Friedrich's II. im Schweizersaale des Stadtschlosses die Wache hatte, dem Könige vortheilhaft auf, so daß dieser ihn unter seine Pagen aufnahm. Als solcher begleitete W. den König 1741/42 in das Feld, dann wurde er zum Officier und zum Flügeladjutanten ernannt. Während des Feldzuges von 1744 befand er sich ebenfalls in der Umgebung des Königs, nahm alsdann seinem Wunsche entsprechend an des Fürsten Leopold von Dessau winterlichen Unternehmungen

in Oberschlesien theil und befand sich 1745 wiederum im Hauptquartier. Für sein Verhalten in der Schlacht bei Hohenfriedeberg ward er Capitän und mit der Nachricht von dem erfochtenen Siege nach Berlin geschickt. In der Zeit zwischen dem 2. Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege war er in Potsdam, wo er sowol als Flügeladjutant wie beim Bataillon Garde Dienst that. Auch den sämmtlichen Feldzügen des Siebenjährigen Krieges hat er, abgesehen von einzelnen Entsendungen zur Erledigung von Sonderaufträgen, im Gefolge des Königs beigewohnt; seit dem Winter 1759/60 ward er aber für diese Jahreszeit regelmäßig nach Berlin gesandt, um in Verwaltungsangelegenheiten behufs Ergänzung des Heeres durch Menschen und Pferde, Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung thätig zu sein. Die Art und Weise, wie er diese Aufgabe löste, bestimmte Friedrich ihm nach Friedensschluß die Besorgung aller derjenigen Geschäfte zu übertragen, welche bisher dem Generallieutenant und Oberkriegscommissarius v. Massow obgelegen hatten. Die Sparsamkeit, mit welcher er seines Amtes waltete, hatte ebensosehr den Beifall des Königs (Hinterlassene Werke, Berlin 1788, V, 3) wie sie ihm im Heere Feinde machte. Da er nebenbei für seine Person durch guten Haushalt und reiche Geldgeschenke, welche der König ihm zuwandte, sehr wohlhabend ward, so wurden mancherlei Zweifel an seiner Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit laut, denen sein Kriegsherr indessen kein Gehör schenkte. Am 6. April 1763 hatte dieser ihn zum Oberst, am 28. Mai 1770 zum Generalmajor (Patent vom 22. August 1767), am 15. Juni 1781 zum Generallieutenant befördert, am 25. März 1784 verlieh er ihm den Schwarzen Adlerorden. Als König Friedrich Wilhelm II. im Juni 1787 das Oberkriegscollegium errichtete, zu dessen Geschäftsbereiche die von W. wahrgenommenen Dienstzweige gehörten, fand sich für diesen kein Platz in der Behörde. Es ward vielmehr eine Untersuchung seiner Amtsführung eingeleitet; dieselbe hatte aber ein für ihn günstiges Ergebniß. Es konnte ihm nichts Unrechtes nachgewiesen werden. W. zog sich auf sein Gut Trampe bei Eberswalde im Kreise Ober-Barnim zurück und ist im J. 1807 gestorben. — Nach ihm wurde eine am 9. Februar 1763 errichtete Casse die „Wartenbergische Casse“ genannt, in welche die bis dahin der Mehrzahl der Regimenter gezahlten Werbegelder flossen und die nun für diese Regimenter die Kosten der ausländischen Werbung bestritt. Nur einzelne Regimenter, mit deren Verhalten der König im Kriege besonders zufrieden gewesen war, erhielten jene Gelder auch ferner zu eigener Verfügung. Da hierin ein großer Vortheil für die betreffenden Compagnie- und Escadron-Chefs lag, so gab die Einrichtung zu vielen Unzuträglichkeiten Anlaß und die benachtheiligten Officiere suchten vielfach sich durch Fälschungen und Unterschleife schadlos zu halten. König Friedrich Wilhelm II. beseitigte die Einrichtung bald nach seinem Regierungsantritte (M. Lehmann, Scharnhorst II, 139. Leipzig 1887).

Geheimes Archiv des Kriegsministeriums zu Berlin. — Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine. Berlin 1887, Bd. 65, S. 17. — Genealogisch-militärischer Kalender für 1786. Berlin.

B. Poten.

Wartenberg: Hartwig Karl v. W., königlich preußischer Generalmajor, am 3. April 1711 als der Sohn eines preußischen Rittmeisters und Besitzers der Güter Unze und Nebelin in der Priegnitz geboren, kam 1725 in das Cadettencorps zu Berlin, war als Cadett 1730 im Lager bei Mühlberg und ward 1731 Officier, vertauschte aber im folgenden Jahre den preußischen Dienst mit dem russischen, in welchem er gegen Perser, Tataren und Türken focht und war zum Secondmajor aufgestiegen, als König Friedrich II. ihn wie andere seiner

Landeskinder in die Heimath zurückberief. Feldmarschall Graf Münnich sah ihn ungern scheiden, Ende 1740 erhielt er jedoch den erbetenen Abschied und König Friedrich ernannte ihn zum Major bei dem neuerrichteten Natzmer'schen Ulanenregimente, versetzte ihn aber schon am 2. März 1741 zu dem Bandemer'schen Husarenregimente Nr. 3, dessen Commandeur bald darauf der Oberst v. Malachowsky wurde. Mit diesem Regimente rückte er als Oberstlieutenant in den 2. Schlesischen Krieg, erhielt für einen im December 1744 mit Geschick und Erfolg ausgeführten Ueberfall der Stadt Pleß den Orden pour le mérite und am 20. April 1745, als Malachowsky einer Wunde erlegen war, unter gleichzeitiger Beförderung zum Obersten das Commando des Regiments. Der Feldzug brachte ihm nur Gelegenheit seine Tüchtigkeit im kleinen Kriege in Oberschlesien zu erweisen. Der König aber wußte trotzdem Wartenberg's Brauchbarkeit und seine Befähigung für den Husarendienst, von welchem dieser selbst sagte daß er ihn bei den Russen erlernt habe, zu schätzen und verwerthete sie in den Friedensjahren 1753 bis 1755 dadurch, daß er Reiterofficiere aus allen Regimentern nach Wartenberg's Stabsgarnison Bernstadt in Schlesien entsendete, damit sie dort unterrichtet würden. Gegen W., der am 3. September 1751 zum Generalmajor befördert war, erwies er sich sehr gnädig. 1750 schenkte er ihm das von W. bald nachher wieder verkaufte Gut Golmenglin im Zerbstschen, 1753 verlieh er ihm eine Präbende im Stifte Essen und 1756 ein Kanonikat zu Magdeburg, gelegentlich einer Musterung bei Spandau verehrte er ihm einen türkischen Säbel und bewilligte ihm das schlesische Einzugsrecht, worauf W. 1755 das Gut Schönfeld im Kreise Kreuzburg erwarb. Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges führte W. Schwerin's Vorhut aus der Grafschaft Glatz nach Böhmen, zeichnete sich am 22. Aug. 1756 in einem bei Aujezd gelieferten Gefechte aus und befehligte sodann die Nachhut der nach Glatz zurückkehrenden Heeresabtheilung. Als im folgenden Frühjahre der Feldzug eröffnet wurde, war ihm die Führung von Schwerin's Vorhut bei der Colonne des Generals v. Hautcharmoy anvertraut. Als er am 25. April bei Alt-Bunzlau die Elbe überschreiten wollte traf er auf den Feind, 1500 Panduren und Husaren. Mit dem Säbel in der Faust griff er an, aber eine Musketenkugel verwundete ihn tödtlich, am 2. Mai 1757 starb er und wurde bei den Petrinern in Alt-Bunzlau beigesetzt. W. war ein gebildeter und in den Kriegswissenschaften unterrichteter, dabei sehr gottesfürchtiger Officier, welcher fertig französisch und russisch sprach, unverheirathet, aber mit einem Freifräulein v. Dyhrn verlobt, welche ihn beerbte. — Schwerin betrauerte Wartenberg's Tod auf das lebhafteste und der König schrieb: „Je plains de tout mon coeur le pauvre Wartenberg, qui était un de mes premiers officiers, j'aimerais mieux nécessiter mille pandoures que de l'avoir perdu, mais la chose est sans remède“ (Politische Correspondenz, Bd. 15, S. 5). — Wartenberg's Name prangt auf des Königs Standbilde unter den Linden zu Berlin.

C. F. Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges II. Halle 1758. B. Poten.

Wartenburg: Karl Friedr. Ant. W., Publicist, Romanschriftsteller und Dramatiker, wurde am 13. November 1826 geboren, zu Leipzig, nicht zu Gera. Ueber seiner Herkunft und Kindheit schwebt ein Dunkel, das er selbst genaueren Bekannten gegenüber stets überging und auch etwaige Nachforschungen kaum lüften dürften; er soll der uneheliche Sohn eines Grafen von Wartenburg oder Wartenberg gewesen sein: standesamtlich heißt er Sohn der Christiane verw. Rossinsky geb. Luceck. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Gera wollte er sich der militärischen Laufbahn widmen, verletzte sich aber beim Sturz vom Pferde für immer derart das Bein, daß er sie aufgeben mußte, und er bezog 1847 die Universität Leipzig, des Rechtsstudiums wegen, dem er bis 1851 oblag. 1848

betheiligte er, der schon in einem Ueberdurchschnittsalter Student gewordene, sich an der demokratischen Bewegung der akademischen Bürger und zwar sowol zu Gunsten der liberalen Einigungspläne des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha, als in Verbindung mit den radicalen Führern in Reuß. 1851 absolvirte er die juristische Baccalaureus- und Notarsprüfung, wurde aber in einem wegen der politischen Antheilnahme wider ihn angestrengten Processe zu anderthalbjähriger Haft verurtheilt, die er auf Schloß Hubertusburg verbüßen sollte. Obgleich die Anklage in der Untersuchung auf Hochverrath gelautet hatte, wurde er nach einigen Monaten aus dem Gefängnisse entlassen, worauf er, da ihm zum Fortkommen in der juristischen Laufbahn Lust und Aussicht mangelten, auf die ursprünglich geplante Zukunft verzichtete und zur Schriftstellerei überging. Vielleicht schaute er sich schon damals in Gera, das er kurz besuchte, nach einem geeigneten Wirkungskreise um; jedenfalls aber finden wir ihn die nächsten Jahre in Brüssel und Paris, um das politische und gesellschaftliche Leben kennen zu lernen, seinen Unterhalt als Correspondent deutscher Zeitungen erwerbend. In diesen journalistischen Lehrjahren hat er sich auch in Hamburg, dem damaligen Eldorado vieler Litteraten, die der siegreichen Reaction aus dem Wege gingen, und in Holstein längere Zeit aufgehalten; es ist ungewiß, ob vor oder nach der Abwesenheit im Auslande. Ende 1858 ließ er sich dauernd in Gera nieder, wo er mannichfache ältere Anknüpfung besaß. Er leitete hier das von ihm geschaffene „Norddeutsche Wochenblatt“, das als Ventil schroff demokratischer Anschauungen vom Tone heutiger socialdemokratischer Agitation wenig zum Feineren abwich, auch nie so recht in Schwung kam. Mittlerweile durch sein entschiedenes Auftreten in der endgültigen Heimath zu Namen gelangt, wurde er 1871 von der Stadt Gera mit in den Landtag von Reuß jüngerer Linie gewählt, wo er lange Jahre mit Nachdruck die Principien des linken Flügels der Fortschrittspartei verfochten hat. Besonderes Interesse brachte er immer den berechtigten Wünschen des vierten Standes entgegen und vertrat darob sehr eifrig die Bestrebungen der „Deutschen Gewerkvereine“. 1874 übernahm er, als der Buchdruckereibesitzer Otto Lebe, Inhaber der Firma Bornschein und Lebe, das „Geraische Tageblatt“ als linksliberales Organ des östlichen Thüringens begründete, dessen Redaction und hat diese bis 1885 geführt, trotz öfterer Differenzen mit dem maßvollen Eigenthümer, die denn schließlich 1885 einen wirklichen Bruch hervorriefen; erst zuletzt wurde dieser Conflict durch des W. lange befreundeten Verlegers Entgegenkommen stillschweigend behoben. W. starb, seit Jahr und Tag leidend (namentlich am Magen) und nicht nur verbittert, sondern auch aus dem Parteigetriebe wie dem Verkehr zurückgezogen, zu Gera am 24. April 1889.

W. ist trotz aller üblen Erfahrungen und obwol er schon früh in den Ekel politischer Verhetzung gründlichen Einblick genossen hatte, bis zuletzt seiner ideal angelegten Natur treu geblieben. Nobel im Denken, selbstlos im Handeln, wie er sich stets zeigte, hat er seine stark extreme Färbung niemals verleugnet, ist aber eben infolge jener Eigenschaften vielfach ausgenutzt worden, zumal er leichtgläubig und unpraktisch war. Da er eine nicht gewöhnliche Gabe eindringlicher Rede wirkungsvoll ausgebildet hatte, spielte er in Gera in der Kammer und im Gemeinderath eine hervorragende Rolle. Die Aufforderung, sich zum Reichstag aufstellen zu lassen, schlug er aus, da er Gera aus äußeren Gründen, namentlich wol seines lahmen Beines wegen, nicht verlassen wollte und konnte. Nachdem Karl Braun (-Wiesbaden), der links-nationalliberale Vertreter der Stadt († 1893), verdrängt ward, hätten W., schon zufolge seiner localen Beliebtheit, seine Parteigenossen unschwer durchgebracht. Die Fortschrittspartei ehrte ihn, zugleich im Sinne weiterer Kreise, durch ein Denkmal auf dem Friedhofe, ungeachtet seines

in vielen Dingen sehr individuellen Standpunkts. Man feierte in ihm dabei auch den trefflichen Menschen, der sich im Kampfe um die materiellsten Fragen ein reines Gemüth gewahrt hatte. Dies bekundete er auch nach dem frühen Tode seiner ersten Frau, und die Weihnachtsnovelle „Ein kleines Kind" (1864), an die zeitige Zerstörung des eigenen Vaterglücks angelehnt, rechnet zu seinen besten Erzeugnissen. In der uneigennützigsten Weise nicht bloß, sondern sogar aufopfernd hat er seine Dienste dem städtischen Gemeinwesen geweiht. So beleuchtet Wartenburg's ganze öffentliche Wirksamkeit die schönen Seiten seines Charakters.

Wol zuerst 1856 trat der politische Journalist auch als Belletrist vor die Lesewelt. W. hat nach und nach auf erzählendem Gebiete folgende Romane und Novellen veröffentlicht: „Eine Verlorne" (1856), unmittelbar Ergebniß der Auslandseindrücke, „Die Väter der Stadt" (3 Bände 1859; 2. Aufl. 1863), „Neue Propheten" (2 Bände, 1861; 2. Aufl. 1863), „An trüben Tagen" (2 Bände, 1861; 2. Aufl. 1869), „Französisches Leben" (1863; 2. Aufl. 1869), „Deutsche Opfer" (1866), „Gerichtet und gerettet" (1868), „Eine vornehme Frau" (1868), „Robespierre" (2 Bände, 1872), „Der Zweck heiligt die Mittel" (1874), „Ein schrecklicher Mensch" (1877), „Wie es so geht!" (1878), „Eine junge Frau", „Catilinas Söhne" (1882), „Wann Frauen alt werden?" (1886), „Unverstandene Frauen" (dieses Werk, ebenso „Eine junge Frau" und wol auch andre, in den achtziger Jahren entstanden und im Feuilleton politischer Zeitungen, z. B. des „Berliner Tageblatts", veröffentlicht). Wie er in allen diesen nicht etwa nur die Unterhaltung, sondern daneben Verbreitung moderner Ansichten im Auge hatte, war volksthümliche Haltung in Wahl und Formung der Stoffe ihm Hauptzweck, und zwar überwiegen in der ersten Hälfte seines Schaffens Gegenstände der großen Zeitprobleme, später einfachere Fragen des Alltagslebens. Für jene bedeutendere Reihe ist sein erster großer Roman „Die Väter der Stadt", zugleich wol sein umfänglichstes Buch, bezeichnend; den Titel eines politischen Tendenzromans wehrt er ab, er „schildert in leichten Zügen zeitgeschichtliche Kämpfe, deren Mittelpunkt der Streit um eine altdeutsche Einrichtung ist, die nur deshalb Vielen revolutionären Ursprungs erscheint, weil das Jahr 1848 ihr lange Zeit verdrängtes, wahres Wesen wieder zur Geltung brachte: die freie Selbstverwaltung der Gemeinde". An diese Worte der für jene gesammte Epoche Wartenburg's programmatischen Vorrede schließt sich ein Lob des unter allem Druck verhältnißmäßig freigebliebenen Gemeindelebens der deutschen Kleinstaaten, besonders Thüringens, besonders Coburg-Gothas; ferner weist er auf seine Benutzung des Humors hin, der „wenn aus dem wirklichen Leben verdrängt" „sich ins Reich der Dichtung flüchtet" und erhebt den Anspruch, „einen nationalen, dichterischer Behandlung nicht unwerthen Vorwurf zur Darstellung gewählt zu haben". Anderwärts ist W., wie ja auch als Politiker, mehr oder weniger socialistisch angehaucht, indem er das Recht der sogenannten schwieligen Faust des Proletariers gegenüber der Macht des Capitals und der ihm verbündeten Factoren zur Geltung zu bringen sucht. „Der Zweck heiligt die Mittel" heißt geradezu wol zuerst in Deutschland, ein „social-politischer Roman". Alle rückläufigen Strömungen griff er bei Gelegenheit an, so den Pietismus, der im sechsten Decennium so oft als Sündenbock herhielt, in „Eine vornehme Frau". W. sucht im Roman in der Regel auf historischem Untergrunde sociale Zeitbilder meist modern-humanitärer Richtung zu entwerfen, er benutzt da aber die Reflexion häufig in einem Grade, der die Handlung beeinträchtigt und hält sich von rein lehrhaften Einschüben nicht frei: unter seinen culturgeschichtlichen Romanen dieses Schlags steht „Neue Propheten" voran, der, um die Mitte des 19. Jahrhunderts spielend, die unklaren staatlichen Zustände

deutlich wiederspiegelt (das Haupt der „neuen Propheten“, der wol selbsterfundene Marecampus, wird Jesuit). Von den spätern ist „Robespierre“ besonders zu erwähnen, welches Werk die Geschichte dieser verzwickten Gestalt nur bis zum Eintritte in die politische Arena behandelt, und zwar mit voller licentia poetica; der geschichtliche — dies Adjectiv auch im Untertitel — Stil waltet hier vor, es ist halb Familien-, halb mystisch durchdufteter Sensationsroman, so in der Figur des prophetischen Eremiten Habakuk und des von ihm gleichsam zum Rächer der Volksunbill geweihten, aber auch verdammten Robespierre, des „Reiters mit dem rothen Pferde“. Dieses Werk erregte auch beträchtliches Aufsehen. Als Absonderlichkeit ist noch anzuführen, daß W. ein lebhafter Thierfreund war, dem Leben und Treiben der Hunde und Katzen seine Aufmerksamkeit schenkte und diese Vierfüßler wiederholt geradezu zu Helden von Erzählungen und Skizzen gemacht hat.

Mit seiner ältesten Leistung auf dramatischem Felde, dem Dreiacter „Die Schauspieler des Kaisers“, 1878 gedichtet und als Bühnenmanuscript gedruckt (2. Aufl. 1880, 3. Aufl. als Nr. 2322 von Reclam's Universalbibliothek; französisch von W. Heims als „Les acteurs de l'empereur“, Gera 1885) verharrte W. in dreifacher Hinsicht in seinem bisherigen Gleise: Verwerthung moderner, möglichst selbstgeschauter Vorgänge — hier wol in Pariser Studien wurzelnd wie, freilich in unmittelbarem Bezug, in dem Novellenbüchel „Französisches Leben“ —, Zielen auf das Interesse der breitesten gebildeten Masse, freisinniges und idealistisches Leitmotiv beim Dichten. Das spricht auch das Vorwort vom December 1879 deutlich aus, das den Willen kundgibt, zum Aufschwunge des ernsten deutschen Theaters redlich beizutragen. Das Stück, „geschickt gemacht und von der Kritik als der Birch-Pfeiffer verwandt bezeichnet“ (J. Kürschner in Meyer's Deutschem Jahrbuch 1879—80, S. 600), was keineswegs stimmt, errang seit 1878 (erste Aufführung kgl. Schauspielhaus zu Berlin) rasch vielerorts einen schönen, zum Theil einen sehr starken Erfolg und verdiente ihn auch durch den wohldurchdachten Aufbau und den fesselnden Inhalt, der freilich den großen Napoleon hinter den Coulissen läßt und nur die officiellen Rampen-Comödianten dieses gewaltigsten Künstlers auf dem „Welttheater“ (vergleiche die gelungene bezügliche Parallele II, 12) vorführt. Neben dieser effectreichsten Nummer seines Repertoires lieferte W. das Lustspiel „Der Ring des Agamemnon“, das Beifall bei der Darstellung fand, während das Drama „Das Mädchen von Frontera“ (1882) nicht seine im obigen Vorwort ausgesprochenen Erwartungen rechtfertigte. Das Lustspiel „Die Idee seiner Frau“ (1883) sowie „Die Volkssängerin“ gingen gar fast unbeachtet vorüber.

Weder allgemein litterargeschichtliche Handbücher (Gottschall, Die dtsch. Nationallit. d. 19. Jahrhs.[6] IV, 568 greift völlig unangebracht nur „Eine vornehme Frau“ zur Anführung heraus) noch solche über Roman und Drama des neuen Deutschland behandeln W., Meyer's Konversationslexikon[4] XVII, 817 nachträglich ganz kurz, auch dessen Schriftsteller-Lexikon von Bornmüller S. 756a. Für Lebensgang und persönlichen Charakter verdanke ich wichtige mündliche Angaben Hrn. O. Lebe aus Gera (s. o.) in München, seiner Vermittlung auch den standesamtlichen Ausweis (der betreffs des Geburtsorts Kürschners Litteraturkalender X, 430a gegenüber Brümmer's Lexik. d. dtsch. Dicht. des 19. Jahrhs. II, 450a, Recht gibt) sowie eine gedrängte handschriftliche biographische Skizze seitens der derzeitigen Redaction des „Geraischen Tageblattes“. Authentisch ist A. Hinrichsen, D. lit. Deutschland. 2. Aufl. 1891. S. 1360 f. Ludwig Fränkel.

Wartensleben: Alexander Hermann Graf v. W., königlich preußischer Generalfeldmarschall, war am 16. December 1650 zu Lippspringe, wo seine Mutter, die Gemahlin eines Herrn v. W. auf Exten bei Rinteln, bei ihrem

Bruder, einem Herrn v. Harthausen, zum Besuche war, geboren, kam jung als Page an den landgräflichen Hof zu Kassel, wo er mit den hessischen Prinzen erzogen und in den Kriegswissenschaften unterrichtet ward, wurde 1668 durch eine Krankheit, welche ihn auf dem Marsche überfiel, verhindert, mit den Truppen des Herzogs von Celle, denen er sich angeschlossen hatte, an dem Feldzuge auf der Insel Candia theil zu nehmen und trat nun in französische Kriegsdienste. In diesen focht er in den nächsten Jahren in den Niederlanden, nahm aber 1673, um nicht gegen seine Landsleute kämpfen zu müssen, den Abschied, machte 1674 unter Kurfürst Friedrich von Brandenburg als Freiwilliger bei dessen Garde zu Pferde den Feldzug am Oberrhein mit und trat 1675 als Capitän bei einem Infanterieregimente in hessen-kasselsche Dienste. Mit Hülfsvölkern, welche der Landgraf dem Könige von Dänemark gegen Schweden gestellt hatte, wohnte er 1677 und 1678 als Oberstwachtmeister im Regimente Auffenkeller den Feldzügen in Schonen und in letzterem Jahre auch dem auf Rügen bei. König Christian V. wollte ihn in seine Dienste ziehen, der Landgraf verweigerte ihm indessen die Entlassung und beförderte ihn 1680 zum Oberstlieutenant, 1683 gab er ihm ein eigenes Regiment, welches seit Mai 1684 den Namen Leibregiment zu Fuß führte, 1684 ernannte er ihn zum Oberst. Inzwischen hatte W. als Freiwilliger dem Entsatze von Wien und den sich daran schließenden kriegerischen Ereignissen in Ungarn beigewohnt. 1687 vermittelte er einen Vertrag mit der Republik Venedig, zufolge deren der Landgraf dieser ein Infanterieregiment zum Kriege gegen die Türken überließ. Als 1688 Frankreich mit Feindseligkeiten drohte, errichtete er auf Grund einer mit seinem Kriegsherrn abgeschlossenen Capitulation ein Regiment Dragoner; während des bald nachher ausbrechenden Krieges war er, auf den Wunsch der Stadt, Commandant von Frankfurt, wohnte mit seinen beiden hessischen Regimentern der Belagerung und der Einnahme von Mainz (11. September 1689) und 1690, nachdem er Generalmajor geworden war, an der Spitze der gesammten hessischen Infanterie dem thatenlosen Feldzuge an der Mosel bei, führte im Winter 1690/91 den Oberbefehl über alle zwischen Bonn und Heidelberg befindlichen Truppen und vereitelte durch ein geschicktes Unternehmen einen Versuch der über den gefrorenen Rhein gegangenen Franzosen nach Deutschland vorzudringen. Dann verließ er den hessischen Dienst, um in den des Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha zu treten und den Oberbefehl der Truppen der sächsischen Herzöge von Gotha, Weimar und Eisenach zu übernehmen (17. Juni 1691). Er begann nun sofort mit der Errichtung von sechs neuen Regimentern und befand sich mit neun ihm unterstellten Regimentern, welche die Herzöge dem Kaiser überlassen hatten, bereits auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze am Rhein, als Herzog Friedrich am 2. August 1691 plötzlich starb, worauf W. zur Mitvormundschaft über die hinterlassenen Söhne berufen wurde und mit seinen Truppen vorläufig in die Heimath zurückkehrte, 1692 aber marschirte er, nachdem der Kaiser ihn am 27. December 1691 zum Feldmarschalllieutenant befördert hatte, an den Oberrhein, wo Markgraf Ludwig von Baden den Oberbefehl führte. Zu eigentlich kriegerischer Thätigkeit kam er hier zunächst ebenso wenig wie in den Niederlanden, wohin er entsandt war um mit den dort befindlichen Heerführern gemeinsame Maßregeln zu verabreden und wo ihm als besondere Auszeichnung ein Commando bei einem zum Entsatze des belagerten Namur gebildeten Entsatzheeres zugedacht war. Die Festung capitulirte am 5. Juni, bevor das letztere zur Stelle war, W. kehrte an den Oberrhein zurück, war im Herbst bei einem mißglückten Zuge in die Pfalz betheiligt und schützte dann durch einen geschickten Marsch Heilbronn vor einem Besuche der Franzosen. Während der späteren Jahre des thatenarmen Krieges am Oberrhein stand er dort ebenfalls

im Felde und auch jetzt, wie in den früheren Kriegsjahren, ward er mannichfach zu militärisch-politischen Sendungen gebraucht.

Nachdem schon zwei Mal Unterhandlungen mit Venedig wegen seines Eintrittes in die Dienste der Republik sich zerschlagen hatten und der Kaiser ihn für den Oberbefehl seines Heeres auf dem italienischen Kriegsschauplatze im J. 1702 in Aussicht genommen hatte, trat König August III. von Polen, welcher ihn im Kriege gegen Schweden verwenden wollte, mit W. in Verbindung. Ohne daß ein Abkommen getroffen ward, reiste dieser von Warschau nach Berlin zurück. Hier gelangte ein Antrag König Friedrich's I. an ihn, welcher dahin führte, daß W. am 18. August 1702 zum preußischen Generalfeldmarschall und Geheimen Kriegsrath declarirt wurde. Er wurde ferner zum Gouverneur von Berlin ernannt, es ward ihm der Schwarze Adlerorden verliehen und nacheinander grafsten ihn der preußische König und der deutsche Kaiser. — Die Veranlassung zu seiner Berufung war gewesen, daß der Graf Kolbe von Wartenberg, des Königs allmächtiger Minister, den ihm unbequemen Feldmarschall Grafen Barfus beseitigen und durch W. ersetzen wollte. Barfus ging in der That ab. Wartensleben's Anstellung aber machte böses Blut, die Generale du Hamel und Friedrich von Heyden nahmen ihre Entlassung, Sigismund von Heyden und Graf Lottum ließen sich nur mit Mühe halten. Im Felde hat der König seinen Feldmarschall, obgleich der Spanische Erbfolgekrieg Gelegenheit genug dazu geboten hätte, nicht verwendet. Als im J. 1710 Wartenberg nebst seinem Genossen, dem Grafen Wittgenstein, gestürzt wurde, schwebte auch W., der dritte von den drei Wehgrafen, wie man diese Männer nannte, in Gefahr. Er blieb aber unangefochten in seiner Stellung, nur die Leitung der Kriegsverwaltung, die zu seinen Dienstobliegenheiten gehört hatte, wurde ihm abgenommen. Es muß also keine Veranlassung zu dem Argwohne vorgelegen haben, daß er wie Jene sich unerlaubte Vortheile verschafft hätte, doch dachte er damals daran, die Fahne nochmals zu wechseln, denn Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel schreibt, daß er „den in Berlin disgoustirten W. in gewisser Weise engagirt habe; er nennt ihn bei dieser Gelegenheit angenehm im Umgange, einen tapfern Kriegshelden, erfahrenen Cavalleristen (?) und gottesfürchtigen Mann“. Aber W. blieb in Preußen und auch König Friedrich's Nachfolger, der am 25. Februar 1713 auf den Thron gelangte König Friedrich Wilhelm I., entzog ihm seine Gnade nicht, im J. 1715 begleitete W. diesen in den pommerschen Feldzug, doch konnte er nicht verhindern, daß der König seinen Enkelsohn, den Lieutenant v. Katte, welcher im Jahre 1730 des Kronprinzen Friedrich Flucht gefördert hatte, hinrichten ließ. Er selbst starb am 26. Januar 1734 zu Berlin. Seinen Kindern zweiter Ehe hinterließ er, nachdem er die der ersten mit 44 000 Thalern abgefunden hatte, ein meist in Grundbesitz angelegtes Vermögen von 90 000 Thalern. W. gehörte während seiner preußischen Dienstzeit zuerst zu den Adepten und später zu den Erweckten, den Anhängern von Spener und dessen Nachfolgern.

Lebensbeschreibung von Friedrich v. Kreytzen (Berlin 1734). — J. Graf v. Wartensleben, Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen v. Wartensleben. 2. Theil: Biographische Nachrichten, S. 47 (2. Ausg., Berlin 1858).

B. Poten.

Wartensleben: Karl Emil Reichsfreiherr von W., landgräflich hessenkasselscher Oberst und Brigadier, Oberhofmeister und Oberkämmerer der Landgräfin Marie Amalie, Gemahlin Landgraf Karl's von Hessen, Besitzer des Gutes Winterbüren bei Kassel, wurde als Sohn des holländischen Obersten Christian v. W. und der Cornelie Riviere d'Arshot im Mai 1669 im Haag (?) geboren. Anfangs in holländischen bezw. venetianischen Diensten, trat er in das hessenkasselsche Militär über, stiftete 1702 als Oberst das von 1709 bis 1755 nach

dem Prinzen Georg, von 1755 an nach dem Prinzen Karl von Hessen benannte Infanterieregiment zu 10 Compagnieen, welches als erstes Bataillon des dritten Linien-Infanterieregiments bis zum Jahre 1832 bestand und schließlich in beide Bataillone des dritten Infanterieregiments vertheilt wurde. Sein Regiment zählte im Spanischen Erbfolgekriege zu den 8000 Mann Hülfstruppen, die sein Landesherr, der Bundesgenosse Großbritanniens, des Kaisers und Hollands, behufs Unterstützung der Engländer zu den Truppen der Verbündeten stoßen ließ. Alle diese hessischen Hülfstruppen behaupteten im Spanischen Erbfolgekriege unter ihren tapferen Führern bei den alliirten Armeen und deren Feldherren, Prinz Eugen und dem Herzog von Marlborough, den alten Ruhm hessischer Tapferkeit, vor allem in der siegreichen Schlacht bei Hochstädt, an der auch das Regiment von Wartensleben hervorragenden Antheil hatte.

W. wurde am 12. März 1706 Brigadier und 1709 auf kurze Zeit Commandant von Ziegenhain. Am 20. März 1709 verheirathete sich W. mit Katharine Christiane (Christophine) v. Plessen, welche ihm zwei Söhne und zwei Töchter gebar, die bis auf einen Sohn, den nachherigen k. k. Kämmerer und holländischen Generallieutenant Karl Friedrich v. W., der vom Kaiser mit allen übrigen Freiherren von Wartensleben in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, jung verstarben. Um diese Zeit dürfte W. den activen Militärdienst verlassen und die oben erwähnte Hofstellung übernommen haben. Er starb am 3. Februar 1714.

Zedler's Universallexikon LII, 2378. — Joh. Andr. Hofmann's Abhandlung von dem vormaligen und heutigen Kriegsstaate in Hessen. Lemgo, Th. 2, 1769, S. 515 f. — Pauli, Denkmale berühmter Feldherren. Halle, Th. 1, 1768, S. 277 f. — Grundlage zur Militär-Geschichte des Landgräflich Hessischen Corps. Cassel 1798, S. 303 f. — Stamm- und Rangliste des kurfürstlich hessischen Armeecorps vom 16. Jahrhundert bis 1866, S. 20—22. Wilhelm Grotefend.

Wartensleben: Leopold Alexander Graf v. W., königlich preußischer Generallieutenant, der Sohn eines Jugendgenossen und späteren Generaladjutanten König Friedrich's des Großen, wurde am 29. October 1745 zu Berlin geboren, im April 1758 zum Fähnrich beim Infanterieregimente Alt-Stutterheim (Nr. 2) und am 22. Februar 1762 zum Secondlieutenant beim 1. Bataillon Garde ernannt, nahm als Adjutant des Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt an den beiden letzten Feldzügen des Siebenjährigen Krieges theil und gehörte nach Friedensschluß zum Kreise der Freunde des Thronerben, des damaligen Prinzen von Preußen, späteren Königs Friedrich Wilhelm II. Friedrich der Große machte W. für dessen Aufführung mitverantwortlich und schickte ihn, da er mit dieser nicht zufrieden war, am 3. August 1769 als Premierlieutenant in Wartensleben's altes Regiment nach Preußen, am 3. April 1773 ernannte er ihn zum Capitän und Compagniechef bei dem in Marienburg stehenden neuerrichteten Infanterieregimente Krockow (Nr. 51). Mit diesem machte W. den Bairischen Erbfolgekrieg mit, rückte am 1. December 1779 zum Major auf und erhielt nach Friedrich Wilhelm's II. Thronbesteigung das in Brandenburg a. d. Havel stehende Infanterieregiment Raumer (Nr. 36) sowie die Amtshauptmannschaft Ziesar, am 30. Juni 1788 wurde er Oberstlieutenant, am 15. September 1790 Oberst, am 21. Mai 1792 vertauschte er sein Commando mit dem des Regiments Prinz Heinrich (Nr. 35) in Spandau. An der Spitze desselben zog er 1793 in den Krieg gegen die französische Republik, zeichnete sich verschiedentlich durch Umsicht und Tapferkeit aus und erhielt für die unter seinem Befehle ausgeführte Ueberrumpelung der Bergfeste Bitsch (Magazin der Kriegsbegebenheiten, 1. Band, Frankfurt a. M. 1794) in der

Nacht vom 16./17. November 1793 den Orden pour le mérite. Sein Regimentschef setzte ihm aus Anlaß der guten Haltung und der Leistungen der Truppe sowie in Anerkennung von Wartensleben's eigenem Verdienste eine Jahrespension von 450 Thalern aus. Nach Friedensschluß befand dieser sich, nachdem er am 14. Januar 1795 zum Generalmajor und zum Commandeur einer Grenadierbrigade befördert worden war, zuerst bei den zur Besetzung der Demarcationslinie verwendeten Truppen in Westfalen, aber schon am 19. Mai d. J. erhielt er das Infanterieregiment Nr. 43 und kam nach Liegnitz in Garnison. Friedrich Wilhelm II. verlieh ihm kurz vor seinem Tode den großen Rothen Adlerorden. W. war von Haus aus vermögend und wurde es durch seine Verheirathung mit einem Fräulein v. d. Recke und vortheilhafte Käufe und Verkäufe von Gütern noch mehr, sodaß er bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1806 in Schlesien einen Grundbesitz im Werthe von 290 000 Thalern besaß. Schon 1802 hatte er den Dienst verlassen und sich auf seine Besitzungen zurückziehen wollen, der Abschied war ihm aber verweigert und am 10. Februar 1803 war er nach dem neuerworbenen Erfurt versetzt, welches er am 21. August 1802 für Preußen in Besitz genommen hatte. Hier führte er als Gouverneur, seiner Stellung und seinen Neigungen entsprechend, einen glänzenden Haushalt, als die Ereignisse des Jahres 1806 den glücklichen Verhältnissen, in denen er lebte, ein plötzliches Ende bereiteten (7. und 8. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1887: In Erfurt im J. 1803 errichtet, bei Auerstädt 1806 vernichtet; eine Geschichte des Wartensleben'schen Regiments Nr. 59). Er erhielt das Commando der Division des Centrums in der Armee des Herzogs von Braunschweig, befehligte dieselbe am 14. October in der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt, wo er durch einen Sturz mit dem Pferde beschädigt wurde, und gelangte, körperlich leidend und geistig niedergedrückt, mit den geschlagenen Truppen nach Magdeburg. Als der Oberbefehlshaber diese Stadt verließ, mußte W. als der älteste Officier unter dem Gouverneur, General v. Kleist, dort zurückbleiben. Damit war sein Schicksal besiegelt. Mit Kleist hatte er bereits früher Streitigkeiten gehabt, jetzt verbat sich dieser, daß W. sich um die Vertheidigungsmaßregeln kümmere, wofür der letztere sich durch Aeußerungen über die voraussichtliche Unzulänglichkeit des Widerstandes rächte; als dann bei einer Zusammenkunft der Generale der Gouverneur seine Absicht die Festung übergeben zu wollen aussprach und einem jeden der Anwesenden, welcher eine bessere Vertheidigung wisse, freistellte, das Commando zu übernehmen, unterließ W., welcher der Nächstberufene gewesen wäre, ebenso wie die Uebrigen, sich dazu zu melden. Die Capitulation kam am 7. November zu Stande. W. gab das schriftliche Versprechen vor seiner Auswechslung nicht gegen Frankreich dienen zu wollen und hielt sich bis zum Friedensschlusse außerhalb Preußens auf, dann begab er sich auf seine bei Brieg belegene Herrschaft Schurgast, bat um seine Entlassung und erhielt diese am 17. October 1807. Am 19. Januar 1809 wurde ihm eröffnet, daß auf Grund einer Cabinetsordre vom 16. September 1808 das kriegsrechtliche Verfahren wegen der Capitulation von Magdeburg auch auf ihn ausgedehnt sei. Nachdem er auf Grund der Acten durch General v. Grawert vernommen war, erkannte ein am 25. September 1809 zu Königsberg unter dem Vorsitze des Generals v. Winning abgehaltenes Kriegsgericht mit Rücksicht auf Wartensleben's oben geschildertes Verhalten für Recht, daß derselbe mit lebenswierigem Arrest zu bestrafen sei; der König bestätigte den Spruch dahin, daß W. mit Cassation, Abnehmung des Rothen Adler- und des Verdienstordens und lebenswierigem Festungsarreste auf Fort Preußen bei Neiße bestraft werden solle. Des Königs Befehl wurde durch die W. am 6. Januar 1810 ertheilte Genehmigung gemildert, den Aufenthalt auf dem Fort mit einem solchen in der

Stadt vertauschen zu dürfen, hier aber blieb er als Arrestant bis die allgemeine Strafbefreiung vom 30. Mai 1814 auch ihm die Freiheit wiedergab. Am 15. Juni ward er entlassen und hat nun bis zu seinem am 22. October 1822 erfolgten Tode in Breslau gelebt. Das Unglücksjahr 1806 hatte auch seinen finanziellen Ruin herbeigeführt; er mußte seine Güter, welche durch den Krieg schwer gelitten hatten und eine Zeit lang mit Beschlag belegt waren, weil man ihn für den Schaden, welcher dem Staate durch die Uebergabe von Magdeburg erwachsen war, auch mit seinem Vermögen verantwortlich machte, verkaufen und war, weil nichts für ihn übrig blieb und er kein Ruhegehalt erhielt, für sich, seine Frau und eine Tochter auf die vom Prinzen Heinrich ihm ausgesetzte Pension von 450 Thalern und auf dasjenige beschränkt, was seine übrigen Kinder ihm gaben.

J. Graf von Wartensleben, Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Wartensleben, 2. Theil: Biographische Nachrichten, S. 157 (2. Ausg., Berlin 1858). B. Poten.

Wartinger: Joseph W., Geschichtsforscher, geboren zu St. Stephan bei Stainz in Steiermark am 21. April 1773, legte die Gymnasial- und juridischen Studien in Graz zurück, war einige Zeit Hofmeister und Erzieher, trat 1799 als Praktikant des steiermärkischen Guberniums in den politischen Staatsdienst, welchen er 1801 mit einer Gymnasiallehrerstelle zu Marburg in Steiermark vertauschte. Hier that er sich besonders in der Ertheilung des Unterrichtes aus dem Griechischen hervor, er ermunterte seine Schüler hiezu dadurch, daß er aus eigenen Mitteln Prämien für die besten Leistungen aus diesem Lehrfache spendete; ferner legte er ebenfalls aus eigenem den Grund zu einer Schülerbibliothek an der genannten Lehranstalt. Da das weiche Wasser von Marburg seiner Gesundheit nachtheilig war, trat er 1805 von dieser Lehrstelle zurück und übersiedelte nach Graz, wo er bald aushülfsweise am Lyceum auf den Lehrkanzeln der Geschichte und Philosophie verwendet wurde und durch lichtvollen, gründlichen Vortrag und gewinnendes Benehmen seinen Hörern gegenüber ausgezeichnet wirkte. Der Ruf von seinen umfassenden Kenntnissen, insbesondere von seiner Vertrautheit mit der Geschichte und Verfassung des Landes Steiermark war Veranlassung, daß er am 17. April 1810 von den Ständen des Landes zum Registraturs-Adjuncten ernannt und schon am 18. December 1812 zum Registrator und Archivar befördert wurde. Als solcher ordnete er das große Archiv der Stände, eine reiche Quelle für die Geschichte des Landes, legte Repertorien und Verzeichnisse an und machte es dadurch der Benützung, zunächst für örtliche Zwecke, zugänglich. „Was er .... für die Rechtsverhältnisse des Landes, in absolutistischen Zeiten für die Wahrung seiner autonomen Rechte nach seiner ältesten Freiheitsurkunde, für Landtags- und Steuerwesen, insbesondere für Stammes- und Wappenkunde in großen Abhandlungen, die alle den Druck noch nicht erlebt haben, sowie in kleinen, unendlich mühsamen Zusammentragungen geleistet hat, kann nur ermessen, wer in seine zahlreichen Amtsarbeiten ohne verblendete Voreingenommenheit einigermaßen Einsicht genommen hat“ (Pichler). „Dergleichen sind die Abhandlungen über den Ursprung und die Veränderungen des Getränktazes in Steiermark; über den ständischen Fleischaufschlag; über das Entstehen des Marchfutterhafers; über die Grenzstreitigkeiten zwischen Steiermark und Ungarn; über das einst vom Lande erkaufte Recht, den Juden den Getreidehandel und selbst den Aufenthalt in Steiermark zu verweigern; über den Ursprung der Sanitätsanstalten; über das Entstehen eines großen Theils der ständischen Schulden durch die Uebernahme von Millionen an Hofschulden; über das Recht der Stände, das steiermärkische Incolat zu verleihen und zu verweigern; über deren Recht, den Landeshauptmann selbst zu wählen,

aus eigener Machtvollkommenheit Landtage einzuberufen und auf denselben jeden Gegenstand ohne vorhergehende Anzeige bei der Regierung frei zu verhandeln; über den Silberbergbau in Zeiring und mehrere Gold und Silber führende Gewässer des Landes, sowie über verschiedene andere Angelegenheiten und Verhältnisse des öffentlichen Lebens" (Leitner).

Nachdem Erzherzog Johann (1811) unter Mitwirkung der Stände das „Joanneum" gegründet hatte, wurde W. neben seiner Stellung als Archivar der Stände, die Schaffung und Leitung des Archives, Münz- und Antikencabinets am Joanneum übertragen. Da war er für die Erhaltung und Vermehrung der Urkunden, Handschriften und Acten zur Geschichte des Landes in unermüdlicher Weise thätig; die vorhandenen bisher schlecht verwahrten Schätze rettete er vor dem Untergang, stellte sie zweckmäßig auf, katalogisirte sie und machte zahlreiche neue Erwerbungen, so daß man sagen kann, daß zu dem jetzt bestehenden großen steiermärkischen Landesarchive eigentlich W. den ersten Grund gelegt hat. „Er brachte die anfangs ganz chaotische Masse von Archivstücken nach Gegenständen, Ländern und Ortschaften der Zeitfolge gemäß in Ordnung, verfaßte über sie ein verläßliches Verzeichniß und besorgte die ursprüngliche Anlage eines alphabetisch-chronologischen Namensindex über alle in den Urkunden erwähnten Personen, Ortschaften, Berge, Gewässer und andern Objecte" (Leitner). Durch seine persönliche Intervention in Graz und Wien und durch Reisen in Steiermark und Kärnten (1812—1817) gelang es ihm, über 3000 Originalurkunden und eine noch viel größere Zahl theils von ihm, theils unter seiner Aufsicht angefertigter Urkundenabschriften zu erwerben. In gleicher Weise wirkte er für das Münzcabinet am Joanneum, brachte es während seiner Verwaltung von unbedeutenden Anfängen bis auf 20 000 Stück und ist als der systematische Schöpfer des Landes-Münzencabinetes am Joanneum zu bezeichnen. Schon am 2. September 1819 äußerten sich die Stände in einer Eingabe an die Regierung in folgender Weise: „In seinen Amtserfüllungen zeichnet sich W. so vorzüglich aus, daß er seinen Mitbeamten ein wahres Vorbild des Fleißes vereint mit Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit darstellt. Sein reger Diensteifer bedarf mehr des Zurückhaltens als des Anspornens zur Erhaltung seiner Gesundheit. Das Joanneumsarchiv verdankt einen großen Theil seiner Originalurkunden diesem unermüdeten und patriotischen Sammler, der zugleich die Münzensammlung ordnet und mit der größen Uneigennützigkeit vermehrt". —

Besonderes Verdienst erwarb sich W. dadurch, daß er 1843 mit dem Historiker Adalbert v. Muchar, dem Dichter und Schriftsteller Karl Gottfried Ritter v. Leitner und mit dem Abt von Rein Ludwig Crophius Edlen v. Kaisersieg, der Gründer des historischen Vereins für Inner-Oesterreich wurde, der unter das Protectorat des Erzherzogs Johann gestellt wurde; als dieser Verein 1850 sich auflöste und nach den drei Provinzen Steiermark, Kärnten und Krain theilte, war W. wieder für den historischen Verein für Steiermark thätig, der sich jetzt noch des trefflichsten Gedeihens erfreut.

W., der unverehelicht blieb, wendete nicht bloß die Kräfte seines Geistes der historischen Erforschung seiner Heimath zu, auch mit materiellen Mitteln förderte er das Studium der vaterländischen Geschichte; das Honorar, welches er von dem Verleger für die von ihm verfaßte „Geschichte der Steiermark" erhielt, vermehrt durch die Bezüge, welche ihm als Supplenten für Geschichte und Philosophie zugewiesen worden waren, in Summa 800 Gulden, bestimmte er zur Stiftung einer silbernen Preismedaille für denjenigen Schüler des Gymnasiums in Graz, welcher sich bei einer alljährlich stattfindenden öffentlichen Prüfung durch die besten Leistungen im Studium der steiermärkischen Geschichte auszeichnen würde. Diese Stiftung wurde später von den Ständen und von

dem Landesausschusse von Steiermark übernommen, bedeutend erweitert, auf alle Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) der Steiermark ausgedehnt und wirkt so wohlthätig fördernd weiter. — Ferner spendete er 1812 ein Capital von 900 Gulden, von dessen Zinsen jährlich einem Studirenden der Universität Graz, der sich im Lehrfache der praktischen Philosophie bei einer Prüfung und Disputation besonders hervorthue, eine silberne Preismedaille zuerkannt werden solle; sodann 300 Gulden zu Prämien für tüchtige Candidaten des Landschuldienstes, weitere 500 Gulden, von deren Zinsen eine silberne Denkmünze hergestellt und diese demjenigen Schüler der obersten Gymnasialclasse in Graz verliehen werden solle, welcher bei einer Prüfung über die Rede des Isokrates „für den Demonikos" sich vorzüglich erweise. Und als ihm 1820 die vielgeliebte Mutter durch den Tod entrissen wurde, übergab er, statt auf ihrem Grabe ein prunkvolles Denkmal zu setzen, zur Erinnerung an sie, die eine eifrige Pflegerin der Obstbaumzucht gewesen, von da an jährlich der steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft einen Betrag von 20 Gulden mit der Bestimmung, daß Volksschullehrer, welche ihre Schüler am besten in der Anpflanzung und Veredlung der Obstbäume unterrichten, davon mit silbernen Medaillen betheilt würden. Sein Vermögen, etwas über 5400 Gulden, bestimmte er in seiner letzten Willenserklärung zur Stiftung von zwei Stipendien für dürftige und ausgezeichnete Studirende.

Die Arbeiten Wartinger's bewegen sich fast ausschließlich auf dem Gebiete der steiermärkischen Geschichte; es sind folgende: „Kurzgefaßte Geschichte der Steiermark" (Graz 1815, 2. Aufl. 1827, 3. Aufl. 1853); „Privilegien der Hauptstadt Graz" (Graz 1836); „Privilegien der Kreisstadt Bruck" (Graz 1837); „Privilegien des Marktes Vordernberg" (Graz 1841); „Privilegien des Marktes Tüffer" (Graz 1841); „Privilegien des Marktes Eisenerz" (Graz 1841); „Beitrag zum steiermärkischen Tazrechte, begleitet mit den wichtigsten Tazpatenten" (Graz 1828); „Ablösungen der Urbarialdienste im 14. und 15. Jahrhundert" (Graz 1849); „Landhandfeste Kaiser Karls des Sechsten für das Herzogthum Steiermark vom Jahre 1731" (o. O. u. J. Vorwort gezeichnet: Vom steiermärkisch ständischen verordneten Rathe, Grätz am 21. July 1842. 88 S., Anhang: Der Erbvertrag des letzten Traungauers Otakar mit Herzog Leopold V. von Oestrreich am 17. August 1186); „*Ὑμνος εἰς τα γενεθλια του Κυριου σωτηρος ἡμων Ισου Χριστου* ex autographo Christophori Freii" (Graz 1847). — In Sammelwerken und Zeitschriften und zwar in der „Steiermärkischen Zeitschrift": Büchercensuranstalt in Grätz im sechzehnten Jahrhundert (VIII, 145—146); Domitian's Münze auf Titus' Vergötterung (VIII, 146—147); Auszug aus der Wolkensteiner Landgerichts-Ordnung vom Jahre 1473 (VIII, 147—149); Ueber das Befugniß der Juden, in Steyermark mit Getreide zu handeln (VIII, 149—152); Beytrag zum steyermärkischen Tazwesen (VIII, 152—158); Musikanten-Compagnie in Graz (VIII, 159); Silberhältiges Bleybergwerk im Pusterwalde (VIII, 160); Leibeigene Stadtbewohner im XIV. Jahrhunderte (VIII, 160—162); Aeltere plastische Künstler in Steyermark (XI, 97 bis 100); Berichtigung, die steierm. Landesfreiheiten betreffend (XI, 151—52); Edelsinn eines Galler (XII, 86—87); Ursprung von Spital am Semmering (Neue Folge, I. 1, S. 82—86); Beitrag zu des Geographen Vischer Lebensbeschreibung (N. F. I. 2, S. 76—78); War Leibnitz je eine Stadt? (N. F. II. 1, S. 19—22); Märkte in Steiermark, die einst Städte waren oder so genannt wurden (N. F. II. 2, S. 92—96); Frühere Besitzer des Joanneumsgebäudes (N. F. III. 1, S. 86—88); Entstehung des Landhauses oder Ständehauses in Grätz (N. F. V. 1, S. 118—125). — In den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark": Die älteste Original-Urkunde im Joan-

neums-Archive (I, 83—85); Peinliches Urtheil aus einem Kloster vom 15. Jahrhunderte (I, 96—97). — In „Hormayr's und Mednyansky's Taschenbuch für vaterländische Geschichte“: Die Murschifffahrt (I. Jahrg. 1820, Wien, S. 299 bis 300); Etwas über die Stadt Ziup und ihre Nachbarschaft (S. 301—303). — In der Zeitschrift „Der Aufmerksame“, Graz 1813, Nr. 63: Beytrag zur ältesten Geschichte der Steyermark. — In der „Grazer Zeitung“ 1845, Nr. 43: Bemerkungen zu des Hrn. Dr. G. F. Schreiner's Aufsatz ‘über die richtige Schreibung des Nahmens der Stadt Grätz (Steierm. Zeitschrift, 7. Jahrgang, 2. Heft, S. 123—272)’. — In „Ersch und Gruber's Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“, I. Section, 2. Theil, S. 389—391: Albrecht I. v. Habsburg. S. 391—392: Albrecht II. der Lahme.

Von den Chicanen der Censur, welche bis 1848 auf Oesterreich lastete, hatte auch W. zu leiden; in der ersten Auflage seiner „Geschichte der Steiermark“ hat ein Capitel die Ueberschrift: „Vor- und Nachtheile für die Steiermark aus der Vereinigung mit Oesterreich“; als die Handschrift der zweiten Auflage von der Censurbehörde zurückkam, hatte der Censor, ohne den Text zu ändern, die Silben „und Nach“ gestrichen; „nun es freut mich“, sagte W. lächelnd, „wenn unser Heimathland bei dieser Vereinigung nur Vortheile erlangt hat.“ — Im J. 1835 überreichte er den Ständen einen Antrag auf Neudruck der steirischen Landhandfesten, d. i. die Sammlung jener Rechtsurkunden, Bestätigungsbriefe, landesfürstlichen Entscheidungen, Verträge, Landtagsabschiede u. dgl., welche die landständische Verfassung des Herzogthums Steiermark bildeten und zu deren Bestätigung der steiermärkische Herzog bei der Erbhuldigung den landesfürstlichen Eid ablegte. Eine solche Sammlung war seit 1697 nicht mehr erschienen und die von W. beabsichtigte neue Ausgabe sollte durch die bisher ungedruckte, ja ganz unbekannt gebliebene Landhandfeste Kaiser Karl's VI. vom 8. October 1731, die letzte Verfassungsurkunde der Steiermark bis zur Landesordnung vom 26. Februar 1861, vermehrt werden. — Der ständische Ausschuß nahm diesen Antrag an und bat die Regierung um Genehmigung der Druckkosten aus dem ständischen Fonde. Da erhob die Censurbehörde Bedenken und machte Schwierigkeiten; W. überreichte daher eine Abschrift der Landhandfeste von 1731 sammt einer solchen des ottokarischen Testamentes von 1186 zur Einsendung an die oberste Polizei- und Censurhofstelle um Ertheilung des Imprimatur. Da griff die Censurbehörde zu einer neuerlichen Ausflucht: die Vidimirung der Abschrift mit dem Original könne nicht vorgenommen werden, „da man weder das Original aus dem Landhause entfernen könne, noch sich ein landesfürstliches Amt herbeilassen wolle, solche an Ort und Stelle vorzunehmen“. W. ruhte nicht, 1841 legte er wieder Abschriften der Landhandfeste und des Erbvertrages zur Genehmigung der Drucklegung der obersten Censurbehörde vor. Da gab es Sturm. Die Hofkanzlei verlangte (17. April 1841) von den Ständen umgehend verläßlichste und umständliche Auskunft, wie es komme, daß W. als ständischer Beamter sich erlauben könne, eine solche Urkunde eigenmächtig aus dem ständischen Archive zu nehmen, um sie in Abschrift zur Drucklegung und Veröffentlichung zu fördern. Allein die Stände nahmen sich ihres verdienstvollen Archivars wacker an, widerlegten die Beschuldigung seines eigenmächtigen Handelns und erneuerten ihr schon 1835 gestelltes Ansuchen um Genehmigung der Drucklegung der Landhandfeste. Nun verlangte die Regierung Aufklärung, mit wessen Bewilligung die früheren Landhandfesten gedruckt worden seien und ob jene Karl's VI. bloß zum Amtsgebrauch oder auch für den Verkauf bestimmt sei; W. erwiderte, daß alle Landhandfesten, die gedruckt worden, mit Bewilligung oder auf Befehl der Stände herausgegeben worden seien. Dennoch verordnete die Hofkanzlei, die Stände hätten W. eine Rüge zu ertheilen

und ihn in Hinkunft besser zu überwachen. Die Stände vertheidigten aber in einem am 15. Juli 1841 einstimmig gefaßten Beschluß ihren Archivar auf das nachdrücklichste, er sei einer der treuesten und ergebensten Diener der Stände, der weder eine Rüge verdiene, noch der Ueberwachung bedürfe. Zugleich erneuerten sie ihre Bitte um Genehmigung der Drucklegung. Die Regierung erklärte, W. habe „ordnungswidrig" gehandelt, von einer Rüge war weiter nicht mehr die Rede und am 14. Mai 1842 gestattete die Hofkanzlei die Drucklegung der Landhandfeste von 1731 und des Erbvertrages von 1186, obwol die oberste Censurbehörde sie als zum Drucke nicht geeignet gefunden hatte. So kam endlich nach schweren Geburtswehen 1842 diese Ausgabe zu Stande.

So wenig W., dem schlichten, einfachen Manne daran gelegen sein mochte, so fehlte es ihm doch nicht an Anerkennung von vielen Seiten. Die steiermärkische Landwirthschaftsgesellschaft, der er durch seinen Forschereifer die Acten der von dem Grafen Johann Wenzel Purgstall gegründeten, von 1764 bis 1787 bestandenen steiermärkischen Ackerbaugesellschaft ermittelt und verschafft hatte, ernannte ihn 1819 zu ihrem Mitgliede und verlieh ihm 1846 die große Gesellschaftsmedaille, welche ihm ihr Präsident Erzherzog Johann eigenhändig überreichte; die historischen Vereine für den Untermainkreis in Würzburg, für Steiermark, Kärnten und Krain ernannten ihn zum Ehrenmitglied; die Stadt Graz verlieh ihm 1836 das Ehrenbürgerrecht; Kaiser Ferdinand I. zeichnete ihn 1842 über Antrag des steiermärkischen Landtags durch Verleihung der großen goldenen Civil-Ehrenmedaille aus; die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien wählte ihn 1848 zum correspondirenden Mitgliede, 1851 wurde er zum Examinator für Geschichte in die Staatsprüfungscommission an der Universität berufen, 1856 erhob ihn diese zum Doctor philosophiae honoris causa.

Bis zu seinem 77. Lebensjahre war W. im öffentlichen Dienste thätig; erst 1850 trat er als Archivar der Stände und 1851 als solcher am Joanneum in den wohlverdienten Ruhestand, wobei ihm die Stände den wärmsten Dank für seine ausgezeichneten Dienstleistungen und für die stets bewährte Pflichttreue als Beamter, Gelehrter und Patriot aussprachen. Noch ein Jahrzehnt in stiller Zurückgezogenheit zu leben, war ihm beschieden; er starb zu Graz, über 88 Jahre alt, am 15. Juni 1851. Für die Erhaltung seines Grabes und des einfachen Grabsteines zu sorgen, übernahm der historische Verein für Steiermark in Würdigung der Förderung, welche die Geschichte des Landes W. dankt, und der Gemeinderath der Landeshauptstadt Graz gab einer langen hübschen Straße im Stadtbezirke Graben den Namen Wartingerstraße, um das Andenken an ihn den folgenden Generationen zu erhalten.

Leitner, Dr. Joseph Wartinger (Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, Gedenkbuch, 20. Heft, 1873, S. LXIII—LXXVIII). — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 53. Theil, S. 116—124. — Pichler, Repertorium der steirischen Münzkunde (Graz 1865). I, 29—37. — Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 12. Jahrg. 1862, S. 132—137. — Feierliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862. Wien 1862, S. 50. — Winklern, Biographische und litterärische Nachrichten von steierm. Schriftstellern und Künstlern. Graz 1810, S. 251. — Schmutz, Historisch-topographisches Lexikon von Steiermark. Graz 1823, IV, 311. — Oesterreichische National-Encyklopädie von Gräffer und Czikann (Wien 1837) VI, 37. — (Hofrichter), Lebensbilder aus der Vergangenheit. Graz 1863, S. 9—11. — Festprogramm des Gymnasiums zu Marburg an der Drau, 1858, S. 97 und 109. — Göth, Das Joanneum. Graz 1861, S. 77—99. — Jahresbericht des steierm. Landesarchivs, I. Jahrg. Graz 1870, S. 33—38. — Krones, Der historische Verein f. Steiermark. Graz 1880, S. 13—19.

— Luschin, Die steirischen Landhandfesten (Beiträge zur Kunde steierm. Geschichtsquellen. Graz 1872, 9. Jahrg., S. 204—207). — Grazer Tagespost, 1861, Nr. 150, 155, 156. — Grazer Zeitung 1861, Nr. 149, 150; 1865, Nr. 58, 59; Grazer Volksblatt (Feuilleton) 1870, Nr. 120; Wiener Zeitung 1861, Nr. 143, S. 2271. Franz Ilwof.

Wartislav I., erster christlicher Herzog von Pommern, † 1136. In die Zeit der Kämpfe zwischen den sächsischen Großen und König Heinrich IV. fällt ein Kriegszug der ersteren gegen die slavischen Liutizen, aus welchem jene um das Jahr 1070 den jungen W. als Kriegsgefangenen nach Merseburg brachten, wo er die Taufe erhielt. Ueber die Zeit seiner Rückkehr zu seinen heidnischen Landsleuten sind wir nicht unterrichtet und hören erst wieder von ihm im J. 1121, als er und sein Volk im heldenmüthigen Kampf gegen den König Boleslav von Polen unterlagen. Im kräftigsten Mannesalter stehend, herrschte er damals über das von der Warthe und Persante einerseits und von der Peene andererseits begrenzte Pommern. Wieweit W. innerlich dem Christenthum zugethan war, ist schwer zu sagen, äußerlich verbarg er jedenfalls seine Gesinnung vor seinem heidnischen Volk; doch erlaubt der schnelle Erfolg, den Bischof Otto's Missionsthätigkeit in Pommern erzielte, vielleicht den Schluß, daß außer dem Herzog schon damals manche heimlich christlich Gesinnte im Lande waren. Die Polen, von der Annahme ausgehend, daß die pommerschen Stammesgenossen zu ihnen in einem von diesen verletzten Unterthanenverhältniß ständen, waren entschlossen, die gebrochene Treue streng zu strafen und Pommern zu vernichten, wenn sich dasselbe nicht beugen und zugleich dem christlichen Glauben zuwenden wolle. Dies Ansinnen weckte die größte Erbitterung auf pommerscher Seite; man traute aber auf die festen Plätze des Landes und rüstete sich zur Vertheidigung. Boleslav ließ sich nicht abschrecken: durch den wilden Grenzwald, der Polen von Pommern trennte, vordringend durchzog er sengend und brennend das Land. Nichts lebendes wurde geschont; bis an die Ostsee, ja über dieselbe bis nach Bornholm scheuchte der Sieger die Fliehenden. Während so der Schrecken auf dem Lande lag und den Widerstand lähmte, näherte sich das polnische Heer zur Winterszeit über die gefrorenen Ströme dem für unbezwinglich geltenden Stettin, eroberte es, hielt sich aber mit der Zerstörung der Stadt nicht auf, sondern eilte weiter bis an die Peene. W. sah nach Bezwingung der Landesfesten keine andere Rettung, als sein Land dem Polen steuerpflichtig zu erklären und mit der Anerkennung der politischen Oberherrlichkeit desselben auch die Annahme des Christenthums zuzusagen. Das Werkzeug, dessen sich Boleslav nunmehr zur Christianisirung Pommerns bediente, war Otto, Bischof von Bamberg (1108—1139), der in jungen Jahren als Lehrer und Caplan am polnischen Hofe sich eine auch in politischer Beziehung hervorragende Stellung erworben hatte. Von Boleslav zur Durchführung des Gott wohlgefälligen Werkes aufgefordert, erfaßte Otto den Gedanken in gläubiger Begeisterung und nicht ohne die stille Hoffnung, in Ausführung des Werkes die Märtyrerkrone zu erlangen. Für die Geschichte des Pommernapostels muß im allgemeinen auf seine Biographie im 24. Bande, S. 654 f. hingewiesen werden; hier kann seiner nur insofern gedacht werden, als W. dabei in Betracht kommt. Dieser erwartete Otto und seine Begleiter an der Grenze, trat ihnen freundlich entgegen und beseitigte glücklich das zwischen den beiderseitigen Gefolgschaften entstandene Mißtrauen. Nachdem Otto bei Pyritz den heidnischen Widerwillen der Pommern zum ersten Mal mit Erfolg überwunden und an 4000 Personen die Taufe vollzogen hatte, wandte er sich nach Camin, dem herzoglichen Sitz Wartislav's, und nahm von dessen Gesinde bereits früher getaufte, aber unter ihren heidnischen Genossen wieder abgefallene Wenden von neuem in den Schoß der christlichen Kirche auf. W. selbst entließ bei dieser

Gelegenheit seine 24 Beischläferinnen und begnügte sich mit einer rechtmäßigen Gemahlin. Auf der Weiterreise jedoch, in Wollin und Stettin, stieß Otto's Bekehrungseifer auf Widerstand, der sich am letzteren Orte soweit steigerte, daß Boleslav sich seines Sendboten annehmen und den Widerspenstigen mit seinem Zorn drohen mußte. Durch Otto's Bitten ließ er sich jedoch besänftigen, minderte auch die dem ganzen Lande auferlegte Steuer auf 300 Mark Silber jährlich und verlangte die Heeresfolge nur von dem zehnten Mann. Otto's Sendung fand ihren Abschluß in einer gemeinsamen Berathung zwischen dem Bischof, W. und den wendischen Großen wegen Errichtung eines eigenen Bisthums in dem für das Christenthum neu gewonnenen Lande, als dessen Sitz Wollin bestimmt wurde, während alle weiteren darauf zielenden Anordnungen einer späteren Zeit überlassen blieben. Ehe der Bischof jedoch den Heimweg antrat, bereiste er nochmals die neugestifteten Gemeinden, weihte die im Bau begriffenen oder nothdürftig vollendeten Kirchen und verabschiedete sich von dem wol weniger durch ein inneres Erfassen der neuen Lehre als durch die persönliche Liebenswürdigkeit ihres Verkündigers gewonnenen Volke. Am Ostertage 1125 betrat nach elfmonatlicher Abwesenheit Otto wieder den Dom seines heimathlichen Sprengels. W. hatte sich zwar für seine Person dem Christenthum in Treue zugewendet, den davon zu erwartenden Zuwachs an weltlicher Macht verspürte er aber nicht; im Gegentheil entfremdete er sich dadurch einen großen Theil seiner Unterthanen und täuschte sich auch darin, durch Annahme des Christenthums für sich und sein Volk von dem widerwillig getragenen polnischen Joch loskommen zu können. Die bald nach Otto's Abreise zunächst in Stettin, dann auch in Wollin von heidnischer Seite geschehenden Ausschreitungen konnte W. nicht nachdrücklich hemmen, und so war Gefahr vorhanden, daß die junge Saat des Christenthums unter den Dornen des alten Heidenthums ersticken, und zugleich Land und Fürst in einen nochmaligen Krieg mit Polen gerathen würden. Da entschloß sich Otto, durch die in Pommern zurückgelassenen Priester von der Sachlage unterrichtet, zu einer zweiten Missionsreise im Frühjahr 1128. Er wählte diesmal den Weg über Merseburg, wo er mit König Lothar zusammentraf, durch Sachsen und traf in Demmin mit dem auf einem Kriegszug gegen die liutizischen Stämme an der Tollense und weiter nördlich in das circipanische Gebiet begriffenen W. zusammen. Auf Otto's Antrieb berief W. zu Pfingsten eine Versammlung der nach der wendischen Castellaneiverfassung dazu befugten Großen des westlichen Landesgebietes nach Usedom, um die einmüthige Annahme des Christenthums durchzusetzen, was den vereinten Bemühungen der beiden Männer trotz des Gegenwirkens der heidnischen Priester gelang. Namentlich der Herzog wies auf die im Falle der Weigerung immer von neuem von Polen her drohende Gefahr hin. Die Letzteren ließen sich freilich durch dies Alles nicht täuschen; Herzog Boleslav durchschaute Wartislav's Absicht, durch die Verbindung mit den Deutschen sich von Polen loszumachen und eine selbständige Stellung zu gewinnen. Der erwähnte Aufstand der Städte genügte ihm, einen zweiten rächenden Einfall in Pommern vorzubereiten. In kurzem stand sein Heer an der Grenze, als Bischof Otto, die Vermittelung zwischen seinem alten Freunde und den neu gewonnenen übernehmend, in das polnische Lager eilte und zum zweiten Male mit Erfolg den Zorn Boleslav's besänftigte. Ihm folgte W., der in zweitägiger Unterhandlung die Gewährung weiteren Friedens erlangte. Nicht ohne Einfluß auf Boleslav war dabei die Besorgniß gewesen, er könne seine Macht über Pommern gänzlich verlieren, wenn etwa der römische König als Herr der Christenheit oberlehnsherrliche Rechte über das nunmehr christliche Wendenvolk geltend mache. Hatte Otto auch manche trübe Erfahrung mit dem immer wieder hervorbrechenden heidnischen Wesen zu machen, so war diese zweite Missionsreise nach Pommern doch im ganzen von

Erfolgen begleitet, und er konnte befriedigt heimkehren. Die politische Lage des Landes änderte sich in den nächsten Jahren insofern, als der von Boleslav gefürchtete deutsche Einfluß in der That eintrat und eine wichtige Veränderung hervorrief. Boleslav hatte in einem Krieg mit Ungarn erhebliche Verluste erlitten, die ihn nöthigten, 1135 die Hülfe des Kaisers Lothar anzurufen, und um sie zu erlangen, demselben den Lehnseid zu leisten. War ihm nun auch in diesem Eide seine Oberlehnsherrlichkeit über Pommern bestätigt, so war das kaum mehr als eine Form und thatsächlich schwand der Einfluß Polens auf das untere Odergebiet und die Länder westlich davon bis zur Peene immer mehr dahin. Ruhe war aber damit namentlich in die letztgenannten nicht eingekehrt; W. hatte gegen die Liutizen noch manchen Kampf zu bestehen, um seine Herrschaft und den christlichen Glauben zu festigen. In einem dieser Kämpfe fand er im J. 1136 seinen Tod durch die Hand eines heidnischen Wenden. Das Ereigniß ist später sagenhaft ausgeschmückt worden, aber von Anfang an hat man es so angesehen, daß W. ein Märtyrer seines Christenglaubens geworden sei. Auf der Stätte, wo der tödtliche Streich ihn traf, ward wenig Jahre danach eine Kirche zu seinem Gedächtniß erbaut, und als diese verfiel, gründete am 3. Mai 1153 der erste Bischof von Pommern, Adelbert (s. A. D. B. I, 66) das Kloster Stolp an der Peene an derselben Stelle. Zur Reformationszeit aufgehoben, verschwand das Kloster mit der Zeit völlig, damit aber die Erinnerung an den ersten christlichen Herrscher Pommerns wach bliebe, ist vor wenig Jahren daselbst eine seinen Namen tragende Kirche erbaut worden.

Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern. v. Bülow.

Wartislav, der Jüngere, Swantiboriz, war ein Sohn des Swantibor, und wurde wegen des gleichen Namens von den älteren pommerschen Geschichtsschreibern, sowol mit Wartislav I., dem Aelteren, als auch mit dessen Neffen Wartislav von Schlawe, Ratibor's Sohn, häufig verwechselt, und infolge dessen auch sein Vater Swantibor als der Stammvater des ganzen pommerschen Fürstengeschlechts angesehen, während Swantiboriz in Wirklichkeit mit ziemlicher Sicherheit als jüngerer Bruder der beiden ersten regierenden Herzoge, Wartislav's I., d. Aelt. und Ratibor's von Schlawe bezeichnet werden kann. Da, entsprechend der damaligen Sitte, neben dem regierenden Hause, welches durch Wartislav I. d. Aelt. vertreten war, mehrere Seitenlinien bestanden, denen kleinere Landestheile zugewiesen wurden, empfingen die Ratiboriden das Fürstenthum Schlawe in Hinterpommern, Swantibor's Nachkommen dagegen scheinen auf dem Schloß zu Gützkow residirt und das Land zu beiden Seiten der Peene, die Herrschaften Meseritz und Lositz, erhalten zu haben, von denen die letztere später in den Besitz von Dethlev von Gadebusch (s. A. D. B. VIII, 298) gelangte; wenigstens sind wir zu dieser Annahme berechtigt, da W. Swantiboriz Enkel, welcher nach dem Großvater denselben Namen W. führt, im J. 1219 ff. als Herr von Gützkow bezeichnet wird und diesen Besitz nach seinem Tode (1233) auf den zweiten Gatten seiner Gemahlin Dobruslawa (Bogislav's II. von Pommern Tochter) Jaczo von Soltwedel, den Ahnherrn der Grafen von Gützkow (s. d. A.) vererbte. Nach Saxo Gr. war W. anfangs Präfect von Stettin, und berief als solcher, in Gemeinschaft mit seinem Vetter Bogislav I., um dem unter seinem Oheim Wartislav I. († 1136) durch Bischof Otto von Bamberg in Pommern eingeführten Christenthum größeren Einfluß zu gewähren, (1172—73) die Cistercienser des dänischen Klosters Esrom zur Gründung eines neuen Convents in Colbatz bei Stettin, und verlieh demselben, wie die älteste Klosterurkunde bekundet, mit Hülfe des Bischofs Berno von Schwerin und der beiden ersten Aebte Reinhold und Eberhard, einen reichen Grundbesitz. Als dann Herzog Bogislav I. (1187) verstarb, waltete W. für dessen minder

jährige Söhne Bogislav II. und Kasimir II. als Vormund und Regent (Vicedominus terrae) von Pommern bis zum Kriege von 1189, in welchem ihn König Canut VI. von Dänemark aus dieser Stellung verdrängte und letztere dem Fürsten Jaromar I. von Rügen (s. d. A.) übertrug. Während jener Regentschaft bekundete er seine Pietät für das Bisthum Bamberg auch noch dadurch, daß er das Patronat der (1187) in Stettin begründeten Jakobikirche auf das Michaeliskloster in Bamberg übertragen ließ. Der von ihm bewiesene religiöse Sinn ward auch nach seinem Tode (1196) von seinen Söhnen bewahrt, von denen Konrad II., seit 1194 als Domherr, und von 1208—19 als Präpositus des Camminer Stifts thätig, von 1219—33 die Würde des Bischofs von Cammin bekleidete, während Casimir, sowie dessen Sohn Swantibor II., und Enkel Casimir III., als Castellane in Colberg walteten, und letzterer auf einer Wallfahrt nach Jerusalem starb. Auch der dritte Sohn Bartholomäus scheint nach dem heiligen Lande gepilgert und dort (1219—35) gefangen gewesen zu sein; des letzteren Sohn Wartislav, nach dem Großvater benannt, war wie dieser (1212 † 1233) Castellan von Stettin und Herr von Gützkow, und vererbte, wie schon oben erwähnt ist, dieses Land auf das nach Gützkow benannte Grafengeschlecht.

Quandt, Balt. Stud. XI, 2, S. 133. — Klempin, Pom. Urkbuch Nr. 60—65, 108—130, 190, 202. — Stammtafeln des Pom. Rüg. Fürstenhauses, 1876, T. I—II. — Wehrmann, Gesch. d. Jakk. in Stettin, Balt. Stud. XXXVII, 296. Pyl.

Wartislav IV., Herzog von Pommern-Wolgast, einziger Sohn Herzogs Bogislav IV. von Wolgast jenseit der Swine (A. D. B. III, 42 als Bogislav III. aufgeführt) aus dessen dritter Ehe mit Margaretha, Tochter des Fürsten Wizlav II. von Rügen, war zwischen dem 11. und 27. Mai 1291 geboren. Zwei ältere Schwestern schlossen Ehebündnisse, welche auf das Geschick Pommerns während Wartislav's Regierung nicht ohne Einfluß waren: Euphemia wurde mit König Christoph II. von Dänemark, Margaretha mit Nicolaus dem Kinde von Rostock (s. A. D. B. XXIII, 616) vermählt. Eben mannbar geworden, mußte W. 1308 es schon erleben, daß die Zerstörung der Stadt und des Domes zu Camin, sowie die Verwüstung des Bisthums durch die brandenburgischen Markgrafen Waldemar und Otto IV. mit dem Pfeil (s. A. D. B. XXIV, 659) seinen Vater zur Anerkennung der märkischen Oberherrlichkeit nöthigten. Nachdem durch kaiserliche Bestätigung vom 4. Juli 1311 das östliche Pommern, die Mestwin'sche (s. A. D. B. XXI, 504) Erbschaft mit Ausschluß der Länder Bütow, Stolp, Schlawe und Rügenwalde vom Markgrafen Waldemar an den deutschen Orden übergegangen war, suchte W. die ihm im Osten noch verbliebenen Gebiete durch Befestigungen besonders gegen Polen zu sichern; die ihm irriger Weise um diese Zeit zugeschriebene Gründung von Neustettin gehört jedoch einer viel späteren Periode an. Bei den auf dem Fürstentag zu Rostock 1311 folgenden Streitigkeiten war Wartislav's Verhalten ein mehr vermittelndes; so behielt er auch den nach dem Siege am Hainholz den 13. Juni 1316 von den Stralsundern ihm übergebenen gefangenen Herzog Erich von Sachsen nicht im eigenen Gewahrsam, sondern lieferte ihn den Märkern aus. Dies kluge Verhalten gegen die Mächtigen fand seinen Lohn etwa 1313 in der Abtretung desjenigen Theils von Hinterpommern an W. und seinen Oheim Otto, den beim Verkauf an den Orden Markgraf Waldemar sich vorbehalten hatte. Sonst war das Verhältniß zwischen Oheim und Neffen nicht immer friedlich: als Otto mit einigen seiner Vasallen und Städte in Uneinigkeit gerathen war, hielten diese am 22. Juni 1319 auf dem Stormerswerder im Haff eine Zusammenkunft mit W., wählten ihn zu ihrem Beschützer und Vormund gegen Otto, und versprachen ihm

Heerfolge gegen seine Feinde. Die Entfremdung war jedoch von kurzer Dauer; der in demselben Jahr eintretende Tod Waldemar's änderte die Verhältnisse im Norden Deutschlands vollständig. Beide pommersche Fürsten erachteten sich als von der märkischen Oberherrlichkeit nunmehr freigestorben und wurden mächtig ergriffen von der Hoffnung, die alten Gebiete des Greifenstammes in Hinterpommern, der Mark und im Lande Stargard jetzt zurückgewinnen zu können. W., zum Mitvormund des jungen Markgrafen Heinrich (s. A. D. B. XI, 483) ernannt, gewann die Zuneigung der märkischen Stände, indem er am 29. September 1319 zu Arnswalde wichtige Verordnungen für die Abgaben- und Rechtsverhältnisse der Marken erließ und dafür wenige Tage später zu Königsberg in der Neumark das Treuegelöbniß der Stände erhielt. Der andere Mitvormund, Herzog Heinrich II. der Löwe von Mecklenburg (s. A. D. B. XI, 541), hatte sich dagegen sofort in den Besitz der von pommerscher Seite am dringendsten begehrten Ukermark gesetzt, was W. nöthigte, gegen den bis in die Nähe von Stettin vordringenden Nachbar zu rüsten und zur staatsrechtlichen Sicherheit Pommerns für die Zukunft Vorkehrungen zu treffen. Zuerst ward mit dem Oheim Otto am 2. März 1320 eine ewige Einigung geschlossen, der im nächsten Jahr zur Vereinfachung der Verwaltung die Errichtung einer gemeinsamen Hofhaltung folgte; dann eilte W. nach Hinterpommern und schloß dort Anfang Juli an der Leba mit Bischof Konrad von Camin und dem Ordensmeister ein Schutzbündniß gegen Polen; ja um im Fall des Aussterbens des Greifenstammes das Land nicht doch wieder an die Mark fallen zu lassen, übergaben beide Herzoge ihre Länder dem Bischof von Camin und erhielten sie am 16. August 1320 von demselben zu Lehn zurück. Um die Ukermark halten zu können, bedurfte es aber weiterer Opfer: nicht nur Stadt und Gebiet Camin wurde 1321 dem Bischof auf 10 Jahre wiederkäuflich überlassen, sondern am 7. December desselben Jahres wurde die ganze Herrschaft Bütow in Hinterpommern dem Lehnsmanne Henning Behr eigenthümlich abgetreten, der sie bald danach dem deutschen Orden überließ, was zu späteren Zerwürfnissen Anlaß gab. Dagegen bahnte sich im Norden ein friedlicher Gewinn für W. an. Das rügische Fürstenhaus war dem Aussterben nahe und so kam zwischen dem erblichen Fürsten Wizlav III. und den Herzogen W., Otto und Barnim III. (s. A. D. B. II, 74) von Pommern am 27. December 1321 zunächst ein Vertrag zu gegenseitiger Hülfe zu Stande, dem ein Jahr später die Erbeinigung beider Länder folgte, so daß von da an W. sich Fürst von Rügen nannte. Die erste Folge dieses Schrittes war die Beilegung des Streites mit Heinrich dem Löwen, der von den eigenen Verwandten bedrängt, die Eroberungen in der Ukermark nicht halten konnte und sich friedlich verglich. Das Hauptbestreben Wartislav's für die Sicherstellung seines Landes war, sich wegen des künftigen Lehnsverhältnisses Gewißheit zu verschaffen. Er war daher noch vor der Entscheidung des Kampfes um die Kaiserkrone zu Ludwig dem Baiern geeilt und hatte Ostern 1320 Indult wegen der Belehnung erhalten. Die darauf sich gründende Hoffnung, Pommern dereinst als Reichslehen wieder zu erhalten, sollte sich aber nicht erfüllen, denn als Ludwig nach der Besiegung seines Gegners am 28. September 1322 bei Mühldorf seine Macht im Norden zu befestigen strebte, vergaß er die vor vier Jahren gemachte Zusage und belehnte seinen jungen Sohn Ludwig (s. A. D. B. XIX, 529) mit der Mark, den Herzogthümern Stettin, Demmin (d. h. dem „Ort Wolgast“) und dem Lande Stargard. Damit war für Pommern das alte Lehnsverhältniß zur Mark wiederhergestellt und die Herzoge rüsteten von neuem zum Kampf, indem sie am 18. Juni 1325 zu Nakel ein Bündniß zur Eroberung märkischen Gebietes mit dem Polenkönig Wladislav Lokietek eingingen. Noch vor Beginn der Feindseligkeiten aber wurde W. durch den am 11. November dieses Jahres

erfolgenden Tod des Fürsten Wizlav III. von Rügen anderweit in Anspruch genommen, kehrte sofort in die Heimath zurück und empfing, nachdem er die Rechte des Fürstenthums zu wahren gelobt, am 4. December in Stralsund die Huldigung. König Christoph II. von Dänemark versuchte zwar seine oberherrliche Gewalt geltend zu machen, die Noth um die eigene Krone hinderte ihn aber an der Ausführung; W. wandte sich seinem Gegner zu und es kam sogar zu einer Eheberedung zwischen der Schwester des jungen Königs und Wartislav's Sohn Bogislav, als ersterer plötzlich in Stralsund erkrankte und am 31. Juli (1. Aug.) 1326 daselbst starb. Er wurde im Dom zu Camin beigesetzt. Jung an Jahren, von schöner Gestalt; des Krieges kundig, wurde er von seinen Unterthanen tief betrauert. Das Ende des Kampfes mit der Mark um die Lebensbedingung Pommerns hat er nicht mehr erlebt, und auch seinem eigenen Landestheil, dem Herzogthum Wolgast, standen nach seinem Tode schwere Zeiten bevor. Seit dem 11. April 1316 war W. mit Elisabeth († nach 1341), Tochter des Markgrafen Hermann des Langen von Brandenburg, vermählt, welcher Ehe drei Söhne entstammten: Bogislav V., † 1374, Barnim IV., † 1365, und Wartislav V., † 1392.

Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern. — Urkunden des Königl. Staatsarchivs zu Stettin. v. Bülow.

Wartislav V., Herzog von Pommern, geboren 1326, † 1392, s. Bogislav V. und Barnim IV. Bd. III, S. 43.

Wartislav VI., Herzog von Pommern, † 1394, s. Bogislav VI. Bd. III, S. 46.

Wartislav VII., Herzog von Pommern, † 1394, s. Bogislav VIII. Bd. III, S. 47.

Wartislav VIII., Herzog von Pommern, † 1415, s. Barnim VI. Bd. II, S. 77.

Wartislav IX., Herzog von Pommern-Wolgast, war als älterer Sohn Barnim's (s. A. D. B. II, 77) etwa um 1400 geboren. In jungen Jahren lernte er den kaiserlichen Hof und später den Glanz des Konstanzer Reichstages kennen, wo er im Mai 1417 die Reichsbelehnung für sich und seinen unmündigen Bruder Barnim VII. (s. A. D. B. II, 79) und seine ebenfalls unmündigen Vettern Barnim VIII. (s. A. D. B. II, 79) und Swantibor empfing. Zurückgekehrt entnahm er der bisherigen Vormünderin, Wartislav's VIII. Wittwe Agnes, die Leitung der Geschäfte und führte selbständig die vormundschaftliche Regierung, mit anerkennenswerther Zurückhaltung gegenüber der mißliebigen bisherigen Verwaltung und gegenüber dem bisherigen Einfluß des Pfarrherrn Curt Bonow, des Günstlings der Wittwe Agnes. Die Fehden, welche sich an die Tödtung dieses Mannes knüpften, dann die bedrohlichen Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen an das pommersche Herzogshaus, erschwerten jetzt und später die Thätigkeit des jungen Herzogs.

Mit verständigem Sinne und mit den neuen Gedanken der Einführung der sogenannten Quatembergerichte suchte er den landfriedensbrecherischen Ausschreitungen zu steuern, die Zerwürfnisse auszugleichen. Mit dem Eintritt der Volljährigkeit sämmtlicher Thronerben erfolgte im December 1425 die Theilung des Landes: Wartislav und sein Bruder Barnim VII. erhielten das Herzogthum Pommern, also Wolgast, Greifswald, Demmin, Gützkow, Anklam, Pasewalk, Treptow und die Insel Usedom. Zwischen beiden Brüdern trat dann wieder eine weitere Scheidung des Erbes ein. In so kleine Theile war die Macht des pommerschen Herzogshauses zersplittert, als die erneute Fehde zwischen dem von seinen pommerschen Vettern unterstützten Unionskönig Erich (s. A. D. B. VI, 206) und den Holsteiner Grafen die pommerschen Herzöge und die pommerschen

Städte in einen feindlichen Gegensatz brachte. Denn die Hansa hatte sehr bald in dem Vorgehen des nordischen Königs und in der Erstarkung des nordischen Reiches eine Schwächung der eigenen Macht erkannt und ein Bündniß mit den Holsteinern geschlossen. Andere Umstände trugen zur Steigerung des unruhvollen Mißverhältnisses zwischen Fürsten und Städten wesentlich bei.

Durch den unbeerbten Tod seines Bruders und schließlich durch den gleichfalls unbeerbten Hintritt Barnim's VIII. i. J. 1451 vereinigte W. in seiner Hand das gesammte Wolgaster Herzogthum. Die stattgehabte Huldigung der neu angefallenen Landestheile und der Wunsch guten Einvernehmens mit den Städten führte zur Ertheilung jenes sogenannten goldenen Privilegiums an die vier Vorderstädte. Die Sicherung alter und die Ertheilung neuer Gerechtsame und Versprechungen ließen Gutes hoffen, zumal W. in Streitfällen mit einer Stadt dem Ausspruche der drei anderen sich fügen zu wollen erklärte. Aber schon der bald beginnende Krieg mit Mecklenburg, veranlaßt durch des Herzogs ablehnende Haltung in der Erbabfindung der mit Herzog Ulrich II. zu Mecklenburg vermählten Katharina, der Tochter seiner Base Sophie, erregte dem Verhältniß zu den Städten neue Zwietracht. Durch die unglückseligen Händel mit dem Stralsunder Bürgermeister Otto Voge wurde die Stimmung des Herzogs in seinen letzten Lebensjahren in hohem Maße verbittert, die öffentlichen Verhältnisse unheilbar verschlimmert. Die Stiftung der Greifswalder Universität durch die Bemühungen Heinrich Rubenow's (s. A. D. B. XXIX, 417), die Unterstützung dieser Bemühungen durch den Herzog füllt seine letzte Regierungszeit aus und sichert seinem Namen allezeit eine dankbare Erinnerung. W. starb am 17. April 1457. Er war vermählt mit Sophia von Braunschweig († 1462) und hinterließ als seine Nachfolger Erich II. und Wartislav X.

Barthold, Gesch. v. Rügen u. Pommern. — Klempin, Stammtafeln.

Max Bär.

Wartislav X., des Vorigen zweiter Sohn. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt. Nach dem Tode des Vaters theilten sich die Söhne Erich II. (s. A. D. B. VI, 207) und W. in die ererbten Lande. Der ältere übernahm das eigentliche Herzogthum Wolgast, W. erhielt Rügen mit den Städten Stralsund, Barth, Grimmen und Tribsees. Mit den Landen des Vaters war den Brüdern aber auch eine häßliche Erbschaft überkommen: die Feindseligkeiten mit den Städten des Landes. Dieser Hader füllte lange Jahre der Regierungszeit Wartislav's aus. Denn die jungen Herzöge suchten nicht den Weg verständiger Beilegung, sondern hielten selbst offenbare Wegelagerei und Bruch versprochenen Geleits nicht unter ihrer Würde. Erst in späteren Jahren lernte W. den Werth der Unterstützung und der Treue seiner Städte kennen, zum ersten Mal seit langer Zeit, als er 1465 mit ihrer Hülfe das Schloß Neu-Torgelow brach als gerechte Strafe für die Landfriedensbrüche seines Besitzers.

Nach dem Tode des König-Herzogs Erich I. (s. A. D. B. VI, 206) gerieth W. ohne sein Verschulden in Zwietracht mit seinem Bruder, welcher das gesammte Erbe des Verstorbenen zu gewinnen trachtete, obwol dasselbe der Gesammthand Pommern zustand. So suchte W., durch die Verhältnisse gedrängt, lieber eine Verbindung mit dem Markgrafen von Brandenburg zum gemeinsamen Schaden Pommerns, als daß er der Herrschsucht des Bruders nachstehen mochte. Die Erledigung dieses Handels, sowie die auf den Tod des Stettiner jugendlichen Herzogs Otto III. (s. A. D. B. XXIV, 722) folgenden langwierigen Lehnsstreitigkeiten zwischen Erich und W. einerseits und Brandenburg andrerseits haben bereits oben eine knappe aber übersichtliche Erwähnung gefunden, so daß hier darauf verwiesen werden kann (s. A. D. B. VI, 209, 210.)

Diese Streitfragen und Kämpfe mit den Markgrafen hatten bei W. eine

nachhaltige Abneigung gegen Brandenburg hervorgerufen. In seinem Groll über die brandenburgischen Vortheile harrte er auf Gelegenheit, Verlorenes durch rasches Zugreifen bei gelegener Zeit zurückzugewinnen. Die Thätigkeit des Kurfürsten Albrecht im Reiche Anfang der siebenziger Jahre schien das Streben Wartislav's auch zu begünstigen. Aber die Wachsamkeit und die Gegenanstalten des jungen Markgrafen Johann vereitelten für jetzt noch den Plan Wartislav's, durch einen Vorstoß auf Garz die wichtige Grenzfeste und damit die Oderlinie zurückzuerwerben. Erst nach dem Tode seines Bruders (1474) erhielt W. freiere Hand. Dessen Nachfolger, den jungen Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48) warnte er dringend, aber vergeblich, vor der Heirath mit einer Markgräfin und mußte mit Unmuth dessen Annäherung an Brandenburg gewahren. Dann erfolgte 1477 die listige Einnahme von Garz, gleich darauf auch die von Vierraden, durch W. Verheerende Kämpfe zwischen Brandenburg und Pommern waren die Folge. Noch vor Beilegung derselben beschloß W. seine unruhvolle Regierung. Er starb am 17. December 1478 als Letzter dieser Linie der Wolgaster Herzöge. Sein Neffe Bogislav X. wurde der alleinige Herr des wiedervereinten Pommerns.

W. war seit 1453 verheirathet gewesen mit Elisabeth, Tochter Johann's des Alchymisten, Markgrafen von Brandenburg, und Wittwe des Herzogs Joachim von Stettin. Die schließlich unglückliche Ehe löste sich durch die Flucht Elisabeth's nach der Mark Ende 1464, nachdem in demselben Jahre die beiden Söhne Swantibor V. und Erdmann gestorben waren. Nach Elisabeth's Tode heirathete W. in zweiter Ehe die Tochter Heinrich's des Aelteren zu Mecklenburg-Stargard, Magdalena. Am 26. November 1475 erfolgte das Beilager. Die Ehe war kinderlos.

Barthold, Gesch. v. Rügen und Pommern. — Klempin, Stammtafeln.

Max Bär.

Waser: Johann Heinrich W., Bürgermeister von Zürich, geboren am 2. April 1600, † am 10. Februar 1669. Dem Diakon am Großmünster und Professor der hebräischen Sprache, der 1607 Mitglied des Chorherrenstiftes wurde und dann zu weiteren Lehrstellen aufstieg, Kaspar W. († 1625), einem zu seiner Zeit als Orientalist geschätzten Gelehrten (s. unt. S. 227), gebar am Ostertage 1600 seine Frau Dorothea, Tochter des ausgezeichneten Repräsentanten zürcherischer Wissenschaft, Josias Simmler (s. A. D. B. XXXIV, 355—358), als dritten — von fünf Söhnen — Johann Heinrich. Der Vater suchte früh die von ihm auf Reisen gewonnene Welt- und Sprachenkenntniß auch auf die Söhne zu übertragen, und so kam W. schon 1612 — durch einen Tausch, wie sie gern zu solchem Zwecke angestellt wurden — nach Genf in das Haus des dortigen Professors des Griechischen Kaspar Laurentius, wo er bis 1615 blieb. Darauf folgte, nach kurzer Zugehörigkeit zum neugestifteten zürcherischen Collegium humanitatis, die Versetzung nach Teglio im bündnerischen Unterthanengebiet Veltlin, wo W. besonders den Unterricht des gelehrten reformirten Pfarrers Danz, eines Engadiners von Geburt, genoß. 1617 besuchte er die Universität Padua, worauf sich eine Fußreise durch Italien anschloß. Proben der Gewandtheit in Latein, Französisch, Italienisch, sogar im Griechischen, bringen die nach Zürich geschickten Berichte. Ende 1617 kehrte W. nach Zürich zurück, wo er nun weiter sich den Studien aufs eifrigste hingab. Aber 1618 bot Antistes Breitinger, der mit Waser's Vater auf sehr vertrautem Fuße stand, dem jungen Manne die Möglichkeit, einer weltgeschichtlichen Handlung beizuwohnen: W. durfte den an der Spitze einer Gesandtschaft der vier reformirten eidgenössischen Stände an die Dortrechter Synode abgeordneten Antistes begleiten, und wenn es auch nicht gelang, daß der Jüngling als Secretär der Abordnung anerkannt wurde, sah und vernahm derselbe genug Wichtiges, und

äußerst vollständig legte er nachher in fünf auf der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrten Quartbänden eine Schilderung aller dieser Angelegenheiten, nebst Charakteristik der wesentlichsten mitwirkenden Persönlichkeiten, nieder. Ebenso machte er im Februar 1619 einen Besuch in England. Dadurch, daß Scultetus W. auf der Durchreise durch Heidelberg näher kennen gelernt und seine Sprachkenntniß bemerkt hatte, kam es, daß Waser's Vater von Prag her eingeladen wurde, seinen Sohn als Privatsecretär in den Dienst der neuen Wahlkönigin von Böhmen, Elisabeth, eintreten zu lassen. Zwar fand dann W. im Sommer 1620 den ihm angebotenen Platz schon ausgefüllt. Dafür trat er in eine vortheilhafte Hofmeisterstelle bei einem böhmischen hohen Herrn. Doch die Schlacht am Weißen Berge machte auch der Thätigkeit des jungen Zürchers ein Ende, und unter großen Beschwerden und Gefahren kam W. nach abenteuerlicher Reise im December nach der Heimath zurück. Hier trat er nun im Juli 1621 als freiwilliger Arbeiter auf der Staatskanzlei ein. Als solcher begann W. jene großen Arbeiten, durch die er sich in der Kenntniß der Geschichte und der staatsrechtlichen Verhältnisse Zürichs, für diesen Staat selbst, für dessen Beziehungen zu den Eidgenossen und zum Auslande, zu unterrichten suchte. Er legte sich Verzeichnisse der in der Kanzlei und in den Archiven liegenden Schriften, vielfach unter Anfertigung von Auszügen aus denselben, an, sah den reichen handschriftlichen Nachlaß seines mütterlichen Großvaters, des Verfassers des instructiven staatsrechtlichen Handbuches: Respublica Helvetiorum, durch und schuf so die „Bundes- und Vertragsbücher“ betitelten, auf der Stadtbibliothek in Zürich aufbewahrten neun Foliobände. Dazwischen hatte er Secretariatsdienste zu versehen, 1622 als erbetener Schriftführer der bündnerischen Abgeordneten an der in Lindau wegen der rätischen Angelegenheiten tagenden Conferenz, von der er dann, nicht ohne Gefahr, ein gegen ergangene Vorschrift durch ihn angefertigtes drittes Exemplar der Acten heimbrachte. Als neu ernanntes Stadtgerichtsmitglied brachte W. ferner ein vollständiges Exemplar aller Ordnungen dieses Dikasteriums zusammen, und ebenso begann er eine Sammlung zürcherischer Offnungen. 1624 erhielt er die Bestallung als Rathssubstitut und Unterschreiber, wodurch er — zwar noch ohne festgesetzte Besoldung — in ein bestimmtes Amt gelangte, und jetzt verehelichte er sich auch. In den neun nachfolgenden Jahren kam er zu vielfacher Verwendung in öffentlichen Geschäften, Sendungen aller Art, als Dolmetscher und Theilnehmer an Verhandlungen beim Empfange von Ausländern, als Secretär bei 49 eidgenössischen Tagsatzungen und evangelischen Conferenzen. So war es von selbst gegeben, daß er 1633 in die durch den Tod des Stadtschreibers Hans Georg Grebel im Juni erledigte Stelle des Stadtschreibers, mit wesentlich erhöhter Besoldung, gewählt wurde.

Die dergestalt geschehene Beförderung Waser's zu einem der verantwortungsvollsten und beschäftigungsreichsten Aemter geschah, als die Gefahr einer Hereinziehung der Eidgenossenschaft in die Ereignisse des dreißigjährigen Krieges besonders unverhüllt vorlag. Gustav Adolf hatte schon im Herbst 1629, damals freilich — in geringer Kenntniß der Sachlage — allen Eidgenossen, also auch den katholischen Orten, Allianzverträge entgegengebracht, und Ende 1631 war durch den schwedischen Gesandten, Ritter Rasche, eine bestimmte Eröffnung der Tagsatzung mitgetheilt worden; diese aber lehnte die anerbotene Freundschaft des Königs dankend ab. Dessen ungeachtet wurden auch nach Gustav Adolf's Tode die Anstrengungen von Seite Schwedens fortgesetzt, und gewisse Kreise kamen jetzt in Zürich solchen Gedanken nicht ungünstig entgegen. Die am 24. März 1632 geschehene Vorlegung eines förmlichen Bündnißplanes Rasche's vor den evangelischen Städten war durch Antistes Breitinger weiterer Erörterung würdig befunden worden: es sei Pflicht, die von Gott an die Hand gegebenen Mittel

zu gebrauchen, wobei man aber, bis das Volk dafür bearbeitet sei, den Entschluß zum Bündniß aufschieben müsse, oder wie es in der officiellen zürcherischen Instruction hieß, bis die schwedische Kriegsmacht näher herangerückt sei; freilich war dann der Beschluß der evangelischen Städte ein abweisender gewesen. Dessen ungeachtet blieb die Kriegspartei in Zürich, von theokratischen Auffassungen wenigstens in ihrem Haupte, Breitinger, erfüllt, auf ihren Ansichten fest, und der Antistes setzte geradezu Umtriebe gegen die Bewahrung der Neutralität fort, ganz voran in seiner geheimen Correspondenz mit dem Obersten Georg Hans von Peblis, einem mit der Kurfürstin Elisabeth in die Pfalz gekommenen Schotten, der als schwedischer Unterhändler arbeitete und 1629 als Organisator des zürcherischen Kriegswesens gewonnen, aber 1631 beurlaubt worden war. Auf diesem Wege war die Neutralitätsverletzung der Schweizer Grenze eingefädelt, die am 7. September 1633 geschah, in Gestalt des Einbruchs des schwedischen Feldmarschalls Gustav Horn, der durch die im zürcherischen Schutz stehende Stadt Stein und über die dortige Rheinbrücke in die gemeinschaftliche Landvogtei Thurgau einfiel und durch dieselbe hindurch vor der Landseite der zu belagernden Stadt Constanz aufrückte. Neben Breitinger, der um Horn's Absichten wußte, scheint insbesondere, falls weltliche Personen noch eingeweiht waren, kein Anderer, als W. Theilnehmer des Geheimnisses gewesen zu sein, der neue Stadtschreiber, wie denn Breitinger am Tage vor der Invasion Horn's schrieb, W. verdiene in die Geheimschrift, die gegenüber Peblis angewandt wurde, eingeführt zu werden. Selbstverständlich stellte diese Verletzung der Neutralität die Eidgenossen vor die Gefahr des inneren Krieges, da die katholischen Orte darin eine arge Bedrohung erblickten, und eine kurze Zeit schien die in Zürich vorwaltende Kriegspartei mit ihrem Plane, mit schwedischer Hülfe es zum Kriege gegen die katholischen Eidgenossen zu treiben und so die Sprengung der Eidgenossenschaft zu veranlassen, im Vorsprung zu sein, bis dann 1634 die übrigen evangelischen Städte für die Aufrechterhaltung der Neutralität den Entscheid durchsetzten.

Mochte auch in diesen wichtigen Fragen die Haltung Waser's, der sich eben ganz der Autorität Breitinger's anschloß, eine Bedenken erweckende gewesen sein, seine vorzügliche Brauchbarkeit war eben dadurch, ferner durch die zahlreichen weiteren Geschäfte, denen seine Feder zu dienen hatte, dargelegt. W. war in den zwölf Jahren seines Stadtschreiberamtes hundert und achtzig Male theils an der allgemeinen Tagsatzung, theils an Conferenzen der evangelischen Orte betheiligt, berufen, das Schiedsrichteramt auszuüben, oder mit allerlei Sendungen beauftragt. Daß er auch bei den katholischen Miteidgenossen wieder Vertrauen gewann, zeigt beispielsweise der Umstand, daß 1637 bei einem eidgenössischen Schiedsgerichte, dem die Glarner beider Confessionen ihre Zwistigkeiten wegen der ihnen zustehenden gemeinen Herrschaften Uznach und Gaster unterwarfen, an W. auch von Seite der katholischen Schiedsrichter Protokollführung und Beschlußausfertigung überlassen wurden. Eine besonders schwierige Aufgabe hatte aber W. 1644 zu erfüllen, als er in der Eigenschaft des Obmanns eines Schiedsgerichtes zu Cur in dem erbitterten Streite zwischen der Gemeinde Davos und den anderen Gemeinden des bündnerischen Zehngerichtebundes zu urtheilen hatte; aber sein Ausspruch fiel so sehr zur Befriedigung beider Parteien aus, indem er dem langwierigen Zwiste ein glückliches Ende setzte, daß die Regierung aller drei Bünde W. dafür dankte. W. legte nach früherer Gewohnheit auch über diesen Streithandel die Acten in zwei Foliobänden gesammelt im Zürcher Staatsarchiv nieder.

Aber außerdem hatte W. als Stadtschreiber eine Registrirung des gesammten Archives — außer den Urkunden — vorgenommen. Er stellte eine Uebersicht

der in verschiedenen Localitäten zerstreuten Archivtheile 1646 durch seinen Index generalis her, ein nach der localen Aufstellung eingetheiltes, aber durch alphabetisches Titelregister übersichtlich gemachtes Werk, dem eine gründliche Umarbeitung der Archivalien vorausgegangen war. Schon 1644 hatte er daneben einen viel weitläufiger angelegten Index specialis über die Actenabtheilung begonnen. Diesem bis jetzt einzigen Versuche einer vollständigen Registrirung aller Abtheilungen gingen noch weitere Arbeiten Waser's zur Seite, so die Sammlung, durch Buchbinderarbeit geschehende Vereinigung, neue Registrirung der Fragmente der alten Stadtbücher.

Als 1644 Bürgermeister Bräm starb, blieb W. schon bloß noch mit vier Stimmen hinter dem erkorenen Nachfolger Statthalter Rahn in der Wahl zurück. Eine Entschädigung war für ihn die Uebertragung der größten Landvogtei des Zürcher Gebietes, Kiburg, mit ausgedehnten Befugnissen in Verwaltung und Rechtsprechung, bis auf Leben und Tod. W. bekleidete dieses Amt 1646 bis 1652, in welche Zeit allein 2280 Urtheile des Herrschaftsgerichtes fielen. Auch der Sammlung aller auf die Verhältnisse und Rechte der Grafschaft bezüglichen Materialien — sie füllt mehrere Bände des handschriftlichen Nachlasses — lieh er hier wieder seinen Fleiß, neben der mühevollen vielseitigen Amtsführung. Seine geschickte Verwaltung der Einkünfte hinterließ die Herrschaftscasse fast um das doppelte gegenüber der Zeit der Amtsübernahme angefüllt. Schon gleich 1646 hatte es W. auch verstanden, seine Herrschaftsleute nicht nur, während ein Aufstand im südlichen Theile des Zürcher Gebietes um sich gegriffen hatte, von der Betheiligung fernzuhalten, sondern auch aus ihnen ein Contingent von 2000 Mann der Regierung zur Bekämpfung der Bewegung zur Verfügung zu stellen. Ein Vierteljahr, nachdem W. von Kiburg zurückgekehrt war, wurde er am 28. Juni 1652, nach Bürgermeister Salomon Hirzel's Tode, als Bürgermeister erwählt, und zwar, ohne daß er Mitglied des Kleinen Rathes gewesen war.

Schon gleich das nächste Jahr nach der Bürgermeisterwahl brachte für W. die ebenso schwierige, als wichtige öffentliche Bethätigung in der versuchten Vermittlung zwischen Obrigkeiten und aufgestandenen Bauern zuerst des Berner, dann des Luzerner Gebietes, im Bauernkriege des Jahres 1653. Eine erste Sendung, nach Bern, Ende März, führte zunächst, zu Berns lebhaftem Danke, ein gedeihliches Ergebniß herbei; doch im Luzerner Gebiet kam es zu einem neuen Ausbruche, der jetzt den Abmarsch einer aus der östlichen Schweiz gesammelten Truppenrüstung von 9000 Mann, unter dem Befehl des Zürcher Seckelmeisters General Konrad Werdmüller, von Zürich aus, zur Folge hatte. Am 3. Juni trugen in zwei ziemlich hartnäckigen Gefechten, die bei den Dörfern Büblikon und Wohlenschwil — im unteren Theile der das Berner Gebiet, westlich, vom Zürcher Territorium, östlich, scheidenden gemeinsamen eidgenössischen Landvogtei der Freien Aemter — geschlagen wurden, die Regierungstruppen über die Bauern einen entscheidenden Sieg davon, und als jetzt die Entmuthigten um einen Waffenstillstand baten, wurde ihnen dieser unter der Bedingung bewilligt, daß die Führer folgenden Tages sich im Zelt Werdmüller's zur Anhörung von Eröffnungen einfänden. Dies geschah am Morgen des 4. Juni, wo zwar nicht die Hauptrådelsführer, aber doch 43 Ausgeschossene, die meisten — 24 — aus dem Gebiete von Bern, dann zehn aus dem Solothurnschen, sieben aus dem Luzerner, zwei aus dem Basler Gebiete, sich einstellten. Hier gelang es nun W., die Bauern, welche glaubten, für ihre Vereinigung gegen die städtischen Obrigkeiten sich auf den Inhalt des Stanser Verkommnisses von 1481 (s. A. D. B. VII, 137) stützen zu können, in ruhiger klarer Auseinandersetzung, indem er ihnen die Entstehung jenes Vertrages erzählte, den Sinn der sämmtlichen Ar-

tikel erläuterte, dahin zu bringen, daß sie erkannten, es sei Pflicht der Obrigkeiten, bei anarchischen Bewegungen in ihren Gebieten sich gegenseitig zu schützen, und daß gerade die Berner, die Solothurner, die Freiämtler Bauern, dadurch daß sie an Belagerungen von Luzern und von Aarau, also von fremden Städten außerhalb ihrer Grenzen, sich betheiligten, diejenigen gewesen seien, die „mit eigener Gewalt Fremde freventlich überzogen“ hätten. Die Beauftragten erklärten nach kurzer Berathung, daß sie nach Einsicht in ihren Irrthum um Verzeihung bäten, worauf die zürcherischen Vertreter, voran W. und Werdmüller, ihnen unter Aufstellung von Bedingungen — in erster Linie Räumung des Feldes und Niederlegung der Waffen — Gnade in Aussicht stellten. Einzig die Luzerner Ausgeschossenen nahmen diese im Lager bei Mellingen festgesetzten Punkte nicht im vollen Umfange an, obschon auch sie ihre Mannschaft innerhalb der Grenzen ihres Staates zurückführten. Allerdings kam es dann in den nächsten Tagen im Luzerner und Berner Gebiete — besonders am 8. des Monats bei Herzogenbuchsee — zu neuen Zusammenstößen, und in schärfster Weise bestraften die Regierungen die Aufständischen nach der schließlichen Unterwerfung. Aber W. war an diesen Dingen nicht mehr unmittelbar betheiligt.

Die gemeinsamen Maßregeln der im übrigen confessionell gesonderten Obrigkeiten der eidgenössischen Orte, wie sie in der Bekämpfung der Bauernerhebung nothwendig geworden waren, schienen die Möglichkeit engeren Zusammenschlusses auch in anderen wichtigen Angelegenheiten zu verbürgen, und so vereinigten sich im Mai 1655 Zürich und Bern zu einem Antrage an alle dreizehn Orte, auf „Zusammenvergleichung, Erneuerung, Bestätigung und Solemnisirung der alten wohlhergebrachten Bünde“, vielleicht auch mit einem Verkommniß wegen der Religionsangelegenheiten. Bald erhielt W. den Auftrag, das von einer gemeineidgenössischen Tagsatzung gebilligte Project, dessen Entwurf einem Ausschuß übertragen wurde, zu redigiren, und rasch stellte er eine derartige Arbeit auf. Siebenundzwanzig Artikel, die in ihrer sehr allgemeinen Haltung die Selbständigkeit der Orte weitgehend schonten, enthielten, im Anschlusse an eine historische Einleitung und an die Aufzählung der bisher giltigen Bundesurkunden, die Gesichtspunkte, welche dem gründlichen Kenner des schweizerischen Staatsrechtes für ein allgemeines Bundesinstrument nothwendig zu sein schienen. Ganz vorzüglich sollten auf diesem Wege neue Kriege verhütet werden, und unmittelbar nach der Annahme, hernach alle 25 Jahre dachte man sich, die Urkunde beschwören zu lassen. Allein ehe nur der Termin für die auf den November in Aussicht genommene Tagsatzung, die über den Entwurf zu entscheiden den Auftrag hatte, in Sicht stand, kündigte sich vielmehr in vollkommenster Deutlichkeit ein Krieg zwischen den confessionellen Gruppen innerhalb der Eidgenossenschaft an. Daraus daß aus Arth am Zuger See heimliche Bekenner der reformirten Lehre der Verfolgung, die ihnen drohte, durch Auswanderung nach Zürich ausgewichen waren, die Regierung von Schwyz aber auf deren Besitzthum Beschlag legte, zurückgebliebene Gesinnungsgenossen einkerkern ließ, erwuchs zuerst, seit dem September, Aufschub, dann aber rasch ein solcher Zwist, daß es zum Kriege kommen mußte. Zwar war W., zuerst an der Spitze einer Gesandtschaft der evangelischen Orte nach Schwyz, dann auf einer Conferenz der evangelischen Orte in Aarau, hernach im November auf jener zu Baden abgehaltenen eidgenössischen Tagsatzung, auf das redlichste für Erhaltung des Friedens bemüht. Er hielt sich streng einzig auf dem Boden des eidgenössischen Bundesrechtes, indem er für jene Ausgewanderten das Recht, ihr Vermögen zu fordern, für Zürich die Pflicht, sie hiebei zu unterstützen, in Anspruch nahm. Die Verhandlungen zu Baden konnten aber nicht mehr Fortgang nehmen, als man hörte, die in Schwyz im Gefängniß liegenden Glaubensgenossen seien zum Theil grausam ge-

foltert, hingerichtet, theilweise nach Mailand an die Inquisition übergeben worden, und jetzt ging auch W. nach Auflösung der Tagsatzung mit dem inzwischen zur militärischen Leitung ernannten General, Johann Rudolf Werdmüller, nach Bern, behufs Feststellung der zu ergreifenden Maßregeln, des eventuell zu wählenden Kriegsplanes. Denn ohne Frage war jetzt Zürich zum Kriege völlig entschlossen, während die anderen evangelischen Städte noch fortfuhren, Vermittlungsvorschlägen Gehör zu geben, und noch in Zürich, obschon — am 6. Januar 1656 — der Krieg erklärt worden war, Verschiebung der Feindseligkeiten beantragten. Allein Werdmüller's übermüthige Zusicherung, daß die Stadt Rapperswil, gegen die Zürich seinen Angriff richtete, binnen vierundzwanzig Stunden genommen sein werde, erfüllte sich durchaus nicht, und damit war die in Aussicht genommene Eroberungspolitik Zürichs, an der W. als Gönner Werdmüller's mitbetheiligt erschien, kläglich gescheitert. W. selbst hatte, als „Assistenzrath“ dem Kriegszuge beigegeben, zumal auch infolge der winterlichen Jahreszeit, der keinen Fortschritt Zürichs aufweisenden Belagerung des festen Platzes, Beschwerden und Unannehmlichkeiten in Fülle zu kosten, und bei dem Umschwung der Stimmung in Zürich ergoß sich nunmehr ein Theil des Mißvergnügens nicht nur auf Werdmüller, der schon Anfang Februar den aus Zürich gebotenen Waffenstillstand hatte beobachten müssen, am 10. März gänzlich vor Rapperswil abgezogen war, sondern auch auf W. Denn als nach der empfindlichen Niederlage der Berner bei Vilmergen, am 23. Januar, Friedensverhandlungen aufgenommen worden waren und auch W. jetzt für Erlangung des Friedens eintrat und in dieser Weise an Conferenzen zu Baden, von der Zürcher Regierung instruirt, theilnahm, mußte er sich über die von der zürcherischen Geistlichkeit solchem Entgegenkommen gegenübergestellten starken und beleidigenden Aeußerungen in einem an den eigenen Bruder, den Chorherrn am Großmünster Kaspar, geschriebenen Briefe beklagen, während Andere wieder ihn anschuldigten, mit den unduldsamen Geistlichen zu sehr im Einverständnisse zu sein. Doch erlangte W. vor dem Großen Rath, wo er seine Handlungsweise rechtfertigte, Ehrenerklärung, Abbitte und Bestrafung der Gegner.

Nochmals war W., angesichts der Werbung Frankreichs um Erneuerung des 1651 erloschenen Bündnisses — zuerst seit Zwingli's Zeit war Zürich 1614 einem Bundesvertrage der Eidgenossen mit der französischen Krone wieder beigetreten —, vor eine wichtige Entscheidung gestellt. W. wollte anfangs, vor der Erklärung des Beitritts der reformirten Orte, wenigstens auf würdige und schützende Bedingungen dringen und besonders begehren, daß Frankreich für den Gewinn eines solchen Anschlusses sich ungerechter und unduldsamer Maßregeln gegen die reformirten Glaubensverwandten enthalte. Als aber das nicht erreichbar war, als man sich mit unzureichenden Zusicherungen zufrieden gab, reichte W. 1663 zur Ratification des Bündnisses auch unter diesen Umständen die Hand und ließ sich ferner, entgegen anfänglicher Ablehnung, als Haupt der zu der Beschwörung am 13. October des Jahres nach Paris abgehenden Gesandtschaft ernennen. Unter den mehrfachen Schilderungen der Vorgänge der durch Frankreich vollzogenen glänzenden Reise, der in Paris gesehenen pompösen Ceremonieen ist auch eine von W. verfaßte vorhanden; die beim Abschiede von Paris empfangenen Geschenke, die für W. reichlicher, als für die Mitgesandten, ausgefallen waren, legte er nebst der gleichfalls erhaltenen Vergütung der Reisekosten zu Zürich auf dem Rathstische zur Verfügung der Regierung nieder, durfte dann aber Alles zu eigenen Händen behalten. W. wurde noch bis in die neueste Zeit hinein, etwa wie der auf eine ungleich höhere Stufe der Geltung zu stellende Zeitgenosse Wettstein (s. d. Artikel), als ein ideal denkender, rein selbstloser Patriot, insbesondere als ein nicht zur französischen Partei zählender

Politiker angesehen; allein es ist kein Zweifel, daß sich das nicht so verhält. Vielmehr erscheint W. in der Correspondenz des 1664 zum ersten Male in der Schweiz anwesenden Vertreters Ludwig's XIV., Mouslier, gleich von Anfang an als ami de la France, als bien intentionné pour le service du roy, und wie 1656 nach dem Kriege, so wurde 1669 während Waser's letzter Krankheit eine Reihe von Anschuldigungen gegen den Sterbenden laut, deren Unwahrheit durchaus noch nicht dadurch dargethan ist, daß ein Rathsbeschluß zur Reinigung des Bürgermeisters geschah.

W. hatte ein letztes Mal in einer wichtigeren Angelegenheit mitgehandelt, als 1664 durch vorbeimarschirende für den spanischen Kriegsdienst angeworbene Söldner der evangelische Gottesdienst im Dorfe Wigoldingen, in der gemeinen Landvogtei Thurgau, gestört worden war. Als sich in Zürich die Stimmung für die reformirten Theilnehmer an dem aus dem Ereigniß erwachsenen blutigen Raufhandel leidenschaftlich erhitzt hatte und abermals bewaffnete Vorkehrungen getroffen worden waren, zeigte sich W. in Uebereinstimmung mit dem besonnen abmahnenden Antistes Ulrich (s. A. D. B. XXXIX, 249 u. 250) bemüht, die Aufregung zu beschwichtigen, sodaß die Sache, wenn auch die katholische Mehrheit der Richter zwei Bluturtheile zur Durchführung brachte, beigelegt werden konnte.

In den letzten Lebensjahren trat der alternde Staatsmann mehr zurück, und jüngere Collegen führten bei schwierigeren Angelegenheiten das Wort. Seit der zweiten Hälfte von 1668 fesselte ernste Krankheit W. dauernd an das Lager. Aus drei Ehen hinterließ W. drei schon in der Ehe stehende Töchter, von drei Söhnen aber nur den jüngsten, Johann Heinrich, der in des Vaters Todesjahr von der drei Jahre hindurch bekleideten Stadtschreiberstelle zur Rathswürde emporstieg.

Es wird W. nicht Unrecht gethan werden, wenn man ihn für einen weit befähigteren Kenner der Geschichte, des Staatsrechtes, für einen vorzüglicheren hohen Kanzleibeamten nimmt, denn für einen praktischen Staatsmann oder gar für einen in sich geschlossenen politischen Charakter. So hat denn auch der in historischen Dingen wohl kundige Dichter Konrad Ferdinand Meyer in seinem Roman Jürg Jenatsch W. nicht ohne Ironie, wenn auch keineswegs mit Antipathie, doch als einen Leisetreter behandelt.

Eine Biographie Waser's existirt einzig in J. J. Hottinger's kurzem Lebensabriß im Neujahrsblatte der Zürcher Stadtbibliothek von 1855. Einschränkungen des z. B. noch durch Vulliemin, doch auch hier durch Hottinger gezeichneten allzu günstigen Bildes ergeben sich aus P. Schweizer's Geschichte der schweizerischen Neutralität, S. 221—254, ferner aus dessen Ausgabe der Correspondenz der französischen Gesandtschaft in der Schweiz 1664 bis 1671 (Quellen zur Schweizer Geschichte, Band I, 1880), wozu R. Maag's Artikel im Anzeiger für schweizerische Geschichte, Band VI, S. 125 u. 126, heranzuziehen ist. Die archivalischen Leistungen würdigt P. Schweizer im Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich, für 1894, S. 26 u. 27.

Meyer von Knonau.

Waser: Johann Heinrich W., Theologe und Litterat, geboren am 1. April 1742 zu Zürich, hingerichtet daselbst am 27. Mai 1780. Als Sohn eines Handwerkers, aber aus einer wohlhabenden und geachteten bürgerlichen Familie geboren — doch zählte sie nicht zu dem Zweige, dem der Bürgermeister (s. d. A.) angehört hatte —, machte sich Johann Heinrich W. schon während der Studienzeit, durch seine Vorliebe für die physikalisch-mathematische Disciplin, ebenso auch für Geschichte, bemerkbar. Doch war er wegen seines schnell auffahrenden, launenhaften Wesens, wegen eines Hanges zu hämischem Spott bei den Alters-

genossen wenig beliebt. Nach Vollendung der theologischen Vorbereitung wurde er im Herbst 1770 Pfarrer an der Filialkirche des Großmünsters von Zürich, in der südöstlichen Vorstadt, zum Kreuz (der seit 1839 so geheißenen Kirchengemeinde Neumünster). W. zeigte hier anfangs, so als er 1771 der drückenden Hungersnoth durch persönliche Opfer aus seinen keineswegs überflüssigen privaten Mitteln zu steuern suchte, großen Eifer, und die Acten der Visitation vom April dieses Jahres sagen, das anfangs W. in der Gemeinde entgegen gebrachte Mißtrauen habe sich in Liebe und Vertrauen verwandelt. Aber W. ging bald mit übereilten Schritten vor und verdarb seine Stellung völlig. Er fand Grund, die Vorsteher der Gemeinde Riesbach anzuklagen, sie ließen es bei der Verwaltung der Gelder an Ordnung fehlen, und deutete sogar die Möglichkeit einer Unterschlagung an. Die obere Behörde, die Verwaltung der Obervogtei Küßnach, deren Gebiet Riesbach zugetheilt war, fand Waser's Beschuldigung richtig und verurtheilte die Gemeindevorgesetzten zu Buße und Schadenersatz; aber diese stellten die Buße der Gemeinde in Rechnung, und diese Sache ließ man hingehen. So trat der Pfarrer 1772, empört darüber, von neuem klagend auf, und jetzt stieß er auch die Obervögte vor den Kopf; nachdem er schon früher durch eine etwas scharfe Predigt die Gemeinde geärgert hatte, machte er sich nunmehr vollends zum Träger von Ohrenbläsereien, und als er an einem Sonntag Abend in ein benachbartes berüchtigtes Wirthshaus hatte schicken lassen und da „noble Sauf- und Spielgesellen mit brennenden Pfeifen und Billardstöcken" ertappt worden waren, hatte er vollends seine Competenz weit überschritten. Weitere Dinge kamen hinzu, bei denen er oft sachlich im Rechte war, während die Art der Durchführung ihn in das Unrecht stellte. Wie Lavater später mit Recht an Schlözer nach Göttingen schrieb, wollte W. in diesen Jahren der Ungerechtigkeit wehren und beging selbst Ungerechtigkeiten, zieh Andere der Lüge und log selber. So kam es bis zum October 1773 so weit, daß die Obervögte an den Rath von Zürich als die oberste Behörde einen Bericht über das Betragen des Pfarrers, mit Bitte um Untersuchung, einreichten; die Sache der im Unrecht befindlichen Gemeindevorsteher war durch Waser's Unbesonnenheit und Leidenschaft diejenige der Obervögte, einer beleidigten Obrigkeit, geworden. So wurde W. das Opfer eines formlosen Proceßverfahrens, das am 16. Februar 1774 zu seiner Amtsentsetzung durch den Rath — als „Ahndung und Strafe seiner unüberlegten und ungründlichen Handlungen" — führte. Die Sache war zu weit gediehen; umsonst hatte W. um Niederschlagung gebeten, alle mögliche Genugthuung angeboten. Die Entsetzung aber nährte nun in dem unglücklichen Manne jene zur Rachbegier sich steigernde Unzufriedenheit, die ihn zu immer weiter gehenden Schritten antrieb. Er suchte die Revision seines Urtheiles stets von neuem nach, stieß durch seinen Eigensinn die Gönner und Freunde, die ihm noch geblieben waren, stets mehr zurück. Durch die Verlesung eines bitteren Memorials, voll von giftigen Ausfällen und heftigen Anschuldigungen, vor seiner versammelten Zunft zog er sich den gänzlichen Ausschluß von derselben auf vier Jahre hinaus zu. Neben allem Weiteren machte sich auch finanzielle Noth fühlbar, die den gereizten Mann — schon gleich nach der Amtsentsetzung sagte er zu Lavater: „Die Glocke wider mich ist gegossen" — immer mehr verbitterte.

Indessen benutzte nun W. diese seine unerwünschte Muße zu angestrengten wissenschaftlichen Arbeiten, in denen es ihm gelang, unleugbar vielfach neue Pfade in ergiebiger Weise einzuschlagen. Als volkswirthschaftlich-statistischer Schriftsteller trat er mit großem Erfolge auf. 1775 erschien als erste Frucht dieser Studien, noch ohne Nennung des Autors, die Schrift: „Abhandlung über die Grösse der ganzen Löbl. Eidgnoßschaft überhaubt und des Kantons Zürich insonderheit", für deren Durchführung er sich eines auf Horn gezeichneten Mikro-

meters als des Meßinstrumentes bedient hatte. 1778 folgten: „Betrachtungen über die Zürcherischen Wohnhäuser, vornämlich in Absicht einer Brandkasse und Bürgerprotokolls, sammt einigen anderen dahin einschlagenden ökonomisch-politischen Bemerkungen" — und: „Abhandlung vom Geld". Die erste Arbeit beruht auf sorgfältigen Berechnungen und enthält beispielsweise auch den Status der unumgänglichen Baarausgaben einer geringen, einer mittleren, einer vornehmen Haushaltung, je nach der Wohnung in der Stadt oder auf dem Lande, und auf ihren Ergebnissen wurde später die zürcherische kantonale Gebäudeassecuranz eingeführt. Das zweitgenannte Buch enthält neben interessanten historischen Ausführungen über das schweizerische und zürcherische Münzwesen auch wichtige praktische Vorschläge, betreffend Fixirung des Münzfußes, Abhülfe gegenüber der großen Verschiedenheit der verschiedenen Münzgattungen. 1779 kam in Folioformat heraus: „Historisch diplomatisches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden (2c.)", mit Kupfern und Tabellen. Anderes gelangte nicht zum Druck, wie „Ceres Thuricensis oder chronologische Beschreibung der Getreid-Preise und Beschaffenheit der Jahrgänge in troknen und nassen Früchten im Zürich-Gebiet, auch anderen Orten der Eidgnoßschaft". Andere Arbeiten bezogen sich auf die Bedeutung der Volkszählungen und auf die Möglichkeit der Ableitung einer Absterbeordnung — eine in graphischer Form dargestellte, im Manuscripte erhaltene Mortalitätstabelle soll mit denjenigen der besten modernen Rentenanstalten wetteifern —, ferner auf Verirrungen wissenschaftlicher Bestrebungen, namentlich in der Naturkunde, und Anderes.

W. nannte sich auf dem Titel mehrerer Publicationen: „Der Physikalischen Gesellschaft in Zürich ordentliches Mitglied und Bibliothecarius", und allerdings lag ein wesentlicher Theil seiner Thätigkeit auf dem Boden dieser seiner Beziehungen zu der 1746 durch Johannes Geßner (s. A. D. B. IX, 103—106) gestifteten Naturforschenden Gesellschaft. Daneben war er seit Herbst 1778 durch die Staatskanzlei beschäftigt, und da er, wie sein gelehrtes Werk über Chronologie bewiesen hatte, auf diplomatische Studien sich sehr wohl verstand, wurde er bei Verfertigung eines zweiten Copialbuches über die Urkunden von Stadt und Landschaft Zürich, des sogenannten Corpus diplomaticum novum, herangezogen. Infolge dieser Arbeiten für das Archiv wandte Stadtschreiber Landolt W. das weitgehendste Vertrauen zu, und dieser erhielt sogar die wichtigsten Stücke zum Copiren nach Hause. Aber auch in politischen Tagesfragen trat W. stets wieder hervor. Als 1777 wegen des Abschlusses des Bündnisses mit Frankreich eine lebhafte Bewegung unter einem Theile der Zürcher Bürgerschaft entstand (s. A. D. B. XI, 298), da war W. ein Vertrauter der Mißvergnügten; allein er ließ sich dadurch nicht abhalten, auch dem Bürgermeister Heidegger als Berichterstatter zu dienen.

W. hatte schon in den genannten veröffentlichten Schriften da und dort sehr subjective Bemerkungen und praktische Nutzanwendungen, die sich auf die Gegenwart bezogen, einfließen lassen. Jetzt begann er mit dem berühmten Publicisten, Professor Schlözer (s. A. D. B. XXXI, 567—600, speciell 584 u. 585), anzuknüpfen, dessen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts", von dem je sechs Hefte — seit 1779 erschienen jährlich zwölf — einen Band bildeten, seit dem Beginn der Zeitschrift 1776 weit und breit durch seine neuen, oft überraschenden Mittheilungen das größte Aufsehen hervorrief. Am 22. August 1779 schickte W. nach Göttingen die ersten Beiträge; dabei nannte er Schlözer „Vater oder wenigstens Säugeamme und Erzieherin der deutschen Statistik". Diese Aufsätze waren: „Verzeichniß über das Einkommen der geistlichen Pfründen im Kanton Bern" und „Geschichte des zürcherischen Kriegsfondes", sowie drei Reden, die bei Anlaß jener Bundeserneuerung von

1777 in Zürich gehalten worden waren. Aber W. wollte ausdrücklich diese Reden bloß zum klugen Gebrauche Schlözer mitgetheilt haben, unter Erinnerung an Schlözer's Versprechen, daß er keinen seiner Correspondenten, ohne die größte Noth, namhaft machen wolle: glaube das Schlözer hier nicht thun zu können, so bittet W.: „Obsecro per omnia sacra: machen Sie diese Reden niemals bekannt, sondern werfen Sie dieselben weit eher ins Feuer, als daß Sie mich dadurch unglücklich machen“. Dagegen verhieß W., wenn Schlözer seinen Namen verschweigen wolle, noch eine vollständige documentirte Geschichte der französisch-helvetischen Bündnisse. Hinsichtlich des Aufsatzes über den Kriegsfond meinte W., Schlözer könne, da man da schon Waser's Autorschaft in Zürich kenne, für denselben je nach Gutdünken den Namen des Verfassers angeben; immerhin bat er den Empfänger der Sendung auch hinsichtlich dieser Abhandlung um ein fictives Antwortschreiben, dessen Inhalt er ihm vorschrieb: „Wenn wir nicht die Inquisitoren auf eine geschickte Art hintergehen können, so werden die Fremden Helvetien, ja, was sage ich! — wir selbst unser Vaterland nie kennen lernen“. Am 10. October sandte Schlözer den begehrten fictiven Brief nebst einem größeren vertraulichen Schreiben, das mit den Worten anhob: „Da haben Sie meine deutsche Hand, deutsch-helvetischer Mann! Kein Censor, kein Inquisitor, kein Satan soll je erfahren, weder was Sie mir schon geschickt haben, noch was Sie künftig schreiben werden“. Der weitere Inhalt der Antwort führt den Gedanken aus, daß Publicität der Puls der Freiheit sei, und erbat sich von W., aus „Helvetien, bisher einer stillen Polyphemushöhle“, noch weitere Einsendungen, „auch ältere wichtige geheime Sachen“, aus Zürich oder aus anderen Kantonen.

Mit dem 31. Hefte des Theiles VI — 1780 — begannen im „Briefwechsel“, ohne Waser's Nennung, die Veröffentlichungen seiner Beiträge, mit dem S. 57—61 füllenden Stücke Nr. 5: „Ursprung und Beschaffenheit des Kriegs-Fonds in Zürich“, dem zwar Schlözer selbst eine Bemerkung: „Dieser Aufsatz ist nur für helvetische Leser lesbar“ — beifügte. Thatsächlich war die erste Bestimmung dieses seit 1683 aus bei der Erwählung der größtentheils schlecht oder gar nicht direct besoldeten zürcherischen Magistratspersonen erlegten Summen entstandenen Fond gewesen, die ärmeren Milizpflichtigen für ihre gleichförmige Bekleidung zu unterstützen, wogegen später die Regierung den Ertrag für andere militärische Zwecke benutzte und alle Pflichtigen angehalten wurden, sich selbst sowol zu bewaffnen, als zu bekleiden. Eine von W. angefügte, durch Schlözer in eine Anmerkung gestellte Erläuterung zu dem nur kurze Zahlenangaben enthaltenden Aufsatze redet von „unbarmherziger Strenge gegenüber dem armen Landmann“, von „verderblich monopolischem Handel mit Kriegsbedürfnissen“ und klagt ein Regierungsmitglied an, daß es Gelder des Fonds unter eigenem Namen angelegt habe. Der Aufsatz Nr. 7 im 32. Hefte, S. 67—82, kennzeichnet sich genügend durch den Titel: „Schweizer-Blut und Franz-Geld, politisch gegen einander abgewogen“; derselbe bringt, freilich mit bedeutenden Irrthümern und sehr gewagten Berechnungen, interessante Angaben über den Schweizer Kriegsdienst in Frankreich. Im gleichen Jahre kamen noch, S. 102—106, 120—123, die statistischen Arbeiten Nr. 10 und 15: „Bevölkerung des löbl. Kantons Zürich, in verschiedenen Zeitaltern“, an deren Schluß der „Herausgeber“ frageweise die „zu starke, zu ungewöhnliche“ Schwankung — „Ebbe und Flut“ — hervorhob, und: „General-Etat der Bevölkerung der Hauptstadt und Landschaft Bärn“. Im 33. Heft machten die von W. schon in jenem Briefe vom 22. August hervorgehobenen Reden: „Disputen in Zürich, über das Staatsrecht dieses Kantons, bei Gelegenheit der französischen Allianz“ (S. 151—196) den Schluß der Einsendungen.

Allein nun war eine ganz andere Folge aus diesen Veröffentlichungen erwachsen, als W. angenommen hatte. Die von ihm so gefürchtete Mittheilung der Reden erregte in Zürich gar kein Aufsehen, wie an Schlözer geschrieben wurde. Um so mehr richtete sich die ganze Aufmerksamkeit auf den Aufsatz über den Kriegsfond, sowie auf die drei weiteren als Nr. 7, 10 und 15 bezeichneten Mittheilungen des „Briefwechsels". Als „sehr boshafte, höchst bedenkliche und ärgerliche, der Ehre hiesig hohen Standes nahe tretende Pièces" standen sie in dem Verhaftsbefehle bezeichnet, der gegen W. erlassen wurde. Am 17. März 1780 wurde W. in einer Sänfte in den bürgerlichen Civilarrest auf das Rathhaus gebracht. Allein zu diesem Schritte war noch eine zweite Ursache vorhanden gewesen. Stadtschreiber Landolt, ein redlicher, aber unbedeutender Mann, hatte es eines Tages versäumt, bei Zurücksendung der durch den Kanzleiläufer wieder gebrachten, an W. mit vollstem Vertrauen ausgeliehenen Fascikel die Bündel sogleich zu revidiren, und nun fand er erst nachträglich eine arge Unordnung. Neben mehreren anderen Documenten fehlte besonders eines der wichtigsten Stücke des ganzen Archivs, der österreichische Pfandbrief über die Grafschaft Kiburg, auf dem die seit 1424 erworbenen Rechte Zürichs über den ganzen nordöstlichen Theil des Kantonalgebietes in ihrem Ursprunge ruhten. Auf das anfangs zurückhaltende, dann immer stürmischere Andringen Landolt's hatte sich W. mit Drohungen, Anklage der unordentlichen Amtsführung des Stadtschreibers bei dem Bürgermeister, verantwortet. Es hatte Landolt an Beweisen gefehlt, aber heimlich hatte er seine Angst den höchsten obrigkeitlichen Personen mitgetheilt. Eben in diesem Augenblicke waren nun die Artikel des Göttinger Blattes in Zürich bekannt geworden, und jetzt wurde, wie ein Correspondent aus Zürich an Schlözer meldete, „die gute Gelegenheit, wo W. die Obrigkeit berechtigte, auf ihn zu greifen und ihn mit Arrest zu belegen", ausgebeutet.

Nach der Gefangensetzung folgte die Haussuchung bei W.; aber man beging den ganz unbegreiflichen Verstoß, mit dieser nothwendigen Aufgabe den Mann zu betrauen, der durch das Verschwinden der wichtigen Urkunde selbst zumeist betheiligt war, den geängstigten Stadtschreiber. Dagegen war das Ergebniß höchst überraschend. Erstlich stellte sich heraus, daß W., der ersichtlich seine Verhaftung vorausgeahnt, unmittelbar vorher viele Papiere verbrannt, auch sonst seine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. Dann aber fanden sich zahlreiche Bücher, Karten, Kupferstiche, ein kostbares optisches Instrument, Dinge, die er aus verschiedenen Bibliotheken und Sammlungen, auch aus der von ihm als Bibliothekar verwalteten der Naturforschenden Gesellschaft — er hatte da stets wortreich solche Verluste bedauert — weggenommen hatte; viele aus werthvollen Werken herausgerissene Blätter hatte der Dieb theils an den Wänden seiner Wohnung aufgehängt, theils in Bücher eingeklebt. Auf entwerthete, aus dem Staatsarchive gestohlene Schuldtitel hatte er beim eigenen Vater Gelder erhoben. Den schmerzlich gesuchten Kiburger Pfandbrief entdeckte man endlich sorgfältig versteckt im Bettstroh der Dienstmagd. Noch schlimmer gestaltete sich für W. die Lage, als er nach dem ersten Verhör in der Nacht vom 19. auf den 20. März einen mißglückten Fluchtversuch anstellte, worauf er in den Thurm Wellenberg inmitten der Limmat, das Gefängniß der Staatsverbrecher, versetzt wurde. Bei der körperlichen Untersuchung Waser's nach dem gescheiterten Ausbruch fand man in einem Strumpfe ein kleines Papierblatt von der Hand des verstorbenen Bürgermeisters Heidegger, das W., da es nicht an ihn gerichtet war, entwendet haben mußte, ganz besonders aber in der Seitentasche des Rockes einen Brief Schlözer's vom 10. October des vorhergehenden Jahres, dessen Inhalt die Vermuthung nahe legen mußte, W. habe seither noch manche schwer in das Gewicht fallende Einsendungen nach Göttingen abgehen lassen.

Waser's Sache nahm rasch eine immer gefährlichere Gestalt an. In einem zweiten Verhöre gestand er, während er daneben — unwahr genug — aussagte, er, der stets in historischen Fragen so wohl erfahrene Urkundenkenner, habe den Werth des Pfandbriefes nicht gekannt, daß er im äußersten Nothfalle auch an anderen Orten von den widerrechtlich zurückbehaltenen Urkunden habe Nutzen ziehen wollen, und ein so gewichtiger Zeuge, wie Heinrich Füßli (s. A. D. B. VIII, 263—266) war, wußte noch weit später zu erzählen, bei der Auffindung der Urkunde habe sie die Aufschrift: Josepho secundo vindici meo! getragen; ebenso wurde 1782 aus der Schweiz amtlich von Seite der Gesandtschaft nach Frankreich berichtet, daß von W. eine Schrift: „Deduction der Rechte des Hauses Oesterreich auf seine alten in der Schweiz gelegenen veräußerten Besitzungen“ ausgearbeitet gewesen sei. Mochte sich das nun verhalten, wie immer, es war gegenüber dem unruhigen Plänemachen Joseph's II., dessen an Polen und Baiern angestellte Proben in frischem Gedächtnisse lagen, sehr begreiflich, daß eine so mißtrauische und ängstliche Regierung, wie die zürcherische war, das Schlimmste gerade von diesem Fürsten befürchtete. Und was W. betraf, so wußte man, daß er auch in einer anderen damals als hochwichtige Staatsangelegenheit angesehenen Frage, im Streite Zürichs mit dem Stande Schwyz wegen der Grenzen im Zürichsee, sich in einer handschriftlichen Abhandlung völlig gegen das Recht Zürichs geäußert habe. Ueberall traute man dem unwahren Manne das Schlimmste zu.

Inzwischen war nun aber auch Schlözer in die Angelegenheit hineingezogen worden. Zur Verhütung des Abdruckes weiterer etwa durch W. bewerkstelligter Einsendungen im „Briefwechsel“ wandte sich die Zürcher Regierung schon am 20. März an die kurfürstliche Regierung in Hannover, welche Schlözer eine Warnung zugehen ließ. Dieser selbst antwortete am 29. einer zürcherischen Buchhandlung, von der aus an ihn geschrieben worden war, und versprach, ohne vorher erhaltenen „obrigkeitlichen zürcherischen Consens“ nichts mehr publiciren zu wollen — am 22. April nach Göttingen abgeschickte Verbesserungen betreffend den Kriegsfond druckte er nachher im 39. Hefte des Theiles VII, S. 169—173, ab —; doch wollte er wissen, ob das das Schicksal Waser's, der ihm überhaupt nie „Staatsgeheimnisse in der Bedeutung, wie man das Wort in dem ganzen cultivirten und freien Europa nimmt“, zugeschickt habe, lindern könne: „Wüßte ich bloß, daß Herr W. ein geschickter, in mancher Rücksicht wirklich patriotischer Mann und dabei Vater zweier unerzogener Kinder wäre, ich würde zu seiner Rettung meinen ganzen Briefwechsel, mein ganzes historisches Amt zum Opfer anbieten“. Allein nun brachte W. im Verlaufe der Verhöre, in denen er sich zu seinen Veröffentlichungen im „Briefwechsel“ bekannte, auf einmal noch etwas Weiteres vor. Er begann mit allen Einzelnheiten zu behaupten, er habe im December des vergangenen Jahres noch eine „Zürich, wie es ist, nicht wie es sein sollte“ betitelte Autobiographie an Schlözer abgeschickt, unter dem größten Geheimnisse, gegen das feierlichste Versprechen, vor des Verfassers Tode die Schrift weder zu öffnen, noch bekannt zu machen. Mit allen Anzeichen des Entsetzens und unter fließenden Thränen erzählte W., welche Anklagen und aufhetzende Ausführungen er in diesen Aufzeichnungen niedergelegt habe. Allein diese neue freche Lüge — denn es war durchaus nichts anderes, als eine pure Erfindung — verfehlte völlig ihren Zweck. Die von Furcht gepeinigte Zürcher Regierung wurde nur noch besorgter; in den Augen der Richter lag ein weiteres schweres Verbrechen vor. Schlözer seinerseits versicherte in wiederholten Schreiben nach Zürich, in feierlichster Weise, niemals dieses Manuscript erhalten zu haben, während W. log, er habe mit der ganzen Correspondenz auch Schlözer's betreffende

Empfangsbescheinigung verbrannt. Noch viel später bezeugte Schlözer's Biograph, sein ältester Sohn, Christian v. Schlözer, daß er unter des Vaters genau und sorgsam geordneten Papieren nicht die kleinste Spur, keine Andeutung von dieser Schrift gefunden habe, während dieser doch mit größter Gewissenhaftigkeit Alles aufgehoben hatte. Es ist kein Zweifel, daß diese Sendung nach Göttingen nie geschah. Ja, es ist sehr zweifelhaft, ob W. jemals diese Schrift verfaßt habe, wenn er auch immerhin das Geschriebene vor seiner Verhaftung, mit den vielen anderen eigenen und entwendeten Dingen, vernichtet haben könnte.

Waser's Schicksal nahm nun rasch die letzte traurige Wendung. Der Begriff des Hochverraths, dessen W. beschuldigt wurde, war gesetzlich nicht bestimmt festgestellt. Allein W. hatte sich nach dem Begriff der vor der Staatsumwälzung von 1798 feststehenden politischen Auffassung schwer gegen die Regierungsautorität vergangen, und in übel verstandener Staatsklugheit meinte man, ein Exempel statuiren, künftigen Verbrechen eines Mannes, dessen Bosheit man kannte, dessen Rachsucht weit und breit gefürchtet war, vorbeugen zu müssen. Während gerade die tüchtigsten Persönlichkeiten der entscheidenden Behörden entschieden dagegen sprachen, überwies eine kleine Mehrheit des Rathes — es waren 21 gegen 18 Stimmen — W. an den „neuen Rath“, nämlich an die über todeswürdige Verbrechen urtheilende Abtheilung, und hier entschieden zwölf Stimmen für den Tod durch das Schwert, während acht lebenslängliche Gefangenschaft aussprachen. Das Urtheil betont die Lügenhaftigkeit, völlige Erdichtung, auf Erweckung von Unruhe und Mißvergnügen geschehene Berechnung der Veröffentlichungen, die freche Beleidigung der mit Vorbedacht zurückbehaltenen, unter Vertrauensmißbrauch dem Archive entzogenen wichtigen Originaldocumente, die vielen an verschiedenen öffentlichen Anstalten, wo W. ungehinderten Zutritt gehabt, vollzogenen niederträchtigen Diebstähle: W. habe sich auf pflichtvergessene, treulose, meineidige Weise gegen das gemeine Wesen und liebe Vaterland sträflichst vergangen.

Lavater (s. A. D. B. XVIII, 783—794), der schon längst, soweit ihn nicht Waser's Vergangenheit nothwendigerweise abstieß, an dem talentvollen früheren geistlichen Standesgenossen mitleidigen Antheil genommen hatte, der dann insbesondere auch mit Schlözer in lebhafte Correspondenz über die Angelegenheit eintrat, bietet die verläßlichsten Nachrichten über die letzten Lebensumstände des Verurtheilten. Er nahm den auch eine längere Zeit gegen W. gehegten Verdacht ausdrücklich zurück. Als nämlich 1776 in der Großmünsterkirche am Bettage zahlreiche Personen nach Genuß des Abendmahlsweines unwohl geworden waren und man nach chemischer Analyse im Bodensatze der Becher gefährliche Gifte entdeckt zu haben glaubte, da hatte sich — es ist bezeichnend für das üble Licht, in dem W. in seiner Vaterstadt stand — der Verdacht auf W. gelenkt, ohne daß es zu einer Untersuchung dieser niemals aufgeklärten Geschichte gekommen wäre. Lavater bat jetzt W. nachdrücklich diesen Verdacht für seine Person ab. Sonst freilich hatte er von dem Delinquenten im allgemeinen keineswegs eine bessere Meinung gewonnen: „das fatale Hohnlächeln, die leeren, kalten, zerstreuten, gleichgültigen, cruden Mienen“ ließen alle Augenblicke vergessen, daß man einen Menschen vor sich hatte, der in wenigen Stunden sein Leben auf dem Schaffot endigen sollte. Lavater urtheilte, W. finde für seine Eitelkeit — den Kopf mit Papilloten bedeckt, ging er zum Tode — und seinen Ehrgeiz eine gewisse Befriedigung in dem bevorstehenden öffentlichen Schauspiele, wo er die Hauptperson zu stellen hatte. W. starb nach allgemeinem Zeugniß äußerst gelassen, besonnen, ruhig.

In Zürich sah die große Masse des Volkes dem Schauspiele der öffentlichen Hinrichtung stumm und theilnahmlos zu; Waser's Charakter, seine Vergehungen wurden allzu sehr mißbilligt. Die Gebildeteren zeigten vielfach zwar

keine Sympathie für die Person; doch stießen sie sich grundsätzlich an der Verurtheilung. Groß war dagegen das Aufsehen im Auslande, daß in der Stadt Bodmer's, Salomon Geßner's so etwas habe vorkommen können, und besonders Schlözer, der anfangs ruhiger sich verhalten zu wollen schien, erging sich bald in den unerhörtesten Declamationen gegen Zürich.

W. war, wie L. Meyer von Knonau, der selbst als Knabe diese Dinge mit erlebt hatte, das Urtheil ablegt, seinem Charakter nach „eine seltsame Mischung von Ehrgeiz und Kriecherei, Haß fremder Ungerechtigkeit und eigener Neigung zu Rechtsverletzungen, Gefälligkeit und hämischer Schadenfreude, Offenheit und doppelzüngiger Verstellung". Für W., wie für Zürich war es ein schweres Unglück, daß die beleidigte Obrigkeit zugleich die richterliche Macht besaß, daß sie in eigener Sache urtheilte. So konnte der intellectuell hochstehende, durch werthvolle Arbeiten noch heute nennenswerthe, aber sittlich äußerst geringwerthige Mann zur gänzlich unverdienten Ehre des Martyriums kommen.

Vgl. zuerst „Beleuchtung des Waser'schen Prozesses größtentheils aus den öffentlichen Akten und aus den Schriften der Herren Diakonus Cramer und Lavater gezogen" (Berlin 1780), dann, daraus theilweise wiederholt, in der Zeitschrift „Helvetia", Band IV (1828), S. 288—416, Band V (1829), S. 127—160, ferner über den Zwist in Riesbach A. Urner: „Einige Nachträge zur Geschichte des Pfarrers Joh. Heinrich Waser von Zürich", im Archiv für schweiz. Geschichte, Band IX (1853), S. 261—275, weiter Christian von Schlözer: „A. L. von Schlözer's öffentliches und Privatleben" (1828), Band I, S. 256 ff., Band II, besonders S. 58 ff. Briefe Lavater's an Schlözer, Th. von Liebenau: „Briefe des Pfarrers R. Schinz an F. von Balthasar in Luzern" (in den Katholischen Schweizerblättern, 1888, S. 723—735). C. K. Müller, Chef des kanton. statistischen Bureau, schrieb 1877 in die „Zürcher Jahrbücher für Gemeinnützigkeit", S. 86 ff., über W. als den „zürcherischen Volkswirthschafter des 18. Jahrhunderts", in der ausgesprochenen Absicht, „dahin zu wirken, daß Waser's Todestag in zwei Jahren nach Verfluß eines vollen Jahrhunderts als der eines Märtyrers gefeiert werde"; wenn es auch nicht dazu kam, so benützt dennoch Parteipolitik gern wieder von Zeit zu Zeit den Anlaß zur Verherrlichung, so in der werthlosen Berner Dissertation von A. Hadorn: „Die politischen und socialen Zustände im Staate Zürich gegen Ende des 18. Jahrhunderts und Waser's Proceß und Hinrichtung" (1890). Gute Zusammenfassungen bieten die allgemeinen Werke über schweizerische Geschichte von L. Meyer von Knonau, Band II, S. 403—407, K. Dändliker, Band II (2. Aufl.), S. 239—246, über zürcherische Geschichte von J. J. Hottinger, Band III, S. 548 u. 549. Meyer von Knonau.

Waser: Kaspar W., Professor der Theologie in Zürich zur Zeit des Antistes Breitinger, angesehener Lehrer und namhafter Orientalist. Geboren am 1. September 1565 als Sohn eines Arztes aus stadtbürgerlicher Familie Zürichs, empfing W. die erste Bildung an den Schulen seiner Vaterstadt. Dann unternahm er, nach der Sitte der Zeit und zum Theil als Hofmeister eines jungen Augsburger Patriciers, gelehrte Reisen. Wir finden ihn 1584 zu Altorf, im folgenden Jahre zu Heidelberg, im nächsten zu Genf, 1588 zu Basel, 1591 zu Leyden, 1592 in England, Schottland und Irland, endlich bis 1593 in Italien. Nach seiner Rückkehr bestand er das Examen, wurde Pfarrer in der Nähe Zürichs und heirathete eine Tochter des gelehrten Josias Simmler. Schon nach drei Jahren erhielt er ein Diakonat am Großmünster und die hebräische Professur, 1607 eine Chorherrenstelle und neben der hebräischen die griechische Professur; 1611 wurde er Professor der Theologie. Er starb am 9. September 1625 im 61. Lebensjahre. Zwei seiner Söhne bekleideten später, zum Theil gleichzeitig, die höchste

geistliche und weltliche Würde des Staates: Heinrich als Bürgermeister 1652—69, Kaspar als Antistes 1668—77. W. hat viel — und Vielerlei, sogar Mathematisches — geschrieben; der Catalog der Stadtbibliothek verzeichnet 32 Druckschriften von ihm, die der Biograph in theologische, philologisch-historische und zu Schulzwecken bestimmte gruppirt. Das theologische Hauptwerk, ein Lexicon biblicum, blieb unvollendet. Die historischen Arbeiten sind nicht sehr erheblich; erwähnt sei die Betheiligung an der Neuausgabe der Stumpf'schen Chronik (1606). Bedeutenden Erfolg hatte W. als Orientalist, theils durch mehrfach aufgelegte Grammatiken des Hebräischen (1602, 1609, 1612), des Chaldäischen (1611) und des Syrischen (1593, 1619), theils durch archäologische Monographien, über semitische Münzen und Maaße (1605 und 1610, neu aufgelegt in Fol. London 1660). Den handschriftlichen Nachlaß, zehn große Bände mit Abhandlungen, Itinerarien und Briefen, bewahrt die Stadtbibliothek auf. — Neben den Briefen ist die Hauptquelle die am Züricher Schulfest (dem Karlstag) 1626 durch Jodocus von Kuosen vorgetragene Oratio historica de vita et obitu C. W. (gedruckt zu Basel im gl. J.). Aus der Oratio schöpfen die Acta ecclesiastica msc. der Stadtbibliothek, welche in Tom. VII S. 354 ff. Annotata de dom. C. W. bieten (dabei das Bild des stattlichen Mannes, ein Stich von Th. Meyer), gedruckt bei Joh. Heinr. Hottinger, schola Tigurinorum Carolina (1664) Seite 175—177. Ebenfalls an Hand der Oratio berichtet Leu, Helvetisches Lexicon, Artikel Waser S. 183 ff. In Band X (in 4°) des handschriftlichen Nachlasses findet sich vorn ein Blatt, auf dem angeblich der Sohn Kaspar das Lebensende Waser's schildert, wesentlich wie die Oratio. Emil Egli.

Wäser: Johann Christian W., Schauspieldirector, wurde im J. 1743 auf dem kurfürstlichen Lustschloß Dobrilugk in der Niederlausitz geboren. Er kam schon im J. 1757 zum Theater, indem er sich der Truppe einer gewissen Frau Hochbrucknerin anschloß, die mit Kindern herumzog und Pantomimen aufführte. Als er sich von ihr trennte, begab er sich mit Demoiselle Maria Barbara Schmidtschneider, seiner nachmaligen Frau (geboren zu Nürnberg 1750) nach St. Petersburg, wo damals die Truppe Johann Friedrich Neuhoff's spielte. Bald darauf scheint er eine eigene Gesellschaft gebildet zu haben, mit der er in Reval, Riga, in polnischen Städten, in Lübeck, Hamburg, Stralsund, Kiel und Rostock spielte. Von Rostock aus wandte er sich im Jahre 1769 in einem langen, schmeichlerisch gehaltenen Brief an den Rath zu Frankfurt, um für dort die Spielerlaubniß zu erhalten. Im Jahre 1770 kam er nach Leipzig, wo er zu Neujahr „in einer vorm Grimmischen Thore bei Großbosen's Garten dazu erbauten großen Bude" spielte, mit seinen Abgaben aber im Rückstand blieb. Für die Zeit vom 7. bis 18. Mai erhielt er eine zweite Spielerlaubniß und ebenso für die vom 12. Juni bis zum 24. October, so daß er im Ganzen während dieses Jahres an 79 Tagen in Leipzig spielen durfte. Durch sein Erscheinen in Leipzig wurde der im Comödienhause auftretenden Koch'schen Gesellschaft eine lebhafte Concurrenz bereitet. W. fand namentlich mit der Aufführung von Pantomimen und Ballets, die von dem vorzüglichen Balletmeister Kummer geleitet wurden, großen Beifall, während sich die Freunde des besseren Schauspiels zu Koch hingezogen fühlten. Jedenfalls gerieth das Leipziger Theaterpublicum, für das offenbar schon damals ein kleiner Theaterscandal Bedürfniß war, in eine beträchtliche Aufregung, die in der Presse ihren Wiederhall fand. Am leidenschaftlichsten erklärte sich ein gewisser Siegmund von Schweigerhausen, ein Pseudonymus, unter dem sich vielleicht Ch. H. Schmid, der Verfasser der Chronologie des deutschen Theaters verbarg, in einem umfangreichen Buche: „Ueber die Leipziger Bühne an Herrn J. F. Löwen zu Rostock. 1. und 2. Schreiben" (Dresden 1770) gegen W., der selbst als Schauspieler nur von unter-

geordneter Bedeutung gewesen sein soll, aber durch seine schöne Figur imponirte, während seine Frau, obwohl häufig gleichfalls ungünstig beurtheilt, doch im Ganzen in dem Ruf einer guten Schauspielerin stand und namentlich in den Rollen der Medea, Ariadne, Orsina und Lanassa und ähnlichen wilden Frauencharakteren gefeiert wurde. Jedenfalls war eine doppelte Gesellschaft für die damaligen Leipziger Verhältnisse zu viel. Aber obwohl sich Koch gegen seinen Nebenbuhler beschwerte, so wurde W. das weitere Auftreten bis zu seiner Abreise nach Dresden gestattet, die erst Ende October erfolgte. Doch kehrte er noch zweimal nach Leipzig zurück, zuerst im Jahre 1771, wo er an zwanzig Tagen vom 3. bis 23. October, und dann noch einmal im Jahre 1775, wo er an dreißig Tagen vom 26. April bis 26. Mai in seiner Bude vor dem Grimmaischen Thore spielte, die der Rath erst im April 1777 abbrechen ließ. In Dresden eröffnete W. seine Vorstellungen am 19. November 1770, und zwar im Theater auf dem Brühl'schen Walle oder Garten, das nach seinem Weggang nicht mehr benutzt wurde. Am 19. November des folgenden Jahres wurde sein Contract noch um ein Jahr verlängert. Er machte jedoch schlechte Geschäfte und siedelte zu Michaelis 1772 nach Breslau über, das er schon früher von Dresden aus für kürzere Zeit besucht hatte. Von dort aus bereiste er die kleineren schlesischen Städte und brachte es bald zu einem solchen Wohlstand, daß er sich außer dem schlesischen Privilegium, das nach dem Tode Schuch's ihm übertragen wurde, noch ein zweites preußisches Privilegium erwerben konnte. Ein Versuch, den er im Jahre 1776 in Wien machte, scheint ihm dagegen mißglückt zu sein. Er zog sich nicht ohne Verlust aus dem Handel, fand aber schon im folgenden Jahre reichen Ersatz, indem er neben seiner ersten Gesellschaft durch die Uebernahme der Thymischen eine zweite neue bildete, mit der er im Westen Deutschlands, z. B. in Küstrin, Brandenburg, Braunschweig, Hannover, Minden und Osnabrück, Halberstadt und Magdeburg mit großem Erfolg auftrat, während seine Frau die Leitung der ersten Gesellschaft in Breslau und Schlesien weiter führte. Er starb zu Breslau im J. 1781. Sein Privileg für Schlesien ging auf seine Wittwe über, die das Breslauer Theater bis zu ihrem am 16. December 1797 erfolgten Tode leitete und mit ihren beiden Truppen nicht nur in den schlesischen Gebirgsstädten und in Glogau, sondern auch in Stettin, Magdeburg und in Westfalen spielte, in den letzten Jahren ihrer Direction aber ihre Gesellschaft mehr und mehr in Verfall gerathen ließ. Auch Wäser's Bruder, geboren 1741, widmete sich der Theaterlaufbahn, obwohl er von Haus aus Radmacher war. Eine Zeit lang vertrat er seinen Bruder Joh. Christian, dann aber bildete er eine eigene Truppe, mit der er in Gesellschaft eines gewissen Krosseck die westpreußischen Städte besuchte. Er war ein rauher, aber biederer Mann, der namentlich in militärischen Rollen Tüchtiges zu leisten vermochte. Er starb in Folge eines Pferdesturzes zwischen Graudenz und Danzig im J. 1789.

Vgl. [Ch. H. Schmid], Chronologie des deutschen Theaters, o. O. 1775 (Register). — Theater-Journal für Deutschland. 14. Stück. Gotha 1780. S. 73—80. — „Etwas von der Wäser'schen Schauspieler-Gesellschaft, zur Ergänzung und Berichtigung der Geschichte der Deutschen Bühne", abgedruckt in verschiedenen Jahrgängen des „Theater-Kalenders", z. B. auf das Jahr 1776. Gotha. S. 133, 134, und im Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1778. Gotha. S. 91. Ferner Theater-Journal. 9. Stück. Gotha 1779. S. 39—50 und 11. Stück. S. 33—47. — Theater-Kalender auf das Jahr 1788. S. 249; auf das Jahr 1799. S. 216, 217, 224. — Neues Lesebuch für alle Stände. Hrgg. von C. M. Plümicke. 1789. S. 170—179, 273—282. — Litteratur- und Theater-Zeitung für das Jahr

1783. Berlin. I, S. 23, 61, 113, 227. — Großmann, Lessings Denkmal. Hannover 1791. S. 26. — J. Friedr. Schütze, Hamburgische Theatergeschichte. Hamburg 1794. S. 363, 364. — [Blümner], Geschichte des Theaters in Leipzig. Leipzig 1818. S. 163—173. — Mittheilungen des königlich sächsischen Alterthumsvereins. 25, S. 54—56. Dresden 1875. — R. Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. Dresden 1878. S. 271 bis 273. — G. Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs. I, 471, 489, 490. Leipzig 1889. H. A. Lier.

Wasmud: W. von Homburg (Hoenburg, Homberg), Inquisitor und theologischer Schriftsteller, wird 1392 als damaliger Dompfarrer zu Mainz von Erzbischof Konrad II. als Inquisitor aufgestellt und mit der Verfolgung der Anhänger der waldensischen Sekte in Mainz beauftragt, gegen die schon 1389 vorgegangen worden war; noch im J. 1392 bestiegen 36 von W. verurtheilte Waldenser zu Bingen den Scheiterhaufen. Den in den Jahren 1393 und 1395 erfolgten Untersuchungen gegen Mainzer Waldenser wird W. gleichfalls vorgestanden haben. Auch die damals unter dem allgemeinen Verdacht der Zugehörigkeit zur Sekte vom freien Geiste stehenden Beginen und Begarden fanden in W. einen leidenschaftlichen Gegner. In seinem in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts verfaßten Tractate „Contra hereticos Bekardos, Lulhardos et Swestriones“ hat er gegen deren Rechtgläubigkeit und sittliche Lebensführung die weitgehendsten Anklagen, die aber offenbar nur zum Theile begründet sind, erhoben. Im J. 1399 begegnen wir W. als Rector der Universität Heidelberg, welche Würde er noch ein zweites Mal im J. 1403 bekleidete. Als Professor der Theologie gehörte W. dem Lehrkörper der Heidelberger Universität noch im J. 1407 an.

Serarius-Joannis, Rerum Moguntiacarum Vol. I, S. 707. — H. Haupt, Beiträge zur Geschichte der Sekte vom freien Geiste und des Beghardenthums, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. VII (1885), S. 547 f., 563 ff. — Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters II, 406 ff. — — J. Schwab, Quatuor seculorum syllabus rectorum, qui . . . in academia Heidelbergensi magistratum academicum gesserunt (1786), S. 26, 29. — E. Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg I, 81, 98, 101.
Hermann Haupt.

Wasmuth: Matthias W., geboren am 29. Juni 1625 zu Kiel, studirt in Wittenberg, Leipzig, Straßburg und Basel. 1651 in Wittenberg zum Magister der Philosophie promovirt, macht er wissenschaftliche Reisen in den Niederlanden und eben solche Studien bei Golius, Coccejus, auch in der Schweiz, wo er Buxtorf's jr. Schüler wurde. 1665 wird er als Professor der orientalischen Sprachen an die neu gegründete Universität Kiel berufen, wird daselbst 1666 Doctor der Theologie und 1675 Professor der Theologie. Er starb daselbst am 18. November 1688. (Jöcher, Bd. IV, Sp. 1824, J. Moller in Cimbria literata 1744 III, 622—641, Hetzel, Gesch. d. hebr. Sprache 1776, S. 238 f., und die biographischen Notizen bei Thieß, biogr. Nachrichten von den Lehrern der Theol. in Kiel, 1800, S. 50 ff.) Als eifriger und gelehrter Schüler Buxtorf's des Jüngern hatte er mit besonderem Mißfallen bemerkt, daß Walton in den Prolegomena der Londoner Polyglotte sich in textkritischen Fragen gegen seinen Lehrer (s. A. D. B. III, 673) auf die Seite des Cappellus gestellt und daß ebenso Isaac Voß hinsichtlich der Chronologie den Text der LXX vor dem massorethischen bevorzugt hatte. Das schien ihm ebenso gegen die Wissenschaft als gegen das Ansehen der heiligen Schrift zu streiten und er trat dagegen auf in seinen „Vindiciae S. hebraeae scripturae“ (1664, s. d. vollst. Titel b. Rosenmüller, Handbuch für d. Lit. der bibl. Krit. u. Exegese, Bd. I [1797], S. 548).

Hier wird im 1. Theil der göttliche Ursprung der hebräischen Quadratschrift sowie der Vocale und Accente aus grammatischen, historischen und theologischen Gründen dargethan; der 2. Theil weist nach, daß die Accente ein untrügliches Mittel zur Auffindung des wahren Schriftsinnes des A. T.'s seien. Der 3. Theil, der die vollkommene Integrität des Textes sämmtlicher alttestamentlicher Schriften darthun sollte, steht bloß auf dem Titel und blieb damals wegen der Berufung des Verf. nach Kiel unausgeführt. An Kenntnissen und Scharfsinn erweist sich W. in dem was vorliegt seines Lehrers würdig. Aber freilich war auch er ebenso wie dieser, weil er sich etwas Unmögliches nachzuweisen vorgesetzt hatte, oft gezwungen, sich mit Rabulistik zu helfen, und was noch schlimmer war: er führte den Streit in persönlicher Weise, beschuldigte seine Gegner, sie wollten die ganze Religion stürzen und belegte sie mit allerlei Schimpfworten. Wie alle theologischen Fanatiker, maßte er sich bald eine Art litterarischer Polizeigewalt an, indem er sich zur Wahrung der Ehre Gottes berufen erachtete, nichts Anti-Buxtorfisches aufkommen zu lassen. Als der berühmte Helmstedter Polyhistor Hermann Conring (s. A. D. B. IV, 446) in einem die deutsche Bibelübersetzung seines Schwiegersohnes Saubert (s. A. D. B. XXX, 415) beim Herzog August von Braunschweig empfehlenden Briefe 1666 (s. d. Titel bei Rosenmüller a. a. O., S. 552) auf die zahlreichen Fehler des hebräischen Grundtextes hingewiesen hatte, schrieb W. sofort voll Zorn 1666 ein programma (s. d. Titel b. Rosenmüller a. a. O., S. 553 f.), in welchem er die leidenschaftlichsten Vorwürfe gegen Conring und einige andere Gelehrte richtete, die es gewagt hatten, von Buxtorf's Ansicht abzugehen. Conring vertheidigte sich dagegen 1667 in einer vindicatio (s. d. Titel a. a. O., S. 554 f.), die er dem akademischen Senate von Kiel zusandte mit der Aufforderung, disciplinarisch gegen W. einzuschreiten. Doch der Herzog Christian Albert von Holstein verbot der Universität jedes gerichtliche Verfahren und verwies Conring an das Ober-Hof-Gericht zu Gottorp. Dieser reichte 1669 dorthin eine lateinische Klagschrift gegen W. ein (s. d. Titel a. a. O., S. 555), der seiner Seits eine lange lateinische Vertheidigungsschrift (s. d. Titel a. a. O., S. 556 f.) 1669 dagegen verfaßte und außerdem gleichzeitig noch eine besondere polemische Schrift Heautontimorumenos hebraeo-mastix (s. d. vollst. Titel a. a. O., S. 557) gegen C. veröffentlichte. Da C., den die Sache anzuekeln anfangen mochte, darauf schwieg, so hatte dieser gemeine Zank damit ein Ende. — Inzwischen hatte W. etwas Nützlicheres gethan, indem er 1666 seinen „Hebraismus facilitati et integritati restitutus“ veröffentlichte, dessen wiederholte Auflagen (s. Hetzel a. a. O., S. 239) für seine damalige Brauchbarkeit zeugen. Der 1. Theil, die compendiosa simul et absolutissima grammatica, zeigt das Bestreben, Vollständigkeit des Materials mit Knappheit der Form zu verbinden. Alle Anomalien der sprachlichen Formen sind mit Sorgfalt gesammelt und eine zweckmäßigere Anordnung sucht den Ueberblick über den Bau der Sprache zu erleichtern. Der 2. Theil beschäftigt sich besonders mit den Gesetzen des Vocalismus und der Accentuation. Für die letztere hat er ein System von 50 Hauptregeln ausgeklügelt, unter die er alle Erscheinungen in oft überkünstlicher und gewaltsamer Weise zu rubriciren sucht (vgl. Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, Bd. III, S. 114 f.). Doch ist der Sammelfleiß zu loben und sind manche gute Beobachtungen gemacht (vgl. Gesenius, Gesch. der hebr. Spr., S. 110). Auch hier hält er an der Annahme einer göttlichen Inspiration der Accente fest (vgl. Diestel, Gesch. des A. T.'s, 1869, S. 342, 449). — Diese These wird weiter in dem, wie oben berichtet, in den vindiciae unausgeführt gebliebenen, 1669 nachgeholten 3. Theil: (vindiciarum pro sacro hebraeo textu . . . pars III, s. d. vollst. Titel bei Meyer a. a. O. Bd. III, S. 295 Anm.) mit

großer Gründlichkeit vertheidigt. Andere Schriften, die sich auf denselben Gegenstand beziehen siehe bei Hetzel und Jöcher. — Sonst wird noch von ihm eine arabische Grammatik erwähnt, die aber nichts Eigenes enthalten zu haben scheint, sondern im wesentlichen auf Erpenius beruhte (vgl. Meyer a. a. O., Bd. III, S. 33 Anm. 48). C. Siegfried.

Wassenaer: Philipp von W., holländischer Edelmann, war der erste aus seinem schon seit längerer Zeit unweit Leiden angesessenen Geschlecht, der in der Geschichte hervortrat. Ein eifriger Anhänger Wilhelm's I. in seinen Kämpfen mit seiner Nichte Ada und deren Gemahl, dem Grafen Ludwig von Loos, erwarb er sich durch den Sieg seiner Partei ein hohes Ansehen. Er starb 1225. Seine Nachkommenschaft stieg fortwährend zu höherem Reichthum und Macht, welche 1339 durch die Erwerbung der Burggrafschaft von Leiden, die meisten holländischen Adelsgeschlechter überstieg, umsomehr, als eben damals die Landesherren die Macht des Adels zu verringern strebten. Aber als der alte tiefverschuldete Burggraf Dietrich von Kuyk ohne Nachkommen starb, verlieh Graf Wilhelm IV., wohl zur Belohnung wichtiger Dienste und Ablösung von geborgten Geldsummen, dem Philipp v. W., dessen Schwestersohne, die Burggrafschaft der rasch aufblühenden Stadt, was außer dem Besitz der Burg und dem Genuß zahlreicher, viel Geld einbringender Gerechtsamen, auch das Recht, den Schultheißen und die Schöffen der Stadt zu ernennen, mit sich brachte. Nur das Hochgericht blieb dem Grafen. Philipp's Sohn Dietrich, ein eifriger Anhänger der Hoeks, wurde darum vom Herzoge Albrecht von Baiern vielfach bevorzugt zum großen Verdruß der Leidener Bürgerschaft, welche theilweise ebenso eifrig Cabeljausch gesinnt war. Wie überall im Mittelalter, verwickelte sich der Parteikampf in den Städten mit persönlichen und localen Reibereien. 1381 veranlaßte ein Krawall zwischen jungen Edelleuten unter Führung Philipp's von W., des Burggrafen Sohnes, und Leidener Bürgern einen förmlichen Bürgerkrieg. Namentlich die Gewohnheit des Burggrafen, das Schultheißenamt zu verkaufen, gab zu vielfachem Streit Veranlassung. Doch durch des Grafen Gunst blieben die W.'s obenauf, bis Albrecht sich durch seine Geliebte Aleyd von Poelgeest zur Begünstigung der Cabeljaus verführen ließ. Philipp, der 1390 seinem Vater in der Burggrafschaft nachgefolgt war, gehörte mit zu den Theilnehmern an dem gegen dieselbe geschmiedeten Complott der Hoek'schen Edelleute und floh, wie seine meisten Genossen, nach ihrer Ermordung vor Albrecht's Rache aus dem Lande. Das hätte ihm fast die Burggrafschaft gekostet, zum großen Jubel der Leidener, bevor dieselbe ihm aber förmlich entzogen wurde, gelang es ihm 1396, sich auszusöhnen. Da er dem Herzog von jetzt an in allen seinen Kämpfen die Treue erwies, erhielt er alle seine Würden und Rechte in vollem Umfang zurück. Nach Albrecht's Tod wurden die Hoeks die Herren und unter ihnen nahm Philipp eine der ersten Stellen ein. Kein anderer Edelmann, mit Ausnahme des Cabeljau'schen Arkels, des Herrn von Gorcum, besaß die Herrschaft über eine Stadt, und dazu noch eine so ansehnliche, als Leiden schon damals war. Doch als Wilhelm VI. gestorben war, wendete sich das Blatt. Philipp gelang es, sich und den Hoeks die Herrschaft in Leiden zu erhalten; sein ältester Sohn aber, Heinrich, schlug sich zu den Cabeljaus und wurde von Johann von Baiern in dessen Rath aufgenommen. Es folgte eine lange Reihe von Kämpfen und Verträgen, namentlich über die Gewalt in Leiden, bis 1420 Philipp mit den sonstigen Hoeks einen förmlichen Bund gegen die Cabeljaus einging. Es entspann sich eine heftige Fehde, welche zuletzt durch die nach langer Belagerung abgeschlossene Capitulation von Leiden beendet wurde. Philipp mußte seine Burggrafschaft der Regierung abtreten. Leiden hatte von jetzt an nur einen Herrn,

den Grafen. Zwar die Burg und die sonstigen mit dem Besitz derselben verbundenen Ehrenrechte und Einkünfte wurden ihm zurückgegeben, wie auch seine übrigen Güter, jedoch sein Sohn Heinrich wußte sich bald in Besitz derselben zu setzen, während Philipp um das Jahr 1428 in der Gefangenschaft starb. Heinrich blieb der Partei, welcher er sich angeschlossen, und Philipp von Burgund treu, sowie auch sein ältester Sohn. Als der kinderlos verstorben war, trat sein Bruder Johann nach Karl's des Kühnen Tod wieder mit an die Spitze der Hoeks und spielte eine Rolle in den Kämpfen, welche von jetzt an die Niederlande heimsuchten. Als er 1494 gestorben, hielt sich sein gleichnamiger Sohn jedoch treu zu Philipp dem Schönen, den er nach Spanien begleitete, und zu Maximilian und später zu Karl V., als dessen Statthalter in Friesland er 1523 zu Leeuwarden an einer bei der Belagerung Slotens erhaltenen Wunde starb. Mit ihm erlosch das alte Geschlecht, er hinterließ nur eine Tochter, welche mit Jaques de Ligne verheirathet war. Der Schwiegersohn verkaufte die holländischen Besitzungen. Den schönen Herrensitz im Haag kaufte eine verwandte Linie der Duvenvoirde's, welche später den Namen und das Wappen der alten Wassenaer's annahm und während der Republik in hohen Aemtern und Würden verblieb.

Vgl. außer den holländischen Urkundenbüchern und Chroniken: Te Water, Verbond der Edelen. — van Leeuwen, Batavia Illustrata. — Orlers, Beschrijving van Leiden. — Blok, Eene Hollandsche Stad in de Middeleeuwen, der gleichnamige Artikel Fruin's im Gids (1873); Löher, Jacobaea von Bayern und Beiträge zur Geschichte Jacobaea's von Bayern. — Meerman, Beleg en verovering van Leiden, und die bekannte historische Litteratur über das niederländische Mittelalter. P. L. Müller.

Wassenberg: Eberhard W. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Am Schlusse seiner Beschreibung der Stadt Emerich („Embrica“) gibt er selbst einige dürftige Daten. Danach ist er am 9. November 1610 geboren und hatte im J. 1667 nach seiner Meinung eine ehrenvolle Laufbahn hinter sich als Bibliothekar und lateinischer Secretär Kaiser Ferdinand's III., Philipp's IV. von Spanien und des Königs Ladislaus von Polen. Letzterer, mit dem er wohl durch Vermittelung der Königin Caecilia Renata, einer österreichischen Erzherzogin, in Beziehung trat, verlieh ihm den Titel eines Hofhistoriographen. Als solcher gab er im J. 1643 die gesta Vladislai IV., Poloniae regis heraus. Am bekanntesten wurde sein Name durch sein zuerst 1637 erschienenes und dem Bamberger Bischof Franz Hetzfeld gewidmetes Buch „Commentariorum de bello inter imperatores Ferdinandos II. et III. et eorum hostes gesto liber singularis“. Als Geschichtsquelle sind die Commentare von sehr geringem Werth; ihre Vorlagen sind ausschließlich Druckwerke. Von Interesse unter den zahlreichen Auflagen und Fortsetzungen, die bald unter dem Titel „Florus Germanicus“ und auch in deutscher und holländischer Uebersetzung erschienen, ist lediglich die Amsterdamer Ausgabe von 1647 mit Anmerkungen des Grafen Fürstenberg. Der Standpunkt des Verfassers ist ausgeprägt anticalvinistisch und katholisch: zur Behauptung der geraubten Kirchengüter schlossen die Calvinisten einen Bund und beabsichtigten die Katholiken aus Deutschland zu vertreiben. Zu diesem Zwecke suchten sie einen Krieg zu erregen, zum ersten Male bei Gelegenheit des österreichischen Hausstreites, dann des böhmischen Aufstandes. Die ungemeine Beliebtheit der Commentare bei den Zeitgenossen beruhte wesentlich darauf, daß W. nicht ungeschickt und zuweilen sehr lebhaft erzählend die Ereignisse des Krieges in einem schlanken lesbaren Quartband zusammenfaßte, der zuweilen sogar bei einigen Verlegern zu einem zierlichen Sedezbändchen mit Elzevierlettern sich verkleinerte. Die vollständigste Aufzählung seiner Schriften befindet

sich an der gen. Stelle der „Embrica“. Doch fehlen dort zwei Flugschriften, die zu dem Kreise der zornigen Schriften jener Zeit gegen das Uebergewicht Frankreichs gehören. Die deutsch und lateinisch erschienene „Französische Goldgrube“ hat der von patriotischer Wärme erfüllte Verfasser an den Regensburger Reichstag gerichtet; er führt aus, die kriegerische Macht Frankreichs beruhe auf der wirthschaftlichen Ueberlegenheit; „durch unsere Trägheit blüht Frankreich“. Er wettert gegen die französischen Moden, die das Geld aus dem Lande ziehen, schlägt vor, französische Waaren in Deutschland durch ein Mercantilsystem, französisches Salz, Wein und Branntwein in den nördlichen Gegenden durch Verkehrserleichterungen, besonders durch einen Kanalbau zu verdrängen, der die Verbindung zwischen Donau- und Odergebiet herstellt. In der Schrift „Marbodicus redivivus“ preist er die Tugenden der alten Deutschen und analysirt Ludwig XIV. nach der Schilderung des Velleius Paterculus als neuen Marbod. Schließlich tritt er für die Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum Generalissimus ein, mit dem ein neuer Arminius erstehen würde. Wann und wo W. starb, ist unbekannt.

Die Schriften Wassenberg's, Zedler's Universallexikon. — Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentl. Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwig XIV.

Mayr-Deisinger.

Wasserfuhr: August Ferdinand W., preußischer Militärarzt, wurde als Sohn eines Apothekers zu Tapiau in Ostpreußen am 24. Februar 1787 geboren. Er besuchte seit 1805 das Collegium medico-chirurgicum in Berlin, war nach Beendigung seiner Studien Compagniechirurg in Rastenburg und Pillau, 1812 in Potsdam, begleitete 1813 mit seinem Regiment den König Friedrich Wilhelm III. nach Breslau, machte den Befreiungskrieg von 1813/14 mit und benutzte seine Theilnahme am Einzuge in Paris zum Besuch der dortigen Hospitäler. 1815 beim Wiederausbruch des Krieges wurde er zum Stabschirurgus eines fliegenden Feldlazarethes ernannt, 1816 zum Pensionärchirurgus des Invalidenhauses zu Berlin. Eine in dieser Zeit veröffentlichte Schrift, die erste Frucht seiner litterarischen Studien, betitelt: „Kritik des Werkes von Herrn Dr. Bischoff: Ueber das Heilwesen der deutschen Heere“ (Berlin 1816) enthielt eine energische Widerlegung der von Bischoff geäußerten Ansichten und bewirkte eine glänzende Rehabilitirung der von diesem angegriffenen preußischen Militärärzte. Nach zurückgelegter med.-chirurgischer Staatsprüfung wurde W. 1817 Regimentsarzt, erlangte in demselben Jahre in Halle die med. Doctorwürde, wurde darauf nach Thionville und später nach Coblenz versetzt — hier publicirte er 1820 die Schrift: „Beitrag für die Reform der Königl. Preuß. Militär-Medicinalverfassung“ — und war zuletzt als General-Divisionsarzt in Stettin thätig, wo er seinen ständigen Wohnsitz hatte. 1848 machte er den ganzen schleswig-holsteinschen Feldzug in Wrangel's Hauptquartier mit, erhielt nach der Revolution die Leitung des Militär-Medicinalwesens in den Marken, war dann vorübergehend (während der Mobilmachung 1850) noch einmal in Berlin und nahm 1851 seinen Abschied. Nach wiederholten Gichtanfällen und allmählich immer zunehmender Erblindung starb W., 81 Jahre alt, am 27. Juni 1867. Er hat sich um die Entwicklung des preußischen Militär-Medicinalwesens durch eine Reihe von diesen Gegenstand betreffenden litterarischen Arbeiten sehr verdient gemacht. So schrieb er außer den oben genannten Abhandlungen noch: „Gutachtliche Aeußerung über einige Gegenstände der preußischen Medicinalverfassung“ (1837), worin er einige von Rust, dem damaligen Leiter des preußischen Medicinalwesens, geschaffene Einrichtungen abfällig beurtheilte. Diese Schrift erregte großes Aufsehen. Erwähnenswerth sind noch seine „Beiträge für Militär-Heilpflege im Kriege und

im Frieden“ (Erlangen 1857). Außerdem lieferte W. noch eine Reihe von Journalaufsätzen für Rust's Magazin über Gegenstände aus dem Gebiet der Chirurgie. — Ein Sohn Wasserfuhr's ist der bekannte, noch jetzt zu Berlin lebende, ehemalige elsaß-lothringische Ministerialrath und Generalarzt a. D. Hermann W.

Biogr. Lex. VI, 199. Pagel.

Wasserhun: Rudolph W., deutscher Dichter. Bei der geringen Beachtung, deren sich die volksthümliche Poesie im 17. Jahrhundert in gebildeten Kreisen erfreute, darf es nicht Wunder nehmen, wenn von seinen Lebensverhältnissen gar kein Bericht übermittelt ist, und daß nur aus seinem einzigen, uns bekannten Werke („Kauff-Fenster, das ist: Newe Poetische Inventiones, welche nicht die Jugend mit unnützen Buhl-Liedern bezaubern, sondern dieselbe mit gebührender Geschicklichkeit und Höflichkeit zu sich locken; aus seinem Juristischen, Historischen und Philosophischen Krame, zur Probe, aufgethan“, Hamburg 1644,) auf die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts als Lebenszeit und Hamburg als Aufenthaltsort gerathen werden kann. Mit nicht größerer Sicherheit darf aus einer gelegentlichen Erwähnung im Titel des Buches und den seinem Namen nachgesetzten Buchstaben A(dvocatus?) P(ublicus) auf seinen juristischen Beruf geschlossen werden. W., der selbst dem eifrigen Spürsinne Erdmann Neumeister's entgangen ist, verdient aber seiner frischen, wenn auch der Form nach etwas unbeholfenen lyrischen Dichtungen wegen, mehr Schätzung als mancher seiner weit und breit bekannten poetischen Zeitgenossen. In ihm leben noch volksthümliche Motive des 16. Jahrhunderts nach, und auch der sprachliche Ausdruck verräth die naive holprige Derbheit der vorangegangenen poetischen Periode. Nur eine gewisse Reimfreudigkeit weist nach vorne und bereitet die Spielereien der Nürnberger Tändeldichter vor. Sonst ist W. der Repräsentant jener Dichtergruppe um die Mitte des 17. Jahrhunderts, die gegenüber der gelehrten verkünstelten Renaissancelyrik fröhliche volksthümliche Töne anschlägt. Aber auch wo W. ernst wird, hat er mehr vom kampfesfreudigen lutherischen Kirchenlied, als von dem contemplativen seiner Zeitgenossen gelernt. Wasserhun's Lieder sind, wie die der verwandten Poeten Greflinger, Schoch und Voigtländer, gesungen worden. Die Melodieen sind den Texten beigedruckt. Einzelne mögen ein zähes Leben geführt haben und ein Stückchen dieser Trinkpoesie, die wohl in akademischen Kreisen ihre Verehrer und Sänger fand, Wasserhun's „Schmauslied“, führt nach Erich Schmidt's Nachweis, mit seiner in Form einer Commersscene durchgeführten Verspottung religiöser Gebräuche in seinem Nachleben auf den Vorschlag zur Papstwahl in Auerbach's Keller.

Moller, Cimbria litterata 2, 960. — Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter 1, 624—28. M. v. Waldberg.

Wassermann: Moses W., Kirchenrath und Rabbiner in Stuttgart, geboren am 15. Juli 1811, † am 18. October 1892 in Stuttgart, war der Sohn eines israelitischen Privatgelehrten in Ansbach, der später Rabbiner in Laupheim (Württemberg) wurde. Von dort aus besuchte W. das Gymnasium in Ulm, 1829 bezog er die Universität Tübingen, wo er neben dem Studium der jüdischen Theologie auch philosophische und philologische Collegien hörte (z. B. bei L. Uhland). Im J. 1837 wurde er Rabbiner in Mühringen (O.-A. Horb in Württemberg), 1873 erster Rabbiner in Stuttgart und zugleich theologisches Mitglied der israelitischen Oberkirchenbehörde des Landes; bis zu seinem Tode blieb er in dieser einflußreichen Stellung, geachtet und geliebt von seiner Gemeinde, mehrfach mit Auszeichnungen bedacht von der Behörde. Seine religiöse Richtung war eine reformfreundliche; der lebendige, vielseitig gebildete Mann stand in Verkehr mit B. Auerbach, Lazarus, K. Gerok u. a. und war auch

litterarisch thätig. An mehreren Zeitschriften war er Mitarbeiter; seine bedeutendste Schrift ist „Juda Touro. Ein Gentleman semitischer Abstammung“ (Stuttgart 1875), ein biographischer Roman, der um die Wende des 19. Jahrhunderts spielt. Theodor Schott.

Wasserschleben: Ludwig Wilhelm Hermann W., Germanist und Kanonist, geboren am 22. April 1812 zu Liegnitz als Sohn eines Geheimen Regierungsrathes, † am 28. Juni 1893 zu Gießen. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, machte die Gymnasialzeit an der dortigen Ritterakademie durch, widmete sich hierauf vom Herbst 1831—1836 dem Studium der Rechte an den Universitäten Breslau und Berlin, wurde an letztgenannter Universität am 25. Juni 1836 Dr. juris und im Herbste desselben Jahres Privatdocent der Rechte. Am 18. August 1841 erhielt er eine außerordentliche Professur der Rechte in Breslau, am 23. Februar 1850 eine ordentliche in Halle, die er am 28. April 1852 mit einer solchen in Gießen vertauschte. Dieser Universität gehörte er seitdem an als einer der thätigsten Lehrer und wurde nach dem Rücktritte Birnbaum's am 20. Mai 1875 Kanzler der Universität. Bereits im September 1863 war er zum Geheimen Justizrath, am 30. September 1873 zum lebenslänglichen Mitgliede der ersten hessischen Kammer ernannt worden. Das Kanzleramt legte er nach eigener Mittheilung infolge verschiedener durch persönliche Fragen hervorgerufener Schwierigkeiten im J. 1883 nieder, das Lehramt selbst mit Ende des Wintersemesters 1888 auf 1889. W. hat niemals eine eigentlich politische Thätigkeit entwickelt, sein Wirken war dem Lehramte und litterarischer Thätigkeit gewidmet. Alle seine Schriften tragen das Gepräge ernsten Studiums, reifer Bearbeitung, liebevoller Hingebung an die Sache, gründlicher Vorbereitung. Für das katholische Kirchenrecht, oder richtiger gesprochen das kanonische Recht, ist es das Gebiet der alten Quellen, welchem er durch Abhandlungen und Ausgaben in hervorragender Weise und mit verdienstlichem Erfolge sich zuwandte in den Schriften: „Beiträge zur Geschichte der vorgratianischen Kirchenrechtsquellen“ (Leipz. 1839); „De patria decretalium Pseudoisodor.“ (Breslau 1843); „Beiträge zur Geschichte der falschen Dekretalen“ (1844); in den Ausgaben: „Reginonis abbatis Prumiensis libri duo de synodalibus causis“ cet. (Leipz. 1840); „Die Bußordnungen der abendländischen Kirche, nebst einer rechtsgeschichtlichen Einleitung“ (Halle 1843); „Die Irische Kanonensammlung“ (Gießen 1874, in 2. Aufl. Leipz. 1885). Diese drei Ausgaben sichern W. für alle Zeit einen Platz in der Litteratur des kanonischen Rechtes. In dem Aufsatze „Oesterreich und die Deutschkatholiken“ (1846, Prophet Bd. 8), den Schriften: „Gutachten über die Civilehe“ (Gießen 1869); „Die Parität der Konfessionen“ (1871); „Die deutschen Staatsregierungen und die katholische Kirche der Gegenwart“ (1872) tritt er als scharfer Gegner des römischen Systems auf und fordert namentlich in der letzteren den vollen Bruch des bisherigen Verhaltens der Staatsregierungen durch die Loslösung der römischen Kirche vom Staate. Dem evangelischen Kirchenrechte sind gewidmet: „Die symbolischen Bücher und der Staat“ (Breslau 1843, Prophet 2); „Das Kirchenregiment und die bevorstehende Reorganisation der evangelischen Kirche. Ein kirchenrechtliches Gutachten“ (1849); „Die Entwickelungsgeschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Deutschland. Eine Festrede“ (Gießen 1861); „Bemerkungen zu dem officiellen Entwurf einer Verfassung der evang. Kirche des Großh. Hessen“ (1871); „Das landesherrliche Kirchenregiment“ (1872); „Das Ehescheidungsrecht kraft landesherrlicher Machtvollkommenheit“ (1877, 2. Beitr. 1880); Aufsätze in Zeitschriften. W. steht auf positivem Standpunkte ohne orthodoxe Strenge, hält fest an der historischen Stellung des Landesherrn, tritt aber gleichzeitig ein für geregelte und umfassende Theilnahme der Gemeinden bezw. Mit-

glieder der Kirche an deren Leitung durch Vertretung. Dem deutschen Rechte gehören an: „Sammlung deutscher Rechtsquellen“ (2 Bde., Gieß. 1860, Leipz. 1892); „Das Prinzip der Successionsordnung nach deutschem, insbesondere nach sächsischem Rechte“ (1860); „Die germanische Verwandtschaftsberechnung und das Prinzip der Erbenfolge nach deutsch. insbes. sächsischem Rechte. Eine Replik“ (1864); „Prinzip der Erbenfolge“ (1870); „Ueber die Succession in Fuldische Lehen“ (in Zeitschr. der Savigny-Stift. Germ. Abth. XI, 1890). Dazu kommen noch Aufsätze in Zeitschriften, Herzog's Encykl. u. s. w. Von großer kräftiger Gestalt, ernstem ausdrucksvollem Gesicht, gediegen durch und durch war W. das Muster eines kernigen den Eindruck einer ausgeglichenen Persönlichkeit bietenden echten norddeutschen Mannes und Charakters.

Meine Gesch. der Quellen III. 2 u. 3, S. 247 (nach autobiographischer Notiz). v. Schulte.

Waterlo: Anthonie W., Maler und Radirer, wurde als Sohn Caspar Waterlo's und seiner Gattin Magdalena Vaillant zu flämische-Ryssel (=Lille) im J. 1609 oder 1610 geboren. Als er dreißig Jahre alt war, verlobte er sich am 7. April 1640 in Amsterdam, um bald darauf am 13. Mai 1640 zu Zevenbergen sich zu verheirathen. In den Jahren von 1639 an lebte er in Amsterdam oder in der Nähe von Utrecht auf einem Landsitz zwischen Maarsen und Breukelen, der seinem Freunde Jan Weenix gehörte. Am 18. Januar 1653 erwarb er sich das Bürgerrecht in Leeuwarden und zog sich bald darauf nach dieser Stadt zurück. Am 28. Juni 1661 verkaufte er für seine Mutter ein ihr gehöriges Grundstück in Amsterdam an Cornelius Lichtermann. Zum letzten Male wird er im J. 1676 als lebend erwähnt. Die Motive für seine Landschaften entnahm er der Gegend von Amsterdam und von Utrecht, doch muß er noch weiter im Lande herumgekommen sein, da sich auch bergige Landschaften in seinem radirten Werk finden. Seine Bilder gehören zu den größten Seltenheiten. Unter anderen besitzt das Rijks-Museum zu Amsterdam eine unbezeichnete Buschlandschaft von seiner Hand. Bezeichnet sind je eine ähnlich gehaltene Landschaft in der älteren Pinakothek zu München und in der herzoglichen Galerie zu Gotha, während die Landschaft mit dem Bergsee in der Dresdner Galerie, die früher als ein Waterlo angesehen wurde, gegenwärtig auf den Namen des H. Naiwinx getauft ist. Weit häufiger kommen Zeichnungen von ihm vor. Er schildert in ihnen am liebsten Buschwerk, das er meisterhaft wiederzugeben verstand. Namentlich behandelte er das Laub mit wahrer Meisterschaft. Ein kleiner Waldwinkel, ein durch grüne Wiesen dahin fließender Bach, ein Felsen, ein einsames an einem Canal gelegenes Dorf, eine Einsiedelei, das waren die Gegenstände, die er vorzüglich darzustellen wußte. Dagegen kam er mit den Figuren nicht recht zu Fache und mußte sich die Staffage von anderen Künstlern in seine Bilder malen lassen, wobei sich ihm namentlich Jan Weenix gefällig erwies. Auch die Figuren in seinen Stichen lassen seine Schwäche in diesem Punkte deutlich erkennen. Sein Werk besteht aus 136 Blatt, die unter dem Titel: „Het geheele Werk van den vermaarden Landschapschilder Anthonie Waterloo: bestande in hondert en ses-en-dertig verscheyde landschappen etc.“ erschienen. Dazu kommen noch drei Blatt, die ihm zugeschrieben werden, aber nicht bezeichnet sind. Vereinzelt sind die Radirungen Waterlo's nicht besonders selten, doch dürfte es keine Sammlung geben, die sie in den ersten Abdrücken vollständig besitzt.

Bartsch, Peintre-graveur II, 3—154. A Vienne 1803. — G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lex. XXI, 143—164. München 1851. — J. Immerzeel, De levens en werken der hollandsche en vlaamsche kunstschilders III, 221. Amsterdam 1843. — Chr. Kramm, De levens en werken VI, 1830

bis 1832. Amsterdam 1863. — E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Écoles flamande et hollandaise III, 564—621. Paris, Londres 1865. — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van schilderijen. 3. druck. Amsterdam 1887. S. 187. — Henry Havard, L'art et les artistes hollandais II, 189, 190. Paris 1880. — Repertorium f. Kunstwissenschaft IV, 262—265. Stuttgart 1880. — J. E. Wessely, Geschichte d. graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 182, 183. H. A. Lier.

Watson: Michael W. war geboren am 17. August 1623 zu Stolpe in Pommern, studirte in Danzig und Königsberg, wurde am letzteren Orte 1647 Magister und fing daselbst an, über Physik privatim zu lesen, hielt sich dann nach einander in Leiden, Utrecht, Hamburg, Rostock und in Dänemark auf. Nachdem er schon in Rostock wenigstens Collegien und Disputationen gehalten hatte, wurde er in Frankfurt a. d. Oder Adjunctus, ging aber bald auf Zureden seiner Freunde nach Greifswald, in der freilich vergeblichen Hoffnung, daselbst zum Professor ernannt zu werden, hielt sich dann in Stralsund auf, wurde 1654 Professor der Philosophie in Rostock, 1658 Professor der Physik, Politik und Geschichte in Rinteln und, nachdem er 1664 die theologische Doctorwürde erhalten hatte, 1665 Professor der heiligen und Profangeschichte in Kiel, wo er am 7. December 1665 starb. Er hat eine große Anzahl Disputationes und Theses drucken lassen, von denen eine Anzahl zusammengefaßt ist in: „Clinodium Aristotelicum seu Dissertationes in universam philosophiam" (Helmstedt 1661). Von seinen sonstigen Schriften sind zu erwähnen: „Unio sapientiae, s. synopsis totius philosophiae" (Brem. 1658); „Theatrum variarum rerum, s. excerpta et annotata in libros de rebus memorabilibus Puncinelli et Salmuthi" (Brem. 1663); „Disputationes in 5 ll. Metaphysicorum Aristotelis"; „Dissertationes in 8 ll. Politicorum Aristotelis"; „De vocabulorum ad sapientiam primam spectantium primis definitionibus et variis significationibus". W. war mehr ein Sammler alles Wissenswerthen in den einzelnen Wissenschaften als ein selbständiger Forscher, Denker und systematischer Kopf.

Morhof, Polyhist. — Zedler's Universal-Lexikon. — Jöcher, Gelehrtenlexicon. Heinze.

Watt: Benedict v. W., Meistersinger, stammte aus St. Gallen, wie sein berühmterer Namensvetter Vadianus, kam aber spätestens im J. 1591 nach Nürnberg, wo übrigens ein Geschlecht seines Namens schon beträchtlich früher bezeugt ist. Hier war er in der Vorstadt Wöhrd als 'Goldreiser', d. i. wol Goldgraveur thätig (nach schlechterer Ueberlieferung als Kürschner). Am 20. Juni 1591 trat er zuerst in der Nürnberger Singschule auf und ist bis 1614 in Dichtungen zu verfolgen. Neben zahlreichen religiösen Liedern — hat er doch 1612 das Buch Sirach 'gesangsweis' bearbeitet — stehen auch weltliche Bare, gern historischen Inhalts, zum Theil aufregende Ereignisse von junger Vergangenheit behandelnd; von poetischem Verdienst ist bei W., wie bei all diesen Epigonen der meistersingerischen Technik, keine Rede. Seine Erfindungskraft wendet er auf den Bau und die Benennung neuer Töne: in die Berliner Meisterliederhs. fol. 24, die er gesammelt hat, nimmt er selbst 22 von ihm herrührende Töne auf, die er ähnlich wie Puschmann gern durch absonderliche Namen auszeichnet: wir finden da eine schwarze Greiffen-, lange Bären-, gesprengte Tigerthier-, geblümte Gold-, freudige Herz-, schön Jungfrau-, Biber-, Hamster-, Otter-, Luchs-, sogar eine Strobelkopfweise. Es zeugt aber nicht für den Werth und Erfolg dieser Töne, daß er selbst sie wenig benutzt, in der Regel auf die Melodien älterer Meister gedichtet hat. Sein dauerndstes Verdienst erwarb sich W. dadurch, daß er ähnlich wie früher Hans Sachs, wie zu seiner Zeit auch Georg Hager, durch zahlreiche handschriftliche Meisterliedersammlungen, die er anlegte und schrieb, für

die Verbreitung der Dichtungen und Gesetze sorgte, wie sie in der Nürnberger Singschule anerkannt waren.

Ms. Germ. Berol. fol. 24. — Weim. Hs. fol. 419. — Archiv f. Litteraturgesch. 3, 52. — Schnorr v. Carolsfeld, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs, S. 10. — Hartmann, Meisterliederhandschriften in Ungarn, S. 57 f. Roethe.

Watt: Joachim v. W., genannt Vadian, schweizerischer Humanist, Reformator und Geschichtsschreiber, geboren zu St. Gallen am 28. December 1484. Seine Familie ist bürgerlicher Herkunft und stammt von einem im St. Gallischen Gotteshause gelegenen Orte Watt; daher der Name. Die Familie mag im 14. Jahrhundert Kaufmannschaft halber in der Stadt sich angesiedelt haben, der erste, der erwähnt wird, ist im Treffen bei Vögelisegg 1403 als Bürgermeister der Stadt gegen die Appenzeller gefallen. Ein Wappenbrief, den sich vier des Namens v. Watt im J. 1430 von König Sigismund ausstellen ließen, macht es wahrscheinlich, daß der Sitte der Zeit gemäß die v. Watt innerhalb der Familie eine Handelsgesellschaft eingegangen hatten. Von einem später erworbenen Adelsbriefe ist nirgends die Rede.

Schon früh zu gelehrten Studien bestimmt, besuchte der begabte Knabe die öffentliche Schule und genoß außerdem Privatunterricht, worauf er 1502 nach Wien ging, wohin der Vater Handelsbeziehungen hatte. Nachdem W. die Artistenfacultät unter Celtes, Camers und Cuspinian absolvirt und neben den classischen Disciplinen vorzüglich Naturkunde und Astronomie betrieben hatte, trat er seit 1508 als Lehrer an der Artistenfacultät und seit 1509 als Verfasser von Dichtungen, Reden, Abhandlungen und Editionen lateinischer Schriftsteller auf. Zwischen hinein bekleidete er kurze Zeit eine Lehrstelle in Villach. Bald wurde V. einer der angesehensten Humanisten Wiens, Kaiser Max krönte ihn 1514 zum Poeta laureatus, 1516 erhielt er die durch den Tod des Angelus Cospus erledigte Professur der Rhetorik, in demselben Jahre bekleidete er das Rectorat. Außerordentlich zahlreich sind seine dichterischen Beigaben, Gelegenheitsgedichte, prosaischen Inschriften und Präfationen zu den Schriften seiner Freunde (z. Th. abgedruckt bei Arbenz, Vad. Briefsamml. I, Anhang). Von seinen Dichtungen erschien bloß eine kleine und frühe Sammlung, „Minusculae poeticae“ (Tübingen 1512). Auch die Reden sind Gelegenheitsschriften, die ganze humanistische Litteratur Vadian's übrigens, z. Theil mit Ausnahme Mela's, noch keiner nähern Prüfung unterzogen, namentlich auch nicht die Schrift: „de Poetica et Carminis ratione liber“ (Wien 1518). Aber die Hauptbedeutung dieser humanistischen Thätigkeit liegt in der Herausgabe und Erklärung alter römischer Schriftsteller. Zwar sein Sallustius (1511), Sedulius (1511), und Ovidius (1512) sind nur Abdrücke Aldinischer Ausgaben, wie auch seine Germania des Tacitus nur eine frühere Ausgabe wiederholt. Seine Stärke und sein wissenschaftliches Ansehen beruhten auf dem für diese Zeit seltenen Reichthum an realen Anschauungen und Kenntnissen. Und zwar knüpfen sich an Plinius eine Abhandlung über dessen Vorrede zur Naturgeschichte: „C. Plinii Secundi Praefatio in historiam mundi ad Vespasianum“ (Viennae 1513), und eine commentirte Ausgabe des siebenten Buches, C. Pl. S. liber septimus naturalis historiae seorsum impressus et emendatus (Viennae 1515, 1519 und 1560); Scholien zum zweiten Buche, gemeinschaftlich mit Collimitius verfaßt, erschienen erst 1531. Ins Jahr 1515 fällt die ebenfalls zu Wien gedruckte Ausgabe des Geographen Dionysius Afer; die werthvollste Arbeit jedoch auf diesem Gebiete, die lange Zeit hohes Ansehen genoß, ist die große commentirte Ausgabe des Pomponius Mela (Wien 1518, vermehrt Basel 1522, wiederholt ebd. 1564). In der Mela-Ausgabe findet sich eine Abhandlung über das Studium der Geographie, worin

V. die Geographie zunächst als Hülfslehre zum Verständnisse der alten Schriftsteller, später auch der biblischen Schriften betrachtet, zugleich aber diese Disciplin als eine reale Wissenschaft behandelt wissen will und geradezu die Autopsie der geographischen Objecte als die einzig richtige Quelle der geographischen Kenntnisse erklärt; wo diese nicht statthaben könne, seien gute Landkarten und andere Mittel zur Versinnlichung brauchbare, aber in einem gewissen Sinne doch unbrauchbare Surrogate. Damit stimmt überein, daß V. einer der ersten war, der zur Aufklärung in geographischen Dingen eigene Reisen unternahm. Er besuchte von Wien aus Triest, Buda, Krakau mit den Salzbergwerken in Wieliczka; Breslau; durch seine in der Basler Ausgabe des Mela, 1522, geschilderte Besteigung des Pilatus ist er ein Vorläufer der Alpenbesteiger des 18. und 19. Jahrhunderts geworden. Vgl. G. Geilfus, J. v. W. als geographischer Schriftsteller (Winterthur 1861).

Das Ansehen, das V. als Dichter, Redner, Lehrer, als Philolog und Geograph genoß, und zugleich sein allgemein bewunderter milder und gefälliger Charakter zeigt sich namentlich in einem ausgedehnten Briefwechsel; leider sind fast bloß an V. gerichtete Briefe erhalten, die sich dem in diesen Kreisen waltenden Geiste gemäß, mehr durch die elegante Form als durch einen tieferen geistigen Inhalt auszeichnen. Sie sprechen meist von äußeren Lebensschicksalen, von Freundschaft und Ergebenheit, von Ruhm, Lob und Dank, sie enthalten Glückwünsche, Empfehlungen, Klagen über allerhand Mißgeschick, aber auch Gedichte, Nachrichten über neue Bücher und hie und da einige politische Nachrichten. Vgl. Arbenz, aus dem Briefwechsel Vadian's (St. Gallen, 1886), und ders. Joachim Vadian beim Uebergang vom Humanismus zum Kirchenstreite (St. Gallen 1895). An Vadian's Adresse nach Wien und in den nächstfolgenden Jahren nach St. Gallen sind aus humanistischen Kreisen von mitstrebenden Genossen, ehemaligen Schülern, Angehörigen solcher, Buchhändlern Briefe vorhanden aus Wien selber, aus den benachbarten österreichischen Ländern, von Brünn, Olmütz, Passau, Buda, Siebenbürgen, Graz, Gran, Innsbruck, Trient, Villach, Polen, Krakau, sodann von Erfurt, Gotha, Leipzig, Breslau, Neiße; ferner aus Franken und Schwaben von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Nördlingen, Ingolstadt, Stuttgart, Tübingen, Ravensburg, Konstanz; vom Rheine her aus Worms und Straßburg; wieder andere von Fremden, die sich vorübergehend in Italien aufhielten; endlich aus der Schweiz von Freiburg, Basel, Bern, Zürich, Luzern, Schaffhausen, Einsiedeln, Appenzell; alle aber, und in diesen Schranken hält sich offenbar Vadian's humanistischer Verkehr, deutscher Herkunft, ganz wenige aus Ungarn und Polen ausgenommen. Den Kosmopolitismus des Erasmus kennt der Humanist V. nicht; seine Liebe hängt an Wien, Oesterreich, Germanien und an der schweizerischen Heimath. Später hat das reformatorische Interesse diese Grenzen bedeutend erweitert. Von angesehenen Namen sind in dem erhaltenen Briefwechsel in erster Linie die Wiener Genossen Collimitius, Camers und Cuspinian vertreten, sodann Reuchlin, Eoban Hessus, Glarean, Peter Eberbach, Johannes Eck, Ursinus, Wimpheling, Johannes Faber u. a., dann eine reiche Zahl anhänglicher Schüler, zumal die Schweizer, für die V. als unermüdlicher Berather galt. Manchen Freunden und Schülern ist er später auf dem Boden des Glaubensstreites, sei's als Mitkämpfer, sei's als Gegner, wieder begegnet, so Zwingli, Grebel, Johannes Eck, Faber.

Es liegt wol, abgesehen von der Vielseitigkeit der Interessen, die dem Humanismus überhaupt eigen ist, in der besondern weiten Denkart und zugleich in seiner außerordentlichen Arbeitsfreudigkeit, daß er in Wien noch Zeit fand, neben seiner Professur und seiner schriftstellerischen Thätigkeit juristische Studien zu treiben und sich den Doctorgrad der Medicin zu erwerben; möglich, daß er das

letztere gethan hat, um in der Vaterstadt einen bleibenden Beruf zu finden: Man kennt den Grund nicht genau, warum er im J. 1518 plötzlich Wien verließ und vorläufig mit Zurücklassen seines Hausrathes in die Heimath zurückkehrte. Der Rath von St. Gallen wählte ihn sofort zum Stadtarzt. Nachdem V. schon in Wien mit Aufmerksamkeit die ersten Bewegungen des eben ausbrechenden Glaubensstreites verfolgt hatte und u. a. mit Hutten und Reuchlin in Verkehr getreten war, erhielt er vorläufig doch seine humanistischen Studien und Verbindungen aufrecht, zugleich aber betrieb er mit großem Ernste kirchlich-theologische Studien, man erkennt das u. a. an manchen Excursen in der zu Basel 1522 erschienenen zweiten Ausgabe des Mela. Und wie in seinen dem Alterthum zugewandten Studien realistische Kenntnisse im Vordergrund standen, so in der Theologie geschichtliche, die Apostelgeschichte und die Kirchenväter, namentlich Hieronymus. Die Arbeit, die Erasmus an das Neue Testament und an Hieronymus verwendet hatte, war es in erster Linie, die V. veranlaßte, Erasmus neben Luther und Zwingli unbedingt als dritten Gründer der evangelischen Kirche zu nennen.

Neben diesen Studien galt es jetzt, die Vaterstadt der reinen, oder, was für V. identisch ist, der echten alten Lehre zuzuführen. Schon 1519 wählte der Rath unter seinem Einflusse an zwei durch die Pest erledigte städtische Pfarrstellen jüngere, der neuen Richtung zugewandte Männer, denen V. unter Zuzug anderer älterer und jüngerer Geistlichen die Apostelgeschichte erklärte, Vorträge, aus denen die zu Zürich 1534 und wieder 1548 erschienene „Epitome trium terrae partium, Asiae, Africae et Europae“ hervorgegangen ist. Seit 1520 war V. auch in die durch den Tod seines Vaters erledigte Stellung eines Mitgliedes des großen Rathes eingetreten, wo er nun vorläufig im Gegensatz zu dem der Glaubenserneuerung feindlichen kleinen Rathe seinen Einfluß geltend machen konnte. Da jedoch die städtischen Prediger dem wachsenden evangelischen Eifer des Volkes nicht genügten, richteten die Freunde des Evangeliums besondere Lectionen oder Lesinen ein, denen der Rath mit möglichster Toleranz entgegen kam und sogar die Stadtkirche öffnete, aus deren Mitte aber auch die bekannten wiedertäuferischen Wirren erwachten, für V. um so schmerzlicher, als es sein begabter Schüler von Wien her und jetzt sein Schwager, Konrad Grebel aus Zürich, war, der die unheimliche Secte nach St. Gallen verpflanzte. Doch gelang es V. mit Hülfe Zwingli's der Bewegung Herr zu werden und die evangelische Lehre kurz darauf dauernd in der Stadt einzuführen. Vom Jahr 1526 an steht er, soweit die Verfassung es gestattete, bis zu seinem Tode an der Spitze des Rathes.

Auch in der übrigen Schweiz stand V. in hohem Ansehen, war er doch unbedingt an vornehmer gereifter Bildung der erste Eidgenosse seiner Zeit. Namentlich stand er mit Zwingli, mit dem er noch einige Zeit in Wien studirt hatte, auf freundschaftlichem Fuße. An der zweiten Zürcher und dann wieder an der Berner Disputation versah er die Stelle eines Präsidenten, wie er denn auch später vielfach als willkommner Schiedsrichter angerufen wurde. Schwieriger gestalteten sich für St. Gallen und damit für V. die öffentlichen Verhältnisse, als der Fortgang der schweizerischen Reformation den Bestand des Klosters St. Gallen in Frage stellte. An dieser Stelle kann nur angedeutet werden, daß durch den vorläufigen Sieg des evangelischen Princips infolge der Berner Disputation und des zu derselben Zeit eingetretenen Todes des regierenden Abtes das Schicksal des Klosters für immer entschieden und die Stadt an ihre Stelle getreten zu sein schien. In diesem Moment, 1529, entschloß sich W. die Geschichte der Stadt St. Gallen zu schreiben, damit jedermann erkenne, wie die Stadt von Rechts

wegen der Nachfolger des Klosters sei. Das ist die „große Chronik der Aebte des Klosters St. Gallen“. Handschriftlich erhaltene Materialiensammlungen dazu sind unter dem Titel Epitome und Diarium im dritten Bande der deutschen historischen Schriften veröffentlicht. Den Anfang des groß angelegten Geschichtswerkes bis 1199 hat V. selbst vernichtet, wahrscheinlich weil die erst im J. 1531 in seine Hände gelangten Klosterurkunden ihm eine Neubearbeitung dieses Theiles zur Pflicht machten; auch der Schluß von 1491 an ist dem aufgedrungenen Religionsfrieden zum Opfer gefallen; doch liegt für beides in der kleinen Chronik (s. unten) das Material und im Ganzen auch die Auffassung in wünschenswerther Vollständigkeit zu Tage.

Es verstand sich für V. von selbst, daß die Geschichte seiner Vaterstadt auf dem weiten Boden der Kloster- und in noch weiterem Sinne dem der Reichsgeschichte aufgebaut werden mußte. Die Quellen beherrschte er in einer für diese Zeit seltenen Vollständigkeit und Sicherheit: er kannte die patristische Litteratur, die Quellen des römischen und kanonischen Rechtes, die mittelalterliche Historiographie, die Scholastiker der Theologie und der Jurisprudenz, die Humanisten Italiens und Deutschlands; ganz besonders aber steht ihm die St. Gallische Klostergeschichtsschreibung und die Urkunden des Klosters wie der Stadt in einem Umfange zu Gebote, wie es kaum die neueste Zeit wieder vermocht hat. — Ebenso bedeutend ist V. in der Auffassung und Ausübung der Geschichtsschreibung, darin namentlich seinem Zeitgenossen Tschudi weit überlegen. Ihm ist die Geschichte die natürliche zeitliche Gestalt des Menschen und seiner Institutionen. Nicht die Thatsachen, sondern ihre Bedeutung für die Entwicklung der sittlichen Natur des Menschen zu erkennen, ist er bemüht. In den Erscheinungen der Geschichte, in der Kirche, dem Staate, dem Königthum, dem Papstthum, dem Mönchthum, den Städten erschaut er von innen heraus sich entwickelnde historische Individuen, deren Lebenskraft, Entstehung, Ausbildung und Untergang er nachgeht. Im Ernst seiner Ueberzeugung und Wahrheitsliebe erinnert er an die ersten Geschichtsschreiber des Alterthums und der Neuzeit. Nicht bloß weist er Legenden und „Märlein“ zurück, wie die schweizerische Befreiungssage, er hat überhaupt eine Reihe von Geschichtsfälschungen, z. B. über das Verhältniß St. Gallens zum Bisthum Konstanz und manches aus den Casus des Ekkehart aufgedeckt, die zurückzuweisen erst der neuesten Zeit beschieden zu sein schien. Das Hauptziel des Werkes aber geht dahin, Zeugniß abzulegen, wie das Kloster St. Gallen, das Mönchsthum überhaupt, ja das Papstthum haben untergehen müssen, weil sie von ihrer vernünftigen, d. h. göttlichen Grundlage abgefallen sind. In diesem Sinne ist die Chronik Vadian's wol die bedeutendste historische Parteischrift der deutschen und schweizerischen Reformation. Der sprachliche Ausdruck entbehrt, so sehr er den am classischen Alterthum gebildeten Humanisten verräth, keineswegs der Stärke und Volksthümlichkeit eines deutschen Geschichtsbuches des 16. Jahrhunderts. (Vgl. namentlich die Einleitung zum zweiten Bande der deutschen Schriften.)

Der Ausgang des schweizerischen Religionskrieges drängte Vadian's politische Thätigkeit zurück, dagegen nahm er fortwährend Theilnahme an der Entwicklung der reformatorischen Bewegung und setzte seine historischen Studien nicht aus. Die hierher gehörenden theologischen Arbeiten, die auf dringendes Bitten auswärtiger Freunde entstanden, sind „Aphorismorum libri sex de consideratione Eucharistiae“ (Zürich 1535 und 1585), und die gegen Schwenkfeld gerichtete Doppelschrift „Pro veritate carnis triumphantis Christi“ und „Epistola ad Zuiccium mit Antilogia ad Gasparis Schwenkfeldii argumenta conscripta“ (Zürich 1540).

Der Fortgang der historischen Arbeiten ist theils durch die wissenschaftliche

Ausbeutung der Klosterurkunden, theils durch die Erwartung eines ökumenischen Concils und die daran sich knüpfende Erneuerung des Mönchthums, theils endlich durch Vadian's Mitarbeit an Stumpff's Chronik bestimmt. Eine im J. 1537 vollendete „Farrago de Collegiis et Monasteris Germaniae veteribus" hat Goldast in Band III der Scriptores rerum Alamannicarum veröffentlicht. Hatte V. mit dieser Schrift wieder in die Bahn der gelehrten Schriftstellerei eingelenkt, so veranlaßte ihn glücklicherweise Johannes Stumpff 1545, zur deutschen Geschichtsschreibung zurückzukehren. Bullinger und Froschauer hatten den Zürcher an V. gewiesen, worauf dieser mit seltener Uneigennützigkeit — Stumpff durfte, um dem Werke nicht zu schaden, nicht einmal den Namen des Mitarbeiters nennen — und in Zeit von wenigen Monaten eine ganze Reihe von Beiträgen abfaßte. Zwar die vorbereitende Schrift, eine Geschichte der römischen Kaiser bis zu Gallus' Zeit, ist bloß bis Caligula gediehen und von Stumpff nicht verwendet; dagegen hat dieser größere Partieen der Vadianischen „Geschichte der fränkischen Könige" seinem dritten Buche einverleibt, während nach Vadian's ursprünglichem Plane die Schrift als historische Grundlage für die Geschichte des Klosters hätte gelten sollen, soweit es die politische Geschichte betraf; als Grundlage für die kirchen-, cultur- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung des Klosters entstanden die Tractate „Von dem Mönchstand" und „Von Stand und Wesen der Stifter und Clöster zur Zeit der alten teutschen Franken". Auf den Tractat „Von dem frommen Einsiedel St. Gallen und von Anfang, Stand und Wesen seines Closters" folgt dann die eigentliche Chronik der Aebte, die „Kleine Chronik" genannt, die bis 1530 reicht, und endlich noch die beiden Tractate „Von Anfang, Gelegenheit, Regiment und Handlung der weit erkannten frommen Stadt zu St. Gallen" und „Von dem Oberbodensee, von seiner Art und Gelegenheit, Lenge, Größe". Durch die Stumpff'sche Chronik, welche freilich die sämmtlichen Beiträge verkürzt hatte, ist zwar nicht Vadian's Name, aber doch der Geist seiner heimathlichen Geschichtsforschung einigermaßen wirksam geblieben. Eine eingehende Würdigung Vadian's als Geschichtsschreibers war erst möglich, nachdem seine geschichtlichen Werke veröffentlicht waren. V. starb am 6. April 1551, 66 Jahre alt; die von ihm der Stadt geschenkte Bibliothek wurde der Grundstock der heute noch bestehenden Stadt- oder Vadianischen Bibliothek.

Joachimi Vad. vita per Joannem Kesslerum conscripta, St. Gallen 1865, übersetzt in den St. Galler Blättern 1895. — Keßler's Sabbata, herausgeg. von E. Götzinger, St. Gallen 1866—1868. — Christian Huber, Lebensbeschreibung des J. v. W., St. Gallen 1683. — J. M. Fels, Denkmal schweizerischer Reformatoren, St. Gallen 1819. — Pressel in Band IX von: Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche, Elberfeld 1861. — Vadian's deutsche historische Schriften, herausgeg. von E. Götzinger auf Veranstaltung des hist. Vereins von St. Gallen, Bd. I—III, St. Gallen 1875—1879. — Vadian und Zwingli als Humanisten, in „Altes und Neues", Gesammelte Aufsätze von E. Götzinger, St. Gallen 1891, S. 124—140. — V. als Reformator u. Geschichtsschreiber, in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Halle 1895. — Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen, herausgeg. von Emil Arbenz, bis jetzt zwei Hefte, St. Gallen 1891. 1894. — G. Meyer von Knonau, in Heft IX der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 1879, S. 49—64. — R. Stähelin, Die reformatorische Thätigkeit des St. Galler Humanisten V., in Band XI der Basler Beiträge zur vaterl. Gesch., S. 191—262 (1882). — Aschbach, Die Wiener Universität. Bd. II, Wien 1877, S. 392—409. — Geschichte der Historiographie in der Schweiz

von Georg von Wyß, Zürich 1895, S. 189—193. Dazu die im Text angeführten Schriften von Geilfus u. Arbenz. Ernst Götzinger.

Wattenschnee: Johannes W. (Wattinschnee, in französischem Zusammenhang auch Battenschnee), ein Buchdrucker und Buchhändler, der im 15. und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts als solcher thätig war. Sein eigentlicher Name war Schabeler („Sch. genannt W.“), der gleichfalls sehr verschieden geschrieben wurde (Schabler, Schabeller, Tschabeler, Zschabeler, latein. Scabelerus, französ. Cabiller, Cabillier) und gegenüber dem Beinamen später mehr in den Hintergrund trat. Von Bottwar (in Württemberg) stammend wie der Basler Buchdrucker Nikolaus Keßler und der Lyoner Martin Huß folgte er in der Wahl des Berufes und des Wohnortes diesen seinen Landsleuten. 1473 wurde er in die Universitäts-Matrikel von Basel eingetragen und hier war es ohne Zweifel, wo er die Buchdruckerkunst erlernte. Diese sehen wir ihn sodann selbständig in Lyon ausüben, indem er hier in Gemeinschaft mit Matthias Huß, dem Sohne (?) des obengenannten Martin Huß, in den Jahren 1483 und 1484 mehrere Werke herausgab. Nach der bald darauf erfolgten Trennung beider, scheint W. sich vom Buchdruck ganz ab- und ausschließlich dem Bücherhandel zugewandt zu haben. Wenigstens kennt man keinen Druck, der seinen Namen (als Drucker) allein tragen würde (auch Hain Nr. 2 ist von W. und Huß gemeinsam herausgegeben). Als „Buchführer“ aber läßt er sich Ende 1494 in die Safranzunft in Basel aufnehmen, in deren Heizgeldrodel sein Name auch in den Jahren 1499—1512 vorkommt; 1495 erwirbt er auch das Bürgerrecht von Basel. Wollte man aus diesen Daten schließen, daß W. in der eben genannten Stadt seinen Wohnsitz gehabt habe, so würde dies wohl nicht das Richtige treffen. Denn auch in Lyon ist er heimisch; er hat dort (z. B. um 1502) „feu et lieu“ und wird deshalb zu den Bürgern gerechnet (seine Geschäftsräume waren im Haus „zum Basler Schild“). Dem entspricht, daß er in mehreren Pariser Drucken aus den Jahren 1506—18 als mercator (oder bibliopola) Lugduni moram trahens bezeichnet wird, und so ist wohl als sein eigentlicher Wohnort Lyon zu betrachten; erst in späteren Jahren scheint er sich ganz nach Basel zurückgezogen zu haben. Es mag sein, daß W., wie da und dort zu lesen ist, in Lyon und Paris als Vertreter Joh. Amerbach's (und Froben's) thätig war — zu ersterem trat er durch die Verheirathung seiner Tochter mit dessen Sohn Bruno auch in verwandtschaftliche Beziehungen —, aber die selbständige Thätigkeit wog nach allem entschieden vor. Den Handel mit Büchern betrieb, er seinem Beinamen Ehre machend, mit solcher Rührigkeit, daß wir in den Briefen der Gelehrten und Buchhändler seine Spur bald in Basel, bald in Paris, bald auf der Frankfurter Messe finden. Daneben zog er aber auch den Verlag in den Kreis seiner Unternehmungen. Panzer führt 11 Drucke auf — und es sind dies gewiß nicht alle —, die in den Jahren 1504—18 von ihm in Gemeinschaft mit dem großen Buchhändler Jean Petit in Paris verlegt worden sind; wir finden darunter außer einer latein. Bibel namentlich kirchenrechtliche Werke. Auch in Basler Drucken aus späterer Zeit begegnen wir ihm öfter als Verleger. Die Marke, deren er sich dabei bediente, zeigt unter einem Portal zwei geflügelte Knaben, die einen auf dem Boden stehenden Schild halten; derselbe ist zugleich durch ein Band an dem Aste eines dürren Baumes befestigt und enthält ein großes W, dazwischen klein J S, am Fuß der Wahlspruch: durum pacientia frango. In welchem Jahr W. gestorben ist, weiß man nicht. Wenn er selbst und nicht sein Sohn es ist, von dem wir in Thomas Platter's Selbstbiographie lesen: „Da (um 1536) gaben mier ettlich Herren zu truken, als Herr W., Frobenius u. s. w.,“ und der z. B. 1538 und wieder 1540 bei

Platter ein griechisches Neues Testament verlegt hat, so muß er ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht haben, und bis zuletzt rüstig gewesen sein.

Vgl. Hain's Repertorium bibliogr. (mit Burger's Register). — Panzer, Annales typogr. vol. VII, p. 509 sqq. VIII, 33 sqq. XI, 478 sqq. — Claudin, Antiquités typogr. de la France I (1880) p. 70 sq. — Correspondance des réformateurs etc. par Herminjard vol. I resp. 3. 5, 1886 sqq. (Register); im übrigen Bernoulli in: Basler Büchermarken herausgegeben von Heitz, 1895, wo S. XXVII f. auch die weiteren Quellen angeführt sind und S. 73 sich eine Wiedergabe des Verlegerzeichens findet. K. Steiff.

Wattenwyl: Alexander Ludwig v. W., geboren 1714 als Sohn einer sehr angesehenen Berner Familie. Er war im J. 1739 Mitglied der von Professor Altmann geleiteten deutschen Gesellschaft, trat später der helvetischen Gesellschaft bei, deren Präsident er 1766 wurde. Seit seinem Eintritt in den großen Rath (1745) gehörte er bis zu seinem Tode (October 1780) in verschiedenartigen Stellungen dem öffentlichen Leben an: so fiel ihm im J. 1749 die Aufgabe zu, in amtlichem Auftrage die Vertheidigung der drei der Verschwörung angeklagten Henzi, Wernier und Fueter zu führen; er versah von 1752—1758 die Landvogtei Nidau, dann die Obercommandantur des Münsterthals. Seit 1762 war er Mitglied der Bibliothekcommission und des Schulrathes und bekleidete zugleich die Stelle eines obrigkeitlichen Censors. In diesen Stellungen hat er u. a. dafür gewirkt, daß die bis jetzt geheim gehaltenen Chroniken der Stadtbibliothek zugewiesen wurden, wo sie der öffentlichen Benutzung zugänglich waren und daß im J. 1778 Walther als Professor des vaterländischen Rechtes angestellt wurde. Seine Mußezeit widmete er ausschließlich dem Studium der vaterländischen, namentlich bernischen Geschichte. Im Laufe der Jahre vertieften sich seine Gedanken über den Werth der bisherigen historischen Leistungen, namentlich durch den brieflichen Verkehr mit Bodmer, Schinz, Zurlauben, Salis und Iselin, immer mehr; sein Glaube an die Zuverlässigkeit der Chronisten im allgemeinen war tief erschüttert und im besonderen glaubte er manche Ueberlieferungen aus der ältesten Zeit Berns in das Gebiet der Fabel verweisen zu dürfen. Um so auffallender ist es, wenn er in dem bekannte Streite um die Existenz Tell's gegen Haller für Balthasar Partei ergriff und dessen Streitschrift wegen ihrer großen Klarheit unbedingt lobte (Brief an Balthasar vom 25. Januar 1761). Vielleicht gebührt diesem Urtheil nur der Werth eines freundschaftlichen Complimentes; denn W. besaß ein zu ausgesprochenes kritisches Talent, das in seinen eigenen historischen Arbeiten in erfreulicher Weise zu Tage tritt. Sein Hauptwerk ist die 1754 zuerst erschienene „Histoire de la confédération suisse“, die in der ersten Auflage bis 1516, in der dritten bis 1603 reichte. Eine tüchtige Kenntniß der Chronisten und auch der Urkunden, — mit deren Sammlung er sich durch Jahrzehnte beschäftige, — sowie eine ruhige, sachliche Darstellung zeichnen vortheilhaft den Verfasser vor manchen Zeitgenossen aus. Sein Werk erfreute sich auch großer Beliebtheit und erlebte eine doppelte Uebersetzung in das Deutsche.

Unter seinem handschriftlichen Nachlasse (Stadtbibliothek Bern) nehmen die Arbeiten: „Histoire du gouvernement de Berne“ und die „Histoire de la ville de Berne“ unbedingt die erste Stelle ein. Er besaß die Fähigkeit, verfassungsmäßige Zustände aus den Urkunden heraus zu eruiren und zugleich auch den Muth, alte, liebgewordene Ueberlieferungen preis zu geben, wenn er sie als haltlos erkannt hatte. Er bearbeitete auch die Geschichte einzelner bernischer Landschaften, sammelte das Material für eine Münzgeschichte und beschäftigte sich mit der Herstellung einer historischen Karte der Schweiz während des Mittelalters. (Er ist nicht zu verwechseln mit dem Alexander Ludwig v. Wattenwyl, der im J. 1767 von der Regierung beauftragt wurde, eine Karte des Kantons

Bern aufzunehmen). Ein ausführliches Memorial über den Stand der Neuenburger Angelegenheit vom bernischen Gesichtspunkte aus verdient erwähnt zu werden (enthalten in einem Briefe an Balthasar vom 26. April 1768). Auch sonst fehlte es ihm nicht an guten Ideen: er hat als der Erste für die Errichtung einer schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft gesprochen (1747) und Balthasar gegenüber äußerte er, wie er ihm sein Tableau du gouvernement de Berne übersandte (1765): „Wir sollten der Schweiz ein Werk schaffen, welches uns lehrt, uns selbst zu kennen. Balthasar, Schinz, Zurlauben, Iselin, Salis und ich könnten dies unternehmen.“ Diese Geschichte der schweizerischen Verfassungen kam aber nicht zustande. W. gehört sowohl nach seinen Arbeiten wie nach seiner Erkenntniß zu den besseren Historikern welche das 18. Jahrhundert aufweist.

Von ihm sind im Druck erschienen: „Lettres à Mr. de Bochat sur l'origine des ducs de Zeringuen“ (Mercure de Neuchatêl 1746, p. 230—249, sept., und Journal hélvétique 1747, p. 547—93, juin); „Verteidigungsrede für Henzi, Wernier und Fueter“ (Journal hélv. 1749 p. 118—129, août); „Brief an Bodmer über die ursprüngliche Freiheit der Stadt Bern“ (Neueste Sammlungen vermischter Schriften I, Stck. 3, S. 38—59, 1753); „Histoire de la confédération suisse“ 2 vol. Berne, 1754 (geht bis 1516). 2. Aufl. 1757 (geht bis 1531). 3. Aufl. 1768 Yverdon (reicht bis 1603); 1765 veröffentlichte er „die bei Uebergabe der Landvogtei Nidau an seinen Nachfolger gehaltene Rede“. (Nach einem Briefe an Balthasar vom August 1765. Die Rede konnte ich nicht finden); „Rede in der helvetischen Gesellschaft“ (Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft von 1766, S. 95—105); „Ueber die Staatsverfassung der Stadt und Republik Bern“ (nach Wattenwyl's Tode veröffentlicht im schweizerischen Museum 1783, S. 148—171).

G. Tobler, die Chronisten und Geschichtschreiber des alten Bern, in der Festschrift zur Gründung Berns 1891, S. 75—78. — G. v. Wyß, Geschichte der schweizerischen Historiographie S. 303. G. Tobler.

Wattenwyl: Karl Rudolf Eduard v. W. (1820—1874) stammte aus einem zwar nicht adeligen aber patricischen Geschlechte, welches, wie wenig andere, dem Berner Lande seit dem 14. Jahrhundert eine große Zahl von verdienten Männern geliefert hat und zu den bedeutungsvollsten Trägern seiner vaterländischen Geschichte gehört. Der Ursprung der Familie geht nach allgemeiner Annahme auf das Dorf W. bei Thun zurück, wo die Vorfahren als Lehensträger erscheinen. Der Vater, Karl v. W., Besitzer der ehemaligen Freiherrschaft Dießbach bei Thun, war Oberamtmann des Bezirkes Konolfingen und galt als ein umsichtiger, über enge Vorurtheile seiner Standesgenossen hinausblickender Mann, der auch 1821 in einer Flugschrift für Verbesserungen im Staatswesen eintrat. Dem entsprach auch die Erziehung seines Sohnes, den er im Widerspruch mit der Uebung zu einem Fachstudium bestimmte. Eduard v. W., getauft den 23. März 1820, studirte in den Jahren 1839—42 auf den Universitäten zu Bonn, Heidelberg und Berlin mit aller Gründlichkeit die Rechtswissenschaft und erwarb sich 1843 die Berechtigung zur Ausübung des Berufes als Anwalt, wenn auch ohne Absicht, von derselben Gebrauch zu machen. Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und nach dem Tode des Vaters Eigenthümer des Schloßgutes zu Dießbach, übernahm er sofort dessen Verwaltung, aber „er betrachtete“, wie sein Freund und Biograph v. Segesser sagt, „den Namen, den er trug, als eine Erinnerung an die Pflicht, nicht als einen Anspruch an ein Recht, und die Glücksgüter, die Gott seinem Hause verliehen, nicht als ein Mittel des Genusses, sondern als eine Hülfsquelle zur Erreichung der edelsten Lebenszwecke“. Wo man seine Dienste in Anspruch nahm, da stellte er sich zur Verfügung. Er wurde Mitglied des Ge-

meinderaths und der Kirchenvorsteherschaft in Dießbach; seit 1846 Oberlieutenant im Eidgenössischen Generalstabe, stand er als Adjutant des Obergenerals Dufour im Sonderbundskrieg von 1847, und wurde 1856 Major eines Bernischen Landwehrbataillons. Bei dem Regierungswechsel des Jahres 1850 wählte ihn der Kreis Dießbach zum Mitglied des Großen Rathes, dem er bis 1858 und dann wieder von 1866 bis zu seinem Tode angehörte. Daneben war er Vorsteher seiner Zunftgesellschaft in der Stadt Bern, Präsident der Dampfschifffahrtsgesellschaft auf dem Thuner- und Brienzersee, und bethätigte sich mit Eifer an gemeinnützigen Werken, an der Leitung einer Armenerziehungsanstalt und einer Privatschule. Von strenggläubiger Ueberzeugung erfüllt, widmete er auch dem religiösen und kirchlichen Leben großes Interesse und war Mitglied der kantonalen Kirchen-Synode und ihrer engern Vorsteherschaft. Im J. 1863 ließ er eine Flugschrift erscheinen, die in sehr entschiedener, wenn auch in der Sache äußerst vorsichtiger Weise eine Reform der Berner Bürgergemeinde befürwortete und den ersten Anstoß gab zu späteren Aenderungen. Besonders aber wandte er sich seit 1858 mit ganzer Energie historischen Arbeiten zu. Die Verstimmung über den Gang der Gegenwart lenkte ihn zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Vergangenheit. Sein älterer Freund, der Staatsschreiber und Staatsarchivar Moritz v. Stürler, war es, der ihm diese Aufgabe zu stellen wußte und ihm zugleich als erfahrener Führer diente. Beständig in Gemeinschaft mit diesem gründlichsten Kenner der Bernischen Urkundenschätze arbeitend, veröffentlichte er zunächst einige kleinere Abhandlungen: „Das Verhältnis Berns zum Herzog von Zähringen“ (Archiv des historischen Vereins von Bern, Bd. V); „Die Bernischen Burglehen in der Herrschaft Kiburg“ (ebd. Bd. VII); „Der Raronhandel, 1421—23“, und eine Monographie „über die Herrschaft Dießbach“ (beide ebd. Bd. VIII); „Das öffentliche Recht der Landgrafschaft Klein-Burgund“ (Archiv für Schweizer Geschichte, Bd. XIII); „Die Vogtei, vorzüglich mit Rücksicht auf das Gotteshaus Rüeggisberg“ (ebd. Bd. XV). Einige weitere Beiträge erschienen im „Berner Taschenbuch“, und in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, deren Mitarbeiter er für die ersten Bände gewesen ist. Endlich gelang es ihm, diese Vorstudien zusammenzufassen zu seinem größeren Werke, der „Geschichte von Stadt und Landschaft Bern“, von welcher der erste Band 1867 in Schaffhausen, der zweite 1872 in Bern herausgekommen ist. Trotz seines von Hause aus durch und durch conservativ gearteten Wesens hat W. mit vollster kritischer Schärfe und Unbefangenheit seine Darstellung auf den zuverlässigen Boden der Urkunden gebaut, und dabei namentlich die rechtshistorischen Verhältnisse mit selbständiger Klarheit erfaßt. Seit 1869 war er Präsident des historischen Vereins von Bern, und im gleichen Jahre ehrte ihn die Universität mit dem Doctortitel honoris causa. Das Werk geht nur bis zum Ende des 14. Jahrhunderts; eine Fortsetzung zu bringen, war ihm nicht vergönnt, obwohl die Vorarbeiten dazu bereits gesammelt waren. Mitten in der Arbeit begriffen, starb er an einem rasch verlaufenden Gehirnleiden, wenig mehr als 54 Jahre alt, am 14. December 1874 in Bern.

v. Segesser, Kleine Schriften, Bd. II, S. 471—474. — M. v. Stürler, Vertrauliches aus meinen Erinnerungen an Hrn. E. v. W. als Historiker, im Archiv d. histor. Vereins v. Bern, Bd. XII, S. 449—474. Blösch.

Wattenwyl: Emanuel v. W. (1693—1766), aus einer der vornehmsten Familien des städtischen Patriciats im J. 1693 in Bern geboren, trat in der Weise seiner Standesgenossen schon sehr früh, als Officier in einem Schweizerregiment, in den Dienst der Vereinigten Niederlande. Seine Tüchtigkeit verschaffte ihm rasch die Achtung seiner Obern, wie die Liebe seiner Untergebenen. Seit 1734 Hauptmann im Berner Regiment „von Stürler“, und nun von Stufe zu

Stufe steigend, wurde er 1750 Oberstcommandant des Regiments und erhielt den Titel eines Generalmajors. Im gleichen Jahre indeß verließ er den Dienst, kehrte nach Bern zurück, wo er schon seit 1735 dem Großen Rath der „Zweihundert“ angehörte, und wurde zum Amte eines Landvogtes erwählt in der nicht lange vorher durch Bern erkauften ehemaligen Deutsch-Ordens-Commende Könitz nahe bei der Stadt. Er ist im J. 1766 gestorben. Er war zweimal verheirathet und hat eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Ohne hervorragende Kriegsthaten gehört er zu denjenigen Bernern, welche es verstanden haben, durch Ordnungsliebe, Pflichtgefühl und soldatischen Geist die guten Traditionen der Schweizer Söldner aufrecht zu erhalten und ihrem Vaterlande auch in der Fremde Ehre zu machen.

Markus Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, Aarau 1812 S. 564. — May, Histoire militaire des Suisses et celle des Suisses aux différens services de l'Europe. Lausanne 1788 tom. VIII p. 220. Blösch.

Wattenwyl: Friedrich v. W. (1700—1777) wurde am 16. Februar 1700 in Bern getauft. Sein gleichnamiger Vater gehörte zu den Leuten, welche eben damals von der neuen religiösen Bewegung ergriffen worden waren; „er ergab sich“, wie ein Zeitgenosse sagt, „sehr dem Pietismus“. Er weigerte sich den von der Regierung geforderten, gegen alle kirchlichen Neuerungen gerichteten sogenannten Associations-Eid zu leisten und verzichtete deßhalb, obwohl vermöge seiner Abstammung zu den höchsten Ehrenämtern der Republik bestimmt, auf eine Wahl in den Großen Rath, in die Reihe der Regierenden. Dadurch vom politischen Leben überhaupt ausgeschlossen, zog er nach dem Kanton Neuenburg, kaufte die Besitzung Montmirail am Ufer des Sees und baute das später berühmt gewordene Schloß. Seinen Sohn Friedrich sandte er, dieser Gesinnung entsprechend, 1715 zur Erziehung in das Paedagogium in Halle. Hier trat nun der Jüngling in ein schwärmerisch enges Freundschaftsverhältniß zu dem gleichaltrigen Grafen Ludwig v. Zinzendorf. Von diesem äußerst lebhaften Geiste angezogen und beherrscht, schloß er mit ihm „einen speciellen Bund“ zur Bekehrung der Heiden. Diese Freundschaft entschied über sein Leben. Von einer größeren Reise mit seinem älteren Bruder Nikolaus v. W. von Paris heimkehrend, hatte er 1720 wieder eine Zusammenkunft mit dem Grafen, und dieser, der ihn in einem Empfehlungsbriefe als „einen Theil seines Herzens und seiner Hoffnung in der Welt“ bezeichnete, hätte ihn schon jetzt gern mit sich nach Deutschland genommen als Mitarbeiter bei seinen großartigen religiösen Plänen, und 1722 verließ v. W. wirklich seine Heimath „abgestoßen durch die Philosophie und die Verführung der Welt“. Es ging nach Berthelsdorf zu dem Grafen und erneuerte mit ihm seinen Herzensbund, mit dem Versprechen, „gemeinsam die Mauern Zions zu bauen“. Im März 1723 hatte er das sonderbare Mißgeschick wegen eines übel ausgelegten Trostbriefes an einen Angeklagten selbst verdächtig, durch ein Commando reitender Trabanten verhaftet, nach Dresden geführt und ins Gefängniß gesetzt zu werden. Sodann begleitete er seinen Freund auf seinen Reisen nach Schlesien und nach Prag, wo er der Krönung Kaiser Karl's VI. beizuwohnen Gelegenheit hatte, während Zinzendorf selbst vom Monarchen zu einer bedeutungsvollen Privataudienz empfangen wurde. v. W. war es nun, der sich 1724 der aus ihren Wohnsitzen vertriebenen Mährischen Brüder annahm und deren Ansiedelung in Herrnhut betrieb; er wußte Zinzendof für seinen Gedanken zu gewinnen und hat dann auch beim Bau des ersten Versammlungshauses den Grundstein eingeweiht mit einem Gebete, von welchem Zinzendorf gesagt haben soll, daß er nie etwas so Ergreifendes gehört habe. Im September des folgenden Jahres reiste er nach Paris, um dem durch seine religiöse Weitherzigkeit bekannten Cardinal v. Noailles eine von Zinzendorf veranlaßte fran-

zösische Uebersetzung von „Arndts Wahrem Christenthum“ im Namen des Grafen persönlich zu überreichen. Er fand einen äußerst freundlichen Empfang, der große Hoffnungen erwecken konnte, aber freilich ohne Wirkung blieb. Während der Verbannung Zinzendorf's aus Sachsen, 1737—47, überließ dieser seinem Vertrauten zum größten Theile die Verwaltung seiner Güter und die Leitung von Herrnhut. Eine gemeinsame Reise führte die beiden Freunde im December 1739 in die Schweiz, nach Basel und Bern, nach Montmirail zum Vater v. Wattenwyl's und nach dem Dorfe Dießbach bei Thun, zu dem durch seine Frömmigkeit berühmten Pfarrer Samuel Lucius (s. A. D. B. XIII, 715). v. W. war seit 1723 mit einem Fräulein v. Zetzschwitz verheirathet, aber kinderlos geblieben, jetzt adoptirte er 1744 den Candidaten Michael Langguth, der nun den Namen „Johannes v. Wattenwyl“ annahm, und, auf diese Weise ebenbürtig geworden, sich mit einer Tochter Zinzendorf's, der Gräfin Benigna, verehelichte (s. Watteville, u. S. 255). Derselbe ging, 1747 zum Bischof geweiht, bald darauf nach Amerika und nach Grönland und galt als der eigentliche Fortsetzer von Zinzendorf's Werken, namentlich in Hinsicht auf die Mission unter den Heiden. Fr. v. W. blieb bis zum letzten Athemzuge im innigsten Umgang mit dem Stifter von Herrnhut und saß im Mai 1760 an dessen Sterbebette. Er selbst starb erst im April 1777. Der Biograph Zinzendorf's charakterisirt v. W. mit den Worten: „Er hatte lieb und wurde geliebt“. Die väterliche Besitzung Montmirail wurde von einem Herrnhuter aus St. Gallen erworben und ist eine der bedeutendsten Erziehungsanstalten dieser religiösen Gesellschaft geworden.

Spangenberg, Leben des Herrn Nikolaus Ludwig Grafen v. Zinzendorf, 1772, 6 Bde. — J. R. Gruner, Genealogie der Bernischen Geschlechter, Handschrift der Berner Stadtbibliothek. — J. F. W. Ritter, Leben des Frhrn. Johs. v. Watteville. Alt. 1800. Blösch.

Wattenwyl: Niklaus v. W., Propst, wurde 1492 in Bern geboren, als Angehöriger der herrschenden, als adelig betrachteten Geschlechter. Sein Vater, Jakob v. W., war Erbe eines angesehenen Namens und großen Reichthums, den er durch seine Ehe mit einer Erbtochter vermehrte. Er war Mitglied des regierenden Raths in Bern, Venner im sogenannten Schwabenkriege gegen Kaiser Maximilian (1499) und wurde 1512 Schultheiß von Bern. Als Abgeordneter nach Mailand erlebte er einen der glänzendsten Augenblicke der schweizerischen Geschichte, als im gleichen Jahre 1512 die Eidgenossen in der Lage waren, nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Franzosen das vielumstrittene Herzogthum dem angestammten Fürsten Maximilian Sforza zu übergeben. Er war Feldherr der Berner im Zuge nach Dijon (1513) und dann wieder Unterhändler beim berühmten Bündnisse der Eidgenossen mit dem König Franz I. von Frankreich im J. 1515; er ist 1525 gestorben, schmerzlich betrauert insbesondere von den Freunden der Kirchenreformation, für welche er in ebenso überzeugter, als maßvoller Weise eingetreten war, ohne noch den Entscheid herbeiführen zu können. Niklaus war sein ältester Sohn, er machte im „Gymnasium“ zu Paris theologische Studien und erhielt schon 1508 eine Chorherrenpfründe an dem St. Vincenzenstift zu Bern. Im J. 1512 wurde er „protonotarius apostolicus“, erst Chorherr und dann Probst zu Lausanne, 1515. Im Auftrage seiner Regierung 1517 nach Rom gesandt, um kirchliche Angelegenheiten mit dem heil. Stuhle zu bereinigen, brachte er weitere Anwartschaften zurück, wurde 1518 Abt zu Monthéron im Kanton Waadt, Domherr zu Constanz, und 1521 auch in Basel. Bei Erledigung des Bisthums Sitten durch den Tod des Cardinals Schinner wurde er von Bern in Vorschlag gebracht, doch ohne Erfolg; dagegen erhielt er 1523 die Würde eines infulirten Propstes am Berner Chorherrnstift und war dazu ausersehen, den Bischofsstuhl von

Lausanne zu besteigen, auf welchem die Berner längst einen der Ihrigen zu sehen begehrten. Allein am 1. December 1525 legte er plötzlich seine Propstei in die Hände des Rathes nieder, entsagte gleichzeitig allen andern geistlichen Pfründen, bekannte sich zur reformirten Lehre und verheirathete sich mit einer ausgetretenen Klosterfrau, Clara May, einer Enkelin des berühmten Bartholomäus May (s. A. D. B. XXI, 80). Man schrieb den auffallenden Entschluß der neuen religiösen Ueberzeugung zu, den äußeren Anlaß dazu bot indessen sicher der Hinscheid des Vaters und die damit veränderte Lage. Dagegen hat diese Wendung umgekehrt auf den Fortgang der kirchlichen Bewegung Einfluß geübt. Der gewesene Propst kaufte 1527 die Herrschaft Wyl bei Bern mit allen Zubehörden, lebte als vornehmer Landedelmann und wurde 1534 Mitglied des Großen Rathes. Das Religionsgespräch zu Lausanne im October 1536, durch welches im eben eroberten Waadtlande die Reformation begründet wurde, leitete er als einer der Präsidenten. Im J. 1539 war er Mitglied des sogenannten Chorgerichtes, welchem die Aufsicht über Glauben und Sitten oblag; im übrigen scheint er persönlich wenig hervorgetreten zu sein. Er ist am 12. März 1551 gestorben als Stammvater eines zahlreichen und vielverzweigten Geschlechtes. Sein jüngerer Bruder, Johann Jakob, Freiherr zu Colombier, und ebenso sein ältester Sohn Johannes, sind beide zur Schultheißenwürde emporgestiegen, ersterer 1539, letzterer 1582.

Val. Anshelm, Berner Chronik. (n. A.) Bd. V, S. 121. — Rathsbücher und Acten des Berner Staatsarchivs. Blösch.

Wattenwyl: Nikolaus Rudolf v. W., Schultheiß von Bern und Landammann der Schweiz, wurde am 3. Januar 1760 zu Aarburg geboren, wo sein Vater, der Rathsherr Rudolf Sigmund v. W., damals Bernischer Festungscommandant und Landvogt war. Hier empfing er im Kreise einer sittlich ernsten, religiös gesinnten Familie seine erste Erziehung, die dann durch einen ausgezeichneten Hauslehrer, den späteren Professor Johann Ith (s. A. D. B. XIV, 643) und durch einen Aufenthalt in einem Institut in Straßburg fortgesetzt wurde. Mit 17 Jahren trat W. in ein Schweizer Regiment in holländischem Kriegsdienst, um sich in der allgemein üblichen Weise weiterer praktischer Ausbildung auf den in der Patricierfamilie selbstverständlichen Staatsdienst vorzubereiten. Im J. 1784 nach Bern zurückgekehrt, wurde er zuerst Hauptmann in einem Grenadierregiment, dann „Landmajor“ des Regiments „Thun“ und begann, nachdem er sich verheirathet hatte, 1795 seine politische Laufbahn durch Aufnahme in den Großen Rath, die souveräne Behörde der Republik, den Eingang zu allen höheren Staatsämtern für die Bernische Aristokratie. Allein bereits war diese Berner Aristokratie der Gegenstand gefährlicher Bedrohung, bald geheimer und bald offener Angriffe von seiten des revolutionären Frankreich. W. zählte sich zur Partei des Schultheißen v. Steiger (s. A. D. B. XXXV, 584), der nicht in schwächlichem Nachgeben, sondern in fester Behauptung der Selbständigkeit die Zukunft des Landes am besten zu sichern glaubte. Als es im März 1798 zum Kriege kam, stand W. zuerst mit 500 Mann bei Murten, und hatte nachher Gelegenheit, sich auszuzeichnen in dem zwar glücklichen, aber thatsächlich nutzlosen Gefechte bei Neuenegg. Nach dem Einzuge der Franzosen in Bern wurde er zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, zog sich aber bald, ferne vom politischen Leben, auf seinen Landsitz am Murtensee zurück. Erst 1802 betheiligte er sich wieder an der Vertreibung der unterdessen unbeliebt gewordenen Helvetischen Regierung, und erhielt dann einen Ruf zu dem vom I. Consul Bonaparte in Paris versammelten Rathe, der sogenannten „Consulta“, welche der Schweiz eine neue Verfassung geben sollte. Als Mitglied eines engeren Ausschusses kam W. in folgenreicher Weise in directen

Verkehr mit dem gewaltigen „Vermittler“. Als er „aus der Hölle der Politik“ wieder nach Bern zurückkehrte und sein Kanton sich wieder neu constituirte, wurde er jetzt sofort als Schultheiß an die Spitze gestellt. Die Aufgabe, die er damit übernehmen mußte, war eine außerordentlich schwierige, indem nicht nur das Verhältniß zu dem beständig drohenden Machthaber in Paris, sondern auch die Umtriebe innerer, in entgegengesetztem Sinne die Regierung bekämpfender Parteien jede ruhige Entwicklung störten. Mit dem Jahre 1804 wurde W. auch Landammann der Schweiz, nach den Bestimmungen der „Mediations-Verfassung“, welche diese neue Würde als Centralgewalt der Eidgenossenschaft eingeführt hatte. In dieser Eigenschaft hatte er das Glück, die französischen Truppen endlich abziehen zu sehen, war jedoch gleich darauf genöthigt, einen Aufstand im Kanton Zürich mit großer Energie niederschlagen zu müssen, um einem neuen Einmarsch der Fremden zuvorzukommen. Im April 1805 hatte er in Chambéry mit Napoleon zu verhandeln, als gewisse Aeußerungen des Kaisers und daherige Gerüchte ernste Besorgnisse weckten für das Schicksal der Schweiz. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich wurde ihm von der Tagsatzung der Oberbefehl übertragen über die zur Sicherung der Grenzen aufgestellten Truppen. Das Jahr 1806 brachte ihm eine neue Sendung nach München und 1807, nach dem Abschluß des Friedens von Tilsit, eine solche nach Paris, die ihn vom Juli bis in den October festhielt. Bei der Abschiedsaudienz versicherte ihn Napoleon nicht nur seines persönlichen Zutrauens, sondern auch seines Wohlwollens für die Schweiz; allein kurz hernach war wieder von der Absicht des Kaisers die Rede, die Schweiz mit Frankreich zu vereinigen. Mit dem Jahre 1810 fiel W. zum zweiten Mal die Würde und Verantwortlichkeit des obersten Magistraten der Eidgenossenschaft zu. Je höher die Macht des Franzosenkaisers stieg, um so schwieriger wurde es, auch nur den Schein der Selbständigkeit zu wahren. Die Schweiz mußte mit großen Anstrengungen ihre Regimenter im französischen Dienste vollzählig halten, mußte sich zum Anschluß an das Continentalsystem bequemen, mußte es geschehen lassen, daß Frankreich im November 1810 den Kanton Wallis um der neuerbauten Simplonstraße willen einfach wegnahm und einen Theil des Tessinischen Gebietes besetzte. Nur durch Schweigen war dem gänzlichen Untergang auszuweichen; aber an seinen Freund, den Landammann Reinhard von Zürich (siehe A. D. B. XXVIII, 39), schrieb W.: „Meine Seele überquillt von Indignation, von Trauer und von Ingrimm.“ Und mit allen diesen Demüthigungen, die dem Patrioten zugemuthet wurden, konnte man es nicht hindern, daß Napoleon in böser Laune den Abgesandten der eidgenössischen Tagsatzung die Worte hinwarf: „Un beau jour, à minuit, je signerai la réunion!“ Schließlich verlangte derselbe auch noch von der Schweiz die Betheiligung am russischen Feldzuge, und so wenig als andere größere Staaten war sie in der Lage, sich diesem Ansinnen zu entziehen. Hier hatte W. auch persönlich zu leiden; sein ältester Sohn, der gegen seinen Wunsch aus politischer Rücksicht aus dem preußischen Dienste in die französische Armee hatte eintreten müssen und in der Umgebung Napoleon's vielfach ausgezeichnet worden war, kam, erst 24 Jahre alt, bei Borodino um. Die Schwierigkeiten der politischen Stellung nahmen zu, als der Krieg von 1813 die Weltmacht Frankreichs zum Wanken brachte. Noch wußte man nicht, wohin der Sieg sich schließlich wenden würde. W. hoffte, daß die Schweiz neutral bleiben könne, die alliirten Mächte dagegen wünschten den Anschluß an die Niederwerfung des Unruhestifters, und ihre Generäle namentlich forderten, daß ein Theil ihrer Armeen die Straßen durch die Schweiz benützen sollte. Am 20. November 1813 erklärte sich die Tagsatzung für den Grundsatz der Neutralität und erließ eine bezügliche Proclamation; W. wurde auch diesmal (22. Mai)

dazu berufen, als General der eidgenössischen Truppen diesem Grundsatz Achtung zu verschaffen; allein es gab in Bern eine Partei, „bei welcher die Erinnerung an die Vergangenheit die Erkenntniß in die Bedürfnisse der Gegenwart überwog“, eine Partei, die für W. um so gefährlicher war, weil sie aus seinen Standesgenossen, den Bernischen Aristokraten, bestand. Diese glaubten, von seiten des österreichischen Hofes dazu ermuthigt, den Einmarsch der alliirten Armeen benützen zu sollen zur Auflösung der bisherigen Regierung und zur Wiederherstellung der vorrevolutionären, oligarchischen Verfassung. Am 19. December erschien der Graf von Senfft-Pilsach vor dem Kleinen Rathe der Stadt Bern und gab, zwar ohne förmliche Beglaubigung, aber „im Auftrage seines Herrn, des Kaisers von Oesterreich“, die Erklärung ab: „Es haben die verbündeten Mächte die Nothwendigkeit erkannt, das Schweizerische Gebiet durch ihre Armeen betreten zu lassen. Die Neutralität der Schweiz, zuerst verletzt durch französische Gewaltthat, sei bei der dermaligen Lage der Dinge ein leeres Wort. Die Constitution des Kantons Bern, welche, auf der Mediationsacte gegründet, das Gepräge fremder Willkür trage, könne keinen Tag länger bestehen, sobald dieser fremde Druck aufhöre u. s. w.“ Die Behörde lehnte es ab, auf dieses Ansinnen einzugehen, aber zwei Tage später wurde dasselbe wiederholt, in einer Weise, die jeden Zweifel und damit auch jeden Widerspruch ausschloß. W. war als Obergeneral von Bern abwesend, und während er schriftlich, aber umsonst, vor solchen Umtrieben warnte, mußte er nun seinerseits — er hatte nur 12500 Mann um Basel herum zu seiner Verfügung — der militärischen Uebermacht weichen, um nicht durch völlig nutzlose Widerstandsversuche die Zukunft des Landes noch schwerer zu gefährden. Die Truppen wurden entlassen und der General legte sein Commando nieder. Die Auflösung der Berner Regierung erfolgte im gleichen Augenblick, da die ersten Abtheilungen der alliirten Armeen in die Stadt einrückten. Die Mitwirkung in der sich neu bildenden Behörde lehnte W. ab; sein Urtheil über das Vorgehen der Mächte geht aus einem Gespräch mit Senfft-Pilsach hervor, in welchem er dasselbe in Parallele setzte mit den Wegen, welche das revolutionäre Frankreich 1798 gegen Bern eingeschlagen hatte. Zu dieser Auffassung war um so mehr Grund, als auch die aristokratische Partei in den erregten Erwartungen getäuscht wurde; von einer Wiedergewinnung der ehemaligen Unterthanenlande, den nunmehrigen Kantonen Waadt und Aargau, konnte nicht mehr die Rede sein, und Bern lief Gefahr, durch diese Forderung sich gänzlich von der übrigen Eidgenossenschaft zu trennen; erst im J. 1815 entschloß es sich wieder zur Beschickung der eidgenössischen Tagsatzung. Bei Bestellung einer neuen Regierung wurde W. wieder zum Schultheißen erwählt; trotz der Feindschaft, die er sich bei den extremsten Anhängern der alten Zustände gezogen hatte, war er doch der einzige, welcher unter den leidenschaftlich aufgeregten Parteien das allgemeine Vertrauen besaß und in den Schwierigkeiten der Lage nicht entbehrt werden konnte. Er hatte nur den Standpunkt Berns zu vertreten bei der Neugestaltung der Schweiz in den Verhandlungen einerseits mit der eidgenössischen Tagsatzung, andererseits mit dem Wiener Congreß. Bern mußte auf Waadt und Aargau verzichten, dann auch — nach anfänglicher Ablehnung — als angebliche Entschädigung sich das ehemalige Fürstbisthum Basel anfügen lassen, ein in Bekenntniß und Sprache fremdes Gebiet. W. stand an der Spitze derjenigen Partei, welche „die nun einmal zur Thatsache gewordenen Zustände nach dem Geiste der Verfassung zum allgemeinen Wohl und zur Befriedigung billiger Wünsche auszubilden trachtete, ohne begehrlichen Rückblick in die vergangene Zeit“. Als Schultheiß von Bern jetzt Jahr um Jahr mit seinem Freunde N. Fr. v. Mülinen (s. A. D. B. XXII, 783) wechselnd, konnte W. sich jetzt dem inneren Ausbau zuwenden, der Bekämpfung

der Noth im Theuerungsjahre 1817, und gesetzgeberischen Arbeiten, namentlich der Aufstellung eines vollständigen bürgerlichen Gesetzbuchs. Im Juni 1818 wurde die Einverleibung des neuen Gebietes förmlich vollzogen. W. stand an der Spitze der Bernischen Abordnung bei der Feierlichkeit. Allein bald erhoben sich neue Störungen von außen her. Nachdem der Liberalismus des Kaisers Alexander I. die volle Wiederaufrichtung der Aristokratie in Bern verhindert hatte, zeigte sich jetzt eine entgegengesetzte Stimmung. Das Metternichische Legitimitätsprincip nahm Anstoß an den demokratischen Formen und war voller Mißtrauen gegen die republikanische Schweiz. Der eben jetzt zur katholischen Kirche übergetretene Karl Ludwig v. Haller (s. A. D. B. X, 431) und eine kleine, aber eifrige, mit ihm in Verbindung stehende Partei — worunter selbst der Gesandte eines auswärtigen Staates — waren beflissen, die Vorurtheile zu unterhalten. Beständige Beschwerden wegen angeblicher Begünstigung der Revolution und Duldung geheimer staatsfeindlicher Gesellschaften ließen das Land nicht zur Ruhe kommen und hemmten das Wirken des so durch und durch conservativ-denkenden Staatsmannes, der sich seinerseits beklagen mußte über die Benutzung sehr fragwürdiger Mittelspersonen durch die Vertreter der europäischen Ordnung. Sogar die Fälschung des Wortlautes diplomatischer Noten scheute man nicht, um gegen die unbequeme Mäßigung Wattenwyl's im Auslande Mißtrauen zu wecken. Das Jahr 1821 brachte den Schultheißen zwar in persönliche Berührung mit dem Könige von Preußen, den er auf dessen Reise nach Verona im Fürstenthum Neuenburg zu begrüßen hatte; aber die Kundgebungen allgemein menschlichen Interesses für die Befreiung Griechenlands und die Aufnahme der griechischen Flüchtlinge schufen neuen Anstoß, und die Reclamationen nahmen kein Ende. In scharfen Worten gab W., der 1823 wieder als Präsident des Vorortkantons auch die eidgenössischen Geschäfte zu leiten hatte, vor der versammelten Tagsatzung seinem Unmuth über diese Anfeindungen in einer nachher gedruckten Rede Ausdruck: „Leidenschaftliche Menschen, die unter dem Scheine des Eifers für Rechtmäßigkeit gleichwohl von eigentlich revolutionärem Sinne behaftet sind, denen die ungestörte Ruhe und Eintracht der Schweiz zur Erreichung ihrer feindseligen Absichten hinderlich ist, und die durch vorgebliche Aufdeckung selbsterfundener Complotte und Verschwörungen sich Geld und Ehren zu verschaffen hoffen, haben beim Auslande Magistrate, Regierungen und ganze Massen von Einwohnern der Schweiz als Anhänger und Beförderer ruhestörender und staatsgefährlicher Grundsätze zu verdächtigen, jede aufgefaßte, freie, individuelle Aeußerung über politische Ereignisse verleumderisch als allgemein revolutionäre Gesinnung darzustellen und dadurch selbst die wohlwollenden Gesinnungen großer Monarchen gegen unser Vaterland zu schwächen gesucht.“ Besonders unangenehm gestaltete sich schließlich das Verhältniß zu dem Botschafter Frankreichs; in der royalistischen Pariser Presse wurde W. als „Jakobiner“ bezeichnet. Eine trefflich geordnete und gewissenhafte innere Verwaltung, welche ohne Steuererhebung die Bedürfnisse des Staates bestritt, hatte unterdessen den Volkswohlstand wieder gehoben, aber mit den Anforderungen der Neuzeit doch nicht Schritt zu halten vermocht. Der fast vollständige Ausschluß der Landbewohner von allen bürgerlichen Rechten wurde mit wachsendem Unmuthe ertragen. W. suchte einer Erweiterung der Stimmberechtigung Eingang zu verschaffen, aber die meisten seiner Freunde glaubten nur in der unbedingten Festhaltung des Bestehenden die Bürgschaft für die Zukunft erblicken zu müssen. Die Julirevolution in Paris gab das Zeichen zum Ausbruch einer Unzufriedenheit, über deren weite Verbreitung die Regierenden sich getäuscht hatten. Für das Jahr 1831 wurde W. noch einmal zum Schultheißen ernannt, und die Rücksicht auf das bereits erschütterte Ansehen der Regierungsgewalt zwang ihn, wider seinen Willen die Wahl anzu-

nehmen; allein nachdem eine große Volksversammlung die Forderung einer Verfassungsänderung aufgestellt hatte, beschloß der Große Rath am 13. Jan. 1831, die ganze Regierungsgewalt niederzulegen. Noch einmal suchte W. durch Ausarbeitung eines eigenen Verfassungsentwurfes auf den Gang der Umwälzung in mäßigendem Sinne einzuwirken; die weitergehenden Bestrebungen schritten über die wohlgemeinten Rathschläge hinweg. Am 31. Juli 1831 wurde die auf Rechtsgleichheit der Bürger und allgemeines Stimmrecht begründete Verfassung mit überwältigender Mehrheit angenommen, und am 21. October die Regierung an die neu erwählten Räthe übergeben. Dem Schultheißen v. W. fiel diese Aufgabe zu, und er vollzog sie im Namen der Abtretenden „mit ruhigem Gewissen und mit dem Bewußtsein, getreu, gerecht, aufrichtig und mit warmer Liebe zum Vaterlande das ihrer Sorge anvertraute Land regiert zu haben.“ Damit war Wattenwyl's politische Laufbahn zu Ende, aber auch sein Leben eilte rasch dem Schlusse zu; seine Kraft war gebrochen; er starb, ohne die verdiente Ruhe genießen zu können, schon am 10. August 1832, in derselben einfachen Frömmigkeit, die er, jeden Tag mit dem Lesen der heiligen Schrift beginnend, stets bewährt hatte. Ohne eigentlich hervorragende oder gar geniale Begabung war er, vermöge seines praktischen Verstandes, seiner Ehrlichkeit, Nüchternheit, Gerechtigkeitsliebe und eines tief empfundenen, zu jedem Opfer fähigen Patriotismus, ein trefflicher Staatslenker auch in so außerordentlich bewegter Zeit. Als richtiger, geborener Republikaner hat er in einer seiner Reden (1827) als Ziel seiner Regierung bezeichnet: „Religiosität und Sittlichkeit ehren und bei unserem Volke durch Beispiel und festen Willen immer mehr pflegen, strenge Gerechtigkeit mit väterlicher Liebe und Unparteilichkeit ausüben und handhaben, das wahre nationale Interesse vorzüglich beachten, die Ehre und Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft schützen und zu allem die Hand bieten, was wahrhaft Nutzen bringt.“ In diesen Worten liegt sein Wesen als Mensch wie als Staatsmann.

E. F. v. Fischer (gew. Schultheiß), Erinnerung an Nikl. Rud. v. W. Bern 1867. Mit Bildniß (608 S.). — v. Tillier, Geschichte der Helvet. Republik. Bern 1843. 3 Bde. — Derselbe, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der sog. Vermittelungsakte (1803—13) und während der sog. Restaurationsepoche (1814—1830). Bern 1845—46 u. 1848—50. 2 Bde. u. 3 Bde. — Wurstemberger, Lebensgeschichte des Schultheißen Nikl. Friedr. v. Mülinen, im Schweizerischen Geschichtsforscher Bd. IX. Bern 1837. — Hilty, Polit. Jahrbuch der Schweiz. Jahrg. II—IV (1887—89).

Blösch.

Watteroth: Heinrich Josef W., politischer Schriftsteller, geboren zu Worbis im Eichsfelde im ehemaligen Kurfürstenthum Mainz am 17. November 1756, † zu Wien am 13. August 1819. Nach dem Wunsche seiner Eltern sollte er sich dem geistlichen Stande widmen, doch zog ihn seine Neigung zu den rechts- und staatswissenschaftlichen Studien, welchen er in Erfurt und Göttingen oblag. Als ein Lieblingsschüler Schlözer's wurde er speciell auf das Studium der Statistik geführt. Nach Absolvirung der Universität wendete sich W. 1777 nach Wien und trat bei dem Reichshofrath in Praxis, hörte aber daneben an der Universität noch Vorlesungen über deutsches Privatrecht, politische Wissenschaften und Statistik und erwarb sich die juristische Doctorwürde. Durch Sonnenfels angeregt, wendete er sich dem speciellen Studium der Statistik zu und wurde 1783 Professor dieses Faches an der Theresianischen Ritterakademie. Nach der Aufhebung dieses Instituts verlieh ihm Kaiser Josef II., welcher ein besonderes Interesse für W. bekundete, 1786 die Professur der Reichsgeschichte an der Wiener Universität, doch vertauschte er schon 1790 dieses Lehrfach gegen

das der Statistik und erlangte 1791 auch die Professur der politischen Wissenschaften, über deren erstmalige Verbindung mit der Statistik sich W. in einer bemerkenswerthen Antrittsrede verbreitete. Inzwischen war (1786) von dem Cardinal-Erzbischof von Wien, Graf Migazzi, ein heftiger Ansturm gegen ihn als „Voltairianer" erhoben worden; selbst der Staatsrath mußte sich mit der Anschuldigung Watteroth's wegen antikirchlicher Vorträge befassen; doch wurde er schließlich nur ermahnt, „größere Behutsamkeit in der Wahl der Ausdrücke" anzuwenden. Auch noch unter K. Leopold II. erfreute sich W. des Kaiserlichen Vertrauens; 1791 wurde ihm als Professor der Politik und Statistik die Mittheilung aller auf die Verfassung der Länder sich beziehenden Verordnungen zugesichert, der Zutritt zu sämmtlichen Archiven und Registraturen der Centralstellen und der Landesbehörden gestattet, die Vornahme von Bereisungen und die Einsicht in alle Verordnungen der Länderstellen erlaubt. In seinen späteren Lebensjahren beschränkte sich W. auf die Lehrkanzel der politischen Wissenschaften und der politischen Gesetzeskunde, die er bis zu seinem Lebensende inne hatte.

Seine älteren Schriften über Toleranz 1781, gelegentliche Betrachtungen für Heuchler, Liebhaber der Mißbräuche, Kritiker und Consorten 1781, über die Reformation in Deutschland 1781, sind ganz im Geiste der französischen Aufklärung gehalten, wie auch noch seine anstoßerregenden Vorlesungen über Geschichte mit Villaume's „Philotea" in Zusammenhang gebracht wurden. Später schrieb W. ruhiger und objectiver, so die kosmopolitischen Betrachtungen über das erste Regierungsjahr Josef II. 1783, Betrachtungen über Napoleon Bonaparte's bis jetzt ungehinderte Fortschritte zur Unterjochung aller Staaten und Völker von Europa 1805, Stimme eines Deutschen 1809, Politische Vorlesungen über Papiergeld und Bankozettel in Hinsicht auf das Patent v. 20. Febr. 1811, 4 Hefte, 1811. Außerdem gab er Blain's synchronistische Tabellen für die allgemeine Weltgeschichte in deutscher Sprache, vermehrt und fortgesetzt bis auf K. Leopold II. in 2 Bänden 1790 heraus, schrieb über Kunst und Künstler in Oesterreich 1791 u. a. Die Universität Wien besitzt ein gelungenes Bildniß von Watteroth.

Oesterreichische National-Encyclopädie v. Gräffer und Czikann. N. A. VI, 1838. — Kink, Gesch. d. Wiener Universität I, 2, S. 37 u. 297 f. — Ficker in d. Statistischen Monatsschrift II, 57. — Wurzbach s. v.

Inama.

Watteville: Johannes Baron v. W. (Wattenwyl), eigentlich Johs. Mich. Langguth, einer der Mitbegründer der Brüdergemeine und Adoptivsohn Friedrich's v. Wattenwyl (S. 248), wurde am 18. Oct. 1718 zu Walschleben in Thüringen als Sohn eines Predigers geboren. Ueber seine Jugend sind wir nur dürftig unterrichtet. Da sein Vater ein frommer Mann war, wurde er frühzeitig mit der Bibel bekannt gemacht und für das Studium der Theologie bestimmt. Im J. 1735 bezog er die Universität Jena, wo er den Grafen Zinzendorf kennen lernte und einem von diesen und Spangenberg gestifteten frommen Verein von Studenten und jüngeren Lehrern, der unter der Leitung des Bruders Nitschmann stand, beitrat. Während der Jahre 1737 und 1738 leitete er als eigentlicher Lehrer die Erziehung von Zinzendorf's Sohn, des jungen Grafen Christian Renatus. Mit ihm reiste er im J. 1738 nach Berlin, wo er die öffentlichen Reden Zinzendorf's, die einen großen Zulauf von Menschen verursachten, aufzeichnete und für den Druck vorbereitete. Im J. 1739 siedelte er mit vierzig jüngeren Männern nach Marienborn über, aus welchem Anlaß sich das erste theologische Brüderseminar entwickelte. Noch in demselben Jahre wählte ihn Zinzendorf zum Prediger der Brüdergemeine und übertrug ihm am 25. October das Amt

eines Aeltesten oder Helfers des ledigen Brüderchors in der in der Entstehung begriffenen Gemeine im Herrnhaag. In dieser Stellung nahm er auf das eifrigste an den Synoden zu Gotha und Marienborn Theil, wobei er der Versammlung als einziger Protokollist wesentliche Dienste leistete. Als Zinzendorf im J. 1741 nach Amerika reiste, wandte sich W. nach Herrnhut, wo er durch seine liebenswürdige Persönlichkeit und durch seine begeisterten Vorträge ein ganz neues Leben in die Gemeine brachte. „Durch ihn hauptsächlich wurde das Wort von Jesu Marter, Blut und Tod vollends die tägliche Weide der Brüdergemeine". Von Herrnhut aus bereiste er Schlesien und betheiligte sich hier an der Gründung der Brüdergemeinen Gnadenberg, Gnadenfrei und Neusalz a. d. Oder. Am 17. November erhielt er durch den aus Amerika zurückgekehrten Zinzendorf in Gnadenfrei die Weihe zum Coepiscopus der Brüdergemeine. Im nächsten Jahre erfolgte auf der Synode zu Marienborn seine ausdrückliche Declarirung zum nächsten Gehilfen des Grafen. Bald darauf nahm ihn der Baron Friedrich v. Watteville, der seine leiblichen Kinder durch den Tod verloren hatte, als Adoptivsohn an, worüber das Reichsvicariat in München unter dem 5. Juli 1745 ein Diplom ausfertigte, in dem er zum Freiherrn v. Watteville erklärt wurde; Zinzendorf aber trug ihm seine Tochter Benigna Justine (geboren 28. December 1725) zur Gemahlin an, worauf die Eheschließung am 20. Mai 1746 zu Zeist in Holland erfolgte. Mit dieser seiner Gemahlin und ihrem Vater reiste er nach der Hochzeit nach England und fing nun ein wahres Wanderleben an, da ihn Zinzendorf fortan hauptsächlich zu Visitationsreisen verwandte. Unter anderem war er in den Jahren 1748 und 1749 bei den Indianern in Nordamerika, hierauf bereiste er die karaibischen Inseln St. Thomas, Croix und Jan, um den Stand der Mission unter den Negern kennen zu lernen, und im J. 1752 finden wir ihn in Grönland, wo er solchen Eindruck machte, daß er von den Bekehrten den Namen „Assarock", d. h. Liebhaber erhielt. Nach dem Tode Zinzendorf's am 9. Mai 1760 war er noch 28 Jahre lang als Mitglied der Unitätsdirection thätig. Als solcher unternahm er im J. 1784 nochmals eine Visitationsreise nach Nordamerika, auf der er den schwersten Lebensgefahren ausgesetzt war. Da man wegen der Stürme das Land nicht erreichen konnte, beschloß der Capitain auf St. Thomas zu überwintern und im Frühjahr die Landung zu versuchen. Bei der Fahrt dahin aber scheiterte das Schiff in der Nähe der Insel Barbuda, wo die Reisenden von dem Gouverneur herzlich aufgenommen wurden, bis sie zu den Brüdern auf Antigua gelangen konnten. Von Antigua wandte sich W. dann zu Schiffe nach Pennsylvanien und der Wachau und weilte hier drei Jahre mit Einschluß eines Abstechers nach Nordcarolina. Während seiner Abwesenheit von Deutschland starben seine beiden Söhne, der eine, Johann Ludwig zu Tranquebar in Ostindien, der andere, Christian Friedrich im Brüderseminar zu Barby. Bei seiner Rückkehr nach Herrnhut von der Gemeine feierlich empfangen, siedelte er nach nur kurzem Aufenthalt daselbst nach Gnadenfrei in Schlesien über, wo er am 11. October 1788 starb. Seine Gattin folgte ihm sieben Monate später am 21. Mai 1789 im Tode nach. — W. hatte Zinzendorf in der zweiten Hälfte seines Wirkens am nächsten unter allen seinen Mitarbeitern gestanden. Wegen seiner Liebesfähigkeit und Liebesbedürftigkeit hieß er in der Gemeine allgemein nur Johannes. Zinzendorf charakterisirt ihn richtig, wenn er sagt: „Ich und Spangenberg sind Principienmacher, Johannes ein lichtes Herz, aber kein originales Genie." Seine Gefühls- und Anschauungsweise wurzelte ganz in den Ueberschwänglichkeiten der wetterauischen Zeit, über deren bedenkliche Seiten er sich im übrigen klar war. Das zeigt sich am deutlichsten in seinen zahlreichen geistlichen Liedern. Er ist der hauptsächlichste Vertreter des Wundencultus und der Verfasser der „Litanei zu den Wunden des Mannes",

deren wesentlicher Inhalt in dem aus den neueren Gesangbüchern verschwundenen Liede: „Würdge Wunden Jesu“ zusammengefaßt ist. (Brüdergesangbuch des Jahres 1778 Nr. 657.) In dem heute im Gebrauch befindlichen Gesangbuch (Gnadau 1893) finden sich noch 18 Lieder, resp. Strophen aus Watteville's Gedichten, die aus dem Register zu ersehen sind. Dagegen ist von den Liedern seiner Gemahlin, die im Gesangbuch von 1778 mit 4 Nummern vertreten war, nur noch das Lied „Gieb uns in den Gnadentagen“ im Gebrauch (Nr. 557).

Vgl. J. F. W. Ritter, Leben des Freyherrn Johannes v. W. und dessen Gemahlin Benigna Justine gebohrene Gräfin v. Zinzendorf, Altona 1800. — (Chr. Gregor,) Historische Nachricht vom Brüdergesangbuche des Jahres 1778, 2. Aufl. Gnadau 1851, S. 194—195. — Nachrichten aus der Brüdergemeine 1852, 34. Jahrgang, Gnadau S. 797—811. — (E. W. Cröger,) Geschichte der erneuerten Brüderkirche, Gnadau 1852—1854, 3 Bde. (siehe das Register). — Ed. Em. Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesanges, I, 5, 3. Aufl. S. 329—331, Stuttgart 1868. — Der Lebenslauf der Frei-Frau v. Watteville ist abgedruckt in den Nachrichten aus der Brüdergemeine 1873, Gnadau, S. 782—794. H. A. Lier.

Wattmann: Joseph Freiherr v. W.-Maelcamp-Beaulieu, Chirurg, geboren zu Oberlangboth bei Ebensee im Salzkammergut am 6. März 1789, der Sohn eines Chirurgen, studirte, nach dem Besuche der Lateinschule in Linz, unter V. Kern in Wien, war Zögling des dortigen k. k. Operationsinstituts, legte die Prüfungen 1810 ab, wirkte vorübergehend in Wels als Arzt und Chirurg, wurde darauf Assistent Kern's und 1816 zum Professor der theoretischen und praktischen Chirurgie bei der Lehranstalt in Laibach ernannt. 1818 wurde er als Professor der Chirurgie und als Primarchirurg an das Heilgegeist-Hospital in Innsbruck berufen. Nachdem er im J. 1822 mit seinem Gönner Kern eine wissenschaftliche, bis Neapel ausgedehnte Reise nach Italien unternommen hatte, wurde er 1824 zum Nachfolger desselben als Professor der praktischen Chirurgie und Director des Operationsinstituts nach Wien berufen und hatten bald seine glänzenden Vorträge eine große Anziehungskraft für seine zahlreichen Zuhörer. Die Verdienste, welche er sich als Arzt und Chirurg zu erwerben wußte, bewirkten es, daß er 1826 in den Adelstand erhoben wurde. 1829 erlangte er den chirurgischen Doctorgrad und in demselben Jahre wurde er in die medicinische Facultät aufgenommen. Nachdem er seine litterarischen Arbeiten mit der Schrift „Ueber die Vorlagerungen in der Leistengegend“ (1815) eröffnet und weiter in Zeitschriften manches veröffentlicht hatte, auch ein Skelet-Phantom mit elastischen Gelenkbändern (1823) angegeben hatte, um daran den Mechanismus der Verrenkungen in den einzelnen Gelenken zu zeigen, betheiligte er sich an der Bearbeitung einer 1830 von der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen ausgeschriebenen Preisfrage betreffend die Verwendbarkeit der Blasenstein-Zertrümmerung gegenüber dem Steinschnitt und erhielt dabei das Accessit. Diese Abhandlung erschien jedoch erst 1835 im Druck u. d. T.: „Ueber die Steinzerbohrung und ihr Verhältniß zum Blasenschnitt“, nachdem W. bereits andere Schriften wie „Ueber Verrenkung am Hüftgelenk und ihre Einrichtung“ (1826) und ein „Handbuch der Chirurgie“ (2 Bde. 1830) herausgegeben hatte. 1834 wurde er zum Leibchirurgen des Kaisers, 1838 zum Regierungsrath ernannt, 1852 gab Hebra eine ihn nahe angehende Schrift heraus: „Geschichtliche Darstellung der größeren Operationen mit Rücksicht auf Edlen v. Wattmann's Operationsmethode“. Bald darauf folgte eine bedeutungsvolle Schrift von ihm selbst: „Sicheres Heilverfahren bei dem schnell gefährlichen Lufteintritte in die Venen und dessen gerichtsärztliche Wichtigkeit“ (1843). 1847 bekleidete er pro-

visorisch die Stelle eines Vicedirectors des medicinischen Studiums, wurde aber im October 1848, in den Stürmen der Wiener Revolution, zusammen mit anderen verdienten Männern wider seinen Willen in den Ruhestand versetzt. Nach der Rückkehr zu ruhigeren Zuständen, fand, bei aller Anerkennung seiner im Lehrfache erworbenen Verdienste und seines vieljährigen Wirkens an der Wiener chirurgischen Klinik, eine Wiedereinsetzung in sein früheres Amt zwar nicht statt, aber seine Thätigkeit als Arzt und Chirurg war noch keineswegs abgeschlossen, denn 1850 wurde er in die Medicinal-Commission des Ministeriums des Innern berufen, 1853 wurde ihm der Hofrathstitel verliehen und er in demselben Jahre in den Freiherrnstand erhoben, wobei ihm gestattet wurde, seinem Namen den seiner zweiten Gattin, einer Baronin Maelcamp-Beaulieu, der Letzten ihres Stammes, hinzuzufügen. Er war noch eine Reihe von Jahren zum Segen der leidenden Menschheit thätig und fiel erst im J. 1866 am 14. September der Cholera zum Opfer.

W. genoß als Operateur wegen seiner Ruhe, Sicherheit und Ausdauer, wegen seiner liebevollen Weise gegen den Kranken und wegen seines gelassenen und aufmunternden Verhaltens den Assistenten gegenüber, großen Ruf wie Liebe und Verehrung. Als Lehrer war er in seinen Vorträgen höchst lebendig, in seinen Demonstrationen ebenso klar als lehrreich, und immer, bis in sein hohes Alter, war er auf den verschiedensten Gebieten zu lernen bereit. Seine Praxis war ungemein ausgebreitet und erstreckte sich über alle Stände; noch in seinem letzten Lebensjahre behandelte der 77jährige Greis verwundete Soldaten aus dem Feldzuge. Große Verdienste hat er sich um das bei der Wiener Hochschule bestehende Operateur-Institut als langjähriger Leiter desselben erworben; aus seiner Schule sind u. A. die späteren Wiener chirurgischen Kliniker Schuh und v. Dumreicher hervorgegangen. Er begründete zu Hall in Oberösterreich das Elisabeth-Kinder-Hospital und benutzte seinen ganzen Einfluß, um dieses Institut zu heben; früher schon (1848) hatte seine zweite, vor ihm gestorbene Gattin, unter Mitwirkung anderer Wiener Damen, eine Stiftung für Studirende der Medicin und Chirurgie gemacht.

C. v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Thl. 53, 1886, S. 153 ff. E. Gurlt.

Watzdorf: Christian Bernhard v. W., Jurist, Staatsmann und langjähriger großherzoglich sächsischer Staatsminister, einem thüringischen Adelsgeschlecht entsprossen, dessen erster Vertreter urkundlich im J. 1137 genannt wird. Das Geschlecht theilte sich im Laufe der Zeit in mehrere Linien und Nebenzweige. W. gehörte der Hauptlinie Altengesees und dem Nebenzweige Berga an. Auf dem Schlosse Berga, damals noch wie das gleichnamige Städtchen kursächsisch, wurde er am 12. December 1804 geboren. Sein Vater, Christian Ferdinand, der das Rittergut Berga selbst bewirthschaftete, war herzoglich sachsengothaischer Kammerherr und seit dem Jahre 1793 mit Luise Charlotte v. Dieskau vermählt. Aus der kinderreichen Ehe gingen drei Söhne und zehn Töchter hervor. Die beiden ältesten Söhne starben schon im frühen Kindesalter, der dritte dagegen, Bernhard, entwickelte sich unter trefflicher häuslicher Pflege zu einem kräftigen, aufgeweckten Knaben. Seine Erziehung genoß er bei gut ausgewählten Lehrern im elterlichen Hause; als jedoch sein Vater 1817 gestorben war, übergab ihn im Jahre darauf seine Mutter dem Gymnasium in Altenburg. Hier zeichnete sich W. durch Fleiß aus, überließ sich aber gern, wenn auch der Grundzug seines Wesens der einer bescheidenen Zurückhaltung war, einem seiner Jugend angemessenen Frohsinn. Im J. 1823 bezog er die Universität zu Leipzig und studirte hier mit dem ihm eigenen Ernst Jurisprudenz, ohne jedoch auf den Reiz des studentischen Lebens zu verzichten. Als Mitglied und später

als Senior der „Sachsen“ hat er manche Mensur ausgefochten. War nun W. durch den Anfall Bergas 1815 an Sachsen-Weimar Unterthan dieses Staates geworden, so zog er es doch vor, nach vierjährigem Studium 1828 in den königlich sächsischen Dienst zu treten. Er begann seine amtliche Laufbahn, nachdem er auch den Grad eines Dr. jur. erworben, als Auditor bei dem damaligen Oberhofgericht in Leipzig, wo man seine tüchtige Arbeitskraft alsbald zu schätzen wußte. Als eine für einen so jungen Beamten nicht geringe Auszeichnung erhielt er schon 1830 seine Ernennung zum Oberhofgerichtsrath und blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1835, wurde jedoch während dieser Zeit, und zwar im Beginn des Jahres 1833, nach Dresden berufen zur Verwaltung der Stelle eines Kriegsgerichtsrathes in dem Generalkriegsgerichts-Collegium. In dieser Thätigkeit wirkte er bis zu der neuen Organisation der Justizverwaltung, die ihn im April 1835 als Mitglied des Appellationsgerichtes nach Zwickau führte. Fünf Jahre waltete er hier als scharfer aber einer humanen Richtung ergebener Jurist, begann auch in Gemeinschaft mit dem Geheimen Justizrath Dr. Siebdrat die Herausgabe der „Jahrbücher für sächsisches Recht“ und betheiligte sich daran bis zu seinem Austritte aus dem Justizdienste. Im August 1840 erfolgte seine Berufung als Rath in das Oberappellationsgericht zu Dresden, doch trat er schon wenige Monate später als Ministerialrath in das Königliche Gesammtministerium ein, mit welcher Stellung auch die Geschäfte eines vortragenden Rathes in der damals bestehenden Commissiou für Straf- und Versorgungsanstalten verbunden waren. Für Verbesserung dieser letzteren zeigte sich W. unabläßig bemüht und nicht ohne Erfolg. In seinem gesammten und ausgedehnten Wirkungskreise aber leistete er Vorzügliches, sodaß der Ruf davon über die Grenzen des Königreichs hinausdrang.

Schon seit geraumer Zeit hatte die großherzoglich sächsische Regierung ihr Augenmerk auf den ausgezeichneten Beamten gerichtet und sich mit ihm und der königlichen Regierung wegen eines eventuellen Uebertritts in Verbindung gesetzt. Es galt, für den nach mehr als 50 Dienstjahren ausscheidenden weimarischen Staatsminister Freiherrn v. Fritsch einen geeigneten Ersatz zu finden. Die Wahl fiel auf W., der sie annahm. Es war ein glücklicher Griff, zu dem sich das weimarische Land Glück wünschen konnte. — Zu Michaelis 1843 trat W., 39 Jahre alt, als Staatsminister in den großherzoglichen Dienst und übernahm das Auswärtige und die Justiz. In den Ministern Dr. Schweitzer und von Gersdorff fand W. tüchtige Männer, von denen jedoch der erstere gern dominirte. Im Staatsministerium hatte jeder Minister sein besonderes Departement. Es war aber insofern collegialisch organisirt, als in den wöchentlich zwei Mal stattfindenden Gesammtsitzungen, denen der Landesherr präsidirte, die Ministerialsachen zum Vortrag kamen und dann durch Collegialbeschlüsse, die der Genehmigung des Großherzogs bedurften, zur Erledigung gelangten. Es ließ sich auch nicht verkennen, daß, trotzdem den Staatsbürgern das Recht zustand, sich an der Verwaltung des Landes zu betheiligen, sich in manchen Dingen noch eine gewisse patriarchalische Gemüthlichkeit behauptete und das Wohlgefallen an bureaukratischer Vielregiererei noch nicht erloschen war. In diesem Sinne hatte sich auch der kleine weimarische Staat etwas vom Charakter des alten Patrimonialstaates bewahrt, wenn auch zu der Zeit, als W. ins Ministerium eintrat, sich bereits Gegenströmungen bemerkbar machten. Es geschah dies zunächst im Landtage, wenn er auch immer noch sehr den alten Feudallandtagen ähnelte, obgleich Weimar schon seit dem Jahre 1816 eine ihm von Karl August gegebene Verfassung besaß. Mit den in dem Landtage herrschenden Zuständen vermochte sich W. von Anfang an nicht zu befreunden. Die drei darin vertretenen Stände — Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern — sollten zwar die

Interessen der Gesammtheit wahrnehmen, ließen aber in Wirklichkeit die eigenen vorwalten. Aus den Compromissen der drei Stände, wie sie in vertraulichen Sitzungen zu Stande kamen, gingen die Beschlüsse des Landtages hervor. Die Regierung ließ es sich gefallen, daß ihre Commissare von den Verhandlungen ferngehalten wurden und entbehrte somit, da sie der Oeffentlichkeit gegenüber ihre Ansichten nur in geringem Maße zur Sprache zu bringen vermochte, fast ganz des Einflusses. In der Praxis gestaltete sich die Sache insofern etwas günstiger, als der leitende Minister Dr. Schweitzer und der feudale Landtagsmarschall, der die Stimmen der Rittergutsbesitzer und zumeist auch die der Bauern hinter sich hatte, in sehr gutem Einvernehmen mit einander standen und daher Vieles ausgleichen, gegenseitige Wünsche berücksichtigen konnten. Als aber im J. 1839 die Regierung ohne Mitwirkung des Landtages eine Stadt- und Bauordnung erließ, opponirten alle drei Stände heftig und setzten dies in den folgenden Jahren fort. So fand W. die Sachlage und griff alsbald thatkräftig ein. Er bestand darauf, daß künftig dem Landtage die Veröffentlichung seiner Verhandlungen durch den Druck nur dann erlaubt werde, wenn zu allen Landtagssitzungen Regierungscommissarien zugelassen würden, die den Standpunkt der Regierung zu vertreten hätten. Unterstützung fand er bei Gersdorff, Widerspruch bei Schweitzer, bei dem die Abneigung gegen Neuerungen, die noch dazu von einem jüngeren Collegen ins Leben gerufen waren, die Thatsache überwog, daß der Regierung ein Vortheil daraus erwuchs. W. setzte seinen Antrag beim Landtag durch und Schweitzer fügte sich in das Unvermeidliche. W. selbst erscheint darauf im Sitzungssaale des Landtages als Abgeordneter der Regierung und führt sich mit den schönen Worten ein: „Auch ich als Minister muß mich als Vertreter Aller betrachten, wenn auch von einem höhern Standpunkte aus. Es bedarf keiner geheimen Sitzungen um sich freimüthig über die Landesbehörden und selbst über die Staatsbehörden auszusprechen; und selbst wenn es sich um eine Beschwerde über den Minister handelte, wer sollte nicht den Muth haben, sie in seiner Gegenwart zu erheben — aber wer wollte auch demselben versagen, sich dagegen zu vertheidigen?“ — Zog W. sich infolge dessen die Gegnerschaft manches Feudalen zu, so ließ er sich doch nicht beirren. Längst schon hatte er mit scharfem Blicke erkannt, daß ein großer Theil der alten Verhältnisse nicht mehr lebensfähig oder doch einer durchgreifenden Verbesserung höchst bedürftig sei, daß ein neuer Zeitgeist unsanft an den vielfach morschen Pfeilern rüttele, auf die sich Staat und Gesellschaft noch zu stützen suchten. Diesem Zustand Rechnung tragend, hielt W. es für angemessen, eine Ablösung der grundherrlichen Rechte herbeizuführen und somit den Gegenstand allgemeiner Unzufriedenheit zu beseitigen. Gleichzeitig mit diesem Antrag erfolgte als integrirender Theil ein zweiter, der die Gründung einer Landrentenbank in Aussicht nahm. Auch hierbei galt es, Schweitzer's energischen Widerstand zu brechen, wobei ernste und oft recht heftige Auseinandersetzungen nicht zu vermeiden waren, und W. den Vorwurf hören mußte, er arbeite der „Demagogie“ in die Hände. Trotz alledem setzte W. seinen Willen durch; der Gesetzentwurf konnte dem Landtage bereits 1847 vorgelegt werden. Zu einem Beschluß kam es jedoch nicht, denn der Landtag nahm einen sehr stürmischen Charakter an und setzte viel wichtigere Fragen auf seine Tagesordnung — Vorboten des herannahenden Sturmes. Der Landtagsabgeordnete der Stadt Eisenach, Advocat Dr. v. Wydenbrugk, stellte nämlich u. a. den Antrag: das Kammervermögen, über das dem Landesherrn bisher volle Verfügung zustand, mit der Landschaftscasse zu vereinigen, dem Großherzog aber eine Civilliste auszusetzen. Mit den anderen Ministern bekämpfte auch W. diese Forderung, deren dauernde Ablehnung er wol als unausführbar erkannte, die ihm aber für den gewählten

Zeitpunkt noch nicht genügend geklärt, noch nicht reif erschien. Er stimmte deshalb einer Vertagung des Landtages zu, die auch im Mai 1847 erfolgte. Damit ruhte aber die Angelegenheit nicht; sie wurde öffentlich und lebhaft in Wort und Schrift besprochen, und man wartete nur auf die Wiedereinberufung des Landtages, um sie in verstärktem Maße zur Sprache zu bringen. Wollte Schweitzer von einem Nachgeben überhaupt nichts wissen, so bemühte sich W. im richtigen Erkennen der Umstände einen Ausgleich zu finden, der sowol das Interesse des großherzoglichen Hauses wie das des Volkes berücksichtige. Die Ereignisse überholten seine Bestrebungen. Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 trug ihre Wellen auch bis Weimar. Am 8. und 11. März — der Landtag war gerade vereinigt — zogen große Volksmassen vor das Schloß und verlangten stürmisch die Absetzung des Ministers Schweitzer, dagegen den Eintritt Wydenbrugk's ins Ministerium, den das Volk auf den Schultern in den Schloßhof getragen hatte, ferner Preßfreiheit, Nationalvertretung und Volksbewaffnung. In diesen schweren Stunden waren die Minister um den Großherzog versammelt, der in seiner Harmlosigkeit den Ernst der Lage nicht erkannte, noch weniger eine Gefahr für sich und seine Familie vermuthete. Erst W. klärte ihn über die Verhältnisse und über die Forderungen des Volkes auf, bestimmte ihn auch, sich diesem vom Balkon zu zeigen und die Erfüllung des Geforderten zuzusagen. Schweitzer legte sofort sein Mandat nieder, Gersdorff zwei Tage später; W. trat an die Spitze des Ministeriums und präsentirte dem Großherzog als zweiten Minister Wydenbrugk, dessen Ernennung auch am 14. März erfolgte.

Die Anschauungen der beiden Minister wichen nicht so weit von einander ab, um eine baldige Verständigung wesentlich zu erschweren; zudem fanden sie in der Liebe zum deutschen Vaterlande eine gemeinsame Grundlage. Denn W. bekannte sich offen zu den nationalen Ideen der 48er Jahre und hat auch später niemals ein Hehl daraus gemacht. Gern gewährte er in diesem Sinne dem Volke ein reiches Maß von Freiheiten und that es auch noch, als selbst jeder Schein des äußeren Zwanges verschwunden war. Es mußte allerdings bei der nun beginnenden umfassenden gesetzgeberischen Thätigkeit dem Zeitgeiste Rechnung getragen, mußten auch solche Forderungen berücksichtigt werden, die ein Zuviel verlangten und in ihren Ausführungen auf die Dauer nicht haltbar erschienen. Man würde aber fehlgehen, wollte man annehmen, W. habe sich um die Volksgunst beworben, der großen Masse geschmeichelt. Nichts lag ihm ferner. Schon am 14. März veröffentlichte die Regierung unter Gegenzeichnung der beiden Minister ein Aufruhrgesetz, das die schärfsten Maßregeln in Aussicht stellte; auch sandte man überall hin, wo sich Unruhen bemerkbar machten, starke Militärabtheilungen. So wußte W. das Ansehen der Regierung überall wieder zur Geltung zu bringen, aber auch mit der Amnestie für politische Vergehen die öffentliche Meinung zu befriedigen. — Am 1. April 1848 trat die Vereinigung des Kammervermögens mit dem landschaftlichen in Kraft, sowie die Gewährung einer Civilliste. Ende October versammelte sich der Landtag von neuem. Unter heftigen Kämpfen gelang es W., der meist persönlich seine Vorlagen verfocht, ein neues freisinniges Wahlgesetz, das auf unmittelbaren Wahlen beruhte, durchzusetzen. Es folgten Verordnungen über die Versammlungen des Landtages, Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen, Ablösung der Feudallasten, über die Presse, der eine große Freiheit gewährt wurde, das Vereinsrecht, sowie ein provisorisches Gesetz über Einführung der Geschworenengerichte und des öffentlichen und mündlichen Verfahrens für politische und Preßvergehen. Die außerordentliche Thätigkeit Watzdorf's in jener Zeit vermehrte noch der Auftrag des Großherzogs, einem Ausschuß zu präsidiren, der sich mit der Umwandlung des ganzen Staatsdienstes

beschäftigen sollte. W., immer grundsätzlich für ein möglichst rasches und vollständiges Vorschreiten, förderte dieses Werk mit allen Kräften. Die auf seinen Schultern liegende Arbeitslast vermehrte noch die Abwesenheit Wydenbrugk's, der von der Regierung zum Bevollmächtigten bei der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt a. M. ernannt worden und auch Abgeordneter im Parlament war.

Inzwischen organisirte von Jena aus die demokratische Parteileitung zahlreiche demokratische Vereine in ganz Thüringen und wiegelte unaufhörlich die Massen in republikanischem Sinne auf, ja versuchte dies auch beim Militär. Erschienen doch am 29. Septbr. demokratische Abgeordnete aus Jena nebst einigen irregeleiteten Soldaten bei W., um gegen den bevorstehenden Abmarsch des Militärs zu Bundeszwecken zu protestiren. W. wies mit ernsten Worten das Ansinnen zurück und bewirkte die alsbaldige Verhaftung und Bestrafung der Soldaten. Dieser Vorgang und die Erkenntniß, daß die demagogischen Wühlereien die Regierung auf alle Weise zu schwächen suchten, wie es in Altenburg bereits geschehen war, überzeugten W. von der Nothwendigkeit, den Centralherd der republikanischen Bewegung in Jena unschädlich zu machen. Ein Versuch am 2. October, die Agitatoren durch ein starkes Militärdetachement dingfest zu machen, scheiterte infolge unzweckmäßiger Anordnungen der Civilbehörden. Da nun ein Theil des weimarischen Militärs zu dem Bundescorps gestoßen war, das sich unter Befehl des königlich sächsischen Generals v. Holtzendorf im Altenburgischen befand, der andere Theil aber in das Eisenacher Oberland abrücken sollte, so rief W. durch einen besonderen Abgesandten die Hülfe jenes Generals an. Infolge dessen rückten am 9. October 2 Bataillone, 1½ Schwadronen und ½ Batterie in Weimar ein, nachdem sie Tags zuvor in Jena eine große Volksversammlung gesprengt und die sämmtlichen Rädelsführer gefangen genommen hatten.

Es geschah hauptsächlich auf Watzdorf's Betrieb, daß sich gegen Ende des Jahres Regierungsbevollmächtigte in Gotha zu Conferenzen vereinigten, um über einen engeren Zusammenschluß der thüringischen Staaten zu berathen. W. hatte hauptsächlich eine gemeinsame Gesetzgebung im Auge, woraus sich dann weitere zweckmäßige Einrichtungen ergeben hätten. Aber trotz der ernsten Zeiten kam man über das Kleinliche nicht hinaus, verdächtigte vielmehr W., er strebe nach einer weimarischen Hegemonie. Ein zweiter Versuch im Juni des folgenden Jahres, den W. abermals ins Leben gerufen hatte, scheiterte aus denselben Gründen; das einzige, was erzielt wurde, war die Vereinigung Weimars und der beiden Schwarzburg zu einer gemeinsamen Gerichtsverfassung. — Als schätzenswerthe Kraft trat am 1. October 1849 der bisherige Geheime Regierungsrath Thon in das Ministerium und übernahm das Departement der Finanzen. Unter den Gesetzesvorlagen, die den Landtag von 1849 beschäftigten, trat neben der über das Vereinswesen und die Gewerbefreiheit, die eine hervor, die so recht der Initiative und dem Geiste Watzdorf's entsprungen war: die über das Gemeindewesen und die Bezirksverfassung. Hier bethätigte er seinen Grundsatz: „Diejenigen Schranken, welche die freie Entwickelung des individuellen Familien- und Gemeindelebens hemmen, mehr und mehr zu bannen, das Volk zur Bildung und somit zur wahren Freiheit, zur politischen Reife zu führen“. Die Durchführung dieser Ideen hat dem weimarischen Lande vielen Segen gebracht. Im Beginn des Jahres 1850 erhob der Landtag jene Vorlagen zum Gesetz, ebenso die über die Heimathsverhältnisse, das Strafgesetzbuch und die Strafproceßordnung, regelte auch die Rechtsverhältnisse der Juden, wodurch diesen volle bürgerliche und politische Gleichstellung mit den Christen gegeben ward. Daß auch hierbei W. die Triebfeder gewesen, sprach ihm noch nach Jahren eine Dankadresse der Juden aus. Das neue Wahlgesetz wurde als integrirender

Theil des Staatsgrundgesetzes aufgenommen. Es erfolgte dann die lange schon vorbereitete vollständig neue Organisation des Staatsdienstes, die hauptsächlich als Watzdorf's Werk gelten konnte. Auch dem Staatsministerium erwuchs daraus eine wesentliche Umwandlung, namentlich durch Auflösung der collegialischen Mittelbehörden, in denen bisher der Schwerpunkt der Verwaltung gelegen hatte. Die Minister erschienen von jetzt ab in ihren Departements souverän, als „Chefs“. An die Stelle der alten Ministersitzungen traten für gewisse wichtige Angelegenheiten gemeinsame Berathungen der Departementschefs in Gegenwart des Landesherrn. W. führte den Vorsitz und verwaltete die Abtheilungen für das Aeußere, das Innere und das großherzogliche Haus, auch standen ihm kriegsministerielle Befugnisse zu. Wenn auch auf militärischem Gebiete nicht heimisch, so erfüllte er doch gern die verbessernden Vorschläge der Militärbehörde und behandelte auch Personalfragen mit Geschick und Takt.

Werfen wir einen Blick auf die politischen Ereignisse jener Jahre, so sehen wir W. an dem einen Ziele festhalten: die Einigung des gesammten Deutschlands zunächst auf Grund einer engeren Verbindung der kleineren Staaten mit Preußen anzustreben. Die von ihm vertretene Regierung war die erste, die sich 1849 für die vom Frankfurter Parlament beschlossene Reichsverfassung erklärte, wie sie sich auch für die Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an den König von Preußen aussprach. W. that redlich das Seine, um Preußen zur Annahme der Reichsverfassung zu bewegen und wirkte, wenn auch erfolglos, in den kritischen Tagen des April persönlich in Berlin dafür. Dennoch schloß sich Weimar der deutsch-preußischen Union an. Im Erfurter Parlament, in welches W. 1850 als Mitglied des Staatenhauses vom Landtage gewählt worden war, bekleidete er die Stelle eines ersten Vicepräsidenten. Wenn auch der weimarische Landtag sich zu jener Zeit für unbedingte Aufrechterhaltung der Frankfurter Verfassung aussprach, so stimmte doch W. den vorgeschlagenen Abänderungen des „Unionsparlaments“ zu und bewog den Großherzog, dem Dreikönigsbündniß beizutreten, der dann, als auch dieses auseinanderging und der kurhessische Verfassungsstreit kriegerische Verwicklungen brachte, fest an Preußen hielt und ihm seine Truppen zur Verfügung stellte. Die Tage von Olmütz warfen auch Watzdorf's Hoffnungen auf einen für Deutschland vortheilhaften Ausgang nieder und nur mit Unlust begab er sich zu Ende des Jahres zu den Dresdener Ministerconferenzen. Dem Antrage Oesterreichs, der in der neuen Bundesverfassung den kleinen Staaten keine Stimme in der „vollziehenden Behörde“ einräumte, trat u. a. auch W. energisch entgegen; auch drang er darauf, die deutsche Flottenfrage und die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten in deutsch-nationalem Sinne zu behandeln, sowie eine Volksvertretung beim reactivirten deutschen Bunde zu schaffen.

Mit der Anerkennung des Bundestages öffneten sich die Bahnen der Reaction. Auch ein Ministerium Watzdorf konnte sich ihr nicht entziehen und mußte dem Drucke nachgeben. Aber es geschah nur so weit, als es durchaus nothwendig war. Mit schwerem Herzen verfügte W. im J. 1851 die Aufhebung der Grundrechte. Er wußte, daß ein starres Festhalten an Principien für einen Staatsmann nicht immer möglich ist, besonders in einem kleinen Staate, der sich gegen die Gewalt der Gesammtheit nicht aufzulehnen vermag. Hätten sich die Conflicte, wie sie der außerordentliche Landtag von 1852 brachte, hätten sich die dort von der Linken heftig bestrittenen Aenderungen eines dem Bundesgrundgesetz angepaßten Wahlgesetzes und die Beschneidung anderer Errungenschaften durch den Rücktritt des Staatsministers verhindern lassen: W. hätte ohne Zögern dieses Opfer gebracht. Aber es wäre ein ganz vergebliches, für das Land ein in hohem Maße schädigendes gewesen. — Da die Demokratie

sich von den Wahlen zum Landtag 1853 fernhielt, trug dieser ein fast ultraconservatives Gepräge. Sehr zum Bedauern Watzdorf's, der den Ausspruch that, er vermisse ungern eine gesinnungstüchtige Opposition.

Am 8. Juli 1853 starb der Großherzog Karl Friedrich. Sein Nachfolger Karl Alexander, ein Fürst voller Thatkraft, Pflichttreue, Gerechtigkeitssinn und stets auf das Wohl seines Landes bedacht, stimmte dem System seines ersten Ministers — das er längst schon als segensreich erkannt hatte — unumwunden zu, und es täuschten sich somit die, welche unter der neuen Aera ihre Gelüste nach weiterer Reaction zu befriedigen hofften. Diese kleine feudale Partei zeigte sich dem Minister, in welchem sie einen Abtrünnigen erblickte, sehr abgeneigt, doch gelang es ihr nicht, das Vertrauen des Landesherrn zu W. zu erschüttern. Dagegen sah sich im J. 1854 Wydenbrugk veranlaßt, aus dem Ministerium auszuscheiden. An seine Stelle trat v. Wintzingerode, bisher Vorstand des Departements des Aeußern im kurhessischen Ministerium. — Trotz aller Enttäuschungen und der fortgesetzt reactionären Tendenz des Bundestags wirkte W. in der Stille oder auch offen fort, den Einheitsgedanken für das Vaterland zu pflegen, und wenn er auch nach wie vor seine Hoffnung auf Preußen setzte, so trug er doch kein Bedenken, sich vorübergehend der Politik Oesterreichs zuzuwenden, als dieses zur Zeit des orientalischen Krieges einen Anlauf nahm, den deutschen Standpunkt mit Festigkeit zu vertreten. — Im Landtage hatte in den nächsten Jahren W. nicht immer die Majorität hinter sich; zwar mußte ja jener einem veränderten, den Bundesbestimmungen angemessenen Preßgesetz beistimmen, verweigerte aber manchen Regierungsantrag, so u. a. den, wonach Beamte als Abgeordnete die Genehmigung der Regierung haben sollten. W. betrachtete diese Vorlage wol nur als eine Form, hielt sie zu jener Zeit aber doch einer Anzahl von Beamten gegenüber für geboten, um daran zu erinnern, daß man doch immer Staatsdiener bleibe, auch wenn man im ultraliberalen Fahrwasser segele. Beschuldigte man ihn damals bureaukratischer Gelüste, so warf man ihm ein Jahr darauf demokratische Gesinnung vor, als er mit aller Entschiedenheit den Antrag der Rittergutsbesitzer: einen großen Theil der Verfassung von 1816 wieder herzustellen, wirksam bekämpfte. Ein heftiger Streit entbrannte 1857 als die Regierung dem Landtage einen Nachtrag zum Landtagswahlgesetze von 1852 vorlegte, wonach je ein Deputirter der Universität Jena und der größeren Grundbesitzer die Zahl der Abgeordneten vermehren, eine Beschränkung der Wahlberechtigung auf die Besitzer geschlossenen ländlichen Grundeigenthums eingeführt werden sollte. W. hoffte dadurch eine Gewähr für die höhere Intelligenz und ein besonnenes Festhalten an dem Bestehenden zu erlangen. Die Majorität hingegen bestritt das dringende Bedürfniß für eine Aenderung überhaupt, erblickte in der Vorlage nur die Bevorzugung einer einzelnen Classe und erklärte sich am 27. April für die Ablehnung der Vorlage, ohne auf eine Berathung des Einzelnen eingehen zu wollen. Die Regierung faßte dieses Verfahren als eine Mißachtung auf. W. ließ in längerer, glänzender Rede scharfe Streiflichter auf die bestehenden Zustände fallen und äußerte u. a. dabei: die politischen Gegensätze seien niemals so scharf hervorgetreten wie jetzt; die Kunst des Vergessens scheine verloren gegangen. Wer nicht Alles annehme, was durch das Jahr 48 hervorgetrieben worden, sei ein Finsterling; wer nur das Geringste davon erhalten wolle, ein Demokrat. In einigen Kreisen, namentlich in solchen, die nicht unmittelbar dem Staatsleben und seiner berufsmäßigen Pflege naheständen, seien Viele allzusehr geneigt, frühere Erfahrungen zu vergessen. Von dorther mache man wol der Regierung einen dreifachen Vorwurf: man vermisse an ihr die rechte Energie im Eingehen auf das, was man in gewissen Regionen jener außenstehenden Partei wünsche; man werfe ihr andererseits vor, daß sie

nicht genug an dem festhalte, was sie für recht erkenne, und endlich erkläre man ihr Bestreben des Vermittelns für fruchtlos, weil es doch keine Partei befriedige. Diese Ansichten halte er für falsch; die Energie müsse stets Hand in Hand gehen mit besonnener Erwägung aller Umstände. Es sei eine Krankheit unserer Zeit, daß die Energie nur zu häufig in demselben Maße, wie sie früher gefehlt habe, jetzt hervortrete. Consequenz sei gut und nothwendig, aber nur so lange die Verhältnisse die gleichen und nicht andere Voraussetzungen des Handelns eingetreten seien. Unstreitbar habe das Jahr 48 manches Böse zuwege gebracht, und die seien nicht unbedingt zu verdammen, die das Böse beseitigen wollen; aber man dürfe nicht vergessen, daß die Ereignisse jenes Jahres nur die Folgen langer Versäumnisse gewesen seien und man müsse sich hüten vor einem Zurückfallen in alte Fehler. Auch in jener verhängnißvollen Bewegung sei es die maßvolle Besonnenheit derer gewesen, die sich mit einem wenn auch nur theilweisen Erfolg begnügt hätten, was die Gefahr abgewendet habe. — Ein landesherrliches Decret verlangte einige Tage darauf die Widerrufung des Beschlusses vom 27. April und bezeichnete dabei das Verfahren des Landtages als principiell unzuläßig und unangemessen. Auf die Verwahrung des Landtages gegen diese Ausdrücke antwortete W.: das formelle Recht des Landtages zur Zurückweisung eines Gesetzentwurfes werde nicht bestritten, allein der davon gemachte Gebrauch entspreche nicht den gegen die Regierung zu nehmenden Rücksichten, wodurch allein ein freundliches Verhältniß zwischen Regierung und Landtag erhalten werden könnte. — Der Antrag wurde nun am 5. Mai allerdings berathen, aber wiederum abgelehnt. Die Regierung ließ die Sache fallen, aber W. kennzeichnete auch bei dieser Gelegenheit seinen hohen Standpunkt, indem er äußerte: man habe das demokratische und aristokratische Element einander gegenübergestellt; er wisse beide zu würdigen, denn er stehe dem einen durch Stand und Geburt, dem andern durch Beruf und amtliche Erfahrung nahe. Beide seien im Staatsleben berechtigt, jedes an seiner Stelle und in seinen Grenzen. Darauf komme es an, daß keines in falschen Bahnen oder in überlebter Form sich geltend mache. — Eine Spannung zwischen dem echt constitutionellen Minister und der Volksvertretung konnte nicht von Dauer sein. In gemeinsamer Arbeit der nächsten Jahre kam eine Menge von Gesetzen und Anordnungen zu Stande, die für Handel, Industrie, Landwirthschaft, Cultus, Schule, Rechtspflege und Verwaltung von Bedeutung waren, so namentlich 1862 die auf den Grundsätzen der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbeordnung und, als ein Zeichen, daß man der Scheinexistenz des Bundestags keine Concession mehr machen wollte, die Aufhebung der nach den Bundesbeschlüssen von 1854 ergangenen Bestimmungen über Preßfreiheit und Vereinswesen. Im J. 1864 folgte die Einführung des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches.

Konnte W. sonach mit Befriedigung auf die ungemein günstige Entwicklung des kleinen Staates, auf die materielle und geistige Hebung des Volkslebens blicken, so machten ihm doch die Zustände des großen Vaterlandes manche Sorgen. „Wir wären“, sprach er einmal aus, „dahin nicht gekommen, hätte man im Jahre 1851 und den darauffolgenden nicht das Bestreben gehabt, alles, was die Vergangenheit gebracht, unbekümmert darum, ob es großen, praktischen Werth hatte, zu beseitigen.“ Schon 1862 wirkte die Regierung beim Bundestage mit Entschiedenheit für die Nothwendigkeit einer Reform der Bundesverfassung. Hatte dies zunächst auch keinen greifbaren Erfolg, so hielt W. unentwegt an der Ueberzeugung fest, „daß wir, was unsere großen nationalen Fragen betrifft, früher oder später doch zu dem gewünschten Resultate kommen werden.“ — Freilich glaubte er dieses durch eine, wenn auch langsame, friedliche Entwicklung auf der Basis einer verbesserten Bundesverfassung erreichen zu können

und begrüßte daher den vom Kaiser von Oesterreich 1863 nach Frankfurt a. M. einberufenen Fürstencongreß, dem auch sein Landesherr beiwohnte, anfangs nicht ohne Hoffnung. Die Ablehnung des Königs von Preußen minderte sie aber bald wesentlich herab, zumal nachdem die auf einen Antrag Weimars und Badens wiederholte Einladung des Königs ohne Erfolg geblieben war. Die Mängel und Gefahren der österreichischen Anträge für die Freiheit und Einheit Deutschlands erkannte W. sehr bald und sah ohne Schmerz ein Werk scheitern, bei dem er nur die eine Befriedigung verzeichnen konnte, daß auch hierbei Weimar consequent an den nationalen Forderungen festgehalten hatte. — Die Ereignisse in Schleswig-Holstein brachten plötzlich die Angelegenheiten in ein neues Stadium. Ein frischer Hauch patriotischen Geistes setzte selbst den Bund in Bewegung, der sich auf seine deutsche Aufgabe Dänemark gegenüber besann. W. ließ in diesem Sinne durch den Bundestagsgesandten wirken und hoffte, sei es nun auf friedlichem, sei es auf kriegerischem Wege, durch die gewaltige Gesammtkraft des Bundes den Willen Deutschlands durchzusetzen. Die Wendung der Dinge, das Vorgehen Preußens und Oesterreichs ohne den Bund, überraschte ihn; mochte er sich auch der errungenen Erfolge sowie der Niederwerfung Dänemarks freuen, so konnte er sich doch wegen des sich immer mehr zuspitzenden Gegensatzes der beiden Sieger der schwersten Bedenken nicht erwehren. Er erblickte die Hauptaufgabe der Mittel- und Kleinstaaten jetzt darin, einen ernsten Conflict der beiden deutschen Großmächte zu verhindern, dann aber, als 1866 der Zwist immer offenkundiger, immer bitterer und heftiger wurde und auf den Krieg hindrängte, die Neutralität jenen zu sichern. Denn er ging von der Ansicht aus, daß in dem Streite zwischen Preußen und Oesterreich über die Ausführung von Verträgen, die dem Bunde völlig fremd geblieben waren, diesen Staaten auch die Auseinandersetzung zu überlassen sei. Der Schachzug Oesterreichs, seine Rechte an Schleswig-Holstein in die Hände des Bundes zu legen und diesen somit für sich zu gewinnen, verfehlte bei den Mittelstaaten seine Wirkung nicht: der Kaiserstaat konnte in dem nicht mehr zu vermeidenden Kriege auf ihre Unterstützung zählen. Da dieses von den kleinen, namentlich in der preußischen Machtsphäre liegenden Staaten zunächst nicht zu erwarten war, in den Plätzen mit gemischter Besatzung auch Zusammenstöße der österreichischen und preußischen Truppen zu befürchten standen, so stellte Baiern Ende des Mai den Antrag, die Festungen Mainz und Rastatt, ebenso Frankfurt a. M. für neutral zu erklären, die genannten Truppen herauszuziehen und sie hauptsächlich durch solche der Reserve-Infanteriedivision zu ersetzen, wozu auch das großherzogliche Contingent — 3 Bataillone — gehörte. Der am 9. Juni allgemein angenommene Antrag fand Watzdorf's volle Billigung, denn er hoffte durch die neutrale Stellung der Truppen diesen nicht allein den Kampf Deutscher gegen Deutsche zu ersparen, sondern auch dem Lande und der Regierung die Aufrechterhaltung der Neutralität zu erleichtern. Am 13. Juni fuhren die Truppen nach Mainz ab. Am 14. beschloß der Bundestag gegen die Stimmen einiger norddeutschen Staaten und der der XII. Curie (der sachsen-ernestinischen Häuser) die Bundesexecution gegen Preußen. Mochte das weimarische Land W. für seine Maßnahmen dankbar sein: das Militär konnte es nicht. Es kam in Mainz nach kurzer Zeit in eine schiefe und sehr peinliche Lage, als die Festung zunächst durch die Handlungsweise des dortigen bairischen Gouvernements den Charakter der Neutralität verlor, zu deren Aufrechterhaltung doch die weimarischen Truppen hingeschickt worden waren. Das Officiercorps vermochte daher nicht, da ihm für solche Fälle Instructionen der Regierung gänzlich fehlten, sich dem Ansinnen des Gouvernements zu fügen und die Erklärung zu geben, daß es den Anordnungen desselben unter allen Umständen nachkommen wolle. Der miß-

lichen Lage Rechnung tragend, ordnete die Bundesversammlung die Versetzung zweier Bataillone nach Ulm, eines nach Rastatt an. Am 5. Juli verließen sie Mainz. — In der Zwischenzeit waren die großen Schläge auf den böhmischen Schlachtfeldern gefallen; die Sachlage erschien wesentlich geändert. Preußen erklärte die fortgesetzte Theilnahme an der Bundesversammlung als eine ihm feindselige Handlung, sowie die Fortdauer der bisher vorausgesetzten Neutralität für unstatthaft; dies bezog sich auch auf die weimarischen Truppen in Mainz. Zugleich bot es Weimar ein Bündniß an und verlangte über dessen Streitkräfte freie Verfügung. Hier galt keine Wahl: die Regierung mußte darauf eingehen, infolgedessen bei der Bundesversammlung die Entlassung seiner Truppen verlangen und den Austritt Weimars aus dem Bunde anzeigen. Das Verlangen kam einen Tag zu spät; die Truppen hatten Mainz bereits verlassen. W. ließ gegen ihre vertragswidrige Ueberführung in andere Plätze protestiren, ohne Erfolg zu haben. Erst am 3. August, als Baden mit Preußen eine Waffenruhe vereinbart hatte, wurde das Bataillon aus Rastatt entlassen; einige Tage darauf die beiden Bataillone aus Ulm, nachdem sie mit knapper Noth einer Entwaffnung entgangen waren. — Es ist dieser Verhältnisse eingehender gedacht worden, weil von manchen Seiten W. der Vorwurf gemacht wird, er habe durch eine unrichtige Politik sie herbeigeführt, habe nicht, wie sonst, das scharfe Auge des Staatsmannes gezeigt, das fähig ist, aus dem Gegebenen das Werdende zu erkennen. Die Durchführung der Neutralität sei von vornherein aussichtslos, der offene Anschluß an Preußen wenigstens nach dem Executionsbeschluß vom 14. Juni das einzig Richtige gewesen. Die Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß der Minister durch ein Mitglied der preußischen Gesandtschaft in Weimar, wenn auch nur privatim, dringend gebeten worden war, vor jener Abstimmung das Contingent nicht abrücken zu lassen, um es — da man über das Ergebniß jener nicht mehr in Zweifel sein konnte — Preußen zur Verfügung zu stellen, wie es von anderen thüringischen Staaten geschehen. Es habe doch, hob man weiter hervor, Weimar alles daran liegen müssen, den Sieg an Preußens Fahnen zu fesseln. Zudem werde eine so schwächliche Neutralität bei keinem der eventuellen Sieger auf besondere Rücksichtnahme zu rechnen gehabt haben, wohl aber hätte dem Großherzogthum recht schwerer Schaden daraus erwachsen können. W. habe ja wohl von seinem einmal eingenommenen Standpunkte folgerichtig gehandelt, aber dabei gegen seine eigene einst gethane Aeußerung verstoßen, daß Consequenz nur so lange gut sei, als die gleichen Verhältnisse fortbeständen. Man könne nicht begreifen, warum W., der sich in früherer bewegter Zeit schon für ein Deutschland unter Preußens Führung ausgesprochen, diesem jetzt die Unterstützung versage. — Was nun diesen Punkt betrifft, so konnte sich W. allerdings zu jener Zeit eines gewissen Mißtrauens gegen Preußen nicht erwehren. Er glaubte Beweise zu haben, daß Preußen nicht darauf ausgehe, das ganze außerösterreichische Deutschland zu einem kräftigen Ganzen zu vereinigen, sondern nur auf die Verstärkung seiner Machtsphäre in Norddeutschland bis zur Mainlinie bedacht sei, die Süddeutschen aber ihrem Schicksale überlassen wolle. Dem deutschen Manne genügte diese Aussicht nicht, und von diesem Gesichtspunkte aus kann man es ihm, dem Feinde roher Gewalt, wol nicht verargen, wenn er an Neutralität festzuhalten, sein engeres Vaterland vor Verlusten zu bewahren suchte. Er hatte eben anfangs — wie zu jener Zeit wol fast alle Staatsmänner — die kühne Politik Bismarck's mit ihren Endzielen noch nicht vollständig in ihrer Großartigkeit erfaßt. — Von ihm selbst sind keine Aeußerungen bekannt, daß er mit seiner Politik im J. 1866 unzufrieden gewesen wäre; einen Nachtheil hat sie dem Lande nicht gebracht. Wohl aber bereitete ihm die zweifelhafte Lage der weimarischen Truppen schwere Sorge. Abgesandte mußten

mehrmals ihnen Beruhigung bringen. Nach ihrer Rückkehr sprach er selbst dem Officiercorps die Versicherung seiner wärmsten Anerkennung für dessen Haltung aus. „Es giebt“, sagte er dabei, „im Leben des Soldaten Lagen, worin mit dem Muthe der Entsagung auszuharren oft schwerer und verdienstvoller ist, als eine Batterie zu stürmen.“ — Konnte W. mit der Neugestaltung Deutschlands sich nicht in vollem Maße befriedigt erklären, so wußte er doch, daß es sich nur um einen Uebergang zu besseren Verhältnissen handelte. Ueber die Verschiedenheit der Wege konnte er die Einheit des Zieles niemals vergessen. Dieses fest im Auge behaltend, übernahm W. selbst im J. 1867 die Vertretung des Großherzogthums im Bundesrathe des norddeutschen Bundes.

Ungehindert durch äußeren Druck konnten im engeren Vaterlande die von den Bundesbestimmungen beschnittenen Gesetze in ihrem ganzen Werthe wiederhergestellt und verbessert werden, so u. a. 1868 das vorzügliche Vereinsrecht und ein sehr freies Preßgesetz. W. hatte seinen Lieblingsplan, mit den übrigen thüringischen Staaten in engere Beziehung zu treten, nie aufgegeben. War ihm dies, wie schon erwähnt, hinsichtlich einer Justizgemeinschaft bei den beiden Schwarzburg gelungen, denen sich später noch Reuß ä. und j. L. angeschlossen hatten, so fand er für seine Bestrebungen einen Gegner in dem Chef des Justizdepartements, v. Wintzingerode. Kam W. den genannten Staaten auf alle Weise entgegen, um sie zu einem engen Anschluß an Weimar, zu einem übereinstimmenden Handeln zu bewegen, und rieth er dazu, dieser Vortheile wegen selbst Opfer im eigenen Staatsleben zu bringen, so förderte sein Widersacher diese Pläne nicht nur nicht, sondern hielt es für angemessen, die bereits bestehenden Verträge womöglich wieder zu beseitigen. Seit Jahren bestand daher zwischen beiden Männern ein getrübtes Verhältniß. Da der Großherzog sich entschieden für die Watzdorf’schen Ansichten aussprach, so erbat Wintzingerode im J. 1867 seinen Abschied. An seiner Stelle trat der Geheime Staatsrath Stichling, bisher ein treuer Mitarbeiter Watzdorf’s, ins Ministerium und übernahm das Departement des Cultus, W. dagegen das der Justiz, um die Erweiterung der Justizgemeinschaft mit Coburg-Gotha ins Leben zu rufen. Die Thätigkeit des verdienstvollen Mannes sollte bald ihr Ende finden. Den Beginn des deutsch-französischen Krieges erlebte er noch, den glorreichen Ausgang nicht. Ueber seinen Tod weiter unten.

W. besaß eine hervorragende staatsmännische Begabung, die ihn befähigte, weit über sein engeres Vaterland hinaus den Blick frei über das ganze große Deutschland zu richten, für dieses thätig zu sein. In seinem Wirkungskreise als weimarischer Minister zeigte er eine ungewöhnliche Arbeitskraft und war unabläßig bemüht, das Wohl des Landes und die Hebung des Volkslebens zu fördern, den Geist der Selbstthätigkeit in der Bevölkerung zu erwecken. Mit sicherer Hand wußte er das weimarische Staatswesen in ruhiger Entwicklung aus der alten in die neue Zeit überzuführen, und so sehr er an seinem engeren Vaterlande und dessen Regentenhause hing, so blieb ihm doch jede particularistische Anwandlung fremd. Den Begriff ministerieller Verantwortlichkeit faßte er hoch und streng auf. Durchaus constitutionell gesinnt, würde er sich nie einem souveränen absoluten Willen gebeugt haben, der gegen die Staatsverfassung gehandelt hätte. — In seinem auf tiefe Sittlichkeit begründeten Wesen standen Gemüth und Verstand in schönem Gleichgewicht. Ueber Standesvorurtheile zeigte er sich erhaben; echte Humanität und Selbstlosigkeit beseelten ihn. — Verlangte er im Dienste volle Hingebung an die Sache, möglichst rasche aber gründliche Bearbeitung der Vorlagen, so war er doch allem Büreaukratismus abhold. Im Umgange mit seinen Beamten und Untergebenen ließ sich auch keine Spur von dem Hochmuthe erkennen, den mancher zur Schau trägt, weil ihm das Bewußt-

sein geistiger Ueberlegenheit fehlt. Wo W. auftrat, wirkten seine Liebenswürdigkeit, Offenheit und Einfachheit wohlthuend, ebenso wie die äußere Erscheinung des großen schlanken Mannes mit den freundlichen Gesichtszügen und den klugen hellen Augen. Sie spiegelten den Adel seiner Seele. — Erwägt man nun Watzdorf's Bedeutung in seiner Eigenschaft als Beamter, Politiker und Mensch, so wird man die Hochschätzung und Zuneigung ermessen können, die ihm von der großherzoglichen Familie ebenso wie aus allen Schichten der Bevölkerung entgegengebracht wurde. Es sprach sich diese Beliebtheit in außerordentlich reichem Maße aus, als er am 6. October 1868 sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Minister feierte. Die Theilnahme an diesem gewiß seltenen Ereigniß ging weit über die Grenzen des Großherzogthums hinaus. Zahlreiche Ehrungen, darunter die Glückwünsche von sämmtlichen deutschen Regenten, verschönten dem Jubilar diesen Tag. Die Stadt Weimar ernannte ihn zum Ehrenbürger, die Gemeinden des 5. Verwaltungsbezirkes — des Neustädter Kreises, in welchem sein Besitzthum und Geburtsort Schloß Berga liegt — brachten einen Fond zu einer „Watzdorfstiftung" dar, deren nähere Bestimmung dem Jubilar überlassen blieb, während unter gleicher Bezeichnung die Gemeinden der anderen vier Verwaltungsbezirke eine Stiftung zu landwirthschaftlichen Zwecken ins Leben gerufen hatten. Im Namen sämmtlicher Gemeinden aber wurde dem gefeierten Manne eine große goldene Medaille überreicht, die, in Silber und Bronze vervielfältigt, auf der einen Seite das Brustbild Watzdorf's mit Vor- und Zunamen, sowie „6. Oct. 1868" zeigt, auf der andern, umgeben von einem Kranz aus Lorbeer- und Eichenblättern, die Widmung enthält: „Dem Begründer der freien Gemeinde-Verfassung im Großherzogth. Sachs. Weimar-Eisenach."

Watzdorf's Familienleben verlief in schöner Harmonie. Er hatte sich am 27. Mai 1828 mit Luise Armgard von Könneritz vermählt, einer Dame, die durch stattliche Erscheinung, Geist und Bildung sich auszeichnete und mit verständnißvoller Theilnahme den hohen Zielen ihres Gemahls zu folgen vermochte. Die Ehe blieb kinderlos. — Watzdorf's Körperkräfte zeigten infolge der vielen angestrengten Arbeiten bereits gegen Ende der sechziger Jahre eine merkliche Abnahme. Im Frühjahre 1870 kehrte er kränkelnd von Berlin zurück und suchte Erholung auf Schloß Berga. Durch die kriegerischen Verwickelungen verkürzte sich indeß dieser Aufenthalt und W. begab sich nach Weimar, wohin die Pflicht ihn rief, trotzdem sein schmerzhaftes Leiden, die Kopfgicht, mehr und mehr zunahm. Gewährten ihm die Nachrichten von dem siegreichen Vordringen des deutschen Heeres in Frankreich Trost und Freude, so traf ihn doch ein außerordentlich harter Schlag, der ihn aufs tiefste erschütterte: der plötzliche, am 3. September erfolgte Tod seiner bisher der besten Gesundheit sich erfreuenden Gemahlin. Zeigte W. äußerlich auch männliche Fassung, so zehrte doch der Kummer an seinem Herzen und mit vermehrter Heftigkeit ergriff ihn sein Leiden. Am 16. September 1870, früh 10½ Uhr, dreizehn Tage nach dem Ableben seiner treuen Lebensgefährtin, schloß der edle Mann seine Augen für immer. Er konnte das Bewußtsein mit sich ins Grab nehmen, daß die von ihm gelegten Keime zu segensreicher Entwicklung gekommen waren. Und blieb es ihm auch versagt, die Folgen der deutschen Siege, die Einigung des Gesammtvaterlandes zu erleben, so hatte er doch noch die Morgenröthe erblickt, die ihm den Anbruch einer großen Zeit, die Verwirklichung seiner Hoffnungen verkündete.

Familiengeschichte des Geschlechts v. Watzdorf, 1872. — Kneschke, Adels-Lexikon IX, 489. — Stichling, Aus dreiundfünfzig Dienstjahren, 1891, S. 20—39, 82—86. — Weimar. Zeitungen verschiedener Jahrgänge, besonders der von 1848—53, 1857, 1863, 1866, 1868, 1870. — v. Heyne,

Geschichte des weimar. Militärs, 1869. S. 204—224. — Unsere Zeit, 1857. I, 470—474. — Privataufzeichnungen. Otto v. Franke.

Watzdorf: Karl Friedrich Ludwig v. W., sächsischer General und Diplomat. Geboren am 1. September 1759 zu Kauschwitz bei Plauen im Vogtland als Sohn des kursächsischen Oberhofrichters Adam Friedrich v. W. († am 11. April 1781), trat Karl v. W. am 15. April 1777 in Dresden als Souslieutenant bei der Garde du Corps ein, wurde am 5. Januar 1780 Premierlieutenant, 9. Januar 1785 Rittmeister, 1786 Kreis- und Marschcommissar des Vogtländischen Kreises und Kammerjunker, 6. Juli 1788 Major, 19. December 1792 Wirklicher Geheimer Kriegsrath, 19. December 1801 Kammerherr, nahm 1806 am Feldzug in Thüringen gegen Napoleon theil, war 1809 Generalintendant der sächsischen Truppen im österreichischen Feldzug, wurde am 15. April 1810 Oberstlieutenant, 16. April unter dem Titel eines Inspecteur général aux revues Chef der bei der Neuformirung des sächsischen Heeres geschaffenen, neuen Armeeverpflegungsorganisation, und am 26. August Oberst. Um diese Zeit nahm seine Laufbahn jedoch eine ganz andere Richtung: der sächsische Minister des Auswärtigen Graf Senfft v. Pilsach vertraute ihm im Juli den Posten eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am russischen Hofe an. W. bekleidete diese bei der allmählichen Verschärfung der französisch-russischen Beziehungen schwierige Stellung, in der er sich durch sein persönliches und dienstliches Verhalten das Wohlwollen des Zaren Alexander und allgemeine Achtung erwarb, vom September 1810 bis Ende April 1812, wo er mit Urlaub Petersburg verließ, um nicht dahin zurückzukehren, da bald der Krieg ausbrach. Watzdorf's rasche Fassungs- und scharfe Beobachtungsgabe, verbunden mit einem vortrefflichen Gedächtniß, Eigenschaften, die der seine Zeitgenossen gern scharf beurtheilende Senfft rühmend hervorhebt, veranlaßten Napoleon selbst, sich in Dresden eingehenden Bericht über russische Verhältnisse, besonders die Streitkräfte, von W. erstatten zu lassen, der freimüthig auf die großen Schwierigkeiten des Feldzugs hinwies, mit welcher Ansicht er in der Umgebung des Kaisers damals freilich ziemlich vereinzelt dastand. Im Juli 1812 erhielt er den Auftrag, die sächsischen Interessen im Hauptquartier der großen Armee zu vertreten, mußte jedoch, wie die Vertreter der übrigen Fürsten, vom Ende Juli bis Anfang December in Wilna zurückbleiben, wo Maret, Herzog von Bassano, der Minister des Auswärtigen, seinen ständigen Aufenthalt nahm. Watzdorf's Scharfblick blieb von vornherein der schwächste Punkt des Unternehmens, das völlig Ungenügende der Verpflegungs- und Sanitätseinrichtungen, unverborgen und schon Anfang September, noch vor der Schlacht bei Borodino, sprach er den dringenden Wunsch aus, daß bald Friedensverhandlungen begännen, da Moskaus etwaige Räumung den unheilvollen Entschluß Rußlands erkennen lassen würde, den Krieg in die Länge zu ziehen. Der Gang der Ereignisse gab ihm Recht. Zeuge des namenlosen Elends des Rückzuges kehrte er im December nach Dresden heim, das er zu Ende des Januars 1813 wieder verließ, um den Gesandtenposten in Wien anzutreten, der ihm schon vor dem Feldzuge bestimmt gewesen war. Vom Februar an wirkte er hier eifrigst für das Zusammengehen mit Oesterreich, wodurch Sachsens Abkehr von Frankreich und Annäherung an Rußland und Preußen ermöglicht werden sollte, und suchte das sächsische Cabinet, dessen Leiter Senfft diese Idee theilte, besonders zu bewegen, diesen Hauptgesichtspunkt nicht durch kleinliche Eifersüchteleien und schwierige, unzeitgemäße Entschädigungsforderungen zu schädigen. Es gelang ihm, am 20. April mit Metternich eine vorläufig geheim zu haltende Convention zum Zwecke der allgemeinen Pacification abzuschließen, doch des Königs Einlenken in die alte Politik nach Napoleon's Sieg bei Lützen ließ den Vertrag nicht ins Leben treten. W. blieb bis Anfang September in Wien, und gelangte nach dem Ausbruch des

Kriegs zwischen Oesterreich und Frankreich über Regensburg und Weimar im Anfang October nach Dresden zurück. Als nach der Leipziger Schlacht König Friedrich August als Gefangner in Berlin internirt war, berief er W. zu sich und betraute ihn mit einer Mission an die drei verbündeten Monarchen zu Frankfurt a. M. im November und December 1813, wo W. zwar persönlich freundliche Aufnahme fand und Alexander seinen Uebertritt in russische Dienste wünschte, sachlich aber betreffs des Königs Rückkehr nach Sachsen und Zutritt zum Bündniß gegen Napoleon nichts erreicht wurde. Nach der Einnahme von Paris wiederholte Friedrich August den Versuch der Annäherung und schickte W. im Juni 1814 mit Gratulationsschreiben nach Paris; doch konnte dieser hier nur bei Ludwig XVIII. sich seines Auftrags entledigen, der jedoch eingestand, zunächst nichts für Sachsen thun zu können und auf den Wiener Congreß vertröstete. Alexander und Friedrich Wilhelm III. waren schon vorher nach London gereist, wohin ihnen W. schleunigst nachreiste, ohne jedoch Gehör zu finden; Alexander beschränkte sich auf kühle Hinweise auf frühere Versicherungen. Auf der Rückreise nach Berlin besprach W. noch zu Frankfurt a. M. im Juli mit dem Freiherrn v. Stein die finanziellen Schwierigkeiten des Königs und erlangte die Zusicherung der Abhülfe. Im November 1814 wurde W. nach Prag zur Regelung privater Angelegenheiten der dort weilenden Mitglieder der königlichen Familie und zur Besorgung geheimer politischer Aufträge entsandt, und im April 1815 berief ihn der König von Prag nach Preßburg und übertrug ihm die Begleitung seiner Neffen Friedrich August und Clemens, die im österreichischen Hauptquartier am Feldzug gegen Napoleon theilnehmen sollten. Durch letztere Anordnung von der Theilnahme an den Hauptkämpfen in Belgien ausgeschlossen, durchzogen sie seit dem Juni, meist in Gesellschaft des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, das Elsaß, die Champagne, verweilten die meiste Zeit in Burgund zu Auxerre und Dijon, besuchten im September Paris und auf der Heimreise die süddeutschen Höfe und trafen im October in Dresden ein, wo W., seit 25. April 1811 Generalmajor, am 5. November zum Generallieutenant und Generaladjutanten ernannt wurde. Im März 1816 erhielt er, obwol Protestant, die Leitung der Ausbildung der Prinzen Friedrich August, Clemens und Johann anvertraut, auf die er, ohne selbst höhere, wissenschaftliche Vorbildung zu besitzen, doch durch Ernst und Consequenz segensreich einwirkte. 1819 wurde er Oberst-hofmeister der drei Prinzen, begleitete im Herbst und Winter 1821/22 die Prinzen Clemens und Johann auf ihrer Reise durch die Schweiz, Oberitalien und Toscana, wo Clemens' Tod der Reise ein vorzeitiges Ziel setzte, und blieb nach der Heimkehr Obersthofmeister Johann's. Im August 1823 wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am preußischen Hofe ernannt und weilte vom Herbst 1823 bis Ende 1834 in Berlin, wo er auch bei den Verhandlungen über den Zollanschluß Sachsens an Preußen, die am 30. März 1833 abgeschlossen wurden und mit zur Bildung des deutschen Zollvereins führten, betheiligt war. Seit 1835 in seine Dresdner Stellung als kgl. General-adjutant zurückgekehrt, übernahm er noch den Posten eines Ministers des königlichen Hauses und wurde Mitglied des Staatsrathes. Durch seine Landesherren und auswärtige Fürsten mit hohen Auszeichnungen geehrt, starb er zu Dresden am 16. Mai 1840. Seinen Ehen mit Marie Freiin v. Stöcken († 1800) und seit 1804 mit Charlotte Henriette Gräfin v. Hopffgarten († 1864) entsproßten 3 Töchter und 3 Söhne, von denen Anton als kgl. preußischer Oberstlieutenant bei Waterloo fiel.

Sächsische Ranglisten und Staatskalender. — C. H. v. Watzdorf und F. Nitze, Historisch-genealogische Beschreibung des Geschlechts derer v. Watzdorf (Dresden 1872). — Mémoires du comte de Senfft 1806—1813 (Leipzig 1863). — C. Gretschel und F. Bülau, Geschichte des sächsischen Volkes und

Staates (Leipzig 1853) III. Bd. — Th. Flathe, Gesch. d. Kurst. u. Kgr. Sachsen (Gotha 1873), III. Bd. — J. P. v. Falkenstein, König Johann von Sachsen (Dresden 1878). Besonders Acten des Königl. Sächsischen Hauptstaatsarchivs zu Dresden. W. Lippert.

Wauer: Karl W., Sänger und Schauspieler, wurde im J. 1783 zu Berlin als Sohn eines unbemittelten Sattlers geboren, der ihn für sein Handwerk bestimmte. Da er aber eine schöne Sopranstimme besaß, wurde er während seiner Schulzeit der Currende zugetheilt, welchem Umstande er es verdankte, daß er eine große Vorliebe für die Musik gewann, so daß er auch als Jüngling in seiner Lehrzeit eifrig um seine musikalische Ausbildung bemüht war. Als er neunzehn Jahre alt war, bewarb er sich um eine Chorsängerstelle bei der italienischen Oper in Berlin. Seine Stimme fiel dem Sänger Franz auf. Er nahm sich Wauer's an und verschaffte ihm eine Stelle im Chor des kgl. Hoftheaters, dem W. fortan bis zu seiner Pensionirung ununterbrochen angehörte. Da er aber fühlte, daß er ohne höhere Bildung beim Theater nicht vorwärts kommen könnte, suchte er die Lücken seiner Bildung durch den Besuch des Unterrichts im Gymnasium zum grauen Kloster zu ergänzen. Im J. 1807 ward er von Iffland mit einer Wochengage von drei Thalern für die kgl. Bühne engagirt, nachdem er an Stelle eines erkrankten Sängers den Oransky in Cherubini's „Faniska“ mit Erfolg gespielt und gesungen hatte. Seitdem entwickelte sich W. unter Iffland's Leitung als Sänger und Schauspieler mehr und mehr, so daß er bald unter die Berühmtheiten der Berliner Bühne gerechnet wurde und auch auswärts mit Erfolg bei Gastspielen auftreten konnte. Er verfügte über eine volle und kräftige Baßstimme und stand z. B. in dem Ruf, einer der besten Leporellos zu sein. Seitdem er im J. 1835 ein lebenslängliches Engagement erhalten hatte, zog er sich von der Oper zurück, um sich fast ausschließlich dem Schauspiel zuzuwenden. Seine Specialität, in der er die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte, waren derbe, biedere Charaktere der bürgerlichen Sphäre, z. B. der Oberförster in Iffland's Jägern, Miller in „Kabale und Liebe“, der Wachtmeister in „Wallenstein's Lager“, Stauffacher im „Tell“ und Werner in „Minna von Barnhelm“. Devrient, der ihn scharf beurtheilt, sagt von ihm: „W., dessen Persönlichkeit alle edlere Haltung versagt war, bildete die seinem Naturell verwandten Gestalten bis zur Vollkommenheit aus: derbe Bürger, Bauern, Matrosen, Corporale, Hausknechte, Knappen 2c. Rührende Treuherzigkeit, wüthende Leidenschaft, glückliche Heiterkeit, ansteckendes Lachen, Trunkenheit in jeder Nüance: von der angenehmen Weinlaune bis zur Branntweinsabgestumpftheit, stand ihm mit täuschender Wahrheit zu Gebote und wurde von seiner gedrungen corpulenten Gestalt trefflich unterstützt.“ Im Leben erfreute sich W. wegen der Biederkeit seines Charakters, nicht minder wegen seiner originellen Persönlichkeit großer Beliebtheit. Nach seiner Pensionirung am 9. December 1850 zog er sich mit seiner Familie nach Freienwalde an der Oder zurück, wo er am 13. Juli 1857 im Alter von 74 Jahren starb.

Vgl. K. Herloßsohn, H. Marggraff u. A., Allgemeines Theater-Lexikon. Neue Ausgabe. VI, 192, 193. Altenburg und Leipzig 1846. — Deutscher Bühnen-Almanach. Hrgg. von A. Heinrich. 22. Jahrg. Berlin 1858. S. 97—100. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst IV, 22, 23. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. S. 212, 214, 216. H. A. Lier.

Wawra: Heinrich W. Ritter von Fernsee, österreichischer Marinearzt und Botaniker, geboren zu Brünn am 2. Februar 1831, † zu Baden bei Wien am 24. Mai 1887. Durch eine strenge, aber sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog W. im

October 1849 die Universität Wien, um Medicin zu studiren, nachdem er bereits während der letzten Jahre seiner Gymnasialzeit, angeregt durch seinen Bruder, welcher bei Endlicher Vorlesungen hörte, mit großem Eifer botanische Excursionen unternommen hatte. Auch während seines Studiums benutzte er jede freie Zeit zur Erweiterung seiner floristischen Kenntnisse und unternahm deshalb wiederholt Reisen in die deutschen Mittelgebirge, nach der Schweiz, Belgien und den Niederlanden. Sein Lehrer in der botanischen Systematik war Ed. Fenzl, während er unter Franz Unger's Leitung mikroscopische Studien zur Pflanzenanatomie und -Physiologie trieb. Im J. 1851 trat W. mit einer kleinen Abhandlung: „Vorarbeiten zu einer Flora von Brünn", abgedruckt in den Verhandlungen des Wiener zool.-bot. Vereins (I) zum ersten Male in die Oeffentlichkeit und ließ im folgenden Jahre an demselben Orte „Ergänzungen" hierzu erscheinen. Die herbe Kritik, welche die Arbeit, die ihr Verfasser selbst als Jugendarbeit bezeichnete, erfuhr, war durch den Inhalt keineswegs gerechtfertigt. Nach erfolgter Promotion zum Dr. med. und nach Absolvirung der vorgeschriebenen Prüfungen, trat W. am 6. December 1855 als Arzt in die österreichische Marine ein und begab sich anfangs 1856 nach dem ihm zugewiesenen Bestimmungsorte Triest. Die ihm durch seine Stellung gebotene Möglichkeit, fremde Länder kennen zu lernen, was seinen eifrigsten Wünschen entsprach, nützte er in hervorragender Weise für die botanische Wissenschaft aus durch Herbeischaffung eines ungemein reichen Pflanzenmaterials aus den verschiedensten Gebiete der Erde. Seine erste dienstliche Reise führte ihn auf dem Briggschooner „Saida" im Mai 1856 an fast alle größeren Küstenplätze des westmittelländischen Meeres und dauerte bis October. Die zweite größere Reise auf der Corvette „Carolina" geschah von Pola aus am 30. April 1857 und ging über Messina, Gibraltar und Madeira nach Brasilien, Buenos-Aires, dem Cap, Benguela, Loanda und zurück über Ascension und die Capverden (S. Antonio) nach Triest, wo am 16. Mai 1858 geankert wurde. Wo nur immer auf längere oder kürzere Zeit gelandet wurde, benutzte W. die Zeit zu floristischen Excursionen, die ihre reichste Ausbeute allerdings erst in den tropischen Gegenden, namentlich in den portugiesischen Colonien des Congogebietes fanden. In Loanda traf W. mit seinem Landsmann Friedrich Welwitsch zusammen, der damals im Auftrage der portugiesischen Regierung die Colonien bereiste. Eine gemeinsam mit diesem geplante Excursion nach den westafrikanischen Euphorbienwäldern konnte nicht ausgeführt werden, weil das an Bord der Corvette ausgebrochene Küstenfieber den Hafen schleunigst zu verlassen zwang. Nach Außerdienststellung des Schiffes trat W. einen Urlaub an, den er in Wien zur Bearbeitung des botanischen Materials zu verwenden hoffte. Er nahm die Pflanzen des Congogebietes zuerst in Angriff, ohne indessen zu einem Abschluß zu kommen, da er am Schluß des Jahres weitere dienstliche Verwendung fand. Daher übernahm Wawra's Freund Johann Peyritsch die Fertigstellung der Arbeit, welche unter dem Titel „Sertum benguelense" im 38. Bande der Schriften der Akademie d. Wissensch. (1859) abgedruckt wurde. Die Sammlung selbst, die im Ganzen 24 neue, 11 von W., 13 von Peyritsch beschriebene Arten enthielt, überließ der Sammler dem botanischen Hofcabinet, welches auch alle späteren Sammlungen aufnahm. Die auf der Reise angelegte numismatische Sammlung erhielt das kaiserliche Münzcabinet. Durch seine Arbeiten lenkte W. die Aufmerksamkeit des damaligen Erzherzogs Max, des späteren Kaisers von Mexiko auf sich, welcher ihn zu seinem Begleiter auf einer wissenschaftlichen Reise nach Brasilien berief. Für seine botanischen Zwecke wurde ihm als Gehülfe der Gärtner Franz Maly beigegeben. Am 14. November 1859 verließ der Dampfer „Elisabeth" Europa und nahm nach mehrtägigem Aufenthalte auf

Madeira seinen Curs auf Bahia. Von dem etwas südlicher gelegenen Ilheos aus wurde ein achttägiger Abstecher in die brasilianischen Urwälder gemacht und darauf Rio Janeiro besucht. Der Kaiser von Brasilien befand sich damals auf einer Bereisung der nördlichen Provinzen seines Landes. Um ihn aufzusuchen ließ der Erzherzog seinen Dampfer eine Anzahl kleinerer Hafenstädte der brasilianischen Ostküste anlaufen und, nach stattgefundener Begegnung mit dem Kaiser in Itapamerin, am 8. Februar 1860 von Bahia aus die Rückreise antreten. Am 29. März 1860 wurde Miramare erreicht. Gleich im Juni des Jahres begab sich W. nach Wien, um die Bearbeitung der botanischen Sammlungen zu beginnen. Sie sollte den einen Theil eines größeren Reisewerkes bilden, dessen anderen, beschreibenden Abschnitt der Erzherzog Max selbst übernommen hatte. Zwei Bände des letzteren waren bis zum Jahre 1863 im Manuscript vollendet. Die Fertigstellung des dritten hinderte die im J. 1867 erfolgende Katastrophe von Queretaro. Inzwischen wurde W. schon im October 1860 dienstlich abberufen, nachdem er eben erst mit der Sichtung des Materials fertig geworden war und konnte erst gegen Ende 1861 seine wissenschaftliche Thätigkeit wieder aufnehmen. Die sich als neu herausstellenden Arten wurden in mehreren Artikeln in der österr. bot. Zeitschrift 1861 und 1862 (Jahrg. XII und XIII) veröffentlicht. Der Abschluß der ganzen Arbeit jedoch zog sich noch mehrere Jahre hin und zwar zuerst wegen der langsamen Herstellung der Tafeln, später infolge dienstlicher Verhinderung Wawra's. Die Zeit, die ihm frei blieb, benutzte er zur Bearbeitung eines von dem Apotheker Peckolt in Brasilien gesammelten Herbars, wovon er ungefähr die Hälfte der Pflanzen als „Plantae Peckoltianae“ in der Zeitschrift Flora vom Jahre 1864 beschrieb. Text und Tafeln für das Reisewerk waren im Frühjahr 1863 druckfertig und sollten, nachdem sie W. während eines Besuches in München dem berühmten Kenner der brasilianischen Flora, v. Martius, zur Revision vorgelegt hatte, gegen Ende des Jahres zum Drucke gelangen, als eine neue Verzögerung eintrat durch Wawra's Berufung als Bordarzt auf die Fregatte „Novara“, welche bestimmt war, den neu gewählten Kaiser Maximilian von Mexiko nach seinem Bestimmungsort zu geleiten. Es geschah dies im April 1864 und am 28. Mai ankerte das Schiff vor Veracruz, woselbst es ein volles Jahr hindurch stationirt blieb. W. erforschte die Flora des Küstenstrichs, ungeachtet der dort herrschenden bösartigen Fieber, aufs eingehendste; konnte auch auf Ausflügen nach Havanna und einigen Küstenpunkten von Jucatan Einblicke in die dortige Flora und besonders lehrreiche Aufschlüsse sich verschaffen über die Selbstbepflanzung isolirter steriler Gegenden. Es gelang ihm auch, eine Tour über Land nach der Stadt Mexiko zu machen, wobei er unterwegs den ehemaligen Bonner Professor der Botanik, Sartorius in seiner Hacienda Mirador, unweit Huatusko, aufsuchte. Er bestieg den Orizaba bis zur Schneegrenze in Höhe von 15000′ und kehrte mit einer Ausbeute von mehr als 1600 Pflanzenarten und einer erheblichen Menge von Sämereien und Früchten zurück. Mitte August 1865 geschah dies, und W. betrieb nun die Drucklegung seines Werkes ganz besonders eifrig, da er für eine Expedition in die ostasiatischen Gewässer in Aussicht genommen war. Der Krieg mit Preußen und Italien im J. 1866 hinderte zunächst die Ausführung dieses Planes und es gelang ihm, trotz der Wirren des Krieges, im Verlaufe welches er die Schlacht bei Lissa mitmachte, seine Arbeit zu Ende zu führen. Sie erschien als starker Folioband unter dem Titel: „Botanische Ergebnisse der Reise Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko, Maximilian, nach Brasilien (1859—60)“, begleitet von 104 Tafeln in Folio, wovon 32 in Farbendruck. Außer einer kurzgefaßten Reiseschilderung enthält das Werk die in lateinischer Sprache gehaltenen Pflanzenbeschreibungen. Die aufgeschobene ostasiatische Expedition wurde nunmehr am

18. October 1868 von Triest aus ausgeschickt. Neben W. befand sich auf der Fregatte „Donau“ als wissenschaftlicher Begleiter der Triester Museumsdirector Dr. Syrski, in dessen Gesellschaft er die meisten botanischen Excursionen während der ersten Hälfte der Reise unternahm. Die Reise selbst erstreckte sich über einen Zeitraum von 2 Jahren und 4½ Monat und nahm folgenden Curs: Messina, Cartagena, von wo aus eine Fußtour durch das spanische Festland bis Gibraltar angetreten wurde, Tanger, Madeira, Teneriffa, Capstadt und von hier abermals eine Reise über Land in die schwarzen Berge, Java, Singapore, Bangkok, Saigon, Hongkong, Schanghai, in die Petschilibai nach Peking. Von hier aus machten die Forscher Excursionen in das Innere zur chinesischen Mauer und traten von Tschifu aus die Rückreise an, zunächst nach Nagasaki und Yokohama und dann ostwärts durch den stillen Ocean nach Honolulu. Der Aufenthalt auf den Hawaischen Inseln war kein freiwilliger. Ein furchtbarer Cyclon beschädigte die Fregatte so, daß sie hier Zuflucht suchen mußte. Es dauerte 4 Monate bis das Schiff wieder seetüchtig wurde und W. benutzte die Zeit zu einer gründlichen Durchforschung der Inselgruppe, so daß dieser Theil des durchreisten Gebietes nach der botanischen Seite hin den größten Erfolg hatte. Die Reise ging dann weiter nach Callao, Valparaiso, durch die Magelhaensstraße nach Montevideo, Rio Janeiro und endete mit der Landung in Pola am 1. März 1871. Die litterarische Frucht dieser weiten Reise war verhältnißmäßig gering. Außer mehreren, im Feuilletonstil gehaltenen Reiseskizzen in der Oesterr. bot. Zeitung (1871—73), folgten nun die „Beiträge zur Flora der Hawaiischen Inseln“ in dem 55.—58. Bande der Zeitschrift Flora (1872—75). Die gedachten Artikel erschienen in größeren Pausen, welche durch die wiederholt eingetretene Abwesenheit des Verfassers vom Vaterlande bedingt wurden. Er erhielt nämlich im Juni 1872 die Aufforderung, die Prinzen Philipp und August von Sachsen-Coburg-Kohary auf einer Reise um die Welt zu begleiten. Von Wien aus wurde die Reise am 30. Juli 1872 angetreten und endete an ihrem Ausgangspunkte am 20. April 1873. Sie ging nach New-York, von wo Abstecher nach den Niagarafällen und nach Chicago gemacht wurden, bis Omaha und unter Benutzung der Pacificbahn nach S. Francisco, nachdem vorher noch Salt-lake-City und das Yosemite-Thal von Kalifornien besucht wurden. Von S. Francisco aus ging, nach nur zweitägigem Aufenthalt, die Fahrt nach Honolulu, wo infolge einer Verletzung W. die beabsichtigte Vervollständigung seiner Hawaiischen Sammlungen nicht ausführen konnte. Darauf wurde Neuseeland angelaufen und von Auckland aus das australische Festland aufgesucht, das auf ausgedehnten Excursionen in das Innere hinein floristisch ziemlich genau erforscht wurde. In Albany allein sammelte W. während eines nur dreistündigen Aufenthaltes und trotz strömenden Regens, 112 Pflanzenarten. Ueber Ceylon ging es weiter nach Singapur, Saigon, Hongkong, Schanghai, Nagasaki, Yokohama und Jeddo. Die Rückreise ging zunächst denselben Weg bis Singapur, von wo aus Java besucht wurde und die waldreiche kleine Insel Pulo Penang und dann weiter nach Bombay. Von hier aus unternahmen die Reisenden eine dreiwöchentliche Bereisung Indiens, die sie bis an den Fuß des Himalaya führte und kehrten durch den Suezcanal über Alexandria nach Wien zurück. Die Schnelligkeit, mit welcher die Reise gemacht wurde, war für das Botanisiren nicht günstig und trotzdem betrug die Ausbeute gegen 1600 Pflanzenarten. Dieser Erfolg war nur möglich durch die einzig in ihrer Art dastehende Reisemethode. Es wurden nämlich beim Durchfahren botanisch besonders interessanter Strecken Sonderzüge benutzt, wie beispielsweise in Australien, die, je nach Belieben der Reisenden hielten, um, nach geschehener Bergung der Pflanzen, wieder weiterzufahren. Es folgte nun für W. eine verhältnißmäßig ruhige Zeit, während welcher ihn sein

Dienst nur zu Kreuzfahrten in der Levante berief. Er benutzte diese Zeit zur Fertigstellung seiner Arbeit über die Hawaiischen Pflanzen und schrieb für die Oesterr. bot. Zeitschrift (1875) einen Aufsatz: „Ueber die Eucalyptus-Anpflanzungen“. Im J. 1878 trat er aus dem Verbande der Kriegsmarine aus, nachdem er bis zum Stabsarzt avancirt war. Nunmehr gedachte er, seine auf der letzten Weltreise gesammelten botanischen Schätze in Muße zu ordnen. Da erging eine neue Einladung an ihn, die Prinzen Ferdinand und August von Sachsen-Coburg nach Brasilien zu begleiten. So sah er denn dieses Land zum dritten Male. Der Aufenthalt daselbst dauerte vom 12. Mai bis zum 15. Juli 1879, während dessen größere und kleinere Excursionen in die Umgebung von Rio de Janeiro, darunter auch eine Besteigung des Itatiaia, des höchsten Berges Brasiliens, unternommen wurden. Im Einverständniß mit den Prinzen von Coburg sollte die Ausbeute beider Reisen vereinigt und das Ergebniß ihrer Untersuchung als ein Gesammtwerk veröffentlicht werden. Inzwischen wurde jedoch die Uebersiedlung des botanischen Hofcabinets in die neu erbauten Räume der kaiserlichen Hofmuseen vorgenommen. Weil hierdurch ein zusammenhängendes Arbeiten unmöglich wurde, so beschränkte sich W. zunächst auf die Herausgabe der Bromeliaceenausbeute der letzten Reise, erschienen in der Oesterr. bot. Zeitung, Band XXX (1880) und in dem Bulletin de la fédération des sociétés d'horticulture de Belgique (1881), wo sich auch ein französisch geschriebener Reisebericht findet, der in deutscher Sprache im 31. Bande der Oesterr. bot. Zeitung abgedruckt ist. In demselben und im folgenden Bande sind auch die neuen Pflanzenarten der beiden letzten Reisen beschrieben worden. Gleichzeitig gab die eingetretene Muße W. Veranlassung, die neuen brasilianischen Pflanzen von der Novaraexpedition zu veröffentlichen (Oesterr. bot. Zeitung, Bd. 29, 1879). Im J. 1883 erschien endlich der erste Band des geplanten Werkes, eines durch die Municifenz der Prinzen mit allen Mitteln moderner typographischer und chromolithographischer Technik ausgeführten Prachtwerkes, unter dem Titel: „Itinera Principum S. Coburgi“ mit 39, zum größten Theil colorirten Tafeln. Es gelang W. auch noch, den zweiten Band zu vollenden; doch erlebte er dessen Drucklegung nicht mehr. Denn kurz vorher raffte ihn im 57. Lebensjahre der Tod hinweg in Baden bei Wien, wohin er, Erholung suchend, sich begeben hatte. In den letzten Jahren kränkelnd, war es ihm gleichwol möglich geworden, nicht nur seine Hauptlebensarbeit zu vollenden; er konnte auch noch für die Flora brasiliensis die Ternstroemiaceen bearbeiten und mehrere Artikel für die Wiener Illustrirte Zeitung, deren Chefredacteur er war, veröffentlichen. Leider aber sollte die Hoffnung, auch noch eine Monographie der Bromeliaceen zu erhalten, nicht in Erfüllung gehen. Wawra's Leistungen in seiner amtlichen Stellung sind durch vielfache Auszeichnungen, seine Verdienste um die Botanik durch ehrenvolle Ernennungen zum Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften, sowie durch wiederholte Verwendung seines Namens zur Bezeichnung von Pflanzenspecies anerkannt worden. In erster Linie verdankt ihm die Wissenschaft die Herbeischaffung eines selten reichen Pflanzenmaterials und in seinen Schriften offenbart sich eine gründliche systematische Kenntniß innerhalb der Florengebiete des ganzen Erdballes. Von geradem Charakter, anspruchslos und bescheiden in seinem Auftreten, berührte er jeden sympathisch, der ihm im persönlichen Verkehr näher getreten war.

J. A. Knapp, Biogr. Skizze, Flora 1887. — Selbstbiographie, in Notizen-Blatt der hist.-stat. Sektion der k. k. mährisch-schles. Gesellsch. z. Beförd. des Ackerb., Nr. 10, 1878. — Wiener Illustr. Garten Zeitung 1887. — Oesterr. bot. Zeitschrift 1867. — Morren et Fonsny: „Les Broméliacées Brasiliennes, in Bull. de la fédération des soc. d'horticult. de Belgique 1880.

E. Wunschmann.

Wawruch: Andreas Ignaz W., Arzt, geboren zu Niemczitz in Mähren 1782 und zu Wien am 20. März 1842 gestorben, war seit Ende 1810 Assistent an der medicinischen Klinik für Aerzte in Wien, auch supplirender Lehrer der Pathologie und Arzneimittellehre, erlangte 1812 in Wien mit der Inauguralabhandlung „Tentamen inaug. philologico-medicum sistens antiquitates typhi contagiosi“ die Doctorwürde und wurde noch in demselben Jahre ordentlicher Professor für die genannten Fächer, 1819 Professor der medicinischen Klinik für Wundärzte an der Wiener Universität. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. W. war Mitarbeiter an den österr. medicinischen Jahrbüchern seit 1832 und hat sich in der Wissenschaft besonders durch einige bemerkenswerthe Schriften über die Bandwurmkrankheit ein Andenken gesichert.

Vgl. Biogr. Lexikon VI, 206. Pagel.

Warschlunger: Johann Georg W. (auch Wachsschlunger), der Stifter einer von der Kunstgeschichte immer noch vergessenen Malerfamilie; war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Regensburg und dann zu München thätig. Er malte nach dem Vorbilde der alten Miniaturisten, meist etwas nüchtern in der Anordnung und hart in der Farbe, aber mit großer Treue und Wahrheit, ja mit liebevollster Durchbildung allerlei Stillleben von Früchten, Blumen und Thieren (mit seinen Jagdtrophaeen auch ein Nachfolger von Jan Baptista Weenix, 1621—1665), meist kleinen Formats, aber auch als größere Wanddecorationen für die damaligen fürstlichen Jagdhäuser und Lustschlösser. Auch radirte er einige Blätter mit Jagdhunden und dergleichen. Sein Sohn Johann Paul W., geboren 1680 zu Regensburg, erhielt 1709 das Meisterrecht zu München, wo er mehrere Schüler bildete und 1724 starb. Auch er malte Landschaften mit Thieren, besonders Jagden auf Eber und Hirsche, todtes Wild und Geflügel, Blumen und Fruchtstücke mit allerlei Insekten und Käfern, voll überraschender Wahrheit. Dergleichen waren im Schloße zu Nymphenburg und in den zierlichen Parkbauten daselbst, auch malte er (nach Mayerhofer: Schleißheim 1890, S. 61) die Fresken im reizenden Kabinette im südlichen Flügel zu Schleißheim, wo auch die Gallerie mehrere seiner Bilder besitzen soll. Auch radirte er vier Blätter, welche todtes und von Hunden bewachtes Wild vorstellen. Außer diesen erscheint auch ein Franz W., der insbesondere Blumen und Früchte malte. Er soll um 1705 zu Bamberg infolge von Mißhandlungen durch preußische Werber gestorben sein.

Vgl. Nagler, 1851, XXI, 183 und dessen Monogrammisten 1879, IV, 299 und 338 (Nr. 1482 und 1682). Hyac. Holland.

Wazo: Bischof von Lüttich, von völlig unbekannter Herkunft, war schon im ersten Decennium des elften Jahrhunderts, zu Zeiten des Bischofs Notker Kapellan, nachher Vorsteher der Domschule in Lüttich, dann unter Bischof Wolbodo Decan des Domcapitels. Ein höchst begabter und gelehrter Mann, zeichnete er sich schon damals durch seine Sittenstrenge und hierarchischen Tendenzen aus. Als Decan mit der Führung der Geschäfte des Capitels beauftragt, zog er durch seine Strenge sich den Zorn der auf den Capitelgütern angesessenen Bauern dermaßen auf den Hals, daß sie ihm nach dem Leben standen. Doch nicht bloß gegen seine Untergebenen zeigte er Unnachgiebigkeit, auch seinen Oberen wich er nicht, wenn er meinte, sie thäten Unrecht. Das zeigt sein Brief an den Dompropst Johannes, dem er Machtüberschreitung vorwarf. Wahrscheinlich ist dieser Conflict, der wol in der dem damals unter Bischof Regenhard in Lüttich vorwaltenden milden Geist widerstrebenden streng kirchlichen Auffassung Wazo's seinen Ursprung hatte, die Ursache gewesen, daß er 1030 Lüttich verließ und, wol durch Einfluß des bekannten Abtes Poppo von Stablo, des Führers der Cluniacenser Partei in Lothringen, als Capellan am Hofe des Kaisers Konrad II. angestellt wurde. Dort hatte

er sich bald eine so angesehene Stellung erworben, daß Konrad einen Augenblick nahe daran war ihm die Nachfolge Aribo's auf dem Mainzer Erzstuhl zu verleihen. Namentlich seine Gelehrsamkeit und Schlagfertigkeit in Disputationen scheinen am Hofe Aufsehen erregt zu haben. Sein Biograph Anselm erzählt, wie er den sehr gelehrten jüdischen Leibarzt des Kaisers in einem Streit inbezug auf die Auslegung einer Stelle des alten Testaments nicht allein überwand, sondern ihn zwang sich selbst als überwunden, und seinen Finger, den er zum Pfande gesetzt hatte (wogegen W. ein Ohm Wein stellte) als verwirkt zu erkennen, den W. ihm jedoch großmüthig, wol unter allgemeiner Heiterkeit der Höflinge, bis er denselben einfordern sollte, zur Nutznießung überließ. So, sagt Anselm, erfocht dieser Streiter Christi einen glänzenden Sieg zur Ehre des christlichen Namens! Wie diese Anecdote zeigt, war W. bei aller Strenge keineswegs ein Feind der Freude und Geselligkeit, und wenn auch ohne Familie, doch recht gut am Platze am Kaiserhofe, wie er denn auch seine Ascese nie zur Schau trug und seine Kasteiungen eher verheimlichte, was in jenen Zeiten nur allzu selten bei den strengeren Geistlichen der Fall war. Und ebenso war W. der Ketzerverfolgung abgeneigt und rieth noch in seinen letzten Jahren, im J. 1046, als ihn ein französischer Bischof um Rath fragte, wie die manichäischen Sectirer zu bekämpfen seinen, aufs dringendste ab, dieselben mit Gewalt zu bestrafen. Er vertraute felsenfest auf die Wahrheit der von der Kirche gepredigten Lehre und stellte dieselbe viel zu hoch um weltlicher Mittel zu bedürfen, während er den Sündern immer Zeit zur Bekehrung lassen wollte. Das war freilich ein Standpunkt, auf den nur Wenige in jenen Zeiten sich stellen konnten. Denn wie hoch W. die Kirche schätzte zeigt seine berühmte Antwort an Kaiser Heinrich III., die Salbung des Priesters stehe viel höher als die des Kaisers, jener sei gesalbt damit er das ewige Leben spende, dieser nur um das Recht der Tödtung der Missethäter ausüben zu können. Zwei Jahre nach seinem Abgang aus Lüttich wurde W. wieder dahin berufen, und zwar als Dompropst an Stelle seines verstorbenen Gegners Johannes. Als dann 1037 Regenhard gestorben war, wollten viele ihn zum Bischof. Er weigerte sich aber entschieden aus politischen Gründen, wie Breßlau vermuthet, oder wie Anselm versichert, aus christlicher Demuth, da er den Custos und Schatzmeister des Capitels Nithard für den würdigsten erachtete. Freilich wenn er wirklich den Bischofsstab nicht begehrte, hat er sich bald aufs neue überwinden müssen, denn schon nach vier Jahren starb Nithard, und wurde W. mit allen Stimmen der Cleriker sowie der Laien gewählt und von Heinrich III., der, kirchlich streng wie er war, den Vorkämpfer der Cluniacenser Richtung gewiß gerne hatte, bestätigt, wenn auch nicht ohne daß sich bei Hofe viele widersetzten. Schon im Winter des Jahres 1043 zeigte W. seinen Unterthanen was er werth sei, indem er zu Zeiten des ungemein strengen Winters sowol die darbenden Lütticher Armen als auch namentlich die Bauern mit reichlichen Kornspenden unterstützte. Auch später als beim Aufstand des Herzogs Gottfried und der Grafen von Flandern und Holland, die lothringischen Länder schrecklich verwüstet wurden, hat er aus eigenen und kirchlichen Mitteln vieles gethan um die Noth zu lindern und nicht allein die Wiederherstellung der eigenen sondern auch von fremden Kirchen namentlich der von Verdun, aufs kräftigste unterstützt.

Auch Heinrich III. verspürte bald, welch eine Stütze er an W. in Lothringen besaß. Herzog Gottfried hatte dort keinen kräftigen Gegner, und als sich 1047 König Heinrich von Frankreich anschickte bei Abwesenheit des Kaisers in Lothringen einzufallen, nahm W., dem die Mittel fehlten Gewalt mit Gewalt zu begegnen, seine Zuflucht zu einem außerordentlichen Schritt. Zwei Mal schrieb er dem König mit der Bitte, oder besser mit der Aufforderung, Frieden zu halten, und das zweite Mal redete er ihm so ins Gewissen, daß derselbe von seinem Vor-

haben abstand. Wenigstens erzählt Anselm so, wahrscheinlich hat aber, wie Steindorff bemerkt, eine Fehde mit den Grafen von Anjou mehr als Wazo's Briefe dazu beigetragen die Entwürfe des Königs zu verhindern. Aber auch dem eigenen Oberherrn wagte W. zu widerstehen, wenn es die Würde der Kirche galt. Das Einschreiten Heinrich's in Rom mißbilligte er öffentlich. Er wagte es, ganz im späteren Gregorianischen Geist die Beschlüsse der Synode zu Sutri und die Absetzung Gregor's VI. ungesetzlich zu nennen, und verneinte auch als die Sache des Erzbischofs von Ravenna von deutschen Bischöfen entschieden werden sollte, daß ihm und seinen Amtsbrüdern irgend ein Recht zustehe über denselben zu Gericht zu sitzen. So wirkte dieser merkwürdige Kirchenfürst, der zugleich ein treuer Diener seiner Herrn und ein Vorkämpfer der kirchlichen Unabhängigkeit zu sein wußte. Freilich es waren damals noch Zeiten, wo das möglich war. Bevor es anders wurde ist W. aus dem Leben geschieden. Denn schon nach sechsjähriger Amtsführung starb er am 8. Juli 1048 nach kurzem aber schmerzlichem Leiden. Seine letzten Tage und wie er den Tod furchtlos und fromm erwartete, ist ausführlich von Anselm beschrieben worden, der sein Buch der Fortsetzung von Herigers Leben der Tungrischen, Mastrichter und Lütticher Bischöfe mit einem wenn auch etwas pomphaften doch nicht zu sehr übertrieben lobpreisenden Nachruf an seinen verehrten Bischof beschloß, von dem die Anregung dasselbe zu schreiben gekommen war. Und so weit wir ersehen können, ist das Lob nicht unverdient und gehört W. zu einem der edelsten Männer seiner an hochsinnigen Kirchenfürsten reichen Zeit.

Die Hauptquelle über W. ist Anselmus, De rebus gestis episc. Leodiensium in M. G. Scriptores VIII, dem in der Hauptsache alle, die über ihn geschrieben haben, gefolgt sind. Vgl. namentlich Breßlau, Konrad II. und Steindorff, Heinrich III. — Giesebrecht, Geschichte der d. Kaiserzeit II. — Blok, Geschichte v. h. Nederl. volk. I. P. L. Müller.

Weber: Adolf Dietrich W., Jurist, wurde geboren zu Rostock am 17. Juni 1753, studirte dort unter Quistorp und in Jena unter C. F. Walch, kehrte 1773 in seine Vaterstadt heim, promovirte 1776 zu Bützow und begann bald darauf, nach kurzem Betrieb der Anwaltschaft, ebendort zu dociren. Er ward 1784 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Kiel berufen, dort 1786 zum Ordinariate befördert, ließ sich aber 1791 bestimmen, nach Rostock zurückzukehren, wo er ununterbrochen geblieben ist, trotz einer Reihe der ehrenvollsten auswärtigen Anträge, von welchen namentlich Kieler Bemühungen, ihn zurückzugewinnen, hervorzuheben sind. Er wurde zu Rostock am 4. Juli 1814 noch im Nebenamte zum Vicedirector des Großh. Consistoriums ernannt und ist bereits am 18. November 1817 gestorben.

W. gehört zu den civilistisch höchst begabten Juristen unserer ganzen Rechtsentwicklung, ausgerüstet wie er war mit scharfem Blick für die Bedürfnisse der Praxis, mit ausgedehnten Kenntnissen über den ganzen Quellenkreis des Römischen und des deutschen Rechts, ja selbst schon mit Verständniß für die constructiven Aufgaben der Theorie. Seine Monographien sind die ersten, welche statt einen beliebigen Stoff etwas ausführlicher zu behandeln, sich ihr Thema mit Bewußtsein deshalb aussuchen, weil sie für dasselbe eine neue Gesammtauffassung grundlegend entwickeln und allseitig durchführen wollen. Sein Stil ist klar, behaglich und vornehm zugleich, seine Darstellung weder zu kurz noch zu lang, überall durchsichtig. Leider zahlt er nur seiner Epoche den Tribut, noch vollständig den naturrechtlichen Anschauungen zu unterliegen, so daß durch das Ueberwuchern naturrechtlich abstract gebildeter Vorurtheile nicht selten seine feinsten und quellengemäß angelegten Untersuchungen schwer irregeleitet und geschädigt werden.

W. trat zuerst hervor mit „Reflexionen zum heutigen Gebrauch des Römischen

Rechts", Schwerin, Wismar und Bützow 1782 (auch in der Sammlung kleiner Schriften unter dem Titel „Versuche über das Civilrecht und dessen Anwendung", Schwerin 1801), Reflexionen, welche von der damals herrschenden Lehre, von der Reception in complexu ausgehen, um einen ebenso sorgfältigen wie unparteiischen Ausbau dieses Grundsatzes zu geben. — Daran reiht sich, unter Uebergehung kleiner Schriften, eines der Hauptwerke Weber's, seine „Systematische Entwicklung der Lehre von den natürlichen Verbindlichkeiten und deren gerichtlicher Wirkung", Schwerin 1784—1787 (weitere Auflagen 1795, 1800, 1802, 1825); infolge seiner Klarheit und Consequenz, auch infolge seiner feinen Einzelheiten und praktisch brauchbaren Ergebnisse hat es sich längere Zeit eines geradezu classischen Ansehens erfreut, obschon es im Banne naturrechtlicher Auffassung gerade die traurigste Verwirrung zwischen rechtlichen und moralischen Verbindlichkeiten stiftete, indem es voraussetzt, alle aus dem Naturrecht entspringenden Obligationen müßten ohne weiteres auch positiv obligiren, sofern sie ihrer Wirksamkeit nicht ausnahmsweise durch ausdrückliche Vorschrift des positiven Rechts beraubt seien — und indem es diese Voraussetzung in der Naturalobligation der Römischen Quellen bestätigt findet. — Viel glücklicher war W. in der Epoche machenden Untersuchung „Ueber die Prozeßkosten, deren Vergütung und Compensation", Schwerin 1788 (weitere Auflagen 1790, 1793, 1798, 1811; Holländisch 1808), welche endgültig als Grundlage des Kostenersatzes statt des Gesichtspunkts der Strafe denjenigen des Schadenersatzes einsetzt und damit eine Reihe von Mißbräuchen auf Einen Schlag beseitigt. — Daran schließen sich die „Beiträge zu der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden", 3 Stücke, Schwerin 1789, mit einer Reihe werthvoller Aufsätze, z. B. zu der Lehre von der Compensation und von dem Satze excipiens non confitetur.

Weber's Meisterwerk ist aber das „Ueber Injurien und Schmähschriften", 3 Abtheilungen, Schwerin und Wismar 1793, 1794, 1800 (weitere Ausgaben 1797—1811 und 1820); denn hier liefert ihm sein naturrechtlicher Standpunkt eine brauchbar feste Grundlage und seine aufgeklärte Anschauung eine wirksame Waffe gegen veraltete Verkehrtheiten. Seine Definition des Begriffes ist zwar in der Form arg naturrechtlich, in der Sache aber klar und brauchbar, seine Bestimmung des animus injuriandi ist die bis heute herrschende, erst recht wären noch heute lesenswerth seine Ausführungen über den Unterschied zwischen Beleidigung und bloßer Versagung von Ehrfurchts- und Höflichkeits-Bezeugungen. Der Verurtheilung zu Widerruf, Ehrenerklärung oder dergleichen versetzt er den Todesstoß; er proclamirt das Recht freier Aeußerung für wissenschaftliche Ueberzeugung und politische Gesinnung, tritt der Sucht, in jeder Kritik eine strafbare Handlung zu finden, entgegen und brandmarkt die Neigung, leichter Strafbarkeit anzunehmen und schwerer zu strafen bei höherem Rang und Stand des Betroffenen. Alles das entspricht derselben liberalen Gesinnung, welche es W. zur Herzenssache macht, gegen die allzu nachtheilige Behandlung illegitimer Kinder zu protestiren (s. sein Diss. von 1784 „de religione christiana in foro caute adplicanda, multo minus ad illegitime natos a successione excludendos usurpanda"); daneben gehen die gründlichsten rein juristischen Betrachtungen her, und namentlich eine reiche Casuistik in fleißigster Verarbeitung, betreffend besonders die Injurien vor Gericht, in Schriftwerken und im täglichen Leben.

Von Weber's späteren Arbeiten ist hervorzuheben die Schrift „Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilprozeß", Halle 1805 (weitere Auflagen besorgt von Heffter, 1832 und 1845), mit principiell treffender Entscheidung; was freilich weniger gilt von der ganz eigenartigen Beantwortung der Frage „Ueber die Rückanwendung positiver Gesetze, mit besonderer Hinsicht auf neuere Gesetzveränderungen deutscher Staaten", Hannover 1811,

wozu zu vergleichen v. Savigny, System, Bd. 8, § 385, S. 391 Note k. — Außerdem hat W. Höpfner's berühmten Institutionen-Commentar nach dessen Tode noch einmal (1803) herausgegeben, mit vielfach weitgreifenden Umarbeitungen und Zusätzen; er war zweifellos die hierzu berufene Persönlichkeit sowol durch seine nahen Beziehungen zum Verfasser, wie durch seine Beherrschung des gesammten Civilrechts und der Sprache, Eigenschaften, mit welchen er sich gerade an Höpfner unmittelbar anschließt. Andere von W. besorgte Editionen sind weniger bedeutend, aus seinem Nachlaß veröffentlichte Pandekten-Erläuterungen wären besser ungedruckt geblieben. Dagegen hat sich ein wahres Verdienst um sein Gedächtniß erworben sein langjähriger Freund und College Joh. Chr. Koppe durch eine ausführliche ihm gewidmete Biographie, Rostock 1818.

Ernst Landsberg.

Weber: Anton W., Stadtpfarrer und Inspector zu Idstein, geboren zu Hagen in Westfalen 1518. Er wirkte seit 1544 als Prediger an mehreren Orten, zuletzt in Geistingen bei Siegburg, von wo er vertrieben wurde. Die Beziehungen zu seinem früheren Lehrer Kaspar Goltwurm, dem Reformator von Weilburg, führten ihn nach Nassau. Goltwurm schlug ihn im J. 1552 dem Grafen Philipp dem älteren von Nassau-Wiesbaden vergeblich für eine Predigerstelle in dessen Landen vor, erst zwei Jahre später, 1554, erfolgte seine Berufung in den Kirchendienst der Herrschaft Wiesbaden-Idstein; nach einem vor Kaspar Goltwurm abgelegten Examen wurde er am 18. October d. J. der Gemeinde zu Idstein als deren Prediger vorgestellt. Der Uebergang des Idsteiner Landes zur Reformation hatte sich nur langsam vollzogen. Graf Philipp der Altherr verhielt sich so lange wie möglich ablehnend gegen die Neuerungen auf kirchlichem Gebiete, auch die Einwohnerschaft scheint sich nur langsam und zögernd von dem alten Bekenntniß getrennt zu haben. Erst in seinen letzten Lebensjahren wandte der Graf sich entschiedener der Reformation zu, wie es scheint unter dem Einflusse seines Vetters, des Grafen Philipp von Nassau-Weilburg, eines eifrigen Förderers derselben. Doch erst unter des Grafen zweitem Sohne, dem Grafen Philipp dem Jungherrn, der seinem Bruder Adolf 1556 in dem Besitze der Herrschaft Idstein folgte, gelang es Anton W., dort festen Fuß zu fassen und für die Durchführung der Reformation auch im Idsteiner Lande in ausgedehnterem Maße wirken zu können. Der Tod Philipp's des Jungherrn am 3. Januar 1566 veränderte Weber's Lage. Der Nachfolger Graf Balthasar, Deutschordensritter und 1564 im Interesse seines Hauses aus dem Orden ausgeschieden, war dem Katholicismus treu geblieben, ohne jedoch einen Druck auf die zur neuen Lehre übergetretenen Einwohner auszuüben. Eine Bedrückung des Landes in kirchlicher Beziehung ist durch ihn nirgends erfolgt, nur Anton W. mußte weichen. Die Veranlassung der Ausweisung Weber's ist nicht bekannt; ziehen wir sein späteres Auftreten in Betracht, so können wir wohl annehmen, daß er auch in diesem Falle durch sein maßlos gehässiges Verhalten gegen andere Confessionen den Grafen zu dieser strengen Maßregel herausgefordert hat. W. fand bei dem Grafen Dietrich von Manderscheid zu Schleiden Aufnahme, konnte aber schon nach Verlauf von zwei Jahren nach Idstein zurückkehren. Die Wittwe des 1568 gestorbenen Grafen Balthasar, Gräfin Margarethe von Isenburg-Büdingen, war der reformirten Lehre zugethan; diese und die ihr beigeordnete vormundschaftliche Regierung, die gleichfalls dem Katholicismus abgeneigt war, förderten kräftig die Festigung und Durchführung der Reformation. Anton W. wurde aufs neue formell als Pfarrer zu Idstein und Visitator der Idsteiner Superintendentur angestellt. Als solcher entfaltete er zwar einen ungemeinen Eifer, vermochte es aber nicht über sich, seiner Gehässigkeit gegen andere Confessionen, namentlich gegen die Reformirten, zu welchen die Landesfürstin

selbst zählte, Schranken zu setzen. Schon 1587 mußte er die Inspection des Superintendenturbezirks niederlegen. Drei Jahre später — gegen Ende Juli des Jahres 1590 — zwang ihn sein Landesherr infolge einer Tags vorher gehaltenen äußerst heftigen Predigt, auch das Pfarramt zu Idstein zu Gunsten seines Sohnes Tobias niederzulegen. Da er sich jedoch noch einmal — im J. 1594 — an der Visitation der Idsteiner Inspection betheiligte, erhielt seine amtliche Thätigkeit ihren Abschluß eigentlich erst im J. 1595. Anton W. hat über die Zeit seiner amtlichen Thätigkeit in Idstein — die Jahre 1577 bis 1595 — eigenhändig niedergeschriebene Aufzeichnungen hinterlassen, die eine höchst werthvolle Quelle für die Geschichte des Kirchenwesens in der genannten Herrschaft bilden; die Abfassungszeit derselben kann, abgesehen von einzelnen Nachträgen, in die Jahre 1590—1592 gesetzt werden. Ueber den weiteren Verlauf seines Lebens wissen wir nichts; jedenfalls hat er die letzten Jahre desselben in Ruhe in Idstein zugebracht, wo er am 10. October 1611 im 93. Jahre starb.

Archivalien. — E. Joachim in den Annal. des Nass. Alterthumsvereins XVIII, 55 ff. W. Sauer.

Weber: August W., Landschaftsmaler, wurde am 10. Januar 1817 in Frankfurt a. M. geboren. Den ersten künstlerischen Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt durch den Maler Rosenkranz. Im J. 1835 wandte er sich nach Darmstadt, um sich bei dem Hofmaler Schilbach weiter auszubilden. In seiner Gesellschaft unternahm er seine erste größere Studienreise in die Schweiz. Während der Jahre 1836—1838 war er Schüler des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M., wo er sich namentlich mit dem Studium der Perspective, mit dem Zeichnen nach der Antike und mit Modelliren beschäftigte. Im Herbst des Jahres 1838 siedelte er nach Düsseldorf über, um zunächst für ein Jahr die unter Schirmer's Leitung stehende Landschaftsclasse an der Akademie zu besuchen. Dann richtete er sich selbst ein Atelier ein und fing bald an, Unterricht zu ertheilen und Schüler heranzubilden, was ihm die Verleihung des Professorentitels eintrug. In den letzten Jahren seines Lebens vielfach durch Kränklichkeit gestört und durch ein Augenleiden an der Ausübung seiner Kunst gehindert, arbeitete er bis an sein Ende, das am 9. September 1873 in Düsseldorf erfolgte, mit großem Fleiß. W. huldigte in seiner Malerei dem idealistischen Princip und schuf ähnlich wie Schirmer stilisirte Landschaften, für die ihn sein Talent besonders befähigte, da er eine ungemein reiche Phantasie besaß und über eine reiche poetische Ader verfügte. Er legte daher den Hauptnachdruck auf die Composition und deren harmonische Gliederung, hielt streng auf solide Zeichnung und Durchbildung der Motive und bediente sich der Farbe nur, um die Wirkung der beabsichtigten Stimmung zu erhöhen. Gleichwohl war er ein Meister in der Wiedergabe von Stimmungen, unter denen ihm namentlich diejenigen des Abends und des Mondlichts gelangen. Eines großen Rufes erfreuten sich seine Aquarelle und Zeichnungen, deren Menge geradezu erstaunlich erscheint. Auch in der Lithographie versuchte er sich mit gutem Gelingen. Bilder von W. findet man in den öffentlichen Sammlungen zu Düsseldorf, Berlin und Königsberg, sowie in der Ravené'schen Gemäldegalerie zu Berlin. Als besonders gelungen werden die vier für den König von Preußen gemalten Gegenstücke: Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtlandschaft bezeichnet.

Vgl. Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler. Leipzig 1854. S. 327—330. — R. Wiegmann, Die kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf. Düsseldorf 1856. S. 371—374. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. IX, Sp. 10, 11. Leipzig 1873. — M. Jordan, Beschreibendes Verzeichniß der Kunstwerke in der kgl. National-Galerie zu Berlin. 3. Aufl. Berlin 1877. S. 297, 298. H. A. Lier.

Weber: Beda W. wurde am 26. October 1798 zu Lienz in Tirol geboren und erhielt in der Taufe den Namen Johann Chrysanth. Nachdem er in der Ortsschule der Franciscaner unterrichtet worden war, erlernte er auf den Wunsch seines Vaters drei Jahre lang das Schusterhandwerk und war eben im Begriff, als Geselle in die Welt zu reisen, als sein früherer Lehrer, der Franciscaner Spiegelgraber, ihn im letzten Augenblicke veranlaßte, den Studien sich zu widmen. Ein halbes Jahr lang erhielt er von dem genannten Pater Unterricht in der lateinischen Sprache und ging dann zum Gymnasium nach Botzen, wo er in vier Jahren seine Studien vollendete. Um die Kosten seines Unterhaltes zu bestreiten, übernahm er Hauslehrerstellen u. a. bei dem Baron Josef von Giovanelli und dessen Schwester Antonia, deren Söhnen er Unterricht ertheilte. Nebenbei studirte er planlos besonders die Nächte hindurch, verdarb sich sein Gesicht, seine Gesundheit und alle frische Ansicht des Lebens. Scheinbar unheilbar an der Brust leidend, bezog er im Herbste 1818 die Hochschule in Innsbruck, um Philosophie zu studiren. „Damals lehrten dort“, sagt er, „fast lauter Männer der Josefinischen Schule in offenbarem Widerspruch mit der Kirche, zum Theil Spötter im Sinne der lüderlichen Encyklopädisten.“ Nebenbei betrieb er das Studium der alten und neuern Sprachen, der Kirchengeschichte und deutschen Litteratur, die er bisher fast ganz vernachlässigt hatte. Unterdessen hatte die Luft des Innthales ihn wider Erwarten gesund gemacht. So trat er im October des Jahres 1820 mit Pius Zingerle zu Marienberg (Südtirol) in den Benedictinerorden ein. Nach Ablegung der Klostergelübde (21. October 1821), wobei er den Namen Beda annahm, wurde er wieder zur Universität Innsbruck geschickt und studirte unter Bartoldi, Heilmoser, Probst und andern zwei Jahre lang Theologie. „Hier bestand ich“, sagt er, „die schmerzlichsten Studiennöthen meines Lebens, da ich fast immer im Hader lag mit der Schule des Tages, die mich mit tödtlicher Langweile erdrückte, das Hebräische ausgenommen, das mich anzog und zur Lesung der Psalmen trieb. Der unwillkürliche Widerwillen gegen alle diese josephinischen Jämmerlichkeiten zur Knechtung des freien kirchlichen Lebens verließ mich zeither nie mehr.“ Im Herbste 1823 schickte man ihn auf die bischöfliche Lehranstalt nach Brixen, um Moral und Dogmatik zu studiren. Hier fand er namentlich an dem Professor A. Stapf einen väterlichen Freund, der durch seine Milde wesentlich dazu beitrug, „das ausschweifend Wilde seiner bisherigen Art zu studiren, auf ein gehöriges Maß zurückzuführen“. Nachdem er am 18. September 1824 daselbst zum Priester geweiht worden war, studirte er eine Zeit lang an der bischöflichen Lehranstalt zu Trient Pastoral und was damit zusammenhängt. „Auch hier“, bemerkt er, „ging die Schule an mir fast ganz verloren. Ich hatte keinen Sinn für Theorieen, die ins Unendliche ausgesponnen wurden von Leuten, denen die praktische Seelsorge gänzlich unbekannt war.“ Im Juni des Jahres 1825 trat er zur Seelsorge über als Kaplan in der Pfarre Burgeis im Vintschgau. Aber schon nach dreizehn Monaten wurde er wieder abberufen und als Professor an dem von den Marienberger Benedictinern geleiteten Gymnasium in Meran angestellt, welches Amt er dreizehn Jahre lang bekleidete, nebenbei in der Seelsorge aushelfend. Auf seine Bitten hin wurde er dann als Kaplan nach St. Martin in Passeier gesandt, wo er zwei Jahre lang in der Seelsorge thätig war, um dann wieder als Professor nach Meran zu gehen. Hier blieb er bis zum Jahre 1848. Unterdessen reiste er im Sommer des Jahres 1829 über Florenz und Assisi nach Rom, und nach längerem Aufenthalte in der ewigen Stadt über Loreto und Venedig nach Tirol zurück, mit Eindrücken von mannichfaltigster Wirkung für sein ganzes Leben. Nach seiner Rückkehr von Rom begann W. seine schriftstellerische Thätigkeit durch Uebersetzung des Werkes:

„Ueber das Priesterthum" vom h. Chrysostomus. Sodann widmete er sich der Tiroler Geschichte, woraus das Werk erwuchs „Das Land Tirol". Ein Zufall führte ihn in das Gebiet der christlichen Mystik, die ihn sechs Jahre lang festhielt. Studien halber reiste er abermals nach Italien und hielt sich öfter und länger in Verona, Venedig und Mailand auf. Als zufällige Früchte dieser Richtung können „Tirol und die Reformation", „Giovanna Maria della Croce" und „Blüthen heiliger Liebe" angesehen werden.

Im J. 1848 brachte ihn die Wahl seiner Landsleute zur Nationalversammlung nach Frankfurt. Hier entwickelte er nicht nur im Parlamente und in der Presse eine rege Thätigkeit, sondern wirkte auch in der Stadt und Umgegend aushelfend in der Seelsorge und als Prediger. So kam es, daß er die erledigte Stadtpfarrstelle erhielt und damit zugleich Domcapitular der Diöcese Limburg wurde. Seine Wirksamkeit als Stadtpfarrer war thaten- und segensreich. Einige Jahre vor seinem Tode leitete er noch die Restauration des Frankfurter Domes ein. Er starb am 28. Februar 1858 ziemlich unerwartet an einem Herzschlage. Die Akademien der Wissenschaften zu Wien und München hatten ihn zu ihrem Mitgliede ernannt.

W. hat zahlreiche Schriften herausgegeben, über die wir ein Urtheil finden in H. Kurz, Gesch. d. deutschen Litteratur 4, 34 (1872): W. ist ein vollblütiger Ultramontaner, und er gesteht es selbst: „Ja, ich bin Ultramontaner, mit den Worten, mit der That." Freilich will er mit dem Worte eine schönere Bedeutung verbinden, indem er hinzufügt: „Laßt uns alle Ultra sein, Ultra in der Lieb und Treue Für das Vaterland, das freie!" Diese Richtung tritt auch in seinen „Liedern aus Tirol" scharf hervor. Es ist in denselben eine reiche Phantasie und Gestaltungsgabe nicht zu verkennen, und seine Naturbilder sind kräftig gezeichnet; allein meistens verschwimmen seine Gedanken in mystischer Ueberschwänglichkeit, die an Clemens Brentano erinnert. Die anonym erschienenen „Vormärzlichen Lieder" sind von ihm, obgleich er sie später verleugnete. W. hat sich außerdem durch sein inhaltreiches Werk „Das Land Tirol" und die Ausgabe der Gedichte Oswald's von Wolkenstein, dessen Leben er auch schilderte, verdient gemacht. Großes Interesse gewähren seine „Characterbilder", wenn diese auch im entschieden ultramontanen und reactionären Sinne geschrieben sind. Später (4, 491) schreibt Kurz: W. hat in der Tragödie „Spartakus" den fruchtbaren Stoff glücklich behandelt. Die Motive sind einfach, aber wahrhaft tragisch. Die Darstellung ist würdig, artet aber hie und da in Trivialität aus. Seine geschichtlichen Werke, sagt A. von Pichler, sind gewandt und schwungvoll geschrieben, das ersetzt jedoch nicht den Mangel an Objectivität und Verständniß der Urkunden. Ebenso fehlten ihm für die Ausgabe der Gedichte Oswald's von Wolkenstein die sprachlichen Kenntnisse (Beitr. z. deutschen Litteraturgesch. Siehe unten). Ueber seine Predigten urtheilen die kath. Litteraturblätter zur Zeitschrift Sion 1852, Nr. 5, sie gehörten zum besten, was die deutsche Predigtlitteratur aufzuweisen habe.

Schriften: „Chrysostomus, sechs Bücher vom Priesterthum übersetzt" (Innsbruck 1833); „Meran und seine Umgebung" (das. 1835/45); „Das Land Tirol. Ein Handbuch für Reisende" (3 Bde., das. 1837/38); „Innsbruck. Histor.-topogr.-statist. Gemälde dieser Stadt" (das. 1838); „Denkbuch der Erbhuldigung in Tirol" (das. 1838); „Tirol und die Reformation. In histor. Bildern und Fragmenten" (das. 1841); „Lieder aus Tirol" (Stuttgart und Tübingen 1842); „Blüthen heil. Liebe und Andacht. Aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze" (Innsbruck 1845); „Giovanna Maria della Croce und ihre Zeit" (Regensburg 1846. 2. Aufl. 1848. 3. Aufl. 1877); „Die Gedichte Oswald's von Wolkenstein" (Innsbruck 1847); „Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen"

(Bozen 1850); „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“ (Innsbruck 1850); „Predigten ans Tiroler Volk“ (Frankfurt a. M. 1851); „Das Thal Passeier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809“ (das. 1852); „Charakterbilder“ (Frankfurt a. M. 1853); „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ (Mainz 1858); „Vormärzliche Lieder aus Tirol“ (Jena 1850). (Nach einer Angabe, die W. selbst Kehrein gemacht hat, sind einzelne Gedichte von ihm. Vgl. Kehrein, Biographisch-litterar. Lexikon II. Bd. 1871, S. 237. v. Pichler sagt, sie rührten alle von ihm her.) Zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder brachten die „Kath. Blätter aus Tirol“, die „Histor.-polit. Blätter“ und das „Frankfurter Kath. Kirchenblatt“ 1853 und 1854.

Beda Weber's Selbstbiographie in der Zeitung „Deutschland“ 1858. Nr. 69. Belletristisch-litterar. Beilage. — Beda Weber. Lebens- und Litteraturbild. Regensburg 1858. — A. von Pichler, Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte in der Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst. N. F. 2. Bd. Wien 1872, S. 338—342 und S. 363—365. — Beda Weber von Dr. A. Muth in der Zeitschrift „Alte und neue Welt“ 15. Jahrg. (1881), S. 103 ff. und S. 135 ff. Wilh. Bäumker.

Weber: Bernhard Anselm W. war nach den Daten auf seinem Grabmale am 18. April 1766 zu Mannheim geboren und starb am 23. März 1824 zu Berlin. Seine Eltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande, doch betrieb er nebenbei bei Abt Vogler, der zur Zeit in Mannheim angestellt war, fleißig Musik und zeigte dafür eine große Begabung, so daß er große Lust empfand, dem geistlichen Stande zu entsagen. Die Eltern wollten aber davon nichts wissen und schickten ihn nach Ablegung der Gymnasialstudien auf die Universität nach Heidelberg. Gegen den Willen seiner Eltern verließ er die Universität und begab sich zu dem damals in München lebenden Lehrer Abt Vogler, begleitete denselben auch nach Stockholm, fand aber keine geeignete Stellung, so daß er auf gut Glück seinen Unterhalt als reisender Virtuose suchen mußte. 1787 kam er nach Hannover und fand hier bei der Großmann'schen Truppe eine Stelle als Musikdirector. In Hannover bekam er zum ersten Male Händel'sche Werke zu Gehör und er empfand nur allzusehr die Lücken seiner bisherigen Studien. Er kehrte deshalb abermals nach Stockholm zurück, um sich bei Vogler erst noch weiter auszubilden und blieb, als sich Vogler auf Reisen begab, sein steter Begleiter. Erst als sich Vogler nach Spanien einschiffte, ging W. 1792 nach Berlin, wo er neben Wessely eine Anstellung als Musikdirector am Nationaltheater fand und den Auftrag erhielt, Sänger für die neu errichtete Oper zu werben. Hier wirkte er fortan bis an sein Lebensende, stets bemüht, die besten Werke zu Gehör zu bringen, so daß durch seinen Einfluß Berlin in den Ruf kam, die Pflegerin classischer Musik zu sein. Gluck, Händel und die besseren Opern der Italiener hielt er stets auf dem Repertoire, und trotz mancher Anfeindungen und dem Vorwurfe der Einseitigkeit überwand er siegreich alle Schwierigkeiten. Er selbst war eifrig bemüht, in die Fußtapfen seiner Ideale zu treten und schuf für die Bühne eine große Anzahl Opern, Duodramas, Singspiele, Musik zu Tragödien, die melodramatische Composition zu Schiller's Ballade „Der Gang nach dem Eisenhammer“, Gesänge und Lieder mit Begleitung des Pianoforte und vieles andere. Doch blieb ihm eine ursprüngliche Erfindungsgabe versagt; seine Compositionen entstanden mehr durch Anlehnung an seine Vorbilder, als daß sie aus origineller Quelle flossen. Nur wenigen war ein längeres Dasein beschieden, die meisten verschwanden bald wieder von der Bühne, überschritten auch nie Berlins Grenzen. Am längsten hielten sich seine Compositionen zu Schauspielen, theils als Zwischenactmusik, theils eingreifend in die

Handlung. Ich nenne die Musik zu „Tell“, „Braut von Messina“, „Jungfrau von Orleans“, die noch in den 50er Jahren im Berliner Opernhause verwendet wurde, zu Werner's „Weihe der Kraft“, Kotzebue's „Husaren“, Goethe's „Epimenides“ u. a. Seine Instrumentation ist brillant und hierin übte er einen bedeutenden Einfluß auf seine Zeitgenossen aus. — Die kgl. Bibliothek zu Berlin ist sehr reich mit seinen Compositionen ausgestattet, denn sie erhielt alle Notenbestände des Nationaltheaters und der kgl. Opernbühne. Auch im Druck ist vieles erschienen, und die Lieder, sowie die Clavierauszüge seiner Opern und Zwischenactmusik scheinen beim Publicum seiner Zeit doch Anklang gefunden zu haben, denn ich zähle gegen 29 in Berlin, Leipzig, Eltvill und Oranienburg erschienene Drucke.

Schilling's Encyclopädie der Tonkunst. Rob. Eitner.

Weber: Friedrich Dionys W., Musiker, geboren 1771 zu Welchau in Böhmen, gestorben zu Prag am 25. December 1842. Entschieden begabt für Musik, auch von Jugend an geschult im Gesange, Violin-, Clavier- und Orgelspiel, wurde er von den Eltern doch vor einer Entscheidung über seine Zukunft zum Besuche des Gymnasiums in Saaz bestimmt, von wo er dann selbstwillig an die Prager Hochschule überging und sich der Rechtswissenschaft zuwendete. Trotzdem behielt der Trieb für Musik bestimmende Gewalt, der W. jetzt nach Beendigung seiner Pflichtstudien umsoweniger widerstand, als er vernahm, welche Triumphe der jugendliche Mozart in Wien und Paris feierte. Es läßt sich wol auch sagen, daß er von da ab im Banne Mozart's geblieben ist. Seine ersten musikalischen Veröffentlichungen bestanden in Tänzen und Liedern, und er traf damit schon überein mit der von seinem Vorbilde angeregten Geschmacksrichtung. Unter solcherweise rasch erworbener Gunst, beauftragte den kaum 25jährigen Componisten der akademische Senat, anläßlich der Kaiserfeier, mit der Orchestrirung einer großen dramatischen Dichtung von Prof. Meinert: „Böhmens Errettung durch den Helden Karl, Erzherzog von Oesterreich.“ Das aufführende Orchester bestand aus 350 Musikern und Sängern. Vom Erfolge ermuthigt, überging W. nun mit Vorliebe ins Gebiet des Singspiels, schrieb für ein herrschaftliches Haustheater die Operette „Der Mädchenmarkt“, hierauf die zweiactige Oper „Canzema oder der Krieg um Liebe“, dazu als zweiter Theil „Die gefundene Perle“. Hierdurch auch Günstling des Adels geworden, bedurfte es für ihn nur geringer Anstrengung, um sich in der damals in Kunstsachen durchweg vom Adel abhängigen Landeshauptstadt zur tonangebenden Stellung aufzuschwingen. Ein Hebel wurde der 1810 vom Prager „Verein zur Beförderung der Tonkunst“ gefaßte Beschluß der Gründung eines Conservatoriums, denn W. war der für die Organisation und Leitung Erkorene. Und er verstand es, die Anstalt zu Ansehen zu bringen, namentlich durch das baldige Vortreten einiger Schüler mit virtuosen Leistungen, wie Jos. Dessauer und C. M. Bocklet. — In musikalischer Richtung freilich auch jetzt noch vollständig befangen von Mozart, ja fast fanatischer Anhänger, bildete sich unter ihm eine Art Trutzbund gegen jedwede über Mozart hinausgreifende Neuerungen — wie sich deren insbesondere Beethoven schuldig machte. Trefflich bemerkte hierzu Josef Proksch (siehe A. D. B. XXVI, 646) in seinem Tagebuch: „Wie vor 50 Jahren die Piccinisten und Gluckisten sich in Paris stritten, so streiten jetzt in Prag die Mozartianer und die Verehrer Beethoven's wider einander. An der Spitze der ersteren steht Friedrich Dionys Weber, Führer der anderen ist der Aesthetik-Professor Anton Müller. Jene vertreten das hiesige musikalische Obergericht, die Unfehlbaren, Unveränderlichen, diese den frischen Nachwuchs, die Strebenden, Fortschreitenden.“ — Im Streite dieser Parteien unterlag naturgemäß W. mit seinem Anhange, und die Streiter für Beethoven eroberten den Kampfplatz — auf welchem sich

dann auch unter Mitwirkung von Proksch eine Reform des musikalischen Lebens und Treibens vollzog. — W., das muß ihm zugestanden werden, hatte seiner Zeit vollauf Genüge gethan, aber fest verbunden mit seinem Ideal, vermochte er sich ebenso wenig der über ihn einbrechenden Reformzeit anzubequemen, wie der in seiner Abneigung gegen Beethoven verhärtete Tomaschek, der auch, nachdem schon W. die Hand zum Frieden geboten hatte, beharrlich bis an sein Lebensende den Kampf fortsetzte. Zu den schon erwähnten Werken Weber's zählen, außer der 1800 im Convictsaale aufgeführten Oper „König der Genien", noch 18 Cantaten, mehrere Messen, 3 Streichquartette, viele Concertstücke, Lieder, Märsche und Tänze. Für den Gebrauch in der Schule schrieb er ein „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Harmonie und des Generalbasses" in vier Theilen — Prag, bei Marco Berra, 1830—33 — und „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Tonsetzkunst", 1833 bei Jos. Spurny in Prag erschienen.

Neues Univers.-Lexikon d. Tonkunst v. Schladebach. — Archiv f. Gesch., Litteratur und Kunst v. Hormayr. — Dr. A. W. Ambros, Das Conservatorium in Prag. — Gaßner, Universallex. d. Tonkunst. — Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich. — Eigene Notizen.

Rudolf Müller.

Weber: Eduard Friedrich W., Anatom, wurde als jüngerer Bruder von Ernst Heinrich W. (s. u. S. 290) am 6. März 1806 in Wittenberg geboren. Er widmete sich dem Studium der Heilkunde an der Universität zu Halle, wo er 1829 mit der 1830 gedruckten Inauguralabhandlung „Disquisitio anatomica uteri et ovariorum puellae septimo a conceptione die defunctae" die Doctorwürde erlangte. Nachdem er eine Zeit lang als Arzt prakticirt hatte, folgte er 1836 einem Ruf als Prosector der anatomischen Anstalt zu Leipzig, habilitirte sich 1838 als Privatdocent an der Universität mit der Abhandlung: „Quaestiones physiologicae de phenomenis galvano-magneticis in corpore humano observatis" und war in dieser Stellung, seit 1847 als außerordentlicher Professor, bis zu seinem am 18. Mai 1871 erfolgten Ableben thätig. Außer den genannten Schriften publicirte er noch zusammen mit Wilhelm Weber: „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" (Göttingen 1836); „Wellenlehre" (zusammen mit E. H. Weber, Leipzig 1825) und einige Artikel für Wagner's Handwörterbuch der Physiologie u. a. Zeitschriften.

Biogr. Lex. VI, 211. Pagel.

Weber: Ernst Christian Wilhelm W. wurde am 4. August 1796 in Weißensee (daher er sich zum Unterschiede von W. E. Weber und C. Fr. Weber, die Weimaraner waren, Weißenseas nannte) geboren. Diese thüringische Stadt hatte bereits drei tüchtige Philologen aufzuweisen: Christoph Wilhelm Mitscherlich, der in Göttingen viele Jahre hindurch die Alterthumswissenschaft vertrat, Gottlob Lange, welcher an der Landesschule Pforta ein hervorragender Lehrer war und zuletzt als Rector der Anstalt eine anerkannte segensreiche Thätigkeit entfaltete und Karl Reisig, der zuerst in Jena, dann in Halle in geistvoller anregender Weise leider nur kurze Zeit wirkte. W. war der Sohn eines wohlhabenden Mühlenbesitzers in der thüringischen Ackerstadt Weißensee. Als er in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht in der Volksschule empfangen hatte, wurde er zur weitern Ausbildung der nahe gelegenen ehrwürdigen Klosterschule Roßleben zugeführt, in der auch sein Landsmann und späterer Berather seiner Studien, Karl Reisig, gebildet worden war. Diese Anstalt wurde damals von dem vortrefflichen Pädagogen Benedict Wilhelm geleitet. W. war ein fleißiger Schüler, der sehr früh schon philologischen Privatstudien sein Interesse zuwandte. Wohl vorbereitet bezog er 1815 die Universität Leipzig, um Philologie zu studiren. Hier war besonders der ausgezeichnete Gottfried Hermann sein Lehrer.

Später siedelte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Jena über, wo neben dem gefeierten Latinisten Abraham Eichstaedt und dem gründlich gebildeten Ferdinand Hand sein Freund K. Reisig als Privatdocent auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft thätig waren. Wahrscheinlich auf Veranlassung Reisig's ließ er sich 1819 an der Universität mit einer Schrift: „Animadversiones in Juvenalis Satiras“ (Jenae 1820) als Privatdocent nieder. In dem Index Scholarum 1819/20 kündigte er folgende Vorlesungen an: 1. Xenophontis historiam graecam, 2. Horatii Satiras hor. const. explicabit. Im Verzeichnisse der Vorlesungen von 1820 bietet er den Studenten folgende Collegia an: 1. Quater per hebdom. Juvenalis Satiras, 2. Hesiodi scutum Herculis binis per hebdom. horis explicabit. Schon im Herbste des Jahres 1820 wurde er, als Friedr. Wilh. Riemer sein Lehramt am Gymnasium niedergelegt hatte, um die Leitung der großherzoglichen Bibliothek zu übernehmen, mit seinem Freunde Dr. C. Gottl. Schneider als Collaborator an das Gymnasium nach Weimar berufen, drei Jahre später erhielt er den Titel Professor. W. entfaltete unter den ausgezeichneten Directoren dieser Anstalt: Gotthilf Gernhard Hermann Sauppe und Gustav Heiland eine lange segensreiche Thätigkeit, die dadurch Anerkennung fand, daß er durch Verleihung des Hofrathstitels geehrt wurde. Sein Wirkungskreis wurde ihm in den obersten Classen des Gymnasiums angewiesen, in Unterprima ertheilte er griechischen und lateinischen, in Secunda griechischen Unterricht. Um die Schüler der obern Classen gründlich in die griechische Litteratur einzuführen, hatte er für Schüler der Secunda und Prima gegen Erlegung eines geringen an einen als Einnehmer bestellten Schüler zu entrichtenden Honorars Privatstunden in seinem Hause angesetzt. Den Secundanern erklärte er die homerischen Dichtungen, mit den Primanern wurden griechische Dramatiker gelesen. Eine große Anzahl von Schülern betheiligte sich an diesem Unterrichte. So kam es, daß diejenigen Schüler, welche an diesem Unterrichte theilnahmen, mit einer verhältnißmäßig umfänglichen Kenntniß der griechischen Litteratur ausgerüstet das Gymnasium verließen. Bei der Lectüre der Dramen pflegte W. eine längere Einleitung mitzutheilen, die von strebsamen Schülern nachgeschrieben wurde, in welcher über die Oekonomie des Stückes und über die Charaktere der in demselben vorkommenden Personen orientirende Bemerkungen gegeben wurden. Die Erklärung selbst beschränkte sich vorwiegend auf grammatische, selten auf kritische Dinge. Bei der Lectüre des Demosthenes wurde nicht oft auf die rhetorische Kunst des großen attischen Redners hingewiesen, immer mehr das Grammatische betont. Der lateinische Unterricht bewegte sich in derselben Methode. Die lateinischen Stilübungen fanden regelmäßig statt, der Stoff war oft Neulateinern (Muret, Ruhnken, Ernesti) entlehnt, lateinische Aufsätze wurden monatlich abgeliefert und corrigirt zurückgegeben, leider vermißte man gründliche pädagogische Anweisungen, wie man ein gestelltes Thema sachgemäß behandeln und ausführen müsse. Zur näheren Einführung in die Litteratur und das Leben der Griechen und Römer wurde den Schülern die Anschaffung der Encyklopädie der classischen Alterthumskunde von Ludwig Schaaf empfohlen, die von fleißigen Schülern gern gelesen wurde. W. hielt darauf daß die Schüler der obern Classen Privatlectüre trieben und veranlaßte, daß 3 bis 4 Schüler regelmäßig zusammen kamen, um einen griechischen oder lateinischen Schriftsteller privatim zu lesen und womöglich lateinisch zu sprechen. Es wurde darauf gehalten daß diejenigen Schüler, die in die erste Classe übertreten wollten, die Odyssee und Ilias gelesen hatten. In Prima wurde dann Hesiod, Euripides, Sophokles, Anakreon, Herodot, auch wol Thukydides zur Privatlectüre empfohlen. Sonntags nach der Frühkirche fand man sich bei ihm ein, um von seinen Privatstudien Rechenschaft abzulegen. In jenen Tagen bildeten die classischen Studien noch den Mittelpunkt des

Gymnasialunterrichts. In der Geschichte und im Deutschen waren die Leistungen den Traditionen der Stadt entsprechend, weniger in der Mathematik und im Französischen, obwol auch in diesen Fächern gute Lehrer thätig waren.

In den spätern Jahren seiner Lehrthätigkeit hatte W. sein ganzes Interesse der weimarischen Litteraturperiode zugewendet, hielt öfter in dem litterarischen Vereine (Schlüsselverein) Vorträge über den Vers im Drama, über Christiane Neumann (Goethe's Euphrosyne) u. A. Mit Männern wie Ludwig Preller, Adolf Schöll, W. Marshall, G. Stichling, dem Generalsuperintendenten Dittenberger und mit seinen Amtsgenossen verkehrte er in der freundlichsten Weise. Die Geschichte des weimarischen Theaters beschäftigte ihn aufs lebhafteste. Die Resultate seiner Studien hat er noch kurz vor seinem Heimgang in einem bei Herm. Böhlau 1865 erschienenen Buche: „Zur Geschichte des Weimarischen Theaters“ niedergelegt. Schon früher hatte er zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Goethe's in der Freimaurerloge, deren eifriges Mitglied er war, einen Vortrag gehalten, der gedruckt wurde, auch über den Freundschaftsbund Goethe's und Schiller's hat er in der Loge gesprochen. Man sieht aus diesen Vorträgen, daß W. ein feinsinniger Kenner unserer großen Dichter war.

Auf der Universität hatte er, wie bemerkt, sich besonders mit dem römischen Satiriker Juvenal beschäftigt. Den 1820 ans Licht gestellten „Animadversiones in Juvenalem“ folgte im J. 1825 eine dem Ephorus des Gymnasiums, dem Generalsuperintendenten Dr. Röhr gewidmete größere Ausgabe Juvenal's (Weimar 1825); im Jahre darauf erschien in der Teubner'schen Verlagsbuchhandlung eine kritisch-exegetische Bearbeitung des Persius Flaccus. Als der Rector der Klosterschule Roßleben Benedict Wilhelm 1836 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, schrieb W. im Auftrage ehemaliger Schüler des Gefeierten eine treffliche Abhandlung über das Wort des Seneca: „Non scholae sed vitae discimus“ (Vimariae 1836). Später wandte W. seine Studien dem Demosthenes zu. Im J. 1845 gab er eine sehr gründliche Bearbeitung der demosthenischen Rede gegen Aristokrates heraus („Demosthenis oratio in Aristocratem. Graeca emendatiora edidit, apparatu critico, collatione codicis Parisini Sigmatiae denuo instituta, prolegomenis, commentario perpetuo atque indicibus instruxit E. G. Weber Weissenseas, phil. Dr. et professor illustris Gymnasii Wimariensis“ (Jenae 1845). Die von seltener Gelehrsamkeit Zeugniß gebende Arbeit widmete er den hochverdienten Ministern des Großherzogthums Herrn v. Gersdorf, Dr. Schweitzer und den trefflichen Professoren der classischen Philologie in Jena Dr. Ferd. Hand und Karl Goettling. Von denjenigen Philologen, die sich mit den attischen Rednern beschäftigen, wird die Ausgabe auch heute noch geschätzt. Nach seiner im J. 1860 erfolgten Pensionirung widmete er sich ausschließlich den Studien über die Geschichte des Weimarischen Theaters. Mit dem Gymnasium, an dem er 40 Jahre hindurch thätig gewesen war, blieb er in enger Verbindung. Als er im J. 1865 seine in Coburg an einen Sohn des Dichters Friedrich Rückert verheirathete Tochter besuchte, starb er plötzlich am 5. August 1865. Dort in dem herrlich gelegenen Coburg hat er seine Ruhestätte gefunden. Er war ein glücklicher Mann, der sich in seinem Berufe und seiner Wissenschaft wohl fühlte, der von seiner Gattin, die ihn viele Jahre überlebte, treu gepflegt und von seinen Kindern innig geliebt wurde. Zahlreiche Schüler bewahren dem gelehrten, feinsinnigen, manchmal eigenthümlichen Lehrer ein dankbares Andenken.

Vgl. Zur Erinnerung an Ernst Christian Weber. Von Herm. Böhlau. Weimar 1867.

Lothholz.

Weber: Ernst Heinrich W., hervorragender Anatom und Physiolog, wurde zu Wittenberg am 24. Januar 1795 als Sohn des Dr. theol. und Professors Michael W. geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt, erlangte daselbst 1815 die Doctorwürde, habilitirte sich 1817 als Privatdocent an der Leipziger Universität und veröffentlichte aus diesem Anlaß die beiden Inauguralabhandlungen: „De systemate nerveo-organico“ und „Diss. exhibens anatomiam comparatam nervi sympathici“. Schon 1818 wurde er außerordentlicher Professor der vergleichenden Anatomie, 1821 ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie und bekleidete diese Lehrstühle, bis er 1866 die Physiologie und 1871 auch die Anatomie aufgab. W., der am 26. Januar 1878 starb, gehört zu den glänzendsten Vertretern der exacten Periode der Heilkunde in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts. Er hat sich sowol als Forscher wie als Lehrer um die beiden von ihm vertretenen Disciplinen ganz außerordentliche Verdienste erworben und nicht wenig zum Ruhme der Leipziger Hochschule beigetragen, eine Thatsache, die durch eine besondere Gedächtnißfeier und Aufstellung seiner Büste in der Universität dankbare Anerkennung seitens der Facultät bezw. der Behörden fand. Es gibt wol kaum ein Specialgebiet, das W. nicht durch wichtige Forschungen bereichert bezw. umgestaltet hat. Seine Arbeiten betreffen im einzelnen die Pulslehre, die Lehre von der Resorption, die physiologische Akustik, die Geschlechtswerkzeuge, die rothen und weißen Blutkörperchen, die Flimmerzellen, Bau und Function der Leber, die Bewegungen der Regenbogenhaut und zahlreiche andere Theile der Biologie. Mit wenigen Ausnahmen sind die betreffenden Publicationen in akademischen Programmen erfolgt, später vom Verfasser selbst gesammelt und unter dem Titel: „Annotationes anatomicae et physiologicae; programmata collecta“ (Leipzig 1851) in 3 Heften herausgegeben worden. Es erschienen außerdem noch von W.: „Wellenlehre auf Experimente gegründet oder über die wellentropfbaren Flüssigkeiten mit Anwendung auf die Schall- und Lichtwellen“ (Leipzig 1825 mit 18 Kupfern); „Epistola I. et II. Scarpae de gangliis nervorum deque origine et essentia nervi intercostalis“ (ebd. 1831); „Zusätze zur Lehre vom Baue und den Verrichtungen der Geschlechtsorgane“ (ebd. 1846); „De motu fasciculorum muscularium locali“ (ebd. 1861). Für Wagner's Handwörterbuch der Physiologie schrieb W. den Artikel: „Der Tastsinn und das Gemeingefühl“ (in Bd. III, 2. 1846). W. lieferte ferner eine werthvolle Bearbeitung der 4. Auflage von Georg Friedrich Hildebrandt's „Handbuch der Anatomie des Menschen“ (Braunschweig 1830—32) und der 6. Auflage von Johann Christian Rosenmüller's „Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers“ (Leipz. 1840). Beide Bücher sind infolge von Weber's Verbesserungen noch heute mit Vortheil zu benutzen. Auf die Methodologie bezw. Vervollkommnung des medicinischen Studiums beziehen sich zwei weitere Schriften Weber's: „Vorschläge zur Vervollkommnung der wissenschaftlichen Anstalten bei der Universität Leipzig“ (Leipzig 1834) und „Beurtheilung einer an die Stände des Königreichs Sachsen gerichteten Petition um Aufhebung der gesetzlichen Bestimmung über die Behandlung der Leichen der Selbstmörder und namentlich über die Ablieferung dieser Leichen an die Anatomie zu Leipzig“ (ebd. 1867). — Uebrigens war W. einer der ersten in Deutschland, die sich bemühten, die Ergebnisse der Wissenschaft für Künste und Gewerbe durch Mitwirkung bei der Begründung der polytechnischen Gesellschaft nutzbar zu machen.

Vgl. Winter im Biogr. Lex. VI, 210. Pagel.

Weber: Ferdinand Wilhelm W. ward in Schwabach am 22. Octbr. 1836 geboren, wo sein Vater Brauereibesitzer war. In der Lateinschule seiner Vaterstadt und seit 1850 auf dem Nürnberger Gymnasium vorgebildet — schon

als Schüler mächtig durch Löhe (s. A. D. B. XIX, 116) in Neuendettelsau angezogen und einem bewußt lutherischen kirchlichen Christenthum gewonnen — bezog er 1855 die Universität Erlangen. Mit rastlosem Fleiß suchte er sich hier nicht bloß in allen Gebieten der Theologie heimisch zu machen, sondern trieb auch unter dem damals dort wirkenden Franz Delitzsch rabbinische Studien. Auf des letzteren Rath begab er sich nach Leipzig, wo er bei Fleischer arabisch lernte und seine rabbinischen Studien bei dem Judenmissionar D. Biesenthal fortsetzte. So bereitete er sich hier schon mit der ihm eigenen Rastlosigkeit auf die Thätigkeit der Judenmission vor. Nachdem er seine Studien in Erlangen zum Abschluß gebracht und den Grad eines Doctors der Philosophie daselbst erworben hatte, folgte er einem Ruf als Vicar und 2. Lehrer an die Löhe'sche Missionsanstalt in Neuendettelsau. Neben aufreibender praktischer Arbeit im Dienste der Mission strebte er auch wissenschaftlich weiter im Geiste der Erlanger Schule. Es entstand dort seine ganz die, freilich wissenschaftlich völlig unhaltbaren, Hofmann'schen Ansichten wiedergebende „Kurzgefaßte Einleitung in die h. Schriften A. u. N. T.'s" (1862), welche, in diesen Kreisen eifrig gekauft, noch bei Weber's Lebzeiten bis 1878 fünf Auflagen erlebte, aber auch nach seinem Tode es noch zu vier weiteren Auflagen brachte (vgl. darüber Pünjer, Theol. Jahresbericht I, 44, Lipsius, Theol. Jahresbericht VII, 35 f.; XI, 32). Die letzte (neunte) erschien 1891. — Derselben Zeit gehört auch seine Schrift: „Vom Zorne Gottes" (Erlangen 1862) an, sowie die anonym erschienene Abhandlung über „das System des jüdischen Pharisäismus und des römischen Katholicismus" (Allg. ev.-luther. Kirchenzeitung 1870, Nr. 44—46). Letztere ist wieder abgedruckt und mit werthvollen Verbesserungen und Zusätzen von der Hand Gustaf Dalman's versehen in der Zeitschrift Nathanael, Jahrg. 6 (1890, Nr. 5, S. 142—161 und Nr. 6, S. 165—173). Man findet hier frappante Berührungspunkte zwischen beiden religiösen Erscheinungen sowol in den Principien als hinsichtlich der einzelnen Lehren nachgewiesen. — Da die Anstrengungen in Neuendettelsau für Weber's Eifer, der sich nie genug thun konnte, zu groß wurden, zumal er nach vorübergehender pfarramtlicher Thätigkeit zu Diebach bei Schillingsfürst in Baiern im J. 1872 Löhe's Amtsnachfolger wurde, so sah er sich genöthigt eine kleine Pfarre zu Polsingen in Mittelfranken anzunehmen. Aber auch hier war es ihm unmöglich sich die Ruhe, die er hätte haben können, zu gönnen. Redactionen von kirchlichen Zeitschriften, Vorträge vor kirchlichen Versammlungen, Arbeiten für praktische Exegese, wie „Der Prophet Jesaia in Bibelstunden ausgelegt" (2 Thle. 1875/76) und vor allem seine fortgesetzten Studien für das gleich zu nennende Hauptwerk seines Lebens rieben seine erschöpfte Kraft nur immer weiter auf. — Der Eifer für die Judenmission hatte W. schon 1861 getrieben mit einer in novellenartiger Form geschriebenen Schrift: „Hermann der Prämonstratenser" die Geschicke der Juden unter der Kirche des Mittelalters darzustellen. Das Verlangen nach gründlicherer Fundamentirung seines Wissens vom Judenthum hatte ihn 1864 veranlaßt, einen jüdischen Proselyten ins Haus zu nehmen. Eine Missionsreise nach dem Osten (März bis Mai 1872), dargestellt in seinen „Reiseerinnerungen aus Rußland" (1873), führte ihn tiefer in die Kenntniß des orthodoxen Judenthums ein. Von etwa 1869 an beschäftigten ihn die gründlichsten Quellenstudien zur Ergründung der dem ältesten Judenthum eigenthümlichen Lehren. Unabläßig thätig im Sammeln der Materialien aus den Quellen, im Ausfeilen der Darstellung sollte er leider die Veröffentlichung dieses seines Hauptwerkes nicht mehr erleben. Am 10. Juli 1879 hauchte der wahrhaft vom Eifer für das Haus des Herrn verzehrte, erst 43jährige, Mann seine Seele aus. Zwei Freunde des Verstorbenen Professor Franz Delitzsch und Dr. Georg Schnedermann besorgten die Herausgabe des im

wesentlichen handschriftlich vollendeten Werkes, das unter dem Titel: „System der altsynagogalen palästinischen Theologie aus Targum, Midrasch und Talmud dargestellt“ zu Leipzig 1880 erschienen ist. Mit staunenswerthem Fleiß sind aus den auf dem Titel genannten Quellorten die zersplitterten Daten der altjüdischen Lehre gesammelt und es ist aus ihnen ein System dieser Theologie zu gewinnen versucht. In einem ersten Theile stellt der Verf. die Principienlehre dar. Er unterscheidet dabei das Materialprincip des Nomismus, worin im wesentlichen über die gesetzliche Grundlage der jüdischen Religion in ihrer Basirung auf der Thora gehandelt wird, und das Formalprincip des Nomismus, wobei die Lehre von der Schrift und dem Schriftbeweise zur Darstellung kommt. Der zweite Theil geht alsdann auf die einzelnen Lehren ein. Insonderheit wird besprochen: der jüdische Gottesbegriff nebst den Lehren von der himmlischen Welt und den sie bevölkernden Hypostasen, die Lehren von Schöpfung der Welt und des Menschen, von der Sünde und ihren Folgen. Dann kommen die Lehren von der Erlösung, ihrem Rathschlusse und ihrer Offenbarung und von der Art und Weise, wie die Versöhnung mit Gott hergestellt wird. Den Schluß bildet der eschatologische Lehrkreis. Wie der Leser sieht, ist das System der christlichen Dogmatik auf die Gruppirung von entscheidendem Einfluß gewesen, denn die jüdischen Quellen selbst disponiren nirgend so, aber man kann die Einführung dieses Schematismus nicht tadeln, denn in der That hat das biblische Lehrmaterial bei beiden Religionen, der jüdischen wie der christlichen, eine ähnliche formale Ausgestaltung zur Folge gehabt. Des weitern verweist der Unterzeichnete auf seine Besprechung des in Rede stehenden Werkes in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1881, Stück 12, 13, S. 372—394. Auszüge hat auch G. B. Stevens in Old Testament Student, Jahrg. 1889, August, S. 72—86 gegeben. — Im J. 1886 ist vom Verleger eine neue Lieferungsausgabe des Werkes unter verändertem Titel („Die Lehren des Talmud ꝛc.“) veranstaltet worden, vgl. Lipsius' theol. Jahresber. VI, 62, 64.

Vgl. die schöne, nur in der Chronologie nicht immer ganz klare Lebensskizze des Verstorbenen von F(ranz) D(elitzsch) in der Zeitschrift „Saat auf Hoffnung“ 1879, S. 228—234 u. die dort mitgeth. Briefe S. 234—239.

C. Siegfried.

Weber: Ferdinand W. Ritter von Ebenhof, Geburtshelfer in Prag, geboren zu Cerhenic in Böhmen am 30. April 1819 und am 27. Juli 1893 in Prag verstorben, studirte daselbst unter Hyrtl, Oppolzer, Pitha, Kiwisch, erlangte 1843 die Doctorwürde, war anfangs Assistenz- bezw. Secundararzt an verschiedenen Abtheilungen des allgemeinen Krankenhauses und der Irrenanstalt, darauf Choleraarzt in Galizien, von 1849—54 Kreisarzt in Zolkiew, von 1854—70 Professor der Geburtshülfe in Lemberg für Wundärzte und Hebammen in deutscher und polnischer Sprache, gleichzeitig 1854—55 Chefarzt eines Militärspitals und 1855 Chefarzt des Choleraspitals der Stadt Lemberg, wurde 1870 Professor der Geburtshülfe für Hebammen in Prag, 1872 Mitglied des Landes-Sanitätsrathes, 1874 Leiter der Landes-Gebär- und Findelanstalt für Böhmen und Mitglied des städt. Sanitätsrathes. W., der noch einen Tag vor seinem Tode sein 50jähriges Doctorjubiläum feierte, ist Verfasser zahlreicher Journalaufsätze über Gegenstände aus seinem Specialgebiet, einer Brochure: „Das antiseptische Verfahren in der Geburtshülfe. Ein Leitfaden für Geburtshelferinnen ꝛc.“ (Prag 1879), sowie eines Lehrbuchs der Geburtshülfe in deutscher und böhmischer Sprache.

Biogr. Lex. VI, 212. Pagel.

Weber: Franz Thomas W., Kunstzeichner und Kupferstecher von Augsburg, wurde als Sohn des Form- und Modelschneiders Michael W. von

Augsburg am 1. August 1761 geboren, in früher Jugend in der mit der Kunstakademie verbundenen Schule im Zeichnen unterrichtet und später zu dem Kupferstecher Söckler in München in die Schule gebracht, der ihn in der Kunst des Kupferstechens, Radirens, der Schwarzkunst und Aqua-tinta-Manier ausbildete. Nach Augsburg zurückgekehrt, fing er an, in Chodowiecki's Manier in Kupfer zu stechen und arbeitete hierin viel nach London; er radirte auch Landschaften und fertigte Stiche von geschichtlichen, religiösen, biblischen und allegorischen Darstellungen. Später kam er einige Zeit lang als Dessinateur in die Kattunfabrik von Schüle, für die er Muster für den Druck der geblumten und verzierten Zitz- und Kattunstoffe zeichnete und entwarf, wahrscheinlich auch die Kupferplatten hierzu stach. Mit dem Geschäftsherrn machte er Reisen nach Frankreich und Italien, verheirathete sich 1798 mit Maria Anna Peter, Tochter des Stadtbauwarts Peter, wurde Bürger von Augsburg und Mitglied der unter Kaiser Franz I. gestifteten Kunstakademie und blieb bis an sein Lebensende in seiner Vaterstadt künstlerisch thätig, wenn er auch 1801 infolge der ungünstigen kriegerischen Zeiten die Gegenschreiberstelle beim Stadt-Augsburgischen Getreideaufschlagsamte annahm. Seine hauptsächlichen Arbeiten auf künstlerischem Gebiete sind Kupferstiche zu Paul v. Stetten's Briefen eines Frauenzimmers aus dem XV. Jahrhundert (1783), zu der „Geschichte des letzten Feldzugs in Schwaben 1796", 6 Stiche zu dem von den Gebrüdern Klauber herausgegebenen Illustrations-Prachtwerk damaliger Zeit der Wieland'schen Werke, und zwar zum „goldenen Spiegel"; 4 Stiche zu dem bei derselben Firma erschienenen großen Werke „Die französische Revolution in Bildern", und zwar die Blätter König Ludwig XVI. vor Gericht, Trennung des Königs von seiner Familie, letzter Abschied und der König vor dem Schaffot; 18 Stiche nach eigenen Entwürfen zu Paul v. Stetten's Denkwürdigkeiten aus der Zeitgeschichte Augsburgs von 1770—1800, mehrere religiöse, biblische und allegorische Darstellungen, sowie Genrescenen für die Kunsthandlungen Gebrüder Rieger und C. H. Stage. Die kriegerischen Zeiten gaben Anlaß zur Herausgabe colorirter Stiche der durchziehenden Truppen, und zwar des kaiserlichen Heeres, der französischen Soldaten der Republik und des Kaiserreichs, der spanischen, italienischen Hülfstruppen, der Russen unter Suwarow, des Augsburger Bürgermilitärs von 1799 und der bairischen Soldaten. Zur Augsburger Localgeschichte lieferte er auch nach 1800 einige Darstellungen und nahm zwischen 1810 und 1820 auch die hervorragenden Gebäude der Stadt, die Thore, Basteien, Vergnügungsplätze und Orte der Umgebung in 80 Ansichten auf, die er im Kupferstich vervielfältigte. Außer diesen Arbeiten entstanden noch hunderte dem Tagesbedürfnisse dienende Stiche und Kupfer zu Ritter- und Räuberromanen, Theaterstücken, Kalendern und Almanachen, Zeichnungs- und Malvorlagen, Entwürfe zu kunstgewerblichen Arbeiten für Gold- und Silberarbeiter, Stickmuster ꝛc. Nebenbei war er auf kunstgewerblichem Gebiete noch immer mit Anfertigung von Mustern für norddeutsche, österreichische, schweizerische und englische Kattunfabriken thätig. Viele Originale seiner Werke und zahlreiche Stiche befinden sich in der Sammlung des historischen Vereins in Augsburg, woselbst auch zwei Porträte des Künstlers, eines von Miniaturmaler Johannes Walch Ende vorigen Jahrhunderts, ein anderes von Maler Einsle 1817 aufgenommen. Auch die kunsthistorische Sammlung der Stadt München und das bairische Armeemuseum enthalten eine Reihe Stiche des Künstlers. Am 2. Juni 1828 endete ein Schlaganfall sein Leben, nachdem ihm seine Hausfrau Maria Anna am 11. Februar 1825 im Tode vorangegangen war.

Paul von Stetten, Nachrichten von den noch jetzt lebenden Künstlern Augsburgs. 1788. — M. v. Stetten, Handschriftl. Zusätze und Bemerkungen

zu Paul v. Stetten's Kunstgeschichte v. Augsburg, Mscr. — Lipowsky, bayrisches Künstlerlexikon 1810. — Nagler's Künstlerlexikon XXI, 1851. — Biographie des Künstlers v. F. Weber, in der Zeitschr. d. histor. Vereins von Schwaben u. Neuburg, 19. Jahrg. 1892, und Einschreibbuch des Künstlers von 1798—1806 in der Sammlung des hist. Vereins in Augsburg. (Bei Lipowsky und Nagler ist als Geburtsjahr irrig 1763 und als Vorname Johann Thomas statt Franz Thomas angegeben.) Fr. Weber.

Weber: Franz Xaver W., Genremaler, geboren 1831 zu Fünfkirchen in Ungarn, wurde gegen seine immer zur Kunst neigenden Wünsche nach dem Willen des Vaters zum Kaufmann erzogen und gebildet; nur in den Mußestunden konnte er mit Zeichnen und Malen dilettiren. Nach dem Tode des Vaters verkaufte W. sein Geschäft und zog als dreißigjähriger Mann nach München, um an der Akademie nach Möglichkeit das Versäumte nachzuholen. Hier quälte er sich, eine Art „Wilhelm Meister", unter Strähuber's ernstlicher Leitung im Zeichnen und Componiren, und unter Alexander Wagner in der Technik der Oelmalerei, bis ihn Karl v. Piloty in seine Schule aufnahm. Nach acht Jahren ehrlicher Mühe und fleißigen Strebens wagte W. endlich, sich auf eigene Füße zu stellen und mit selbständigen Bildern und Schöpfungen vor das Publicum zu treten, welches dem Künstler die schwer errungene Achtung und Anerkennung gerne entgegenbrachte. Obwohl seiner ganzen Natur nach zum Genresache neigend, wir erwähnen z. B. „Der Vertrauensmann" (eine Rokokodame übergibt einem treuen Diener ein Billet; als Holzschnitt im „Bazar" Nr. 42 vom 5. November 1877), malte er doch auch einige ganz tüchtige Bilder religiösen und geschichtlichen Inhalts, welche fast alle in seine Heimath wanderten. Sie trugen die ausgesprochene Signatur der Piloty-Schule. — Ein rasch entwickeltes Herzleiden setzte jedoch seiner geliebten Thätigkeit ein frühes Ende am 28. December 1887.

Vgl. den kurzen Nachruf seines Freundes u. Kunstgenossen Prof. Alexander Liezen-Mayer im Kunstvereinsbericht f. 1887, S. 65. Hyac. Holland.

Weber: Friedrich W., geboren zu Kiel am 3. August 1781, † ebendaselbst am 21. März 1823, studirte in seiner Vaterstadt Medicin und Naturwissenschaften, wurde 1801 zum Dr. phil. promovirt und erhielt 1802 die Stelle eines Aufsehers am akademischen Krankenhause. Im J. 1804 erlangte er die Würde eines Adjuncten der philosophischen Facultät und ein Jahr später eine außerordentliche Professur der Philosophie. Nachdem er dann 1805 auch den Doctortitel bei der medicinischen Facultät sich erworben, wurde er 1810 Aufseher des botanischen Gartens und 1811 außerordentlicher Professor der Medicin. Neben entomologischen und medicinischen Artikeln verfaßte er eine ganze Reihe botanischer Arbeiten beschreibenden Inhalts vorzugsweise auf dem Gebiete der Kryptogamenkunde. Sie beanspruchen gegenwärtig nur noch historisches Interesse. Am bekanntesten geworden sind die zusammen mit seinem Amtsgenossen an der Kieler Universität, Daniel Matthias Heinrich Mohr (s. A. D. B. XXII, 65) herausgegebenen Schriften. Beide Gelehrte bereisten 1803 die südlichen Provinzen Schwedens im Interesse der Anknüpfung eines persönlichen Verkehrs mit den dort lebenden Naturforschern und behufs Besichtigung ihrer Sammlungen und veröffentlichten ihre Reiseeindrücke in einer 1804 erschienenen Schrift: „Naturhistorische Reise durch einen Theil Schwedens". Die neu gefundenen Pflanzen, meist Fadenalgen, sind in einem dem Buche beigegebenen Index namentlich aufgeführt. Ferner ließen sie in demselben Jahre unter dem Titel: „Archiv für die systematische Naturgeschichte" eine Zeitschrift erscheinen, welche Originalaufsätze systematischer Natur aus allen drei Reichen der beschreibenden Naturwissenschaften bringen sollte. Es kam nur der erste Theil des ersten Bandes

heraus. Sie wurde aber fortgesetzt unter der Aufschrift: „Beiträge zur Naturkunde“ und brachte es auf zwei Bände, die beziehentlich 1805 und 1810 erschienen. Endlich ist als gemeinsame Arbeit Mohr's und Weber's noch zu nennen ein „Botanisches Taschenbuch auf das Jahr 1807“. Der zweite Titel: „Handbuch der Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse“ bezeichnet noch genauer den hiermit verfolgten Zweck. Der erste Theil bietet eine gründliche Beschreibung der zur Zeit bekannten deutschen Farne, Laub- und Lebermoose und ist von 12 Tafeln begleitet. Eine Fortsetzung des Werkes erfolgte nicht. Von selbständigen Arbeiten Weber's sind besonders folgende anzuführen: „Botanische Briefe an Prof. Kurt Sprengel“ (1804), ein „Prodromus historiae muscorum hepaticorum“ (1815) und ein Verzeichniß der im Kieler botanischen Garten gezogenen Gewächse unter dem Titel: „Hortus Kiliensis“ (1822).

Lübker u. Schröder, Lexikon der Schleswig-holsteinischen Schriftsteller. — Pritzel, thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Weber: Friedrich Benedict W., Geh. Hofrath und Professor der Cameralwissenschaften an der Universität Breslau, geboren am 11. November 1774 zu Leipzig, † am 8. März 1848 in Breslau. Von 1792—96 studirte er in Leipzig Jurisprudenz und Cameralia, ging dann nach Rochsburg und Mutzschen, um die Praxis der Landwirthschaft kennen zu lernen, habilitirte sich 1799 zu Leipzig als Privatdocent der Oekonomie und Cameralwissenschaften, wurde 1800 zum außerordentlichen Professor ernannt, erhielt 1802 einen Ruf als ordentlicher Professor der Cameralwissenschaften nach Frankfurt a. O., von wo aus er mehrere landwirthschaftliche Reisen machte, trat 1811 eine Professur der Oekonomie- und Cameralwissenschaften in Breslau an, wurde 1812 Secretär der ökonomischen Section der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, welches Amt er bis 1847 bekleidete. Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller; schrieb „De suprema principis in sylvas inspectione, legibus patriis illustrata“ (1796); „Tractatus de studio rei rusticae“ (1796); „Oekonomischer Unterricht über die Saatbestellung“ (1799); „Grundsätze über die Abschaffung der Huth, Trift und Brache“ (1800); „Von den Wirtschaften der Bauern und über die neuere Cultur der Oekonomie“ (1800); „Der ökonomische Sammler“ (12 Hefte, 1801—8); „Handbuch der ökonomischen Litteratur“ (15 Bände, 1803—40); „Oekonomisch-juristische Abhandlung über die Rittergüter, besonders in Kursachsen“ (1802); „Systematisches Handbuch der Staatswirthschaft“ (1803—5); „Ueber die Einrichtung der Universitäten“ (1805); „Einleitung in das Studium der Oekonomie (1805); „Einleitung in die Lehre vom Pflanzenbau im Allgemeinen“ (1804), (beide letzten Werke auch unter dem Titel „Systematisches Handbuch der deutschen Landwirthschaft“); „Einleitung in das Studium der Kameralwissenschaften“ (1805); „Kleine ökonomisch-kameralistische Schriften“ (1805); „Theoretisch-praktisches Handbuch der Feldwirthschaft“ (2 Bde., 1807); „Ueber den Zustand der Landwirthschaft in den preußischen Staaten und ihre Reform“ (1808); „Staatswirthschaftlicher Versuch über die Theuerung und Theuerungspolizei“ (1807); „Oekonomisch-juristisches Handbuch der Landhaushaltungskunst“ (1809); „Theoretisch-praktisches Handbuch der größeren Viehzucht“ (2 Bde., 1810—11); „Lehrbuch der politischen Oekonomie“ (2 Bde., 1813); „Theoretisch-praktisches Handbuch des Futterbaues“ (1815); „Einleitung in das Studium der Kameralwissenschaften nebst dem Entwurf eines Systems derselben“ (2 Hefte, 1819); „Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft nebst einer staatswirthschaftlichen Abhandlung über Getreidetheuerung“ (1819); „Ueber die Gewinnung der feinen und edlen Wolle, den Wollhandel und die Wollpreise“ (1827); „Handschriftliche Nachrichten des Grafen Ernst von Schönburg-Rochsburg über seine Wirthschaftsführung“ (2 Bde.,

1828); „Gedanken, Ansichten und Bemerkungen über die Noth, Unbill und Klage unserer Zeit in national= und staatswirthschaftlicher Hinsicht“ (1826); „Ueber die Kameralwissenschaften und das Kameralstudium auf Universitäten“ (1828); „Allgemeines landwirthschaftliches terminologisches Lexikon und Idiotikon“ (1829); „Historisch-statistisches Jahrbuch in Bezug auf Nationalindustrie und Staatswissenschaft“ (1834—38). Er gab heraus „Schlesische Landw. Zeitschrift“ (1834—38); „Verhandlungen und Schriften der ökonomischen Section der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur“ (1832—34); mit Plathner und Sturm „Jahrbuch der Landwirthschaft“ (1818—20), als Fortsetzung unter dem Titel „Neues Jahrbuch der Landwirthschaft“ (1821—27); mit Block, Plathner und Zimmermann „Schlesische Landw. Monatsschrift“ (1827—31).

Löbe.

Weber: Friedrich Wilhelm W., Arzt, Politiker und Dichter, wurde am 26. December 1813 in dem Dorfe Alhausen bei Driburg geboren. Sein Vater, Johannes W., ein stiller Mann mit gutmüthig-trockenem Humor, bekleidete die Stelle eines Försters, mit dem der Knabe viel im Walde umherstreifte, und dessen Belehrung über alles Merkwürdige in der freien Natur sich später vielfach in den Dichtungen des Mannes widerspiegelt. Seine Mutter, Maria Anna geb. Gehlen, war eine kluge, verständige Frau, die mit ihrer Freude an Poesie und Musik großen Einfluß auf das dichterische Gemüth des Sohnes hatte, der ihr denn auch sein Leben lang mit inniger Liebe zugethan war. Nachdem er den ersten Elementarunterricht in der Schule seines Heimathdorfes genossen hatte, kam W. im October 1825 auf das Gymnasium zu Paderborn, wo er sich auch bereits im Versemachen versuchte. Im Herbst des Jahres 1833 bestand er dann mit glänzendem Erfolge die Reifeprüfung und bezog nun die Universität Greifswald. Seine Studien galten hier insbesondere der deutschen und der classischen Philologie, später vorwiegend der Medicin. Im Herbst 1836 ging er von Greifswald nach Breslau, wo er seine Studien zum Abschluß zu bringen gedachte und an Gustav Freytag, der sich im ersten Semester hier befand, einen seine Dichtkunst bewundernden Freund erwarb, an dessen Alterthumsstudien W. liebevoll theilnahm.

Im December 1838 erwarb sich W. in Greifswald die medicinische Doctorwürde und begab sich dann zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen; er zog zu Fuß durch Oesterreich nach Italien und reiste dann von Neapel aus über Marseille und Lyon nach Paris, überall auf seine weitere praktische Ausbildung bedacht und besonders in den Krankenhäusern der großen Städte, die er berührte, lernend und dienend als Arzt wirksam. Nachdem er sodann im Winter von 1839 auf 40 in Berlin sein Staatsexamen bestanden hatte, ließ sich W. im Frühjahre 1842 als Badearzt in Driburg bei Paderborn nieder, wo er nun 26 Jahre lang wirkte und sich auch am 31. Januar 1850 mit Anna Gipperich vermählte, die ihm in der Folge zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, schenkte. Neben seiner Praxis in Driburg war er von 1856—67 während der Saison zugleich als Brunnenarzt in Lippspringe thätig. Im Frühjahre 1867 gab er diese Thätigkeit auf und zog nach Thienhausen bei Pyrmont, damit einer Einladung seines edlen Gönners, des Freiherrn Guido von Haxthausen folgend, der ihm sein dortiges Schloß einräumte, das W. im Juni 1887 mit einem eigenen Heim in der Nähe des Städtchens Nieheim vertauschte, wo er auch am 5. April 1894 starb.

In seiner Einsamkeit auf Thienhausen begann sich W. in der alten Bibliothek des Schlosses nun wieder von neuem mit seinen ehemaligen Lieblingsstudien zu beschäftigen und auch seine Dichtungen wieder aufzunehmen. Zunächst machte er sich hier an die Uebersetzung von Tennyson's „Enoch Arden“ und „Aylmers

Field", die 1869 erschienen; dann gab er 1872 „Schwedische Lieder, übersetzt und mit ihren Singweisen und Klavierbegleitung" heraus, denen er 1874 eine Uebersetzung von Tennyson's „Maud" folgen ließ. Alle diese Uebersetzungen zeigen W. als einen feinfühligen sprach- und stilgewandten Dichter, dem sein eigenes poetisches Gefühl bei seinen Uebertragungen wohl zu statten kam.

Aber weder diese Arbeiten, denen 1863 auch eine medicinische Fachschrift „Die Arminiusquelle zu Lippspringe" vorangegangen war, noch Weber's Thätigkeit als Arzt, so angesehen und beliebt er auch als solcher war, noch endlich sein Mandat für das preußische Abgeordnetenhaus, das er von 1861 bis zur Herbstsession 1893 (mit Ausnahme der Sommersitzung 1862) als Mitglied der Centrumspartei redlich erfüllte, haben seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht und ihm ein dauerndes Andenken gesichert. Dies änderte sich mit einem Male, als der schon im 65. Lebensjahre stehende Mann im September 1878 mit dem episch-lyrischen Gedicht „Dreizehnlinden" vor die Oeffentlichkeit trat. Sogleich nahm damals die ganze gebildete Welt Deutschlands, vor allem aber der katholischen Kreise, innigen Antheil an dem Werke, indem man von dieser Seite weniger die poetischen Schönheiten des Gedichtes zum Maßstabe der Beurtheilung machte, als vor allem den Umstand, daß ein überzeugter Anhänger der katholischen Kirche darin einzelne Einrichtungen derselben, poetisch verklärt, geschildert hatte, noch dazu in jenen Zeiten des leidigen Culturkampfes. Und doch ist es falsch, wie vielfach geschehen ist, das ganze Gedicht von diesem Standpunkte aus zu betrachten. W. hat es sicher nicht in diesem Sinne geschaffen. Er ist einfach den Anregungen gefolgt, die ganz von selbst nach dem siegreichen Kriege während der siebziger Jahre in Deutschland hervortraten. Die Schöpfungen Gustav Freytag's, Dahn's und vieler anderen in diesen Jahren zeigen, wie sich damals auch in der deutschen Litteratur ein besonderes nationales Streben, eine gewisse Vorliebe für das deutsche Alterthum und Mittelalter geltend machten im Gegensatz zu den bis dahin stark geübten Nachäffungen französischer Moden und Sitten in den höheren Gesellschaftskreisen. W. hat in seinen „Dreizehnlinden" eine einfache aber anmuthige Fabel aus dem deutschen Mittelalter behandelt, dabei zahlreiche interessante und geschickt eingeflochtene Culturbilder geboten und durch gewandte Handhabung der Sprache reiche Abwechslung in den Ton des Ganzen zu bringen vermocht. So wechseln, in demselben Versmaß behandelt — allerdings dem gefügigen und für die deutsche Sprache gerade sehr geeigneten vierfüßigen Trochäus —, ernste Betrachtungen mit heiteren Zwiegesprächen und lieblichen Naturschilderungen erfreulich ab. Die eigentliche Fabel aber ist nicht mehr und nicht weniger als eine jener beliebten Bekehrungs- und Liebesgeschichten, in anmuthigem Gewande, mit theilweise prächtiger Charakterisirung einzelner Gestalten und lebendiger Schilderung der Ereignisse, aber doch ohne größere Tiefe und packende Gewalt, harmlos, schlicht, durchsichtig von Anfang bis zu Ende, und — zu Weber's Lobe muß man dies sagen — ohne sichtbare confessionelle Tendenz, wenn auch hier wie in fast allen seinen Werken das tiefe religiöse Gemüth des Dichters überall deutlich hervortritt. Als gläubiger Katholik dagegen offenbart er sich besonders in seinen „Marienblumen" (1885 als Prachtwerk erschienen mit Illustrationen [Madonnenbildern von Blumen umrankt] nach Ittenbach, 1892 auch in kleiner Ausgabe ohne Illustrationen) und allenfalls in der religiösen Dichtung „Vater unser" (9 Strophen zu Bildern von P. Thumann), sowie in den Strophen zu 12 Alberttypien zu Cartons von P. Molitor, die „Das Leiden unseres Heilandes" (1892) darstellen. Seine übrigen kleineren Gedichte, von denen zuerst 1881 und aus seinem Nachlaß unter dem Titel „Herbstblätter" 1895 eine Sammlung erschien, behandeln in formvollendeten Versen, ernst und sinnig, die Schönheit der Natur

die Leiden der Liebe, sowie in Balladen Gestalten und Begebenheiten aus der Geschichte und Sage, denen sich noch kurze Sprüche mit scharfer Betonung seiner Lebensansichten anreihen. Eine größere Dichtung eigener Art, ihrem Inhalt wie ihrer Form nach aber gänzlich verschieden von „Dreizehnlinden“, ihrem poetischen Werthe nach noch über dieses Werk zu stellen, lieferte W. mit der poetischen Erzählung „Goliath“ (1892) in 14 Gesängen, in fünffüßigen reimlosen Jamben. Die markigen Gestalten in der sie umgebenden gewaltigen, rauhen und doch in ihrer Größe so schönen nordischen Natur sind von W. in angemessener, knapper, volltönender, ernster Sprache geschildert und treten in dieser schlichten, so wehmüthig ausgehenden Erzählung edel und plastisch hervor.

Ueber Weber und seine Dichtungen handeln Therese Treu (in der Monatsschrift für katholische Lehrerinnen, 6. Jahrgang), Keiter (1891) und Hoeber (1894), über die Dichtung „Dreizehnlinden“ im Besonderen: Stöckle (1890), F. Fischer (in der Kathol. Zeitschrift f. Erziehung u. Unterricht, 40. Jahrg., S. 251—256 und Rabenlechner (1892). Max Mendheim.

Weber: Georg W., ein Componist des 17. Jahrhunderts, geboren zu Dahlen im Meißnischen. Die Nachrichten über sein Leben sind sehr sparsam auf uns gekommen; die Titel der vorhandenen Druckwerke geben nicht die kleinste Andeutung über ihn selbst. Döring in seiner Geschichte der Musik in Preußen, Seite 107 ff., kennt ein Stammbuch von Christoph Alt, in dem sich auch ein Gedenkblatt von einem „Georgius Heinricus W.“ befindet, welches vom 28. August 1650 in Königsberg i. P. datirt ist. Döring glaubt, daß dies wohl nur der obige Georg sein kann, der also um diese Zeit in Königsberg studierte. Dies wird einigermaßen durch seine 1648 und 1649 erschienene Sammlung „Wohlriechende Lebens-Früchte“ bestätigt, die er in Danzig herausgab und die in Königsberg gedruckt wurde, während seine späteren Werke in Leipzig und Weißenfels erschienen; am letzteren Orte soll er Cantor gewesen sein. Andererseits gibt es wieder einen Georg Heinrich W., der von 1665—1670 Sing- und Spiel-Arien in Lübeck herausgab. Dann ist der Cantor Georg W. in Weißenfels schon 1588 mit einem geistlichen Lieder- und Psalmenbuche vertreten. Zieht man all diese Beobachtungen in Betracht, so kommt man zu dem Resultate, daß es zwei Georg W., einen älteren und jüngeren und einen Georg Heinrich W. im 17. Jahrhundert gegeben haben muß und wonach also alle bisherigen Angaben berichtigt werden müssen. Noch sei erwähnt, daß ein Georg W. im 17. Jahrh. nach Wetzel's Hymnopoeograph. III, 361 zu Madgeburg Vicarius und Succentor an der Domkirche daselbst war. Der Succentor ist der erste nach dem Capellmeister. Winterfeld, ev. Kirchenges. 2, 154 schreibt diesem die Wohlriechenden Lebens-Früchte von 1648 zu. — In Kürze seien die Werke verzeichnet, die den Namen Georg Weber tragen und sich auf öffentlichen Bibliotheken nachweisen lassen. Von dem älteren Georg W. besitzt die Königsberger Universitäts-Bibliothek noch: Teutsche Psalmen von 4 bis 6 Stim. 1. Thl. Mühlhausen 1568, Tenor und 5a vox fehlen. Die Sieben Theile Wohlriechender Lebens-Früchte . . . in 1, 2, 3, 4, 5, Stim. zu singen, mit beygefügten Sinfonien zu 2 Violinen und dem Basso cont. Danzig 1648 bis 1649, 1 vol. von 498 S. in 8° befinden sich in der kgl. Bibliothek zu Dresden, in der Bibliothek zu Göttingen und Hannover und gehören dem jüngeren G. W. an, sowie „Himmel-steigende Danck-Opffer . . .“ Leipzig 1652, 8°, 13 Lieder für Discant und Baß, in der Bibliothek zu Dresden. Noch besitzt die kgl. Bibliothek zu Berlin 2 Theile geistliche Lieder zu 1—3 Stim. mit 2 Violinen und Generalbaß, die 1644 in Stockholm und 1645 in Hamburg erschienen. Winterfeld im evangel. Kirchengsg. hat im 2. Thl. Nr. 74 und 75, zwei geistliche Lieder veröffentlicht. Rob. Eitner.

Weber: Georg W. ist am 10. Februar 1808 in dem rheinpfälzischen Städtchen Bergzabern, welches damals unter französischer Herrschaft stand, geboren. Erst mit 17 Jahren in das Gymnasium zu Speyer eingetreten, konnte er doch schon nach $3^1/_2$ Jahren (1828) die Universität Erlangen beziehen; 1829 siedelte er nach Heidelberg über. Seine erste Jugendzeit war eine Schule harter Entbehrungen gewesen: sein Vater, ein geringer Handwerker, war früh gestorben, seine Mutter hatte nur in Noth und Sorge sich und ihr einziges Kind durchbringen können. Aber sie war eine wackere, redliche Frau, welche in ihrem heiteren und lebendigen Sinn den Muth nicht verlor. Ihrem Einfluß verdankte es W., daß er schon in früher Jugend das Leben ernst und gewissenhaft aufzufassen lernte, aber, wenn er auch durch die ärmlichsten Verrichtungen das Seine zur Bestreitung des Haushalts beitragen mußte, doch nicht verbittert wurde: ein freundlich-wohlwollendes, liebevolles Wesen ist immer ein Grundzug seines Charakters geblieben. Seine Wißbegierde fand Befriedigung in regellosem Durchlesen der kleinen Leihbibliothek seines Heimathortes, sein empfänglicher Sinn wurde beeinflußt durch die lange nachwirkenden Eindrücke der Revolutionszeit, von denen gerade die bewegliche Pfalz mit am meisten ergriffen wurde. Theils durch freundliche Unterstützung, theils durch eigenen Fleiß hatte er sich einigermaßen die nöthigen Vorkenntnisse für das Gymnasium angeeignet, das er äußerlich durch wohlwollende Freunde gefördert mit den besten Zeugnissen verlassen konnte. Kümmerlich hatte er sich auch in Erlangen behelfen müssen, und erst in Heidelberg gestaltete sich sein Geschick freundlicher, da es ihm gelang, in dem Hause einer respectablen englischen Familie als Hauslehrer angenommen zu werden. Anfangs hatte er Theologie studiren wollen, jedoch, beeinflußt durch seinen Speyrer Lehrer Anselm Feuerbach, den späteren Professor der Archäologie in Freiburg i. B., wandte er sich dem Studium der Geschichte, Litteratur und classischen Philologie zu. Von den Docenten, deren Vorlesungen er hörte, trat ihm besonders nahe K. Fr. Hermann, ebenso hatte er zu Schlosser und Chr. Bähr persönliche Beziehungen. 1832 erwarb er sich in Heidelberg den Doctorgrad summa cum laude mit der Dissertation: „de Gytheo et rebus navalibus Lacedaemoniorum“ (Heidelberg 1833). Die nächsten Jahre verbrachte er auf Reisen in Begleitung seiner Zöglinge: in Genf, dann in Italien: in Mailand, Venedig, Florenz, Rom und Neapel, schließlich in Paris. Bei den unmittelbaren Eindrücken an den Schauplätzen großer historischer Vergangenheit selbst mehrten und vertieften sich seine historischen Kenntnisse und Anschauungen. In Genf, unter Antheilnahme des Historikers Sismondi, begann er seine Studien über Calvin, welche in Paris vollendet, 1836 in Heidelberg unter dem Titel: „Der Calvinismus im Verhältniß zum Staat“ erschienen. Dies Werk, sowie die 1845 und 1853 erschienene „Geschichte der akatholischen Kirchen und Sekten in Großbritannien“, 1856 in neuer Titelauflage erschienen als „Geschichte der Kirchenreformation in Großbritannien“, 2 Bde., zu welcher er das Material in London sammelte, sind außer der erwähnten Dissertation seine einzigen auf eigenem Quellenstudium beruhenden Forschungen. Unter dem Einfluß derselben mußte bei ihm mehr und mehr die Romantik, welche in Heidelberg in nächster Nähe an ihn herangetreten war, ihren Zauber verlieren, wenn er auch den hohen Werth dieser Schule für die Entwicklung der Kunst und Litteratur nie verkannt hat.

Das Glück blieb W. hold. Noch in Paris weilend, erhielt er die Aufforderung, an die Spitze der neubegründeten Lateinschule seiner Vaterstadt zu treten; Anfang 1839 wurde er zum 2. Hauptlehrer an die höhere Bürgerschule in Heidelberg, 1848 zu deren Director ernannt, obwohl die Regierung lieber einen geborenen Badener dazu gewählt hätte. In das Gebiet der allgemeinen Pädagogik arbeitete er sich, obwohl es ihm anfangs fremd erschien, und er schwer zu kämpfen

hatte, sich in die kleine Gedankenwelt der heranwachsenden Jugend hineinzuversetzen, mit der ihm eigenen Arbeitskraft und warmen Liebe für seine Pflichtbefohlenen ein, getreu seinem Wahlspruch: „Liebe zur Sache und Ausdauer bei der Arbeit überwindet alle Schwierigkeiten und Hindernisse". Von seiner pädagogischen Thätigkeit und den dabei obwaltenden Grundsätzen legen Zeugniß ab die alljährlich von ihm veröffentlichten Programme, von der allgemeinen Achtung und Liebe, die er sich erwarb, die wiederholte Anerkennung der Regierung und der Stadt, besonders auch als er 1872 in den Ruhestand trat, ferner das Ehrengeschenk und die Adresse, welche ihm 250 ehemalige Schüler bei dieser Gelegenheit überreichten. Aus seinen pädagogischen Erfahrungen gingen auch die Schriften hervor, welche seinen Namen so weit populär gemacht haben, vor allem die universalhistorischen. Das „Lehrbuch der Weltgeschichte", zuerst 1846 in einem Bande erschienen, dann in 2 Bände umgearbeitet, hat im J. 1888 seine 20. Auflage erlebt, die „Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung" zuerst 1851 herausgekommen, ist 1889 ebenfalls in 20. Auflage erschienen, wie fast alle Werke Weber's durch Wilhelm Engelmann in Leipzig verlegt. Auch im Auslande wurden sie bald so populär, daß es wohl kein europäisches Culturland gibt, in dem nicht das eine oder das andere, oder beide übertragen wurden, sogar in solche Sprachen, welche der Verfasser selbst nicht verstand. Nur wenige Schriftsteller haben sich daher so zahlreiche Freunde erworben, wie Georg W. Als Ergänzung zu diesen historischen Handbüchern gab er heraus: 1851 und 1852 „Litterar-historisches Lesebuch enthaltend Proben aus den bedeutendsten Litteraturwerken aller Völker und Zeiten" in 3 Theilen, 1856 „Lesebuch zur Geschichte der deutschen Litteratur alter und neuer Zeit" (4., verm. Aufl. 1878). Durch seine großen Erfolge ermuntert begann er dann 1857 fast 50jährig die „Allgemeine Weltgeschichte", welche bis 1881 in 15 Bänden und 4 Registerbänden vollendet wurde und 1882—1890 revidirt und vermehrt in 2. Auflage erschien.

W. hat sich stets als Schüler Schlosser's betrachtet, welchem er sein erstes Werk über den Calvinismus widmete und dem er sein Lebelang eine warme Anhänglichkeit bewahrte. Nach seinem Tode schrieb er einen schönen Nekrolog über ihn in „Unsere Zeit, deutsche Revue der Gegenwart", Jahrg. VI, und zur Feier seines hundertsten Geburtstages setzte er ihm ein neues Denkmal in der Festschrift: „Fr. Chr. Schlosser der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken", Leipzig 1876. Aber er war doch weit davon entfernt, die Eigenart dieses Mannes nachahmen zu wollen, denn „Schlosser war eine so ursprünglich, so genialisch angelegte Natur, daß sich niemand nach ihm bilden konnte, ohne in eine bewußte Manierirtheit zu verfallen". Ueber seine eigene Auffassung von Geschichtschreibung spricht sich W. folgendermaßen aus: „Die Palme des Historikers wird nur dem zu Theil, der den Lauf der Dinge und die Charaktere der Menschen mit dem Maßstabe der Gerechtigkeit mißt und zugleich die Gesetze künstlerischen Schaffens und Ordnens anwendet. Weder der einseitige Subjectivismus, der alle Erscheinungen im Spiegel bestimmter Doctrinen und Grundsätze anschaut, noch die farblose Weltbetrachtung, welche mit demselben Gleichmuth über Erdenglück und Menschenelend hinschreitet und die höchste Aufgabe des Historikers in dem Eintragen und Verbuchen alles Geschehenen und Gewordenen erblickt, wird den Preis davontragen. Der wahre Geschichtschreiber darf nicht wie der Goethesche Fischer kühl bis ans Herz hinan in das Meer des Weltlebens schauen, aber auch nicht mit dem Zorne und der Morosität eines Pessimisten auf die dunkeln Seiten und die Zeichen des Verfalls hinweisen. Der echte Historiker muß wie ein schöpferischer Künstler die Außendinge in seine Seele eindringen lassen und sie verklärt und veredelt zurückstrahlen. Die

Geschichtschreibung ist zugleich Kunst und Wissenschaft, sie muß das wirkliche Leben treu und wahrhaft darstellen, dasselbe aber zugleich mit Künstlerhand und mit liebevoller Vertiefung in die reiche Menschenwelt schöpferisch neugestalten.“ Durch diese Worte gekennzeichnet, nimmt die Weber'sche Weltgeschichte ihre Mittelstellung zwischen der Schlosser'schen und Ranke'schen. Das Erscheinen der letzteren begrüßte W. mit hoher Genugthuung: er freute sich, daß nun auch die Universalhistorie, die so lange als Stiefkind der Litteratur behandelt war, durch das geniale Werk des Altmeisters deutscher Geschichtsforscher „in den Adelstand erhoben wurde“. Eine Concurrenz brauchte er von demselben nicht zu fürchten, da Ranke's großes Werk in seiner geistreichen Durchführung nur wenigen historisch durchgebildeten Menschen verständlich ist, Weber's Weltgeschichte aber zum Volke spricht. Hier hat sie sich ihren Platz erobert durch die von politischem und religiösem Parteieifer freie, sich liebevoll in die Zeiten versenkende, wissenschaftlich ernste Forschung, durch das auf gesundem Menschenverstande beruhende Urtheil, die klare, ruhige, in langer pädagogischer Erfahrung gereifte Darstellungsart, welche jede Phrase, jedes Räsonnement von sich fern hält. „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist echte und wahre Humanität“, dieser andere Wahlspruch Weber's geht auch seinen weltgeschichtlichen Werken als leitendes Motiv voran. Des Unterschiedes aber, welcher besteht zwischen dem populären, reproducirenden Darsteller und dem quellenmäßigen Forscher ist er sich stets bewußt geblieben, dem Urtheil des letzteren pflegte er sich trotz seiner großen Erfolge bescheiden unterzuordnen.

Außer den genannten Werken hat W. noch verfaßt: „Das vaterländische Element in der deutschen Schule. Vier Schulreden“ (1856, 2. Aufl. 1865); „Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Nebst e. Abriß der neuesten Kunst und Wissenschaft in Deutschland“ (1850, 11. Aufl. 1880); „Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern“ (1880), ferner seine Selbstbiographie und zahlreiche Aufsätze in den Heidelberger Jahrbüchern, den Theol. Studien und Kritiken, Raumer's histor. Taschenbuch, der Deutschen Revue, der Festschrift des histor.-phil. Vereins zu Heidelberg zur 500jährigen Jubil. der Univ., u. v. a., besonders aber in der Münchener Allg. Zeitung. Gemeinsam mit seinem Schwiegersohne Heinrich Holtzmann gab er heraus „Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums“ (2 Bde. 1867). Zu dem großen Kreise von Männern, welche die Heidelberger Universität in diesem Jahrhundert so weltberühmt gemacht haben, gehört auch Georg W., obwohl er zu seinem Leidwesen hatte darauf verzichten müssen, selbst in den akademischen Lehrkörper einzutreten. Bei den nahen Beziehungen, welche er zu vielen jener wissenschaftlichen Größen unterhielt, bei der Liebe zur Stadt, mit deren Leben er im Laufe der Jahre eng verwuchs, war er daher besonders dazu berufen, aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen und Empfindungen heraus auch ein Bild von Heidelberg und seiner geistigen Bedeutung im 19. Jahrhundert zu geben. Die „Heidelberger Erinnerungen“ (Stuttgart 1886), eine Festgabe zum 500jährigen Jubiläum der Universität, sind sein letztes eigenes Werk, jedem willkommen, der in kurzen Umrissen die große jüngste Vergangenheit Heidelbergs in schöner, anschaulicher Form an sich vorüber ziehen lassen will, werthvoll auch dadurch, daß sie so manchen menschlichen Zug großer Gelehrten der Nachwelt überliefern. W. liebte es, wenn er schrieb, an gewisse Maler zu denken, die auf ihren Schöpfungen auch das eigene Bild offen oder versteckt anbringen, und suchte es ihnen nachzuthun, daher denn auch die warme Subjectivität, von der seine Werke getragen sind. Deutlich aber und mitwirkend tritt die Person des Verfassers besonders in den Heidelberger Erinnerungen auf; auffallend konnte dies nicht sein, denn der „Director W.“ war eine populäre, in

ganz Heidelberg bekannte Gestalt. Wohin er kam auf seinen regelmäßigen Spaziergängen, wurde er gegrüßt von den ersten Kreisen an, mit denen er verkehrte, bis zu den niederen herab, welche in ihm ihren eigenen oder den Lehrer ihrer Kinder verehrten. Er genoß das Ehrenbürgerrecht sowohl der Stadt Heidelberg, als auch des damals noch selbständigen Stadttheils Neuenheim, in welchem er wohnte. Mit ganzem Herzen hing er selbst an der Stadt, die ihm zur zweiten Heimath geworden war, deren Schönheiten ihm täglich von neuem aufgingen, wenn sein Blick von seinem herrlich gelegenen Besitzthum über Berg, Wald und Schloß, Stadt, Brücke und Fluß dahinschweifte. Ein reiches Glück blühte ihm in seinem Hause, in welche eine edle Geselligkeit herrschte, an der Seite seiner Frau, welche aus angesehener Familie stammend ihm 1839 angetraut war und an 50 Jahre bis kurz vor seinem eigenen am 10. August 1888 erfolgten Tode eine treue Lebensgefährtin war.

Von seinen Kindern ist die einzige Tochter, Lina, verheirathet mit dem ord. Professor der Theologie an der Straßburger Universität, Heinrich Holtzmann, der älteste Sohn Heinrich Martin ord. Professor der Mathematik, ebenfalls in Straßburg, der zweite Karl Emil ist kaiserl. Viceconsul a. D. und im politischen Leben thätig als Mitglied des Reichstags, des preußischen Abgeordnetenhauses und der badischen zweiten Kammer; er lebt bald in Berlin, bald in Heidelberg; der dritte Sohn, Friedrich Percy, Dr. phil., war Redacteur und Schriftsteller, auch als Dichter nicht unbekannt, und hat seinen Vater besonders in seinen letzten Jahren iu der Herausgabe der weltgeschichtlichen Werke rege unterstützt; die ganze 2. Auflage der Allg. Weltgeschichte ist von ihm besorgt, revidirt und herausgegeben; 1895 ist er gestorben, der jüngste, Georg, früher Kaufmann, lebt jetzt als Privatmann in Neuenheim bei Heidelberg.

Ueber sein Leben hat Georg W. selbst berichtet, in „Mein Leben und Bildungsgang“ als Vorwort zum Lehrbuche der Weltgeschichte, ausführlicher in „Jugendeindrücke und Erlebnisse“, ein histor. Zeitbild, Leipzig 1887; treffend ist diese Selbstbiographie „ein Andachtsbuch tüchtiger und ernststrebender Jünglinge“ genannt worden. Vgl. ferner (H. Holtzmann), Georg W. (Beil. z. Allg. Zeitung 1888, Nr. 229). A. Hausrath, Georg W. (Deutsche Rundschau hrsg. v. Rodenberg XV, October 1888). Lorentzen.

Weber: Georg Heinrich W., Arzt und Botaniker, wurde am 27. Juli 1752 in Göttingen geboren, studirte und erlangte daselbst die Doctorwürde, wurde 1777 außerordentlicher Professor der Medicin und Prosector in Kiel, 1780 ordentlicher Professor der Medicin und Botanik ebendaselbst, 1799 zum Archiater, 1802 zum Director des akademischen, von ihm gestifteten Krankenhauses, 1806 zum Etatsrath, 1810 zum Director des schleswig-holsteinischen Sanitäts-Collegiums und zum Oberaufseher über die vereinigten Krankenanstalten und den botanischen Garten ernannt, feierte 1824 sein 50jähriges Doctorjubiläum und erhielt bei dieser Gelegenheit von der Göttinger philosophischen Facultät das Ehrendoctor-Diplom, wurde 1827 aus Anlaß seines 50jährigen Amtsjubiläums zum Conferenzrath ernannt und starb am 25. Juli 1828. Seine zahlreichen Schriften beziehen sich theils auf Gegenstände der Botanik, wie seine: „Commentatio botanico-medica, sistens vires plantarum cryptogamicarum medicas“ (1773), seine „Flora von Göttingen“ (veröffentlicht 1778), von Holstein (1780 und 1784), theils auf Themata aus dem Gebiet der inneren Medicin. In letzterer Beziehung sind zu nennen: „Abhandlung von dem Ursprung der Venusseuche . . . Aus dem Französischen“ (Bremen 1775); „Vollständige Auszüge aus neuen Dissertationen mediciniſchen und physischen Inhalts“ (2 Bde., ebenda 1775—76); „Zwölf Nachrichten von dem Zustande der Krankenanstalt zu Kiel“ (Kiel 1785—98); „Bitte an das Publicum um Unterstützung zu dem in Kiel zu errichtenden

Krankenhause“ (1788); „Einige Erfahrungen über die Behandlung der jetzigen Ruhrepidemie“ (in Pfaff's und Scheel's Nord. Archiv, 1799 I). Auf Zoologie bezieht sich eine Publication: „Ueber die Schleswig'schen Möwen und Holsteinschen Schwimmvögel“ (1798).

Biogr. Lex. VI, 208. Pagel.

Weber: Franz Gottfried W., großherzoglich hessischer Generalstaatsprocurator und Musikschriftsteller, geboren am 1. März 1779 im Städtchen Freinsheim, wo sein Vater damals kurpfälzischer Justizamtmann war; † am 21. September 1839 im Bade Kreuznach.

Franz Gottfried war der einzige Sohn des späteren Hofgerichtsrathes Friedrich Ludwig W., und kam als 12jähriger Knabe nach Mannheim zu seinem Großvater, dem kurpfälzischen Geheimrath und Kammerdirector v. Weber, vollendete daselbst seine wissenschaftliche Vorbildung und bezog 1796 die Universität Heidelberg. Im folgenden Jahre unternahm er eine Reise nach München, Regensburg und Wien mit längerem Aufenthalte an letzterem Orte. Anfangs 1799 setzte er seine Studien in Heidelberg fort, ging zu dem gleichen Zwecke nach Göttingen, wo er drei Semester verweilte, und beschloß seine Vorbereitungspraxis als Praktikant am Reichskammergerichte zu Wetzlar. Nach erlangtem Doctorgrade wurde er in Mannheim Oberhofgerichtsadvocat und wegen seiner hervorragenden Begabung bereits 1804 Fiskalprocurator, im Frühjahre 1814 Richter am Tribunal in Mainz. Im September 1818 erfolgte seine Beförderung zum Hofgerichtsrath in Darmstadt, bald darauf jene zum Generaladvocaten am Cassationshofe daselbst. ... Im Juni 1823 trat er in die mit dem Entwurfe einer Civil- und Strafgesetzgebung für das Großherzogthum eingesetzte Commission, und im Juli 1832 wurde er mit dem wichtigen Amte eines Generalstaatsprocurators am Oberappellations- und Cassationsgerichte in Darmstadt betraut, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. W. hat sich in seinem Berufe auch als Schriftsteller bekannt gemacht; er verfaßte außer mehreren juristischen und publicistischen Arbeiten in Fachzeitschriften drei größere Werke, welche sich durch klare und scharfsinnige Darstellung auszeichnen. „Ueber das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren; für und wider dasselbe“ (1818); „Pragmatische Geschichte der Verhandlungen der Landstände Hessens im J. 1827“ (1828); ferner: „Betrachtungen über das System, die Natur und die Behandlungsart der Disciplinarsachen, discipline judiciaire, nach französischen Gesetzen“ (1830). ... Weber's wissenschaftliche Bestrebungen fanden nützliche Unterstützung im Verkehre mit bedeutenden Persönlichkeiten; so zählten Freiherr v. Zyllnhardt, Hofrichter in Mannheim, später Justizpräsident, und Freiherr v. Weiler, Oberhofgerichtsrath, später Staatsrath zu seinen innigsten Jugendfreunden; in musikalischen Dingen pflog er Umgang mit Vogler, Meyerbeer und Karl Maria v. Weber; namentlich mit letzterem eng befreundet, bezeichnet er dessen am 5. Juni 1826 erfolgten Tod als eines der wichtigsten aber zugleich traurigsten Ereignisse seines Lebens; „was er mir gewesen“, bemerkt er in seiner Autobiographie, „ist beiläufig aus dem 25. Hefte der „Cäcilia“ (Jahrg. 1827) zu entnehmen.“

W. befaßte sich neben seiner amtlichen Wirksamkeit eingehend und vielseitig auch mit Musik; er war in derselben (theoretisch und praktisch) und zwar in einer Weise thätig, daß er auf diesem Gebiete einen gefeierten Namen errang. Solch glänzende Erfolge konnte W. nur vermöge seiner hohen Begabung, seines eisernen Fleißes und seiner raschen Auffassung verbunden mit einer nie ermüdenden Arbeitskraft erreichen.

Während des Aufenthaltes in Mannheim (1802—1814) — der Blüthezeit seines Wirkens — gründete er dort das musikalische Conservatorium, später Har-

monie genannt, leitete einen Musikverein und nahm um diese Zeit Unterricht bei dem berühmten Flötisten Appold; nachträglich erlernte er noch andere Instrumente, namentlich Cello und Orgel, und brachte es auf den genannten zur Meisterschaft. In diese Zeit fällt auch der größte Theil seiner namhaften Musikcompositionen, darunter drei Messen, welche er zur Aufführung brachte. Allein trotz der ihm gewordenen Anerkennung fühlte er, daß seinen Arbeiten die gründliche Durchbildung fehlte.... Er trachtete nun, sich mit der Theorie der Tonsetzkunst genau vertraut zu machen, und unterzog die Werke von Kirnberger, Marpurg, Vogler, Knecht einem eingehenden Studium. „Mit Heißhunger", — erzählt er in seiner Selbstbiographie, — „verschlang ich jedes theoretische Werk, dessen ich nur habhaft werden konnte, fand aber darin statt Belehrung nur Widerspruch Aller gegen Alle und sogar jedes Einzelnen mit sich selbst. Dies alles drängte mich zum Selbstforschen, nach einer mehr befriedigenden Theorie, und ich fing an, meine Forschungsergebnisse aufzuzeichnen." Er benützte die Ferien, welche er auf dem Stifte Neuburg nächst Heidelberg bei seiner gleichgesinnten Schwester zuzubringen pflegte, um das gewonnene Material zu ordnen und zu verarbeiten, und so entstand allmählich während der Mainzer Periode der „Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst", deren erster Band 1817 bei Schott's Söhnen in Mainz verlegt wurde; der 2. Band erschien bereits im nächsten Jahre (1818), der 3. und letzte 1821. Weber's System ist an sich nicht neu; neu ist jedoch manches an seiner Methode. So führte er zum ersten Male zur Accordbezeichnung (deutsche) Buchstaben ein, und zwar große für den Dur-, kleine für den Moll-Accord. Weber's Werk fand in der musikalischen Welt mit vollem Rechte großen Beifall, und schon nach 3 Jahren war eine 2. Auflage nöthig, die im März 1824 in 4 Bänden ausgegeben wurde; die dritte Auflage ist vom Jahre 1832. Das Werk wurde 1837 ins Dänische, 1842 von Warner in Boston und 1851 von Bishop in London ins Englische übersetzt. Gleichzeitig mit dem ersten Bande des eben besprochenen Werkes veröffentlichte W.: „Beschreibung und Tonleiter der G. Weber'schen Doppelposaune" (1817) sowie „Versuch einer praktischen Akustik der Blasinstrumente" in Ersch und Gruber's Encyklopädie, auch in der Allgem. musik. Zeitung 1816/17. — 1824 gründete er die „Cäcilia", eine der gediegensten und gelesensten Musikzeitschriften, und übernahm deren Oberleitung; achtzig Hefte sind unter seiner Redaction erschienen, und enthalten zahlreiche Abhandlungen aus seiner Feder. Die übrigen Musikschriften dieses rastlos thätigen Mannes sind in Riemann's Musiklexikon (4. Aufl., S. 1165) aufgezählt. Um diese Zeit und schon früher war hauptsächlich durch K. M. v. Weber und Fr. G. W. für die Liedercomposition im höheren Sinne eine neue Epoche angebrochen. Sie erkannten gerade beim Liede, bei der Romanze und der Ballade eine vollständige Durchdringung von Text und Musik als ganz unerläßlich, und daß die schwere Aufgabe nur durch eine Durchcomponirung der Strophe, oft durch eine Verbindung der declamatorischen Behandlung mit der melodiösen zu erreichen sei. So entstanden in regem Wetteifer unzählige Lieder, von denen wir als besonders wirkungsvoll nachstehende Schöpfungen unseres Meisters hervorheben möchten: „Des Knaben Tod" von Uhland; „Der Spielmann am Thore"; „Was hab' ich armes Kind gethan?"; das liebliche Wiegenlied von Hiemer (bei seiner einfachen Innigkeit vielleicht selbst der berühmten Composition des nämlichen Textes von K. M. v. Weber vorzuziehen), sodann Phantasie von Pope und Körner's Sonett „Abschied vom Leben", ein Meisterwerk in begeisterter Auffassung und declamatorisch-melodischer Behandlung, u. And. m. Außerdem besitzen wir als Musikcompositionen: 3 Messen, ein Requiem, Chorlieder, eine Claviersonate, ein Trio und Variationen für Cello und Guitarre. Das großartige Tedeum zur

Siegesfeier der Alliirten (1814) bildete den Schluß von seinen Hauptwerken. Schlichte Geselligkeit war W. Bedürfniß; die mit einigen Freunden oder Verwandten regelmäßig im Familienkreise verlebten Abende boten ihm reichen Genuß. Hier war es, wo man den vielbegabten Mann in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, in der rastlosen Energie seines Geistes zu beobachten Gelegenheit hatte. Ungestört von dem Lärme der ihn umdrängenden Kinder, ungestört vom Geplauder anwesender Gäste, durchlas er Acten, machte Entwürfe zu neuen Arbeiten oder durchging fremde Partituren; dabei hörte er der Aufführung neuer Musikwerke zu und nahm überhaupt an allem theil, was vorging. — W. stand mit Gelehrten und Künstlern der verschiedensten Nationen in Briefwechsel, und die Veröffentlichung seiner Correspondenz böte für die moderne Musikgeschichte sehr interessantes Material. Seine gediegenen Leistungen auf theoretischem wie praktischem Gebiete fanden vielseitige Anerkennung. Die Landesuniversität Gießen ehrte ihn 1823 durch Ernennung zum Doctor honoris causa; die Akademien zu Stockholm und Berlin überreichten ihm, erstere 1827, Ehrendiplome, und die größeren Musikanstalten und Vereine wetteiferten, den Hochverdienten in die Reihe ihrer Mitglieder aufzunehmen. W. starb unerwartet auf einer Besuchsreise im Bade Kreuznach am 21. September 1839. Er war eine liebenswürdige, gewinnende Persönlichkeit, feinfühlig und anregend, mild und unparteiisch in seinem Urtheile über Menschen und Dinge .... Seine Frau Auguste, eine geb. v. Dusch, war früher vermöge ihrer ausgezeichneten Stimme eine gefeierte Dilettantin, welche jedem musikalischen Vereine zur Zierde galt. W. schrieb auf Wunsch Scriba's, des Herausgebers des biogr.-litterarischen Lexikons für Hessen seine Selbstbiographie, welche in Band 2, S. 416 und ff. abgedruckt ist. Ueber den durch seine in der Cäcilia ausgesprochenen Zweifel entstandenen vieljährigen Streit um die Echtheit des Mozartschen Requiems vgl. Jahn's Mozart, Band 3, S. 693 und Köchel's chronol. Verzeichniß der Werke Mozart's, S. 491 f.

Großherz. Hess. Zeitung. Darmstadt, Jahrg. 1839, Nr. 358 u. 59. — (Schmidt) Neuer Nekrol. d. Deutschen. 17. Jahrg. (1839), 2. Thl., S. 823—30 (Nr. 276). — Gaßner, Universallexik. d. Tonkunst in einem Bande, S. 880—82. — Riemann, Musiklexicon, 4. Aufl. (1894), S. 1164, Nr. 4.

v. Eisenhart.

Weber: Jakob Andreas W., Dr. med. und Chemiker, geboren zu Tübingen wahrscheinlich im J. 1741. Dort lebte er auch zuerst und promovirte daselbst zum Dr. med. Später lebte er in Wien und zuletzt in der von Sand'schen Berlinerblaufabrik in Sand bei Coburg, wo er am 12. Januar 1792 starb.

Von seinen Veröffentlichungen sind zu erwähnen: „Monatsschrift von nützlichen und neuen Erfindungen aus dem Reiche der Scheidekunst“ u. s. w. (1 Monat. Tübingen 1773); „Neu entdeckte Natur des Kalks und der ätzenden Körper“ u. s. w. (Berlin 1778); „Fragment der Physik für Frauenzimmer und Kinder“ (Tübingen 1779); „Kurze Anweisung für einen Anfänger der Apothekerkunst und Chemie“ (Tüb. 1779, 2. Auflage 1785); „Vollständige theoretische und praktische Abhandlung vom Salpeter“ u. s. w. (ib. 1779); „Anmerkung über die Zeugung des Salpeters“ (ib. 1780); „Physikalisch-chemisches Magazin für Aerzte, Chemisten“ u. s. w. (2 Bde., Berlin 1780); „Bekannte und unbekannte Fabriken und Künste u. s. w. (Tübingen 1781); Lana und Lohmeyer von der Luftschiffkunst aus dem Lateinischen“ (ib. 1784); „Beschreibung einiger zum Gebrauche der dephlogistisirten Luft beim Blaserohr eingerichteter Maschinen“ (ib. 1785); „Nützliche Wahrheiten für Fabrikanten“ (Wien und Leipzig 1787); „Beschreibung der großen Saline bei Gmünden in Ober-Oesterreich“ (Tübingen 1789); „Unterricht von der Benützung der Abfälle bei den Salinen“ u. s. w.

(Neuwied 1789); „Leichtfaßliche Chemie für Handwerker“ (Tüb. 1790, 2. Aufl. 1793); „Chemische Erfahrungen bei meinen und anderen Fabriken“ (Neuwied 1793); „Entdeckte chemische Geheimnisse“ (ib. 1793).

Poggendorff's Biogr.-Litterar. Handwörterbuch. — Meusel, Lexikon.

E. Oppenheimer.

Weber: Immanuel W., Rechtslehrer, geboren am 23. September 1659 zu Hohenheida bei Leipzig, † am 7. Mai 1726 in Gießen. Weber's Großvater, Johann, war Kauf- und Handelsmann zu Leipzig, nach Jöcher (IV. 1835) a. o. Professor der Theologie und Archidiakon zu S. Nicolai — der Vater, Immanuel W. Prediger; er starb als solcher zu Großsteinberg am 8. December 1678, die Mutter, Sabine, war eine Tochter des Oberzolleinnehmers Johann Friedrich Dierisch zu Pegau. Immanuel war bei der Geburt so schwächlich, daß der Vater die Nothtaufe an ihm vollzog; allmählich erholte er sich jedoch, kam 1672 auf die Schule nach Grimma, und 1677 als Candidat der Theologie auf die Universität Leipzig. Am 14. December 1678 — (wenige Tage nach dem Tode seines Vaters) — erwarb er das Baccalaureat, 1681 die Magisterwürde. 1682 vertauschte er theilweise wegen schwacher Brust und Stimme das Studium der Theologie mit dem der Jurisprudenz; besuchte die Vorlesungen von Christian Thomasius, Barthol Schwendendörfer und August Benedict Carpzov, und ging sodann nach Jena, um bei Peter Müller Lehnrecht zu hören, kehrte aber nach Umfluß eines Semesters wieder nach Leipzig (1683) zurück, wo er bei den beiden Prinzen von Schwarzburg-Sondershausen, August Wilhelm und Günther, die Stelle eines Hofmeisters annahm. Der Vater der Prinzen, der regierende Fürst verlieh ihm den Titel eines Secretärs, und übertrug ihm 1687 die Verwaltung des schwarzburgischen Gesammt-Archives. Im J. 1698 beabsichtigte er, den Sohn des königl. polnischen und kursächsischen Premierministers, Nicol. Freih. v. Gersdorf, der 1713 Gesandter bei der Visitation des Reichskammergerichtes war, auf einer wissenschaftlichen Reise zu begleiten, und begab sich deshalb Mitte Mai nach Gießen, wo jener eben studirte. In Gießen war durch den Rücktritt Gottfried Arnold's die Professur der Geschichte frei geworden, welche nach Gutachten der ganzen Universität unserem W. am 26. September 1698 übertragen wurde. Hierzu kam im folgenden Jahre 1699 ein außerordentliches, juristisches Lehramt und die Verwaltung über die Universitätsbibliothek, welche der nun in württembergische Dienste getretene Johann Reinhard Hedinger bisher innegehabt hatte. W. eröffnete seine juristischen Vorträge mit der sermo auspicialis „de desideratis circa jurisprudentiam Iustinianeam“ (Gissae 1699). Am 2. Mai des nämlichen Jahres erhielt er die juristische Doctorwürde, zu welchem Behufe er die Dissert. inaugur. „de vindiciis adversus legatum delinquentem et de judice ejus competente“ (Giess. 1698, Jenae 1748) bearbeitet hatte. 1713 wurde W. zum ordentl. Professor der Rechte befördert, und 1715 wegen wiederholter Ablehnung der an ihn von auswärts ergangenen Berufungen durch Verleihung des Titels und Ranges eines fürstl. hessen-darmstädtischen Rathes, 1725 eines Regierungsrathes ausgezeichnet, nachdem er bereits 1697 comes Palatinus geworden. Infolge von Geschäftsüberhäufung legte unser Gelehrter 1720 das Lehramt der Geschichte nieder, übernahm jedoch dafür 1722 das Universitätssyndikat. 1725 trat er an Stelle des verstorbenen Jak. Friedrich Ludovici als Vicekanzler an die Spitze der Universität, und als Professor juris primarius an die Spitze der Juristenfacultät, erfreute sich aber seines ausgedehnten Wirkungskreises nur einige Monate, da er infolge eines heftigen Blutsturzes am 7. Mai 1726 starb.

W. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, welcher sowohl neue Ausgaben älterer Werke veranlaßte, als auch selbständige Schriften verfaßte. Wir besitzen aus den Jahren 1710, 1722 und 1724 drei gedruckte Verzeichnisse seiner Arbeiten

mit den Titeln: „Imman: Weberi Scripta, quae vel edidit adhuc vel ad edendum parata habet“ (Gissae 1710), dann: „Scripta, ab A. 1679 successu temporis edita“ (Giss. 1722) endlich: „Series Scriptorum Imm. Weberi“ (Giss. 1724), welch’ letzteres Verzeichniß aber nach Strieder’s Gel.-Gesch. (XVI, 490) der erforderlichen Genauigkeit entbehren soll. W. besorgte von Samuel Pufendorf’s „libri II de officio hominis et civis“ eine neue Ausgabe „cum annotationibus perpetuis ad usum praecipue judicum directum“: das Werk erschien zu Frankfurt a. M. 1700 und folgten 1706, 1709 und 1714 ibid. neue Auflagen, außerdem zwei heimliche Nachdrücke (Holmia u. Londinum Scanorum), welche in Hamburg und Halle die Presse verließen. Außerdem legte er das „Exercitium juris antiqui ad intellectum L. un. C. de pedaneis judicibus“ des Straßburger Juristen Obrecht neu auf (s. A. D. B. XXIV, 115) (Giss. 1722) und versah es mit rechtsantiquarischen Erläuterungen (succinctis maxime ad Antiquitatis juris Romani spectantibus annotationibus dilucidatum). Außerdem schrieb W. eine große Anzahl von Abhandlungen meist in lateinischer theilweise auch in deutscher Sprache; erstere enthalten neben acht Sermonibus und mehreren Programmen Dissertationen civilrechtlichen und publicistischen Inhalts. Die Schriften in deutscher Sprache, welche meist unter dem anagrammatischen Namen „Levin v. Ambeer“ erschienen, verbreiten sich über die verschiedensteu Gegenstände, so z. B. der ungewissenhafte Gewissensrath oder Begebenheiten mit J. L. Langhausen gewesenen kurpfälz. Beichtvater (Leipzig 1689 und ebd. 1693; dann unter verändertem Titel, Giessen 1720, 2. Aufl. Frankf. und Lpzg. 1727 und das. 1735); „Der vernichtete französ. Religions-Popanz“ (1692); „Frankreichs Friedensgesuche rc. nebst unterschiedenen politischen Reflexionen und Particularitäten“ (Lpzg. 1691); „Poetische Lustkinder rc. und Poetische Schmerzenskinder“ (Gotha 1695); „Kurzer jedoch gründl. Begriff der edlen Herolds- oder Wappenkunst“ rc. (Frankf. 1696); „Ansprache an die studirende Jugend, um derselben die galante Gelehrsamkeit zu recommandiren“ (Gießen 1704) und Anderes mehr. Einer damals beliebten Sitte folgend verheirathete sich W. an seinem Promotionstage, dem 2. Mai 1699 mit der Regierungs- und Consistorialraths-Tochter Anna Katharina Ries in Gießen, die ihm 3 Söhne und 4 Töchter schenkte.

Der älteste Sohn, welcher gleich dem Vater und Großvater Immanuel hieß, studirte in Gießen die Rechte, erwarb mit der Inaug.-Dissertation: „de jure S. R. J. publico non scripto, vulgo des H. R. R. Herkommen“ (Giessae 1725) am 26. October 1724 den juristischen Doctorgrad, wurde hierauf Pfalzgraf, Schwarzburg-Sondershausenscher Rath und Kammergerichtsadvocat in Wetzlar. Wegen seiner Verehelichung mit der Tochter des Kammergerichtsassessors Knopäus trat er mit seinem jüngsten Bruder Johann Friedrich — der mittlere Günther Ludwig war bereits gestorben — zum Katholicismus über, und berief ihn der Kurfürst von Mainz als Hofrath nach Mergentheim; W. siedelte jedoch nach einiger Zeit nach Gießen über, wo er im Mai 1732 das Zeitliche segnete, nachdem er noch auf dem Todtenbette zur lutherischen Kirche zurückgekehrt war.

(Weber sen.) Jugler’s Beitr. z. jur. Biogr. 2. Bd., 1. St., S. 140 u. ff. — Fr. W. Strieder’s Grundlage zu einer Hess. Gel.-Gesch. 16. Bd., S. 487 bis 507; dortselbst auch S. 490—507 ein genaues Schriftenverz. mit einzelnen Bemerkungen. — (Weber jun.) Hamburg. Ber. von gel. Sachen, 1732, Nr. 63, S. 538.

Eisenhart.

Weber: Johann W., Gothaischer Superintendent, starb 1653. Unter den Theologen, welche die Weimarische Bibel ausgearbeitet haben, begegnet uns Johann W., der darin den Propheten Jesaia geliefert hat. Er war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Pastor zu Ohrdruff in Thüringen und Superintendent der Grafschaft Gleichen daselbst und stand als Doctor der

Theologie in hohem Ansehen. Im J. 1616 hatte er gegen Johann Lampadius (Professor zu Heidelberg und zuletzt Pastor in Bremen) eine Streitschrift in Sachen der Ubiquitätslehre zu Gießen erscheinen lassen (siehe unten). Am meisten bekannt geworden ist W., aber durch seine Bekämpfung der Stiefel-Meth'schen Irrlehren. (Vgl. oben Stiefel, Esaias.) Die Schwärmer Stiefel und sein Neffe Meth waren nämlich aus Langensalza aufgebrochen, hatten sich in Erfurt unter Verwandten und Bekannten einen Anhang verschafft und schließlich an den Hof des Grafen Hans Ludwig zu Gleichen Eingang zu finden gewußt: Stiefel fungierte als Hausverwalter, Meth als Chemicus, bis sie endlich der Graf auf beharrliche Vorstellungen Weber's entließ. Aber die Gemahlin des Grafen blieb ihre Anhängerin, weshalb W. sie vom Abendmahl ausschloß; ja sie trennte sich sogar von ihrem Gemahl und soll in der Hoffnung, den Messias zu gebären, bis an ihren Tod (1633) verblieben sein. W. starb 1653.

Schriften: „Disquisitiones III philologico-theologicae, Goclenio oppositae“; „Tractatus de praedestinatione, adversus Joh. Keckium“; „Controversiae de coena Domini; Elenchus Prodromi“; „Antilampadius“; „Lampadius nescius sententiam Lutheri de doctrina calvinianorum“ (Gießen 1616); „Desiderium gentium“; „Index antiquae et salvificae fidei“; „Monotriades Gersonicae sive tria opsuscula Joh. Gersonis“; „De sanctificatione fidelium contra Enthusiastas et Weigelianos“; „De auctoritate scripturae sacrae contra Gretserum“; „De vero usu sacrae scripturae in controversiis fidei“; „Brevis censura Stifelianismi“ (Erfurt 1624; Kurtze Erzählung der Wiederlegung der vielfältigen Irrthümer, welche Jesaias Stiefel in einem Büchlein „Etliche Tractätlein“ genannt, ausgesprenget hat.) Auszug daraus in Unschuldige Nachrichten 1701, S. 343; „Pseudo-Christus ocreatus“ (Erfurt 1624).

Vgl. Witte (Henning), Diarium biographicum, Gedani 1688, ad annum 1683 sub fine. Olearii Thüringische Historie und Chronik, Th. I, p. 275. — Gottfr. Arnold, Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie, III. u. IV. Thl., Frankf. 1729, S. 32 ff. — Mylii Bibliotheca de Anonymis p. 200. — Unschuldige Nachrichten des Jahres 1704, S. 400 ff. u. 1708, S. 105 ff. — (Joh. Georg) Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten außer der evangelisch-lutherischen Kirche, Thl. III, S. 309, Thl. IV, S. 1067. — (Zedler), Universallexikon Bd. 53 (1747), S. 904. — L. F. Göschel, Chronik der Stadt Langensalza in Thüringen, Bd. II, S. 310. — Die Artikel „Meth“ und „Stiefel (Esaias)“ in der 1. Aufl. der Herzogschen Real-Encyklopädie; die 2. Aufl. zeigt starke Kürzungen. P. Tschackert.

Weber: Johann Adolf W. Er war Augustinermönch, starb 1695 und hinterließ die Schriften „Nucleus iuris episcopalis“ (Salisb. 1681, 2 P. 12) und „Interesse caesareum“ (das. 1685). v. Schulte.

Weber: Johannes W., Generallieutenant, wurde am 2. November 1752 in dem Dorfe Brüttelen im Bernischen Seelande geboren, aus wenig begüterter aber angesehener Bauernfamilie, in welcher die Dorfvorsteherschaft, das hier sogenannte Meyeramt, seit langer Zeit sozusagen erblich war. Mit der dürftigen Schulbildung, die in solcher Lage möglich war, ausgerüstet, kam er mit 16 Jahren als Hausdiener zu einem Berner Patricier, der in der Nähe ein Landgut besaß, trat aber, seiner militärischen Neigung folgend, im J. 1770 in ein Berner Regiment im holländischen Kriegsdienst, wo er eine treffliche Schule echt soldatischen Geistes durchzumachen hatte und sich bei großer Strebsamkeit und natürlicher Begabung diejenige Bildung aneignete, welche ihn allmählich zur Officiersstellung befähigte. Der leichteren Beförderung wegen vertauschte er 1779 sein Regiment mit einem niederländischen und wurde nun, in seinen Eigenschaften erkannt, Regimentsadjutant, 1790 Hauptmann, 1793 Brigademajor, und beim Ausbruch

des Krieges mit Frankreich Stellvertreter des Generalquartiermeisters. Nach der Eroberung Hollands durch die Franzosen verließ er indessen den Dienst und kehrte 1795 in die Heimath zurück. Als aber die Eidgenossenschaft sich ebenfalls zum Kriege rüsten mußte, wurde der erprobte Officier aus seiner ländlichen Einsamkeit hervorgezogen und vom Oberbefehlshaber der Bernischen Truppen, Generallieutenant K. L. von Erlach (s. A. D. B. VI, 220), im Januar 1798 zu seinem Generaladjutanten berufen. Sein kühner Vorschlag, sofort zum Angriff zu schreiten und in Frankreich einzufallen, konnte freilich bei der damaligen politischen Lage keine Zustimmung finden, da man immer noch durch Nachgiebigkeiten den Krieg zu vermeiden hoffte. So verstrich die günstigste Zeit, so verdarb die trefflichste Stimmung der Milizen. Von zwei Seiten rückten indeß die Franzosen immer näher und begannen, immer noch unterhandelnd, die Feindseligkeiten. W. stand zuerst bei demjenigen Theile der Bernischen Armee, welcher den vom Jura her, über Biel und Solothurn, anmarschierenden Feind aufhalten sollte. Dem Befehle des Obersten Rudolf von Graffenried unterstellt, hatte er thatsächlich die ganze Last der militärischen Anordnungen zu tragen, sah sich aber durch die herrschende Verwirrung und widersprechende Weisungen der obersten Staatsleitung so sehr gehemmt, daß trotz einiger glücklicher Gefechte ein Erfolg nicht zu erringen war. Nachdem Solothurn sich ergeben, blieb nichts anderes übrig, als der Rückzug nach Bern zum unmittelbaren Schutze dieser Stadt. Jetzt, am 4. März 1798, trat W. denjenigen französischen Truppen entgegen, die aus dem Waadtlande und von Freiburg heranzogen. Es waren Kerntruppen aus den italienischen Feldzügen, und schon hatten sie den Uebergang über die Sense erzwungen, die wenig zahlreichen und schlecht geführten Berner geschlagen, als es W. gelang, nur durch seinen persönlichen Einfluß, durch das Vertrauen, das er einzuflößen verstand, die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen. Nur noch zwei Stunden von Bern entfernt, vermochte er einige der zersprengten Schaaren zu sammeln und sie zu dem Rufe zu begeistern: „Wenn Alles flieht, so wollen wir allein halten und zeigen, daß noch Schweizer sind!“ — Mit kaum 1600 Mann trieb er in wüthendem Ansturm die Franzosen in die Flucht und warf sie bei dem Dorfe Neuenegg über die Sense zurück. Eben war der schwere Sieg errungen, als die Kunde anlangte, daß unterdessen die Hauptstadt, von der andern Seite angegriffen, sich dem Feinde übergeben habe. In zorniger Verzweiflung riefen die Braven: „Die Schlacht gewonnen, das Vaterland verloren!“ Alles lief jetzt auseinander und auch W. kehrte nach Hause zurück. Hatte derselbe auch dem Namen nach nicht den Oberbefehl, so ist doch kein Zweifel, daß ihm allein das Verdienst dieses Sieges gebührt, der freilich jetzt ausschließlich moralischen Werth haben sollte. Erst im Anfang des folgenden Jahres trat W. neuerdings in Thätigkeit. Die neubegründete helvetische Republik hatte eine Armee von 18000 Mann zu stellen, freilich — so war das Verhältniß damals — unter französischen Obergeneralen. W. nahm zu Anfang 1799 die Führung einer Halbbrigade an, die ihm angeboten wurde. Beständige Reibungen mit den Franzosen, die er nicht liebte, bewogen ihn bald, diese Stellung wieder zu verlassen; als indessen der Krieg gegen Oesterreich begann, erhielt er wieder, im März 1799, als Generaladjutant den Befehl über eine Brigade helvetischer Truppen, welche in der Ostschweiz, in der Gegend des Oberrheins und der Thur, den Uebergang des österreichischen Heeres über den Rhein zu verhindern die Aufgabe hatte. Während der Erzherzog Karl bei Schaffhausen den Schweizer Boden betrat, drang gleichzeitig General Hotze oberhalb des Bodensees über die Grenze, und am 24. Mai gelang die Vereinigung beider Armeen. Massena schritt trotzdem zum sofortigen Angriff; es kam in der Nähe von Frauenfeld zu einem Gefecht, und hier wurde W., der seiner Abtheilung

voransprengte, aus dem Hinterhalte von der Kugel eines Scharfschützen in den Kopf getroffen. Nach Frauenfeld getragen, starb er unter schweren Zuckungen am 25. Mai im gleichen Augenblicke, da die siegreichen Oesterreicher Frauenfeld zu besetzen anfingen. Am Tage zuvor hatte ihn die helvetische Tagsatzung als Obergeneral an die Spitze sämmtlicher schweizerischen Truppen gestellt; die ehrenvolle Nachricht erreichte ihn nicht mehr. Es zeugt für das Vertrauen, welches er genoß, daß man nach seinem Tode auf die Wahl eines Nachfolgers verzichtete und die schweizer Milizen jetzt unmittelbar der Leitung der französischen Feldherrn überließ. Massena erklärte in seinem amtlichen Berichte, daß er den Tod Weber's als einen unersetzlichen Verlust betrauere; obwohl derselbe im Rufe aristokratischer Grundsätze gestanden, habe er, Massena, nie etwas anderes von ihm erfahren als die ersprießlichsten Dienste. Auch der spätere Marschall Soult, der bei Frauenfeld an Weber's Seite gefochten, erwähnt seiner in den rühmendsten Ausdrücken. W. war eine ungewöhnlich stattliche, hochgewachsene und männlichschöne Erscheinung; in den feinen, fast sanften Zügen erinnerte nichts an den ländlichen Ursprung; er besaß in hohem Grade die Gabe, nach oben Achtung und nach unten Liebe und Verehrung einzuflößen.

General Joh. Weber, von Bernhard Zeerleder von Steinegg, mit Noten herausgegeben von Dr. Ed. Bähler im Berner Taschenbuch 1867, mit lith. Bildniß. — Bähler, Ed., Der Tag bei Neuenegg, 2. Aufl., Bern 1866. — Müller, Karl, Die letzten Tage des alten Bern. Bern 1889. — v. Rodt, Bernische Kriegsgeschichte. Bd. II. — Bähler, Ed., Die letzten Tage des alten Bern im Kampfe gegen Brune's Armee 1798. Biel 1895 mit Karte. — Im übrigen sämmtliche Darstellungen der Schweizer Revolution von 1798. — Amtl. Aktensammlung der helvet. Republik. Herausgegeben von Strickler. Bd. IV. Blösch.

Weber: Graf Johann Franz Dominik Aloys Eustach v. W., geboren 1744 im „Acher“ bei Schwyz, † 1827 zu Wien, war der einzige Sohn des 1787 von Papst Pius VI. in den erblichen römischen Adelsstand erhobenen Schwyzer Landammannes und Pannerherrn Werner Aloys v. W., gewesenen Obersten in neapolitanischem Kriegsdienste. Er wurde Geheimrath des Fürstbischofs von Constanz, 1772 und wieder 1788 Landvogt in der gemeineidgenössischen Herrschaft Thurgau, Landsmajor, 1792 Commandant des schwyzerischen Contingentes nach Basel, 1793 Pannerherr, 1794 Gesandter nach Basel und Zürich, 1795 Statthalter. Dann wählte ihn die Landsgemeinde von Schwyz 1797 für eine zweijährige Amtsdauer zum Landammann, als welcher er als letzter vor dem Untergange der alten Eidgenossenschaft dieses Amt bekleidete. 1798, als im Mai die französischen Truppen in Schwyz einbrachen (s. A. D. B. XXVII, 523 u. 524) und viele Einwohner, zugleich mit den zurückweichenden Glarner Hülfstruppen, über den Pragel flohen, schloß sich W. ihnen an und verließ heimlich das Land. Dies konnte das Volk seinem Landammann niemals verzeihen, in der Stunde der Gefahr Heimath und Amt im Stiche gelassen zu haben, und W. wagte es nicht, wieder nach Schwyz zurückzukehren. Er verkaufte seine dortigen Besitzungen, siedelte sich anfangs in Feldkirch an und zog 1805 nach Wien, wo er bis zu seinem Tode blieb. Aus seiner Ehe mit Aloysia Ulrich entsprang nur eine Tochter. —

Joseph Franz Xaver v. W., geboren 1766 zu Messina, † am 13. September 1843 in Schwyz. Sohn des gewesenen Oberstbrigadier in neapolitanischem Dienste Franz Dominik v. W., von Arth, Kt. Schwyz, war W. durch seine erste Ehe mit Magdalene v. W. ein Schwager des eben erwähnten Grafen, durch die zweite mit Josepha v. Reding geschlossene Verbindung der Schwiegersohn des A. D. B. XXVII, 523, genannten Generals Theodor v. Reding.

In seiner Jugend Cadet im neapolitanischen Regimente Tschudi, ließ sich W. bei seiner Verehelichung in Schwyz nieder. Der durch große geistige Befähigung sich auszeichnende Mann bekleidete verschiedene Aemter, seitdem er 1792 Landvogt zu Uznach geworden war, 1795 als Repräsentant in Basel gewirkt hatte. Während der helvetischen Epoche Mitglied des Großen Rathes, wurde W. nach Herstellung des Kantons Schwyz sechs Male als Landammann erwählt, zuerst 1807, dann in den bewegungsreichen Jahren 1813, 1814, wo er gewisse Vortheile aus der abgeschlossenen Mediationsepoche für seinen Kanton festzuhalten verstand, wieder 1816, so daß er 1813 bis 1818 in dieser Würde stand, 1820, 1832; 1818 wurde er Pannerherr, und an siebzehn Tagsatzungen vertrat er den Kanton Schwyz. Durch König Karl X. war er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. In den heftigen vorübergehend zur Spaltung des Kantons führenden Wirren der Jahre 1830 bis 1833, während deren Schwyz sich 1832 der sich absondernden Conferenz zu Sarnen, gegenüber den Bestrebungen eine Bundesvertragsrevision durchzuführen, beitrat, war W. einer der ausgeprägtesten Repräsentanten des alten Landestheils Inner-Schwyz, unter schroffer Abweisung des Begehrens der größeren Rechtsvortheil fordernden Landesbezirke von Außer-Schwyz. So mußte er am 13. October 1833, als nach der eidgenössischen Intervention vom August gemäß der neu angenommenen Verfassung die neu eingerichtete Kantonslandsgemeinde die Obrigkeit wählte, weichen; an seine Stelle wurde der Secretär des Verfassungsrathes, der 27jähr. Nazar v. Reding, als Landammann erwählt. Uebrigens hatte W., nachdem er selbst am 28. August unter den Vertrag der Wiedervereinigung beider Landeshälften seinen Namen gesetzt und damit die Niederlage der von ihm festgehaltenen Politik bekannt, das Land Schwyz sogleich verlassen und Altorf als Wohnort gewählt, von wo er erst nachträglich wieder zurückkehrte. Die letzten zehn Jahre seines Lebens hielt sich W. in das Privatleben zurückgezogen. Ein Nachruf, der nach seinem Tode erschien, meint, W. sei wol der letzte Magistrat von Schwyz gewesen, an dem das Volk, infolge seiner Bedeutsamkeit, seiner lange dauernden Beliebtheit, stetiger festgehalten habe.

Vgl. Faßbind's „Schwyzer Biographien“, Manuscript im Schwyzer Kantonsarchiv, für Joseph Franz Xaver Weber speciell: Neuer Nekrolog der Deutschen, 1843, S. 804—806. Rud. von Reding-Biberegg.

Weber: Johann Jacob W., der Begründer des großen Verlagshauses J. J. Weber in Leipzig, zählt zu den verdienstvollsten Buchhändlern aller Zeiten. Geboren am 3. April 1803 zu Basel, trat er, nach beendigtem Gymnasialunterricht, in die Buchhandlung von Emanuel Thurneysen daselbst als Lehrling ein. Sieben Jahre später, 1825, verließ er diese Handlung, arbeitete alsdann zunächst bei J. J. Pachoud (Genf), dann bei Firmin Didot (Paris), Breitkopf und Härtel (Leipzig) und endlich in der Herder'schen Buchhandlung (Freiburg), um sich in seinem Berufe weiter auszubilden, Firmen, deren Inhaber von wesentlichem Einfluß auf Weber's inneres Leben und seine geschäftliche Richtung gewesen sind. Im J. 1830 trat W. in das Leipziger Zweiggeschäft der Pariser Firma Bossange père als Geschäftsführer ein, unter welcher Firma er 1833 die Herausgabe des seiner Zeit sehr verbreiteten und allbekannten „Pfennig-Magazin“ leitete. Am 15. August 1834 begründete W. sein eigenes Geschäft als Verleger unter der noch jetzt bestehenden Firma J. J. Weber. Als Verleger schlug W. seine eigenen Bahnen ein, und namentlich war es das Gebiet der Illustration, auf welchem er eine äußerst fruchtbare Thätigkeit entfaltete, womit er zugleich eine Richtung betrat, die für die Folge für sein Geschäft ausschlaggebend sein sollte. Diese Verlagsrichtung wurde zugleich von großem Einflusse auf die Wiederbelebung der deutschen Holzschneidekunst, welche durch

Weber's erfolgreiches Eingreifen hauptsächlich wieder zu Ehren gelangte. Aus der Zahl vorzüglicher Verlagswerke der frühesten Schaffensperiode sei nur eines und wohl das hervorragendste genannt: Kugler's Geschichte Friedrich's des Großen, illustrirt von Menzel. Dieses inhaltlich wie künstlerisch gleich bedeutsame Werk erzielte einen glänzenden Erfolg, und wurde außerdem durch Verleihung der „Preußischen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft" ausgezeichnet. Diesem folgte bald darauf Pöppig's Naturgeschichte des Thierreichs, welches in seinen vier Bänden mehr als 4000 Illustrationen aufzuweisen hat und gleichfalls weiteste Verbreitung fand. Eine neue Epoche begann für das junge, emporstrebende Geschäft mit der Gründung der „Illustrirten Zeitung", deren erste Nummer im J. 1843 erschien. Die Schwierigkeiten, welche damals der Herausgabe illustrirter Werke entgegenstanden, waren sehr bedeutende und sie zeigten sich ganz besonders bei der „Illustrirten Zeitung". Anfänglich zwang der Mangel an guten deutschen Illustrationen W., seine Zuflucht zumeist nach dem Auslande, hauptsächlich England zu nehmen, ein Zustand, der ihm jedoch bald fast unerträglich wurde. W. schaffte hierin bald Wandel. In Verbindung mit dem trefflichen Holzschneider Kretzschmar wußte er deutsche Künstler zu finden, die nach seinen Angaben die englischen Illustrationen zu ersetzen suchten. W. erreichte seinen Zweck vollkommen, und mit der Geschichte der „Illustrirten Zeitung" ist jene des deutschen Holzschnitts aufs engste verbunden. Die „Illustrirte Zeitung" faßte bald Boden; von Jahr zu Jahr gewann sie an Ausdehnung, und unter allen derartigen in- wie ausländischen periodischen Unternehmungen nahm sie bald die erste Stellung ein, ein Erfolg, der ihr bis zur Gegenwart treu geblieben ist. Künstlerisch vollendete Illustrationen und strenge und gewissenhafte Auswahl des Inhalts sind die unentwegt festgehaltenen Factoren, welche der Zeitung ihre Stellung und ihr Ansehen begründeten und bis zur Gegenwart aufrecht erhalten haben. In den zur Zeit complett vorliegenden 106 Bänden ist ein seltener Schatz von künstlerischen Leistungen, sowie ein mächtiges Stück deutscher Geschichte, und zwar in ihren Hauptphasen des diesjährigen Jahrhunderts enthalten. Der „Illustrirten Zeitung" ging der „Illustrirte Kalender" zur Seite, welcher 1855 beginnend, mit dem Jahre 1881 aber sein Erscheinen einstellte. Ein besonderes Verdienst um die Hebung des Volksunterrichts hat sich W. durch Herausgabe seiner Sammlung „Illustrirter Katechismen" erworben, von denen zur Zeit 155 Bände erschienen sind, die fast alle Gebiete des menschlichen Wissens umfassen und sehr erheblich mit zur Verallgemeinerung des Wissens beigetragen haben und noch beitragen. Ein weiteres, von W. mit Vorliebe gepflegtes Gebiet war das der dramatischen und dramaturgischen Litteratur, als deren hervorragendste Vertreter Roderich Benedix, Eduard Devrient, Heinrich Laube, Richard Wagner u. a. genannt sein mögen. Erwähnt seien ferner von Uebertragungen fremdländischer Litteratur insbesondere: Laurent's Geschichte Napoleon's, Dickens' sämmtliche Werke, ferner Werke von J. Michelet, C. Flammarion und dem bekannten Samuel Smiles. Die von W. weiter verlegten trefflichen Werke, wie Schuster-Régnier's Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache (15. Aufl. 1888), Tschudi's Thierleben der Alpenwelt (11. Aufl. 1890), die Illustrirte Kriegschronik 1870/71 trugen ihm neben materiellem Gewinn nicht weniger an Ehren und Auszeichnungen ein, als das später erschienene Werk von Klencke-Dammer (Lexikon der Verfälschungen der Nahrungsmittel, 3. Aufl. 1887) und die von ihm ins Leben gerufene Serie der „Illustrirten Gesundheitsbücher", von welch' letzteren zur Zeit 26 Bände vorliegen. Neben diesen zahlreichen hervorragenden Verlagswerken erhielt das Weber'sche Geschäft auch räumlich eine Vergrößerung durch die Erwerbung der xylographischen Anstalt von E. Kretzschmar (1858) und durch Errichtung einer

eigenen Druckerei (1860). Die großartigen von W. erzielten geschäftlichen Erfolge waren naturgemäß von einer ganzen Anzahl ehrender Auszeichnungen begleitet, so wurde er u. a. 1864 zum Mitglied der Meister des Freien Deutschen Hochstifts für Wissenschaften in Frankfurt, 1873 zum Ehrenmitglied der Società scientifica letteraria, artistica ed umanitaria El Chark in Konstantinopel ernannt. Aber keine aller ihm überwiesenen Ehren hat er persönlich höher geschätzt als die ihm von Seiten der schweizerischen Eidgenossenschaft verliehene Würde eines Consuls für die Interessen seiner Landsleute in Leipzig, eine Stellung, welche er seit 1867 in unermüdlicher Ausdauer bis zu seinem Tode bekleidete. Als Mensch war W. eine anspruchslose und bescheidene Natur, der ausschließlich für seinen Beruf lebte, trotz seiner scheinbaren Schroffheit ein mildes Wesen besaß, ein Charakter von ureigenstem Typus. Mit seinem Tode im März 1880 verlor der deutsche Buchhandel einen seiner hervorragendsten Vertreter, die deutsche Litteratur und Kunst einen ihrer mächtigsten Förderer. Nach des Vaters Tode übernahmen seine Söhne Hermann, Johannes und Felix W. die Leitung des Geschäfts. Während Johannes an die Spitze der bald darauf gegründeten Zweigniederlassung in Berlin trat und Felix seine Thätigkeit der „Illustrirten Zeitung“ widmete, wendete Hermann W. seine Fürsorge dem Verlage und der Druckerei zu und entfaltete mit unermüdlichem Eifer eine von großem Erfolge gekrönte Verlegerthätigkeit. Unter den größern Illustrationswerken, welche ihm ihre Entstehung und Fortführung verdanken, stehen obenan die „Meisterwerke der Holzschneidekunst“ (18 Bände bis 1896), jenes aus dem reichen Illustrationsschatz der „Illustrirten Zeitung“ hervorgegangene Sammelwerk, das mit Recht als eine Musterleistung deutscher Xylographie und Druckkunst bezeichnet werden kann. An dieses Werk schließen sich die „Bilder für Schule und Haus“, die „Galerie schöner Frauenköpfe“, die „Meisterwerke der christlichen Kunst“, das „Album für Jäger und Jagdfreunde“ u. a. m. Die von seinem Vater geschaffene, für die Volksbildung so überaus wichtig gewordene Sammlung der „Illustrirten Katechismen“ hat Hermann W. mit Glück fortgeführt und die nöthig gewordenen neuen Auflagen zeitgemäß ausgestattet, wie er denn überhaupt der Ausstattung der Verlagswerke nach dem Vorbilde seines Vaters ganz besondere Sorgfalt angedeihen ließ. Unter der Anzahl werthvoller größerer Bücher, welche der Verlagsthätigkeit Hermann Weber's zu verdanken sind, nennen wir noch das „Bäderlexikon“ von Flechsig, die vollständige Neubearbeitung des „Wörterbuches der deutschen und französischen Sprache“ von Schuster und Régnier, Maurer's „Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte“, die Fortsetzung der Sammlung der „Illustrirten Gesundheitsbücher“ und die „Novellen-Bibliothek der Illustrirten Zeitung“ (18 Bände bis 1896). Die von J. J. Weber begründete Buchdruckerei hat Hermann W. beträchtlich erweitert und war auch für das Gedeihen dieses Geschäftszweiges — er hatte in einer großen Leipziger Buchdruckerei das Gewerbe praktisch erlernt — unablässig bemüht. Zu Anfang des Jahres 1889 ergriff den rastlos Thätigen eine sich immer gefährlicher gestaltende Herzkrankheit, welche nach langem, standhaft ertragenem Leiden seinem Leben am 19. October 1889 ein Ziel gesetzt hat. Dem ältesten Bruder folgte kurz darauf der zweite, Johannes, im Tode nach; am 9. November 1889 erlag auch dieser einem plötzlich eingetretenen Leiden, so daß nunmehr der letzte und jüngste Sohn J. J. Weber's, Dr. Felix W., alleiniger Leiter der Handlung wurde.

Von den neueren zahlreichen Verlagsunternehmungen der Firma W. wollen wir nur folgende erwähnen, welche Zeugniß davon ablegen, daß der Inhaber einen beständigen weiteren Ausbau der angesehenen Handlung sich zur Aufgabe gemacht hat, nämlich: „Alpenlandschaften“, ein Großfoliowerk mit 97 Holz-

schnitttafeln, mit Text von Jul. Meurer, „Weber's Naturwissenschaftliche Bibliothek“ (10 Bände bis 1896), „Die Thier- und Pflanzenwelt des Süßwassers“, ein in Verbindung mit hervorragenden Gelehrten von Dr. O. Zachariae herausgegebenes Werk über die Bewohner des Süßwassers, und vieles andere mehr. Karl Fr. Pfau.

Weber: Joseph W. kam am 1. Juni 1755 in Wien als der Sohn eines gut bürgerlichen Ehepaares, des in Diensten der Stadt und zwar in der sehr bescheidenen Anstellung eines Mehlamtsofficials befindlichen Johann Georg W., der es allerdings im Laufe der Jahre bis zu einem Mitgliede des Stadtrathes brachte, und seiner Ehefrau Marie Constanze Hoffmann zur Welt. Taufpathe war der kaiserliche Zimmerwärter Johann Kupelwieser, und möglicher Weise war er es, der die Veranlassung gab, daß auch Frau Weber, welche man nicht nur als wackere Ehegattin kannte, sondern die auch ein einnehmendes Aeußeres und eine kräftige Gesundheit besaß, von der Kaiserin Maria Theresia nach der am 2. November 1755 erfolgten Geburt der Erzherzogin Marie Antonie dazu auserlehen wurde, gleichzeitig mit ihrem eigenen Sohne auch die neugeborene Prinzessin zu stillen. Da die Kaiserin in jeder Beziehung mit Frau Weber zufrieden war, überhäufte sie dieselbe mit Zeichen ihres Wohlwollens und wendete auch dem Sohne als dem Milchbruder ihrer Tochter ihre Gunst zu. Oft durfte der wohlgesittete Knabe als Spielgenoß der kleinen Erzherzogin in der Hofburg sich einfinden. Als die Prinzessin, dem Dauphin von Frankreich zur Gemahlin bestimmt, zur Abreise von Wien sich anschickte, nahm sie von ihrer ehemaligen Amme und deren Sohn rührenden Abschied. Den letzteren empfahl sie der gütigen Fürsorge ihrer Mutter, wodurch allein schon hinreichend erwiesen ist, daß W. nicht, wie oft von ihm gesagt wurde, die Dauphine nach Frankreich begleitete, sondern daß er vor der Hand und noch durch recht lange Zeit in Wien blieb. Er besuchte noch einige Jahre hindurch die dortige Universität und erhielt, nachdem er an ihr die juridischen Studien vollendet und auch die französische Sprache so ziemlich erlernt hatte, im zwanzigsten Jahre seines Alters auf Bitten seines Vaters von der Kaiserin eine freilich nur geringfügige Anstellung als Accessist bei der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei mit zweihundert Gulden Jahresgehalt. Dabei fiel ihm wol auch noch manches Geschenk von Seite seiner erlauchten Gönnerin zu, aber mit ihrem Tode nahmen auch seine Verhältnisse eine weniger erfreuliche Gestalt an. Er begann sich immer mehr danach zu sehnen, seine Altersgenossin wiederzusehen, welche inzwischen den französischen Königsthron bestiegen hatte, und er schmeichelte sich wol auch mit der Hoffnung, durch ihre Gunst dort eine befriedigendere Stellung zu erreichen. Die Dazwischenkunft des französischen Botschafters Breteuil verschaffte ihm einen längeren Urlaub, und am 16. October 1782 sah er zum ersten Male die Königin wieder, hochbeglückt durch den wohlwollenden Empfang, den er bei ihr fand. Sie verschaffte ihm in dem französischen Departement der Finanzen einen allerdings auch nur wenig bedeutenden, aber doch viel einträglicheren Posten, als der in Wien gewesen war, denn ein Gehalt von eintausend Thalern war mit ihm verbunden. Gleich nachdem er die Zustimmung des Kaisers Joseph hierzu erhalten, trat W. ihn an. Selbstverständlich blieb er in steter Verbindung mit den Angehörigen des Haushaltes der Königin, und insbesondere waren es ihr Beichtvater, der Abbé de Vermond und ihre beiden Kammerfrauen Thibault und Campan, mit denen er häufig und freundschaftlich verkehrte. Als endlich im Sommer 1786 die Erzherzogin Marie Christine mit ihrem Gemahl, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen auf Besuch von Brüssel nach Versailles kam, forderte die Königin, welche W. unablässig Zeichen ihrer Gunst gab, ihn persönlich auf, ihrer Schwester seine Aufwartung zu machen. Es begreift sich leicht, daß unter diesen Verhält-

nissen das Gefühl der Anhänglichkeit an die Königin, in welchem W. aufgewachsen war, nur noch tiefere Wurzeln in ihm schlug und ihn zuletzt vollständig beherrschte. Gelegenheit, dies durch die That zu beweisen, bot ihm die überhandnehmende Revolution in reichlichem Maße dar. Als Augenzeuge schildert er in dem Werke, das er nach dem Tode der Königin über die Ereignisse ihres Lebens schrieb, die wichtigsten Begebenheiten der schrecklichen Zeit, die mit dem Jahre 1789 über sie kam. Er war in Versailles, als am 5. October die bewaffneten Horden aus Paris dahin stürmten, und er hielt sich zu Pferde in der Nähe des Wagens, in welchem der König und die Königin gleichsam als Gefangene des rasenden Pöbels dessen Rückmarsch nach Paris sich anschließen mußten.

Die Schrecknisse dieser Tage, so arg sie auch sein mochten, reichten doch nicht von fern an die heran, welche am 10. August 1792 über die königliche Familie und ihren damaligen Wohnsitz, die Tuilerien hereinbrachen. Schon ehe dies geschah, hatte sich W. in die Abtheilung der Nationalgarde, in deren Bereich sein Quartier lag, und zwar um so lieber einschreiben lassen, als dieselbe am 20. Juni, dem Tage, an welchem der König gezwungen worden war, sich die phrygische Mütze auf das Haupt stülpen zu lassen, sich ihm treugesinnt bewiesen und ihn wiederholt aus augenscheinlicher Lebensgefahr errettet hatte. Noch weit drohender erneuerte sich dieselbe am 10. August, jenem schrecklichen Tage, an welchem der wuthschäumende Pöbel die Tuilerien erstürmte und die treuen Schweizergarden schmachvoll ermordete. Mit ihnen fielen zahlreiche andere Vertheidiger des Königs, in deren Reihen sich auch W. befand und durch besondere Hingebung hervorthat. Er behauptet daß sogar die Königin, welche er bei diesem Anlasse zum letzten Male sah, seine grenzenlose Aufregung bemerkt und ihn durch ihre Schwägerin Elisabeth habe ermahnen lassen, mehr Fassung zu bewahren. Als sie dies that, war sie im Begriffe, sich mit dem Könige und ihrer Familie in die Mitte der Nationalversammlung zu retten, von wo sie bekanntlich mit den Ihrigen nach dem Tempel gebracht und dort bis zu ihrer Hinrichtung gefangen gehalten wurde. In die Unmöglichkeit versetzt, ihr noch irgendwie beizustehen, war W. von nun an nur mehr auf seine Rettung bedacht. Er wurde zwar verhaftet und vor das Revolutionstribunal gestellt, aber mit der Bedingung freigegeben, sich zur Armee an der Grenze zu verfügen und dort gegen die Feinde Frankreichs zu kämpfen. Seinen Freunden gelang es jedoch, ihm Mittel und Wege zu verschaffen, aus Frankreich zu entkommen. Am 18. September 1792 schiffte er sich in Havre nach England ein, landete in Portsmouth und begab sich nach London, wo der österreichische Botschafter Graf Philipp Stadion sich ihm hülfreich erwies. Der Herzog von Choiseul aber nahm ihn mit nach Brüssel, wo er sich der Erzherzogin Marie Christine und ihrem Gemahl vorstellte, denen er sich vor sechs Jahren unter glücklicheren Verhältnissen in Versailles hatte nähern dürfen. Die Hoffnungen, welche W. auf sie setzte, wurden nicht getäuscht, denn er erhielt nicht nur von ihnen gleich nach seiner Ankunft in Brüssel ein ansehnliches Geschenk, sondern auch die Zusicherung einer Jahrespension, welche ihm bis zu seiner anderweitigen Versorgung ausbezahlt werden sollte. Aber die Erzherzogin und ihr Gemahl geriethen durch das Vordringen der Franzosen in Belgien bald in die äußerste Bedrängniß. Sie flüchteten nach Wesel, und von hier aus wurde W. von dem bevollmächtigten Minister Grafen Metternich mit der Nachricht nach Wien gesandt, daß England sich der Coalition gegen Frankreich anschließe. Von dem Augenblicke seiner Rückkehr nach seinem Vaterlande versiegen die Nachrichten über Weber's fernere Lebensschicksale fast ganz. Wir wissen nur, daß er nach einiger Zeit nach England zurückkehrte, wann und aus welchen Gründen er dies that, ist uns jedoch unbekannt. In England schrieb er unter dem Titel „Mémoires concernant Marie Antoinette“ ein dreibändiges

Werk, dem allein er es verdankt, daß sein Name auch heute noch nicht völlig vergessen ist. Freilich knüpft sich nicht an seine Persönlichkeit, sondern an die der unglücklichen Königin von Frankreich das Interesse, welches dieser Publication selbst jetzt noch innewohnt. Vom einseitigsten Standpunkte aus geschrieben, steht es als geschichtliches Werk durchaus auf keiner hervorragenden Stufe und ist jedenfalls durch die neuere historische Litteratur weit überholt. Aber in der Zeit, in der es erschien, war es eine der ersten von einem Augenzeugen herrührenden Darstellungen von Ereignissen, deren furchtbarer Eindruck in den meisten der damals am Leben Befindlichen noch keineswegs verlöscht war. So erklärt es sich, daß Weber's Buch, dessen erster Band im J. 1804 erschien, großes Aufsehen erregte und insbesondere in den aristokratischen und legitimistischen Kreisen, für die es recht eigentlich geschrieben war, lebhaften Anklang fand. Das dem zweiten, im J. 1806 erschienenen Bande vorgedruckte Verzeichniß der Subscribenten weist einen Absatz von weit mehr als zweitausend Exemplaren aus. Und als im J. 1809 der dritte Band ans Licht getreten war, sandte ihn der kaiserliche Botschafter in London, Fürst Starhemberg an den Kaiser Franz, der dem Verfasser hiefür eine goldene Dose zukommen ließ. Daß sich jedoch W. auch noch später in England und dort in recht mißlicher Lage befand, geht daraus hervor, daß ihn auch noch im J. 1813 der damalige Gesandte Freiherr v. Wessenberg der Gnade des Kaisers empfahl, weil er großentheils von einer kleinen Pension des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und von den Unterstützungen der französischen Prinzen sein kümmerliches Dasein friste. Seither ist jede Nachricht über ihn verstummt und wir wissen nicht, wann und wo er geendet. v. Arneth.

Weber: Josef (v.) W., katholischer Geistlicher, geboren zu Rain in Altbaiern am 23. Septbr. 1753, † zu Augsburg am 14. Febr. 1831. Er machte seine philosophischen Studien bei den Jesuiten zu Augsburg und studirte dann Theologie zu Dillingen, wo er sich den philosophischen Magistergrad erwarb. 1776 zum Priester geweiht, übernahm er eine Hofmeisterstelle zu Dillingen. 1779 ernannte ihn der Kurfürst Clemens Wenceslaus zum Repetitor des Kirchenrechts und der Katechetik in dem Seminar zu Pfaffenhausen, 1781 zum Professor der Philosophie und Physik zu Dillingen. Außer seinen Fachvorlesungen hielt er auch ökonomische Vorlesungen. Er gründete auch eine Lesegesellschaft, zu welcher außer den Professoren auch Beamte, Officiere und andere gebildete Männer aus der Stadt gehörten und zu welcher auch Studenten Zutritt hatten. In zwei Zimmern des vormaligen Jesuitencollegiums wurden die besten theologischen und philosophischen, auch einige schönwissenschaftlichen Zeitschriften aufgelegt. Der Graf Fugger-Glött ließ dort auch eine große Zahl von werthvollen, namentlich naturwissenschaftlichen Werken aus seiner Bibliothek aufstellen. Der Gegensatz zwischen den Augsburger Exjesuiten und den Dillinger Professoren trat schon 1787 bei Gelegenheit des sog. bairischen Hexenkrieges hervor (s. d. Art. Sterzinger A. D. B. XXXVI, 124). W. veröffentlichte zu Dillingen mit Approbation des Augsburger Ordinariates ein Schriftchen: „Ungrund des Hexen- und Gespensterglaubens, in ökonomischen Lesestunden dargestellt“. Es enthielt zwei Vorlesungen über den Ungrund des Hexenglaubens; ein in Aussicht gestelltes zweites Heft, welches ohne Zweifel den Gespensterglauben behandeln sollte, ist nicht erschienen; die 1787 zu Salzburg erschienene Schrift: „Die Nichtigkeit der Zauberey“ ist ein etwas veränderter Abdruck der ersten Vorlesung. Noch in demselben Jahre erschien in Augsburg „Ueber die Hexenreformation des Herrn Prof. Weber zu Dillingen. Von einem katholischen Weltmann“. Der Verfasser war wirklich kein Exjesuit, sondern ein Weltmann, aber ein solcher, der zu den Exjesuiten in den engsten Beziehungen stand und wahr-

scheinlich in ihrem Auftrage, sicher mit ihrer Zustimmung schrieb, nämlich der Augsburger Tabakfabrikant Franz Josef Schmid, der in seiner Jugend einige Gymnasialclassen bei den Jesuiten absolvirt hatte und auch sonst im Sinne der Exjesuiten von St. Salvator schriftstellerte. Das Schriftchen wurde dann auch sofort in der Zeitschrift der Jesuiten (Kritik über gewisse Kritiken, 1787, II, 147) sehr gelobt. W. erklärte in öffentlichen Blättern, er werde nicht antworten. Von einem seiner Freunde, allem Anschein nach von Sailer, erschien aber zu Dillingen „Ein brüderliches Sendschreiben an den katholischen Weltmann, der die Pièce schrieb Ueber die Hexenreformation . . . Von einem Freunde der Wahrheit". Schmid schrieb darauf: „Des katholischen Weltmanns Erörterung der Prof. Weber'schen Erklärung ans Publicum die Hexenreformation betreffend. Nebst einem Capitel: Wie widerlegen die Aufklärer?" Für W. erschien dann noch „Gedanken eines Landpfarrers [Friedrich Bauer zu Mertingen] über den Ungrund des Hexenglaubens von Prof. Weber und über die Hexenreformation von einem katholischen Weltmann" und von Schmid: „Der Satz: teuflische Magie existirt, besteht noch".

Einiges Aufsehen erregte es in streng kirchlichen Kreisen, als W. 1793 gegen B. Stattler's scharfe Kritik der Kantischen Philosophie (s. A. D. B. XXXV, 502) auftrat in der Schrift: „Versuch, die harten Urtheile über die Kantische Philosophie zu mildern" (s. Werner, Gesch. d. kath. Theologie, S. 290). W. war als Professor in Dillingen zugleich Pfarrer auf dem in der Nähe liegenden Dorfe Demmingen (später zu Wittislingen). Er ließ die Pfarrei durch einen Vicar verwalten, brachte aber die Feiertage und die Ferien dort zu und war sehr thätig in der Seelsorge. Er verfaßte auch für seine Pfarrkinder ein eigenes Gebetbuch; er hat auch einige andere Erbauungsbücher, Predigten u. dgl. drucken lassen.

Im J. 1793 ließ sich der Kurfürst Clemens Wenceslaus nach langem Widerstreben durch die Exjesuiten zu Augsburg bestimmen, gegen seine Dillinger Professoren vorzugehen (s. d. Art. Sailer, A. D. B. XXX, 193). W. erhielt zunächst den Befehl, seine ökonomischen Vorlesungen einzustellen, die Philosophie lateinisch zu dociren und über Kant's Kritik nicht mehr zu lesen. Dann wurde er auf den Vortrag der Physik beschränkt.

Im J. 1799 wurde W. zum Professor der Physik und Chemie an der Universität Ingolstadt ernannt, die 1800 nach Landshut verlegt wurde. Da Sailer und Zimmer dort Professoren der Theologie wurden, war also das „Dillinger Kleeblatt" wieder vereinigt. Die drei wohnten zu Landshut zusammen in dem Hause eines Neffen von W. Schon 1803 beantragte aber W. seine Versetzung nach Dillingen; er wurde zum Rector des dortigen Gymnasiums und Lyceums ernannt, übernahm auch wieder die Verwaltung seiner Pfarrei. 1820 wurde er Domcapitular zu Augsburg, 1836 Domdecan und Generalvicar.

W. erfand 1778 einen elektrischen Apparat, den er Luftelektrophor nannte. Er erhielt dafür von der Münchener Akademie der Wissenschaften eine Preismedaille und die Ernennung zum Mitgliede. In den folgenden Jahren veröffentlichte er mehrere Schriften und Aufsätze über Elektricität, u. a. „Abhandlung vom Luftelektrophor", 1779; „Die Theorie der Elektricität", 1783; „Vollständige Lehre von den Gesetzen der Elektricität und von der Anwendung derselben", 1791 (diese Schrift ist ein Theil der 1789—93 erschienenen „Vorlesungen aus der Naturlehre"). Dazu kamen noch die Schriften: „Physische Chemie", zweite mit Rücksicht auf die Entdeckungen Lavoisier's u. a. m. neu bearbeitete Auflage, 1798; „Der Galvanismus", 1802; „Lehrbuch der Naturwissenschaft", 1803—1808; „Vom dynamischen Leben der Natur überhaupt und von dem elektrischen Leben im Doppelelektrophor insbesondere", 1816; „Der thierische Magnetismus oder

das Geheimniß des menschlichen Lebens aus dynamisch-physischen Kräften verständlich gemacht", 1816; „Dynamische Licht-, Farben- und Wärmetheorie", 1818; „Physik als Wissenschaft oder die Dynamik der gesammten Natur", 1819. Von Weber's philosophischen und theologischen Schriften sind noch zu erwähnen: „Logica in usum eorum qui eidem student", 1794; „Metaphysica", 1796; „Metaphysik des Sinnlichen und Uebersinnlichen mit Hinsicht auf die neue und neueste Philosophie", Landshut 1802; „Die einzig wahre Philosophie nachgewiesen in den Werken des Seneca", 1807; „Philosophie, Religion und Christenthum im Bunde zur Veredlung und Beseligung des Menschen", 6 Hefte, 1809, dazu als Nachtrag: „Die Philosophie in einer freien Darstellung", 1811; „Katechismus für die studirende und größere christlich-katholische Jugend", 2. Aufl., 1819.

Chr. Schmid, Domdecan Joseph v. Weber, Augsbg. 1831. — J. B. Weber, Versuch einer Geschichte der kgl. bairischen Stadt Rain und biographische Notizen von Doctor und Professor Joseph Weber, sammt dem vollständigen Verzeichniß seiner (101) gedruckten Schriften, Landshut 1819. — Neuer Nekrolog 1831, 140. — Waitzenegger, Lexikon II, 486. — G. Aichinger, J. M. Sailer, S. 86 u. f. Reusch.

Weber: Josef Karl W., Lithograph und Landschaftsmaler von Augsburg, wurde als ältester Sohn des Kupferstechers Franz Thomas W. (s. o. 292) am 16. Januar 1801 in Augsburg geboren und im elterlichen Hause frühzeitig im Zeichnen und Malen unterrichtet. Er besuchte bis zu seinem 16. Lebensjahre das St. Anna-Gymnasium und kam dann in die Schule des Kupferstechers Mathias Gottfried Eichler; am 1. December 1820 ward er als Eleve in die Akademie der bildenden Künste in München aufgenommen, besuchte die Kupferstecherschule unter Karl Ernst Christoph Heß und wandte sich dann der in Schwung gekommenen Lithographie und der Oelmalerei (Landschaftsfach) zu, ohne in letzterem Gebiete seine Studien vollenden zu können. Denn infolge der durch die kriegerischen Zeiten und einen großen Familiensegen eingeschränkten Vermögensverhältnisse der Eltern mußte er schon im August 1822 den Besuch der Akademie aufgeben und sich fortan selbständig fortbringen. Für seine weitere Richtung wurde es entscheidend, daß er bei Herstellung der lithographischen Tafeln zu den Werken der Professoren v. Spix und v. Martius über die Flora und Fauna Brasiliens (1821—31) Beschäftigung fand. Hiedurch wurde er mit dem Professor der Zoologie an der Universität München, Dr. Georg Wagler bekannt, der den Künstler in den Jahren 1828—32 ausschließlich mit Herstellung der Tafeln zu seinen beiden umfangreichen Werken „Natürliches System der Amphibien" und „Descriptiones amphibiorum" sowie zu kleineren Abhandlungen betraute. Durch Wagler wurde er dem 1832 nach München gekommenen berühmten Naturforscher Louis Agassiz empfohlen, der, mit Abfassung seines bahnbrechenden Werkes „Recherches sur les poissons fossiles" beschäftigt, den Künstler, der auch die Tafeln zu seinen „Selecta genera et species piscium brasiliensium" gezeichnet hatte, im Frühjahr 1835 zu sich nach Neufchatel kommen ließ, ihn auch im Laufe des Sommers zu einer größeren wissenschaftlichen Reise über Holland nach England mitnahm, woselbst W. bis November 1835 in den naturwissenschaftlichen Sammlungen Londons zeichnete. Nach Beendigung dieser Arbeit kehrte W. über Paris nach München zurück. Hier fand er in den folgenden Jahren reichliche Beschäftigung bei Herstellung der Tafeln zu dem anatomischen Atlas von Fr. Oesterreicher, zu den Supplementbänden der v. Schreber'schen Naturgeschichte der Säugethiere, wovon die Tafeln des V. Suppl.-Bands ausschließlich von seiner Hand sind, und insbesondere zu den Beiträgen der Professoren Andreas Wagner, Schafhäutl, v. Siebold in den Abhandlungen der mathematisch-

physikalischen Classe der bairischen Akademie der Wissenschaften; ferner zu Schafhäutl's geognostischen Untersuchungen des südbairischen Alpengebiets und Südbaierns Lethaea geognostica und zu einer Menge kleinerer Abhandlungen und Monographien Münchener Gelehrter.

Außer dieser Thätigkeit hat sich W. auch durch Herausgabe eigener Werke bekannt gemacht. Schon während des Neuschateler Aufenthalts hatte er den Plan zur Herausgabe eines Werkes über die Alpenpflanzen in naturgetreuen Abbildungen in natürlicher Größe gefaßt und zu diesem Zwecke eifrige Studien und Sammlungen während seines Aufenthalts in der Schweiz gemacht. Im J. 1837 durchwanderte er zu deren Vervollständigung nochmals die Schweiz, einen Theil Oberitaliens und Savoyen und in den folgenden Jahren das bairische Alpengebiet, Tirol, Salzkammergut, Kärnthen und die Steiermark. 1842 und 1843 trat er mit 2 Bändchen in Taschenformat „Die Alpenflanzen Deutschlands und der Schweiz" in 192 colorirten Abbildungen in natürlicher Größe an die Oeffentlichkeit. Den Verlag erwarb 1846 die Christian Kaiser'sche Buchhandlung in München. Bei dem günstigen Erfolg des Werkchens ging er daran, auch die in der Umgebung Münchens wildwachsenden Pflanzen in gleicher Weise herauszugeben und ließ bis 1851 zwei Bändchen mit 200 Tafeln unter dem Titel „Flora Monacensis" erscheinen. Während der Ausführung erweiterte sich jedoch der Plan zur Herausgabe einer vollständigen „Flora und Fauna Baierns", in welcher sämmtliche Pflanzen, Sträucher, Moose, Flechten, Schwämme, Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Käfer, Schmetterlinge, Raupen, Conchylien ꝛc., welche in Baiern vorkommen, aufgenommen werden sollten. Noch 1851 veröffentlichte er zur Fauna Baierns ein Bändchen der „in den Flüssen und Seeen Baierns vorkommenden Fische" mit 58 nach der Natur gezeichneten Tafeln. Sodann ging er an die Vervollständigung der Flora, welche bis Ende 1855 in 6 Bändchen mit 648 Tafeln fertig vorlag. Noch 1855 folgte ein Bändchen Schmetterlinge „Die Tagfalter Baierns", 1858 ein zweites „Die Nachtfalter Baierns", ersteres mit 66, letzteres mit 70 nach der Natur gezeichneten, vorzüglich colorirten Abbildungen. Auf Anregung Kobell's ließ er 1856 ein Bändchen „Die Mineralien Baierns" mit 52 Tafeln in gleicher Ausstattung erscheinen. Mittlerweile ward zur Ergänzung der Alpenpflanzen 1856 auch ein drittes Bändchen derselben mit 108 Pflanzen veröffentlicht.

Obwohl W. sein Werk mit Ausnahme der Alpenpflanzen auf eigene Kosten und in eigenem Verlag herausgegeben und die wünschenswerthe Verbreitung auf diesem Wege nicht gefunden hatte, arbeitete er doch an der Vollendung seines Planes unverdrossen weiter. Von 1858 bis 1860 wurden drei weitere Bände der Fauna fertig, nämlich die „Land- und Wasservögel Baierns" mit 231 Abbildungen. 1861 folgten die „Säugethiere und Amphibien Baierns" mit 81 Tafeln in einem Bändchen. Immer an der Vervollständigung seiner „Alpenpflanzen" thätig, sammelte W. 100 seltene Arten und Varietäten in einem Supplementbande, der 1867 von der Verlagshandlung Kaiser herausgegeben wurde. Es lagen nun bis 1867 vier Bände Alpenpflanzen mit 400 Tafeln, sechs Bände Flora von Baiern mit 648 Tafeln, sieben Bände der Fauna mit 506 Tafeln, sämmtlich in Originalzeichnungen nach der Natur, ebenso die Mineralien Baierns in 52 Tafeln, theils auf Stein gravirt, theils mit Kreide gezeichnet und in genau überwachter Colorirung vor; zu den noch fehlenden Käfern, Conchylien und Raupen, Moosen, Flechten und Schwämmen waren zahlreiche Vorarbeiten gemacht und Originalskizzen fertig. Allein Weber's Mittel zur Fortsetzung des Werks auf eigene Kosten waren erschöpft und in ganz Baiern fand sich kein unternehmungsfähiger Verleger für das Werk. An auswärtige Verleger für ein specifisch auf Baiern angelegtes Werk sich zu wenden,

wäre vor 1870 wenig aussichtsreich gewesen, und so gab denn W. gezwungen den ganzen Verlag 1869 an die Kaiser'sche Buchhandlung, welche hiefür sammt den Vorräthen 1080 fl. Honorar bezahlte. Für die Alpenpflanzen hatte dieselbe Firma 890 fl. geopfert. Diese ließ nun 1870 die Fische unter dem neuen Titel „Die Fische Deutschlands und der Schweiz" und 1871 die Mineralien in vermehrter 2. Auflage erscheinen, konnte sich aber zur weiteren Herausgabe des Gesammtwerks wegen der hohen Herstellungskosten nicht entschließen. So kam denn das groß angelegte Werk nicht zur Vollendung, obwol es an Anerkennung und Aufmunterung seitens der bairischen Fachgelehrten nicht fehlte. Die Alpenpflanzen waren unterdessen in weiteren Kreisen bekannt geworden, weniger in Baiern selbst als in Norddeutschland, Oesterreich, der Schweiz und insbesondere in England und Amerika. 1868, fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bändchens, wurde eine zweite, 1872 eine dritte, 1879, vom Verfasser nicht mehr erlebt, eine vierte Auflage nothwendig, obwol unterdessen zwei Concurrenzwerke, darunter eines vom deutsch-österreichischen Alpenverein unterstützt, erschienen waren. Mit seinen Alpenpflanzen hatte W., wie auf anderem Gebiete Adolf Schaubach mit seinen deutschen Alpen, seiner Zeit vorauseilend, bahnbrechend für das Interesse und die Begeisterung an der Alpenwelt gewirkt und dadurch zu dem Emporblühen der Erforschung und Bereisung des Alpengebietes beigetragen.

Außer den angeführten Werken hatte W. 1866 noch zwei Separatbändchen „Ein deutscher Wald" und „Aus den Alpen", ersteres mit 56, das andere mit 62 Tafeln, fertig gestellt, die ebenfalls mit der Flora und Fauna Baierns von der Kaiser'schen Buchhandlung erworben, aber nicht mehr herausgegeben wurden. In ersterem sollte alles was den Wald, in letzterem was die Alpenwelt hervorragend charakterisirt, Aufnahme finden. Einen kurzen Text zu seinen sämmtlichen Werken hatte W. selbst verfaßt.

War der Künstler infolge seines Lebensganges in der Hauptsache auf das naturhistorische Fach gewiesen worden, so hatte er doch trotz seines unvollendeten Studienlaufes sich mit natürlicher Begabung auf das landschaftliche Gebiet geworfen und nach dem Standpunkt damaliger Technik sein Talent fortgebildet. Durch Wagenbauer und Dorner war ein naturalistischer Zug in die bisher classicistische Landschaftsmalerei gekommen. Dieser Richtung folgte W., welchem frühzeitige Gebirgsreisen Anlaß zu genauer Naturbeobachtung und Stoff zu zahlreichen Studien und Skizzen gaben, von welchen viele Motive aus der Schlierseeer, Partenkirchener, Berchtesgadener und Allgäuer Gegend zwischen 1830 und 1840 theils in Oel, theils in Aquarell ausgeführt wurden. Auch der Neufchateler Aufenthalt, die Reise nach England und die späteren Gebirgsreisen veranlaßten viele Skizzen, von denen manche zwischen 1840 und 1843 als Oelbild ausgeführt wurde. Für den Kunsthandel bestimmt erschienen mehrere Stiche, Radirungen und Lithographieen bairischer Gebirgsorte. Anfangs der fünfziger Jahre erhielt er den Auftrag, in eine Karte großen Maaßstabes für König Max II. sämmtliche Schlösser und Ruinen Baierns einzuzeichnen. Bis in sein spätes Alter hat W. die Zeit, welche sein Werk ihm frei ließ, zur Ausarbeitung früherer Studien in Oel und Aquarell verwendet. Ein rasch auftretendes Gehirnleiden machte seinem Leben am 25. October 1875 zu Augsburg, wo er auf Besuch weilte, ein Ende.

W., einer ehemals reichsstädtischen Künstlerfamilie entsprossen und von tüchtigen Eltern erzogen, war ein gerader, politisch freimüthiger, treuer und ideal angelegter Charakter, der sein Leben der Kunst und seinem Werke zum Opfer brachte, aber bei angeborener Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit sich, wie

Schaubach, nicht so geltend zu machen verstand, wie er es bei seinen Leistungen und seinem Erfolg zu thun berechtigt gewesen wäre.

Nagler, Künstlerlexikon, Bd. 21 vom Jahre 1851. — Zeitschrift des österr.-deutschen Alpenvereins, IV. Jahrgang. — Heidelberger Jahrbücher der Litteratur vom Jahre 1870. — Biographie des Künstlers in der Zeitschr. d. histor. Vereins v. Schwaben u. Neub. 19. Jahrg. 1892. Fr. Weber.

Weber: Karl Maria Friedrich Ernst v. W., der ruhmreiche Begründer der romantischen Oper, wurde am 18. December 1786 zu Eutin geboren. Sein Vater, der ein unstetes und zeitweise sogar etwas abenteuerliches Leben führte, war um diese Zeit, nachdem er verschiedene Stellungen als kurfürstl. pfälzischer Officier, Supernumerararbeiter, Amtmann und Hofkammerrath in Hildesheim, sowie als Musikdirector in Lübeck und fürstbischöflicher Capellmeister in Eutin bekleidet, Stadtmusikus in letzterer Stadt. Dort hatte er das Unglück im J. 1783 seine Gattin Maria Anna, geb. v. Fumetti, welche ihm acht Kinder gebar, durch den Tod zu verlieren. 1785 verheirathete er sich mit Genovefa v. Brenner. Dieser Ehe entsproß unser Tonmeister Karl Maria v. W. Ein Jahr nach dessen Geburt gab der Vater seine Thätigkeit als Stadtmusikus auf, um sich Theaterunternehmungen zu widmen. Er bildete eine von ihm geleitete Schauspielergesellschaft, mit welcher er nachweislich 1791 in Nürnberg Vorstellungen veranstaltete. Aber auch hierbei hielt er seinem unruhigen Wesen gemäß nicht lange aus. Im J. 1796 war er mit seiner Schauspielertruppe in Hildburghausen, und hier trennte er sich von derselben. Doch verblieb er mit seiner Familie einstweilen in der genannten Stadt, zu welchem Entschlusse der leidende Zustand seiner Gattin wesentlich mit beitrug. Sein Sohn Karl Maria hatte inzwischen das zehnte Lebensjahr erreicht. Er war ein schwächliches, zu Kränklichkeit geneigtes Kind, dabei aber lebhaften Geistes und von energischer Willenskraft. Sein Vater hegte den brennenden Wunsch, ihn zu einem berühmten Künstler heranzubilden, und war auch auf seine Art dafür thätig. Nicht allein gab er ihm abwechselnd mit seinem Sohn aus erster Ehe, Namens Fridolin, Musikunterricht, sondern ließ ihm während des Nürnberger Aufenthaltes auch Anleitung im Malen, Zeichnen und Kupferstechen ertheilen. Dies Alles konnte aber bei dem ruhelosen Hin- und Herziehen des alten W. nicht in regelmäßig andauernder und methodisch geordneter Weise betrieben werden. Erst in Hildburghausen erhielt der lernbegierige Knabe von dem dortigen Kammermusikus Heuschkel gedeihliche Unterweisung im Clavierspiel. Mit Bezug darauf äußerte W. in späteren Jahren: „Den wahren, festen Grund zur künftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Clavier und gleiche Ausbildung beider Hände, habe ich dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen zu verdanken“.

Diesen Unterricht genoß W. indessen nur bis zum Herbst des Jahres 1797, denn zu diesem Zeitpunkt verließ sein Vater mit der Familie Hildburghausen, um die Leitung des Salzburger Theaters zu übernehmen. Die Verhältnisse waren ihm indessen nicht günstig, da das Publicum im Hinblick auf die beunruhigenden politischen Zustände kein besonderes Interesse für das Bühnenleben an den Tag legte, und infolge dessen das von W. übernommene Geschäft nicht den gehofften Erfolg hatte. Dennoch verblieb er einstweilen in Salzburg, einestheils, weil er hoffte, bessere Constellationen abwarten zu können, und anderntheils, weil sich Gelegenheit zur weiteren musikalischen Ausbildung seines Sohnes darbot. Der Bruder Josef Haydn's nämlich, Michael Haydn, welcher erzbischöflicher Orchesterdirector in Salzburg war, erbot sich, den zarten Knaben unentgeltlich im Clavierspiel, Contrapunkt und Gesang zu unterrichten. Daneben

wurde unter Aufsicht eines unbekannten Fachmannes das Zeichnen und Malen fortgesetzt.

Eine Frucht der theoretischen Studien bei M. Haydn waren sechs Fughetten, welche als erstes Werk des aufstrebenden Kunstjüngers von dessen Vater durch den Druck veröffentlicht wurden. Wie sehr dies Resultat nun auch seiner väterlichen Eitelkeit schmeichelte, da er in den genannten Arbeiten ein bedeutsames Zeichen für die Zukunft seines Sohnes zu erblicken vermeinte, so hatte er mit demselben doch ein anderes Ziel ins Auge gefaßt, als die rein musikalische Ausbildung. Er wollte ihn nämlich zum Bühnencomponisteu erziehen, und dafür schien ihm M. Haydn nicht der geeignete Mentor zu sein. Deshalb wandte er sich mit seinem Sohne, dessen Mutter inzwischen einem Brustleiden erlegen war, nach München, wo Männer wie Peter Winter und Franz Danzi an der Spitze der Oper standen. Hier empfing der junge W. den theoretischen Unterricht des Hoforganisten Joh. Nep. Kalcher, wogegen der bejahrte, vordem gefeierte Opernsänger Valesi (mit seinem eigentlichen Namen Wallishauser) ihm Anleitung in der Gesangskunst gab. Während dieser Studienzeit (1798—1800) regte sich schon in merklicherer Weise Weber's Schaffenstrieb. Es entstanden außer einer Oper: „Die Macht der Liebe und des Weins", Instrumentaltrios, Sonaten, Claviervariationen, Lieder, und eine Posse, von der nichts bekannt geworden ist. Diese von Kalcher sorgsam aufbewahrten Compositionen verbrannten sammt und sonders bei einer in seiner Wohnung ausgebrochenen Feuersbrunst. Der jugendliche Tonsetzer aber vermeinte, hierin eine Mahnung der Vorsehung zu erkennen, von weiteren Compositionsversuchen abstehen, und sich einem Fache widmen zu sollen, für welches er mit seinem Vater das lebhafteste Interesse bezeigte. Es war die von Aloys Senefelder soeben erfundene Lithographie, welcher sich Vater und Sohn demnächst mit großer Hingebung widmeten. Beide versprachen sich von dieser neuen Thätigkeit, so zu sagen, goldene Berge. Um die Sache gründlich weiter zu betreiben, begaben sich die Weber's im J. 1800 nach der sächsischen Bergstadt Freiberg. Hier kam aber sehr bald wieder die Musik in dem Musensohne zum Durchbruch. Er componirte die Oper „Das stumme Waldmädchen", welche alsbald, und zwar im October 1800, in Chemnitz, und im November desselben Jahres in Freiberg zur Aufführung gelangte. In letzterer Stadt kam es darüber zu einer heftigen, durch Weber's Vater provocirten Zeitungsfehde, weil derselbe glaubte, daß die Arbeit seines Sohnes nicht gebührend anerkannt worden sei, wobei die Schuld auf den Dirigenten geschoben wurde, was diesen zu derben Entgegnungen veranlaßte. Der häßliche Streit erregte übrigens eine solche Mißstimmung in den gebildeten Kreisen des Freiberger Publicums gegen den alten W., daß er bald darauf mit seinem Sohne den Ort für immer verließ, welchen Beide mit so großen Hoffnungen betreten hatten. Den Winter 1801—1802 brachten sie wieder in Salzburg zu, wo W. seine kleine Oper: „Peter Schmoll und seine Nachbaren" schrieb. Die Vollendung derselben fällt in den April 1802. Dieses Werk gelangte im Frühjahr 1803 in Augsburg zur Aufführung, hatte aber ebensowenig Erfolg wie „Das stumme Waldmädchen".

W., welcher nunmehr das 17. Lebensjahr erreicht hatte, konnte sich von den bisherigen Proben seiner schöpferischen Thätigkeit nicht befriedigt fühlen, und hegte deshalb den Wunsch, zu seiner weiteren Ausbildung einen künstlerisch bedeutsamen Ort aufzusuchen. Er zog deshalb mit seinem Vater nach Wien, dem damaligen Eldorado deutscher Tonkunst. Hier machte er die Bekanntschaft Georg Jos. Vogler's, welcher sich bereit erklärte, Weber's weitere Ausbildung im Compositionsfache zu übernehmen.

Vogler, ein Mann von vielseitigem Wissen und Können, verstand es sehr

wohl, sich durch selbstbewußtes Auftreten Geltung zu verschaffen. Dabei war er aber von einer gewissen Charlatanerie nicht frei, die für Viele etwas Blendendes hatte. Ohne Zweifel wurden dadurch auch W. und dessen Vater bestochen, welch letzterer sich seinem Naturell nach von jener Eigenschaft Vogler's wahlverwandtschaftlich berührt fühlen mochte. Sehr bezeichnend für den künstlerischen Standpunkt Vogler's erscheint es, daß er sich erlaubte, Hand an eine Reihe Bach'scher Choralbearbeitungen (der Zahl nach 12) zu legen, in der thörichten Absicht, ihnen eine Verbesserung angedeihen zu lassen. Und dies nicht allein. Er beauftragte später seinen Schüler W., eine Rechtfertigung dieser so übel angebrachten Ueberarbeitungen zu verfaßen. W. sah das höchst Bedenkliche der ihm gestellten Aufgabe ein, glaubte sich aber Vogler's Wunsche fügen zu müssen (der betreffende Aufsatz ist in Weber's litterarischen Arbeiten zu finden).

W. genoß in Wien ein Jahr hindurch den Unterricht Vogler's, und übernahm dann auf dessen Empfehlung im November 1804 die Leitung der Breslauer Oper. Dadurch fand er Gelegenheit, sich mit dem Bühnen- und Orchesterwesen näher vertraut zu machen, sowie sein Directionstalent zu üben und zu kräftigen. Neben seiner amtlichen Thätigkeit betrieb er mit Eifer das Clavierspiel, in welchem er mit der Zeit eine hohe Meisterschaft erreichte. Außerdem ertheilte er Privatunterricht, und componirte auch mancherlei, wobei ihn der Rath eines tüchtigen Breslauer Musikers, Namens Berner, förderte, zu dem er in ein intimes Freundschaftsverhältniß getreten war. Von seiner Neigung zur Bühne geleitet, unternahm er die Composition des Sagenstoffes „Rübezahl", doch gedieh die Arbeit nicht weit. Zur Vollendung gelangten nur drei Stücke, nämlich ein Geisterchor, ein Quintett und eine Arie, sowie die Ouvertüre. Diese letztere arbeitete W. sieben Jahre später um, und betitelte sie „Zum Beherrscher der Geister".

Obwol W. redlich bemüht war, seine Obliegenheiten als Operndirigent mit der ihm eigenen Pflichttreue zu erfüllen, so fehlte es doch bei seinem Streben, Verbesserungen und Neuerungen im theatralischen Betriebe einzuführen, nicht an mannichfachen Plackereien, die ihm seine Thätigkeit einigermaßen erschwerten. Dazu kam, daß der pecuniäre Erfolg der Aufführungen nicht den gehegten Erwartungen entsprach, weshalb von der Oberleitung des Theaters eine Verminderung des Bühnen- und Orchesterpersonals in Aussicht genommen wurde. Ehe dieselbe definitiv eintrat, hätte W. durch einen fatalen Zufall beinahe das Leben eingebüßt, indem er eines Abends aus Versehen statt Weines einen Schluck der Salpetersäure zu sich nahm, welche der Vater für seine Kupferstechereiversuche bereit gestellt hatte. Sein Freund Berner, der glücklicherweise unmittelbar darauf zum Besuch bei ihm erschien, fand ihn ohnmächtig auf der Erde liegend mit verbrannter Mundhöhle und Luftröhre. Sogleich ward ärztliche Hülfe requirirt, doch erst nach Verlauf einiger Wochen genas W. Inzwischen hatte man mit jenen, von der Theaterleitung geplanten Personaleinschränkungen begonnen, welche Weber's gedeihliche Wirksamkeit ernstlich in Frage stellten. Er fühlte sich dadurch so unangenehm berührt, daß er, schnell entschlossen, von seinem Amte zurücktrat. Das geschah im Mai 1806.

Weber's Lage, und ebenso die seines brotlosen Vaters, war nun eine mißliche, da sich im Augenblick für die aufgegebene Stellung kein Ersatz ermöglichen ließ. Erst im Herbst desselben Jahres fand er für sich und seinen Vater ein Asyl am Hofe des kunstsinnigen Prinzen Eugen von Württemberg auf dessen Herrschaft Carlsruh in Oberschlesien. Dort konnte er sich ungestört seiner productiven Thätigkeit hingeben. Der Umstand, daß der Prinz eine Capelle unterhielt, war anregend für W. zur Orchestercomposition. So entstanden binnen

kurzer Zeit zwei Symphonien und ein Hornconcert. Auch die Clavierveriationen über „Vien qua Dorina bella“ wurden damals geschrieben.

Die kriegerischen Ereignisse, von denen Deutschland heimgesucht wurde, zogen auch den Carlsruher Hof in Mitleidenschaft, wodurch W. aufs neue in eine unsichere Lage gerieth. Der Prinz Eugen mußte ein Commando bei der Armee übernehmen, mithin Carlsruh verlassen. W. durfte dort zwar noch einige Zeit verweilen, mußte jedoch auf eine andere Unterkunft bedacht sein. Eine solche sollte ihm am Stuttgarter Hofe zu theil werden, da er von seinem Gönner, dem Prinzen Eugen, an dessen Bruder, den Herzog Ludwig von Württemberg empfohlen worden war, der W. zu seinem Secretär ernannte.

W. trat am 1. August 1807 in seine neue Stellung ein, die für ihn, den aufstrebenden Künstler um so weniger paßte, als er in keiner Weise dafür vorbereitet war. Ueberdies befanden sich die Verhältnisse des württemberger Hofes in einem zerrütteten Zustande. Dies und sein unkluges Verhalten erschwerten wesentlich seine Lage. Ein Glück war es bei alledem, daß er seinen eigentlichen Lebensberuf, die Kunst, nicht aus den Augen verlor. Er ertheilte Musikunterricht bei Hofe und componirte im Laufe der Zeit Verschiedenes, darunter die „Six pièces à quatre mains“, op. 10, die Es-dur-Polonaise, op. 21, das „Momento capriccioso“, op. 12, das Potpourri für Violoncell, op. 20, sowie die D-moll-Variationen, op. 22. Auch an der Oper „Sylvana“, für welche er Einiges aus dem „Waldmädchen“ wiederbenutzte, arbeitete er. Doch schrieb er sie nicht in einem Zuge, sondern absatzweise, so daß über ihre Beendigung mehr als zwei Jahre (November 1807 bis Februar 1810) hingingen. Endlich entstand um die Mitte des Jahrees 1808 noch die Cantate „Der erste Ton“, op. 14.

Die unerquicklichen Zustände, unter denen W. am Hofe des Herzogs Ludwig von Württemberg als Beamter wirkte, erreichten ihren Gipfelpunkt darin, daß er das Opfer einer Intrigue von Seiten eines Kammerlakais des genannten Prinzen wurde, die ihm eine sechzehntägige Arreststrafe zuzog. Bei der gegen ihn geführten Untersuchung stellte sich indessen heraus, daß er unwissentlich von jenem Lakai in einen sträflichen Geldhandel verwickelt worden war, zugleich aber auch, daß er Schulden im Betrage von 2500 Gulden hatte, die er nicht zu begleichen vermochte. Seine Gläubiger hätten es gern gesehen, wenn ihm deswegen noch eine verlängerte Haft zuerkannt worden wäre, aber der Landesherr, König Friedrich, welcher einen Groll gegen W. hegte, verfügte dessen Ausweisung aus den württembergischen Landen, infolge dessen W. zu Ende des Jahres 1810 von einem Polizeicommissär über die Grenze gebracht wurde. Dasselbe Schicksal traf zugleich seinen Vater, der inzwischen von Carlsruh in Schlesien nach Stuttgart gekommen war. Beide wandten sich zunächst nach Mannheim, wo Weber's Vater am 16. April 1812 sein Dasein beschloß.

Wenn man sich das wechselreiche, unstete Leben vergegenwärtigt, welches W. bis dahin geführt, und der mannichfachen Störungen gedenkt, die sein künstlerisches Streben erfahren hatte, so ist es begreiflich, daß er den Wunsch hegte, noch eine Zeit lang in Ruhe unter der fördernden Aufsicht eines Mannes zu arbeiten, dem er Vertrauen schenkte. Er beschloß daher, nachdem er wiederholt in Mannheim und Heidelberg Concerte veranstaltet hatte, zu Vogler zu gehen, welcher seit 1807 als Hofcapellmeister und Director einer Fachschule in Darmstadt wirkte. W. wurde dabei keineswegs von der Absicht geleitet, aufs neue förmlichen Unterricht bei Vogler zu nehmen; es kam ihm lediglich darauf an, dessen Rath für seine compositorischen Unternehmungen zu hören. Weber's Aufenthalt in Darmstadt dauerte ein Jahr. Während dieser Zeit componirte er u. a. das Clavierconcert in C-dur, op. 11, das Rondo „Oh dolce speranza“

und Variationen für das Violoncell (Nummer 9 der Oeuvres posthumes). Auch wurde im November 1810 die kleine Oper „Abu Hassan“ begonnen, doch erst zu Anfang des folgenden Jahres gelangte sie zur Vollendung. Kurz vorher eröffnete sich für W. die Aussicht in Mannheim als Capellmeister angestellt zu werden, was seinen Wünschen entsprochen hätte. Aber es wurde nichts daraus. Er begab sich nun nach Vollendung des „Abu Hassan“ auf eine Kunstreise, die ihn über Frankfurt, Gießen, Aschaffenburg, Würzburg, Bamberg, Nürnberg und Augsburg nach München führte, wo er Mitte März 1811 anlangte. In letzterer Stadt lernte er sogleich den berühmten Clarinettisten Bärmann kennen, für den er das Es-dur-Concertino, op. 26, schrieb. Dieses Musikstück trug Bärmann in einem von W. alsbald gegebenen Concerte mit so günstigem Erfolge vor, daß König Max Josef, welcher als Zuhörer zugegen war, noch zwei weitere derartige Compositionen bei W. bestellte. Ein besonders erfreuliches Ereigniß für W. war es, daß „Abu Hassan“ im Münchener Hoftheater zur Darstellung gelangte.

Anfangs August (1811) verließ W. München wieder. Ehe es geschah, erhielt er einen Engagementsantrag aus Wiesbaden, den er aber ablehnte, weil ihm das offerirte Gehalt von 1000 Gulden zu gering erschien. W. nahm seinen Weg nach der Schweiz, die er nicht ohne unangenehme Unterbrechung der Fahrt erreichen sollte, da er, württembergisches Gebiet berührend, in dem Städtchen Ravensburg verhaftet, und nach einigen Tagen wiederum zwangsweise über die Grenze gebracht wurde, — eine Folge jener fatalen Stuttgarter Angelegenheit, welche ihm im vorhergehenden Jahre die Verweisung aus Württemberg zugezogen hatte. Das nächste Ziel seiner Reise war die Stadt Constanz, in deren Nähe er bei einer ihm befreundeten Familie einige Tage verweilte. Dann besuchte er Schaffhausen und den Rheinfall, worauf er in Winterthur ein Concert gab. Von dort wandte W. sich nach Zürich, ließ sich auch hier in einem eigenen Concert hören, und machte darauf eine Fußtour durch das Berner Oberland, die ihn schließlich nach Bern führte. Ueber Basel, wo er gleichfalls ein Concert veranstaltete, Lindau, Immenstadt und Kempten kehrte er Ende October nach München zurück. In der bairischen Residenz währte sein Aufenthalt bis Ende November. Er ließ sich auch hier wiederum in einem Concert hören. Außerdem componirte er einiges, darunter das Fagott-Concert, op. 75 für den Kammermusiker Brandt, welchen er zwei Jahre später noch mit dem „Rondo ongarese“, op. 35, bedachte. In München wurde auch die schon erwähnte Rübezahl-Ouverture völlig umgearbeitet und mit dem Titel „Zum Beherrscher der Geister“, op. 27, versehen.

Am 1. December (1811) begab sich W. mit dem ihm befreundeten Clarinetten-Virtuosen Bärmann auf eine Kunstreise. Zunächst gings nach Prag, von hier aber nach Leipzig, Gotha, Weimar, und wieder zurück nach Dresden. In allen diesen Städten veranstaltete das Künstlerpaar erfolgreiche Concerte. Nun wandten sie sich Beide nach Berlin, wo sie am 1[illegible] und 25. März (1812) im Theatersaale auftraten. Bärmann kehrte dann nach München zurück, während W. vorläufig in Berlin blieb, da sich für ihn die Aussicht eröffnete, seine „Sylvana“ im Opernhause zur Aufführung zu bringen, nachdem er ein paar Arien daraus entfernt und neu componirt hatte. Die mit lebhaftem Beifall aufgenommene Darstellung des Werkes fand am 10. Juli unter seiner persönlichen Leitung statt. Dieser Erfolg war nicht das einzige wichtige Berliner Erlebniß für W. Er hatte dort viele werthvolle Bekanntschaften angeknüpft, war zu bedeutenden Persönlichkeiten in nähere Beziehung getreten, und wurde dadurch in seinen künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen wesentlich gefördert. Ein besonderes Interesse flößte ihm die gegen Ende des Jahres 1808

von Karl Friedr. Zelter gegründete „Liedertafel“ ein, jene Vereinigung sangeslustiger Kunstfreunde, die den Anstoß zu dem später so allgemein in Aufnahme gekommenen Männergesangvereinswesen gab. W. wurde dadurch zur Composition der kleinen Cantate „Turnier-Banket“, sowie des „Kriegs-Eides“ angeregt. Abgesehen hiervon, entstanden in Berlin noch einige andere Musikstücke, darunter Lieder und die C-dur-Sonate, op. 24, deren letzten Satz er „l'infatigable“ nannte. Aber nicht nur das musikalische Schaffen nahm ihn während seines mehrwöchentlichen Berliner Aufenthaltes in Anspruch, sondern auch die Musikschriftstellerei, mit der er sich ab und zu schon in Darmstadt, Zürich und Leipzig befaßt hatte. Dies ist deshalb erwähnenswerth, weil W. der erste Tonsetzer von hervorragender Bedeutung war, welcher seine Feder nicht nur zum Componiren, sondern auch zu mannichfaltiger litterarischer Thätigkeit benutzte. Dabei kamen einzelne Curiosa zum Vorschein, wie z. B. das projectirte, aber nur in Bruchstücken vorhandene „Noth- und Hilfsbüchlein für reisende Tonkünstler“. Von einem in Leipzig begonnenen Roman „Künstlers Erdenwallen“ existiren gleichfalls nur Bruchstücke. Auch Berichte über verschiedene Tonwerke, und manches Andere hatte W. bereits zu Papier gebracht. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß W. weiterhin noch vielfach in dieser Richtung thätig war, jedoch nur bis zum Jahre 1822, da er dann grundsätzlich von jeder Schriftstellerei absah. Eine Sammlung seiner litterarischen Arbeiten erschien nach seinem Tode im Druck.

Ende August (1812) verließ W. Berlin, um einer Einladung des Herzogs von Gotha Folge zu leisten, der für ihn schon bei seiner erstmaligen Anwesenheit in Gotha lebhafte Theilnahme kundgegeben hatte. Von dort aus besuchte er auch wieder Weimar, wo er sich bei Hofe hören ließ.

In Gotha verweilte W. diesmal drei Monate. Anregend wurde für ihn der dortige Verkehr mit Männern wie Ludwig Spohr, Methfessel und Hermstädt, dem vorzüglichen Clarinettisten, welchen Spohr dadurch auszeichnete, daß er ihm ein Clarinettenconcert componirte.

Am 17. December erfolgte Weber's Abreise von Gotha. Es zog ihn nach Leipzig, wo er im Neujahrsconcert des Gewandhauses mit seinem in Gotha vollendeten Es-dur-Concert, op. 32, auftrat, und zugleich die neu componirte Cantate „In seiner Ordnung schafft der Herr“, op. 36, zur Aufführung brachte. Dann rüstete er sich zu einer längst beabsichtigten großen Reise, die ihn über Dresden, Prag und Wien nach Italien führen sollte. Es kam indessen anders. In Prag wurde ihm der Antrag gemacht, die Direction der dortigen Oper zu übernehmen. Das Anerbieten hatte so viel Verlockendes, daß W. jene Reise aufgab, und die ihm offerirte Stelle annahm. Diese unerwartete Wendung war für ihn ein Glück. Hatte er auch bis dahin die Annehmlichkeit genossen, sich in der Welt umzusehen, und mannichfache werthvolle Beziehungen zu bedeutenden und einflußreichen Persönlichkeiten zu gewinnen, so war es nun doch hohe Zeit, in eine geregelte Thätigkeit zu treten, wozu sich ihm in Prag erwünschte Gelegenheit darbot. Die Aufgabe, welche seiner wartete, war freilich keine leichte, denn die Prager Oper befand sich in einem mißlichen Zustande. Sein Amtsvorgänger, der damals vielgenannte Singspiel- und Operettencomponist, Wenzel Müller, besaß nicht die Fähigkeiten, um ein derartiges Kunstinstitut auf der Höhe zu erhalten. Unter seiner Direction waren die Leistungen der Oper so sehr zurückgegangen, daß die Oberleitung des k. ständischen Theaters sich genöthigt sah, von seiner weiteren Mitwirkung abzusehen, und dies um so mehr, als die Oper dringend einer Neugestaltung bedurfte. W. fand nun Gelegenheit, seine hervorragende organisatorische Begabung zu zeigen.

Zunächst veranstaltete er, um sich dem Prager Publicum vorzustellen, ein eigenes Concert. Dann begab er sich im Auftrage der Theaterdirection nach Wien, um dort geeignete Opernkräfte zu engagiren, nachdem er vorher schon Caroline Brandt, seine spätere Gattin, die als beliebte Bühnensängerin in Frankfurt thätig war, für das zu bildende Personal gewonnen hatte. Wenn Weber's Mission in Wien auch nicht ganz glückte, so war doch der dortige Aufenthalt für ihn insofern lohnend, als er beim häufigen Besuch der Theater Gelegenheit fand, seine Anschauungen zu bereichern und zu erweitern. Unmittelbar vor seiner Heimreise gab er mit seinem Münchener Freunde Bärmann ein Morgenconcert. In unpäßlichem Zustande verließ er Wien, und als er in Prag anlangte, erkrankte er ernstlich an einem Gallenfieber. Doch war damit für seine amtliche Thätigkeit kein Nachtheil verbunden, da die von ihm zu leitenden Opernvorstellungen erst im Herbst begannen. Die Zwischenzeit benutzte W. zur Vorbereitung alles dessen, was ihm dafür erforderlich erschien. Einestheils arbeitete er Reglements für die Orchester- und Bühnenmitglieder aus, und anderntheils entwarf er inbetreff der darzustellenden Werke sorgfältig angelegte Scenenbücher. Auch alle sonstigen für die Bühne wesentlichen Erfordernisse, wie Regie, Decorationswesen u. s. w., nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er widmete sich der Sache mit Ernst, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Ausübung seines Dirigentenamtes eine höchst ersprießliche wurde, zumal er stets eine größere Anzahl von Proben ansetzte, die er mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit leitete.

Die erste Oper, welche W. zu dirigiren hatte, war Spontini's „Ferdinand Cortez". Sie gelang so gut, daß man einstimmig erklärte, die neu organisirte Oper gereiche dem Capellmeister zur vollen Ehre. In rascher Folge führte W. nun eine Reihe anderer, bereits sorgfältig vorbereiteter Opern auf, darunter Mehul's „Joseph in Aegypten", Spontini's „Vestalin", Cherubini's „Wasserträger" und dessen „Faniska". Inzwischen hatte sich auch Caroline Brandt, die für Weber's Leben so bedeutsam wurde, in Prag eingefunden. Sie trat zum ersten Mal am Neujahrstage 1814 als Aschenbrödel vor das dortige Publicum und gewann sich durch ihre vortrefflichen Leistungen sofort Aller Herzen.

Mit vollster Hingebung war W. in dem Kreise seiner neuen Wirksamkeit auch weiter thätig. Der Operndienst nahm ihn so vollständig in Anspruch, daß er mit Ausnahme von ein paar kleinen Compositionen (Finale zur As-dur-Sonate, op. 39, und Variationen über das Thema „Schöne Minka", op. 37) vorderhand nichts zu schaffen vermochte. Wie sorgsam er im künstlerischen Sinne sein Amt verwaltete, beweist folgender Vorfall. Zu seiner Benefizvorstellung hatte er Mozart's „Don Giovanni" gewählt. Auf der Probe erklärte der Theaterdirector, daß von den für das erste Finale auf der Bühne erforderlichen Musikern der Ersparniß halber abgesehen werden müsse. W. aber bestand festen Willens darauf, daß die Vorschrift der Partitur zu befolgen sei, und erklärte, als man ihm nicht beipflichtete, die dadurch entstehende Mehrausgabe aus seiner Tasche bezahlen zu wollen, was man auch geschehen ließ.

Inmitten der reichbewegten amtlichen Thätigkeit Weber's begann sich allmählich seine Neigung zu Caroline Brandt zu entwickeln, und gegen Mitte des Jahres 1814 war daraus ein ausgesprochenes Verhältniß zu ihr hervorgegangen. Die damit verbundene seelische Erregung, sowie die Ermüdung nach angestrengter Arbeit ließ es ihm, dem körperlich ohnehin nicht kräftigen Manne, wünschenswerth erscheinen, sich für einige Zeit von Prag zu entfernen. Anfangs Juli begab er sich daher zu einer dreiwöchentlichen Cur nach dem böhmischen Badeorte Liebwerda bei Friedland, und von dort nach Berlin.

Die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt stand damals noch unter den tiefgehenden Nachwirkungen des berauschenden Enthusiasmus, welcher in ganz Norddeutschland durch den soeben erst glücklich beendeten Befreiungskrieg wachgerufen worden war. Auf W. machte die aus wahrer, echter Vaterlandsliebe entsprungene gehobene Stimmung, der er in allen Kreisen und in allen Ständen Berlins begegnete, einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Diesem Umstand verdankt man jene, um Weniges später auf Körner'sche Dichtungen entstandenen Männergesänge „Leyer und Schwert", welche die patriotische Begeisterung der damaligen Zeit in schönster, erhebendster Weise zurückspiegeln. Sie wurden vom September bis November des Jahres 1814 componirt und bald auch Gemeingut des deutschen Volkes.

Nachdem W. in Berlin ein Concert gegeben und einer Aufführung seiner „Sylvana" beigewohnt hatte, trat er mit dem Umwege über Weimar, Gotha und Altenburg seine Rückreise an. In Prag warteten seiner Arbeit und Verdrießlichkeiten mannichfacher Art, denn während seiner Abwesenheit waren die Opernzustände durch schlaffe Leitung und verschiedene Mißgriffe zurückgegangen, so daß es ihn Mühe und Anstrengung kostete, um wieder Alles zu ebnen und ins Gleiche zu bringen. Dadurch wurde ihm einigermaßen seine Stellung verleidet. Es kam hinzu, daß sein sehnlicher Wunsch, sich mit Caroline Brandt, seiner Geliebten, zu vereinigen, nicht so bald Erhörung fand, weil sie sich noch nicht entschließen konnte, ihm die Hand fürs Leben zu reichen. Alles zusammengenommen erregte in ihm das Verlangen, von seiner Stellung ganz zurückzutreten. Zu diesem Entschluß mochte mit beigetragen haben, daß sich, nachdem er schon einen vom Königsberger Theater ihm gemachten Antrag abgelehnt hatte, die Aussicht eröffnete, als Hofcapellmeister nach Berlin berufen zu werden, was sich indessen nicht verwirklichte.

Das Verhältniß Weber's zur Erwählten seines Herzens wurde demnächst durch ernste Differenzen getrübt, und plötzlich erklärte ihm Caroline Brandt in capriciöser Laune, der obwaltende Zustand sei für sie so unerträglich geworden, daß Eins von Beiden Prag nothwendig verlassen müsse. Schnell entschlossen reiste W. Anfangs Juni 1815 nach München ab, wo er bis zum September blieb. Dort widmete er sich zur Hauptsache der schöpferischen Thätigkeit. Es entstanden an Compositionen: eine Scene und Arie, geschrieben für die Sängerin Harlas, das Concertino für Horn, op. 45, und das Duo für Clavier und Clarinette, op. 48. Ueberdies nahm W. seine Cantate zur Feier der Schlacht bei Belle-Alliance: „Kampf und Sieg" in Angriff, von welcher Nr. 2 und 8 gefertigt wurden. Die gänzliche Vollendung dieses Werkes erfolgte erst im December zu Prag. Auch Concerte wurden in München und Augsburg von W. veranstaltet.

W. kehrte in sehr gedrückter Stimmung nach Prag zurück, da Caroline Brandt, mit der er während seines Münchener Aufenthaltes unausgesetzt in Briefwechsel gestanden, auf eine Lösung ihrer Beziehungen zu ihm hingedrängt hatte. Schweren Herzens suchte er sich darein zu finden, indem er sich mit Ueberwindung seiner selbst den Berufspflichten aufs neue hingab. Doch fand nach und nach wieder eine Annäherung zwischen ihm und Caroline statt, welche weiterhin zum fest geschlossenen Verlöbniß und am 4. November 1817 zur ehelichen Verbindung des Brautpaares führte.

Inzwischen waren Umstände eingetreten, die W. aufs peinlichste berührten und ihm seine amtliche Stellung völlig verleideten. Man gab ihm in unliebsamer und unberechtigter Weise zu verstehen, daß man von den Leistungen der Oper, an deren Hebung W. seine ganze Kraft gesetzt, nicht befriedigt sei. Der Verdruß darüber bestimmte ihn, Ostern 1816 seine Kündigung einzureichen, so

daß er am 30. September desselben Jahres von seinem Amte definitiv zurücktreten konnte. Wie richtig er darin gehandelt, stellte sich bald genug heraus.

Der Dresdener Hof ging nämlich zu jener Zeit mit der Idee um, neben der italienischen Oper, welche dort bis dahin fast unumschränkt geherrscht hatte, auch eine deutsche zu errichten. Dafür nun war die Gewinnung einer geeigneten Persönlichkeit erforderlich. Der damalige Intendant des Dresdener Hoftheaters, Graf Vitzthum, hatte mit richtigem Blick W. dazu auserſehen, für den er ein lebhaftes Interesse hegte. Es gelang ihm auch, das Engagement desselben nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten durchzusetzen. Am 25. December 1816 erhielt W. das Anstellungsdecret als Musikdirector, und einige Wochen darauf wurde er zum Capellmeister ernannt. Seine lebenslängliche Anstellung erfolgte im September des Jahres 1817.

Bekanntlich hatte der österreichische Kaiser Joseph II. schon einige Decennien vorher das Project einer deutschen Oper in Aussicht genommen und darauf bezügliche Anordnungen getroffen. Aber nach einigen Jahren ließ er die Sache wieder fallen, indem er aufs neue der italienischen Oper seine Gunst zuwandte. Was in Wien nach kurzem Anlauf gescheitert war, sollte nun durch W. in Dresden auf rühmliche Weise verwirklicht werden. Die dortigen Verhältnisse waren ihm keineswegs günstig. Sein vom Hofe protegirter Amtsgenosse, der Capellmeister Francesco Morlacchi, unter dessen Leitung die bevorzugte italienische Oper stand, erschwerte mit seinen Parteigängern Weber's Thätigkeit auf mannichfache Weise. Doch ließ er sich dadurch nicht beirren. Mit Consequenz verfolgte er sein Ziel trotz aller Hindernisse, die ihm in den Weg gelegt wurden. Aber nur einem durch die harte Schule des Lebens so gefestigten und willenskräftigen Charakter, wie dem seinigen, konnte es gelingen, die Aufgabe zu lösen, welche ihm beschieden war. Wesentlich dazu beigetragen hat wol ohne Frage der Umstand, daß W. im Sommer des Jahres 1821 mit einer Schöpfung vor die Oeffentlichkeit trat, welche ihm sofort die wärmste Sympathie in ganz Deutschland gewann. Es war der „Freischütz“. Der großartige Erfolg dieser Oper konnte selbstverständlich nicht ohne einflußreiche Wirkung auf seine amtliche Stellung bleiben. Das zeigte sich deutlich, als an ihn bald nach der ersten Freischützaufführung in Berlin der Ruf erging, unter außerordentlich günstigen Bedingungen das Hofcapellmeisteramt in Kassel zu übernehmen, da dann der Dresdener Hof zu erkennen gab, daß man ihn zu behalten wünsche, worauf W. um so lieber einging, als er gern in Dresden bleiben wollte.

Die Composition des „Freischütz“ wurde im Sommer 1817 begonnen. Der Gedanke, die diesem Werke zu Grunde liegende und Apel's „Gespensterbuch“ entnommene Volkssage als Opernstoff zu verwerthen, war für W. kein neuer. Schon im J. 1810 beschäftigte ihn dieser Vorwurf. Er machte sich auch unter Beihülfe eines seiner Freunde, Namens Dusch, daran, den Stoff für die Composition zu bearbeiten, indem er ein Scenarium entwarf und einige Auftritte ausarbeitete, aber damit hatte es damals sein Bewenden. In Dresden wurde die Sache anfangs 1817 wieder aufgenommen, und Friedrich Kind war es, der das Libretto zum „Freischütz“ verfaßte. W. durchdachte erst reiflich den Inhalt desselben, ehe er sich an die Arbeit machte. Diese wurde, wie schon bemerkt, um die Mitte des Jahres 1817 mit dem Anfangsduett des zweiten Actes „Schelm halt fest“ begonnen und dann mit geraumen Unterbrechungen nach und nach bruchstückweise fortgesetzt. Im Mai 1820 war die Oper einschließlich der Ouverture vollendet.

Mit dem „Freischütz“ trat W. in den Zenith seines künstlerischen Wirkens als Tonsetzer. Er stellte in diesem Werke eine Bühnenschöpfung hin, die nicht allein einzig in ihrer Art ist, sondern auch eine Leistung, die ihn für alle Zeiten

zu einem Liebling des deutschen Volkes machte. Davon gab schon die erste Aufführung der Oper, welche am 18. Juni 1821 zu Berlin erfolgte, ein deutliches Vorspiel. Man war hingerissen von dieser zu Herzen gehenden Musik, und selbst die Anhänger Spontini's, welche natürlich zu den eifrigsten Gegnern Weber's gehörten, vermochten sich der bezwingenden Wirkung nicht zu erwehren. W. konnte in sein Tagebuch schreiben: „Der 'Freischütz' wurde mit dem unglaublichsten Enthusiasmus aufgenommen."

Rasch drang die Kunde von dem glänzenden Erfolge, welchen die Oper nicht sowohl bei der theilweise skeptisch sich verhaltenden Kritik, als beim Publicum gefunden, durch Deutschland und selbst darüber hinaus. Bis zum Ende des Jahres erlebte sie, abgesehen von Berlin, wo innerhalb sechs Monaten 17 Aufführungen bei stets gefülltem Hause stattfanden, ihre Darstellung in Breslau, Prag, Karlsruhe, Wien, Pest, Kopenhagen, Königsberg und Hannover. In Dresden, dem Orte von Weber's Wirken, hatte man sich nicht übereilt. Dort ging der „Freischütz" erst am 26. Januar 1822 in Scene, aber doch mit dem entschiedensten Succeß. Wie dann diese Oper schnell weiteste Verbreitung erlangte, ist bekannt, und ebenso, daß sie bis zum heutigen Tage für die deutschen Bühnen den ungeschmälerten Werth eines unentbehrlichen Repertoirestückes hat.

Während des Zeitraums, in welchem W. mit der Ausarbeitung und Fertigstellung des „Freischütz" beschäftigt war, entstanden noch an anderen Werken, und zunächst im J. 1818: die Es-dur-Messe (Nr. 1), das Trio für Clavier, Flöte und Violoncell, op. 63, der zu einem von Eduard Gehe geschriebenen Trauerspiel componirte Krönungsmarsch, welcher später neu instrumentirt im dritten Finale des „Oberon" zur Verwendung kam, die für den Namenstag der Königin von Sachsen bestimmte Cantate „Natur und Liebe", op. 61, die „Jubel-Cantate", op. 58, zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Königs Friedrich August von Sachsen, nebst der „Jubel-Ouverture", op. 59, die Jubelmesse (Nr. II, G-dur) zur goldenen Hochzeit des sächsischen Königspaares, und verschiedene andere, kleinere Musikstücke. Im Sommer des Jahres 1819 wurden componirt: das schon früher begonnene Rondo in Es-dur, op. 62, die „Aufforderung zum Tanz", op. 65, die Polacca in Es-dur, op. 72, die „8 Pièces für Clavier à 4 mains", op. 60, und einige Lieder. Mit Beginn des Herbstes dieses Jahres widmete W. sich dann aufs eifrigste der Freischützcomposition, die seine Kräfte bis zum Mai 1820 vollständig in Anspruch nahm. Kaum war die Partitur zum „Freischütz" vollendet, so wurde auch schon diejenige zu „Preciosa" in Angriff genommen und nach Verlauf von einigen Wochen fertiggestellt. Hierauf trat W. eine Kunstreise über Leipzig, Halle, Göttingen, Hannover, Braunschweig, Bremen, Oldenburg, Hamburg, Lübeck und Kiel nach Kopenhagen an, welche ihn von Ende Juli bis Anfang November von Dresden fern hielt. Ehe W. sich auf den Weg nach dem hohen Norden machte, erhielt er von Theodor Hell, mit seinem eigentlichen Namen Winkler, welcher Secretär des Dresdener Hoftheaters war, den Text zu einer komischen Oper „Die drei Pintos". W. interessirte sich lebhaft dafür und begann anfangs 1821 die Composition desselben, von der im Laufe desselben Jahres noch einige Nummern entstanden, aber die Arbeit blieb dann liegen und wurde nicht weiter fortgesetzt, wahrscheinlich, weil W. im November (1821) von Wien aus den Antrag erhielt, für das dortige Kärnthnerthor-Theater eine Oper zu componiren, wodurch er sich außerordentlich beglückt fühlte. Der Wiener Impresario Domenico Barbaja wünschte ein Bühnenwerk nach Art des „Freischütz", also eine Schöpfung in romantischer Richtung. Gegen das romantische Element hatte W. nichts einzuwenden, aber auf ein Buch mit Dialog wollte er sich nicht einlassen, es sollte ein Werk im Styl einer großen, durchcomponirten Oper werden. Durch Zufall

lernte er die Dichterin Helmine v. Chezy kennen, welche damals in Dresden lebte. W. glaubte in ihr die Persönlichkeit gefunden zu haben, ihm ein geeignetes Libretto herzustellen. Die Wahl fiel auf den aus einem französischen Roman entnommenen Stoff der Euryanthe. W. fühlte sich durch Einzelmomente desselben, welche ihm für die musikalische Behandlung sehr geeignet erschienen, so angezogen, daß er die Dichterin ersuchte, ein Scenarium anzufertigen, was auch geschah. Er gewann aber aus diesem Entwurf sogleich die Ueberzeugung, daß die Verfasserin ihrer Aufgabe nicht gewachsen sei, und versuchte daher selbst, die fragliche Vorlage zu überarbeiten. Doch gelang es ihm eben so wenig wie seiner Partnerin, aus dem verzwickten Stoff einen guten Operntext zu machen. Die vielen zeitraubenden und unerquicklichen Verhandlungen, welche ihm aus dieser Angelegenheit erwuchsen, wurden ihm aber endlich so lästig, daß er Helmine v. Ch. bat, das Libretto nach ihrem eigenen Gutdünken abzufassen und es ihm dann mitzutheilen. Schon Mitte 1821 erhielt er von ihr den Text zum ersten Act, und von da an beschäftigte ihn der Gedanke an die Composition. Im Februar des folgenden Jahres machte W. sich auf den Weg nach Wien, um an Ort und Stelle das Erforderliche inbetreff der „Euryanthe" zu thun. Gleich nach seiner Ankunft in der Donaustadt erhielt er von H. v. Ch. den Text auch zum zweiten und dritten Acte der Oper, so daß er das Ganze alsbald der Wiener Censur zur Begutachtung unterbreiten konnte. Ende März kehrte er, nachdem er ein Concert gegeben, nach Dresden zurück. Mit Eifer begann er nun die Composition zur „Euryanthe", welche Ende August 1823 im wesentlichen beendet wurde. Nur die Ouverture fehlte noch; sie wurde in Wien niedergeschrieben, wohin W. sich Mitte September begab, denn es war der Zeitpunkt des Einstudirens der Oper herbeigekommen. Die Proben begannen Anfangs October unter Weber's persönlicher Assistenz, und am 25. desselben Monats fand die Darstellung des Werkes statt, dessen drei erste Aufführungen W. selbst leitete. Der Erfolg war ein äußerlich glänzender, doch kein wahrhaft enthusiastischer, aus dem Herzen kommender. Das zeigte sich, sobald W. Wien verlassen hatte, was am 5. November geschah. Von der achten Aufführung an verminderte sich das Interesse an der Oper so sehr, daß der Zuschauerraum nur halb gefüllt war, und nach der zwanzigsten Darstellung wurde die „Euryanthe", da die Theilnahme des Publicums immer mehr abnahm, vom Repertoire abgesetzt, während der „Freischütz" überall, wo er gegeben wurde, seinen einmal errungenen Sieg behauptete.

W. konnte über den eigentlichen Grund des zweifelhaften Erfolges seiner neuen Schöpfung nicht im Unklaren sein. Aber die Thatsache berührte ihn um so tiefer und peinlicher, als er schon längere Zeit in besorgnißerregender Weise an einem unheilbaren Brustübel krankte, welches seinem Leben ein frühzeitiges Ende bereiten sollte. Dazu kam, daß ihm aus den langwierigen und vorerst fruchtlosen Verhandlungen wegen Aufführung der „Euryanthe" in Berlin viele Verdrießlichkeiten erwuchsen. Es ist daher begreiflich, wenn W. sich unter den obwaltenden Umständen längere Zeit hindurch zur Production nicht aufgelegt fühlte. Die Lust zur letzteren erwachte erst wieder, als er aus Frankreich und England den Antrag erhielt, Opern für Paris und London zu schreiben. Er entschied sich für den letzteren Ort. Als Stoffe wurden ihm „Faust" und „Oberon" vorgeschlagen. Seine Wahl fiel auf den „Oberon". Das Textbuch dazu, welches vollständig im Januar des Jahres 1825 in seinen Händen war, lieferte ihm der Dichter J. R. Planché. Schnell machte W. sich trotz seines schon weit vorgeschrittenen, kräfteerschöpfenden Leidens mit der ihm eigenen Geistesenergie an die Composition, deren regelmäßige Fortführung durch eine zur Linderung seines Brustübels ihm verordnete Badereise nach Ems unterbrochen,

aber nach seiner Heimkehr alsbald wieder aufgenommen wurde. Doch abermals erlitt die Arbeit an diesem Werke einen Aufschub durch Weber's Reise nach Berlin, um dort die Aufführung der „Euryanthe“ vorzubereiten und zu leiten. Die erste Darstellung erfolgte am 23. December (1825), und die zweite, gleichfalls vom Componisten dirigirte, fünf Tage später. Das Werk fand beim Publicum sowie bei der Kritik eine allem Anscheine nach günstigere Aufnahme, als in Wien. Aber das Interesse an der Oper verminderte sich nach Weber's Abreise auch in Berlin zusehends, so daß die fünfte Vorstellung nur noch spärlich besucht war.

Weber's fortwährend leidender Zustand hatte sich unterdessen wesentlich verschlimmert: Die auszehrende Krankheit machte rapide Fortschritte. Nichts desto weniger überwand er in bewundernswerther Weise durch eiserne Willenskraft die schon an das Ende gemahnende Gebrochenheit seines Körpers, und so ging er mit Beginn des Jahres 1826 unter den quälendsten Hemmnissen wieder an die Fortsetzung der Composition des „Oberon“. Dieselbe war noch nicht ganz beendet, als W. in einem trostlosen Zustande am 7. Februar die Fahrt nach London antrat. Da er bei seinen erschöpften Kräften nur langsam reisen konnte, und seinen Weg über Paris nahm, so traf er erst am 6. März in Englands Hauptstadt ein. Die kurze ihm noch zugemessene Lebenszeit füllte anstrengendste Thätigkeit aus. Er dirigirte mehrfach in Concerten, vollendete den „Oberon“ für die nahe Aufführung, deren erste am 12. April unter seiner persönlichen Direction stattfand, und leitete auch, den eingegangenen Verbindlichkeiten gemäß, die folgenden elf Darstellungen. Und überdies war er am 26. Mai in einem zu seinem Vortheil veranstalteten Concert thätig. Daß er dies Alles noch vermochte, während sein Körper bereits in voller Auflösung begriffen war, zeigt uns das schier unerklärliche Wunder des Geistessieges über die Materie.

W. hatte seine sehnsuchtsvoll herbeigewünschte Heimreise auf den 6. Juni anberaumt, aber er sollte diesen Tag nicht mehr erleben. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni ward er durch den Tod von seinen qualvollen Leiden erlöst. Seine irdischen Ueberreste, zunächst in der Moorfieldscapelle zu London beigesetzt, wurden achtzehn Jahre später nach Dresden übergeführt, und auf dem dortigen katholischen Friedhofe in der Familiengruft bestattet.

In Karl Maria v. W. feiert man den Schöpfer der specifisch deutschen Oper. Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß ihm Mozart mit der „Zauberflöte“ und Beethoven mit dem „Fidelio“ erfolgreich vorgearbeitet hatten, denn in diesen Opern ist die Musik gleichfalls grunddeutscher Art. Bei W. erscheint freilich der Umstand von besonderer Bedeutung, daß das nationale Element im „Freischütz“ auch betreffs der dramatischen Unterlage zum vollen, reinen Ausdruck kommt, und daß in diesem Werke zum ersten Male durchweg ein specifischer Localton festgehalten ist. Die letztere Eigenthümlichkeit tritt auch in der „Preciosa“, sowie in der „Euryanthe“ und im „Oberon“ mit großer Bestimmtheit hervor. In allen diesen Schöpfungen hat W. einen reichen Schatz reizvollster Melodik niedergelegt, und zumeist im „Freischütz“. Hier ist dieselbe theilweise zugleich von volksthümlichem Gepräge, ein Umstand, welcher ohne Frage zu der großen Popularität beigetragen hat, deren das Werk sich bis auf den heutigen Tag erfreut. Selbstverständlich haben einerseits auch die warmblütige, gemüthvolle Tonsprache des Meisters, sowie die glückliche Zeichnung der Hauptfiguren, und andererseits das phantastisch Gespenstige der Wolfsschluchtsscene mit ihrem, die elementare Naturgewalt versinnlichenden Zuge wesentlichen Antheil daran.

Nicht zu übersehen ist, daß W. durch die von ihm inaugurirte Bühnenromantik, sowie durch seinen originalen Ausdruck, im besonderen auch hinsichtlich

des orchestralen Colorits, neue bedeutsame Elemente in die Kunstwelt eingeführt hat, deren Einfluß auf die musikalische Composition sich bis in die Gegenwart fühlbar macht. Auf andere Weise wie im „Freischütz“ kommen die vorerwähnten Eigenschaften im „Oberon“ zum Vorschein, und wiederum abweichend davon ist der in der „Euryanthe“ angeschlagene Ton. In dieser Oper hat W. zweifellos seine höchsten Würfe gethan, daneben macht sich aber die dem Genusse nicht förderliche Mühe und Anstrengung fühlbar, welche ihm die Gestaltung des Werkes verursacht hat. Das fällt um so mehr ins Gewicht, als auch das Libretto keine recht nachhaltige Sympathie zu erwecken vermag. Gleichwol hat die „Euryanthe“ eine besondere Bedeutung dadurch, daß sie für Wagner's „Lohengrin“ vorbildlich wurde.

Im „Oberon“ kehrt W. wieder zu größerer Einfachheit und einem mehr spontanen Ausdruck zurück, und recht Vieles ist darin von schöner und eigenartiger musikalisch-dramatischer Wirkung. So namentlich die Elfenmusik der Introduction, welche auf Mendelssohn einen unverkennbaren Einfluß ausübte, und die Scene mit Rezia's großer Arie nebst dem anschließenden Gesange der Meermädchen. Doch auch diese Oper leidet insofern an einem verfehlten Textbuch, als die Handlung, in einzelne Scenen auseinanderfallend, eines inneren Zusammenhanges entbehrt. W. hat indessen durch seine geniale Erfindungsgabe das Mögliche daraus gemacht.

Ein in seiner Art höchst anmuthiges, ja reizendes Werk ist die „Preciosa“ mit ihren frisch empfundenen und unmittelbar ansprechenden Tonsätzen von farbenreichem Colorit. Ja, man könnte sich versucht fühlen, die dazu geschriebene Musik als die vollkommenste von W. überhaupt geschaffene zu bezeichnen, wenn er auch in seinen anderen hervorragenden Bühnenwerken bei weitem Bedeutenderes hingestellt hat. Neben seiner Wirksamkeit als Operncomponist war W. bekanntlich auch im Gebiete der Instrumentalmusik mit mehr oder weniger Erfolg thätig. Unter seinen Orchesterwerken zeichnen sich im hohen Grade die Ouvertüren zum Freischütz, Oberon und zur Euryanthe durch glanzvolle Klangwirkung, Noblesse des Ausdrucks und hinreißenden Schwung aus. Man hat an ihnen die potpourriartige Gestaltung bemängelt, welche allerdings den höheren und höchsten künstlerischen Forderungen nicht entspricht. Aber abgesehen davon, daß sie ihren Zweck als Opernouvertüren vollkommen erfüllen, besitzen sie immerhin Eigenschaften, die ihnen einen ehrenvollen und dauernden Platz im Concertsaal sichern.

Bei weitem weniger glücklich war W. mit seinen, dem Bereich der Kammermusik angehörenden Compositionen. Dieselben lassen, ebenso wie die größeren Ensemblesätze seiner Opern ein gedanklich vertieftes Kunstschaffen vermissen. Hätte W. in der Jugend eine gründlichere, gediegenere theoretische Durchbildung genossen, so würde er bei seiner reichen Erfindungsgabe ohne Zweifel mehr im Gebiete der reinen Instrumentalmusik geleistet haben. Indessen schuf er doch einige Clavierstücke von bleibendem Werth, darunter vor allem das schöne Concertstück in F-moll, welches am Tage der ersten Freischützaufführung zu Berlin vollendet wurde, und die reizende „Aufforderung zum Tanz“.

Es ist schließlich noch der Erzeugnisse zu gedenken, mit denen W. die Gesangslyrik bereichert hat. Manches davon ist unserer Zeit ferner getreten. Eine gewisse Anzahl von Liedern für eine Singstimme, sowie seine Chorgesänge aus „Leyer und Schwert“ und „Preciosa“ haben aber eine bleibende Stätte im Herzen der deutschen Nation gefunden, welche dem unsterblichen Schöpfer des Freischütz unvergängliche Liebe und Dankbarkeit bewahrt und für immer bewahren wird.

W. J. v. Wasielewski.

Weber: Karl Julius W., Schriftsteller, wurde am 16. April 1767 in dem Hohenloheschen Städtchen Langenburg geboren, wo sein Vater († Ende 1782), „ein rauher Mann von heftigem Temperament“, wie er ihn selbst im Gegensatz zu seiner liebevollen, einsichtigen Mutter († im Februar 1803) charakterisirt, fürstlicher Rentbeamter war. Karl besuchte in der Folge die deutsche und später die lateinische Schule seiner Vaterstadt und machte schon hier ungewöhnliche Fortschritte in den alten Sprachen wie in Geschichte und Geographie. Daneben übte er sich im Zeichnen und Malen; vor allem aber fesselte ihn das Studium von Reisebeschreibungen, deren er soviel las, als er nur irgend habhaft werden konnte. Im Frühjahr 1782 brachte ihn sein Vater sodann auf das Gymnasium zu Oehringen. Auch hier setzte W. seine Privatstudien eifrig fort und legte bereits durch Erwerbung der Werke der damals gelesensten deutschen Dichter und Philosophen den Grund zu seiner späteren großen Büchersammlung, pflegte aber neben seinen unermüdlichen Studien immer auch den geselligen Umgang mit seinen Mitschülern und mit einem von ihm innig und rein geliebten Mädchen, das freilich bald darauf einen andern heirathete. Selbst noch ein Jüngling mußte er als Erstgeborener nach dem frühen Tode des Vaters der Mutter und seinen vier Geschwistern mit Rath und That zur Seite stehen. Im J. 1785 bezog W. sodann die Universität Erlangen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Neben seiner Fachwissenschaft trieb er mit besonderer Liebe, durch Meusel angeregt, Statistik und Litteraturgeschichte, deren Kenntniß er durch fleißige Lectüre deutscher, französischer und englischer Classiker erweiterte. Hatten ihn anfangs besonders Ossian, Shakespeare und Rousseau angezogen, so beschäftigte er sich noch in seiner späteren Studienzeit mit Vorliebe mit den Werken der französischen Encyklopädisten, mit Voltaire, Helvetius, Diderot und anderen, deren Einfluß in seinen eigenen Werken noch allenthalben zu erkennen ist. Von Erlangen kehrte er 1788 nach vollendetem Universitätspensum zunächst nach Langenburg zurück, wo er seine juristischen und anderen Studien emsig fortsetzte und auch durch praktische Thätigkeit in der dortigen Regierungskanzlei unermüdlich erweiterte. Mit dem Entschluß, sich dem akademischen Lehramte zu widmen, verließ W. 1789 die kleinstädtischen, ihm unbehaglichen Verhältnisse seiner Vaterstadt wieder und begab sich nach Göttingen. Da sich ihm jedoch hier zunächst keine Aussicht zur Erreichung seiner Wünsche bot, nahm er auf seines Gönners, des Professors Schlözer, Rath eine ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen angebotene Hauslehrerstelle im Waadtlande an und reiste im Winter 1790 nach dem Orte seiner Bestimmung, dem Landgute Bougy bei Aubonne ab. Er wurde hier mit Wohlwollen in der Familie des Bankiers Delessert aufgenommen, dessen drei Söhne er nun zu unterrichten hatte, und verlebte einige glückliche Jahre in der herrlichen Natur an den Ufern des Genfer Sees. Der Umgang mit interessanten Fremden und Einheimischen, mehrfache Reisen nach Lyon und Paris sowie später durch das ganze südliche Frankreich und den größten Theil der Schweiz bereicherten in hohem Grade seine Welt- und Menschenkenntniß und erweckten lebhaft sein Interesse für den Entwicklungsgang der französischen Revolution. 1792 kehrte W. sodann nach Deutschland zurück und trat als Privatsecretär in die Dienste des regierenden Grafen Christian v. Erbach-Schönberg, der damals kurkölnischer Geheimrath und Statthalter des Deutschmeisterthums in Mergentheim war. W. hatte in dieser Stellung reiche Gelegenheit, seine Kenntnisse in vieler Hinsicht zu erweitern, so besonders durch die ihm zu Gebote stehende Mergentheimer Deutsch-Ordens-Bibliothek, die namentlich schätzbare Werke über die Ritter- und Mönchsorden enthielt, als auch durch die Theilnahme des Grafen als Bevollmächtigten am Rastatter Congreß, wo sich W. insbesondere die Gunst des fran-

zösischen Gesandten Bonnier erwarb und seine Büchersammlung wieder bedeutend vermehrte. Nach dem Tode des Grafen (29. Mai 1799) wurde er unter dessen Bruder und Nachfolger Karl als gräflicher Hof- und Regierungsrath nach König im Odenwalde versetzt. Wenn er auch mit seinem neuen Herrn leidlich auskam, so trugen doch die mancherlei verdrießlichen Geschäfte, die er hier, besonders in den nun folgenden Kriegsjahren zu übernehmen hatte, nicht unwesentlich dazu bei, daß er im Frühjahr 1802 seine Entlassung aus dem gräflichen Dienste nahm. Er wurde darauf mit dem Titel eines Hofrathes unter günstigen Bedingungen Reiseführer des jungen Erbgrafen von Isenburg-Büdingen, der mit einer jungen Gräfin Erbach in König verlobt war, aber vor seiner Verheirathung noch eine größere zweijährige Reise unternehmen sollte. Welche Verdrießlichkeiten W. auf dieser Reise, die von dem jungen unerfahrenen, aber arroganten und blasirten Grafen nach einem kurzen Besuche von Westfalen, Holland, Hannover, Braunschweig und Magdeburg schon in Berlin durch seine Flucht aus den Händen seines Mentors beendet wurde, auszustehen hatte und wie er nachher noch von den Angehörigen der Familie und des Hofes seines Schützlings chicanirt und um seine ihm verbürgten Rechte betrogen ward, das hat er selbst später mit gerechtem Zorn aber auch voll Spott und Hohn in der Einleitung zu seinem „Demokritos“ ergötzlich geschildert. (Ueber die Reise selbst berichten seine culturgeschichtlich interessanten Briefe, die im Bd. 28, S. 87—160 seiner Sämmtlichen Werke abgedruckt sind.) Alle die Unannehmlichkeiten und Quälereien, die W. nach Abbruch der Reise noch zu erdulden hatte, verleideten ihm natürlich auch, die ihm früher zugesagte Stellung in der büdingischen Regierungskanzlei anzunehmen. Nach mehrjährigem Warten und Unterhandeln ließ er sich schließlich, krank und verdüstert über diese traurige Behandlung, mit einer Summe von 5000 Gulden abfinden. Nachdem er schon im Frühjahr 1803 durch einen Aufenthalt im Kreise seiner Geschwister und Jugendfreunde zu Langenburg, sowie durch eine größere Rheinreise sein Gemüth wieder erheitert hatte, verließ er im April 1804 Büdingen endgültig. Er nahm nun bis zu seinem Tode seinen Aufenthalt im Hause einer seiner Schwestern, die an einen Beamten des Freiherrn von Berlichingen verheirathet war und damals in Jagsthausen lebte. Aber die traurigen Erlebnisse in Büdingen lebten noch fort in seiner Phantasie, und so kam denn nun in den Tagen der Ruhe die Erschütterung seines Gemüthes erst zu vollem Ausbruch. „Er glaubte nicht Subsistenzmittel genug für die Zukunft zu haben: er wurde weltscheu und mißtrauisch gegen die Menschen, sprach oft laut und verwirrt vor sich allein hin und betrachtete sich mit starren Blicken und bizarrem Geberdenspiel im Spiegel.“ Nach einigen Monaten besserte sich jedoch das Uebel und hörte dann bald ganz auf. Als sein Schwager 1809 württembergischer Beamter wurde, siedelte W. mit dessen Familie nach Weikersheim an der Tauber, dann einige Jahre später nach Künzelsau am Kocher und endlich 1830 nach Kupferzell über. In den Jahren 1820—24 war er Abgeordneter des Oberamtes Künzelsau für die württembergische Ständekammer und hielt sich als solcher jährlich einige Monate in Stuttgart auf. Er war aufrichtig constitutionell gesinnt, aber ohne Rednertalent und trat in der Kammer eigentlich nur einmal mit einem Antrag auf Verbot des Nachdrucks hervor, der zwar allgemeine Anerkennung fand, aber sonst keinen Erfolg hatte. (Der von ihm verfaßte und im Mai 1821 vorgetragene „Entwurf des kommissarischen Berichts, den Büchernachdruck betreffend“ sowie ein Auszug aus seinen Berichten an die Oberamtsversammlung zu Künzelsau ist abgedruckt in Bd. 28 seiner Sämmtlichen Werke.) Ueber seine Abgeordnetenstellung äußert sich W. selbst mit folgenden Worten: „Nachgebend den von allen Seiten an mich ergangenen Aufforderungen meiner Mitbürger, übernahm ich eine Rolle, die mit meinen Grundsätzen und

mit meinem Charakter nicht ganz im Einklange stand. . . . . Und wie habe ich diese Rolle gespielt? . . . . Mit dem besten Willen und echter Vaterlandsliebe habe ich weniger gethan, als ich wohl hätte thun können, gesprochen ohnehin weniger, als ich leicht hätte sprechen können, worauf es jedoch am wenigsten ankommt, aber das Warum müssen sie mir schenken. . . . . . Ich hatte nicht das Glück, das Vertrauen des großes Hausens in der Versammlung zu gewinnen, woran wol meine Persönlichkeit weniger Schuld sein mag, als mein Hofraths-charakter und meine früheren Verhältnisse, mein Umgang mit den höheren Staatsdienern." Im übrigen lebte W. während der ganzen Zeit seit seinem Abgange von Büdingen fern von allen öffentlichen Aemtern, zurückgezogen nur sich selbst und seinen Büchern. Dagegen unterbrachen noch fortgesetzt häufige Reisen, theils zu Fuß, theils im Postwagen, die Einförmigkeit seines Lebens. Paris (1806, vgl. darüber seine Berichte in Bd. 29 seiner Sämmtlichen Werke) und Wien, Süddeutschland und Tirol, Schlesien und Böhmen, Nürnberg und Frankfurt a. M., wie überhaupt die Rheingegenden, waren es, die er hauptsächlich, zum Theil wiederholt aufsuchte. Fast von jeder Reise brachte er neue Schätze zur Vollständigung seiner Bibliothek mit, die zuletzt auf nahezu 11 000 Bände anwuchs. Wie fleißig er diese studirt und zum Theil excerpirt hat, bekunden alle die eigenen umfangreichen Werke Weber's, die er sämmtlich erst während der Zeit seiner Zurückgezogenheit in Angriff nahm.

In den letzten Jahren seines Lebens fühlte er sich dann auch in seiner Umgebung nicht mehr behaglich und war selbst auch für diese kein besonders angenehmer Gesellschafter. „Er wurde mürrisch, mißvergnügt mit der Welt, mißtrauisch, fast cynisch in seinem Anzuge und bis zum Geize sparsam." Dabei stellte sich etwa ein Jahr vor seinem Tode ein Unterleibsleiden bei ihm ein; Ende Juni 1832 überfiel ihn ein schleichendes Fieber, bis der Tod am 20. Juli dieses Jahres seinem Leiden ein Ende machte. — Weber's Temperament war, nach seinem eigenen Dafürhalten, cholerisch-sanguinisch. „Das Cholerische", sagt sein anonymer Biograph (wol sein Jugendfreund „Sirach"), „sprach sich schon in seinem feurigen Auge, seinem durchdringenden Blick, in der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und Sprache aus . . . . Die Beimischung des sanguinischen Temperaments aber zeigte sich vorzüglich in der meist aufgeweckten Stimmung seines Gemüths, in seiner Neigung zum Lachen, in seiner Hinneigung zu munterer Gesellschaft, auch zu sinnlichen Lebensgenüssen; er liebte Bachus und Venus, doch nicht im Uebermaße." Dabei war er „nicht stets offen und empfänglich für die Ansichten und Mittheilungen Anderer, nicht ohne verletzende Ansprüche, Spötterei und Rechthaberei." Seine Gestalt war von mittlerer Größe, seine Physiognomie „regelmäßig und ausdrucksvoll . . . . Eine hohe Stirn, eine spitzig auslaufende Nase, ein fein gebildeter, zu spöttischem Lächeln stets bereiter Mund, feurige braune Augen und eine gewöhnlich sehr lebhafte und starke Stimme ließen den kräftigen und feurigen Geist Weber's leicht errathen."

Dieser lebhafte, feurige Geist zeigt sich in der That in allen Schriften Weber's. Daß sie sämmtlich erst in dem letzten Abschnitt seines Lebens geschrieben sind, der selbst nur wenig abwechselungsreich und unter wenig veränderten Verhältnissen verlaufen ist, mag wol die Ursache sein, daß diese Werke im Tone, wie in der Art und Weise der Darstellung, in der ganzen Auffassung des Lebens u. s. w. so viel Gleichartiges haben, dem man überall das Urtheil des gereifteren Mannes anmerkt. Trotzdem unterscheiden sich die ersten beiden Werke, die „Möncherei oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes" (3 Bde. 1818—20) und „Das Ritterwesen und die Templer, Johanniter oder Deutsch-Ordensritter insbesondere" (3 Bde. 1822—24) immerhin nicht unwesentlich von den späteren, hauptsächlich durch strengere Disponirung des Stoffes. In

dem Werke „Das Papstthum und die Päpste“ (3 Bde. 1834 f.) ist zwar die chronologische Behandlung streng gewahrt, ebenso ist in „Deutschland oder die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ (4 Bde. 1826—28) jede Landschaft besonders betrachtet, aber doch zeigt sich schon hierin, wie dann besonders im „Dymokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ (5 Bde. 1832—35) mehr als in jenen die losere Anordnung, das freiere Einflechten ihm beim Schreiben selbst einfallender Gedanken und Ansichten, kurz gesagt, die echte Manier des richtigen Feuilletonisten, geistreich, gewandt und interessant, aber ohne strenge Regelmäßigkeit und logische Durcharbeitung. Weber’s erste Veröffentlichung war, wie schon erwähnt, die „Möncherei“. In der Vorrede zu diesem Werke sagt er über die Entstehung desselben: „Schon in früher Jugend hat mich die Klosterwelt Siegwarts und die wirkliche Klosterwelt, deren Inneres ich natürlich nicht durchblicken konnte, angezogen. Diese Jugendbilder erwachten wieder, da ich als junger Mann in Frankreich das gräßliche Trauerspiel le Comte de Comminges neben den lieblichen Dingen Les Visitandines und Les rigueurs du Cloitre aufführen sahe, La Harpe’s und Diderot’s Religieuse nicht zu vergessen. — Nun gerieth ich gar in eine katholische Stadt des Frankenlandes, kam zu Zeiten in Bettelklöster, ... und an Festen großer Heiliger ging es in benachbarte reiche Prälaturen . . . . In noch gar viele Klöster und Stifter kam ich späterhin . . . . . Unterstützt von einer im Fache der Orden nicht übeln Bibliothek machte ich mich, wenn mir die Geschichte der Revolution und meiner Zeit zum Ekel wurde, an die Geschichte des Mittelalters, des Papst-, Mönchs- und Ritterthums con amore, und aus diesen jugendlichen Entwürfen habe ich, da ich seit 15 Jahren selbst einsam lebe wie ein halber Mönch, ohne Amt, ohne Weib, Kind und Eigenherd, die Möncherei zuerst wieder hervorgesucht und mit neuer Vorliebe überarbeitet.“ W. berichtet hier mit guter Sachkenntniß auf Grund eingehender Studien über den Ursprung und die Verbreitung des Mönchswesens, über dessen Sitten und Regeln, über einzelne Klöster, deren Vorsteher, Mönche und Nonnen. Freilich beschränkt er sich hier so wenig wie in seinen späteren historischen Werken auf die Mittheilung von Thatsachen, auf die Untersuchung von deren Ursachen und Folgen; überall tritt er mit seiner subjectiven Ansicht und Auffassung all der Ereignisse und Persönlichkeiten, mit seinem Spott und Unwillen über die ganze Institution des Klosterwesens stark in den Vordergrund. Bei alledem aber kann das Werk als ein gelungener Beitrag zur Sittengeschichte dieser Einrichtung angesehen werden. Nicht minder gilt dies von seinem folgenden Werke, dem „Ritterwesen“, das wol entschieden als das beste seiner geschichtlichen betrachtet werden darf. Auch hier haben wir überall reiches geschichtliches Material, durchflochten von Betrachtungen, Vergleichen und Urtheilen Weber’s sowie von zahlreichen, bei allen möglichen alten und neuen Schriftstellern aufgelesenen Anekdoten. Er beginnt mit Betrachtungen über den Adel im allgemeinen, kommt dann auf den Ursprung des Ritterwesens und geht darauf auf dieses selbst ein, auf seine Sitten und Gebräuche, seine Ausartung und seinen Verfall. Ausführliche Behandlung ihrer Entstehung, Verfassung und Geschichte erfahren die Orden der Templer, der Johanniter und der Deutschen Ritter. Daran schließen sich 7 Capitel über „Reliquien des Ritterwesens“ (die unmittelbare Reichsritterschaft, die neueren Ritterorden, Wappen, Siegel, Stammbäume u. s. w. Zweikampf, Carousels, Ceremoniell, Etiquette, Titulaturen, Ueberreste in Sitten, Gebräuchen und Sprache) und 2 Kapitel „Allgemeine Betrachtungen über das Ritterwesen und die Ritterzeit“. Außerdem sind den einzelnen Bänden verschiedene interessante Beilagen angehängt. Zwischen diesen beiden ersten Werken veröffentlichte W. unter dem Titel „Der Geist Wilhelm Ludwig Wekhrlins von Wekhrlin junior“ (abgedruckt in Bd. 15

der „Sämmtlichen Werke") eine Auslese einzelner Stellen aus den Werken dieses Schriftstellers, gewidmet dem Recensenten Nr. CXXIII der Göttinger Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1822, der besonders scharf über Weber's „Möncherei" hergezogen und deren Verfasser mit dem freimüthigen und satirischen Vielschreiber Wekhrlin verglichen hatte. Der eigentlichen Auslese läßt W. eine satirische Vorrede und eine kurze Lebensbeschreibung Wekhrlin's vorausgehen.

Seine „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" sind keine Briefe im eigentlichen Sinne: die Ueberschriften könnten statt Brief ebenso gut Capitel lauten. Sie enthalten über Deutschland im allgemeinen und über jedes einzelne Land im besonderen Beschreibungen der Lage, der Grenzen, des Bodens, der Gewässer, des Klimas, der Naturerzeugnisse; Betrachtungen über Handel, Wissenschaften, Künste, Religion, die Bewohner und deren Schicksale, über Verfassung, Sitten, Gebräuche und Sprache in den verschiedenen Ortschaften. Bei den Ländern werden auch die hauptsächlichsten Städte und Stätten, theils kurz, theils eingehend, behandelt, alles im Tone eines Feuilletons, lebendig und anschaulich, mit Einflechtung charakteristischer Anekdoten und Erlebnisse des Verfassers. So erhält man z. B. von Wien und den Wienern ein wohlgetroffenes Bild wie man es so angenehm und gefällig nicht leicht in ähnlicher Weise aus einem anderen Werke erhalten wird. Nirgends trockene Beschreibung. Vielfach kommen auch hier Weber's eigene Ansichten scharf zum Ausdruck, besonders überall sein Haß gegen die Pfaffen. Sein ungenannter Biograph sagt hierüber: „Die Materialien zu seinem Werke 'Deutschland', an dem er mehrere Jahre arbeitete, nahm er zunächst aus seinen genau geführten Reisetagebüchern, die er aber sorgfältig mit anderen Reisebeschreibungen verglich. Der das ganze Werk durchdringende Geist aber ist der Geist scharfer und klarer Beobachtung, vielseitiger, treffender Würdigung der Dinge, leichter und anschaulicher Darstellung, pikanter Auffassungen und Schilderungen".

Das „Papstthum" hatte er schon mehrere Jahre vor seinem Tode vollendet, doch erschien es erst in den „Sämmtlichen Werken" (Bd. 1—3). W. selbst hielt es für ein gelungenes Werk, zu dem er seltene Hilfsmittel benutzen konnte. „Aber", meint er (Brief von 1829), „haben mir die Ritter und Deutschland schon Feinde gemacht, was würden erst Päpste und Päpstler vermögen? Darum will ich die Ruhe meines Alters nicht mehr stören lassen durch das Erscheinen dieses Werkes". Diese Geschichte des Papstthums, die mit einer allgemeinen Einleitung über das Christenthum und die „Christianer" der ersten Jahrhunderte anhebt und bis zu Leo XII. reicht ist eine Aneinanderreihung interessanter Cultur- und Zeitbilder, Betrachtungen und Urtheile, aber keine wirkliche historische Darstellung, keine Entwicklung der auf und aus einanderfolgenden Ereignisse und Verhandlungen. Dagegen führt sie gewandt und trefflich in den Charakter der Zeit und der Personen ein, etwa ähnlich wie Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", ja ähnlich dem Rankeschen Werke über die Päpste, nur daß Ranke knapper berichtet und nicht so zahlreiche Anekdoten und allgemeine Betrachtungen einstreut wie W., der überdies die Hierarchie mit Spott und Hohn überschüttet, aber sich doch auch in ernstem, aus der Tiefe des Gemüths kommenden Zorneswort gegen sie wendet.

Trotz der ungeheuren Menge interessanter Einzelheiten, die W. in den bisher genannten Werken aufgespeichert hat, sind diese doch alle heute nahezu vergessen. Lebendig aber wie die immer neuen Auflagen und Ausgaben beweisen, hat sich sein „Demokritos" (die Schreibung „Dymokritos" soll auf einem Druckfehler beruhen) erhalten, ein Buch, das noch immerfort so Manchem in einer einsamer Stunde die Langeweile vertreibt und den Trübsinn verscheucht. W. hatte dieses Werk bald nach seinem Eintritte in seine Zurück-

gezogenheit angefangen und daran, mit öfteren Unterbrechungen bis zu seinem Tode fortgearbeitet. In einem Briefe schreibt er darüber: „Ich emancipire demnächst noch meinen Erstgeborenen Dymokritos, bereits vor vielen Jahren in Schmerzen geboren und bis jetzt tüchtig gehobelt, so daß wenigstens das nonum prematur in annum dreifach beobachtet ist. Dieses Kind der Liebe ist kein frivoler Witzling, sondern ein recht wackerer Anthropolog in der weitesten Bedeutung, aber in humoristischer Manier“. Was ist es nun, was gerade diesem Werke eine so weite und andauernde Verbreitung verschafft hat? Nun, sowohl Form wie Inhalt. Den Hauptgegenstand sollte nach dem ursprünglichen Plane Weber's das Lächerliche in Theorie und Praxis, in ästhetischer, litterarischer, sittlicher und religiöser Beziehung ausmachen; der Inhalt wurde aber dann immer mehr erweitert und umfaßte schließlich die verschiedensten mit dem Menschen zusammenhängenden Gegenstände. Eine Sammlung von Feuilletons im eigentlichsten Sinne dieses Begriffes bildet das Ganze. Geistreich, wenn auch oft gesucht, schwatzhaft, voll treffender Wahrheiten in heiterer Form, zeugt es von reicher Belesenheit seines Verfassers, dessen eigene Ansichten, der Aufklärungszeit entsprechend, in Religion und Politik einen gemäßigten Freisinn verrathend, mit oft stark frivolen, ja bis zur Zote gehenden Anekdoten, mit erfahrungsreicher Lebensweisheit und guten Lehren abwechseln. Dabei stehen die einzelnen Sätze und Gedanken oft unvermittelt, ohne directen Zusammenhang nebeneinander. Er sagt, was ihm gerade einfällt; es ist keine eigentliche logische Folge, kein Weiterführen der Gedanken vorhanden, mehr ein Springen von einem zum andern. Daher kann man auch bei jedem beliebigen Satze mit dem Lesen anfangen und aufhören ohne etwas zu vermissen, wenngleich die einzelnen, das Denken anregenden Aussprüche immer wieder zum Weiterlesen reizen werden. Bei alledem aber ist die Sprache fast überall einfach und klar und weist nur hie und da kleine grammatische oder stilistische Schnitzer auf. Jeder kann und wird das Buch immer wieder gern einmal zur Hand nehmen; kurzum es erfüllt trefflich den Zweck, den W. damit im Auge hatte und den er mit folgenden Worten kennzeichnet: „Wenn dieser mein Dymokrit denen, die nach mir kommen, ein Lächeln zu entlocken, oder eine trübe Stunde aufzuheitern vermag, so habe ich den Zoll entrichtet, den ich Büchern, die mein einziges häusliches Glück ausmachten, und ihren Verfassern, die längst vor mir dahin gegangen sind, schuldig zu sein glaubte“ (Theil 1, Cap. 40). — Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, sowol der schon veröffentlichten als der noch zurückgehaltenen, erschien (Stuttgart 1834—45) in 30 Bänden.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Weber's enthält Bd. 1 seiner „Sämmtlichen Werke“; Ergänzungen dazu liefern viele Stellen der einzelnen Schriften, besonders die Einleitung zum Demokrit und die Reiseberichte aus Paris und Italien; vgl. ferner den „Neuen Nekrolog“ Bd. 10, S. 565—66 und 899—903 und Brockhaus' „Zeitgenossen“ 1833, Nr. 33 und 34.

Max Mendheim.

Weber: Karl Gottlieb v. W., königlich sächsischer Consistorialpräsident und hervorragender Schriftsteller auf dem Gebiete des evangelischen Kirchenrechts, wurde am 28. August 1773 zu Leipzig als Sohn des Actuarius am Universitätsgerichte Weber geboren. Von 1785 an besuchte er die Nicolaischule und widmete sich Ostern 1790 dem Rechtsstudium auf der Universität seiner Vaterstadt. Mit Vorliebe wendete er sich staatsrechtlichen und geschichtlichen Forschungen zu. 1792 bis 1794 setzte er seine Studien in Göttingen, namentlich von Pütter beeinflußt, fort, bestand 1795 die juristische Prüfung in Leipzig und veröffentlichte in demselben Jahre die Abhandlung „De iusta Henrici Illustris in Thuringia successione“. Er ging darauf nochmals nach Göttingen, wohin ihn die

reichen Schätze und die entgegenkommende Verwaltung der Universitätsbibliothek zogen. Nach Leipzig zurückgekehrt, vertheidigte er die Dissertation „De vera ordinum provincialium tum in Germania generatim, tum speciatim in Bavariae ducatu epocha recte constituenda“ (Lipsiae 1797). Mit dem ersten Theile erwarb er sich die Würde eines Magisters in der philosophischen, mit dem zweiten die eines Doctors in der juristischen Facultät und hielt nun Vorlesungen über Staats- und Privatrecht. Daneben beschäftigte er sich eingehend mit Studien über das Staatsrecht der einzelnen deutschen Staaten. Da veranlaßten ihn die äußeren staatlichen Zustände und seine persönlichen Verhältnisse, die akademische Laufbahn aufzugeben. Als Frucht seiner bisherigen Arbeiten gab er 1800 den ersten Band der „Litteratur der deutschen Staatengeschichte“ (Leipzig 1800) heraus. Er behandelte darin namentlich Oesterreich und Baiern. Die im Vorwort in Aussicht gestellte Fortsetzung, die Schwaben, Franken und die bei Deutschland gebliebenen rheinischen Gebiete, dazu Westfalen, Ober- und Niedersachsen behandeln sollte, ist nicht erschienen. Bereits im J. 1798 hatte er im Dresdener Oberconsistorium seine Probearbeiten gefertigt, die den Beifall der genannten Behörde fanden. Nachdem zwei Jahre darauf eine Bewerbung erfolglos gewesen war, wurde er 1802 zum ersten Supernumerarrath im Oberconsistorium zu Dresden ernannt und rückte 1810 in die zweite ständige politische Rathsstelle ein. Außerdem war er 1806 bis 1810 Mitglied der Polizeicommission und bearbeitete die Armensachen. 1814 bis 1817 gehörte er dem Centralausschusse für Versorgung und Unterstützung der Waisenkinder im Meißener Kreise obern Bezirks an und erhielt 1816 den königlich sächsischen Civilverdienstorden. 1827 wurde er zum zweiten Vicepräsidenten des Appellationsgerichts in Dresden mit dem Auftrage der Führung des Directoriums in dem eben zur Aufarbeitung unerledigter Sachen begründeten dritten Senate, 1829 zum ersten Vicepräsidenten befördert und 1828 in den erblichen Adelstand erhoben. 1831 wurde er unter Ernennung zum Geheimen Rathe mit der interimistischen Direction des Oberconsistoriums bis zu einer durch die künftige Organisation der Mittelbehörden eintretenden Veränderung beauftragt und nach Einrichtung des evangelischen Landesconsistoriums im J. 1835 zu dessen Präsidenten ernannt. Er starb am 25. Juli 1849 zu Zöschau bei Oschatz.

Während dieser praktischen Verwaltungsthätigkeit ist W. seiner Jugendneigung für rechtsgeschichtliche Studien treu geblieben. Die Frucht derselben war das Werk, durch das er sich ein dauerndes Verdienst erworben hat, die „Systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts“. (Zwei Theile in drei Bänden. Leipzig 1819 bis 1829.) Während die Vorgänger sich im wesentlichen mit der Bearbeitung der gedruckten Kirchenordnungen, landesherrlichen Rescripte und behördlichen Patente begnügt hatten, zog er auch die in den Acten der einzelnen Consistorien versteckten Entscheidungen und Anweisungen heran. Hatten die bis dahin erschienenen Werke mehr oder weniger die Geistlichen und Candidaten der Theologie als Leser im Auge gehabt, so wollte er vor allem dem Bedürfnisse der Verwaltungsbehörden entgegenkommen. Dazu bemühte er sich, die einzelnen gesetzlichen Bestimmungen in ihrem inneren Zusammenhange darzustellen und die vielverschlungenen Fäden des Verhältnisses von Staat und Kirche im Königreiche Sachsen in klarer und übersichtlicher Weise geschichtlich und systematisch zu entwickeln. Seine gründliche und vielseitige juristische Bildung, seine für damalige Zeit ungewöhnliche historische Schulung, sowie die langjährige Erfahrung im praktischen Verwaltungsdienste kamen ihm dabei trefflich zu statten. Wegen der sachkundigen Ausführungen und der namentlich in den Anmerkungen aufgespeicherten reichen Einzelangaben ist das Werk auch jetzt noch eine zuverlässige Quelle für die Kenntniß der äußeren

geschichtlichen Entwicklung der sächsischen evangelischen Landeskirche, nachdem infolge der neueren Gesetzgebung die kirchliche Verwaltung eine vollständig neue Gestalt erhalten hat. W. selbst hat die Organisation mit durchführen helfen. Seine Anschauungen über die schon damals geforderte, aber erst viel später durchgeführte Vertretung der Kirchengemeinden bei ihrer Verwaltung, über die Einrichtung der kirchlichen Mittel- und Oberbehörden hat er in der Schrift „Ueber die bevorstehende Umgestaltung der Kirchenverfassung des Königreichs Sachsen in besonderem Bezuge auf die Behörden für die Angelegenheiten der evangelischen Kirche“ (Leipzig 1833) ausgesprochen. Nach der Einführung der neuen Behördenorganisation unterwarf er sein Hauptwerk einer durchgehenden Umarbeitung, die unter Wegfall der geschichtlichen Ausführungen in wesentlich verkürzter Gestalt in Leipzig in zwei Bänden, der zweite in zwei Abtheilungen in Leipzig 1843 bis 1845 erschien. Außerdem veröffentlichte W. in Pölitz' Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst (1828, III. Band, S. 1 ff.) eine „Kurze Uebersicht des Ganges und Resultats der zeitherigen Verhandlungen auf dem Bundestage zu Frankfurt am Main über den Schutz des litterarischen Eigenthums gegen den Buchdrucker; mit einigen Anmerkungen darüber“.

Pierer, Universal-Lexikon. Altenburg 1836. Bd. 25, S. 610, Nr. 14. — Brockhaus, Conversations-Lexikon. 9. Aufl., Leipzig 1848. Bd. 15, S. 171 f. — Illustrirter Kalender für 1849. Leipzig 1849. S. 66. — Leipziger Zeitung 1849, Nr. 209, S. 3915. — E. M. Oettinger, Moniteur des Dates. Dresden 1868. Bd. 5, S. 179a. — G. Müller, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der sächsischen Landeskirche. Leipzig 1894. Bd. 1, S. 7 (Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte. 9. Heft).

Georg Müller.

Weber: Karl Friedrich W., Dr. phil., o. ö. Professor der classischen Philologie und Eloquenz, Director des philologischen Seminars in Marburg; geboren am 6. Mai 1794 zu Weimar, † am 11. October 1861 zu Marburg. Da Weber's Vater, Georg Gottlieb W., Verfasser einer kritischen Geschichte der Augsburgischen Confession, Hofprediger, Oberconsistorialrath und Director des Waisenhauses in Weimar, bereits im Februar 1801 starb, so übernahm ein Landgeistlicher, der Pfarrer Rentsch in Taubach, Weber's Erziehung bis zu seiner Confirmation im J. 1808. Von Michaelis dieses Jahres bis Pfingsten 1812 besuchte W. die Klosterschule Roßleben a. d. Unstrut, sodann bis Ostern 1814 das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo ihm seine damaligen Lehrer Riemer, Hand und der Director Lenz Neigung zur altclassischen Litteratur einflößten. Trotzdem studirte W. anfangs in Jena ein Semester hindurch Rechtswissenschaft und Philosophie, ging aber schon Michaelis 1814 zur Philologie über, zu welchem Zwecke er von Weihnachten dieses Jahres bis Ostern 1815 wieder Hand's Unterricht und Umgang in Weimar genoß. Darauf wandte er sich nach Leipzig, um Beck und Hermann zu hören, an deren Seminaren und Gesellschaften er theilnahm. Den Sommer 1817 studirte W. in Jena unter Eichstädt und Luden; er promovirte in Leipzig im Februar 1818. Im Mai dieses Jahres reiste er durch Süddeutschland über München, Wien, Triest, Venedig, Florenz und Mailand in die Schweiz. In Hofwyl bei Bern erhielt er im Herbst desselben Jahres einen Antrag des Herrn v. Fellenberg, an dessen Erziehungsinstitut als Lehrer der alten Sprachen und Geschichte zu wirken. Dort blieb er anderthalb Jahre, kehrte dann nach Weimar zurück, hauptsächlich um eine Ausgabe von Lucan's Pharsalia vorzubereiten. Dieselbe erschien im folgenden Jahre bei Fleischer in Leipzig in zwei Bänden, deren zweiter auch eine an Ferd. Hand, nunmehr Professor in Jena, gerichtete Dissertatio de spuriis et male suspectis Lucani versibus enthält. Ein dritter Band kam erst 1831 heraus. Weber's

Lucan war eine fleißige Arbeit, insbesondere berücksichtigte er seine Vorgänger, deren Anmerkungen er in einer Auswahl veröffentlichte. Ueberhaupt nahm Lucan Weber's Interesse während seiner ersten Lehrjahre vorwiegend in Anspruch; nach sieben Jahren erschien wiederum eine zweibändige Ausgabe jenes Autors (Leipzig 1828—29), welche die erste ergänzte und, von Weber's Zuthaten abgesehen, nichts weiter war als ein Abdruck des für verloren gehaltenen Corte'schen Commentars von 1724—1731. W. war auch später mehr ein sorgfältiger Sammler, Bearbeiter und Abwäger fremder Leistungen, als eigentlicher Pfadfinder und Bahnbrecher. Gleichzeitig mit dieser zweiten Lucanausgabe begann W. den angeblichen Hegesippus de bello Judaico zu bearbeiten; doch erschien das erste Specimen editionis erst in Marburg 1857, während das vollständige Werk 1864 von J. Caesar nach Weber's Tode herausgegeben und ergänzt wurde. — Am 21. December 1820 wurde W. vom preußischen Ministerium zum Conrector am Stiftsgymnasium in Zeitz ernannt, welches Amt er zwei Monate später antrat. Hier verfaßte er als Programm von 1825 eine Prolusio in Lucani Pharsaliam. Ein trauriges Familienereigniß veranlaßte ihn, im Herbst 1826 einem Rufe der großherzoglich hessischen Regierung an das Darmstädter Gymnasium als Professor und Hauptlehrer der zweiten Classe zu folgen. Bei der Uebernahme des neuen Amtes hielt W. eine Rede de Sophoclis Antigone (Darmstadt 1826); außerdem schrieb er 1827 eine Abhandlung über Pericles' Standrede im Thukydides; Von dem Unterrichte in der griechischen Sprache (Allg. Schulzeitung II, 1827); Andeutungen über den Werth der alten Sprachen (Progr. v. 1831); 1831—34 gab er ein Repertorium der classischen Alterthumswissenschaft und 1832 Carmina Boethii Graece conversa per Maximum Planudem heraus. — Nachdem durch den Tod das letzte Band von Weber's erstem Familienleben zerrissen und W. durch das Hinscheiden seiner Freunde vereinsamt war, erhielt er zu gelegener Zeit, am 4. März 1835, den Antrag, das Directorat und erste Lehramt des neugegründeten kurfürstlichen Gymnasiums in Kassel zu übernehmen. Als Inauguralprogramm veröffentlichte er den ersten Theil seiner umfangreichen Abhandlung „De Latine scriptis quae Graeci veteres in linguam suam transtulerunt"; vollständig erschien dieselbe erst 1852; ein beredtes Zeugniß von Weber's Bienenfleiße, aber wenig befriedigend durch den Mangel einer übersichtlichen Anordnung und die bloße Aufzählung von Namen in der ersten Hälfte.

In Kassel war für das höhere Schulwesen eine Krisis ausgebrochen, als W. dorthin kam. Staatsregierung und Stadtverwaltung lagen miteinander im Streit, weil die letztere die Rechte und Privilegien der alten, damals dem Verfall nahen, städtischen Gelehrtenschule zu Gunsten des neuen kurfürstlichen Gymnasiums in keiner Weise beeinträchtigen lassen wollte. Nach mehrjährigem Processiren kam es erst am 11. Januar 1840 zu einem definitiven Vergleich, wodurch beide Anstalten zu einer unter dem Namen Lyceum Fridericianum verschmolzen wurden. Weber's Stellung war infolgedessen anfangs schwierig, da das Vertrauen zu der neuen Anstalt fehlte; doch blühte unter seiner Direction das Gymnasium wieder auf. Im Verein mit dem Oberbürgermeister Schomburg und dem Consistorialdirector Pfeiffer trug er durch seine Vermittlung wesentlich zu jenem Vergleiche bei; dafür erhielt er am 30. März 1841 das Ritterkreuz des kurhessischen Hausordens vom goldnen Löwen. Um dieselbe Zeit begann W. seine „Geschichte der städtischen Gelehrtenschule zu Cassel" auszuarbeiten, die, zunächst in einzelnen Programmen veröffentlicht, als Ganzes 1846 erschien und dem Minister v. Hanstein gewidmet wurde. In der Hoffnung, den Rest seiner Tage in dem liebgewonnenen Schulamte zu Kassel verleben zu können, wurde W. allerdings getäuscht; denn am 10. September 1852 trat an ihn, den fast

Sechzigjährigen, die Aufforderung heran, die durch Theodor Bergk's Weggang erledigte Marburger Professur für classische Philologie zu übernehmen. Wie sehr sich W. die Liebe seiner Collegen und Schüler erworben hatte, bewiesen diese beim Abschiede, wo sie ihm die Ausgabe der Oratores Attici von Baiter und Sauppe, einen silbernen Pocal und einen goldnen Siegelring schenkten. Auch in Marburg ward ihm bald persönliche Beliebtheit und Verehrung zu theil. Ein schweres Herz- und Gehirnleiden setzte am 11. October 1861 seinem Leben ein Ziel; der einzige Sohn war ihm im Tode vorangegangen. W. war zwei Mal verheirathet; die erste Ehe blieb kinderlos, aus der zweiten entsproßten noch vier Töchter, die mit der Wittwe den Vater überlebten. — Seine litterarische Thätigkeit setzte W. bis an sein Ende fort; unter den Gelegenheitsschriften, die er als Professor der Eloquenz zu liefern hatte, seien als die bedeutenderen, zum Theil auch selbständig erschienenen, hervorgehoben: „Dissertatio de agro et vino Falerno“ (1855); „Vitae M. Annaei Lucani collectae“ (1856—58); „Commentatio de academia literaria Atheniensium seculo secundo post Christum constituta“ (1858); „Incerti auctoris Carmen panegyricum in Calpurnium Pisonem“ (1859); „Aurelii Augustini Ars grammatica breviata“ (1861). Endlich gab J. Caesar in den Marburger „Indices lectionum“ von 1873—74 aus Weber's Nachlaß eine Abhandlung „de M. Valerii Messalae qui dicitur libello de progenie Augusti“ heraus, worin W. nachwies, daß das betreffende Werk eine italienische Fälschung des XV. Jahrhunderts ist.

Vgl. Programm des Gymnasiums zu Darmstadt, 1827, S. 3. — Progr. des Kurfürstl. Gymn. zu Cassel (von F. A. Theobald), 1836, S. 29 bis 30; desgl. 1853, S. 40. — Marburger Prorectoratsprogr. von Fr. Matth. Claudius, 1861, S. 25—27 (Biographie von J. Caesar). — O. Gerland, Fortsetzung von Strieder-Justi, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrtengeschichte, Bd. 21 (2), 1866, S. 153—159. C. Haeberlin.

Weber: Karl Otto W., Chirurg und pathologischer Anatom, geboren am 29. December 1827 zu Frankfurt a. M., erhielt seine Erziehung in Bremen, unter der Aufsicht seines Vaters, der daselbst Gymnasialdirector war. Schon auf dem Gymnasium wandte er sein besonderes Interesse den Naturwissenschaften zu und machte, nachdem er 1846 die Universität Bonn bezogen hatte, gründliche Studien in der Botanik, Geologie und Mineralogie, besonders der paläontologischen Botanik. 1851 wurde er in Bonn Dr. med. et chir. und trat, nach in Berlin zurückgelegtem Staatsexamen, 1852 eine wissenschaftliche Reise an, auf welcher er längere Zeit in Paris verweilte. Im Winter 1852/53 erhielt er die Stelle eines Assistenzarztes in der Bonner chirurgischen Klinik von Wutzer und blieb in derselben volle vier Jahre, in der letzten Zeit sich großer Selbständigkeit erfreuend, da Wutzer infolge zunehmender Sehschwäche seinem Assistenten viel freien Spielraum lassen mußte. Bereits 1853 hatte W. sich als Privatdocent für Chirurgie habilitirt und gewann durch seine streng wissenschaftliche Auffassung der chirurgischen Pathologie bald das ganze Interesse seiner Zuhörer, zumal er sich auch mit großem Eifer pathologisch-anatomischen Forschungen hingab und, außer einigen chirurgischen Arbeiten („Ueber die Amputationen des Fußes“ — „Die Verengerung der Harnröhrenmündung . . . und Verfahren zu ihrer Beseitigung“), wichtige pathologisch-anatomische Arbeiten, darunter sein Hauptwerk: „Die Knochengeschwülste in anatom. und prakt. Beziehung. I. Die Exostosen und Enchondrome“ (1856) geliefert hatte. Als daher ihm, nach dem Rücktritte Wutzer's vom Lehramte (1855), die durch Busch 1856 wieder besetzte Professur nicht zu theil wurde, erhielt er von dem Lehrkörper die Aufforderung, sich ganz der bis dahin in Bonn speciell noch nicht vertretenen pathologischen Anatomie zu widmen, und W., der noch ein Jahr lang bei Busch

Assistent blieb, ging darauf ein, wurde 1857 zum außerordentlichen und 1862 zum ordentlichen Professor der pathologischen Anatomie ernannt und widmete sich diesem Fache mit ganzem Eifer, während er gleichzeitig die chirurgische Abtheilung des evangelischen Spitals leitete und dadurch auch als Chirurg in einigem Umfange thätig blieb. Seine in den nächsten Jahren, größtentheils in Virchow's Archiv für patholog. Anatomie veröffentlichten Arbeiten beschäftigten sich theils mit Gegenständen aus letzterer, wie mit Erkrankungen der Knochen (Osteomalacie, Enchondrom), Gelenke, Muskeln, des Auges (Glaskörper), wie auch mit verschiedenen Entwicklungsvorgängen (Eiter, Gefäße, Muskelfasern, Epithelialkrebs) u. s. w., die zusammen einen sehr entschiedenen Fortschritt in der Wissenschaft darstellten, theils betrafen sie seine 1859 publicirten praktischen „Chirurgischen Erfahrungen und Untersuchungen". Die im Vorstehenden angedeutete außerordentliche Arbeitsleistung fand ihre Fortsetzung, als W. zu Ostern 1865, nach dem Rücktritte von M. J. v. Chelius von der chirurgischen Professur in Heidelberg, diese nebst der dazu gehörigen Klinik übernahm, und es ist kaum zu begreifen, daß er bis dahin und in den seiner Lebenszeit nur noch zugemessenen folgenden zwei Jahren eine solche Fülle der allerbedeutendsten Arbeiten, wie er sie hinterlassen hat, hat leisten können. Vor allem sind daraus die in die Jahre 1865 und 1866 fallenden, ganz vorzüglichen, an Gediegenheit und Vollständigkeit des Inhalts, an Beherrschung der groß angelegten Formen vortrefflichen Abschnitte in Pitha-Billroth's Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie anzuführen: „Die Gewebserkrankungen im Allgemeinen" u. s. w.; „Krankheiten der Haut, des Zellgewebes, des Lymphgefäßsystems, der Venen, der Arterien und der Nerven"; „Die chirurgischen Krankheiten des Gesichts". Seine letzte Arbeit betitelte sich „Praktische Miscellen" (1867). Außerdem hat W. auch bedeutende Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Biographie und Geschichte aufzuweisen; so in den Preußischen Jahrbüchern die Aufsätze: „Johannes Müller"; „Alexander von Humboldt und sein Einfluß auf die Naturwissenschaft"; ein Nekrolog auf „Karl Wilhelm Wutzer"; ferner „Ueber die Anfänge der patholog. Anatomie" und „Die Bedeutung der patholog. Anatomie für die mediciniische Wissenschaft und Praxis". — In Heidelberg gab es vieles zu verbessern, schwere Kämpfe mußten durchgekämpft werden, um auch dort den Fortschritten der Chirurgie der Neuzeit Bahn zu brechen; u. a. wurde die bis dahin mit der chirurgischen Klinik verbundene Augenklinik losgelöst. Während W. sich im rüstigsten Schaffen befand und durch seine anregende Vortragsweise, die durch wahrhaft künstlerisch ausgeführte Tafelzeichnungen unterstützt wurde, die wachsende Zahl seiner Zuhörer an die chirurgischen Hörsäle zu fesseln verstand, und er unausgesetzt bemüht war, die günstigsten Bedingungen für die Wundheilung auch in seiner Klinik zu schaffen, erfolgte im Juni 1867 ein heftiger Ausbruch von Diphtherie im Krankenhause; auch W. wurde von einer diphtherischen Hals- und Lungenentzündung befallen, der er, in Verbindung mit einer, wie die Section nachwies, fettigen Entartung des Herzens, am 11. Juni 1867, im 40. Lebensjahre erlag.

W. war eine außerordentlich vielseitige und begabte Persönlichkeit, ein sehr fruchtbarer und glücklicher Schriftsteller von riesiger Arbeitskraft, der von 1851 bis 1867 fast nie aufgehört hat, alles das, was er durch das Experiment, das Mikroscop, die praktische Erfahrung gefunden hatte, litterarisch zu verarbeiten. Seine Arbeiten wurden durch ein hervorragendes Zeichentalent unterstützt, welches ihm gestattete, alle seine mikroscopischen und anderen Zeichnungen nicht nur selbst zu machen, sondern sie auch auf den Stein zu übertragen. Als Operateur zeichnete er sich durch große Vorsicht und Gewissenhaftigkeit bei Stellung der Indicationen und durch Sorgfalt und Präcision bei Ausführung auch der

schwierigsten Operationen aus. Als Lehrer war er unübertrefflich und von seinen Schülern, denen er große Opfer an Mühe und Zeit brachte, und unter denen er die talentvolleren zu eigenen Arbeiten anzuregen verstand, hoch verehrt. Als Arzt, als Mensch, als Gelehrter war er von allen, die ihm näher zu treten Gelegenheit hatten, gleich geschätzt. Das aber ist vor allem hervorzuheben, daß er der wissenschaftlichen Chirurgie die größte Förderung hat zu theil werden lassen und daß bei längerem Leben noch Großes von ihm zu erwarten war.

Th. Billroth in v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie. Bd. 9. 1868. S. 545. — C. Heine in F. v. Weech, Badische Biographieen. Thl. II. 1875. S. 427. E. Gurlt.

Weber: Dr. Karl v. W., königlich sächsischer Geheimer Rath und Director des sächsischen Hauptstaatsarchivs, geboren zu Dresden am 1. Januar 1806, † in der Nacht vom 17. zum 18. Juli 1879 auf seinem Sommerlandsitz zu Loschwitz bei Dresden. — Karl v. W. entstammte einer Beamtenfamilie, deren Mitglieder mehrere Generationen hindurch hervorragende Stellungen in der Verwaltung und dem Justizdienst Sachsens bekleideten. Sein Vater, Karl Gottlieb W. (geboren am 28. August 1773 zu Leipzig, † am 25. Juli 1849 zu Zöschau bei Oschatz), bekannt als Verfasser des noch heute hochgeschätzten Werkes „Systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts“ (1. Aufl., Leipzig 1818 ff., 2. Aufl. das. 1843—1845), wurde am 24. November 1829 als Vice-Appellations-Gerichtspräsident in den Adelstand erhoben und stand bis an sein Lebensende als Geheimer Rath und Präsident an der Spitze des Landesconsistoriums. — Der streng religiöse Sinn seines Elternhauses und die mannichfachen Anregungen einer durch geistige und künstlerische Genüsse veredelten Geselligkeit, die sich ihm hier darboten, erwiesen sich als außerordentlich förderlich für die Jugenderziehung Karl v. Weber's, der, von Natur reich beanlagt, unter sorgfältig ausgewählten Lehrern im Privatunterricht so rasche Fortschritte machte, daß er — ein seltenes Beispiel der Frühreife für die damalige Zeit, — erst zwölf Jahre alt, in die Secunda der alten Kreuzschule zu Dresden eintreten konnte. Vollendet wurde seine Gymnasialbildung auf der Fürstenschule St. Afra zu Meißen, die seit länger als drei Jahrhunderten den Ruhm der vornehmsten Pflanzstätte des sächsischen Beamtenthums und Gelehrtenstandes behauptet hat. Die umfassende classisch-humanistische Bildung, zu welcher W. während seines $4^1/_2$jährigen Besuchs der Fürstenschule, von Michaelis 1819 bis Ostern 1824, den Grund legte, war für seine spätere Wirksamkeit, die ihn weit über die Aufgaben und Ziele der juristischen Laufbahn hinausführen sollte, von unschätzbarem Werth; auch trug der persönliche Verkehr mit dem durch seine Liviusforschungen hoch angesehenen zweiten Professor der Fürstenschule, Johann Gottlieb Kreyßig (A. D. B. XVII, 157), in dessen Hause er als Extraneer Aufnahme fand, wesentlich dazu bei, den Sinn für die geschichtlichen Studien in ihm zu erwecken. Nach Ablegung des Abiturientenexamens widmete W. sich den Rechtswissenschaften, zunächst von Ostern 1824 bis Michaelis 1825 auf der Landesuniversität in Leipzig, dann bis Ostern 1827 auf der Universität Göttingen, und bestand am 18. Februar 1828 in Leipzig die Prüfung als Baccalaureus mit der ersten Censur, — was damals allerdings, wie er selbst in den von ihm handschriftlich hinterlassenen Lebenserinnerungen bemerkt, nichts Seltenes war. Eine Reise nach Frankreich und der Schweiz, die er im Frühjahr und Sommer 1828 unternahm, gab ihm Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse und Anschauungen. So begann er, mit einer vielseitigen Vorbildung ausgestattet, seine praktische Thätigkeit als Accessist bei dem Justizamt Zwickau und erfuhr zunächst — eine Enttäuschung. Er hatte auf weitere Ausbildung gehofft und sah sich statt dessen zu unfruchtbarem Actenlesen verurtheilt: sein juristischer Scharfsinn

fand höchstens Anlaß, sich in der Ausfertigung von Strafmandaten zu erproben, die meist gegen Werdauer Holzdiebe gerichtet waren. Größere Befriedigung gewährte ihm die Beschäftigung bei dem Oberconsistorium, bei welcher Behörde er zunächst vom Mai bis August 1829 als Accessist arbeitete und später, 1831, als Referendar Anstellung fand, nachdem er am 6. Mai 1830 mit einer Abhandlung „De fiscis viduarum imprimis clericorum“ in Leipzig promovirt und die vorbereitenden Stadien für das zweite juristische Examen, darunter namentlich auch die Probearbeiten für die Advocatur, durchgemacht hatte. Neben dem Referendariat bei dem Oberconsistorium versah er seit dem 16. August 1833 auch die Stelle eines Referendars bei dem Landesjustizcollegium und wurde infolge der veränderten Organisation der Justizbehörden am 1. Mai 1835 zum Beisitzer beim Appellationsgericht ernannt. Am 1. October 1839 folgte seine Beförderung zum Appellationsrath, und bald darauf eröffnete sich für ihn neben seinem Hauptamt eine weitere Thätigkeit, die für die Gestaltung seiner dienstlichen Laufbahn von großem Einfluß werden sollte, indem er am 30. April 1840 das Referat bei den Ministern in Evangelicis erhielt. Da W. sich in dieser Stellung in kurzer Zeit das Vertrauen der Minister erwarb, wurde ihm, unter Ernennung zum Ministerialrath, am 27. September 1843 auch das Referat für den ganzen Geschäftsbetrieb der obersten Staatsbehörde, des Gesammtministeriums, übertragen. Er leistete diesem Rufe anfangs nur mit einem gewissen Widerstreben Folge, denn die ausschließlich juristische Thätigkeit schien seiner Natur mehr zu entsprechen, als die administrative, allein seine vielseitige Bildung und die Sicherheit in der Beherrschung der geschäftlichen Praxis, die er sich erworben hatte, ermöglichten es ihm, den mannichfaltigen Aufgaben der Verwaltung, Gesetzgebung und Politik, mit denen sein ministerielles Amt ihn in Berührung brachte, sich mit großem Geschick anzupassen; außerdem gestattete ihm seine unermüdliche Arbeitskraft, auch auf juristischem Gebiete weiter zu wirken. Im October 1843 trat er als Mitglied in die Prüfungscommission des Justizministeriums ein und im November 1846 wurde er zur Theilnahme an den Berathungen über den Entwurf eines Civilgesetzbuches herangezogen. Von der stürmischen Bewegung, die im J. 1848 über Sachsen hereinbrach, wurde Weber's persönliche Stellung nicht berührt. Er gehörte zu denjenigen Männern, die sich unter schwierigen Verhältnissen einen freien Kopf und die Ruhe des Gemüthes zu bewahren wissen. Er hat weder damals noch später seinen politischen Standpunkt, der im wesentlichen ein freisinniger war, je verleugnet, aber dem Parteileben gegenüber stets eine vornehme Zurückhaltung bewahrt, und gerade in jener schweren Zeit, in welcher nach seinem eigenen Urtheil die augenblickliche Strömung selbst manche Beamte in unsichere Bahnen lenkte, bei dem raschen Wechsel unter den Räthen der Krone sich durch seine Sachkenntniß und seine ausgleichende Vermittlung manche Verdienste um die Fortführung der Geschäfte des leitenden Ministeriums erworben. Die Anerkennung der Regierung blieb nicht aus: im December 1848 wurde W. zunächst in Vertretung des erkrankten Geheimen Archivars Dr. Tittmann mit der Verwaltung des sächsischen Staatsarchivs betraut und dann am 10. März 1849 zum Director des Hauptstaatsarchivs ernannt. Ein volles Menschenalter hindurch hat er dieses Amt mit unermüdlicher Thätigkeit und mit außerordentlichem Erfolge bekleidet.

Wie einst nach dem nationalen Aufschwung der Befreiungskriege die deutsche Geschichtsforschung bestrebt war, auf Grund der zum großen Theil in Vergessenheit gerathenen Quellen des Mittelalters unserem Volk ein neues Bild seiner Vergangenheit zu erschließen, — so gehört es mit zu den Errungenschaften der liberalen Geistesrichtung, die in den mittleren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts allgemach in allen Theilen Deutschlands über die reactionären Gegenbestrebungen

den Sieg davon trug, daß die Arcana Imperii, die Archive, ihre meist noch ungehobenen Schätze den wissenschaftlichen Studien zur Verfügung stellten. Dabei ergiebt sich freilich die Wahrnehmung, daß diese Entwicklung keineswegs urplötzlich, wie die Minerva aus dem Haupte des Zeus, ins Leben trat. In Preußen z. B. machte sich bis in die sechziger Jahre in Bezug auf die Benutzung der Staatsarchive eine gewisse Aengstlichkeit geltend, die erst mit dem Eintritt Max Duncker's als Director (1867) ein und für alle Male beseitigt wurde, während das alte Culturland Sachsen schon anderthalb Jahrzehnte früher auf diesem Gebiete mit rühmlichem Beispiel voranging. Unbestritten ist Karl v. W. der erste deutsche Archivdirector gewesen, der rückhaltlos die Ansicht vertrat, daß es den Interessen des Staates nur förderlich sein kann, die Aufklärung seiner Geschichte mit den Hülfsmitteln der Archive zu unterstützen. In einem Aufsatz über das Hauptstaatsarchiv (Archiv für die Sächsische Geschichte, Bd. 2, S. 23) deutet er darauf hin, daß selbst die Darstellung unerfreulicher Thatsachen aus den unmittelbaren Quellen nicht selten geeignet sei, die Beweggründe der handelnden Personen in günstigerem Lichte erscheinen zu lassen. — In den ersten Jahren seiner Leitung des Dresdner Archivs blieb W. dem Gesammtministerium zu besonderen Aufträgen attachirt. Als Vertreter Sachsens bei den Vorberathungen über die Verfassung für die von Preußen, Sachsen und Hannover gestiftete Union nahm er vom Juli 1849 bis Mai 1850 mehrfach an den Sitzungen der Regierungscommissare in Erfurt theil; ebenso war er bei den Dresdner Conferenzen (December 1850) beschäftigt. So wenig diese wohlgemeinten Anläufe zur Lösung der deutschen Frage von Erfolg begleitet waren, bildeten sie für W. eine werthvolle Lebenserinnerung; er kam noch in späteren Jahren gern darauf zurück, daß der Entwurf eines Bundesschiedsgerichtes, der mit zu dem Programm der Dresdner Conferenzen gehörte, aus seiner Feder geflossen sei. Nachdem das ihm ertheilte Mandat in den deutschen Verfassungsangelegenheiten erledigt worden war, concentrirte sich die Arbeitskraft Weber's anderthalb Jahrzehnte hindurch ausschließlich auf sein Hauptamt. Die Verdienste, die er sich um das sächsische und durch sein anregendes Beispiel mittelbar auch um das deutsche Archivwesen erwarb, lassen sich unter drei Gesichtspunkte zusammenfassen. In erster Linie befähigte ihn sein organisatorisches Talent, die inneren Einrichtungen des Hauptstaatsarchivs durch zweckmäßige Ordnung zu vervollständigen und weiter zu führen. Einen noch heute viel beneideten Besitz des sächsischen Staatsarchivs bilden die nach Hunderten von Bänden zählenden Repertorien, deren erste Anlage bis in das 17. Jahrhundert zurückgeht und die sich über die verschiedenen Gruppen von Urkunden und Acten erstrecken: chronologische Regesten oder alphabetisch geordnete Sach- und Personenregister, die den Benutzer in den meisten Fällen in die glückliche Lage versetzen, das für seine Nachforschungen verwendbare Material mit Leichtigkeit übersehen zu können. Die Lücken dieser Repertorien auszufüllen, betrachtete W. als seine Hauptaufgabe, deren Umfang leicht zu ermessen ist, wenn man berücksichtigt, daß unter seiner Amtsführung, hauptsächlich durch die Einverleibung des Finanzarchivs, die Actenmasse des Hauptstaatsarchivs einen Zuwachs um das Doppelte ihres Bestandes erfuhr. In der oben erwähnten Abhandlung hat W. die Zahl der unter ihm neu angefertigten Verzeichnisse auf zweihundert Foliobände angegeben. Dabei beschränkte er sich nicht nur darauf, für diese oft sehr einförmigen Arbeiten die Directive zu ertheilen, sondern er nahm an der Ausführung derselben persönlich den lebhaftesten Antheil: fast auf jedem Blatt der Registranden begegnet man seiner emsigen Hand. — Eine zweite Eigenschaft, durch die W. sich in seinem Wirkungskreise allgemeine Sympathie erwarb, war die wohlwollende Unterstützung, die er allen Benutzern des Archivs erwies,

mochte es sich nun um gelehrte wissenschaftliche Studien oder um die oft mehr dilettantischen Versuche bei genealogischen und familiengeschichtlichen Nachforschungen handeln. Namhafte Historiker, wie Joh. Gust. Droysen, Ernst Herrmann (der Verfasser der Russischen Geschichte), Karl v. Noorden, um nur derer zu gedenken, die nicht mehr am Leben sind, — haben dankend anerkannt, daß ihnen die Auffindung der Quellen für ihre umfangreichen Werke durch Weber's Bereitwilligkeit wesentlich erleichtert worden ist. Es hängt hiermit zusammen, daß erst seit dem Directorat Weber's der fast unerschöpfliche Reichthum des sächsischen Staatsarchivs in weiteren Kreisen der deutschen Geschichtsforscher allgemein bekannt wurde. Vier Jahre lang haben die Mitarbeiter der historischen Commission bei der Münchner Akademie der Wissenschaften, Weizsäcker, Kluckhohn, v. Druffel u. A. für die Sammlung der älteren Reichtagsacten und der politischen Correspondenzen des 16. Jahrhunderts in dem alten Archivgebäude am Taschenberg in Dresden unter Weber's Obhut in behaglicher Muße ihren Studien obgelegen. In dieselbe Zeit fällt die Begründung des Codex diplomaticus Saxoniae Regiae (1860), für dessen Förderung W. vielfach thätig war, ohne sich an der Herausgabe zu betheiligen. Noch weit enger waren seine Beziehungen zu dem „Archiv für sächsische Geschichte“, indem er seit 1863, anfangs in Gemeinschaft mit E. W. Wachsmuth, später bis an sein Lebensende allein die Redaction desselben führte. Mit den Mitteln, welche das Cultusministerium unter dem freisinnigen und wissenschaftlich hochbegabten Freiherrn v. Falkenstein gewährte, gelang es W. einen ansehnlichen Stamm von Mitarbeitern um sich zu sammeln, durch deren vereinte Bemühungen das Archiv sich den Ruf als eine der besten Zeitschriften auf dem Gebiete deutscher Territorialgeschichte erwarb. — Endlich, aber nicht an letzter Stelle, ist die eigene schriftstellerische Thätigkeit Weber's zu erwähnen. An historischen Arbeiten, die unter selbständigem Titel erschienen, veröffentlichte er 1857 ein zweibändiges, als Manuscript gedrucktes Werk über die Kurfürstin Marie Antonie Walpurgis, geb. Herzogin von Baiern, Gemahlin Friedrich Christian's und Mutter Friedrich August's, eine Fürstin, die sich namentlich durch ihre musikalischen Compositionen einen Namen gemacht hat und, ohne gerade zu den charakteristischen Gestalten der Aufklärungsepoche zu gehören, gleichwol mit dem Philosophen von Sanssouci in regem Briefwechsel stand. In demselben Jahre 1857 erschien eine Sammlung von Aufsätzen Weber's unter dem Titel: „Aus vier Jahrhunderten“, enthaltend theils biographische Skizzen von Persönlichkeiten des sächsischen Regentenhauses oder von Staatsmännern und Mitgliedern der Hofgesellschaft, theils politische Episoden und Darstellungen aus der Cultur- und Sittengeschichte, neben einem bunten Allerlei kleiner anekdotenhafter Züge aus dem intimen Leben der Höfe oder über Rechtsalterthümer (Hexenprocesse), die der ehemalige Jurist den von ihm mit Vorliebe durchforschten älteren Gerichtsacten entnahm. Daran schlossen sich 1859 Veröffentlichungen zur Chronik Dresdens, 1861 die Neue Folge des Sammelwerkes: Aus vier Jahrhunderten, 1863 eine biographische Studie über Graf Moritz von Sachsen, den Sohn der Gräfin v. Königsmark und Feldmarschall Ludwig's XV., sowie 1865 eine Lebensbeschreibung der Kurfürstin Anna, Gemahlin August's von Sachsen. Die gelehrte Quellenkritik war weniger die Sache Weber's als das Geschick, die Ergebnisse seiner unermüdlichen Forschungen in ansprechender Form zu erzählen. Das persönliche, biographische Element reizt ihn mehr als der innere Zusammenhang der politischen Ereignisse oder die Auseinandersetzung verwickelter diplomatischer Unterhandlungen. Auch seine Darstellungsweise trägt eine stark subjective Farbe, insofern er niemals mit seinem staatsmännischen oder sittlichen Urtheil zurückhält. In den zahllosen kleineren Mittheilungen, die theils in den „Vier Jahrhunderten“, theils

im Archiv für sächsische Geschichte zerstreut sind, weiß er die Fülle der Notizen, die sich dem Archivar beim Lesen der Urkunden und Acten alltäglich, gleichsam von selbst ergeben, oft in treffender Weise schriftstellerisch zu verwerthen. Wer ihn im Leben kannte, wie er mit sprudelnder Laune über Vergangenes und Gegenwärtiges zu sprechen verstand, wird auch in diesen Miscellen oder, wie er zu sagen pflegte, Curiositäten die Züge seines Wesens wieder erkennen, — vor allem eine glückliche Gabe des Humors und eine erstaunliche Vielseitigkeit der geistigen Interessen.

Neben dieser vielgestaltigen Thätigkeit am Archiv eröffnete sich für W. am Anfang der sechziger Jahre noch einmal ein ehrenvolles Arbeitsfeld auf dem Gebiete der höheren Verwaltung und Politik. Nachdem er im Auftrage des Gesammtministeriums mehrere Denkschriften über die staatsrechtliche Seite des Erbfolgestreites in den Elbherzogthümern verfaßt hatte, wurde er im Januar 1865 wieder mit dem regelmäßigen Vortrage im Ministerium betraut und verblieb in dieser Stellung bis an sein Lebensende. Während der Krisis des Jahres 1866 versah er die Geschäfte eines Referenten bei der Landescommission, die vom Juni bis October die Centralstelle für die Verwaltung des Königreichs Sachsen bildete. Obwol durch Geburt, Erziehung und Lebensstellung mit den Verhältnissen seines Heimathlandes eng verwachsen, gehörte W. zu den Männern jener Uebergangsepoche, die von der Nothwendigkeit der Opfer im Interesse der deutschen Gesammtheit überzeugt waren und die Versöhnung auf dem Boden der vollendeten Thatsachen anstrebten. So wenig er persönlich in die Oeffentlichkeit trat, wußte man doch, daß er in vielen wichtigen politischen Fragen der Vertrauensmann sowol der Minister als des Königs Johann war, der sich häufig seines Rathes bediente. An äußerer Anerkennung fehlte es ihm nicht: zwei Mal, 1849 und 1866, wurde ihm der Charakter als Geheimer Rath angeboten; beide Male lehnte er ab und nahm diesen Titel erst an, als er ihm im November 1872 bei Gelegenheit der goldenen Hochzeit des Königspaares in besonders huldvoller Weise verliehen wurde. Ebenso erging zwei Mal an ihn ein Ruf zum Eintritt in das Ministerium, für die Portefeuilles der Justiz und des Cultus; in seinem bescheidenen Sinn aber zog W. es vor, in der unscheinbareren Stellung am Pfluge der Wissenschaft zu verharren. Sein thatenfrohes Leben fand einen harmonischen Abschluß dadurch, daß er bis zum letzten Athemzuge seine dienstlichen Pflichten erfüllen konnte.

Ein von dem Minister Freiherrn von Falkenstein verfaßter Nekrolog: Den Manen Karl von Weber's. Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Ztg., Nr. 65 vom 14. Aug. 1879, theilweise mit wörtlicher Benutzung der eigenhändigen Aufzeichnungen Weber's in der Chronik des Hauptstaatsarchivs. — Ein biographischer Aufsatz: Dr. Karl v. Weber, verfaßt von dem Nachfolger Weber's, Geh. Rath v. Witzleben, im Archiv f. d. Sächsische Geschichte. Neue Folge. VI. Bd., 1880. — Außerdem ungedruckte Notizen und mündl. Mittheilungen des ältesten Sohnes von Weber, Landgerichtsdirector und Ober-Justizrath Gustav v. Weber in Dresden.

Paul Hassel.

Weber: Frhr. Max Maria v. W., ältester Sohn des großen Tondichters K. M. v. W., wurde zu Dresden am 29. August 1822, also drei Vierteljahr nach der ersten Aufführung des „Freischütz" geboren und erhielt nach diesem den Namen Max. Nach des Vaters frühem Tode leiteten seine Erziehung die herzenswarme Mutter und als Vormund der Zoologe und Afrikareisende Ghrt. Lichtenstein. Frühzeitig beschloß der Knabe, sich dem Eisenbahnwesen zu widmen, eine Berufswahl, welche damals, als es in Deutschland noch fast gar keine Eisenbahnen gab, merkwürdig erscheint, zumal für einen Künstlersohn und jungen

Edelmann. W. besuchte das Technische Institut in Dresden, arbeitete zugleich in einer Maschinenfabrik und bezog dann mit 18 Jahren die Universität Berlin, um naturwissenschaftliche und volkswirthschaftliche Vorlesungen zu hören, neue Sprachen zu treiben und als Freiwilliger auf Borsig's Constructionsbureau zu arbeiten. Zwanzig Jahre alt ging er in die Praxis über, indem er auf der rheinischen und auf sächsischen Bahnen als Maschinentechniker und Locomotivführer wirkte. Dann bereiste er England, wo er als seines Vaters Sohn, glänzende Aufnahme in den Häusern der berühmtesten Ingenieure fand.

Im J. 1845 trat W. als Betriebsleiter der Erzgebirgischen Bahn in den sächsischen Staatsdienst und begann gleichzeitig für Fachzeitschriften zu arbeiten. Daneben erging sich seine künstlerisch gestimmte Seele in Dichtungen („Mein Sommer", Sonette von Max Marius 1848.) Im J. 1849 ward W. ins Ministerium berufen, vermählte sich mit Fräulein Kath. Kramer aus Köln und wurde 1853 Finanzrath. Während dessen veröffentlichte er: „Das Tantièmesystem" (Chemnitz 1849); „Ueber die Prinzipien öffentlicher Verkehrsanstalten" (Leipzig 1849); „Die Technik des Eisenbahnbetriebes in Bezug auf dessen Sicherheit" (Leipzig 1854) und den Romanzencyclus „Roland's Gralfahrt" von Max Marius (Leipzig 1852). Im Frühjahr 1853 unternahm er einen Ausflug nach dem französischen Nordostafrika, den er in einem liebenswürdigen Büchlein beschrieb (Leipzig 1855), nachdem er schon vorher in einer Flugschrift „Algerien und die Auswanderung dorthin" (Leipzig 1854) auf die vermeintlichen Vortheile einer solchen aufmerksam gemacht hatte.

Die 20 Jahre (1850—1870), welche W. in Dresden lebte, waren reich an Leistungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens: Sachsen verdankte ihm werthvolle und eigenartige Einrichtungen; doch lag der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit wol in den wissenschaftlichen Arbeiten. Seit 1856 gab er, ein Jahrzehnt lang, das „Portfolio John Cockerills' heraus, und sehr segensreich wirkten die volkswirthschaftlich-menschenfreundlichen Untersuchungen über „Die Lebensversicherung der Eisenbahnpassagiere in Verbindung mit der Unterstützung der Eisenbahnbeamten" (Leipzig 1855); „Die Abnutzung des physischen Organismus der Eisenbahnfunctionäre" und „Die Gefährdungen des Personals beim Maschinen- und Fahrdienste" (Leipzig 1862). Verwandten Inhalts ist die Erzählung „Bezahlte Löhne und freie Genossen" (Wirth's Kalender 1869). Einen großen Wurf that er mit seiner „Schule des Eisenbahnwesens" (Leipzig 1857), einem katechismusartigen Nachschlagebuche, das oft aufgelegt und übersetzt worden ist. Daran schlossen sich drei andere technische Schriften: „Die rauchfreie Verbrennung der Steinkohle" (Leipzig 1859); „Das Telegrafen- und Signalwesen der Eisenbahnen" (Weimar 1867) und „Die Stabilität des Gefüges der Eisenbahngeleise" (Weimar 1869). Letztere historischen und experimentellen Entwicklungen haben geradezu reformatorisch auf die Einrichtung des Oberbaus und zwar nicht nur in Europa eingewirkt. Sie wurden ins Englische und Italienische übertragen. — Diese Arbeiten verschafften W. einen so ausgebreiteten Ruf, daß ihm aus den verschiedensten Ländern der Welt junge Ingenieure zur Unterweisung zugesandt und Gutachten aller Art von ihm eingeholt wurden.

In vieler Hinsicht waren die beiden Dresdener Jahrzehnte die reichsten und glücklichsten in Weber's Leben. Zwar sein herrlich veranlagter Bruder Alexander, der Maler geworden war, starb schon vor vollendetem 20. Lebensjahre; aber die edle Mutter blieb ihm bis zum Jahre 1852. Haus und Herd hatte er sich in anmuthiger Weise gestaltet; geliebte Kinder und ein reicher Freundeskreis umgaben ihn. Für jüngere hatte sein Wesen etwas geradezu blendendes; das lag zum Theil im Feuer seiner Sprache und im Glanze seiner Darstellungsweise, zum Theil aber auch in der Kühnheit seiner Meinungen, die sich oft bis zur Verwegenheit steigerte, und in der Rücksichtslosigkeit seines Urtheils über Menschen

und Dinge, die jungen Menschen meist sehr zusagte, wenn sie ihnen auch nicht immer gut bekam. Eigenthümlich war Weber's Verhältniß zu den Manen seines Vaters. Er hegte den leidenschaftlichen Wunsch, sich der Persönlichkeit Karl Maria's innerlich zu bemächtigen, ähnelte aber eigentlich das Bild des Vaters seinem eigenen an. Dabei zeigte er eine bis zur Befangenheit gehende Scheu, den großen Vater überschätzt zu sehen, und täuschte sich einigermaßen über das Maß seines eigenen musikalischen Verständnisses. Auf so eigenartigen gemüthlichen und geistigen Grundlagen errichtete er nach siebenjährigem, eifrigen Sammeln seinem Vater ein großes litterarisches Denkmal: „Karl Maria v. Weber. Ein Lebensbild" (Leipzig 1864—66). Es steht vor einem culturgeschichtlichen Hintergrunde von überraschendem Gestaltenreichthum, es ist so geistvoll und lebendig geschrieben und eröffnet zugleich so große Gesichtspunkte, daß es allein genügen würde, um dem Verfasser eine ehrenvolle Stelle in der deutschen Litteratur anzuweisen.

Die Umwandlung der Verwaltung der sächsischen Staatsbahnen im J. 1868 veranlaßte W. aus dem sächsischen Staatsdienst auszutreten. Im J. 1870 folgte er einem Rufe des österreichischen Handelsministers v. Plener nach Wien. Er trat als Rath I. Cl. (k. k. Hofrath) zunächst auf 5 Jahre in den kaiserl. Dienst. Es war gut, daß er sich nicht länger gebunden. Schon in Sachsen hatte ihm sein mehr zur Kritik und zur Auffindung neuer Gesichtspunkte als zu geduldigem Schaffen und Verwalten angelegter ungestümer Geist im Verkehre mit Leuten der nüchternen Praxis und mit denen, die er als „Büreaukraten" ansah, allerlei Schwierigkeiten bereitet; in Wien stieß er, ohne es zu wollen, bald und oft sehr stark an und hatte die Rückschläge seines Verhaltens schwer zu empfinden. Die einzige größere Verbesserung, welche er durchzusetzen vermochte, war die Einführung einer einheitlichen Signalordnung für Oesterreich-Ungarn. Gelegentlich des bekannten Processes Ofenheim, zu dem W. als Sachverständiger hinzugezogen war, kam es zum Bruch. Er trat wieder aus dem österreichischen Dienste, blieb aber zunächst in Wien wohnen.

Das tiefe Interesse an den großen Ereignissen des Krieges 1870, an denen sein Sohn als sächsischer Officier mithandelnd theilnahm, hatte eine kleine Schrift hervorgerufen, in der W. in anschaulicher und schlagender Weise die deutschen und die französischen Kriegsberichte nebeneinander stellt und die ohne seinen Namen unter dem Titel „Thaten und Phrasen" erschien (Leipzig 1871). Doch auch eine fachwissenschaftliche Frucht brachte ihm die Betrachtung des Krieges: „Die Schulung der Eisenbahnen für den Krieg im Frieden" (Weimar 1870). Und nun wendete sich W. einer Aufgabe zu, die fortan im Mittelpunkte seines Gedankenkreises stehen blieb, der Frage der Bahnen zweiter Ordnung, dieser neuen Pfade der Volkswirthschaft. Es erschienen seine „Praxis des Baues und Betriebes der Sekundärbahnen mit normaler und schmaler Spur" (Weimar 1871; 2. Aufl. 1873) und „Die Sekundärbahnen mit normaler Spur und langsamer Fortbewegung" (Weimar 1874). Zugleich trat er mit großer Entschiedenheit für den Gedanken ein, den einzelnen Bahnen möglichst ihre Eigenart zu bewahren, ein Gedanke, aus dem heraus er sich zu einem Gegner der Verstaatlichung der Eisenbahnen erklärte. Er vertrat seine Auffassungen mit großer Wärme in „Individualisirung und Entwickelbarkeit der Eisenbahnen" (Leipzig 1875), in den „Bemerkungen zum vorläufigen Entwurfe eines Reichseisenbahngesetzes" (Leipzig 1875), in dem Aufsatz über „Nationalität und Eisenbahnpolitik" (Wien 1876), in der Schrift „Ueber den staatlichen Einfluß auf die Entwicklung der Eisenbahnen niederer Ordnung" (Leipzig 1878) und in den 1876 und 1877 zu Wien erschienenen „Populären Erörterungen von Eisenbahn-Zeitfragen", in denen er auch für eine höhere Ausbildung der Techniker eintrat. W. wollte die Verwaltung der Bahnen lediglich in die Hände von Fachmännern gelegt wissen, die

aber freilich in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Bildung auf einer höheren Stufe stehen sollten, als die, mit der man sich bis dahin meist zu begnügen pflegte. Techniker ohne Kenntniß der Volkswirthschaft und Verwaltung bezeichnete er mit einem dem Worte „Musikanten" nachgebildeten Ausdrucke als bloße „Technikanten". Weber's Freunde rühmten ihn als den Eisenbahnphilosophen, und dem entspricht es, daß die Universität Leipzig ihn 1872 zum Ehrendoctor der Philosophie promovirte.

Neben den sachwissenschaftlichen Arbeiten stehen nun aber noch einige andere, in welchen die Eigenart Weber's ganz besonders scharf und erfreulich hervortritt. Wer hat nicht, bald tief ergriffen, bald herzlich lachend, seine Zeitbilder oder culturgeschichtlichen Novellen gelesen? „Aus der Welt der Arbeit" (Berlin 1865); „Werke und Tage" (Weimar 1869); „Schauen und Schaffen" (Stuttgart 1878); „Vom rollenden Flügelrade" (Berlin 1882). In ihnen erhebt sich W. zu einer Verklärung der Arbeit und der Technik, insbesondere des Eisenbahnwesens, indem er mit köstlicher Frische die bis dahin kaum erkannte oder absichtlich verkannte Poesie zur Geltung bringt, welche das bunte, schnell pulsirende, von Dampf und Electricität beseelte Leben des modernen Verkehrs erfüllt. Durch diese Schriften hat er eine für unsere Weltauffassung und litterarische Entwicklung überaus wichtige Ader der Dichtung erschlossen, hat „die technische Novelle" geschaffen. Er hat, wie man wol gesagt hat, die Poesie der Schiene entdeckt.

Im J. 1878 folgte W. einer Aufforderung des preußischen Handelsministers Achenbach nach Berlin, um zunächst als Referent im Ministerium die Leitung eines großen amtlichen Eisenbahnorgans zu übernehmen. Aber an demselben Tage, an welchem er in Berlin eintraf, hielt Fürst Bismarck jene berühmte Rede, die der volkswirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands ganz neue Wege wies, die Verstaatlichung der Eisenbahnen einleitete und u. a. auch Achenbach's Rücktritt zur Folge hatte. W. befand sich in einer üblen Lage; er trat zunächst nicht in die preußische Beamtenschaft ein, sondern wurde mit den großen Untersuchungen betraut, welche das Ministerium über das Verkehrswesen außerdeutscher Länder anzustellen beschlossen hatte. Dem entsprechend unternahm er Reisen nach England, Frankreich, Scandinavien und Nordamerika, deren Ergebnisse er in umfassenden Denkschriften niederlegte. Veröffentlicht wurde davon die über „Die Wasserstraßen Nord-Europas" (Leipzig 1881).

Die schwierige Lage, in der W. sich befand, drückte sehr auf ihn. Ernst angegriffen und erschöpft kehrte er im Herbste 1880 aus Amerika nach Berlin zurück und trat nun als Geh. Regierungsrath und vortragender Rath förmlich in den Verband des Ministeriums für öffentliche Arbeiten ein. Aber nicht lange sollte er sich der neuen Heimath freuen. Plötzlich trat ein Herzleiden auf, und am 18. April 1881, demselben Tage, an dem er seinen Bericht über die amerikanische Reise vollendet hatte, raffte ein Herzschlag ihn dahin. Er hinterließ einen Sohn, der als Oberstlieutenant a. D. zu Dresden lebt, und eine Tochter, die mit dem Dichter Ernst v. Wildenbruch, Legationsrath in Berlin, vermählt ist.

Berghaus, M. M. Frhr. v. Weber. Ein Lebensbild (Berlin 1881). — M. Jähns, M. M. v. Weber. Biogr. Einleitung zu dem hinterl. Werke Vom rollenden Flügelrade (Berlin 1882). Max Jähns.

Weber: Michael W., Doctor und ordentlicher Professor der Theologie, † 1833. W. ist der Vater von Wilhelm W., der als Göttinger Professor 1833 mit Gauß den ersten Telegraphen in Göttingen construirte und 1891 dort starb. Michael W. wurde in Gröben, einem Dorfe zwischen Weißenfels und Zeitz geboren, erhielt seine Vorbildung auf der Stiftsschule zu Zeitz und studirte von 1774 an auf der Universität zu Leipzig. Hier empfing er Eindrücke von dem

theosophischen Crusius, aber auch von dem kritischen Ernesti. 1778 habilitirte er sich in der philosophischen Facultät daselbst, wurde Vesperprediger, bald darauf auch Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Universitätskirche. Da seine Predigten und Vorlesungen Beifall fanden, wurde er nach etlichen Jahren außerordentlicher Professor der Theologie daselbst. Im J. 1784 folgte er einem Rufe als vierter Professor der Theologie nach Wittenberg. Hier stieg er allmählich zur ersten theologischen Professur auf, ward Prediger an der Schloßkirche und Ephorus der Stipendiaten. In diese Periode seines Lebens, wo ihm 1804 sein nachmals berühmter Sohn Wilhelm geboren wurde, fällt die schlimme Kriegszeit, in welcher bei der Belagerung von Wittenberg im Befreiungskriege sein Haus ein Raub der Flammen wurde, sodaß die Familie Weber's nach dem benachbarten Orte Schmiedeberg flüchten mußte. Als die Wittenberger Universität mit der Hallischen vereinigt wurde (1815), siedelte W. nach Halle über, und wirkte hier als Professor, Mitdirector des theologischen Seminars und seit 1828 als Mitglied der theologischen Examinationscommission. Das Jahr 1828 brachte ihm die Feier seines fünfzigjährigen Docenten-Jubiläums, wobei er den rothen Adlerorden dritter Classe erhielt. Er starb als Senior der Halleschen Theologenfacultät am 1. August 1833. — Als Mensch ein „frommer Biedermann“, wie ihn Zeitgenossen schildern, beherrschte er als Gelehrter eine Fülle dogmatischer und exegetischer Kenntnisse, und noch in Halle hat er, wie man dort etwa im J. 1869 erzählte, seine Vorlesungen in lateinischer Sprache gehalten; aber als Theologe läßt er eine einheitliche Geistesrichtung vermissen; denn mit seiner supranaturalistischen Grundstimmung verband er absonderliche aufklärerische Elemente, und seine sonderbaren kritischen Operationen am Texte des Neuen Testamentes haben dem gelehrten Manne wenig Beifall eingebracht. Mit dem Texte des Neuen Testaments war er so vertraut, daß er es wörtlich im Gedächtnisse hatte, und es daher in seinen Vorlesungen, in Disputationen und bei der Prüfung von Candidaten höchst selten aufzuschlagen brauchte. Auch vom Alten Testamente hatte er sehr viele längere Stellen wörtlich inne. Gründlich war seine Kenntniß der hebräischen Sprache, und auch das Studium der übrigen semitischen Sprachen, besonders das der syrischen, hatte er mit Eifer betrieben. Seine zahlreichen Schriften erstreckten sich auf alle Zweige der Theologie.

Schriften: Als die wichtigsten gelten seine „Opuscula academica eaque apologetica, Vitebergae publice scripta“ (Sammelband, von W. selbst im J. 1828 veröffentlicht, erschienen zu Leipzig). Hierin hat er alles zusammengestellt, was sich von seinem Standpunkte für den Ursprung des Christenthums „aus wunderthätiger Offenbarung“ sagen läßt. Sodann „Eclogae“ [exegetico-criticae ad varios Novi Testamenti locos], Universitätsprogramme: I, ad epistolas Pauli majores, Lips. 1791; III, ad epistolas Pauli minores, Lips. 1791—1794. — Dazu kommen vielerlei andere Programme und Editionen: „Commentatio ad locum Gal. 3, 19—22“ (Lips. 1777); „Commentatio ad Ebr. 2“ (Ibid. eod.); „Versuch einer Uebersetzung des Briefs Pauli an die Galater“ (ebd. 1777); „Comment. exeg. crit. ad I Tim. 3, 16“ (ibid. 1778); „Versuch einer Uebersetzung der Briefe Johannis“ (ebd. 1778); „De usu versionis N. T. Syriacae hermeneutico etc.“ (ib. eod.); „Specimina exegetico-critica ad nonnullos N. T. locos“ (ibid. eod.); „Etwas für junge Freunde der Philosophie“ (ebd. 1779); „Kurzer Entwurf der allg. christl. Tugendlehre“ (ebd. 1780); „Hat der Dekalogus weislich keine verbindende Kraft mehr?“ (ebd. 1782); „Dubitationes adversus Bechtoldi orationem, qua Bessici judicium de Decalogo latum defendere conatur“ (ibid. eod.); „Morgen- und Abendandachten für vernünftige und fromme Christen auf alle Tage u. s. w.“

(ebd. 1782, 2. Aufl. 1783); „Progr. adit. de intempestiva ac nimia lectionis emendandae cura“ (ibid. 1783); Diss. „Crisis loci Paulini 1. Tim. 3, 14—16“ (Lips. 1784); „Predigt am 1. Osterfeiertage 1785 über 1. Cor. 5, 6—8“ (Wittbg. 1785); „Tischandachten für vernünftige und fromme Christen“ (ebd. 1785); „Progr. de intempestiva lectionis cura e Jeremia illustrata“ (ibid. eod.). Dazu noch eine große Anzahl von lateinischen Programmen, veröffentlicht zu Wittenberg, dann zu Halle bis herauf zum Jahre 1824. (Ihre Titel in Schmidt's Nekrolog, und bei H. Döring s. unten.) Als besonderer Freund der lateinischen Sprache gab er „Lateinische Gesangbücher“ heraus, „für studirende Jünglinge“ Leipzig 1800 und 1825, aber auch eines (lat. Gesangbuch) für meine Kinder und Andere, auch für Erwachsene, die es brauchen können und wollen, ebd. 1800. — Die Editionen umfassen die symbolischen Bücher (1810) und noch speciell die Confessio Augustana (1810 und 1830). Den Wortlaut ihrer Titel und die Titel der hier nicht aufgeführten minder bedeutenden Schriften Weber's in Schmidt's Nekrolog und bei H. Döring s. unten.

Vgl. Hallesche Lit. Ztg. 1834, Intell. Blatt Nr. 27. — Preuß. Staatszeitung 1833, Nr. 217, S. 896. — Dr. Fritzsche, Narratio de M. Webero etc. Progr. Hal. 1834. — [Schmidt's] Neuer Nekrolog der Deutschen. Elfter Jahrg. 1833, zweiter Theil (Weimar 1835), S. 531—536. — Richter, Lexikon geistlicher Liederdichter S. 430. — Allg. Kirchenzeitung 1834, Nr. 61, S. 490 f. — Erdmann, Lebensschreibungen Wittenberger Theologen S. 150 f. — Meusel, Gelehrtes Deutschland VIII, 369 ff; X, 797; XVI, 159 ff.; XXI, 384 ff. — H. Döring, die gelehrten Theologen Deutschlands. Bd. 4, S. 663 ff. P. Tschackert.

Weber: Moritz Ignaz W., Anatom, geboren zu Landshut am 10. Juli 1795 und gestorben als Geheimer Medicinalrath zu Bonn am 22. Juli 1875, studirte und erlangte 1823 die Doctorwürde in Würzburg mit der Inauguralabhandlung: „De hydrocephalo“, wurde bald darauf Prosector in Bonn, 1825 außerordentlicher Professor daselbst und war seit 1830 ordentlicher Professor der vergleichenden und pathologischen Anatomie daselbst. W. hat zwar keine epochemachenden Endeckungen aufzuweisen, war aber ein fleißiger Schriftsteller in seinen Specialgebieten und ein geschätzter Lehrer. Als seine hauptsächlichsten Veröffentlichungen citiren wir nach der unten genannten Quelle: „Beobachtungen an Verstorbenen aus der Zuchtanstalt zu Münster, Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße betreffend“ (Nasse's Zeitschr. für psychische Aerzte 1820); „Ueber die Zwischenkieferknochen und die Entstehung des gespaltenen Gaumens (Wolfsrachens)“ (Göthe, zur Naturwissenschaft I, 1820); „Grundlinien der Osteologie des Menschen uud der Hausthiere, in Verbindung mit Syndesmologie u. s. w.“ (Bonn 1820); „Die Skelette der Haussäugethiere und Hausvögel“ (ebd. 1824); „Handbuch der vergleichenden Osteologie“ (ebd. 1824); „Die Zergliederungskunst des menschlichen Körpers zum Gebrauch bei Secirübungen“ (4 Abtheilungen, ebd. 1826—32); „Ueber das Strahlenblättchen im menschlichen Auge“ (ebd. 1827 mit 1 Tafel); „Die Lehre vor den Ur- und Racen-Formen der Schädel und Becken der Menschen“ (Düsseldorf 1830 mit 33 Tafeln); „Anatomischer Atlas des menschlichen Körpers in natürlicher Größe, Lage und Verbindung der Theile“ (ebd. 1830—33, 2. Aufl. 1835—1841, Imp.-Fol. 82 Tafeln; englisch 1831—33; französisch 1834), sein bekanntestes und verbreitetstes Werk; „Observatio anatomico-pathologica de corde univentriculari e quo unus tantum truncus-arteriosus surgit. Prolusio acad.“ (Bonn 1832); „Schema des med. Studiums, für angehende Mediciner und als Leitfaden zu Vorlesungen über Encyclopädie und Methodologie“ (ebd. 1834); „Vollständiges Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers (Zergliederungskunde und

Kunst, zunächst für die Besitzer des anatomischen Atlasses“ (3 Bde. ebd. 1839 bis 42, 2. Aufl. 1845); „Anatomischer Handatlas des menschlichen Körpers mit den in die einzelnen Theile ein- oder beigeschriebenen Namen derselben, ähnlich wie bei Landkarten. Nach B. S. Albinus“ (ebd. 1853, Imp.-Fol.).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 209. Pagel.

Weber: Peter Josef W., katholischer Theolog. Er war zu Montabaur am 22. Mai 1750 geboren, machte daselbst, in Coblenz und Trier seine Studien, wurde in letzterer Stadt 1770 Priester, nach zwei Jahren Professor der Moral und Dr. theol., im J. 1779 Pfarrer zu Niedererbach, 1782 Professor der Moral am Gymnasium zu Coblenz, 1784 wiederum in Trier, zugleich Bibliothekar, Assessor des Generalvicariats und Mitglied der Schulcommission, nach deren Verlegung in Coblenz Director der oberstiftischen Schulen. Im J. 1789 erhielt er eine Ceremonialpräbende in Pfalzel a. d. Mosel, verzichtete auf die Pfarrei, im J. 1810 wurde er zum Kanonikus am Dome in Trier ernannt. Seine zahlreichen Schriften behandeln Gegenstände der praktischen Theologie und des Kirchenrechts, Ehehindernisse, Bußsacrament, liturgische u. a. Dinge. Sie sind angeführt bei Meusel IV, 148, 1. Nachtr. S. 684, 2. S. 415, 3. S. 365, 4. S. 791, 5. S. 506. — Felder III, 402 ff. v. Schulte.

Weber: Robert Wilhelm W., Landschaftsmaler, geboren am 26. November 1830 zu Quedlinburg als der Sohn eines früheren Hauptmanns und Gutsbesitzers, studirte in seiner Vaterstadt, machte sein juristisches Examen zu Berlin, entsagte aber dem Staatsdienst, um auf weiten Reisen zu zeichnen und zu malen. Im Jahre 1859 kaufte W. ein Anwesen in Wernigerode am Harz und verheirathete sich; seine gesammelten Studien verwendete er zu Bildern, welche er in München mit gutem Erfolge im Kunstverein zur Ausstellung brachte. Hierher übersiedelte er auch völlig 1884, starb aber schon am 12. Juli 1890. Am liebsten malte er Landschaften aus dem Harz und oberbairische Gebirgsbilder, worunter seine Zugspitz-Ansichten die hervorragendsten waren.

Vgl. Kunstvereins-Bericht f. 1890, S. 69. Hyac. Holland.

Weber: Therese W., Malerin, geboren 1813 zu Nymphenburg, als die Tochter des Forstmeisters Friedrich Max W. Nach dem Verluste des Vaters adoptirte sie ihr Oheim General Freiherr v. Weber, welcher seine Nichte, da sie besondere Freude an der Malerei zeigte, durch die damals namhaftesten Meister wie Karl Rottmann, Chr. Morgenstern, Albrecht Adam in der Landschaft und im Thierstück ausbilden ließ. Trotz der Subvention ihres Oheim war ihre Jugend keine ganz sorglose, da sie aus Zartgefühl die Güte desselben nicht zu sehr in Anspruch nehmen wollte und deshalb neben dem fleißigsten eigenen Studium noch Privatunterricht bei Damen ertheilte. Sie pflegte übrigens nicht nur die Kunst, sondern auch die Wissenschaft, insbesondere Geschichte und Litteratur, auch beherrschte sie fast alle modernen Sprachen. So vereinte sich in ihr ein schönes Wissen mit gediegenem Können, auch bewies sie immer einen edlen Charakter, vereint mit wahrer Bescheidenheit. Für ihre Familie war sie ein Stolz, ihrer Mutter eine Stütze und ihrem Oheim eine dankbare Nichte und Tochter. Dreißig Jahre opferte sie ihm fast ausschließlich, begleitete ihn jährlich nach seinem Gute Rappoltsweiler im Elsaß; dort und in Lothringen entstanden viele schöne Studien und Bilder, meist Landschaften mit Thier-Staffagen, auch Scenen aus dem Innthale, eine Ansicht des Traunfalls u. dgl. Den Sommer verlebte sie meist im bairischen Gebirge, besonders zu Tegernsee. Hier wurde sie mit dem Botaniker Dr. Einsele bekannt, der sie auf die wunderbare Schönheit der Pflanzenwelt, insbesondere der Alpenflora aufmerksam machte. Nun begann sie unter seiner Leitung ein Herbarium zu malen, das später die ganze europäische Flora wissenschaftlich, botanisch und künstlerisch zugleich umfaßte. Durch die ihr eigene

sinnvolle poetische Gruppirung, durch ihre Wahrheit und Schönheit erwarb sie einen geachteten Namen als Künstlerin; W. Kaulbach nannte Therese W. die erste Blumenmalerin der Welt. Sie studirte die Natur der Blumen und Pflanzen in ihren kleinsten, tiefsten Geheimnissen, die Käfer und Schmetterlinge, ebenso die Gräser und Moose und reproducirte selbe voll Wahrheit und Frische. Unermüdlich sammelte sie neues Material, namentlich im Süden, wohin sie ihrer Gesundheit wegen beinahe alljährlich reiste. Sehr beliebt wurden ihre Fächermalereien auf weißer Seide, die in keinem feinen Damensalon fehlten und mit eminentem Geschmack und lebendiger Phantasie und geschmackvollstem Wechsel im Arrangement gemacht waren. Als „Vorlagen für Blumenmalerei“, insbesondere als Muster zum Bemalen von Fächern, Tellern, Kästchen veröffentlichte sie mehrere Hefte mit „Garten-, Feld -und Waldblumen“ und „Alpenflora“. Von ihren Reisen brachte sie stets eine reiche Ausbeute landschaftlicher Studien mit in ihren Skizzenbüchern und Zeichnungen, die in ihrer großartigen Auffassung lebhaft an Rottmann's Poesie erinnerten. Außer ihm verkehrte sie mit Willers, Neureuther, Fischbach, Voltz, Steffan und Seitz, die an bestimmten Abenden ihre gerne gesehenen Gäste waren. Auch hatte sie immer einen Kreis von Schülerinnen um sich, denen sie eine unübertreffliche Lehrerin und Freundin blieb. Ihre einfachen, natürlichen Umgangsformen bei ihrer feinen, schöngeistigen Bildung, machten sie zum Liebling Aller die sie kannten, sie gewannen ihr die achtungsvollste Freundschaft sowohl in den höchsten Kreisen, wie bei den ärmsten Bewohnern der Berge, wo sie so gerne weilte. Sie war nicht nur Künstlerin, sondern in allen Dingen human und edel. Aus dem bairischen Gebirge nahm sie eine arme Waise zu sich, die sie wie eine Mutter erzog; begleitet von diesem Mädchen machte sie jährlich Reisen nach Italien, Frankreich, in die Schweiz, Reisen und Malen war ihr höchstes Vergnügen; in schönen Gegenden, in einsamen Wäldern und am Meeresstrande ganz der Kunst und ihren Studien obliegen zu können. Sie starb nach fünftägiger Krankheit an der Diphteric, am 30. December 1875 und wurde am ersten Tage des Jahres 1876 begraben.

Vgl. Nagler 1851, XXI, 190. — Kunstvereinsbericht f. 1875, S. 68.

Hyac. Holland.

Weber: Tobias W., Stadtpfarrer und Inspector zu Idstein, Sohn und Amtsnachfolger von Anton W. (s. o. S. 281). Geboren 1564 zu Idstein, studirte zu Marburg, woselbst er zum Magister promovirt wurde. Nach beendeten Studien lehrte er zunächst an der Lateinschule zu Wiesbaden, übernahm dann im J. 1586 als Rector — ludirector — die Lateinschule zu Idstein. Hier verfaßte er als Festschrift für die am 2. December 1588 gefeierte Vermählung des Grafen Johann Ludwig von Nassau-Wiesbaden mit der Gräfin Maria von Nassau-Dillenburg das gleichzeitig zu Oberursel gedruckte Gedicht: „De origine et incrementis prosapiae comitum Nassoicorum liber unus heroico carmine conscriptus et sub auspiciis Joh. Ludovici comitis in Nassau, domini in Wiesbaden et Idstein in lucem editus. Cui inserta est histor. descriptio pugnae Wormatiensis, quae inter Adolphum com. Nassoic. et ducem Austr. Albertum commissa est. Autore M. Tob. Webero ludirectore Idsteiniano“. Nach der zwangsweise erfolgten Entfernung seines Vaters aus der Idsteiner Pfarrstelle gegen Ende Juli d. J. 1590 folgte er diesem im Amte und wurde als solcher am 4. August d. J. eingeführt; im J. 1593 wurde er auch Nachfolger seines Vaters in der Inspection der Superintendentur Idstein. Auch in diesen kirchlichen Aemtern scheint Tobias W. wesentlich für die Hebung des Schulwesens thätig gewesen und dahin gewirkt zu haben, daß Erträge aus den Gütern aufgehobener Klöster der Herrschaft für Schulzwecke verwendet wurden. Er starb zu Idstein gegen Ende Juni — der Tag der Beerdigung war der 28. — 1633.

W. Sauer.

Weber: Veit W., Sänger historischer Volkslieder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wohl der dichterisch am meisten begabte Sänger von Liedern, zu denen die großen Ereignisse des Kampfes gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund den Anstoß darboten, war Veit W., der aus dem breisgauischen Freiburg stammte. Daß wider alle Erwartung 1474 die bisherigen Erbfeinde, die Eidgenossen und Herzog Sigmund als Vertreter des Hauses Habsburg-Oesterreich, durch den gemeinsamen Kampf gegen den gefürchteten Feind im Westen zusammengeführt worden waren und ihren Vertrag mit einander geschlossen hatten, veranlaßte Weber's erstes bekanntes Lied: „Von dem ewigen friden und der richtung", worin er laute Freude darüber ausspricht, Dank gegen Gott, „daß er den krieg verrichtet hat", der so lange gedauert habe. Es ist anzunehmen, auch W. sei als Krieger selbst in die Kämpfe mitgezogen, in denen er dann die Schweizer kennen lernte, so daß er 1475 als bestellter Dichter — „Mit gesang vertrib ich min leben, von tichten kan ich nit lan, darumb mir stet hand geben, die schild ich an mir han", das üchtländische Freiburg, die Schwester seiner Vaterstadt, verherrlichte. Im Spätherbst des Jahres 1474 schlug er bei Hericourt mit und sang von der Schlacht: „Der uns dies liedli hat gedicht von disem zug so kluog, der was selber bi der geschicht, da man die Walchen ersluog"; 1475 im Frühjahr nahm er am Zuge nach Pontarlier theil; 1476 gab er das so anschauliche, Strophe für Strophe Bild nach Bild entrollende Lied von der Schlacht bei Murten, erst von der belagerten, durch Bubenberg — „Fürbaß man nach im stellen sol, wo man ein stat wil behalten" — so trefflich vertheidigten Stadt, dann von dem sich sammelnden Entsatzheer, von dessen Ritterschlag, Kriegsrath, Angriff, von der Flucht des Feindes, dessen furchtbarer Vernichtung, von der Größe der Beute. Dabei verstand es W., reichere, von andern Dichtern nicht oder weniger geschickt angewandte Färbungen seinen Liedern zu verleihen. Im Liede vom Streite vor Hericourt führt er eine Reihe von Contingenten in den Farben ihrer einheitlich getragenen Gewänder auf; im Murtenliede vergleicht er den Kampf mit Operationen auf dem Schachbrette; im Lied vom Zuge nach Pontarlier läßt er sich Frühlingsanfang von einem Vögelchen vorsingen. Am liebsten hört man Weber's Lieder aus dem ganzen reichen Chor von Sängern aus dieser großen Zeit.

Vergl. R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Band II, wo Weber's Lieder als Nr. 130, 133, 135, 137, 142 stehen; vorher H. Schreiber's Monographie und Ausgabe (Freiburg i. Br., 1819); sowie des Verf. d. Art.: Die schweizerischen historischen Volkslieder des 15. Jahrhunderts (1870), S. 34 ff.

Meyer von Knonau.

Weber: Vincenz W., dramatischer Dichter, wurde am 11. Januar 1809 zu Trautenau in Böhmen geboren und erhielt seine Gymnasialbildung in Königgrätz, wo er unter der Obhut eines Oheims stand, der damals eine Professur der Theologie am dortigen bischöflichen Seminar bekleidete. Die poetischen Schwingen des Schülers, die sich schon damals zum Fluge rüsteten, wurden ihm zwar durch seine Angehörigen arg beschnitten und er mit allem Ernst auf sein Studium verwiesen, allein in Brünn, wo W. Philosophie hörte, und in Wien und Prag, wo er Medicin studirte, kam die Liebe zur Poesie mit erhöhter Kraft zum Durchbruch und äußerte sich in zahlreichen Gedichten und zwei großen Romanen, die W. aber sämmtlich wenige Monate vor seinem Tode den Flammen übergab. Nachdem er sich die Würde eines Doctor der Medicin erworben und 1839 eine Reise nach Italien unternommen hatte, ließ er sich auf Wunsch seiner Eltern in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, verlegte aber bald darauf, nach dem Tode seines Vaters, seinen Wirkungskreis nach Zwittau in Mähren.

Hier dichtete er, ohne alle äußere Anregung, nur dem eigenen Schaffensdrange folgend, sein Drama „Spartakus", das im April 1845 am Burgtheater in Wien zur Aufführung gelangte und mit großem Beifall aufgenommen ward. Einen gleichen Triumph feierte W. mit seinem zweiten Trauerspiel „Die Wahabitin". Dann aber kamen die Mißerfolge: seinen Dramen „Athenais" und „Der letzte Ritter" wurde zwar ein hoher poetischer Werth zuerkannt, doch wurden sie als zu wenig bühnenwirksam von der Hofburgtheaterdirection zurückgestellt. Inzwischen war W. 1847 von Zwittau nach Mährisch-Trübau übergesiedelt, wo er auch das Amt eines Stadtphysikus und später das eines Bezirks- und Gerichtsarztes versah. Hier schrieb er noch das dramatische Gedicht „Paracelsus", das zwar als Bühnenmanuscript gedruckt ward, aber nie zur Aufführung kam. Die letzten fünf Jahre seines Lebens vergingen ihm unter schweren körperlichen Leiden, und am 5. August 1859 starb er, seine Angehörigen unversorgt zurücklassend.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich LIII (1886), S. 217. Franz Brümmer.

Weber: Wilhelm W., Spruchsprecher in Nürnberg, geboren 1602, † am 28. Juli 1661. Als Spruchsprecher versah er ein öffentliches Amt, zu dem er vom Rathe förmlich bestätigt wurde. Dies Amt scheint in der Familie W. erblich gewesen zu sein; sein Großvater Bartel W. und sein Vater Hans W. waren ebenfalls Spruchsprecher, obwol sie auch zu den Meistersängern gerechnet werden. Wilhelm W. hatte eine gute Schulbildung genossen; auf Anlaß seiner Freunde ließ er sich am 29. Juni 1636 auf der Universität Altorf deponiren, im folgenden Jahre lieferte er eine poetische Beschreibung des Depositionsactes (438 Verse), 1647 wurde er vom Pfalzgrafen Dr. Joh. Gabler zum deutschen Dichter gekrönt. Er trat bei Hochzeiten und anderen Festen auf, machte Leichensprüche, Lehrgedichte, politische Gedichte und lieferte von 1639 an bis zu seinem Tode Neujahrswünsche, von denen noch 15 erhalten sind. Die meisten seiner Reimereien bewahren handschriftlich die Stadtbibliothek und das Germanische Museum in Nürnberg.

Holstein, Zeitschr. f. deutsche Philologie XVI (1884), 165—185. Holstein.

Weber: Wilhelm Eduard W., geboren am 24. October 1804 in Wittenberg als Sohn des dortigen Professors der Theologie Michael W. (s. o. S. 352). Er war das fünfte unter sieben heranwachsenden Geschwistern. Aus den ersten Jugendjahren Wilhelm's ist nur wenig bekannt. Als man sich im J. 1813 nach den Niederlagen des Napoleonischen Heeres an der Katzbach, bei Groß-Beeren und Dennewitz überall in deutschen Landen regte, um die Franzosen aus den von ihnen besetzten festen Punkten zu vertreiben, zog Bülow gegen die Festung Wittenberg, um sie von den Franzosen zu befreien. Da die Uebergabe verweigert wurde, wurde die Stadt am 27. September 1813 heftig beschossen, wobei ein großer Theil derselben in Flammen aufging. Auch das Haus, in dem die Familie W. wohnte, — es gehörte einem Prof. Dr. med. Langguth — wurde von den Flammen ergriffen; die Familie rettete nur das nackte Leben. Infolge jenes Unglücks zog Professor W. aus der belagerten Festung hinweg zunächst nach dem nahe gelegenen Schmiedeberg, wo er bis Michaelis 1814 wohnen blieb, um dann nach vollständiger Aufhebung der Universität seinen Wohnsitz in Halle zu nehmen. Hier besuchte Wilhelm die Unterrichtsanstalten des Waisenhauses; Ostern 1822 wurde er als stud. math. an der Universität Halle immatriculirt. Mit seinem um 10 Jahre älteren Bruder Ernst Heinrich, der bereits Professor in Leipzig war, hatte Wilhelm noch während seiner Schulzeit Versuche über Wellenbewegung angestellt; Ernst hatte es sogar durchgesetzt, daß Wilhelm zu diesem Zwecke auf längere Zeit vom Schulbesuch gänzlich

dispensirt wurde. Die Resultate ihrer gemeinschaftlichen Untersuchungen veröffentlichten die Brüder 1825 unter dem Titel „Wellenlehre auf Experimente gegründet“. 1826 promovirte W. zum Doctor mit der Dissertation: „Theoriam efficaciae laminarum maxime mobilium arcteque tubas aërem sonantem etc. continens“, und im folgenden Jahre habilitirte er sich in Halle als Privatdocent, nachdem ihm der Cultusminister seine Bitte um pecuniäre Unterstützung behufs eines einjährigen Aufenthalts in Göttingen, wo er Gauß hören wollte, sowie zu einer Reise nach Paris, wo damals die mathematisch-physikalische Disciplin besonders glänzend vertreten war, abgeschlagen hatte. Im Juli 1828 wurde ihm die erste auswärtige Ehrenbezeugung durch die Ernennung zum correspondirenden Mitglied de l'académie royale des sciences de Turin zu Theil und im Herbst desselben Jahres wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Im September besuchte er die in Berlin tagende Naturforscherversammlung, auf der er durch einen wohlgeordneten und gutgehaltenen Vortrag über die „Compensation der Orgelpfeifen in bezug auf die Stärke der Töne“ (Pogg. Ann. Bd. 14, 1828) die Aufmerksamkeit Alexander v. Humboldt's und Gauß' auf sich zog. Nur für eine kurze Zeit kehrte er nach Halle zurück; am 17. October 1828 reiste er bereits wieder nach Berlin zu einem längeren Aufenthalte, während dessen er eine Fülle geistiger Anregungen erhielt, sowol durch den intimen Verkehr mit einer größeren Anzahl nahezu gleichaltriger Fachgenossen, wie Dirichlet, Dove, Magnus, Wöhler und auch älterer, meist schon in Amt und Würden stehender Persönlichkeiten wie Mitscherlich, Heinrich und Gustav Rose, Poggendorff, Enke, Seebeck, Steiner, Weiß, Ehrenberg, Ermann, Crelle u. a., als auch dadurch, daß sich ihm Alexander und selbst Wilhelm v. Humboldt's Haus erschloß. Am 22. Januar 1829 begab sich W. von Berlin nach Hamburg-Altona, um dort Repsold und Schumacher aufzusuchen; von dort reiste er nach Halle zurück, wo er bis zu seiner Berufung als ordentlicher Professor nach Göttingen 1831 blieb; es war ihm vornehmlich auf die Empfehlung von Gauß die durch den Tod von Tobias Mayer erledigte Professur für Physik übertragen worden.

In Göttingen richtete er zunächst das physikalische Cabinet neu ein; außerdem beschäftigten ihn die neu übernommenen Experimentalvorlesungen; endlich lag es auch in seiner Absicht, das Handbuch für Physik von Tobias Mayer neu herauszugeben, wozu er von buchhändlerischer Seite aufgefordert worden war. Diesen Plan führte er indessen nicht aus. Mit Gauß trat er von Anfang an in einen regen wissenschaftlichen, aber auch äußerst intim freundschaftlichen Verkehr. Gauß beschäftigte sich damals gerade mit magnetischen Untersuchungen; sofort nahm W. an ihnen theil; die Beobachtungsapparate waren z. Th. in der Sternwarte, z. Th. im physikalischen Cabinet aufgestellt. Beide Gebäude waren etwa 1/4 Stunde von einander entfernt; für gewisse Untersuchungen war es wünschenswerth gleichzeitig an beiden Orten Beobachtungen anzustellen. Zur gegenseitigen Verständigung wurden zunächst Boten benutzt; das führte aber zu mancherlei Unzuträglichkeiten; aus dem Wunsche diesen abzuhelfen ging im J. 1833 die erste größere Telegraphenanlage hervor, bei welcher galvanische Ströme die Zeichen übermittelten. Außer mit den Untersuchungen über Magnetismus finden wir W. in den Jahren 1833—36 in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Eduard mit physikalisch-physiologischen Versuchen beschäftigt, deren Resultate in der „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge“, Göttingen 1836, niedergelegt sind.

Am 20. Juni 1837 bestieg Ernst August, der Sohn Wilhelm's IV., als König von Hannover den Thron. Mit Mühe hatten die Hannoveraner im J. 1833 die Publication eines neuen Landesgrundgesetzes sich erkämpft, durch welches die Constitution von 1819 aufgehoben wurde. Da erklärte schon am 5. Juli 1837 Ernst August durch Patent, daß er das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 nicht

zu Recht bestehend ansehen könne, und daß die alte ständige Verfassung von 1819 wieder einzuführen sei. Am 30. October 1837 wurde die Ständeversammlung aufgelöst; die „königlichen Diener“ wurden ihres Eides auf das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 für entbunden erklärt und am 1. November mittelst Patentes zur Einsendung von Dienst- und Huldigungsreversen unter Anerkennung der alten Verfassung von 1819 aufgefordert. Darauf richteten sieben Göttinger Professoren: Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm und W. am 18. November eine gemeinschaftliche, von Dahlmann verfaßte Eingabe an das Universitätscuratorium, in der sie erklärten, durch ihren Eid auf das Staatsgrundgesetz von 1833 verpflichtet zu sein und weder eine nach anderen Grundsätzen erwählte Ständeversammlung als zu Recht bestehend anerkennen, noch den geforderten Huldigungseid leisten zu können. Die Folge war, daß am 14. December 1837 die „Sieben“ mittelst Cabinetsordre ihres Amtes entsetzt, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus sogar des Landes verwiesen wurden. Ueberall zeigte sich die regste Antheilnahme an dem Geschick der hochherzigen Männer; Sammlungen wurden veranstaltet, die bis zum December 1842 die Summe von 22 357 Rthlr. ergaben. So wurde es W. möglich zunächst als Privatmann in Göttingen zu bleiben. Gauß bemühte sich sehr um seine Rehabilitirung; er wandte sich dieserhalben u. a. an Alexander v. Humboldt. Indessen scheiterten alle in diesem Sinne unternommenen Versuche an der Charakterfestigkeit Weber's. Seinen Lehrstuhl nahm in der Folge Listing ein. Wie bedrückend die Verhältnisse für W. in wissenschaftlicher Beziehung in Göttingen wurden, zeigt u. a. die Thatsache, daß er sich außer Stande sah zu einer Untersuchung 8000 m besponnenen Kupferdraht sich anzuschaffen. Auf den Rath Dirichlet's wandte er sich dieserhalben an die physikalische Classe der Berliner Akademie, die ihm den Draht leihweise überließ. Was ihn an Göttingen fesselte, war einzig und allein der Wunsch, in der Nähe von Gauß zu bleiben. Dies veranlaßte ihn noch im J. 1841 die ihm angebotene Directorstelle an der technischen Lehranstalt in Dresden abzulehnen. Indessen drückte ihn doch andrerseits der dauernde Bezug der Geldunterstützungen; dies war schließlich mit ein Grund, weswegen er 1842 die ihm angebotene Professur für Physik an der Universität Leipzig annahm; auch fand er hier einen Ersatz für den Umgang mit Gauß durch das Zusammenleben mit den ihm so eng verbundenen Brüdern Ernst Heinrich und Eduard.

Ostern 1843 trat W. seine neue Stellung in Leipzig an. Magnetische Untersuchungen bildeten zunächst den Hauptgegenstand seiner Beschäftigung; so sorgte er für den Bau eines isolirten, eisenfreien, magnetischen Observatoriums; indessen traten die Arbeiten auf diesem Gebiete alsbald doch in den Hintergrund, um so mehr, als auch Gauß sich nach Weber's Fortgang aus Göttingen diesem Gebiete abwandte. W. widmete sich in der Folge elektro-dynamischen Arbeiten. Die Früchte dieser Forschungen bilden sieben unter dem Titel „Elektrodynamische Maaßbestimmungen“ herausgegebene Abhandlungen, deren erste das berühmte „Allgemeine Grundgesetz der elektrischen Wirkung‘ enthält.

Das politisch so bedeutsame Jahr 1848 war herangekommen und übte, wie auf das deutsche Volk, so auch auf die Regierungen seinen Einfluß aus. In Hannover sah man den Schritt, den die sieben Professoren vor 10 Jahren in der Verfassungsfrage gethan hatten, mit anderen Augen an, und Ernst August fühlte sich bewogen, den Versuch zu machen, jene sieben, damals ihres Amtes entsetzten Professoren für Göttingen wieder zu gewinnen. Am 16. April 1848 wurde von Hannover aus bei W. angefragt, ob er eventuell wieder eine Professur in Göttingen annehmen würde. W. schwankte; auch rieth ihm mancher seiner Freunde ab. Indessen trug endlich seine Anhänglichkeit an Gauß den Sieg

davon. Nach verschiedenen Unterhandlungen erhielt W. am 16. October 1848 das officielle Berufungsschreiben. Ostern 1849 siedelte er wieder nach Göttingen über. Wenige Jahre darauf erwarb er mitten in der Stadt ein kleines, rings von Gärten umgebenes Haus; hier entstanden die Entwürfe zu seinen Arbeiten; die experimentellen Untersuchungen verschob er meist auf die Ferien. Von tief in seinen Lebensweg eingreifenden Wechselfällen blieb W. von nun an verschont, indessen mußte er bei dem hohen Alter, das er erreichte, viele seiner Freunde hinscheiden sehen. 1855 starb Gauß, 1859 der mit W. schon lange befreundete, und von ihm als Nachfolger von Gauß nach Göttingen gezogene Dirichlet. Auf Dirichlet's Lehrstuhl wurde Riemann berufen; aber auch er wurde der Wissenschaft bereits 1866 entrissen, ihm folgte Clebsch; aber nur wenige Jahre vergingen, da machte ein Diphtheritisanfall der Wirksamkeit auch dieses in den besten Jahren stehenden Mannes ein Ende. Um jene Zeit trat W. noch mit Zöllner in Leipzig in Beziehung.

Doch das Alter war gekommen, mit ihm die Zeit der Jubiläen. Am 24. October 1873 feierte er seinen 70. Geburtstag im engeren Kreise; größeren Ovationen, die seine Person betrafen, abhold, entzog er sich einer officiellen Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums am 26. August 1876 durch eine Reise nach Karlsbad. Ganz außerordentlich glanzvoll gestaltete sich indeß noch die Feier der 60. Wiederkehr des Jahrestages der Doctorpromotion 26. August 1886, bei welcher Gelegenheit er u. a. zum königlich preußischen wirklichen Geheimrath mit dem Titel Excellenz durch Seine Majestät den deutschen Kaiser ernannt wurde. Am 23. Juni 1891 starb er. Seine Werke (6 Bde., Berlin 1892—94) sind von der Göttinger Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben. Eine Würdigung derselben findet man im 38. Bande der Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in einer Rede über Wilhelm Weber von Eduard Riecke.

Vornehmlich nach: Wilhelm Weber. Eine Lebensskizze von Heinrich Weber, Professor an der Herzogl. technischen Hochschule zu Braunschweig. Breslau 1893.

Robert Knott.

Weber: Friedrich Eugen W.-Liel, Ohrenarzt, geboren am 19. October 1832, approbirt als Arzt seit 1858, war einer der ersten, der sich in Berlin mit Ohrenheilkunde beschäftigte. Er habilitirte sich 1872 als Docent für dieses Fach an der Berliner Universität, nachdem er 1863 bereits eine öffentliche Heilanstalt für Ohrenkranke begründet hatte, wurde 1884 außerordentlicher Professor in Jena, legte diese Stellung 1885 krankheitshalber nieder und siedelte zuerst nach Wiesbaden, später nach Bonn über, wo er am 30. November 1891 starb. W. gründete im Verein mit Voltolini, J. Gruber und Ruedinger 1867 die „Monatsschrift für Ohrenheilkunde“ und hat sich in seiner Specialwissenschaft durch die von ihm zum ersten Male zur Heilung gewisser Fälle von Schwerhörigkeit vorgenommene Durchschneidung des Musculus tensor tympani einen Namen gemacht. Anfangs von den Fachgenossen bekämpft hat diese Operation späterhin von verschiedenen Seiten wissenschaftliche Anerkennung und ihr Nutzen Bestätigung gefunden. Fernerhin bemerkenswerth ist Weber's experimenteller Nachweis einer freien Communication der endolymphatischen und perilymphatischen Räume des menschlichen Ohrlabyrinths mit extra-labyrinthischen, intracraniellen Räumen, sowie die verdienstvolle, auch der Physiologie zu gute gekommene kleine Schrift: „Ueber das Wesen und die Heilbarkeit der häufigsten Form progressiver Schwerhörigkeit“ (Berlin 1873), in welcher W. die Motilitätsstörungen der Rachen-Tuben-Muskulatur in ihrer Bedeutung für die Entwicklung fortschreitender Schwerhörigkeit eingehend erörterte. Von W. rührt auch die Angabe eines Ohrenmikroscops her, durch welches das Trommelfell

15mal vergrößert wird und zugleich seine Schwingungsfähigkeit betrachtet werden kann.

Biogr. Lex. VI, 215. — Voss. Zeitung, Abendausg. v. 1. Nov. 1891. — Münchener med. Wochenschrift 1891, S. 840. Pagel.

Webercus: Anton W., eigentlich Weber, geboren in Stuttgart am 1. Januar 1701, † ebendaselbst am 1. April 1803, ein Abenteurer, der sich durch seine Größe und Stärke auszeichnete und durch seine eigenthümlichen Lebensschicksale nicht ohne Interesse ist. Er lebte in untergeordneten Stellungen an den Höfen von Stuttgart, Berlin, Petersburg, Wien und Paris, wo er wegen seiner Körperlänge Aufsehen erregte und starb schließlich in dem seltenen Alter von 103 Jahren in dürftigen Verhältnissen.

Vgl. Wurzbach LIII, 220—225. H. A. Lier.

Webern: Karl Emil v. W., königlich preußischer Generallieutenant, am 2. Februar 1790 zu Kassel als der Sohn eines hessischen Officiers, welcher mit den landgräflichen Truppen im englischen Solde gegen die Nordamerikaner gefochten hatte, des nachmaligen Generals Karl Heinrich v. W., geboren, war zuerst Page des Landgrafen Wilhelm IX., trat 1802 beim 3. Bataillon der Garde in den Militärdienst, und war im J. 1805 Fähnrich im Leibgarderegimente. Als die Ereignisse des nächstfolgenden Jahres dem Bestehen des damaligen Kurfürstenthums ein Ende gemacht hatten, bezog er die Universität Marburg, betheiligte sich an den Aufstandsversuchen vom December 1806, ward, als diese fehlschlugen, gefangen genommen und nach Metz gebracht. Ende 1807 begnadigt, trat er in die neugebildete westfälische Armee, wurde zuerst als Unterlieutenant bei den Arbeiten des Kriegsministeriums verwendet, im Februar 1808 als Lieutenant im 3. Linieninfanterieregimente angestellt, nahm 1809 und 1810 am Kriege in Spanien theil, ward bei der Belagerung von Gerona verwundet, durch Verleihung des Ordens der westfälischen Krone ausgezeichnet und Ende des letzteren Jahres zum Hauptmann beim 7. Linienregimente befördert, dessen Garnison Kassel war. Seinen Lebensgang bis zur Zeit seines Aufenthaltes in Spanien hat er, ohne seinen Namen zu nennen, unter dem Titel „Erinnerungen eines alten Soldaten“ in der Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Geschichte des Krieges veröffentlicht (Berlin 1857 bis 1861, 105. bis 112. Band). Der Krieg gegen Rußland rief ihn von neuem in das Feld, in der Schlacht bei Borodino war er Ordonnanzofficier des Generals Gouvion Saint-Cyr, auf dessen Verwendung er den Orden der Ehrenlegion erhielt, und mit drei Kameraden, Elderhorst, Schirmer und Ludovici, die, wie er, in preußischen, in mecklenburg-schwerinschen, bezw. kurhessischen und braunschweigischen Diensten Generale geworden sind, erreichte er unter unsäglichen Drangsalen und Entbehrungen die Grenze. Zu Küstrin trat er am 25. December als Capitän in das preußische Heer, stand vor Torgau, kam im Februar 1814 zum 3. Elb-Landwehr-, im März zum jetzigen 13. Infanterieregimente, am 15. April 1815 zum 29. Infanterieregimente, machte mit diesem im Bülow'schen Corps den Feldzug von 1815 in den Niederlanden mit, erwarb das Eiserne Kreuz 2. Classe und stand zuerst in Coblenz, während der Occupationszeit auch einige Zeit in Diedenhofen und dann bis 1832 in Saarlouis in Garnison. General v. Hüser, welcher damals sein Regimentscommandeur war, nennt ihn den ausgezeichnetesten Untergebenen, in welchem er zugleich den treuesten Freund gewonnen habe, und erwähnt, daß Hauptmann v. W. die Seele aller geselligen Vergnügungen gewesen sei (Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals v. Hüser von M.(arie) O.(uednow), S. 207, Berlin 1877). Am 14. April 1829 wurde W. zum Major befördert, am 14. December 1831 in das 17. Infanterieregiment versetzt, am 30. März 1840 erfolgte seine Ernennung zum Oberstlieutenant, am 25. März 1841 die

zum Commandeur des 20. Landwehrregiments in Berlin. Es war eine Stellung, für welche ihn seine Gabe mit Menschen verkehren zu können besonders geeignet machte und sein lebhafter, empfänglicher Geist empfing in der Hauptstadt mannichfache Anregung. Auch wurde er hier der Königin Elisabeth bekannt, welche ihn häufig mit Aufträgen zur Erledigung von Geschäften der Wohlthätigkeit betraute, so daß er wol deren Almosenier genannt wurde. Nachdem er am 7. April 1842 Oberst geworden war, erhielt er am 27. Juli 1847 das Commando der Landwehrbrigade in Frankfurt a. O., aber schon am 11. April 1848 kehrte er in der nämlichen Verwendung nach Berlin zurück, am 10. Mai d. J. wurde er Generalmajor. Als 1849 der Prinz von Preußen mit einem Heerestheile zur Niederwerfung der aufständischen Bewegungen in der Pfalz und in Baden entsendet ward, erhielt W. das Commando der 2. Division des 1. Armeecorps unter General v. Hirschfeld, rückte mit derselben am 13. Juni von Neunkirchen her in Rheinbaiern ein, entsetzte am 18. das bedrängte Landau, überschritt am 20. bei Germersheim den Rhein und hatte sodann an den Kämpfen in Baden Antheil (L. Staroste, Tagebuch über die Ereignisse in der Pfalz und in Baden im Jahre 1849, Potsdam 1852). Nach der Heimkehr erhielt er das Commando einer Infanteriebrigade, schied aber am 26. Februar 1852 aus dem activen Dienste, wurde zum Mitgliede der General-Ordenscommission ernannt und nahm als solches an der Krönungsfeier König Wilhelm's I. in Königsberg theil. Am 10. Mai 1862 wurde er von der Stellung entbunden. Er behielt seinen Wohnsitz in Berlin. Neben der Wahrnehmung seiner Dienstgeschäfte hatte er sich in dieser Zeit eifrig mit der Militärlitteratur beschäftigt, in welcher er schon früher als Mitarbeiter an der zu Berlin erscheinenden Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Geschichte des Krieges thätig gewesen war und deren Leitung er in der letzten Zeit ihres Bestehens führte. Als sie mit dem 113. Bande Ende 1861 einging, nahm er mit tiefempfundenen Worten Abschied vom Leser, im Schlußhefte theilte er ein Verzeichniß derjenigen Männer mit, welche Beiträge zur Zeitschrift geliefert hatten, darin ist seine eigene, unter der Ziffer 5 erfolgte Mitarbeiterschaft vom 73. bis zum 113. Bande nachgewiesen. Den wesentlichen Inhalt derselben bilden jene schon oben als eine Quelle für die Niederschrift dieser Zeilen genannten „Erinnerungen eines alten Officiers“. Auch Director der Militärischen Gesellschaft war er während seines zweiten Aufenthaltes in Berlin eine Zeit lang und im Stern'schen Gesangvereine spielte er meisterhaft die Geige. Im Kriegsjahre 1870/71, in welchem Hoffnungen sich verwirklichten, deren Verfolg schon 1848 seinen Geist lebhaft beschäftigt hatte, führte er den Vorsitz des Berliner Hülfsvereines für die Truppen im Felde. Im Anfange des Monats Mai 1874 erkrankte er schwer und nach langsamem Hinschwinden seiner geistigen und körperlichen Kräfte starb er in Berlin am 4. April 1878.

Militär-Literatur-Zeitung, Berlin 1878, Maiheft. B. Poten.

Websky: Dr. Christian Friedrich Martin W., Geh. Bergrath und Professor der Mineralogie an der Univ. Berlin, bekannt als ausgezeichneter Mineralog, entstammte einer Industriefamilie zu N. Wüste-Giersdorf, Kreis Waldenburg in Schlesien, wo W. am 17. Juli 1824 das Licht der Welt erblickte. Nach beendigten Gymnasialstudien entschloß sich W. für das Bergfach und begann seit Frühjahr 1843 seine mehrjährige praktische Beschäftigung bei den Bergwerken in Schlesien, um dann 1846 sich den Fachstudien der Bergwerkswissenschaft in Berlin zuzuwenden. Hier war es namentlich Chr. Sam. Weiß, der ihn für die mineralogische Wissenschaft begeisterte und den Keim zu seiner Vorliebe für diesen Wissenszweig in seine Seele pflanzte. Nach einem einjährigen Besuch der Bergakademie in Freiberg und einem halbjährigen in Bonn trat er 1849 in die bergbehördliche Praxis zu Reichenstein ein und durchlief, nachdem er das Examen

der Bergreferendare bestanden hatte, meist an schlesischen Bergwerken die lange Reihe der Bergbeamtenstellungen, bis er 1861 als Oberbergrath und Mitglied des Oberbergamtes nach Breslau berufen wurde. Bis dahin hatte sich W. soweit es ihm die Berufsgeschäfte gestatteten, sehr eifrig mit mineralogischen Arbeiten befaßt und schon seit 1846 kleine Aufsätze mineralogischen Inhalts theils in Pogg. Annalen, theils und hauptsächlich in der Zeitsch. d. deutsch geol. Gesellschaft veröffentlicht. In Breslau nun widmete er sich unter Ferd. Römer's wissenschaftlicher Unterstützung mit größtem Eifer den mineralogischen Studien und trat dann, als er 1865 an das Oberbergamt Dortmund versetzt werden sollte, auf Römer's Rath aus dem bergbehördlichen Dienstzweig, um ganz seiner wissenschaftlichen Neigung nachzuleben. Die Universität Breslau verlieh ihm das Diplom eines Ehrendoctors, worauf er zu Ostern 1865 als Privatdocent dort seine Vorlesungen über Krystallographie eröffnete. 1868 zum außerordentlichen Professor befördert erhielt W. nach G. Rose's Tode im Sommer 1873 zu dessen Ersatz einen Ruf an die Universität Berlin, wo er bis zu seinem am 27. November 1886 erfolgten Tode erfolgreich wirkte. Von seinen ebenso umfassenden, wie exacten und scharfsinnigen Forschungen in den verschiedenen Zweigen der mineralogischen Wissenschaft, namentlich im Gebiete der Krystallographie, legt die große Anzahl der zwar meist kleinen, aber stets inhaltreichen Abhandlungen, welche die Zahl von 100 weit übersteigen und meist in der Zeitsch. d. d. geol. Gesellschaft, in den Sitzungsberichten d. Ges. naturf. Freunde in Berlin und in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften erschienen sind, vollgültiges Zeugniß ab. Hier können nur einige Wenige der wichtigsten dieser Schriften erwähnt werden. Auf dem Gebiet der Krystallographie verdienen der 1863 erschienene Aufsatz: „Die Anwendung der Quenstedtischen Krystallprojektion auf Zwillingskrystalle“ und „Lehrbuch der berechnenden Krystallographie“, das erst nach seinem Tode erschienen ist, hervorgehoben zu werden. Aus seinen physikalisch-mineralogischen Forschungen ging sein erstes größeres Werk: „Die Mineralspezies nach den für das spez. Gewicht derselben angenommenen und gefundenen Werthen“ 1868 hervor. Auch dem optischen Verhalten der Mineralien und der Winkelbestimmungen der Krystalle widmete W. große Aufmerksamkeit. In erster Richtung ist eine Abhandlung über die Krystallstructur des Serpentins, in letzterern die Vervollkommnung der Apparate zu goniometrischen Messungen zu erwähnen. Auch als Mineralchemiker erwarb sich W. große Verdienste durch exacte Ausführung von Analysen, namentlich von Schwefelmetallen unter Anwendung von saurem schwefelsaurem Kalium. Bei diesen Untersuchungen glaubte er ein neues chemisches Element „Idunium“ entdeckt zu haben, das aber näher festzustellen sein Tod verhinderte. Seine meisten Publicationen befassen sich mit der genauen Schilderung von Mineralien nicht bloß nach ihrem krystallographischen, physikalischen und chemischen Verhalten, sondern ganz besonders ausführlich inbezug auf die natürlichen Verhältnisse ihres Vorkommens und der Paragenesis mit anderen Mineralien. In dieser Richtung erwies sich W. als ein unübertrefflicher Meister, wie er auch in dem Ordnen und in der Aufstellung bei Sammlungen Liebe und Gewandtheit in seltener Weise in sich vereinigte. W. wurde auch von der Akademie der Wissenschaften 1875 zu ihrem Mitgliede ernannt und seit 1886 mit dem Titel eines Geheimen Bergraths ausgezeichnet.

Poggend., Biogr. Lex. II, 1276. — Neues Jahrb. f. M. G. P. 1887, — vom Rath, Worte der Erinnerung (Lit. Ber. d. niederrhein. Ges. 1887).

v. Gümbel.

Wechel: eine bedeutende Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie des 16. Jahrhunderts. Der Name lautete ursprünglich Wechelin, wie aus Geitzkofler's Selbstbiographie (s. u.) hervorgeht, der diese Form gebrauchte und gut unterrichtet

sein mußte, da er eine Zeit lang bei Andreas W. wohnte. Christian W., der erste Vertreter dieser Familie, soll von Basel gewesen und im J. 1522 in Paris als Buchhändler angenommen worden sein. Dazu sei bemerkt, daß der früheste Druck, der seinen Namen trägt, so viel uns bekannt, erst von 1526 stammt. Ist jenes frühere Datum richtig — und es sieht so aus, wie wenn es Acten entnommen wäre — so wird es auf Chr. Wechel's Zulassung als einfacher Buchführer (ohne Druck und Verlag) zu beziehen sein. Was nun aber die Basler Herkunft betrifft, so ist diese Angabe doch wol nur darauf zurückzuführen, daß Chr. W. seine Geschäftsräume im Haus „zum Basler Schilde“ (in der Rue St. Jacques) hatte. Diese Marke hat er aber dem Hause keineswegs selbst gegeben; denn unter dem gleichen Schild trieb dort schon vor ihm der Basler Buchhändler Konrad Resch sein Geschäft (s. Panzer's Annales typogr.). Da dieser eben im J. 1526 zum letzten Mal vorkommt, so dürfte unser W. sein unmittelbarer Nachfolger geworden sein. Woher er nun aber stammte, ist ebenso ungewiß wie das Jahr seiner Geburt. In Basel jedenfalls kommt der Name W. weder damals noch später vor, während er uns z. B. in Schorndorf in Württemberg um jene Zeit begegnet ist (in der Form Wehelin). Nicht unwahrscheinlich dagegen ist es, daß Chr. W. in Basel wenigstens seine Lehrzeit durchgemacht hat; man könnte hiefür u. a. die Aehnlichkeit seines zweiten Drucker- und Verlegerzeichens (s. u.) mit dem Frobenschen ins Feld führen. Wie über seine Herkunft so wird auch sonst über den Mann vielerlei gefabelt. Daß er verarmt sei und zwar weil er des Antonius Cornellius Schrift: Querela infantium in limbo clausorum, 1531, gedruckt habe, ist schon von Bayle als unrichtig nachgewiesen worden, es wird aber immer wieder behauptet. Sodann soll schon Chr. W., um den Widerwärtigkeiten zu entgehen, denen er als Protestant in Paris ausgesetzt gewesen, sein Geschäft nach Frankfurt verlegt haben, während sein Sohn Andreas an der Seine zurückgeblieben sei. Auch dies ist falsch. Es gibt keinen Druck aus Frankfurt, der des ersten W. Namen trägt, wol aber solche aus Paris bis an das Ende seiner Thätigkeit; sein Name wird denn auch in den Frankfurter Bürgerverzeichnissen vergebens gesucht. Dies schließt natürlich die Möglichkeit nicht aus, daß Chr. W. Belästigungen, vielleicht auch Störungen in seinem Geschäftsbetrieb zu erfahren hatte, wie ja zu seiner Zeit Robert Estienne zum Wegzug nach Genf sich genöthigt sah (1550); aber Gewisses haben wir darüber nicht feststellen können. Was nun aber die Leistungen des Mannes betrifft, so reicht er allerdings nicht an den eben genannten Rob. Estienne heran, doch ist auch ihm eine hervorragende Stelle in der Geschichte des Buchgewerbes gesichert, sowol durch die Zahl als durch die Bedeutung der von ihm verlegten und meist auch gedruckten Schriften. Schon im J. 1544, zehn Jahre vor seinem Tod, betrug deren Zahl nach einem in diesem Jahr herausgegebenen Verlagskataloge weit über 300. Sie sind meist wissenschaftlichen Inhalts und gehören den verschiedensten Sprachen (u. a. auch der hebräischen) an. Fast alle Fächer sind vertreten, am wenigsten wol die Jurisprudenz, hervorragend dagegen die Philologie mit sehr vielen Classikerausgaben und die Medicin. Auch technisch betrachtet verdienen Chr. Wechel's Drucke alles Lob. Viele sind mit schönen Holzschnitten ausgestattet, und was Fehlerfreiheit anbelangt, so hat sich unser Meister an dem Wettkampf der französischen Druckereien jener Zeit mit Erfolg betheiligt. Von seinen Marken zeigt die ältere, die in verschiedenen Größen und Gestalten erscheint, als wesentlichen Bestandtheil einen Baum, auf dem ein Vogel sitzt, während ein anderer Vogel, mit diesem sich streitend, auf der Seite fliegt; um den Baum schlingt sich ein Spruchband mit der Aufschrift: Unicum arbustum non alit duos erithacos. (Nach der Nouvelle biographie générale Art. Wechel wäre diese Marke das Druckerwappen des Simon Dubois

oder Silvius, der für Chr. W. druckte, gewesen. Wenn damit gesagt sein soll, daß sie Chr. W. nicht eigenthümlich war, so ist es falsch; denn sie läßt sich auf Werken nachweisen, die nicht Dubois sondern W. selbst gedruckt hat.) Bald brauchte der Druckererherr auch eine andere Marke: ein von zwei Händen gehaltener, mit zwei Schlangen umwundener geflügelter Stab ist von zwei sich kreuzenden Füllhörnern umgeben und über diesen springt ein Flügelpferd (Pegasus). Dieses Zeichen (oder wenigstens der Pegasus) war auch an dem zweiten Geschäftshause, das er neben dem alten in der Rue St. Jacques verhältnißmäßig frühe in der Rue St. Jean de Beauvais errichten konnte, angebracht und es ist in den eben angegebenen wesentlichen Bestandtheilen auch in der Folgezeit, unter seinen Nachkommen, die Marke der Wechel'schen Firma geblieben. — Zum letzten Mal kommt Christan Wechel's Name, so viel uns bis jetzt bekannt, auf Drucken des Jahres 1553 vor (andere nennen 1554 als letztes Druckjahr); er muß in diesem oder dem folgenden Jahr gestorben oder wenigstens vom Geschäft zurückgetreten sein; denn von 1554 an erscheint an seiner Stelle sein Sohn Andreas W. Unter ihm, dessen Geburtsjahr gleichfalls nicht bekannt ist, der aber schon 1535 als Buchhändler aufgenommen worden sein soll, ward der Buchdruck und Verlag zunächst auf der früheren Höhe erhalten. Er galt für einen „fürnemen Buechdrucker und Buechfürer" und bei ihm fanden viele Deutsche und Schweizer, die nach Paris kamen, freundliche Aufnahme, zum Theil auch Kost und Wohnung, wie Ludw. Camerarius, Steph. Geitzkofler, Felix Platter; namentlich stieg bei ihm, so oft er Paris besuchte, der damals in kursächsischen Diensten stehende Diplomat Hubert Languet ab. Seine ausgesprochene protestantische Richtung mag außer der Landsmannschaft ihm diese Gäste zugeführt haben; sie sollte ihm aber auch verhängnißvoll werden. Eine erste Katastrophe brach im J. 1569 (oder schon 1568?) über ihn herein. Seine Bücher wurden verbrannt, sein Vermögen eingezogen und er selbst mußte froh sein mit heiler Haut davonzukommen, was er wesentlich dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes Achille de Harlay zu danken hatte. Er mußte aber das Land verlassen. Doch konnte er nach einiger Zeit wieder zurückkehren und im Juni 1571 hatte er seine Druckerei soweit hergestellt, daß er sie wieder in Thätigkeit setzen konnte. Allein das nächste Jahr brachte die Bartholomäusnacht, bei der auch er, wie viele andere Buchhändler zum Opfer ausersehen war; nur der Kaltblütigkeit seines damals gerade wieder bei ihm wohnenden Freundes Languet verdankte er seine Rettung, wie er selbst in der Vorrede der dem Freunde zum Dank gewidmeten Wandalia von Albert Krantz, Frankfurt 1575, berichtet. Nun kehrte er Frankreich für immer den Rücken und zog mit seiner Familie nach Frankfurt a. M., wohin auch schon andere hugenottische Flüchtlinge sich gewendet hatten. Schon am 23. December 1572 erhielt er dort das Bürgerrecht. Das neugegründete Geschäft brachte er bald wieder zu großer Blüthe. Unter den Werken, die er hier verlegte, ist neben den Classikerausgaben und geschichtlichen Schriften insbesondere die große lateinische Bibel des Tremellius und Junius zu nennen, die von 1575—79 bei ihm im Druck erschien. Er starb im Spätjahr 1581 (beerdigt am 1. November), ohne Zweifel an der Pest. Seine Nachfolger wurden die Schwiegersöhne Johann Aubry und Claude de Marne, beides französische Flüchtlinge. Sie führten das Geschäft zum Theil unter ihren eigenen Namen, meist aber unter der Firma der Erben A. Wechel's fort und machten diesem Namen alle Ehre. Als „Bibliopolae Caesaris" hatten sie Niederlagen in Wien und Prag, wovon die erstere Johann Aubry, die zweite Claude de Marne gehörte. Auch fällt in ihre Zeit ein bemerkenswerther Höhepunkt in der Geschichte der Wechel'schen Druckwerkstätte, die Correctorthätigkeit des Friedr. Sylburg (siehe A. D. B. XXXVII, 282 ff.), der, vielleicht noch von Andreas W. hiefür geworben,

1582 zu diesem Zweck nach Frankfurt übergesiedelt war und bis zu seinem Weggang nach Heidelberg im J. 1591 manche damals sehr geschätzte Textausgabe z. B. den ganzen Aristoteles für diese Druckerei besorgte. Der Wiederdruck der obengenannten lateinischen Bibel brachte die Wechel'schen Erben in Conflict mit der lutherischen Geistlichkeit der Stadt und obwol derselbe verhältnißmäßig einfach dadurch gelöst wurde, daß sie auf das Titelblatt Hanau anstatt Frankfurt setzten, so gab die Sache Joh. Aubry doch Veranlassung nach Basel zu ziehen, ohne daß er übrigens seinen Antheil an der Wechel'schen Firma aufgab. Als aber die französischen Flüchtlinge unter dem Schutze der Grafen von Hanau die Neustadt Hanau gründeten, zog auch Claude de Marne mit sechs Pressen dorthin und gleichzeitig ward das Basler Geschäft von der Wittwe des Joh. Aubry, der 1600 oder 1601 gestorben war, nach Hanau verlegt. Von da an gibt es also Wechel'sche Drucke, die aus letzterer Stadt datirt sind; doch verschwindet Frankfurt nie ganz als Erscheinungsort und von 1508 ab tritt es (wenigstens nach Schwetschke's Codex nundinarius) wieder ausschließlich an die Stelle von Hanau. Als 1610 auch der andere Schwiegersohn Andreas Wechel's gestorben war, kommt die altberühmte Firma nur noch selten auf Drucken vor, bis sie (wieder nach Ausweis des Codex nundinarius) mit dem Jahr 1629 ganz aus der Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels verschwindet. — Als Sohn des Andreas W. ist früher oft auch ein anderer Frankfurter Drucker und Verleger betrachtet worden: Johann W., jedoch mit Unrecht. Denn als er am 27. Januar 1581 in Frankfurt zum Bürger angenommen wurde, ward er als „frembdt“ in die Liste eingetragen; er war von Köln in die Mainstadt gekommen. Doch spricht manches dafür, daß er im weiteren Sinn gleichfalls zur Familie gehörte. Es sei nur auf sein Verlegerzeichen hingewiesen, in welchem der Wechel'sche geflügelte Stab mit den zwei Schlangen und Füllhörnern ebenfalls vorkommt; nur sitzt hier auf dem Stab eine Eule und statt des Pegasus tritt als weiteres Symbol hinzu Pallas Athene, die mit der Rechten jenen Stab, mit der Linken aber einen Schild mit dem Buchstaben W hält. Joh. W. hat gleichfalls eine bedeutende Thätigkeit entfaltet — Schwetschke zählt, von 1582 ab, mehr als 100 Verlagswerke von ihm auf — und insbesondere hat Fr. Sylvius auch für ihn gearbeitet, wie derselbe denn auch eine Zeit lang bei ihm gewohnt hat. Er starb aber schon 1593 (beerdigt 14. Juli), worauf sein Geschäft in die Hände des Zacharias Paltenius, der die Wittwe heirathete, überging.

Vgl. 1) in Bezug auf Christian Wechel die Pandectae Konr. Geßner's (Tiguri 1548), der ihm das 13. Buch derselben widmet und einen Verlagskatalog von ihm zum Abdruck bringt. — Maittaire, Annales typogr. tom. 2, pars 1, 1722, p. 405 ff., wo außer dem eben genannten noch ein anderer Verlagskatalog, von 1544, abgedruckt ist. — Bayle, Dictionnaire historique et critique, Basle 1741, p. 490. — 2) inbetreff Andreas Wechel's und seiner Nachfolger Hub. Languet, Epistolae ad Joach. Camerarium patrem etc., Groningae 1646, passim, bes. S. 106, 138. — Cl. Italorum et Germanorum epistolae ad P. Victorium rec. Bandinius II, Florentiae 1760, p. 168. — Bayle a. a. O., S. 491 u. die dort genannten Quellen. — Lukas Geizkofler's Selbstbiographie in A. Wolf, L. Geizkofler, Wien 1873, S. 34. — Dann bes. Pallmann, S. Feyerabend im Archiv für Frankfurts Geschichte, Neue Folge, Bd. 7 (Register) und Könnecke, Hessisches Buchdruckerbuch, Marburg 1894, S. 124 ff., wo namentlich über die Erben nähere Mittheilungen gemacht werden. — Ein hs. Verlagskatalog von A. W. findet sich im Wiener Archiv in den Acten der Büchercommission (nach Kapp); von seinen Erben gibt es gedruckte derartige Kataloge z. B. von 1590 und 1596. — Die Drucker- und Verlegermarken s. z. B. bei Brunet, Manuel du libraire, 5me éd.,

t. II, col. 913, t. III, col. 1578 und in verschiedenen Formen bei Silvestre, Marques typogr. p. I, II, Paris 1853, 1867 (Register). — Könnecke a. a. O. — 3) Betreffs Joh. W. Pallmann a. a. O. K. Steiff.

Wechmar: Ludwig Anton Freiherr v. W., königlich preußischer Oberst, am 20. Juli 1712 zu Wenigenschweina in Sachsen-Meiningen auf dem Gute seines Vaters, welcher herzoglicher Hofrath und Oberamtmann war, geboren, trat in seinem 14. Lebensjahre bei dem in Schmalkalden garnisonirenden landgräflich Hessen-Kasselschen Dragonerregimente von Auerochs, welches ein Oheim Wechmar's von mütterlicher Seite befehligte, in den Dienst, 1732 als Premierlieutenant in das kursächsische Kürassierregiment von Krüger, mit welchem er an kriegerischen Ereignissen in Polen und am Rhein theilnahm, und 1740 als Rittmeister in das preußische Husarenregiment Nr. 1. Am 17. Mai 1742 wurde er in der Schlacht bei Czaslau schwer verwundet, erhielt den Verdienstorden und ward im August des nämlichen Jahres zum Major befördert. Im August 1746 ernannte ihn der König zum „Oberst von der Cavallerie und Husarenregimentschef“. Es war das Husarenregiment Nr. 6, die braunen Husaren, jetzt Regiment von Schill (1. Schlesisches) Nr. 4, an dessen Spitze er kam, und höchst eigenthümlich waren die Verhältnisse, unter denen er sein Commando antrat (F. von Krane, Aus der Säbeltasche eines alten Cavalleristen, Breslau 1873). Das Regiment befand sich in einem Zustande äußerster Verwahrlosung; es bedurfte großer Geschicklichkeit und eines eisernen Willens, um es in Ordnung zu bringen. Alle für die Erreichung des gesteckten Zieles erforderlichen Eigenschaften traute der König W. zu, dieser übernahm das Commando nur ungern, und freimüthig bat er, Seine Majestät möge ihm vier Jahre lang freie Hand lassen und erst dann eine Revue abhalten. Friedrich ging darauf ein und unterschrieb die „Capitulation des Soldanschen Regiments an den Oberst v. Wechmar“. Nach Ablauf der zugestandenen Frist kam der König nach Oberschlesien, wo das Regiment in kleinen Garnisonen stand, hielt strenge Musterung, zeigte sich mit allem, was er sah, in hohem Grade zufrieden und sagte zum Oberst v. W.: „Er hat seine Schuldigkeit gethan, aber mit einem Anderen probire Ich es so nicht wieder.“ Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, rückte auch W. in das Feld und hatte die Genugthuung, daß in einem am 22. September 1756 in der Nähe von Königgrätz vorgefallenen Gefechte gegen kaiserliche Reiter seine Husaren unter seiner persönlichen Führung sich glänzend bewährten, aber er mußte den bei Czaslau verwundeten rechten Arm stets in der Binde tragen; dieser Umstand und gichtische Leiden veranlaßten ihn, alsdann um seinen Abschied zu bitten, welchen ihm der König am 5. Februar 1757 unter Beilegung einer Pension von 400 Thalern gewährte. W. starb 1787 auf seinem Gute Zedlitz, Kreis Steinau, in Schlesien.

Hans Freiherr von Wechmar, Braune Husaren. 1. Theil, S. 11, Berlin 1893. B. Poten.

Wechmar: Rudolf Freiherr v. W., königlich preußischer Generallieutenant, am 26. November 1823 zu Breslau geboren, kam 1841 aus dem Cadettencorps als Secondlieutenant zum 6. Infanterieregimente, besuchte von 1845 bis 1848 die Allgemeine Kriegsschule, wurde 1858 Hauptmann, 1863, nach vielfacher Verwendung als Adjutant, in den Generalstab versetzt und zum Major befördert. Als Generalstabsofficier bei dem von General v. Steinmetz befehligten V. Armeecorps nahm er am Kriege des Jahres 1866 in Böhmen theil, wurde dann Oberstlieutenant und Bataillonscommandeur im 4. Rheinischen Infanterieregimente Nr. 30, schied aber im November 1868 unter Beförderung zum Oberst aus dem preußischen Heere, um das Commando des Badischen Leib-Grenadierregiments (jetzt Nr. 109) zu übernehmen und bei der Einführung der preußischen

Heereseinrichtungen bei den badischen Truppen mitzuwirken. Es war eine sehr glückliche Wahl, die ihn getroffen hatte: „Seine heitere Liebenswürdigkeit und seine Begabung als Führer machten ihn im ganzen Lande, wo nur Beziehungen zu den Leibgrenadieren zu finden waren, bekannt und hochgeliebt“, sagt die Geschichte des Regiments. Das letztere führte er sodann gegen Frankreich in den Krieg. Nachdem er vor Straßburg das Eiserne Kreuz 2. Classe erhalten hatte, rückten unter seinem Commando die zum feierlichen Einzuge befohlenen Truppen in die Stadt ein, dann machte er, vielfach an die Spitze größerer Abtheilungen gestellt und mit selbständigen Aufgaben betraut, unter General v. Werder den Feldzug im südöstlichen Frankreich mit. Für sein Verhalten im Gefechte bei Dijon am 30. October ward ihm das Eiserne Kreuz 1. Classe, für Auszeichnung beim Angriffe auf Nuits am 18. December, wo er leicht verwundet ward, wurde ihm der Orden pour le mérite verliehen. Am letztgenannten Tage übernahm er, an des gefallenen Oberst von Renz Stelle, das Brigadecommando, welches er bis zum Ende des Krieges, namentlich auch in den Kämpfen an der Lisaine, geführt hat. Als Baden mit Preußen am 25. November 1870 eine Militärconvention abgeschlossen hatte, in Gemäßheit deren die badischen Truppen in den Verband des preußischen Heeres traten, kehrte auch Oberst v. W. in denselben zurück. Bis zum 12. December 1873 blieb er in seiner bisherigen Verwendung, dann wurde ihm die Führung der 21. Infanteriebrigade in Breslau übertragen, eine Stellung, die er, 1874 zum Generalmajor aufgerückt, im Januar 1880 mit der an der Spitze der 11. Division, ebenfalls in Breslau, vertauschte, am 22. März 1880 wurde er zum Generallieutenant befördert, aber nicht lange nachher nöthigte ein schweres Leiden ihn aus dem Dienste zu scheiden. Am 10. September 1881 war ihm der erbetene Abschied bewilligt, schon am 18. October des nämlichen Jahres starb er auf der Fideicommißbesitzung seiner Gattin, geb. v. Kuszutsky, Groß-Tschunkawe, Kreis Militsch, in Schlesien. — Eine von ihm veröffentlichte Schrift „Das moderne Gefecht und die Ausbildung der Truppen für dasselbe“ (Berlin 1875) war eine hochbedeutende Arbeit, welche in das Englische, das Französische und das Spanische übersetzt ward.

Militär-Wochenblatt Nr. 91, Berlin 1881. — Geschichte des 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109: 1. Theil von v. Barsewisch; 2. Theil von v. Trapp-Ehrenschildt, 2. Auflage, Karlsruhe 1893. B. Poten.

Wechtlin: Johann W. (Wechtelin, Wächtlin), Maler und Zeichner für den Formschnitt, ward um die 80er Jahre des 15. Jahrhunderts geboren. Sein Name hat echt alemannischen Klang, und der Künstler war vermuthlich ein Straßburger Kind. Wenigstens empfing er in Straßburg und zwar im J. 1514 das Bürgerrecht „von her hans Wechtlin priester sinem Vatter. wil dienen zur stelzen“. Das heißt: er ward der Innung der Maler, Bildhauer, Goldschmiede, Holzschneider u. A. zugetheilt. In Straßburger Registern aus späteren Jahren wird er noch mehrfach in Berichten über Künstlerstreitigkeiten erwähnt, was jedoch für seine kunstgeschichtliche Würdigung völlig bedeutungslos ist. Sein übliches Monogramm besteht aus seinen Anfangsbuchstaben: I∘ und V mit gekreuzten Formschneideinstrumenten dazwischen. Diese letzteren wurden irrthümlicherweise als Pilgerstäbe angesehen, und der Meister, dessen Namen man nicht wußte, dementsprechend als „Pilgrim“ bezeichnet, bis im J. 1850 der Kupferstecher H. Lödel aus Göttingen auf dem Titel einer in Holz geschnittenen und mit I∘ V bezeichneten Passion die Worte: „cum figuris artificiosissimis Joannis Vuechtelin“ und damit den wahren Namen des Künstlers entdeckte. Hieraus ergibt sich auch zur Evidenz, daß Johann W. mit dem Meister I∘ V

identisch ist. Auf dem Titel des Bamberger Exemplars der erwähnten Passion findet sich noch das Datum 1508, wonach diese zu seinen frühesten Werken zu gehören scheint. Im J. 1517 zeichnete der Künstler drei anatomische Figuren zu der „Anatomy Meister Guido's de Cauliaco montis Persulani", welche der Straßburger Chirurg Hans v. Gerszdorff, gen. Schylham, ins Deutsche übersetzte, um sie mit seinem „Feldbuch der Wundartzeney" zu vereinen. Aus dem Jahre 1519 ist uns eine interessante Zeichnung, das Porträt Melanchthon's darstellend, im Museum zu Braunschweig erhalten, welche außer der Jahreszahl die Bezeichnung „Jo. Wechtlin" trägt. Daher die übliche Schreibweise seines Namens. Wie 1508 das erste, so ist 1519 das letzte Datum aus seinem Leben, das urkundlich feststeht. Ueber seinen Todestag schweigen die Documente.

Tafelbilder von seiner Hand sind uns nicht bekannt, dagegen eine ziemlich beträchtliche Zahl von Holzschnitten. Sein bedeutendstes Verdienst besteht darin, als einer der ersten Künstler neben seinem Mitbürger Hans Baldung Grien und neben Burgkmair und Lucas Cranach für den farbigen, von mehreren — meist zwei — Holzstöcken gedruckten Holzschnitt, das sogenannte Chiaroscuro, Clairobscur oder Helldunkel, gearbeitet zu haben. Nagler glaubt in den ihm zugeschriebenen farbigen Holzschnitten eine andere Hand zu erkennen wie in den übrigen. In der That lehrt die oberflächlichste Betrachtung, daß die Clairobscur-Holzschnitte weit höher stehen als die gewöhnlichen. Bei eingehenderem Studium entdeckt man jedoch genau denselben Stil in beiden Kategorien. Der große qualitative Unterschied erklärt sich wol hauptsächlich daraus, daß die farbigen Holzschnitte zumeist in eine spätere Zeit des Meisters fallen, in der seine Fähigkeiten bereits reifer entwickelt waren. Ferner aus der gefälligeren Wirkung, die dem Helldunkel überhaupt eigen ist. Endlich mag sich auch der Künstler für die neue Technik persönlich mehr interessirt und bemüht haben, waren doch die — häufig mythologischen — Gegenstände schon an sich reizvoller und anregender, als die damals bereits recht abgedroschenen Scenen aus dem neuen Testament, bei deren Verkörperung der Künstler unwillkürlich in die alte typische Auffassung hereingerathen mußte.

Johann W. steht deutlich erkennbar unter der Einwirkung Hans Baldung Grien's und noch mehr unter derjenigen Albrecht Dürer's. Nicht als ob er nothwendigerweise mit dem letzteren in unmittelbare persönliche Beziehung getreten oder gar sein Schüler gewesen wäre, aber dem alles beherrschenden Einflusse des Riesengenius konnte sich W. ebenso wenig wie irgend ein anderer deutscher Holzschnittmeister entziehen. Dabei erscheint sein Stil — namentlich in der Passion von 1508 — merkwürdig alterthümlich und erinnert häufig geradezu an die Künstlergeneration vor Dürer.

W. erscheint uns im ganzen als eine Persönlichkeit untergeordneten Ranges. Er war mehr Handwerker als Künstler. Seine Strichführung ist kleinlich. Er konturirt seine Figuren mit mehreren großen Hauptzügen und modellirt sie mit geschwungenen Parallelstrichelchen. Die Modellirung der Köpfe macht er sich oft sehr leicht, indem er die eine Hälfte ganz dunkel und die andere ganz hell gibt. Ein bestimmter Kopftypus ist für ihn sehr charakteristisch: niedriger, breiter, plattgedrückter Schädel mit etwas schief eingesetzter Nase. Eine dem Schäufelin wahlverwandte Natur vermag er menschliche Charaktere wol nach der Seite des Täppischen und Spießbürgerlichen, aber nicht nach der Seite des Graciösen und Lieblichen hin zu charakterisiren. Sehr bezeichnend sind dafür seine plumpen Engel und Amoretten. Hoheit und Würde zu verkörpern, war ihm völlig versagt: sein Christustypus gehört zu den niedrigsten der Kunstgeschichte. Er war ein Wirklichkeitsabschreiber, der die erhabenen Geschichten des neuen Testamentes geistig nicht zu durchdringen vermochte. Aber auch die

nackte Wirklichkeit getreu wiederzugeben, ist ihm nicht immer gelungen. So pflegen ihm die Thiere, die er häufig anzubringen liebt, bisweilen bös zu mißglücken. Dagegen besaß er ein offenes Auge für landschaftliche Schönheiten, und in ihrer Wiedergabe leistet er sein Höchstes. Ferner vermag er seine Compositionen klar und scharf zu gliedern und sie dem gegebenen Raum gut einzufügen. Auch in der geschickten perspectivischen Darstellung von Räumlichkeiten und in der Wiedergabe von architektonisch-decorativem Beiwerk, wie Randleisten u. dgl., liegt seine Stärke. Sowohl durch die freie und großzügige Composition, wie besonders durch landschaftliche Schönheit, ragt die „Madonna im Garten“ hervor, welches Blatt überhaupt zu seinen ansprechendsten und reifsten Schöpfungen gehört. F. Haack.

Weck: Anton W., kurfürstlich sächsischer Archivar und Verfasser einer Dresdener Chronik, war am 10. Januar 1623 zu Annaberg als Sohn eines Bürgers und Wollhändlers geboren. Nach dem verhängnißvollen Stadtbrande 1630 siedelten seine Eltern nach Chemnitz über, kehrten aber im Jahre darauf nach Annaberg zurück. Ursprünglich entschlossen, sich dem Studium zu widmen, wurde er durch die Noth des dreißigjährigen Krieges gezwungen, auf seinen Lieblingsplan zu verzichten. Er ging 1635 nach Dresden und wurde Schreiber, zunächst beim Protonotarius im Oberconsistorium, Luhn, der sich die Weiterbildung des begabten Knaben angelegen sein ließ, dann beim Oberhofprediger D. Hoë von Hoënegg und rückte 1641 in die kurfürstliche Hofkanzlei ein. Hier erlangte er 1648 das wichtige und einflußreiche ausländische Secretariat, sowie die Registratur beim alten Kanzleiarchive. 1662 wurde er mit dem geheimen Reichssecretariat unter Ernennung zum Rath betraut. Auch die oberlausitzischen Sachen hatte er zu erledigen. In seiner Stellung nahm er mehrfach an wichtigen diplomatischen Verhandlungen theil, begleitete den Kurfürsten zu den Reichstagen und wurde mit wichtigen Aufträgen 1660 und 1661 nach Wien, 1662 nach Gotha geschickt. Eine in Aussicht genommene sächsische Geschichte, deren Plan er 1671 dem Kurfürsten vorlegte, ist nicht zur Ausführung gelangt. Dagegen erschien 1680 seine Dresdener Chronik, an der er mehr als drei Jahrzehnte gearbeitet hatte: „Der churfürstlichen sächsischen weit berufenen Residenz und Haupt-Vestung Dresden Beschreibung und Vorstellung“ (Nürnberg 1680). Der stattliche Band enthält wesentlich mehr als der Titel verheißt. Neben eingehenden topographischen Angaben finden sich werthvolle Mittheilungen aus der Geschichte der sächsischen Fürsten mit besonderer Hervorhebung der Familienfestlichkeiten; auch die Culturgeschichte ist reich vertreten. Zahlreiche Urkunden sind beigefügt. W. war zwei Mal verheirathet; ein Sohn Johann Konrad wurde Rechtsanwalt in Dresden. Der kurfürstliche Geheimsecretär befand sich in guten Vermögensverhältnissen. Gegen seine Vaterstadt bewies er sich durch mehrere Stiftungen dankbar; die Kirche des Dresdener Bartholomäihospitals ließ er an den Brüstungen der Emporen 1663 mit Bildern aus der biblischen Geschichte schmücken. Infolge der Pest war W. 1680 mit dem Geheimrathscollegium nach Bautzen übergesiedelt; er starb hier am 21./11. September 1680.

Gautsch, Lebensbeschreibung des Dresdener Chronisten Anton Weck, in K. von Weber, Archiv f. d. Sächsische Geschichte. N. F. I. (Leipzig 1875), S. 349 ff. — Neues Archiv f. d. Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. IV (Dresden 1883), S. 184 f. u. ö. (auch über den Sohn); XI (Dresden 1890), S. 160 f. — O. Richter, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden. Dresden 1891. III, 227. Georg Müller.

Wecker: Georg Caspar W., auch nur mit G. C. W. gezeichnet, ein Componist des 17. Jahrhunderts, geboren am 2. April 1632 zu Nürnberg,

† am 20. April 1695 ebendort, zeigte schon als Knabe bedeutende Anlagen zur Musik, so daß er unter Erasmus Kindermann's Anleitung sich sehr bald zu einem tüchtigen Musiker heranbildete. Im J. 1651 wurde er bereits zum Organisten an der Kirche Walburg ernannt, kam dann an die Liebfrauenkirche und nach Kindermann's Tode 1655 an die St. Egidienkirche. 1657 verheirathete er sich mit Maria Löhner, Tochter eines Röhrenmeisters. Endlich im J. 1686 rückte er als Organist an die Hauptkirche St. Sebald vor, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Die Nürnberger Componisten pflegten zu Wecker's Zeit ganz besonders das halbgeistliche Lied, was sie als Composition „Arie“ nannten. Es lehnte sich zum Theil ans geistliche Lied, zum Theil an die italienische weltliche Opernarie; meist einstimmig mit beziffertem Baß oder auch unbeziffertem, mitunter auch mehrstimmig, oder abwechselnd mit Zwischenspielen für 2 Violinen und Baß. In dieser Weise besitzen wir zahlreiche Druckwerke, die sich unter einander nur wenig unterscheiden. Die Declamation ist meistens sinngemäß, während es mit der melodischen Erfindung und dem Ausdrucksvermögen noch recht schwach bestellt ist. Sie schwanken noch zwischen Recitativ und dem Liedsörmigen unsicher hin und her. Man erkennt den italienischen Einfluß, doch ist der Deutsche noch zu schwerfällig und die Poesie zu ungeschickt, die Verse zu holperig, um die Schmiegsamkeit und das Gesangreiche des Italieners zu erreichen. Wie ängstlich W. an dem Hergebrachten hängt, zeigt auch seine Instrumentalbenutzung. Es wird ihm nie einfallen die beiden Violinen, die ihm zur Verfügung stehen, während des Gesanges zu gebrauchen und die Klangfarbe dadurch zu erhöhen, sondern wie auf Commando treten die Instrumente erst ein, wenn die Singstimme schweigt und dann benützt er nicht etwa Motive der Singstimme, sondern bringt etwas ganz Neues, was in den paar Tacten des Zwischenspiels oder Nachspiels kaum der Beachtung werth ist. W. hat nun zu Arnschwanger's Liederbuch von 1659 und 1680 vier Lieder geliefert, zu Heinrich Müller's Erquickstunden 1691 einige Arien, zu Feuerstein's Gesangbuch von 1676 zwei geistliche Lieder, die sich obiger Manier anschließen. Zahn theilt 4 Melodien mit, siehe Bd. 5, S. 432, Winterfeld gibt im ev. K. 2, 189 der Musikbeilagen aus dem Jahre 1676 ein Lied mit Baß. In der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich im Autograph eine Motette „O Herr hilf“ für 4 stimmigen Chor und Instrumente.

Mattheson, Ehrenpforte S. 151 und 390. — Winterfeld, ev. K. 2, 457. — Koch, Kirchenlied 4, 126. — Gerber, altes und neues Lexikon.

Rob. Eitner.

Wecker: Johann Jacob W., Mediciner und Philosoph, war geboren 1528 zu Basel, studirte daselbst namentlich Medicin, wurde aber 1557 Professor der Dialektik ebenda und trieb zugleich medicinische Praxis. 1566 ging er als Stadtphysikus nach Colmar, wo er 1586 starb. Er verfaßte eine philosophische Schrift: „Organum logicum ex Aristotele potissimum aliisque variis auctoribus collectum in tabularum formam redactum ac methodice digestum“ (Basel 1521), die also nichts Selbständiges bietet, und einige ebenso wenig Eigenes bringende aber doch viel gebrauchte und deshalb öfter aufgelegte medicinische: „Practica medicinae generalis VII libris explicata“ (Basel 1585); „Syntaxis medica ex selectioribus Graecis, Latinis et Arabicis medicis collata“ (Basel 1576); „Antidotarium generale et speciale ex optimorum autorum tam veterum quam recentiorum scriptis fideliter et methodice congestum“ (Basel 1586); „De secretis ll. XVII ex variis auctoribus collecti“, noch 1750 erschienen.

Zedler, Universallexicon. — Hirsch, Biographisches Lexicon der hervorragenden Aerzte.

e.

Weckherlin: August v. W., Geh. Rath, hochverdienter Vorkämpfer um die Landwirthschaft, der namentlich den König Wilhelm von Württemberg bei dem schwierigen Werke, die damalige noch ganz junge Landwirthschaftswissenschaft zu fördern, mit Rath und That unterstützte, war geboren 1794 zu Stuttgart † am 18. Dec. 1868 daselbst. Er begann 1814 mit dem Studium der Landwirthschaft in Hofwyl unter v. Fellenberg, Schwerz und Schüller. In Hofwyl lernte ihn der damalige Kronprinz Wilhelm von Württemberg kennen. Als derselbe 1816 den Thron bestieg und neue Pläne für Hebung der Landwirthschaft gefaßt hatte, berief er zur Unterstützung seiner Zwecke noch in demselben Jahre v. W. in seine Dienste. Die Umgestaltung, meisterhafte Einrichtung und Leitung der landw. Betriebe auf des Königs Privatdomänen Weil, Scharnhausen, Kleinhohenheim, Seegut, Achalm 2c. bildete das erste größere Unternehmen von W., und er erwarb sich dafür die volle Anerkennung nicht nur des ihm persönlich befreundeten Königs, sondern auch die aller landw. Autoritäten. Diese Gutswirthschaften wetteiferten mit der damaligen neu gegründeten Akademie Hohenheim und wirkten von Jahr zu Jahr in immer weiteren Kreisen anregend und fördernd auf die Landwirthschaft, namentlich auf die Hebung der Viehzucht und des Futterbaues. Das darüber veröffentlichte Werk „Landwirthschaftliche Beschreibung der königlich. Besitzungen Weil, Scharnhausen 2c.“ (1825) enthält die Ergebnisse der Wirthschaften und der vielen in ihnen angestellten Versuche und macht die gewonnenen reichen und nützlichen Erfahrungen zum Gemeingut. Zu fortdauerndem Studium und zur Sammlung reicher Erfahrungen in der Landwirthschaft und dem landw. Gewerbe betraute ihn der König mit ausgedehnten Reisen nach Sachsen, Preußen, Mecklenburg, Holstein, Belgien, Holland, Italien, Oesterreich, Frankreich und England. Wie v. W. eines der thätigsten Mitglieder der Centralstelle der Landwirthschaft für Württemberg war, so war er es auch bei vielen gemeinnützigen Unternehmungen, z. B. als Vorstand des Weinbauvereins und der württembergischen Privateisenbahn-Gesellschaft, bei großen Bodenentwässerungen und Kultivirungen, z. B. des über 6000 Meter großen Oschatzer Riedes, in dessen oberem Theil König Wilhelm die Colonie Wilhelmsdorf gründete. Von der Regierung wurde v. W. u. A. beauftragt die Mittel und Wege anzugeben, wie die so wichtige Rindviehzucht des ganzen Landes entsprechend verbessert werden könne. Er legte seine Vorschläge in einer besonderen Schrift nieder: „Die Rindviehzucht Württembergs“, 1839, der schon früher vorhergegangen war das Werk: „Abbildungen des Rindviehs und anderer Hausthierrassen auf den Privatgütern des Königs von Württemberg“, 1828—34. Beide Schriften bildeten die Richtschnur für die Maßnahmen der Verbesserung und Veredelung der Rindviehrassen, wodurch insbesondere auch die landw. Bezirksvereine ins Leben gerufen wurden. Der so befriedigende Stand der Rindviehzucht in Württemberg wurde auf dem v. W. vorgezeichneten Wege erreicht und dadurch der Volkswohlstand bedeutend gehoben. Zum Director der land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim berufen, wirkte er in den Jahren 1837—45 vielfach reformirend und bahnbrechend. Die Anstalt erlangte unter ihm eine zuvor nie erreichte Frequenz. Zu den beiden Hauptanstalten Hohenheims, der Akademie und der Ackerbauschule, wurde von ihm ins Leben gerufen eine Gartenbau-, Wiesenbewässerungs-, Flachsbereitungsschule, die Verbindung eines Forstreviers mit der forstlichen Anstalt und die Ausdehnung der technischen Werkstätte auf landw. Gewerbe. Die bei dem langen Aufenthalt in England gewonnenen Erfahrungen wollte er auch für die deutschen Verhältnisse nutzbar gemacht wissen. Sein als Preisschrift gekröntes, in 3 Auflagen erschienenes Buch „Ueber englische Landwirthschaft“ ist ein bleibendes Zeugniß hierfür. In demselben waren schon die neuesten Verbesserungen vorgeschlagen, welche sich erst

im Laufe der folgenden Jahrzehnte allmählich in Deutschland Bahn brachen. Bald darauf wurde sein classisches Werk „Ueber landwirthschaftliche Thierproduction“, 4. Aufl. 1865, der Oeffentlichkeit übergeben, welches, wie das über englische Landwirthschaft, in mehrere fremde Sprachen übertragen wurde. Mit großem Bedauern sah König Wilhelm einen Mann von solcher Bedeutung aus seiner Stellung und aus dem Lande scheiden. Aber weder des Königs Wunsch noch die allgemein anerkannten Leistungen vermochten der Bureaukratie eine von ihm gewünschte selbständigere Stellung an der Akademie Hohenheim abzuringen. Dieses war der Grund, weshalb v. W. einem Rufe des Fürsten von Hohenzollern zum wirklichen Geheimrath, Chef der Hofkammer und der gesammten Domanialverwaltungen in Schweden, Holland, Böhmen, Schlesien, der Schweiz, am Rhein folgte, wo er ein weites, dankbares Feld für seine rastlose Thätigkeit fand, durch welche er in kurzer Zeit die Revenuen aus allen diesen Herrschaften auf das Doppelte brachte, da er in alle Branchen reformirend und verbessernd eingriff. Als der Fürst von Hohenzollern später seine Souveränität an Preußen abtrat, da war es ganz besonders v. W., der diesen Entschluß zur Ausführung bringen half. Als Lehrer und Schriftsteller gewann v. W. einen weit über Deutschlands Grenzen hinausreichenden bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der Landwirthschaft in den 1840er Jahren. Die von ihm in England gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen trugen seiner Zeit nicht wenig dazu bei, der bald darauf in ganz neue Bahnen einlenkenden Ackerbauchemie, insbesondere auch der dadurch ganz erschütterten und umgestalteten Düngerlehre, bei den praktischen Landwirthen Anerkennung und Eingang zu verschaffen, insoweit die v. W. darüber gegebenen Anhaltepunkte aus der Praxis mit den von Liebig aufgestellten Theorien zusammen trafen. In der schon in den 1840er Jahren von v. W. vorausgesehenen und in seiner englischen Wirthschaft empfohlenen Richtung schritt die deutsche Landwirthschaft vorwärts in reichlicher Düngung des Bodens, überhaupt im grundsätzlicheren Ersatz der demselben entzogenen Kraft; in Läuterung der mit vielen Irrlehren behaftet gewesenen Lehre von den Wirthschaftssystemen, deren Wesen W., wie keiner vor ihm, praktisch klar auseinandersetzte; in Einräumung einer weit größeren Wichtigkeit der Viehzucht jeder Art und deren Verbesserung durch stark zu vermehrenden Futterbau, für welchen letzteren v. W. insbesondere dem von ihm als Kleegroßschläge bezeichneten Futterbau auf vervollkommnete englische Weise zum großen Vortheile der landw. Betriebe allgemeinen Eingang verschaffte; endlich in der von ihm so eindringlich empfohlenen und zuletzt auch zur Geltung gebrachten Erkenntniß, daß sich in Deutschland die Erträge aus der Viehzucht gegenüber denen aus der Pflanzenproduction doch immer günstiger und so stellen würden, daß für Deutschlands Landwirthschaft die Steigerung der Thierproduction und der Reinertrag derselben mit zum Hauptstreben erhoben werden müsse. Deshalb suchte er in seiner Thierproductionslehre zu zeigen, einer wie immer weiter zu steigernden Vervollkommnung die Thierzucht und deren Ertrag fähig sei. Wie die Hauptepochen im Umschwunge des Ackerbaus sich von A. Thaer und dann von Liebig datiren, so hat v. W. für den anderen Haupttheil, die immer wichtiger gewordene Thierproduction, das Meiste gethan. Seine Entwicklung einer Thierproductionslehre führte auf dem Gebiete der Thierzucht und für deren wachsende Wichtigkeit und Aufnahme in die Wirthschaftssysteme zu einer ebenso erfreulichen Bewegung nach vorwärts, zu einem ähnlichen Umschwunge im rationellen Betriebe darin und der Landwirthschaft überhaupt, wie die Werke Thaer's und Liebig's im Bereich der Pflanzenproduction; v. Weckherlin's Thierproductionslehre trug besonders dazu bei, daß sich Chemiker und Physiologen angeregt fühlten, auch die Thierproduction zum Gegenstand ihrer eifrigen Forschungen zu machen, so daß die schon vor Jahrzehnten von ihm begonnenen Fütterungsversuche später in den Händen practischer Agri-

culturchemiker Resultate lieferten, welche von unberechenbarem Nutzen für die Landwirthschaft wurden. Löbe.

Weckherlin: Georg Rudolf W., Dichter, 1584—1653. Georg Rudolf (oder nach seiner eigenen Schreibung Georg Rodolph) W. stammte aus einer in Württemberg und im Ulmischen ansässigen und angesehenen, noch jetzt blühenden Familie. Sein Vater Johann (1547—1610) war nach bewegtem Leben seit 1575 Kanzlist in Stuttgart, heirathete am 10. December 1577 Ursula Sattler und hatte von ihr 11 oder 12 Kinder. Von Rudolf II. wurde er am 5. December 1588 in den Adelstand erhoben; die Familie führte und führt noch einen goldenen Bienenkorb im schwarzen Feld, einen ebensolchen mit drei schwarzen Straußenfedern als Helmzier, Helmdecke gold und schwarz. Von des Dichters Geschwistern hat sich nur sein Bruder Ludwig (1583—1635), zuletzt Pfarrer in Plochingen bei Eßlingen, als lateinischer Dichter und poeta laureatus bekannt gemacht. — G. R. W. wurde in Stuttgart am 15. September 1584 geboren; er studirte die Rechte in Tübingen von 1601 an und hatte dort die Bekanntschaft württembergischer, sächsischer, brandenburgischer, holsteinischer und hessischer Prinzen, wie die von Conz veröffentlichten Einträge in seinem (seither spurlos verschwundenen) Stammbuch beweisen. Im März 1604 machte er eine Reise nach Leipzig, Halle, Wittenberg, Magdeburg; im November ist er wieder in Tübingen. Aber 1610 nach des Vaters Tod nennt ihn sein Bruder Ludwig absentem per sex aristas; er muß also bald nachher Württemberg verlassen haben. Im J. 1606 war er in Frankreich: 16. März Mömpelgard, 29. März Lyon, 18. April Orleans, Mai 1606 und wieder October 1607 in Paris. Diese Reise (oder Reisen) war wol schon diplomatischer Natur und der Zusammenhang mit den Missionen des hochverdienten Benjamin v. Buwinckhausen, welchen der Herzog nach dem von Frankreich ihm verpfändeten Alençon als Statthalter schickte und welchen W. selbst besungen hat, ist nicht unwahrscheinlich. Außerdem erzählt W. selbst 1616, daß er drei Jahre in England gewesen sei. Dieser für seine Zukunft entscheidende Aufenthalt, bei dem er die Bekanntschaft der schon 1618/19, also vor seiner definitiven Rückkehr nach England, von ihm besungenen, bezw. übersetzten Dichter Henry Wotton, Josua Sylvester und Samuel Daniel, wol auch die seiner späteren Frau gemacht und die Beziehungen zu Elisabeth, der späteren Pfalzgräfin, angeknüpft haben wird, stand vielleicht auch mit Buwinckhausen's englischen Missionen im Zusammenhang. Jene 3 Jahre müssen zwischen 1607 und 1614 fallen; genaueres ist nicht auszumachen. Die erste sichere Kunde ist sodann vom Jahr 1614, in welchem W. Johann Friedrich von Württemberg um seine Gunst bittet, also wol schon wieder zu Hause ist. Er hat diese Gunst erfahren. Wenn er selbst angibt, er sei „in die 6 Jahr Cammer-Secretary“ gewesen, so ist nicht nur die dafür anzusetzende Zeit sehr unsicher, denn sie muß nur im allgemeinen zwischen 1614 und 1624 fallen, sondern es kann sich auch nicht um eine Staatsbeamtung handeln, da W. in den officiellen Beamtenlisten nie erscheint, sondern nur um eine private Verwendung bei Hof. Damit stimmt überein, daß W. sich 1615 in zwei Gedichten über die Opposition der „Kanzleiherren“ beklagt. Im J. 1616 nennt ihn ein italienischer Dichter segretario interprete des Herzogs; bei einem Stuttgarter Hoffest vom 10.—15. März 1616 hatte er „anbefohlene geschäfften“ und hat eine Beschreibung davon gegeben, deren Vorrede aus Stuttgart vom 28. April 1616 datirt ist. Nicht lange nachher aber muß er sich wieder in England aufgehalten haben; denn er schloß am 13. September 1616 seine Ehe mit Elisabeth, Tochter von Francis Raworth, Esq. von Dover. Die Hochzeit fand doch wol in England statt; sicher ist, daß sie weder in Stuttgart noch in Heidelberg (Sitz der Pfalzgräfin Elisabeth) stattfand. Die Frau starb zwischen dem 21. Januar 1641

und 1647; W. hatte von ihr zwei Kinder. Sein Sohn Rudolf wurde 1617 geboren, gewiß in England, denn in den Stuttgarter Kirchenbüchern steht er nicht; er machte später große Reisen, erwarb noch unter Karl I. eine Besitzung zu Lynsted in Kent und starb dort 1667. Im Juli 1617, vielleicht nachdem der Sohn schon geboren, war W. wieder in Stuttgart und bei einem Hoffest vom 13.—20. Juli beschäftigt, ebenso bei einem am 3. September 1618 daselbst abgehaltenen Ballet. Am 7. November 1618 wurde in Stuttgart seine Tochter Elisabeth geboren; sie heirathete William Trumbull, Esq. of Easthamstead, und wurde die Mutter William Trumbull's, des Freundes Pope's.

Als Secretär des Herzogs von Württemberg bezeichnet sich W. noch 1619; aber von da an ist seine Spur in Deutschland verloren. Er ging nach England, wol zufolge seiner Bekanntschaft mit Elisabeth von der Pfalz und im Zusammenhang mit den Velleitäten Jacob's I. zur Einmischung in die deutschen Dinge seit der Schlacht am weißen Berge, November 1620.. Wann W. nach England ging, ist ganz unsicher, nur daß es zwischen 1620 und 1624 gewesen sein muß. Denn vom 3. April 1624 ist sein erstes Schreiben aus England, welches ihn schon deutlich in Zusammenhang mit diplomatischen Geschäften zeigt, und 1641 sagt er, er sei über 16 Jahre Unterstaatssecretär gewesen unter vier „fürnembsten" Staatssecretären: bis 1629 unter Conway, 1629—32 unter Dorchester, Ende 1632 bis Februar 1640 unter Coke, von 1640 an unter Vane. Aus den ersten 5 Jahren haben wir nur drei Notizen von ihm oder über ihn; aber von 1629 an erscheint er häufig, und zwar bei der weniger strengen Competenzvertheilung früherer Zeit in verschiedenartigen Angelegenheiten. Er hat Depeschen abzufassen, zu entziffern, zu übersetzen, der Hauptgegenstand seiner Schreiben ist innere und äußere Politik; als Oxenstierna im April 1634 in England war, war W. bei den Verhandlungen mit ihm betheiligt; aber man findet in seinen Briefen auch Mittheilungen über gerichtliche und administrative Sachen sowie Hofneuigkeiten; den ganzen Sommer 1636 ist er bei Hof gewesen, 1639 ist er im Mai und Juni im Lager des Königs beim Feldzug gegen die Schotten und am 30. September am „Königlichen Hof". Es scheint aber fast, als ob er noch nicht in fester Anstellung und im October 1635 noch nicht naturalisirt gewesen wäre. Er hat am 20. Februar 1631 um ein Patent für den Druck gewisser lateinischer Autoren nachgesucht und es am 28. März erhalten; er motivirt das Gesuch so: Trusts that the King will vouchsafe him some gracious acknowledgment of his service, lest he undoe himself and his family thereby. Meanwhile he is enforced to crave some refreshing in this hard time. Und vom 21. Januar 1641 bis 23. Mai 1642 hat er sich mehrfach, wie es scheint vergeblich, zu einer schwedischen Agentenstelle angeboten gegen „jährliche Ergötzlichkeit", da er sein Amt über 16 Jahre ohne Nutzen geführt habe. Freilich hat man damals solche Betteleien nicht schwer genommen.

Daß in so langer Zeit auch Klagen über ihn laut werden, über seine malicious barbarousness, über Mißbrauch des Amts zu Privatzwecken, wird Niemand wundern; worauf es sich im einzelnen bezieht, wenn 1636 mit deutlicher Beziehung auf den Sommernachtstraum geklagt oder gespottet wird, er spiele Pyramus, Thisbe und den Löwen zugleich, läßt sich nicht sagen. Er selbst äußert aber auch zweimal und zwar gegen den Schluß seiner Thätigkeit im Dienst Karl's I., 1639 und 1640, seine Unzufriedenheit. Man darf an Politiker und Geschäftsmänner nicht den strengsten ethischen Maaßstab anlegen; W. hat auch manche Lobgedichte gemacht, von denen ihm noch andere als die auf Gustav Adolf's Tod, von welchen wir es wissen, nach der Sitte der Zeit bezahlt worden sein werden. Aber er hat nie einen Gegner der protestantischen Sache besungen und von seinem Eintritt in England an haben wir nur ein

einziges Lobgedicht auf einen Engländer, daneben aber 1640 zwei Spottgedichte auf einen Höfling.

Die Gegner des Königs müssen in der That mit seiner Haltung zufrieden gewesen sein. Denn als zur Verbindung des englischen Parlaments mit Schottland am 16. Februar 1644 das Committee of the two Kingdoms gegründet wurde, erhielt W. die Stelle des Secretary for foreign tongues, und bei der Neuorganisirung des Committee, Januar 1648, wurde er in seiner Stelle bestätigt; daß er daneben licenser of the press gewesen sei, wird zum Jahr 1645 angegeben, aber mit geringer Autorität. Die neue Stelle war mit 288 Pfd. jährlich dotirt und mit dieser Hebung seiner Finanzen wird es zusammenhängen, daß er 1645 auf ein Ulmer Stipendium, das ihm als Familienältestem zukam, zu Gunsten seiner Schwester verzichtete. Aber schon am 15. März 1649 wurde er in seiner Stelle durch Milton ersetzt; ein Grund findet sich nicht angegeben. Er kann wohl kränklich geworden sein; am 7. Januar 1652 fand ihn der oldenburgische Gesandte Hermann Mylius podagraleidend und schon 1651 war ein Gerücht von seinem Tode nach Ulm gekommen. Am 11. März 1652 wurde er dem allmählich erblindenden Milton als Assistent beigegeben, aber am 1. December in dieser Stellung durch Thurloe ersetzt. Am 13. Februar 1653 starb er.

Neben Weckherlin's amtlicher Thätigkeit ging seine schriftstellerische her, die sich aber durchaus auf schöne Litteratur beschränkt. Er hat veröffentlicht: 1616 „Triumf newlich bey der F. Kindtauf zu Stutgart gehalten", worin 14 Gedichte; 1616 „Triumphall shews set forth lately at Stutgart", verkürzende Uebersetzung des vorigen, mit 11 englischen Gedichten; 1618 „Kurtze Beschreibung, deß zu Stutgarten, bey den Fürstlichen Kindtauf vnd Hochzeit, Jüngst-gehaltenen (1617) Frewden-Fests", mit 8 Gedichten; 1618 „Beschreibung und Abriß deß jüngst zu Stutgarten gehaltnen F. Balleths", mit 4 Gedichten; 1618/19 „Oden vnd Gesänge" in zwei Bänden mit 68 Gedichten; 1619 „A Panegyricke to the . . Lord Hay: Vicount of Doncaster . . . Sung by the Rhine", nur aus einer englischen Auction von 1845 bekannt, spurlos verschwunden; 1641 (Vorrede 1639) „Gaistliche und Weltliche Gedichte", mit 127 Gedichten, wozu ein paar weitere, aus den Drucken von 1616 und 1618 wiederholte; endlich als Ausgabe letzter Hand 1648 (Vorrede 1647) „Gaistliche und Weltliche Gedichte", mit 180 neuen Gedichten, woneben fast alle früher veröffentlichten wiederholt sind. Außerdem hat sich bis jetzt nur e i n Gedicht Weckherlin's unter den Beigaben einer fremden Sammlung gefunden. Handschriftlich sind nur zwei Gedichte auf Gustav Adolf erhalten, die auch in der Ausgabe von 1641 stehen. Das älteste datirbare Gedicht ist von 1610, das späteste von 1648. Neben den deutschen Gedichten finden sich 11 englische in den „Triumphall shews" (1616), ein französisches in der „Kurtzen Beschreibung" (1618), 3 französische in dem Ballet (1618); eine Ode von 1618 hat deutsche, englische, französische und lateinische Strophen; zwei Gedichte sind in schwäbischer Mundart. In der „Kurtzen Beschreibung" sind außerdem zahlreiche Stellen aus antiken, italienischen und französischen Autoren im Original und in deutscher gereimter Uebersetzung eingeflochten. Im übrigen sind Weckherlin's 4 ersten Publicationen, was Entlehnungen im einzelnen betrifft, ziemlich selbständig; dagegen sind von den 68 „Oden und Gesängen" etwa $^1/_3$ directe Nachahmungen fremder Gedichte, besonders französischer, in viel geringerem Maaß englischer; in manchen andern sind fremde und zwar französische Vorbilder stellenweise verwendet. Weit selbständiger sind die Sammlungen von 1641 und 1648; von den hier enthaltenen 307 neuen Gedichten sind zwar die 67 geistlichen fast alle Bearbeitungen von Psalmen, also im Stoff und Gedankengang unselbständig; unter den 94 Epigrammen ist ein reichliches Viertel entlehnt; aber von den übrigen 146 Gedichten kann ich nur bei 10 oder 11 fremde

Vorbilder nachweisen, bei vielen sind solche durch den Inhalt ausgeschlossen. Die ganze Art Weckherlin's aber ist von Anfang an von dem Vorbilde der französischen Renaissancedichtung, insbesondere Ronsard's und Du Bellay's, abhängig; ja zu Anfang am meisten. Denn die vier ersten Publicationen sind Schilderungen von Hoffesten, wie sie sich bei Ronsard und Genossen genau ebenso finden. Dagegen sind die Gedichte von 1641 und 1648 von solcher inhaltlichen Beeinflussung viel freier, auch zum großen Theil durch Zeitereignisse veranlaßt. Das Verhältniß der zum Gemeindegesang fast durchaus wenig geeigneten, aber sonst öfters recht guten Psalmen zu früheren Leistungen derart zu untersuchen wäre eine lohnende Aufgabe. In der metrischen Form sind Weckherlin's Gedichte sammt und sonders nach französischem Muster. Neben einfacheren lyrischen Formen finden wir die pindarische Ode, die Sestine, das Rondeau, besonders häufig aber, 59 mal, das Sonett; der Alexandriner herrscht schon, in zusammen 165 Gedichten, entschieden vor über den vers commun mit 22 Gedichten, im Sonett ist ausschließlich jener verwendet. In prosodischer Beziehung verfährt W. ebenfalls französisch, indem er den Wortaccent nur am Versende und in der Cäsur beobachtet, sonst sehr oft verletzt. Erst in der Sammlung von 1641 hat er die Opitzische Regel mehr, aber nicht ganz streng beobachtet; er verwahrt sich in der Vorrede gegen diesen Zwang, hat sich ihm aber doch gefügt, denn die 1641 und noch 1648 aufgenommenen älteren Gedichte erscheinen hier an zahllosen Stellen nach dem Opitzischen Gesetz umgearbeitet. In den vierziger Jahren aber war W. schon durch manche Andere endgiltig in Schatten gestellt, und so hat seine Poesie, außer in Süddeutschland, sehr wenig Beachtung gefunden. Erst Bodmer, dann Herder haben ihn wieder aus der Vergessenheit gezogen, bis er in unserem Jahrhundert zu einer nicht selten übertriebenen Schätzung gelangt ist. Er selbst hat den Mangel an Erfolg schwer getragen. Ganz unverdient aber war derselbe nicht. W. ist ein Mann von lebhafter Empfindung, er hat viele glückliche Momente und ist vielseitig und beweglich. Aber er ist noch zu sehr Cavalier, zu wenig Philolog. Seine Sprache ist reich, aber bald sorglos incorrect, bald schwerfällig ungelenk; dagegen spielt die Nachahmung des Englischen, die man früher bei ihm vermuthete, so gut wie keine Rolle. Neben dem Reichthum der Phantasie und der Form, dem Glanz prunkhafter Ornamentik gehörte zu einem Reformator der deutschen Poesie auch ein gleichmäßig ausgebildeter Stil und Correctheit im Elementaren; beides war nicht seine Sache. Aber der bedeutendste Poet der voropitzischen deutschen Renaissance ist er zweifellos und in allem zusammen neben Opitz der interessanteste, eine repräsentative Figur wie nur irgend eine.

Weckherlin's Gedichte liegen jetzt in vollständiger, zweibändiger Ausgabe durch mich vor, — Bibliothek des Litterar. Vereins in Stuttgart, Band 199, 200 (1894/95). Im Anhang von Band 2 auch das wichtigste Biographische (einiges ist im Obigen richtiger gegeben) und Litterarhistorische. Dazu vgl. noch Ernst Höpfner, Weckherlin's Oden und Gesänge (1865); W. Bohm, Englands Einfluß auf W. (1893). — Zu Weckherlin's Biographie s. meine Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwaben's (1891), S. 1 ff., jetzt zum Theil veraltet. Grundlegend war 1803 Conz, Nachrichten von dem Leben und den Schriften R. Weckherlin's. Für Einzelheiten siehe: Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland; W. B. Rye, England as seen by foreigners etc., Vorrede; Calendar of State Papers, Domestic Series, 1629 ff.; Sixth Report of the R. Commission on historical mss., Part 1; Godwin, History of the Commonwealth; die Werke über Milton von Hamilton, A. Stern und Masson; Althaus, Allgemeine Zeitung 1888, Beilage Nr. 144 ff.; von mir ebd. Nr. 163; vier Briefe Weckherlin's, hrsgg. von Hans Schnorr v. Carolsfeld, in den Studien

zur Litteraturgeschichte, M. Bernays gewidmet (1893). Einzelnes aus den hinterlassenen Papieren von Ferd. Picard (1866—90), die mir durch Ernst Martin zugänglich geworden sind. — Weckherlin's Portrait wurde von Faithorne nach Mytens d. Ae. gestochen; Abdruck in Könneke's Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, S. 114; Probe seiner Handschrift in meiner Ausgabe II, 488; Wappen ebd. II, 486. Hermann Fischer.

Weckherlin: Wilhelm Ludwig W. s. u. **Wekherlin**.

Wecklein: Michael W., katholischer Theologe, geboren am 21. October 1778 zu Burgheimfeld bei Schweinfurt, † am 31. October 1849 zu Aachen. Er studirte Theologie zu Würzburg, erwarb sich dort 1800 die theologische Doctorwürde (Dissertation: „Tentamen historico-criticum circa diversas de insigni loco Isaiae 12, 12—13, 12 sententias) und wurde in demselben Jahre zum Priester geweiht. Er wirkte einige Jahre an verschiedenen Orten der Würzburger Diöcese als Hülfsgeistlicher und schrieb 1802—5 vieles für die von dem Exjesuiten J. B. Andres herausgegebenen Zeitschriften „Neues Magazin für Prediger“ und „Archiv für Kirchen- und Schulwesen“. 1805 wurde er auf die Empfehlung Oberthür's von dem Domherrn Spiegel (s. A. D. B. XXXV, 150) als Professor der orientalischen Sprachen an die Universität zu Münster berufen. Dort veröffentlichte er: „Monumenta praecipua ad liberaliorem Veteris Testamenti interpretationem, quae nostris temporibus est introducta, e collatione scriptorum graecorum et romanorum cum scriptoribus sacris“ (Essen 1806). Dagegen schrieb J. H. Kistemaker, Professor der Exegese zu Münster (s. A. D. B. XVI, 37): „Commentatio de nova exegesi, praecipue Veteris Testamenti, ex collatis scriptoribus graecis et romanis scripta“ (Münster 1806), und der Paderborner Franciskaner Marcellinus Molkenbuhr (s. A. D. B. XXII, 91) „Neue Auslegungsart der h. Schrift, empfohlen von Herrn Wecklein, Professor zu Münster, widerlegt 2c.“ (Dorsten 1806). Unter mancherlei Anfechtungen hielt sich W., von Spiegel protegirt, in Münster bis 1818. Der Generalvicar Fürstenberg verbot 1806 den Theologen den Besuch seiner Vorlesungen. In dem Lectionskatalog für das Wintersemester 1817—18, zu dem er auch das Prooemium geschrieben, kündigte er noch Litteraturgeschichte und Hebräisch an. 1818 wurde er als Bibliothekar an die Universität zu Bonn versetzt, 1827 wurde er durch die Vermittlung Spiegel's, der seit 1824 Erzbischof von Köln geworden, Kanonikus an dem Collegiatstift zu Aachen.

E. Raßmann, Münsterländ. Schriftsteller, S. 360. Reusch.

Weckmann: Matthias W. gebührt unter den Organisten Hamburgs im 17. Jahrhundert ein hervorragender Platz. Seine Persönlichkeit bildete für eine Reihe von Jahren das musikalische Centrum Hamburgs; mit seinem compositorischen Schaffen nahm er regsten Antheil an den Bestrebungen, die bald als Frucht die protestantische Kirchencantate und das deutsche Oratorium zeitigten; als Meister des Orgelspiels besaß er einen weit verbreiteten Ruf. Die reichlichsten Nachrichten verdanken wir Mattheson's „Ehrenpforte“, deren Angaben von den Verfassern alter und neuer Lexika einfach wiederholt wurden. Und doch bedürfen sie gerade in wesentlichen Punkten der Berichtigung wie der Erweiterung.

Die bisherigen Angaben, daß W. 1621 zu Oppershausen i. Thür. geboren sei, wo sein Vater Jacob W. Pastor war, sind irrig. Jacob W. war erst vom 2. November 1628 bis 17. November 1631 (†) Pfarrer in Oppershausen bei Langensalza (Reg.-Bez. Erfurt). Die dortigen Kirchenbücher melden, obwol sie bis 1603 vollständig zurückreichen, nichts von Matthias W. Sein Vater muß also früher an einem anderen Orte angestellt gewesen sein, wo Matthias W. 1621 geboren wurde. Im Communicantenverzeichniß zu Oppershausen werden noch zwei Geschwister erwähnt, eine Schwester Marie und ein Bruder Andreas W.

Ein Jahr nach dem Tode des Vaters verließ Weckmann's Mutter mit ihren Kindern den Ort, um sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Dresden niederzulassen. Hier nahm sich Heinrich Schütz des 11jährigen Knaben an, der außer gründlichen Vorkenntnissen in der griechischen und lateinischen Sprache auch eine „vortrefliche" Stimme mitbrachte. Schütz ließ ihn zunächst von einem gewissen Gio. Gabrieli (natürlich nicht dem großen Venetianer) im Gesange unterrichten. Im Singen machte Matthias W. so gute Fortschritte, daß Schütz ihn bald dem Kurfürsten Johann Georg I. vorstellte, welcher W. „nicht allein in seiner Kapelle aufnahm und eine Besoldung aussetzte, sondern auch sein bis dahin schuldiges Kost- und Lehrgeld auszahlen ließ". Dazu übernahm Schütz selber seinen Unterricht in der Composition und „in allen dem, was er nur in Italien gehöret und erlernet hatte". So war denn Weckmann's künstlerischem Leben die entschiedenste Richtung gewiesen, sowol durch praktische Ausführung, wie durch theoretische Erkenntniß den besten Meisterwerken der Italiener, in erster Linie der Venetianer, täglich näher zu treten. Unterbrochen wurde diese Zeit fruchtbarster Anregung und fleißigen Studiums, als Weckmann's „schöner Diskant" sich in einen Alt wandelte. Schütz hielt es nun für das Beste, W. „zum Organisten anführen zu lassen", und empfahl als Lehrmeister den berühmten Schüler Sweelinck's, Jacob Prätorius, Organist an St. Petri in Hamburg (1603—1651); der Kurfürst bewilligte dazu für drei Jahre ein jährliches Lehrgeld von 200 Thalern. Diese Zuwendungen des Kurfürsten fallen als Zeugnisse für Weckmann's Tüchtigkeit und für Schützens Zuneigung umsomehr ins Gewicht, wenn man die immer schwieriger werdenden Verhältnisse der Dresdener Hofcapelle gerade zu dieser Zeit berücksichtigt. — Schütz brachte seinen liebwerthen Schüler persönlich nach Hamburg. Das genaue Datum für ihre gemeinsame Reise, mit der Schütz einen zweiten Besuch in Kopenhagen als Zweck verband (s. Spitta, Musikgeschichtl. Aufsätze, Berlin, Gebr. Paetel, 1894, S. 29; Angul Hammerich, Viertelj. f. Musikw. 1893, S. 91), geht aus dem Paßbrief hervor (Kgl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Loc. 8297, Bl. 19 und 22), der „für Matthes Weckmann, kursächs. Musicus und Organist", unter dem 31. Juli 1637 ausgestellt wurde (Vierteljahrsschr. f. Mus. 1891, S. 230). Für den Lehrgang, den W. bei Jac. Prätorius durchmachen mußte, besitzen wir ein denkwürdiges Zeugniß in Ms. ND VI nr. 5383 (Hamburger Stadtbibliothek). Für den Schreiber dieses Quartbandes hat man bisher H. Scheidemann betrachtet (Viertelj. f. Mus. 1891, S. 181 und 485 f.); bei einer genaueren Durchsicht jedoch hat sich ganz versteckt Weckmann's übliche Signatur „*M. W.*" gefunden und so herausgestellt, daß W. selbst der Schreiber war. Prätorius unterrichtete also seinen Schüler in den Zarlino-Sweelinck'schen Compositionsregeln, — sie bilden den Inhalt des Bandes. Ihnen gemäß setzte W. viele Vespern, Kirchengesänge u. s. w. „in prätorianischer Manier". Gleichzeitig mit W. studirte der gleichaltrige J. A. Reincken bei Scheidemann; die beiden jungen Musiker müssen sich schnell angefreundet haben, denn W. überließ sein Manuscript Reincken, der es zu weiteren Eintragungen benutzte. Für seine Orgelstudien war Hamburg just der rechte Ort. An S. Catharinen wirkte noch ein zweiter berühmter Schüler Sweelinck's, Heinrich Scheidemann (1625—1663). W. besuchte dessen Vespermusiken, die großen Zulauf hatten, recht häufig, um „die prätorianische Ernsthafftigkeit mit einer scheidemannischen Lieblichkeit zu mäßigen; und also viele galante Erfindungen einzuführen", mit denen er bald öffentlichen Beifall fand. — Mitte 1640, nach Ablauf der drei Studienjahre, kehrte W. nach Dresden zurück, wo inzwischen trotz Schützens Anstrengung der Zustand der kurfürstlichen Kapelle infolge der Kriegswirren ein sehr trauriger geworden war. Da wurde der Kurprinz, nachmaliger Kurfürst Johann Georg II., der Retter in der Noth. Unter Schützens

sachlicher Beihülfe erließ er am 14. September 1641 für seine 1638 gegründete kurprinzliche Capelle eine Neuordnung, durch die wenigstens das Capellknabeninstitut gesichert wurde. Matthias W. ernannte er zum Hoforganisten mit 200 fl. Gehalt und einem Hofkleide jährlich. Seines Amtes war, „in der Kirchen und für die Tafel oder wo sonst Ihre Durchlaucht ihn hin verordnen werden", fleißig aufzuwarten. Ferner wurde ihm durch besondere Verordnung die Unterhaltung und Unterweisung der Sängerknaben übertragen, ihm zur Pflicht gemacht, „obgemeldte Knaben mehrmals in ein Instrument, Regal oder Positiv, absonderlich singen lassen und dergestalt exerciren helfen, daß sie rein singen sich gewöhnen und in der Musik desto schleuniger perfectioniren mögen". Diese Einrichtung sollte nach Schützens Willen nur einen Samen der Musik ausstreuen, der für bessere Zeiten aufginge (Moritz Fürstenau, Zur Gesch. d. Musik u. des Theat. am Hofe der Kurfürsten v. Sachsen. Dresden 1861, S. 24 ff.). Die Möglichkeit des Verkehrs mit italienischen Künstlern machte sich W. alsbald wieder zu Nutze, indem er ihre Sprache fertig erlernte und durch jene sich beständig die Kenntniß der neuesten italienischen Werke verschaffte. — Weckmann's Thätigkeit an dieser Stelle währte kaum ein Jahr. Der dänische Kronprinz Christian, auf dessen Anregung schon Schütz an den dänischen Hof gezogen worden war, hatte sich nach seiner Hochzeit 1634 eine eigene Capelle auf seinem Schlosse Nykjöbing eingerichtet. Etwa 1642 besuchte der Kronprinz den Dresdener Hof und erbat sich von Joh. Georg II. drei „Musikanten", darunter auch W. für seine Capelle. In Nykjöbing wurde W. als Capellmeister angestellt und erhielt als Gnadengeschenk des Kronprinzen Porträt auf einer goldenen Medaille an einer goldnen Kette. Zu Weckmann's Functionen gehörte es, „jeden Morgen, Freitag und Sonntag ausgenommen, von 9—10 mit den Lehrlingen zu üben, darauf zu achten, daß sie sich in den Manieren, die sie gelernt, üben und nicht anderswo singen". Gern hatte man die Dresdener Musiker nicht ziehen lassen, 1646 schon reclamirte sie Johann Georg II.; so erhielten sie denn im April 1647 ihre Pässe nach Dresden zurück. Ohnehin wäre ihres Bleibens nicht viel länger gewesen, da Christian 1647 auf der Reise nach Karlsbad starb und seine Capelle aufgelöst wurde (Angul Hammerich, a. a. O. S. 97 f.). — Den Rückweg machte W. über Hamburg, wo er sich mehrere Wochen aufgehalten haben muß. Die Quelle für diese neue Thatsache ist ein nach mehreren Seiten hin beachtenswerthes Actenstück, Ms. KN. 206 in der Lüneburger Stadtbibliothek. Den Inhalt des Foliobandes, zum größten Theil von Weckmann's Hand geschrieben, bilden zumeist Compositionen italienischer Meister, Monteverdi voran, A. Grandi, Tarq. Merula, Lor. Agnelli, Gio. Rovetta u. a.; unter den Deutschen sind H. Schütz, Christoph Werner, Joh. Stadlmeyer die namhaftesten. Der Band zeigt, wie eifrig W. bemüht war, für seine Capellsänger in Dresden und Nykjöbing Material herbeizuschaffen von Werken, die seit Jahren bekannt, aber wol nicht vorhanden waren, und von solchen, die eben erst auf den Markt gelangten. Mehrere Stücke verdankt er offenbar nur der Gunst intimer persönlicher Beziehungen zu den Componisten. Durch einige kurze kritische Apostrophen, die hier und da bei den Werken vermerkt sind, gewinnt die Handschrift für uns einen erhöhten persönlichen Werth. Am Schlusse des Bandes steht über dem Datum „Hamburgi 15 Junij Ao. 1647" ein stark verschnörkeltes Monogramm, das in sich die Anfangsbuchstaben von Joh. Ad. Reincken, Heinr. Scheidemann und Matth. W. vereinigt. Mit der Ueberreichung seines Bandes besiegelte also W. die fröhliche Zusammenkunft mit seinen alten lieben Freunden (näheres über den Inhalt bei Junghans, Programm des Johanneums zu Lüneburg, 1870, S. 29, der freilich die Situation nicht erkannt hat). — Nach Dresden zurückgekehrt, übernahm W. sein früheres Amt in der kurprinzlichen Capelle als

Organist. Die Vorliebe des Kurprinzen für italienische Sänger hatte zugenommen; W. fand also wiederum „eine eben so reiche Aerndte für seine Wißbegierde, als wenn er sich selbst in Italien befunden hätte“. Schütz rieth nun W., Hebräisch zu lernen, um bei der Composition alttestamentlicher Texte die Tiefe des Empfindens erreichen zu können. W. befolgte den Rath mit Nutzen. Der als Judenbekehrer und Lehrer des Hebräischen bekannte Licentiat Esdras Edzardus aus Hamburg äußerte einmal über Weckmann's Composition des 63. (53.?) Cap. des Propheten Jesaias: „Er habe im Sing-Basse den Messiam so deutlich, dem loco adiunctorum gemäß abgemahlet, als wenn er ihn mit Augen gesehen hätte“ (Mattheson, Vollk. Capellm. S. 130 f.). Die Composition ist uns leider nicht bekannt. Das umfangreichste Werk aus Weckmann's Dresdener Thätigkeit müssen wir ebenfalls bis auf weiteres als verschollen bezeichnen: die Canzonen für zwei Violinen, ein Fagott und Generalbaß, 1651 in Freiberg i. S. gedruckt und wahrscheinlich für die Tafelmusik des Kurprinzen bestimmt. Noch ein Stück fällt nachweislich in diese Zeit, die Composition über Jesaias 54, 7: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen“; aber von dieser ist auch nur der Generalbaß gerettet (Ms. Bn. 21, 5. Bibliothek des Alterthumsvereins zu Freiberg). Ende 1649 besuchte Froberger den Dresdener Hof (Franz Beier, Sammlung musik. Vorträge, Nr. 59/60, S. 10 f. Breitkopf u. Härtel, Leipzig). Mattheson berichtet darüber an zwei Stellen, die in äußerlichen Einzelheiten von einander abweichen. Ihm deshalb Unwahrheit vorzuwerfen, ist übereilt. Aus seiner Erzählung von einem stattgehabten musikalischen Wettstreit zwischen Froberger und W. leuchtet klar hervor, daß beide Künstler sich dem Namen nach vorher schon gegenseitig hochschätzten. Reincken stand ja mit Wiener Musikern (wie z. B. Poglietti) in geistig anregendem Verkehr. Das Gleiche ist also von W. anzunehmen, da er uns in seiner Sammelhandschrift sogar ein ungedrucktes „Deus misereatur nostri“ von Kaiser Ferdinand III., Froberger's hohem Gönner, überliefert hat (es fehlt in G. Adler's Sammlung der mus. Werke der habsb. Kaiser, Wien, Artaria u. Co.). Daß Froberger und W. sich in Dresden persönlich kennen gelernt und ihre Freundschaft brieflich eifrig weiter gepflegt haben, ist somit nicht von der Hand zu weisen. — Zur vollen Entfaltung dessen, was W. künstlerisch wollte und konnte, gelangte er jedoch erst in der freien Hansastadt Hamburg. Ulrich Cernitz, Organist an St. Jacobi seit 1631, war 1654 gestorben. Von den Candidaten Albert Schope, Hoforganist in Güstrow, Wolfg. Wesnitzer und Jac. Lorentzen vom Hamburger Waisenhaus, mochte keiner den Kirchenvorstehern zusagen. Joh. Olffen, Organist an St. Petri und Nachfolger von Jac. Prätorius (Weckmann's Lehrer), erhielt nun, da er auf W. die Aufmerksamkeit gelenkt hatte, den Auftrag, W. zum Probespiel zu ersuchen. Nach Rücksprache mit Schütz und mit Erlaubniß des Kurprinzen erschien W. Kunstrichter für die zweite Probe waren außer dem Cantor Th. Selle und dem Violinisten Joh. Schope die drei Hauptorganisten: H. Scheidemann (St. Catharinen), Olffen (St. Petri), Joh. Prätorius (St. Nicolai). W. kam nach dem Spiel der früheren Candidaten an die Reihe. Es ist wahrlich beschämend für unsere Zeiten, wenn man liest, welche künstlerischen Aufgaben damals vor so gewiegten Künstlern gelöst werden mußten. Keine von den Anforderungen damaliger Kirchenmusik wurde W. erlassen. Nach einer Fuge über ein „verkehrtes Thema primi et tertii Toni zusammen“ mußte W. die Generalbaßstimmen einer Motette variirend auf zwei Clavieren behandeln und seine Fertigkeit im Generalbaßspielen durch die Begleitung eines Violinsolo beweisen. Zum Schlusse wurde ihm der Choral „An Wasserflüssen Babylon“ aufgegeben, dessen „ersten Vers er nach prätorianischer, ernsthafter Art, die andern aber fugenweise durch alle ganze und halbe Töne, mit vielerley Veränderungen durch-

führte“. Von den besten Organisten unserer Tage dürfte man schwerlich ein so volles Maaß schulgerechter, künstlerischer Improvisation erwarten. Einstimmig wurde W. gewählt; der Kurprinz ertheilte dazu, wenn auch nur ungern, seine Einwilligung. Nachdem er sich persönlich in Dresden verabschiedet hatte, trat W. 1655 sein neues Amt an. Die musikalischen Verhältnisse, die W. vorfand, mußten im ganzen für ihn angenehme sein. Auf Cernitz' Veranlassung hatte bereits 1635 die alte Jacobi-Orgel (deren Dispos. bei M. Prätorius, Synt. mus. II, S. 168) eine großartige Erweiterung erhalten, deren Kosten die hohe Summe von 6325 ℛ︀ 14 β. erreichten. W. wünschte gleich in der ersten Zeit eine Verbesserung der Baßthürme, und er hatte die Freude, seinen Vorschlägen 1657 wirklich entsprochen zu sehen, obgleich der Kirche aus dieser Aenderung des Orgelwerks wiederum ein Aufwand von 1656 ℛ︀ erwuchs (Jul. Faulwasser, „Die St. Jacobi-Kirche“, Hamburg 1894, G. W. Seitz Nachf.). Director der Hamburgischen Kirchenmusik war seit 1637 der Cantor am Johanneum, Thomas Selle, der mit zwei Bässen, zwei Tenören, den Freischülern der Kirchenschule und des Johanneums den Singechor bestellte (vgl. Signale f. d. mus. Welt, Leipzig, B. Senff, 1870, S. 66 ff.). Das gute Einvernehmen Weckmann's mit Selle findet in Selle's Gevatterschaft bei Weckmann's Tochter Eva Christine (20. Juli 1657) sichtbaren Ausdruck; bei der zweiten Tochter Sophie Elisabeth (20. September 1658) stand Joh. Olffen Pathe. An der Spitze der Rathsmusikanten befand sich der Violinist Johann Schope; neben ihm war auch Peter v. Sidon ein bedeutender Geiger. Mit solchen, freilich nicht übermäßig stattlichen Kräften ließ sich schon etwas erreichen. W. componirte nun viele Stücke, die Selle in der Kirche zur Aufführung brachte. W. schuf sich aber eine noch breitere Basis für seine Bestrebungen. Nicht erst 1668 (Mattheson), sondern bereits 1660 gründete er mit zwei vornehmen Musikliebhabern ein Concertunternehmen, dessen Garantie zunächst 50 Personen durch Unterschrift übernahmen. Die Aufführungen dieses Collegium musicum fanden im Refectorium des Doms statt. Das Institut blühte schnell auf. W. sorgte für die besten Musikalien aus Venedig, Rom, Wien, München, Dresden u. s. w., und bedeutende Componisten übersandten Compositionen und ließen ihre Namen in die Liste eintragen. Der Ruf dieser Concerte lockte manchen Künstler nach Hamburg, u. a. den Sänger Franz de Minde, den Capellmeister Casp. Förster, der selber ein vorzüglicher Sänger war. Manches Band enger persönlicher Beziehungen zwischen den Künstlern ist nachweislich hier geschlungen worden. Am 2. Juli 1663 starb Selle; kurz vorher war er mit W. uneins geworden, von dem er nun keine Note mehr in der Kirche aufführen wollte. In seiner Betrübniß componirte W. die Worte „Weine nicht, es hat überwunden“ (Off. Joh. 5, 5), die ihm beim Aufschlagen der Bibel in die Augen fielen. Um das Stück in der Kirche zu Gehör zu bringen, mußte eine kleine List helfen. Ein guter Freund copirte das Stück, schrieb Christ. Bernhard's Namen darauf und gab es Selle, der es unter vielem Rühmen mehrmals aufführte. An Selle's Stelle wurde durch Weckmann's Fürsprache von sechs bedeutenden Candidaten Christopher Bernhard aus Dresden, ebenfalls ein Schüler Schützens, zum Cantor gewählt. Mattheson erzählt uns diese etwas fabulös klingende Geschichte mit allen drastischen Einzelheiten an zwei wiederum von einander abweichenden Stellen (Ehrenpf. s. „Bernhard“ und „Weckmann“), und doch müssen wir sie glauben. Der gute Freund und Vermittler war Gustav Düben, späterer Capellmeister in Stockholm. Drei Foliobände, in denen er einen ansehnlichen Vorrath neuester Musik (wie es scheint, den ganzen Programmbestand des Collegium musicum während der Jahre 1663—67) aus Hamburg mit sich führte, befinden sich noch heute in der Universitätsbibliothek Upsala (Mscr. 78, 79, 81). Der Band vom

Jahre 1664 (Mscr. 79, fol. 109) enthält die concertirende Motette „Weine nicht“ von „Chr. Bernhard“. All die kleinen Züge, die Mattheson von dem Stück erwähnt, passen genau auf diese Composition, als deren wahren Autor wir also W. anzuerkennen haben. W. pflegte übrigens mit seinem Studiengenossen Bernhard vertrauteste Freundschaft. Ihm überließ er, wie es scheint (Ehrenpf. S. 22), von 1664 an die Direction des Collegii musici; und während der Dauer des Hamburger Amtes entstanden wol Bernhard's theoretische Schriften (Viertelj. f. Mus. 1891, S. 495 ff.), die in vielen tiefergehenden Zügen des Verfassers Vertrautsein mit Sweelinck's Lehrbuch bekunden. In Bernhard's Hause veranstaltete 1666 die Elite der Hamburger Künstler dem Kirchendichter Rist zu Ehren jenes berühmte Concert (s. dessen letztes „Monats-Gespräch“ und die „verschmähete Eitelkeit und Wollust der Welt“ Th. II); und 1667 fand hier ein anderes statt, in welchem Bernhard und Förster selber als Sänger mitwirkten (Mscr. 78 Upsala [1665—67] fol. 89 „Repletum est cor meum“ von Förster). Obwol es als sicher gelten darf, daß auch W. zu den Intimen des Rist'schen Kreises gehörte, so hat er doch keine Liedcompositionen für ihn geliefert. Zu diesem Genre wandte er sich erst später, als in seinem Familienleben ein neuer Frühling anhob. 1667 starb Weckmann's Frau, die ihm sechs Kinder geboren hatte, vier Töchter und zwei Söhne, deren ältester, Jacob, wol schon in Dresden geboren wurde (nähere Daten in den Taufbüchern von St. Jacobi). Erbschaftsauseinandersetzungen veranlaßten W. vielleicht zunächst, nach Dresden zu reisen. Er verband damit einen Besuch am Hofe, wo ihn Kurfürst Johann Georg II. sehr gnädig empfing und ihm außer einem diamantbesetzten Porträt das freie Studium seiner beiden Söhne in Wittenberg gewährte. Beide starben aber jung: der älteste, Jacob, als stud. theol., der jüngere, Hermann (geboren am 12. August 1662, genannt „der galante W.“ [Mattheson, Ehrenpf. S. 255]), als Organist in Leipzig. Auch eine Schwester starb unverheirathet. W. verheirathete sich 1669 in Hamburg zum zweiten Male; am 14. Februar erfolgte seine Proclamation mit Catharina Rolandes, Tochter von Berthold Rolandes. Zwei Töchter aus dieser Ehe wurden am 13. Juli 1671 getauft. 1668 war nun W. zu Phil. v. Zesen, über dessen Charakter der inzwischen verstorbene Rist nicht eben die beste Meinung hegte, in engere Beziehung getreten. Weckmann's Lieder für ihn, neun an der Zahl, wurden veröffentlicht in Zesen's „Schöner Hamburgerin“ (1668), „Reinweisser Herzogin“ (1668), „Dichterischem Rosen- und Liljenthal“ (1670); nr. 91 im letzten Werk: „Lob- und Tugend-lied auf des edlen und weitberühmten Herrn D. B. Schuppens glimpflich schimpfende Schertzhafftigkeit, als derselbe sich zum zweiten mahle ehlich verknüpfte“, von W. componirt, deutet auf Weckmann's gute Beziehungen zu seinem unmittelbaren Vorgesetzten hin, dem vielgeliebten, aber auch vielgeschmähten Pastor an St. Jacobi, der doch ein empfängliches Ohr hatte für die Kunst der Hamburgischen Musiker (Mattheson, Ehrenpforte S. 304). Mit Weckmann's Tode, der 1674 erfolgte, und mit Bernhard's Rückkehr nach Dresden zerfiel das Collegium musicum. Einen Ersatz, allerdings nach anderer Richtung hin, schuf der befreundete Reincken mit Schott zusammen durch die Gründung der Hamburger Oper 1677. Doch erschwerten heftige Polemiken, in denen sich auch Schupp's Amtsnachfolger Anton Reiser hervorthat, bedeutend die ersten Athemzüge des aufstrebenden Unternehmens.

Von Weckmann's Orgelcompositionen sind sechs durch handschriftliche Ueberlieferung erhalten (Ms. KN. 209, Stadtbibl. Lüneburg; Ms. P. 802, Kgl. Bibl. Berlin). Claviervariationen über das Lied „Lucidor einst hütt der Schaf“ befanden sich im verschollenen Ms. des Grafen Lynar (Sweelinck's Werke, I, S. 2 f. des deutsch. Vorw.). Als Orgelmeister steht W. mit Delphin Strunck,

J. A. Reincken und Fr. Tunder auf einer Stufe der geschichtlichen Bedeutung. Seine ganze Art und Weise, mit den contrapunktischen Motiven umzugehen, die Formen seiner Choralbearbeitungen, sie sind typische Erkennungszeichen für den in Sweelinck's Schule gebildeten Musiker — daran hat H. Schütz keinen Antheil. Man mag am deutlichsten diese musikalische Verwandtschaft ausgeprägt finden, wenn man Weckmann's zweistimmige und dreistimmige Stücke, in welchen letzteren er den Choral durch kanonisch geführte Stimmen begleiten läßt, vergleicht mit analogen Compositionen in Scheidt's Tabulatura Nova (Denkmäler deutscher Tonkunst, Band I). Die Männer der zweiten Periode norddeutscher Orgelkunst im 17. Jahrhundert kann man als Sweelinck's indirecte Schüler bezeichnen. Eine Vermehrung der musikalischen Formen für die Behandlung des Chorals haben sie nicht erreicht, sondern nur eine Erweiterung der bereits bestehenden durch eine gesteigerte Heranziehung und virtuose Ausnutzung der specifischen Ausdrucksmittel der Orgel. Wo Prätorius und Scheidemann, sich selbst beschränkend, stehen geblieben, schreitet W. kühn weiter. Die einfachen, im Ausdruck strengen Choralbearbeitungen Prätorius' dehnt W. zu pompösen Sätzen für die volle Orgel aus, wobei er durch fünf- bis sechsstimmigen Satz und durch Anwendung des Doppelpedals die Klangfülle der Orgel in prächtigem Glanze wirken läßt. Scheidemann's noch einfache Chromatik, seine Gewandtheit im wechselnden Gebrauch der Manuale überbietet W. durch sein überaus mannichfaltiges und vielfarbiges Spiel mit wechselnden Manualen, deren Registrirung er fürsorglich genau vorschreibt, und durch die kühne Ausdehnung der Chromatik über ganze Tonleiterpassagen. Sweelinck's große dreitheilige Fantasieform haben die norddeutschen Organisten der zweiten Periode nicht weiter gepflegt; sie bevorzugten, unter dem Einfluß Frescobaldi's und der Wiener Organisten, wie Froberger und Kerl, die übersichtlichere Form der Canzona. Eine solche hat auch W. geschrieben; sie ist wol das abgerundetste und stimmungsvollste seiner erhaltenen Orgelstücke. Dieses Stück in D-moll trägt so ausgeprägt Buxtehudesche Züge — ausgeprägter als sie sich bei Tunder nachweisen lassen, daß kein Zweifel mehr darüber zu bestehen braucht, wo der größte norddeutsche Organist seine Ausbildung empfangen hat, auf der Hochschule des Orgelspiels in Hamburg. — Weckmann's Lieder für Phil. v. Zesen sind Erscheinungen, wie wir sie seit der Mitte des 17. Jahrhunderts überaus häufig zu Tage kommen sehen: übersichtlich gegliederte, kurze liedhafte Weisen für eine Singstimme mit Generalbaß. W. bewegt sich mit ihnen durchaus auf den Bahnen, die von den Componisten des Rist'schen Kreises, des Königsberger Dichterkreises, von Männern wie Hammerschmidt, Mich. Jacobi, Chr. Flor, H. Pape, H. Scheidemann, M. Coler, Joh. Schop, P. Meier, Jac. Kortkamp, Jac. Prätorius, S. G. Stade, Th. Selle, von H. Albert, Chr. Werner, Voigtländer u. a. betreten waren. Einen gewissen italienischen Beigeschmack erhalten Weckmann's Lieder durch kleine, den Gesang zierende Figuren. — Weckmann's Kirchenmusikwerke sind Zeugen des tiefgehenden Einflusses, den Schütz auf seinen künstlerischen Nachwuchs ausgeübt hat. Neun Stücke sind handschriftlich überliefert (Mscr. 79, 81 Upsala; Mscr. 22, 220 [aus des Cantors H. Bokemeyer's Nachlaß], Kgl. Bibl. Berlin. Die Ueberschriften im Berliner Mscr. sind meist nachträglich zugefügt, bei zweien ist „Jacob W." als Autor angegeben; Bn. 21, 5, Alterthums-Verein, Freiberg i. S.). In einem alten, anscheinend leider verschollenen Catalog in Lüneburg (s. Junghans a. a. O. S. 29) waren 18 Stücke Weckmann's dem Titel nach genau angegeben. Die erhaltenen Stücke Weckmann's bewegen sich nicht auf dem Boden der altvenetianischen Chormotette, sondern sind Kinder der neuitalienischen Kunst, die durch die Errungenschaft des Sologesanges und des

Recitativs, durch die Heranziehung begleitender Instrumente, durch das Fundament des Generalbasses der Chormotette überraschende Ausblicke zu neuen und mannichfaltigen Formengebilden eröffnete. Eine Richtung führte zu den Solomotetten für eine Stimme mit oder ohne Begleitung einiger Instrumente, zu den Symphoniae sacrae Schützens (Werke, Band V). Ihr gehören von W. an: „Kommet her zu mir alle“ (vgl. Schütz [V, 25], Ign. v. Ghesel [Upsala, Ms. 79], und Hammerschmidt [3. Th. Musik. Andachten 1642]), „Rex virtutum“, „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen“. In der gleichen Richtung ergab sich die oratorienhafte Dialogform, W. vertritt sie in zwei Werken: „Gegrüßest seist du, Holdselige“ (vgl. Hammerschmidt [1. Th. der Dialogi, 1645 nr. 9] und Schütz [VI, 184]). — „Angelicus caeli chorus“. Eine Vereinigung aller Motettengebilde in glänzendstem Gewande stellt die auf venetianischem Grunde erblühte, concertirende Motette, das „Geistliche Concert“ Schützens dar. Viele verwandte Züge im Aufbau wie in der Tendenz dieser Form weisen in gerader Linie auf die spätere protestantische Kirchencantate hin. Weckmann's Compositionen von dieser Gestalt sind auch seine gehaltvollsten und gereiftesten, die neben den Schütz'schen einen ehrenvollen Platz verdienen: „Weine nicht, es hat überwunden“; „Ein Tag in deinen Vorhöfen“; „Herr, warum trittest du so ferne“; „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“ (vgl. Schütz [I, 42], Hammerschmidt [4. Th. musik. Andachten 1646], Aug. Braun [Junghans, a. a. O. S. 35]); „Es erhub sich ein Streit im Himmel“ (vgl. Johann Siegfried [Walth. Lexik.], Jul. Weiland [Upsala, Ms. 81], Chr. Werner [Lüneburg, KN. 206], Hammerschmidt [2. Th. Geistl. Gespräche 1656], Joh. Christoph Bach [Kgl. Bibl. Berlin], Seb. Bach [Werke II, nr. 19, X nr. 50]); „Wenn der Herr die Gefangenen zu Zion erlösen wird“ (vgl. H. Schütz [III, 133 und VIII, 44], Hammerschmidt [Motetten 1649 und 5. Th. musik. Andachten 1653]). Die in Klammern beigefügten Parallelen mögen den kunsthistorischen Zusammenhang andeuten, unter dem Weckmann's Werke, um richtig gewürdigt zu werden, betrachtet werden müssen. Max Seiffert.

Wedde: Friedrich Christoph Johannes W., Schriftsteller, wurde am 15. Januar 1843 zu Uelzen im Hannöverschen als Sohn eines Tuchfabrikanten geboren und siedelte mit seinem Vater, der sein Geschäft infolge der stürmischen Zeiten aufgeben mußte, nach Hannover über. Als dieser sich im J. 1851 nach Hamburg wandte, um ein neues Geschäft zu begründen, folgte er ihm dahin und besuchte dann das dortige Johanneum, bis er im J. 1862 nach Heidelberg zog, um die Rechte zu studiren. In Berlin und Göttingen trieb er in den nächsten Jahren geschichtliche und staatswissenschaftliche Studien. Durch ungünstige Familienverhältnisse und eigene schwere körperliche Leiden sah er sich genöthigt, seinen Plan, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, aufzugeben. Seit dem Jahre 1867 war er als Lehrer an hamburgischen Privatschulen thätig. Namentlich lieferte er für die „Hamburger Nachrichten“ regelmäßige Berichte über die schauspielerischen Aufführungen im Stadttheater, die er im J. 1880 unter dem Titel: „Dramaturgische Späne“ gesammelt erscheinen ließ. Nachdem er im J. 1879 auf seine Lehrerthätigkeit verzichtet hatte, um sich ganz dem schriftstellerischen Beruf zu widmen, hatte er das Unglück, durch einen Brand fast seine ganze Habe einzubüßen. Er zog sich nun einige Zeit zur Herstellung seiner Gesundheit in den Sachsenwald zurück und rief dann im J. 1881 die Hamburger „Bürgerzeitung“ ins Leben, die einen entschiedenen demokratischen Standpunkt vertrat. W. ließ sie seit dem Jahre 1882 in einer eigenen Druckerei herstellen und erfreute sich in jener Zeit einer angenehmen Lebenslage, da sein Zeitungsunternehmen glücklich einzuschlagen schien. Nebenbei fand er Zeit zu poetischen und schriftstellerischen Arbeiten, unter denen die

„Grüße des Werdenden. Gedichte eines demokratischen Redacteurs im neuen Deutschen Reiche“ (2., mit Erläuterungen versehene Ausgabe. Stuttgart 1886) von der Kritik nicht ungünstig aufgenommen wurden. Ebenso erntete er für seine kleine Schrift über Theodor Storm (Hamburg 1888), die ursprünglich für die von der Polizei unterdrückte „Hamburger Rundschau“ bestimmt war, von verschiedenen Seiten her Lob und Anerkennung. Von seiner Gelehrsamkeit zeugen die Uebersetzungen zweier mittelalterlicher Dichtungen: „Das Drama vom römischen Reiche deutscher Nation, eine nationale Dichtung aus Barbarossa's Zeit“ (Hamburg 1878) und „Theophilus. Das Faust-Drama des deutschen Mittelalters übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen“ (Hamburg 1888). W. starb zu Lübeck am 13. Januar 1890.

Vgl. Ad. Hinrichsen, Das litterarische Deutschland. Berlin u. Rostock 1887. S. 676. — Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 3. Ausgabe. Leipzig o. J. II, 467. — Blätter f. literarische Unterhaltung. II, 425. Leipzig 1886. — K. Biesendahl, Deutsches Theaterjahrbuch. Berlin 1892. S. 167.

H. A. Lier.

Wedderkopp: Magnus v. W. (jetzt geschrieben Wedderkop), wurde am 26. October 1637 zu Husum als der älteste Sohn Henning Wedderkopff's und seiner Ehefrau, Anna, geb. Andersen geboren.

Seine Vorfahren hatten, so besagt der ihm erneute Adelsbrief, „einige hundert Jahren als gute Edelleuth in Braband und Geldern sich aufhaltend bei denen Herzogen zu Burgund und Geldern, wie auch den Königen zu Hispanien ꝛc. ꝛc. in vornehmen Kriegs und Civilbedienungen willige Dienste erzeigt“. Joachim v. W., Obristlieutenant in Philipp's II. Heer, verließ seines Glaubens wegen sein Vaterland und zog nach Franken, wo auch sein Sohn verblieb. Joachim's Enkel Henning war Magnus' Vater. Derselbe entsagte dem in Wallenstein's Reiterei als Lieutenant geleisteten Dienst und ließ sich in Husum nieder, und trieb dort einen Handel „mit Kupfer und anderen Sachen“.

Magnus besuchte die Stadtschule in Husum und dann die Gelehrtenschule in Lübeck. Seinen Unterhalt mußte er sich theilweise durch Musikunterricht gewinnen. Zu akademischen Studien der Philosophie und der Rechte ging er nach Helmstedt, nach kurzer Zeit aber schon für drei volle Jahre nach Jena. Nebenbei lernte er die französische Sprache völlig beherrschen.

Im J. 1661 übernahm er sodann die Leitung der Studien zweier Söhne seines Gönners, des Herrn v. Brömsen in Lübeck. Zwei Jahre lang blieb er mit diesen seinen Zöglingen in Heidelberg und begleitete sie dann auf Reisen durch Frankreich und Italien. In Heidelberg war Kurfürst Karl Ludwig aufmerksam auf ihn geworden, so wurde er 1664 als Docent des Staats- und Lehnrechts nach Heidelberg und dann in den Staatsdienst berufen, den er 1669 verließ, um eine ihm vom Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorp angetragene Professur in der juristischen Facultät der neu gegründeten Universität zu Kiel anzunehmen, durch eine Rede: „de moralium corporum unione“ führte er sich dort ein. Unter den von ihm derzeit verfaßten Schriften sind zu nennen: „de fructibus et eorum acquisitione“ (1670); „de jurisdictione“ (1671); „de praescriptione moratoria“ (1675); „Theses miscellaneae ex jure tam publico quam privato“ (1676). Im J. 1676 berief ihn der Herzog, nachdem er schon vorher die Stellung eines Syndikus am Domcapitel und Rathes des Bischofs zu Lübeck erhalten hatte, an seinen Hof, wo er 1683 sich mit Elisabeth v. Pincier vermählte, mit deren Bruder er eine einflußreiche Stellung gewann.

Die Bedeutung dieser Stellung lag in der Berathung und den Diensten,

welche dem Herzoge und seinen Nachfolgern zu leisten waren bei der derzeitigen krausen Politik. „Das verwirrte Cimbrien“ und alle das Ostseebecken umgebenden Staaten fielen aus einem Kriege und einer Zwistigkeit in die andere. Für die Herzöge von Gottorp handelte es sich dabei immer um die Herrschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, besonders in Schleswig, welches ihnen von Dänemark streitig gemacht wurde. Die gesammte europäische Politik spielte in diese Streitigkeiten hinein und so gab der zwischen Ludwig XIV. und Holland 26. Januar 1679 zu Nimwegen abgeschlossene Friede W. Gelegenheit, Günstiges, besonders des Kaisers Schutz, für seinen Herzog auszuwirken, (s. A. D. B. IV, 190). Als er durch eine Dotation hierfür belohnt wurde, sprach er in seinem Danke aus: „Daß er wie bishero also auch in's Künftige vor Dero Herzoglichen Hauses Interesse seinem Eide und Pflichten nach unterthänigst werde vigiliren“.

Dieses Versprechen hat er getreulich gehalten, insbesondere dem Herzoge Christian Albrecht in dem 1689 unter günstigen allgemeinpolitischen Verhältnissen abgeschlossenen Altonaer Vergleich (s. A. D. B. IV, 191) und dann auch dessen Nachfolger, dem Herzoge Friedrich IV., in dem am 17. August 1700 abgeschlossenen Travendahler Frieden (s. A. D. B. VIII, 32), durch welchen der Herzog Alles erreichte, was er für den Augenblick verlangen konnte.

Wedderkopp's Politik zeichnete sich sein ganzes Leben lang aus durch ein unverrückbares Festhalten an dem von Anbeginn verfolgten Ziele der Befreiung des herzoglichen Regiments von dem eben so unausgesetzten Druck und Angriffe Dänemarks darauf, und durch ein kluges Maßhalten bei gewandter Benutzung aller günstigen Momente und endlich durch thunlichsten Schutz des Wohles von Land und Leuten, ganz besonders durch redliche, sparsame und geordnete Wirthschaftlichkeit. So wird er denn auch geschildert als ein kluger, gelehrter, in den Welthändeln erfahrener Mann, der den Zustand und das Beste des Landes genau kannte.

Bereits 1682 hatte der Kaiser Leopold I. ihm den Adel, auf dessen Führung der Vater verzichtet hatte, erneuert, er wurde für sich und seine Nachkommen in die schleswig-holsteinsche Ritterschaft aufgenommen, sowie auch in die schwedische Ritterschaft und es wurde ihm der Titel eines schwedischen Etatsraths verliehen. Im December 1694 starb der Herzog Christian Albrecht. Sein Sohn und Nachfolger in der Regierung Friedrich IV. (s. A. D. B. VIII, 21 f.) ernannte W. zum Präsidenten des Geheimraths und seinen Schwager Pincier zum Stellvertreter.

Friedrich war verheirathet mit der Schwester Hedwig Sophie des Königs Karl XII. von Schweden. Diesem auf seinem Krigszuge nach Polen folgend und des Regierens durchaus unlustig, ging er auf den tollen Plan des Oberstlieutenants v. Bergholz, eines Schwiegersohnes des beim Herzog in großer Gunst stehenden Etatsraths v. Clausenheim ein, und verpachtete diesem Abenteurer die Gottorpischen Lande zu völlig eigenmächtiger Regierung (s. A. D. B. VIII, 20); W. und Pincier wurden auf das Auswärtige beschränkt.

Eine unglaubliche Wirthschaft begann und große, unsinnig abenteuerliche Pläne wurden geschmiedet. „Aber ein unglücklicher Schuß zernichtete zugleich mit dem Leben des tapferen Herzogs Friedrich am 19. Juli 1702 bei Clißow in Polen in einem Augenblick alle diese Anschläge“. Des Herzogs Sohn Karl Friedrich war erst zwei Jahre alt und wurde unter Vormundschaft seiner Mutter und seines Vaters Bruders, des Herzogs Christian August (s. A. D. B. IV, 192 f.), Coadjutors und erwählten Nachfolgers des Bischofs von Lübeck, gestellt. W. blieb an der Spitze des Geheimraths, in welchem sich ihm ein Gegner in der Person des Georg Heinrich v. Görz, Freiherrn v. Schlitz (s. A. D. B. IX,

389 f.) entgegen stellte. Das Trachten dieses Mannes ging auf Gewinnung der Macht. Der Herzog-Administrator, ein junger Mann von 29 Jahren, war mehr dem Vergnügen und dem Luxus zugeneigt als den Geschäften, diesen Neigungen erwies sich Görz förderlich, W., dessen Streben auf Ordnung und Sparsamkeit ging, nur hinderlich. Außerdem bemühte sich W. das seit dem Travendahler Friedensschluß bestehende gute Verhältniß zur Krone Dänemark zu erhalten in ausgesprochener Gegnerschaft gegen Görz.

Gesteigert wurde diese Gegnerschaft durch die von W. vor die in Stockholm zum Zwecke der Erziehung ihres Sohnes residirende Herzogin Wittwe gebrachte Untersuchung des tief zerrütteten Finanzzustandes des Landes, welche durchaus zu Wedderkopp's Gunsten ausfiel.

Kurz darauf, im December 1708, starb die Herzogin Wittwe und W. verlor in dieser vortrefflichen Fürstin seine beste Stütze. Es wurde ihm am Gottorpischen Hofe unheimlich und er zog sich deshalb, seine Person nicht mehr gesichert haltend, nach Hamburg zurück, wo er ein Palais besaß, von hier aus noch an den Regierungsgeschäften theilnehmend und dabei, wie alle Zeit seines Lebens, der Musik seine Mußestunden weihend, ein persönlicher Freund Händel's und Bach's und deren großer Verehrer.

Man verstand es aber doch, ihn zum Präsidium einer Geheimrathssitzung nach Schleswig, wohin nicht die Macht des Kaisers, welche man fürchtete, reichte, zu locken. Am 19. December 1709 kam der nun 72jährige alte Herr auf dem Schlosse Gottorp an, wurde auf das huldvollste empfangen und bei der Tafel trank der Herzog, welcher Wedderkopp's klugem und geschicktem Dienste und fester Energie den sicheren Besitz des einträglichen, ihm von Dänemark hart bestrittenen Bisthums Lübeck verdankte (s. A. D. B. IV, 192), „mit sehr gnädigem Bezeigen“ seine Gesundheit; aber nach Aufhebung der Tafel auf dem Wege in sein Zimmer wurde er in Haft genommen und in einer „Heuerkutsche“ in selbiger Nacht nach der Festung Tönningen gebracht. Seinem Schwager Pincier, welchen man in selbiger Nacht gleichfalls hatte festnehmen wollen, gelang es, zu entkommen.

Das sehr bedeutende Vermögen, die Güter und die Häuser in Lübeck und Hamburg wurden mit Beschlag belegt. Sechs Monate vergingen, ehe der Gefangene zum Verhör gebracht wurde. Es fehlte an Anklagematerial. Um dieses zu schaffen, wurde die Aufforderung von den Kanzeln des Landes angeordnet: jedermann habe bei schwerer Strafe zu melden, was er Uebles von W. vorzubringen wisse. Es meldete sich Niemand. Aber der Zweck der Beseitigung Wedderkopp's wurde trotzdem weiter verfolgt. Unterm 23. Juni 1713 erging ein von Görz erschlichenes Todesurtheil gegen ihn „wegen vieler besonderer Verbrechen“, deren aber keines genannt steht. Es kam jedoch nicht zur Execution.

Die Zustände im Lande wurden währenddeß in solcher Weise niedergedrückt, daß es davon heißt: „Man kann mit Wahrheit sagen, daß die damalige Verfassung des gottorpischen Staates ipsa corruptione corruptior, verderbter als die Corruption selber war“ (s. A. D. B. IV, 192, 193).

Der nach der Niederlage Karl's XII. bei Pultawa (1709) zwischen Schweden und Dänemark ausgebrochene Krieg hatte die Schweden 1713 in die ihnen vom Herzog-Administrator geöffnete Festung Tönningen getrieben (s. A. D. B. IV, 192), und sie wurden dort von den sie verfolgenden Dänen belagert. König Friedrich IV. von Dänemark ließ durch einen Parlamentair den Festungscommandanten für das Leben Wedderkopp's, um dessen Schutz gegen die Görz'schen Angriffe er angegangen war, verantwortlich machen.

Am 7. Februar 1714 capitulirte die Festung und W. wurde befreit, nachdem er 4 Jahre und 4 Monate gefangen gesessen hatte, in einem Alter von 77 Jahren. Wunderbar ist es, daß ihm leiblich und geistig bei der langen

schweren Haft, in die man ihn gesetzt hatte, die Kräfte erhalten blieben, die heilige Schrift und der Unterricht in der Musik, welchen er einem mit ihm gefangen sitzenden dänischen Lieutenant ertheilte, wie einst in der Jugend in Lübeck, waren ihm Hülfe und Trost.

Vergeblich blieb auch jetzt noch seine Forderung einer Unschuldserklärung. Diese erfolgte erst, als Görz den Dienst des Herzogs mit dem König Karl's XII. von Schweden, wo ihn nach dieses seines neuen Herren plötzlichem Ende der Tod durch Henkers Hand traf (s. A. D. B. IX, 393), vertauscht hatte. Im J. 1719 erließ der Herzog Karl Friedrich eine Erklärung: „daß Ihro Hoheit benannten 50jährigen treuen Diener von aller Verantwortung loszählten, voriger Gnade versicherten“ u. s. w., ihn in seine alten Aemter einsetzten und ihm seine Güter und Vermögen zurückerstatteten. Noch einmal wurde W. berufen, in das Schicksal des Hauses Gottorp mit seinem erfahrenen Rathe einzugreifen. Er empfahl, zum Zwecke endgültiger Auseinandersetzung mit Dänemark, auf Schleswig, welches stets der Anlaß zum Streite gewesen, Verzicht zu leisten und dafür in Holstein eine Entschädigung „Pflug um Pflug“ zu suchen. Der Herzog folgte aber diesem Rathe nicht und verlor nun Schleswig auf immer, ohne die Vortheile zu gewinnen, die ihm W. in Aussicht stellen zu können geglaubt hatte.

Dieser verbrachte seine letzten Lebensjahre in Hamburg in viel Mühe und Arbeit um die Beordnung seiner durch die Kämpfe mit Görz schwer verworrenen Vermögensangelegenheiten. Noch lange Jahre nach seinem Tode spann sich ein verwickelter Proceß zwischen den Wedderkopp'schen und Görz'schen Erben fort.

Am 16. Januar 1721, 83 Jahre alt, entschlief der so hoch gestiegene und so schwer angefeindete Mann sanft und ruhig in den Armen seiner treuen, glaubensstarken Gattin, die ihn um 10 Jahre überlebte. Beide Ehegatten haben ihre Grabstätte im Dome zu Lübeck, dessen Kanonikus W. war, gefunden.

Schl.-H. Provinzialber. 1825, I, 1. — Jahrb. VII, 304. — v. Kobbe, S.-H. Gesch., Altona 1854, S. 2 ff. — Bremer, Gesch. Schl.-H., Kiel 1864, S. 310 ff. — E. Möller, Schl.-H. Gesch. I, 713. — Jöcher IV, 1840. — Hamb. Schriftstellerlex. VII, 586. — Gesch. d. Gottorf. Hofes unter Herz. Friedrich IV. Frankf. 1774. — Ratjen in k. Universitätschronik für 1857, Kiel 1858, S. 12. — Zeitschr. f. Schl.-H. Geschichte V, 301, XII, 1 ff. — Archiv f. Gesch. des Herzogth. Lauenburg. Mölln i. Lbg. — L. Alwardt I, Heft 1, S. 75. — Zacharias Wolf, Commandant der Festung Tönningen. Tagebuch vom 1. Januarii 1713 bis 30. Januarii 1714. Königl. Buchdruckerei zu Kopenhagen 1714 und Abdruck danach. — Spitta, J. S. Bach I, 256. — Mattheson, Ehrenpforte. M. v. Wedderkop.

Wedderkop: Theodor v. W., Nachkomme des Vorigen, geboren am 19. December 1802 zu Malmö in der schwedischen Provinz Schonen. Der Vater, schon dem Könige Gustav III. von Schweden bedienstet, theilte als Kammerherr des Königs Gustav IV. Adolf nach dessen Thronentsetzung 1809 mit ihm das Loos der Verbannung. Ein großer Verehrer der längere Zeit bei ihm auf seinem Gute weilenden Comtesse de Genlis, nannte er seine beiden ältesten Kinder nach deren Schrift „Adèle et Théodore“ (vgl. auch deren „Les petits émigrés“ und „Mémoires“). Diese beiden ältesten Kinder kamen nach erfolgter Scheidung der Eltern in die Erziehung des damaligen Hauptmanns Quade in Helsingör, wo Theodor das Gymnasium bis zur Prima besuchte, um dasselbe 1818 mit dem in Ploen zu vertauschen, von wo er 1821 zum Studium der Rechte nach Kiel und 1823 nach Göttingen ging. Nach dem im J. 1825 erfolgten Tode seines Vaters zog es ihn nach Schweden zurück, wo er ein Jahr lang in Upsala studirte, sich dortiger Sitte gemäß in mehreren Sprachen, und

zwar in sieben, nämlich Schwedisch, Dänisch, Deutsch, Französisch (der Vater sprach vorwiegend Französisch), Englisch, Lateinisch und Griechisch einführend. Aber er hatte sich doch in Schweden nicht wieder acclimatisiren können, kehrte 1826 nach Holstein zurück und trat von hier aus im J. 1826 in die Dienste des Herzogs Peter von Oldenburg. 1828 im Amte Zwischenahn als Auditor angestellt, verheirathete er sich mit der damaligen Unterpriorin des damaligen adeligen Klosters Preetz in Holstein, Meta v. Rumohr, und gewann in ihr eine Frau von seltener Fülle des Geistes, Verstandes und Herzens und Charakterstärke, eine echte Holsteinerin, der es nicht so leicht wurde wie dem mehr kosmopolitisch angelegten Manne, sich in die so ganz andersartigen oldenburgischen Verhältnisse einzuleben.

Im J. 1831, nach wohlbestandenem zweiten Examen, wurde er als Landgerichtsassessor nach Neuenburg, wo einst Friedr. Leop. Stolberg „Landvogt" war, versetzt und 1½ Jahre später an das Landgericht, dann die Justizkanzlei und endlich an das Oberappellationsgericht in Oldenburg. Sein väterlicher Protector war der im J. 1849 verstorbene Oberappellationspräsident Runde. Das in den dreißiger Jahren und bis in die sechziger Jahre sehr kleine Städtchen Oldenburg zeichnete sich durch ein reges geistiges Leben aus, an dem W., empfangend und gebend, ganz besonders musikalisch, sich betheiligte. Anmuthend war das Zusammenwirken aller Stände der kleinen Residenz und die Theilnahme, welche auch der großh. Hof, dem W. als Kammerherr mit inniger Verehrung für sein Fürstenhaus, angehörte, daran zeigte.

Im J. 1841 besuchte W. wieder sein Schweden und auch Dänemark in siebenwöchentlicher Reise, welche einer zweibändigen Schrift: „Bilder aus dem Norden" (1844, 45) zur Grundlage diente, woran sich 1847 die Uebersetzung der schwedischen Erzählung „Ein Name" von „Onkel Adam" (Wetterberg) schloß. Von dem Sturme des Jahres 1848 wurde W. in seiner leichten Erregbarkeit mit hingenommen und da besonders durch die Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen Dänemark. „Mein Herz schlug wieder warm für Dänemark, wo mir so viel Liebe zu Theil geworden", sagt er; aber nicht minder warm fühlte er für die Herzogthümer. Ihm kam der Gedanke einer Vermittlung durch den König Oskar von Schweden. Er stellte sich zu solchem Zwecke der provisorischen Regierung der Herzogthümer zur Verfügung und wurde im Juli 1848 an den König Oskar abgeordnet. Obwol der König nicht abgeneigt war, mit dem Reichsverweser in Frankfurt a. M. in Verhandlung wegen der Sache zu treten, blieb sie doch erfolglos.

Im folgenden Jahre wurde W. berufen, an der Neugestaltung der oldenburgischen Landeskirche als Mitglied der constituirenden Synode mitzuwirken. Wie er selbst sagte, arbeitete er daran „als der Radikalsten einer". Im Jahre 1853 erfuhr die so geschaffene Kirchenverfassung eine Revision, an der W. gleichfalls mit Hingabe thätig war, wie seine Schrift: „Die Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche des Herzogthums Oldenburg, eine übersichtliche Darstellung der Revision von 1853" bezeugt, welche bis heute in stetem praktischen Gebrauche geblieben ist. Dies lebhafte Interesse und seine Kenntniß der Dinge veranlaßte seine Ernennung zum Mitgliede des Oberkirchenraths, der obersten Kirchenbehörde des Landes, in welcher er bis kurz vor seinem Tode aus seiner intimen Kenntniß der Entstehungsgeschichte der Verfassung und ihrer Ausführung eine lebendige Quelle für die Beantwortung auftauchender Zweifelsfragen blieb. An seinem Sarge bezeugte einer seiner Collegen aus dem Oberkirchenrathe ihm: Als die Landeskirche nach neuen Formen gerungen, sei es ihm vor allem eine Herzenssache gewesen, die Gemeindeglieder zur Gemeinschaft und Mitarbeit an dem neuen Aufbau und der Fortführung des kirchlichen Lebens heran zu ziehen.

Er erkannte und würdigte das Christenthum überhaupt als das Allen bestimmte Rettungsmittel und so hatte auf ihn tiefen Eindruck das „Rauhe Haus“ in Hamburg und dessen Gründer Wichern gemacht. Er wurde dadurch veranlaßt zu einer Schrift „Das Rauhe Haus. Ein Bild aus der Zeit“ (1851) (vgl. auch: Oldenberg, J. H. Wichern II, 10) und zur Gründung eines Rettungshauses für verwahrloste Kinder in Oldenburg, der „Eichenhof“ genannt, das aber nur wenige Jahre existirte.

Im Verein mit dem Strafanstaltsdirector Hoyer zu Vechta und dem Oberappellationspräsidenten v. Buttel widmete W. sich mit Hingabe dem Wohle entlassener Sträflinge, für deren Errettung aus dem inneren Verderben durch die Macht des Christenthums er auch im Zuchthause, man kann es sagen, innige Verbindung mit den unglücklichen Sträflingen suchte. Er darf überall ein Helfer der Nothleidenden, denen er begegnete, genannt werden. „Bittere Erfahrungen blieben ihm nicht erspart“, so hieß es an seinem Sarge, „sie beugten ihn wol, aber sie brachen ihn nicht; fest blieb seine Liebe, die Alles hoffte und Alles glaubte“. Und dieser Glaube an Gott und die Menschheit erhielt ihn frisch und lebensfroh bis ins Alter.

Reges geistiges Leben herrschte in dem gastlichen Wedderkop'schen Hause, das jedem schöngeistigen und geistlichen Interesse offen stand und vielen hervorragenden Persönlichkeiten Anziehung bot. Auch außerhalb des Hauses blieb W. bis in sein Alter allen Anregungen zugänglich und regte selber an, dessen zum Zeugniß dient u. a. die Denkschrift zum fünfzigjährigen Stiftungsfeste des litterarisch-geselligen Vereins in Oldenburg (1849). „Alles ist Euer“, dieses Wort der heiligen Schrift, das er so besonders gern brauchte, könnte als Motto seines vielgestaltigen Lebens und Wirkens gelten. „Die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ war das, wonach er aus der Tiefe des Christenthums für sich und Alle rang. Er starb am 15. Februar 1887, nachdem er am 30. September 1878 mit seiner Gattin, beide in wunderbarer Frische, die goldene Hochzeit gefeiert hatte. Nur ein halbes Jahr war er Wittwer gewesen. Die Heilige Schrift, deren Neues Testament er täglich im Urtexte las und die Frau Musica, deren verständnißvoller Jünger er in seltenem Maaße war, blieben ihm, wie einst seinem Ahnherrn, die treusten Begleiter durch sein reich gesegnetes Leben.

M. v. Wedderkop.

Wedekind: Anton Christian W., Geschichtsforscher, geboren am 14. Mai 1763 zu Visselhövede im Herzogthum Verden, † am 14. März 1845 in Lüneburg. W. war der Sohn eines besonders um die Moorcultur wohlverdienten Beamten, Heinrich Friedrich W., Contributionseinnehmers und Amtsvogts zu Visselhövede, von dem er das Gut Groß Häuslingen erbte, das er bald nach des Vaters Tode verkaufte. W., von dem Vater in Mathematik unterrichtet, besuchte seit 1778 erst die Schule des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg, dann die Domschule zu Verden, deren neuer Rector, Joh. Christ. Maier (s. A. D. B. XXI, 202), vielfach anregend auf ihn wirkte. Nachdem er seit 1782 in Helmstedt und in Göttingen Jura studirt hatte, ließ er sich in Hannover als Advocat nieder, trat aber bald in die Beamtenlaufbahn über und wurde 1790 Gerichtsschreiber in Neustadt unterm Honstein (bei Ilfeld). 1793 wurde ihm die Stellung zu theil, die ihm die für sein ganzes Leben entscheidende Richtung gab. Zur Uebernahme des Klosteramts zu St. Michaelis in Lüneburg berufen, hatte er Justiz und Administration zu vertreten, anfangs unter dem Titel eines Amtsschreibers, der gewöhnlichen Bezeichnung der bürgerlichen Inhaber der localen Verwaltungsstellen, dann als Amtmann, zuletzt als Oberamtmann. Als ihm der Landschaftsdirector und Abt zu St. Michaelis, F. E. v. Bülow (s. A. D. B. III, 524), dem er sein Amt zu danken hatte, die Ordnung des Klosterarchivs über-

trug, begann W., der auf der Universität keine schulmäßige Vorbildung für Geschichte genossen hatte, historische Hülfswissenschaften zu studiren. An wissenschaftlichem Interesse hatte es ihm nie gefehlt: schon während seiner Advocatenthätigkeit in Hannover hatte er ein Verzeichniß der Landkartensammlung des Herzogs von York bearbeitet. Die Frucht seines Selbstudiums waren genealogische, geographische, chronologische Einzeluntersuchungen und urkundliche Mittheilungen zur Geschichte Norddeutschlands und der Nachbarländer, die er im Hannoverschen Magazin, später im Vaterländischen Archiv, außerdem aber auch in selbständigen Publicationen niederlegte. Zu den letzteren gehören der 1799 veröffentlichte Probedruck eines Abschnitts aus dem Necrologium des Klosters St. Michaelis; die Eingänge der Messen (introitus missarum), ein Beitrag zur Chronologie (Braunschweig 1815); die Tabula Waldemari I. regis Daniae originem et cognationem Russicam illustrans (Brunsv. 1816), eine Zusammenfassung der Resultate einer der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften 1810 überreichten, aber ungekrönt gebliebenen Preisschrift, die später in die Noten II, 9 überging und Dahlmann's (Gesch. v. Dänemark I, 222) Zustimmung fand. Aus dem Lüneburger Necrologium steuerte er zu der Ausgabe des Thietmar von Merseburg, die im Todesjahr ihres Editors, Joh. Augustin Wagner, 1807 erschien, Noten bei, und die Form, in der hier ein mittelalterlicher Geschichtsschreiber behandelt war, empfahl er noch in seiner Preisstiftung als Muster. Neben den dem Mittelalter zugewandten Studien beschäftigten ihn Arbeiten zur Erkenntniß der Gegenwart in ihrem weltgeschichtlichen Zusammenhange. Er steht dabei unter dem Einfluß der historischen Schule, die den Ausgang des Jahrhunderts beherrschte und durch die Namen Schlözer, Spittler, Johannes v. Müller und Heeren bezeichnet wird. Auch der besondere Werth, den er in seinen universalhistorischen Arbeiten auf die Daten der Culturgeschichte legt, weist auf diesen Zusammenhang hin. Den 1801 veröffentlichten Denkwürdigkeiten der neuesten Geschichte seit 1783 in chronologischer Uebersicht folgte 1812 ein chronologisches Handbuch der Welt- und Völkergeschichte, das 1818 in stark vermehrter Ausgabe erschien. Er hätte es gern später fortgeführt, aber der Verleger konnte bei der Kostbarkeit des Druckes mit den leichtern Arbeiten des Tages nicht concurriren. So ist nur eine bis 1845 reichende kurze Zusammenfassung unter dem Titel: „Welthistorische Erinnerungsblätter“ (Lüneb. 1845) noch veröffentlicht. Alle diese Arbeiten sind in Tabellenform gehalten und sollten, wie sie ihrem Verfasser bei seinem Selbstudium gedient hatten, auch andern Uebersicht und Zusammenhang erleichtern. Zuverlässigkeit zu erreichen galt ihm als höchster Preis, und man wird es ihm glauben, daß das Niederschreiben weniger Zeilen oft Studien ganzer Tage gekostet habe und das chronologische Handbuch die Frucht siebenjähriger Arbeit sei. Eine dritte Reihe seiner Schriften ist aus den großen von W. selbst erlebten Weltbegebenheiten erwachsen. Sie sind rein statistischer Art, wie der „Almanac des ambassades“ (1803), eine alphabetische Liste der Orte Europas mit Angabe der in ihnen residirenden Gesandten, Consuln und diplomatischen Agenten, eine mit den Mitteln eines Privatmanns ausgeführte sehr respectable Leistung, und das auf Anregung von Fr. Perthes zusammengestellte Jahrbuch für die hanseatischen Departements, insbesondere das der Elbmündungen (Hamburg 1812). Andere haben den Charakter von Flugschriften, wie die Ausgabe des Friedens von Lüneville in französischer und deutscher Sprache mit einzelnen Anmerkungen (1801 und 1803); oder die den Lüneburger Vorgängen aus dem Anfange des Befreiungskrieges gewidmete urkundliche Darstellung: Verhaft und Befreiung der hundert Einwohner Lüneburgs im Monat April 1813 (Lüneb. 1815); oder ein Gedicht zur Begrüßung des Oberstlieutenants v. Ramdohr beim Einzuge seines Bataillons in Lüneburg am 6. Februar 1816. Wäh-

rend der Fremdherrschaft war W. auf seinem Posten verblieben und führte unter dem Landschaftsdirector v. Lenthe die Verwaltung fort. Die Einnahmen waren sehr zusammengeschmolzen, von den Schulanstalten des Klosters die Ritterakademie kaum noch besucht. Die französischen Inspectoren, Cuvier und der Staatsrath Noël, die Lüneburg im J. 1811 besuchten, schlugen deshalb die Zusammenlegung der Schulanstalten des Klosters und der Stadt zu einem Lyceum vor. Nach Beseitigung der Fremdherrschaft blieb die Stelle eines Abtes bis zum Jahre 1820 unbesetzt. Während dieser Vacanz lag die Verwaltung allein in den Händen des Klosteramtmanns, und W. benutzte die Zeit, um die Schuldenlast der Stiftung zu erleichtern, ihre Oekonomie zu verbessern und die Ausbeute der Saline, bei der das Kloster wesentlich interessirt war, zu heben. Nach 1820 entstand die Arbeit Wedekind's, die ihn unter den Geschichtsforschern am meisten bekannt gemacht, die „Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters", an die jeder zuerst bei seinem Namen erinnert wird. Es ist das eine Sammlung zahlreicher kleiner Einzelforschungen, die von 1821 bis 1836 in zehn Heften erschienen, die zu drei Bänden zusammengefaßt wurden (Hamburg 1823, 35, 36). Die 94 Nummern, zum Theil Bearbeitungen schon früher publicirter Untersuchungen, enthalten Beiträge zur mittelalterlichen Geographie oder sind genealogischen, auch wol diplomatisch-chronologischen Inhalts: alle das Ziel verfolgend, zur Aufklärung der vaterländischen, besonders der norddeutschen Geschichte zu dienen. Beim aufmerksamen Lesen und Wiederlesen der Quellen hatte er manche Auflösung von Schwierigkeiten gefunden, die andern nützlich sein konnte, und begnügte sich mit ihrer Veröffentlichung. Die Geschichtschreibung überließ er andern: seine Aufgabe fand er in der gründlichen Erforschung des Einzelnen. Auch die Schrift: „Hermann Herzog von Sachsen" (Lüneburg 1817) mit dem Nebentitel: „erste Vorarbeit zur Geschichte des Königreichs Hannover" besteht nur aus sechs einzelnen Stücken urkundlicher Erläuterung zur Geschichte Hermann Billung's. W. beklagt, daß so wenig für Kritik und Auslegung der Quellen der deutschen Geschichte im Vergleich mit der classischen Philologie geschehe und fragt: ist denn die Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Verfassung nicht auch Philologie? Er begrüßte es als den Anbruch eines goldenen Zeitalters, als die Anfänge der Monumenta Germaniae historica hervortraten und beneidete die Zeitgenossen, die die Vollendung des großen Nationalwerks erleben würden. Die „Noten" haben sich auch an der Quellenveröffentlichung betheiligt: das Heft 9 enthält das vollständige Necrologium des Michaelisstifts (1832), von dem W. einige dreißig Jahre früher nur einen Probedruck hatte vorlegen können; das Heft 4 (1823) das Chronicon Corbejense, das von Falcke (s. A. D. B. VI, 546) bei seinen Corveier Arbeiten vielfach benutzt, aber noch nicht im Ganzen veröffentlicht war. Aus einer der Mitte des 18. Jahrhunderts angehörigen, von Scheidt (s. A. D. B. XXX, 710) revidirten, Abschrift der königlichen Bibliothek zu Hannover edirte das angegebene Heft die Chronik, in der W. eine der behandelten Zeit (768—1187) gleichzeitige allmählich entstandene Quelle erblickte. Als Bedenken gegen die Echtheit der Quelle geltend gemacht wurden, zuerst von Stenzel in einer Recension der Noten vom Jahre 1825, in vollem Umfange dann von Ranke und seinen Schülern (Ranke, S. W. 51, 481), stellte W. 1837 der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 100 Thaler zur Verfügung, um durch Ausschreibung einer Preisfrage: kritische Prüfung der Echtheit und des Werths des Chronicon Corbejense und der Fragmenta Corbejensia den Streit zur Entscheidung zu bringen. Das Ergebniß war die Krönung der Preisschrift von G. Waitz und S. Hirsch, die in gründlicher Untersuchung die Unechtheit der angeblichen Quelle darlegte (s. A. D. B. XL, 605). W., der sich nicht entschließen konnte „einen anerkannt rechtschaffenen Mann" wie

Falcke preiszugeben, auf den die Untersuchung die Fälschung zurückgeführt hatte, hielt noch an der Echtheit fest, und auf Grund einer neuen durch die historisch-theologische Gesellschaft in Leipzig gestellten, vielleicht durch W. veranlaßten, Preisaufgabe trat Klippel, Conrector in Verden, der bei der Göttinger Bewerbung unterlegen war, nochmals für das Chronicon Corbejense in die Schranken. Die deutsche Geschichtsforschung hat dadurch keine vortheilhaftere Ansicht von dem Werthe der Chronik gewonnen, und auch die Versuche, Falcke als den durch die Fälschungen anderer, etwa Paullini's getäuschten hinzustellen, sind ohne sichern Erfolg geblieben. Dem von W. beklagten Mangel an Mitteln zur Förderung der geschichtlichen Studien hat er selbst abzuhelfen gesucht, dadurch daß er schon im J. 1816 ein Testament errichtete, worin er 8000 Thaler Gold zu einer Preisstiftung für deutsche Geschichte aussetzte und der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen mit der Auflage überwies, nach seinem Tode den Zinsertrag von zehn zu zehn Jahren zu verwenden, um drei Preise zu je 1000 Thalern für die besten Bearbeitungen von Gegenständen der deutschen Geschichte zu ertheilen. Die Vorverhandlungen waren zwischen W. und J. G. Eichhorn in Göttingen vertraulich geführt worden. Die Stiftung, deren Urheber nach außen hin unbekannt blieb, erhielt 1826 die Bestätigung des Königs und trat nach dem Tode des Stifters in Wirksamkeit. Ihre unterm 24. November 1846 durch das königl. Universitätscuratorium bestätigten Statuten erfuhren neuerdings eine mit dem 14. März 1896 in Geltung tretende Umgestaltung, die sich besonders durch Einführung fünfjähriger Zeiträume für das Ausschreiben historischer Preise von der frühern Einrichtung unterscheidet. Der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gehörte W. seit 1818 als Correspondent, seit 1837 als Ehrenmitglied an. Bei seinem Dienstjubiläum zum 5. Juli 1840 verliehen ihm die philosophische Facultät zu Jena und die juristische zu Göttingen die Doctorwürde honoris causa; die letzte mit der Motivirung: civilium rerum peritiam cum historiae studiis intimo foedere copulanti, de his ipsis studiis omni modo promovendis meritissimo.

Conversationslexikon der neuesten Zeit und Litteratur IV (Lpzg. 1834), S. 899 (angeblich nach eigenen Mittheilungen Wedekind's). — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jg. 23 (1845), II, 1113. — Pütter-Oesterley, Gesch. der Univ. Göttingen IV (1838), S. 96. — v. Weyhe-Eimke, Die Aebte des Kl. St. Michaelis (Celle 1862), S. 401, 446. — Thimme, Zustände Hannovers unter französisch-westfäl. Herrschaft II (Hannov. 1895), S. 275 ff. — Ippel, Briefwechsel zwischen Grimm und Dahlmann I, 323, 350; II, 478. — Hamburg. Correspondent 1839 Nr. 32 und Nr. 38; 1845 Nr. 65. — Stammbaum der Fam. Wedekind (gedruckt). — Acten der Wedekindstiftung.

F. Frensdorff.

Wedekind: Franz Ignaz W., Jurist, geboren zu Giboldhausen (Eichsfeld) im J. 1710, † zu Heidelberg am 12. Februar 1782. Er war erzogen bei den Jesuiten in Heiligenstadt, hatte seine Studien in Heidelberg gemacht, im J. 1734 eine Professur der Rechte an der neuen Universität Fulda erhalten. Im J. 1742 folgte er einem Rufe als Professor des römischen Rechts nach Heidelberg mit einem Gehalte von 646 fl., wozu 1 Fuder Wein und 12 Malter Korn kamen, wurde 1770 Geheimrath und Prokanzler. Seine Schriften behandeln die durch den Religions- bezw. Westfälischen Frieden geordneten Verhältnisse der Confessionen, Einführung neuer, sind für ihre Zeit nicht ohne Werth.

Weidlich, Biogr. Nachr. II, 437, III, Nachtr. 284. — Pütter, Litter. II, 126. — Acta saecul. Heid. p. 241. — Hautz II, 299. — v. Schulte, Gesch. III, 217, 279, 286.

v. Schulte.

Wedekind: Georg Josef W., Jurist, geboren als Sohn des Professors Franz Ignaz W. zu Fulda am 6. Juli 1739, † zu Heidelberg am 11. August 1789. Er kam als Kind mit seinen Eltern nach Heidelberg, wo er seine sämmtlichen Studien machte, und im J. 1767 von seinem Vater zum Dr. jur. utr. promovirt wurde. Im J. 1762 hatte er eine außerordentliche, 1763 eine Professur der Rechte erhalten als Adjunct seines Vaters, in dessen Lehrkanzel er eintrat. Er verfaßte im J. 1786 den Entwurf der neuen Universitätsstatuten, welcher vom Kurfürsten genehmigt wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit war dem Staats- und Kirchenrechte, sowie den beides berührenden Gegenständen gewidmet, insbesondere dem Religionsfrieden, einzelnen Materien des staatlichen Rechts in Kirchensachen. Die einzelnen Schriften haben durchweg ihr praktisches Interesse verloren, sind aber für die damalige Zeit werthvoll.

Pütter, Litter. II, 126. — Weidlich, Biogr. Nachr. II, 438. — Meusel IV, 149. Nachtr. I, 665, IV, 790, 861, V, 509. — Acta sacr. saecul. acad. Heidelberg, p. 241. — Hautz, Gesch. II, 286, 297, 299 (Gehalt 550 fl. und 5 Ohm Wein, 6 Malter Korn). — Meine Gesch. III, 253.

v. Schulte.

Wedekind: Georg Christian W., geboren am 8. Januar 1761 zu Göttingen, erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasium und die Heranbildung zu dem von ihm erwählten ärztlichen Berufe auf der Hochschule seiner Vaterstadt. Nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Vorbereitung (1780) wirkte W. als Arzt erst in Uslar und dann (seit 1782) in Diepholz. Durch Veröffentlichung einer Reihe von Beiträgen für medicinische Fachblätter kam W. in Beziehungen zu dem als Arzt und Schriftsteller in hohem Ansehen stehenden und in den weitesten Kreisen gefeierten kurmainzer Leibarzte Christoph Ludwig Hoffmann, der dem vielversprechenden jungen Mann erst eine Berufung nach Mühlheim a. Rh. als Stadt- und Landphysicus und dann (1787) nach Mainz als Arzt des Kurfürsten und als Professor der Therapie an der neugestalteten Hochschule verschaffte. Rechtfertigte nun auch W. durch seine Leistungen den an ihn ergangenen Ruf in vollem Maße, so verstand er es nicht, auf die Dauer das Wohlwollen seines Gönners sich zu erhalten, wodurch er am kurfürstlichen Hofe, der Hoffmann hoch hielt, sich geradezu unmöglich machte. Blieb dem alsbald vom Hofe entfernten W. die Stellung als Universitätslehrer, mit welcher eine ausgebreitete ärztliche Thätigkeit verknüpft war, so schien W. die Entfernung vom Hofe nicht so leicht zu verwinden, wie man das von einem geistig so hoch stehenden Manne hätte erwarten sollen. Mit Beginn der französischen Staatsumwälzung, die auf die Zustände in den deutschen Ländern am Rhein nicht ohne Einfluß war, schloß W. sich an einen Kreis von mißvergnügten Mainzer Beamten und Gelehrten an, welche sich an den Reden der hervorragendsten Mitglieder der französischen Nationalversammlung für die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit begeisterten und im Fortschreiten der Bewegung, bestärkt durch Verbindungen mit den Republikanern im Elsaß, immer entschiedener als Gegner der bestehenden Regierungsform auftraten. Eine bedenkliche Wendung nahm die Vorliebe von W. für die Franzosen an, als der französische General Custine im October 1792 sich anschickte, von Landau aus der Städte Speier, Worms und Mainz sich zu bemächtigen. Es steht nämlich durch gleichzeitige franz. Zeugnisse fest, daß W. bereits vor dem Einzuge Custine's in Mainz mit diesem sich in Verbindung gesetzt und in Gemeinschaft mit dem früheren mainzer Professor Dr. Dorsch und mit dem Professor Dr. Böhmer aus Worms zu dem Gelingen des Handstreiches auf die Festung Mainz wesentlich beigetragen hat. An dem Tage, an welchem Custine in Begleitung von W. in Mainz einzog, verlangte dieser unter Berufung auf das Zeugniß des Generals in einem an den

Nationalconvent gerichteten Schreiben den Titel eines französischen Bürgers („Je demande à la nation française le titre de citoyen français et de m'adopter au nom de ses enfants"). In einem gleich nach der Einnahme der Stadt an den Convent erstatteten Briefe rühmte Custine die Thätigkeit von W., den er sofort in Dienst nahm. Als einer der vertrautesten Rathgeber und Gehilfen des franz. Generals widmete W. nunmehr theils auf der Rednerbühne in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit, theils in der Presse, namentlich durch Herausgabe einer Zeitung („Der Patriot") seine ganze Kraft der Aufgabe, die Bewohner von Mainz und von der Umgegend zur Annahme der franz. Verfassung sowie dazu zu bestimmen, daß die Bürger bei dem Convente um die Einverleibung des von den französischen Truppen besetzten Landstriches am Rhein in die Frankenrepublik nachsuchen sollten. Die Dienste, welche damals W. und mit ihm die anderen Führer der Clubisten den Franzosen leisteten, waren eines Deutschen unwürdig; versprachen doch W. und Forster den Jakobinern in Paris, sie mit den Vorgängen im Innern Deutschlands bekannt zu machen. „Die Nachrichten", so schrieben sie nach Paris am 12. December 1792, „welche Ihr von den Kriegsoperationen und anderen politischen Vorgängen von uns erwartet, werden wir mit Eifer bemüht sein, Euch nach besten Kräften mitzutheilen." Auf gleicher Stufe steht die Thätigkeit, welche W. in Mainz und in der Umgegend entfaltete, als es sich darum handelte, das berüchtigte Decret des Convents vom 15. December 1792 hier zum Vollzug zu bringen. Mit Bedrohungen und Gewaltmaßregeln zwang man die Bürger zur Eidesleistung und zur Vornahme von Wahlen für den sogenannten rheinisch-deutschen Nationalconvent, der den Wünschen der Franzosen den gesetzlichen Ausdruck geben sollte. Unter Mitwirkung von W. beschloß diese Volksvertretung die Loslösung des Landes zwischen Landau und Bingen als eines freien, unabhängigen Staates aus dem Verbande des deutschen Reiches und die Entsendung von Abgeordneten, um von dem Pariser Convente die Einverleibung des neugegründeten Staates in die Republik zu begehren (18. und 21. März 1793). Wenige Tage nach diesen Beschlüssen war die Hauptstadt des neuen Staates von den deutschen Truppen umschlossen. Rechtzeitig hatte W. Mainz verlassen und sich nach Landau begeben, woselbst er, wie zuletzt in Mainz, die Stelle eines Militärarztes übernahm. Von da nach Straßburg versetzt, fuhr W. fort, an den politischen Treibereien sich zu betheiligen, freilich unter kluger Beachtung des Wechsels der Strömungen.

Als die Herrschaft der Jakobiner, zu welcher er durch Wort und Schrift sich bekannt hatte, zu Ende ging, verurtheilte er deren Treiben in der Schrift: „Fragen und Bemerkungen über das Jakobinerwesen" (Straßburg 1795). Wurde W. nunmehr ein warmer Anhänger der Directorialregierung, so hinderte ihn dies nicht, demnächst dem neu aufgehenden Sterne Bonaparte's sich zuzuwenden. Unter dem Consulate kam W. wieder als Militärarzt nach Mainz, welche Stadt die Franzosen seit Ende 1797 zum zweitenmale in Besitz genommen hatten. Hier erwarb er sich große Verdienste durch bessere Einrichtung der Krankenverpflegung, worüber er ein beachtenswerthes Werk („Nachricht über das franz. Kriegsspitalwesen", 2 Bde.) veröffentlichte. Vorübergehend war W. während des Feldzuges gegen Preußen der Reservearmee zutheilt, kehrte aber dann wieder nach Mainz zurück. Während des Dienstes bei der Reservearmee hatte W. eine Zeitlang in Darmstadt verweilt und dort als Mann von Geist und Erfahrung den besten Eindruck hinterlassen. Als nun im J. 1808 Großherzog Ludwig I. von Hessen schwer erkrankte, berief man W. an den Hof. Es glückte ihm, die Krankheit des Fürsten richtiger als der Hofarzt zu erkennen und zu beseitigen, worauf er mit Einwilligung der kaiserlichen Regierung zum Leibarzt in Darmstadt ernannt wurde und dorthin übersiedelte. Dort wirkte er unter großen ärztlichen Erfolgen

und in Entfaltung einer beachtenswerthen schriftstellerischen Thätigkeit bis an sein Lebensende (28. October 1831).

Zu den Wandlungen, welche W. auf politischem Gebiete mitmachte, gehörte es auch, daß er, einst der Feind des Fürstenthums und des Adels, in den Freiherrnstand erhoben wurde (16. Mai 1809) und daß er seine veränderten Ansichten über den Werth des Adels und dessen Nothwendigkeit „zur Erhaltung der constitutionellen Freiheit und Ordnung“ in einem besonderen Werk („Ueber den Werth des Adels und über die Ansprüche des Zeitgeistes auf Verbesserung des Adelsinstituts“, 2 Bde. Darmstadt 1816) niederlegte.

Vgl. über W.: Scriba, Biographisch-Litterarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts S. 423 ff. (eine mit Vorsicht zu gebrauchende Autobiographie) und meine Schriften: Die Mainzer Clubisten der Jahre 1792 und 1793, S. 51, 56, 59 ff, Geschichte der Stadt Mainz während der zweiten franz. Herrschaft, S. 43, 82 und 291; die Restauration der Mainzer Hochschule, S. 34 ff.

Bockenheimer.

W. war ein ebenso tüchtiger Praktiker als arzneiwissenschaftlicher Schriftsteller. Er hat vor allem auch das Verdienst als einer der ersten die Kuhpockenimpfung in Deutschland eingeführt zu haben. Während seiner Lehrthätigkeit in Mainz suchte er sich mit dem System C. L. Hoffmann's bekannt zu machen und es in den Punkten, in denen es seiner oder seiner Zeitgenossen Anschauung widersprach zu modificiren und es mit den entgegengesetzten Ansichten in Uebereinstimmung zu bringen. Als die Heilkunde betreffende Veröffentlichungen Wedekind's sind bemerkenswerth: „Ueber das Betragen des Arztes und über den Heilungsweg durch Gewinnung des Zutrauens und durch Ueberredung des Kranken“ (1789); „Ueber medicinischen Unterricht“ (1789); „Fragmente über die Erkenntniß venerischer Krankheiten“, herausgegeben von W. F. Domeier (1790); „Allgemeine Theorie der Entzündung und ihrer Ausgänge, in fünf Vorlesungen“ (1791); „Aufsätze über verschiedene wichtige Gegenstände der Arzneiwissenschaft“ (1791); „De morborum primarum viarum vera notitia et curatione“, eine von der Leopold.-Carolinischen Akademie der Naturforscher gekrönte Preisschrift (1792, ed. nova 1797, deutsch 1795, 2. Aufl. 1808); „Prolegomena einer künftigen exoterischen Arzneikunde“ (1793); „Ueber die Cachexie im Allgemeinen und über Hospital-Cachexie insbesondere“ (1796); Nachrichten über das französische Kriegsspitalwesen“ (2 Bde. 1796—1798); „Theoretisch-practische Abhandlung von den Kuhpocken“ (1802); „Kurze Nachricht von der Erkenntniß und Heilart der Hundswuth“ (1803); „Ueber den Werth der Heilkunde“ (1812); „Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen und von den Fiebern überhaupt“ (1814); „Ueber das Schwalbacher Stahlbrunnen-Wasser“ (1815); „Ueber die Nothwendigkeit einer baldigen künstlichen Entbindung nach abgelaufenem Fruchtwasser bei Querlagen“ (1824); „Prüfung des homöopathischen Systems des Dr. Hahnemann“ (1822); „Beiträge zur Erforschung der Wirkungsart der Arzneimittel“ (1830); „Ueber die Cholera“ (1833). Ein vollständiges Schriftenverzeichniß liefert Callisen's med. Schriftstellerlexicon (Band XXXIII, p. 238—244). Es umfaßt mit den Journalaufsätzen, die W. für fast alle deutschen medicinischen Zeitschriften seiner Periode lieferte, und mit den noch hinzukommenden Schriften über nicht ärztliche Gegenstände im Ganzen etwa 80 Nummern. Pagel.

Wedekind: Georg Wilhelm Freiherr v. W., Forstmann, geboren am 28. Juli 1796 in Straßburg, † am 22. Januar 1856 in Darmstadt. Er entstammte einer sehr alten, weitverzweigten Familie, die in dem seit Ende des 13. Jahrhunderts ihr gehörigen Gute Horst bei Hannover (daher die Bezeichnung Wedekind von der Horst) einen gewissen Vereinigungspunkt hatte. Sein Vater,

Georg Christian (s. oben), infolge der Lösung einer medicinischen Preisaufgabe als Professor der Medicin und zweiter Leibarzt des Kurfürsten nach Mainz berufen, trat nach der Einnahme dieser Stadt durch die Franzosen auf deren Seite, mußte daher — nach der Wiedereinnahme von Mainz durch die Preußen — flüchten und fand eine Stelle als Oberarzt an dem französischen Militärhospital in Straßburg. In diese Zeit fällt die Geburt des (einzigen) Sohnes. Später kehrte die Familie wieder nach Mainz zurück, woselbst W. von 1805 ab das nach militärischem Zuschnitt eingerichtete Lyceum besuchte. Nachdem sein Vater von dem Großherzog Ludwig I. 1808 als Leibarzt nach Darmstadt berufen (1809 sogar in den Freiherrnstand erhoben) worden war, setzte der Sohn seine Schulstudien auf dem dortigen Gymnasium bis 1811 fort. Hierauf genoß er ein Jahr lang Privatunterricht in Sprachen und Mathematik und wurde zugleich von dem Oberforstrath Georg Bekker und dem Oberförster (nachmaligen Forstmeister) Wilhelm Jakob Heyer auf dem Bessunger Forsthaus (s. A. D. B. XII, 368) in die Anfangsgründe der Forstwissenschaft eingeführt. Ostern 1812 bezog er die Universität Göttingen, um die forstlichen Grund- und Hülfsfächer zu hören. Schon während dieses Studiums, und zwar im Herbst 1812, erfolgte seine Ernennung zum großherzogl. hessischen Jagdjunker auf Grund einer gut bestandenen Prüfung. Ostern 1813 begab er sich auf die damals in hoher Blüthe stehende Forstakademie Dreißigacker, um unter Bechstein (s. A. D. B. II, 205), Hoßfeld (XIII, 188) und Cramer den fachwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Hier schloß er sich namentlich an den Mathematiker Hoßfeld an, mit dem er auch später in treuer Freundschaft verbunden blieb. Schon ein halbes Jahr nach dem Besuche der Akademie wurde er zum Assessor des Oberforstcollegiums in Darmstadt ernannt; er trat aber die bezüglichen Functionen vorerst gar nicht an, sondern erbat sich zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse weiteren Urlaub. Sein Wissensdurst wurde jedoch von seinem durch die kriegerischen Wirren jener Zeit angefachten Patriotismus überboten; er meldete sich daher Ende 1813 als (erster) freiwilliger Jäger zum Feldzuge gegen den gallischen Usurpator. Als Lieutenant des Ingenieurcorps in den Generalstab versetzt, machte er den damaligen Feldzug nach Frankreich im Gefolge des Prinzen Emil von Hessen und in dem Corps mit, welches gegen Augereau u. A. operirte, Lyon einnahm und bis Grenoble vordrang. Seine Obliegenheiten hierbei erstreckten sich hauptsächlich auf Mithülfe bei den Geschäften der Dislocation der Truppen, der Beischaffung der nöthigen Subsistenzmittel und der Sorge für das Unterkommen des Hauptquartiers. Nach der Beendigung des Feldzuges nahm er seinen Platz im Oberforstcollegium zu Darmstadt im Sommer 1814 factisch ein, erbat sich aber im Frühjahr 1815 neuen Urlaub, um zunächst seine Studien an der Georgia Augusta in Göttingen fortzusetzen. Vom Herbst 1815 ab begab er sich auf ausgedehnte forstliche Studienreisen. Er begann mit dem Besuche des Solling und einiger anderer Theile des Wesergebirgs, bereiste dann den Harz, hielt sich im Winter 1815/16 längere Zeit in Weimar auf, wohin er besondere Empfehlungen an den großherzoglichen Hof hatte, und kehrte auf kurze Zeit nach Darmstadt zurück. Hierauf wendete er sich im Frühjahr 1816 nach dem Steigerwald, Thüringerwald, Frankenwald, dann in das Bamberger Oberland, Fichtelgebirge und Erzgebirge; nach Durchwanderung des waldreichen Böhmens nahm er in Wien längeren Aufenthalt. Sein weiteres Reiseziel galt dem Wienerwalde, den sonstigen Waldungen von Niederösterreich, den steyerischen Alpen und dem Salzkammergute. Von München aus unternahm er noch einen Abstecher nach Tirol, um über Augsburg, Ulm und Stuttgart im November 1816 nach Darmstadt zurückzukehren. Alle diese Reisen machte er auf eigene Kosten, und zwar, um möglichst viel zu sehen und unabhängig zu sein, größten-

theils zu Pferde. Abgesehen von den vielseitigen unmittelbaren Eindrücken, die er durch Bereisung so verschiedenartiger Waldgebiete gewann, kam er hierdurch mit vielen hervorragenden Fachgenossen, wie z. B. mit Cotta (s. A. D. B. IV, 521) in persönliche Berührung. Schon im Frühjahr 1816 durch den Titel „Forstmeister“ ausgezeichnet, nahm er nach seiner Rückkunft seine Beschäftigung im Oberforstcollegium wieder auf. 1819 wurde ihm das volle Votum eines Rathes in demselben übertragen. 1821 erfolgte seine Ernennung zum Oberforstrath; 1848 wurde er zum Geheimen Oberforstrath befördert. Seine umfangreiche Amtsthätigkeit erlitt nur durch einige Studienreisen, die er zur Erweiterung seines Gesichtskreises unternahm, zeitweise Unterbrechungen, so u. a. 1827, in welchem Jahre er nach England und Frankreich sich begab. Da er, von gemeinnützigen Bestrebungen beseelt, den Sinn stets auf alles gerichtet hatte, besuchte er in diesen Ländern — außer den gewöhnlichen Sehenswürdigkeiten — auch gewerbliche Etablissements, Marineanstalten, Schulen, Gefängnisse und Spitäler. 1852 wurde er, auf wiederholtes Ansuchen, in den Ruhestand versetzt. Er widmete sich seitdem vorzugsweise der Administration seines Gutes Hiltersklingen (im Odenwalde), welches zum größten Theil aus Wald bestand. Nach seinem Ableben ist ihm daselbst von seiner Familie, inmitten einer von ihm geschaffenen Pflanzung ein einfaches Denkmal errichtet worden, welches am 28. Juli 1856 eingeweiht wurde. Er war Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften und gemeinnütziger Vereine, wurde wiederholt in die zweite Kammer gewählt, konnte aber dem Mandate keine Folge geben, weil ihm die Regierung den erforderlichen Urlaub versagte.

W. entfaltete nach zwei Richtungen hin eine rühmenswerthe Thätigkeit, die ihm ein dauerndes Andenken in der Forstgeschichte sichert. Vielseitig gebildet, kenntnißreich, sehr strebsam, rastlos thätig und mit außergewöhnlichem organisatorischen Talent ausgestattet, hat er sich um die hessische Forstwirthschaft nach fast allen Richtungen hin hervorragende Verdienste erworben. Kurze Zeit ehe er seine dienstliche Wirksamkeit antrat, war durch die vorzügliche Forstordnung vom 16. Januar 1811 eine Reform in der Organisation des Forstwesens eingeleitet worden. Die Einführung derselben in die Praxis begegnete aber großen Schwierigkeiten, da inbezug auf die Culturen, die Wahl der Hiebsarten, die Holzverwerthung, den Betrieb der forstlichen Nebennutzungen und die Ertragsregelung manche Mißbräuche im Laufe der Zeit sich eingeschlichen hatten und zur Regel geworden waren. Durch den Widerwillen des (damals noch auf einer geringen Stufe wissenschaftlicher Bildung stehenden) Forstpersonals gegen Neuerungen wurde diese Aufgabe noch erschwert. Außerdem war auch die Stellung der damaligen Forstdirection im ganzen staatlichen Organismus nicht die richtige, indem ihr die erforderliche Fühlung mit den anderen Zweigen der Staatsverwaltung fehlte. In diese unerquicklichen Zustände griff W. nicht nur als Mitglied des Collegiums, sondern auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit entscheidend ein, wie ein Blick auf das weiter unten folgende Verzeichniß seiner Publicationen bekundet. Hauptsächlich seinen Bemühungen verdankt die Forstorganisations-Verordnung vom 29. December 1823, die einen erfreulichen Wandel in den Dienstbezirks- und Competenzverhältnissen zur Folge hatte, ihre Entstehung. Einen weiteren Gegenstand seiner Fürsorge für das Forstpersonal bildete das Besoldungswesen; unablässig befürwortete er die Erhöhung der Besoldungen des Localforstpersonals. Die neuen Instructionen und Dienstvorschriften für dasselbe entsprangen großentheils seinem Kopfe und seiner Feder. Auch in den Gebieten der Forstpolizei und des Forststrafwesens schuf er mustergültige Einrichtungen. Von dem Entwurfe des Forststrafgesetzes von 1837 und der damaligen Verordnungen, betreffend den Vollzug der Forststrafen, gebührt

ihm ein wesentlicher Antheil. Die Fortbildung der Gemeindeforstwirthschaft, die durch die organische Forstordnung von 1811 ganz in die Hände der staatlichen Forstorgane gelegt worden war, bildete einen ständigen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Das Domanialforstwesen endlich verdankt ihm nach vielen Richtungen hin, namentlich inbezug auf Forstabschätzung, Eichenschälwaldwirthschaft, Holznutzungsbetrieb, Forstproductenverwerthung und Rechnungswesen ersprießliche Neuerungen. Er gehört mit zu den ersten Forstmännern, die an Stelle des damals fast ausschließlich in Uebung stehenden Holzverkaufs nach Taxen für die Holzverwerthung durch öffentliches Meistgebot bei freier Concurrenz eintraten. Er betrieb zwar die Einführung des Staudenkorns (aus Böhmen) und zeigte sich auch den landwirthschaftlichen Zwischennutzungen im Walde geneigt, bekämpfte aber die Cotta'sche Baumfeldwirthschaft.

In den Jahren 1814 und 1815 begann er seine litterarische Thätigkeit durch einige Aufsätze in dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen (z. B. Ueber Deutschlands Zukunft) und im Rheinischen Merkur. 1817 und 1818 lieferte er als erstes forstlitterarisches Erzeugniß im Sylvan von Laurop und Fischer eine „Beschreibung des Jagdschlosses Kranichstein und dessen Umgebungen". Hieran reihte sich eine große Anzahl selbständiger Werke namentlich aus den Gebieten der Forstverwaltung, Forstverfassung und Betriebsregulirung, die in chronologischer Aufzählung folgen mögen: „Grundriß eines Systems der Forststatistik" (1818); „Beiträge zur Kenntniß des Forstwesens in Deutschland" (4 Hefte), worin u. a. die Beschreibung des Harzes, gemeinschaftlich mit Christian Peter Laurop (1819—1821); „Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Forstverfassung und Forstverwaltung mit Beziehung auf das Großherzogthum Hessen" (1821); „Versuch einer Forstverfassung im Geiste der Zeit" (1821); „Einige Bemerkungen über den Besoldungsaufwand verschiedener Forstorganisationssysteme" (1821); „Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstgeschäftsbetriebe. Mit 116 Mustern" (1831); „Ueber Liberalität und Popularität in Forstsachen" (1832); „Anleitung zur Betriebsregulirung und Holzertragsschätzung der Forste" (1834); „Umriß der Forstwissenschaft für Staatsbürger und Staatsgelehrte" (1838); „Instruction für die Betriebsregulirung und Holzertragsschätzung der Forste, durch Beispiele erläutert, nebst einem Hefte mit Mustern und Ertragstafeln"; 2. Aufl. der obigen Anleitung zur Betriebsregulirung ꝛc. (1839); „Tabellarische Beilagen zu v. Wedekind's Instruction für die Betriebsregulirung" (1839); „Der wissenschaftliche Congreß von Frankreich zu Straßburg im Jahre 1842; seine Entstehung, Geschichte, Einrichtung, Verhandlungen, Ergebnisse, Bedeutung und Fortwirkung" (1842); „Die Fachwerksmethoden der Betriebsregulirung und Holzertragsschätzung der Forste, mit Nachweisung ihrer Quellen kritisch zusammengestellt und beleuchtet" (1843); „Die Forstwirthschaft" (1848), Abdruck aus der neuen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste für die deutsche Nation; „Beitrag zur Geschichte des Forstwesens im Großherzogthum Hessen" (1852).

In allen diesen Schriften offenbart sich der Verfasser als ein kenntnißreicher, unermüdlich thätiger, in der Litteratur wohl bewanderter Autor von regem Geiste und gewandter Feder. Sie sind verdienstlich, aber doch nicht so hervorragend, daß sie ihren Schöpfer längere Zeit überdauert hätten. Inbezug auf die Ausbeutung forstlicher Tagesfragen zeigte er unbedingt ein großes Geschick; nur zersplitterte er seine Thätigkeit leider auch hier nach zu vielen Richtungen hin. Am meisten war er auf dem Gebiete der Forstverwaltung und Betriebsregulirung zu Hause. Unter der Bezeichnung „Liquidationsquantum" bildete er eine originelle Methode des Ueberhalts einer Holzreserve aus, und die Kenntniß der Fachwerksmethoden ist durch seine Bearbeitung entschieden gefördert und weiter

verbreitet worden. Außerdem gebührt ihm das Verdienst, in der Litteratur zuerst mit Energie auf die hohe Wichtigkeit der forststatistischen Forschung (als Haupthülfsmittel für die Forststatik und Verwaltung) hingewiesen zu haben. Endlich wirkte er auch aufmunternd und anregend als Redacteur. Er war Herausgeber der Neuen Jahrbücher der Forstkunde (37 Hefte, 1828—1850) und der Neuen Folge (5 Bände, 1850—1856). Der Litteratur und den Kritiken ist in dieser Zeitschrift ein großer Raum gewidmet. Außerdem beginnen vom 15. Hefte ab Rückblicke auf die Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe, die er als 1. Präsident wiederholt leitete. Vom 17. Hefte (1840) ab enthalten die Jahrbücher sogar vollständige Abdrücke der Protokolle und Verhandlungen sowol dieser Versammlungen als auch derjenigen des süddeutschen Forstvereins, den er mit begründen half, sodaß sie als förmliches Organ dieser beiden Vereine gelten können. Von 1847—1856 fungirte er als Redacteur der noch jetzt existirenden und weit verbreiteten Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, die er schon seit 1840 hauptsächlich geleitet hatte. In sämmtlichen Zeitschriften sind viele beachtenswerthe Abhandlungen von ihm niedergelegt. Außerdem gab er von 1835 ab 6 Hefte Vaterländische Berichte für das Großherzogthum Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handelsvereins heraus, sowie zahlreiche Gelegenheitsschriften und zeitpolitische Flugblätter. Er zeigt sich hierin als ein entschiedener Anhänger der constitutionellen Freiheit und Monarchie, beugte sich aber nur vor der Aristokratie — der Grundsätze.

Bei allen seinen Arbeiten und Handlungen leitete ihn das Princip unerschütterlicher Treue, strengster Rechtlichkeit und größter Uneigennützigkeit. Durch rasches Wort und freimüthige Aeußerungen zog er sich freilich manchen Feind zu — auch unter der Aristokratie, weil er z. B. der Jagd gegenüber stets das forstliche Interesse warm vertheidigte. Allein es entsprach seinem ganzen Wesen nicht, Jemand wissentlich zu verletzen. Mit Energie in der Sache verband er persönliches Wohlwollen gegen Untergebene, leutselige Manieren und eine große Herzensgüte für seine Freunde.

G. W. von Wedekind, Neue Jahrbücher der Forstkunde, 21. Heft, Anlage F zu S. 81. — Gwinner, Forstliche Mittheilungen, II. Band, 7. Heft, 1840, S. 3 (Biographie). — Scriba, Biographisch-litterärisches Lexikon ꝛc. I, S. 441 und II, S. 768. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung 1853, S. 28 (Versetzung in den Ruhestand); 1856 (Eingang zum Februarheft) und S. 346 (Einweihung des Denkmals). — Vereinsschrift für Forst-, Jagd- und Naturkunde, herausgegeben von dem Vereine böhmischer Forstwirthe unter der Redaction des F. X. Smoler. N. F. 10. Heft (24. Heft), 1856, S. 75. — Monatsschrift für das württembergische Forstwesen, VII. 1856, S. 32 (Todesanzeige) und S. 269 (Beschreibung des Denkmals). — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, XLV. 2. Heft, 1863, S. 183, 186 u. 192 (Rückblicke auf die forstliche periodische Litteratur seit ihrem 100jähr. Bestehen, vom Oberforstrath von Berg). — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 611 u. 631. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II, S. 178, Nr. 368a, Bemerkung, 168; III. 1, S. 695, Bemerkung 780d; IV. S. 146, Nr. 2686; V. 1, S. 37, Nr. 129. — Schwarzer, Biographien, S. 25. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. II. S. 253, 273, 402—403; III. S. 87, Bemerkung 108, S. 88, 114, 246, 272, 285, 303, 333, 335—337, 350, 385, 392—394, 397 und 401. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 653. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 400. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. II. 1888, S. 762.

R. Heß.

Wedel: Ernst Heinrich W., Arzt und Professor der Medicin in Jena, wurde als Sohn von Georg Wolfgang W. (s. u.) am 1. August 1671 geboren, studirte unter Leitung seines Vaters die Heilkunde in Jena, erhielt daselbst 1695 die Doctorwürde und einige Zeit später einen Lehrstuhl der Medicin, den er aber etwa nur ein Decennium lang bekleiden konnte, da er bereits am 13. April 1709 starb. Außer einigen kleineren, keine besondere Bedeutung beanspruchenden Dissertationen und akademischen Gelegenheitsreden hat W. noch eine „Physiologia urinae“ (Jena 1703) und eine „Physiologia salivae“ (ebd. 1703) hinterlassen. — Viel bekannter und bedeutender ist sein Vater Georg Wolfgang W., der zu den berühmtesten Universitätslehrern des 17. Jahrhunderts zählt und ein sehr begabter Mann war. Geboren zu Golssen in der Niederlausitz am 12. November 1645 bezog er bereits im Alter von 16½ Jahren die Universität zu Jena, wo er besonders unter Leitung von Schenck und Rolfink dem Studium der Heilkunde sich widmete. Im Begriff nach Vollendung seiner Studien eine größere wissenschaftliche Reise ins Ausland anzutreten, mußte er diese Absicht infolge des plötzlichen Todes seines Vaters aufgeben und blieb daher noch mehrere Jahre zu seiner weiteren Vervollkommnung in Jena; vorübergehend practicirte er auch in Landsberg und Züllichau und nahm 1667 einen Ruf als Stadtphysikus nach Gotha an. Nach 5jähriger Thätigkeit in dieser Stellung erwarb er 1672 die medicinische Doctorwürde in Jena, um dann den ihm hier übertragenen Lehrstuhl der Medicin zu übernehmen, den er mit außerordentlich großem Erfolge bis zu seinem am 6. September 1721 eingetretenen Lebensende bekleidete. Seit 1685 war er fürstlich sächsischer Leibarzt, seit 1694 kaiserlicher Pfalzgraf gewesen. — W. war ein Anhänger der chemiatrischen Lehren des Sylvius und als Schriftsteller ungemein fruchtbar. Doch handelt es sich bei seinen Arbeiten meist um Dissertationen und kleinere akademische Programme und sonstige Gelegenheitsschriften — etwa 375 an der Zahl —, von denen einige allerdings auch heute noch eine gewisse, zum mindesten litterarhistorische Bedeutung besitzen. Von selbständigen größeren Schriften Wedel's erwähnen wir: „Pharmacia in artis formam redacta“ (Jena 1677); „De medicamentorum facultatibus cognoscendis“ (ebd. 1678); „Physiologia medica“ (1680, 1686, 1688); „Amoenitates materiae medicae“ (1684); „Exercitationum medico-philologicarum decades tres“ (1686); „Pathologia medica dogmatica“ (1692); „Compendium praxeos clinicae“ (1707); „Einleitung zur Alchymie“ (1724). Bis auf die letztgenannte in Breslau veröffentlichte sind sämmtliche der hier citirten Publicationen in Jena erfolgt.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 217—218. Pagel.

Wedell: Georg Vivigenz v. W. (Wedel), königlich preußischer Oberstlieutenant, der „preußische Leonidas“, ein älterer Bruder des „Dictators“ Karl Heinrich v. W. (s. u. S. 410), am 17. October 1710 als Sohn des Landrathes und Obergerichtsdirectors Georg Wilhelm v. W. zu Malchow in der Uckermark geboren, trat als Gefreiterkorporal beim Potsdamer Grenadierregimente König Friedrich Wilhelm's I. in den Heeresdienst und wurde, als des letzteren Nachfolger, König Friedrich II., dasselbe bei seiner Thronbesteigung im J. 1740 auflöste, als Lieutenant (mit dem Range eines Majors der Linie) in das 1. Bataillon des neuerrichteten Regiments Garde (Nr. 15) versetzt. Im December des nämlichen Jahres war er Commandeur eines aus zwei Compagnien seines eigenen und zwei Compagnien eines anderen Regiments gebildeten Grenadierbataillons; am 14. Mai 1741 wurde er zum Stabskapitän (mit dem Range eines Oberstlieutenants der Linie) beim 1. Bataillon Garde ernannt. Im zweiten schlesischen Kriege wird sein Name dreimal mit großer Auszeichnung genannt. Zum ersten Male an dem Tage, welcher ihm den oben erwähnten Ehrennamen eingetragen

hat, am 19. November 1744. Der König war auf dem Rückzuge aus Böhmen begriffen und befand sich in einer übelen Lage, seine Truppen waren ermüdet und entmuthigt, sie litten Mangel und hatten durch Krankheiten und Desertion schwere Einbußen erfahren. Am 8. November hatte er die Elbe zwischen sich und seine Gegner gebracht, die letzteren schickten sich an den Fluß ebenfalls zu überschreiten. In der Nacht vom 18. zum 19. sollte es oberhalb Telschitz, dem Dorfe Selmitz gegenüber, geschehen, wo die Beschaffenheit des Geländes das Unternehmen begünstigte; die Bewachung der Strecke, auf welcher es ausgeführt werden sollte, war drei Schwadronen Zietenhusaren anvertraut, zu deren Unterstützung das Grenadierbataillon W. mit drei Regimentsgeschützen im Gestütshofe zu Kladrub, etwa 1000 Schritte von Selmitz, bereit stand. Um 5 Uhr früh am 19. begannen die Oesterreicher den Brückenschlag, gleichzeitig gelangten Panduren in Kähnen und Husaren durch Furthen an das jenseitige Flußufer und setzten sich dort fest ohne daß die preußischen Husaren es bemerkten. Erst die fallenden Schüsse machten W. aufmerksam. Es gelang ihm indessen, das Dorf Selmitz zu besetzen und hier hielt er mit seinen 400 Mann die feindliche Armee bis um 8 Uhr Morgens auf. Dann trat er, der Uebermacht weichend, als der Feind nach und nach das Zehnfache von Wedell's eigener Stärke ins Gefecht gebracht hatte, den Rückzug nach dem zwei Meilen entfernten Wischanjowitz an, wo im Laufe des Tages das preußische Heer sich sammelte. Der von W. mit seinen Grenadieren geleistete Widerstand hatte den Anmarsch der Oesterreicher so wirksam aufgehalten, daß die Absicht des Feindes, ihre Gegner in den Quartieren zu überfallen, vereitelt war und der Rückzug in Ordnung fortgesetzt werden konnte. Beide Parteien äußerten sich in hohem Grade anerkennend über Wedell's That und sind seines und seiner Grenadiere Lobes voll. Mit Leonidas verglich ihn der König in seiner Histoire de mon temps, indem er schrieb: „L'affaire de Selmitz sera à jamais mémorable dans les fastes prussiens. Cette belle action valut à Wedel le nom de Léonidas“ (II, 70). An einer anderen Stelle (X, 133) nennt er diesen „notre Achille“ und nach der Angabe des im österreichischen Heere dienenden Prinzen Louis von Braunschweig soll Prinz Karl von Lothringen seinen Officieren gesagt haben: „Die Kaiserin würde unbesiegbar sein, wenn sie in ihrem Dienste Officiere hätte wie dieser Held, welcher mit einer Handvoll Leute meine Armee mehrere Stunden aufgehalten hat.“ Die Verluste, welche die Grenadiere erlitten, sind mit Sicherheit nicht festzustellen, sie scheinen sich aber allein an Todten auf etwa 100 Mann belaufen zu haben; außerdem verlor W. ein Geschütz. Der König verlieh ihm sofort den Orden pour le mérite und bald darauf eine Amtshauptmannschaft. — Schon im Beginne des nächstjährigen Feldzuges zeichnete W. sich zum zweiten Male aus. Es war am Tage von Hohenfriedeberg, am 4. Juni 1745. Er befehligte hier ein Grenadierbataillon, welches 5 Officiere und 159 Mann verlor, auf dem rechten Flügel des ersten Infanterietreffens. Der amtliche Bericht sagt: „Die Grenadier-Gardebataillone jagten unter Anführung des Oberstlieutenants v. W. den Feind mit aufgepflanzten Bajonetten und ohne einen Schuß zu thun aus dem Moraste“ und der König schrieb am Abend des Schlachttages an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau: „Wedell hat sich ohngemein distinguiret.“ Aber schon die nächste Schlacht des zweiten schlesischen Krieges machte seiner Heldenlaufbahn ein Ende. Am 30. September 1745 fiel er bei Soor, als er mit drei Grenadierbataillonen vom rechten Flügel des ersten Infanterietreffens die auf dem sogenannten Bataillenberge aufgestellte, durch fünfzehn österreichische Grenadierbataillone und durch sächsische Infanterie gedeckte große Batterie mit stürmender Hand zu nehmen versuchte. Der König nennt ihn in seinem Schlachtberichte „le brave Wedel“ und an Fredersdorff schreibt er: „der gute, brave Wedel

ist todt.“ Sein Name ist auf der an der südlichen Langseite des Friedrichsdenkmales unter den Linden zu Berlin angebrachten Ehrentafel verzeichnet. Er starb unvermählt.

Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Novemberheft 1894, Berlin: E. Schnackenburg, Der preußische „Leonidas“. B. Poten.

Wedell: Richard Georg v. W. (Wedel), königl. preußischer Generallieutenant, am 17. Mai 1820 zu Augustwalde im Kreise Naugard in Pommern geboren, kam aus dem Cadettencorps am 5. August 1838 als Secondlieutenant zur Gardeartilleriebrigade, ward, nachdem er von 1843 bis 1846 die Allgemeine Kriegsschule besucht hatte, zum Topographischen Bureau und als Lehrer zum Cadettenhause in Berlin commandirt gewesen und zum Hauptmann befördert war, 1858 in den Generalstab versetzt, in welchem er, im nämlichen Jahre zum Major, 1863 zum Oberstlieutenant aufrückend, in verschiedenen Stellungen verblieb, bis er am 12. August 1863 zum Bataillonscommandeur beim 1. Magdeburgischen Infanterieregiment Nr. 26 ernannt wurde. Am 13. Juni 1865 erhielt er das Commando des 3. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 17, wurde bald darauf Oberst, aber schon am 3. April 1866 als Abtheilungschef in das Kriegsministerium versetzt. Die Verwendung in so verschiedenen Stellungen spricht für Wedell’s Brauchbarkeit. Im Kriegsministerium blieb er nicht lange. Gleich nach Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich starb plötzlich der Commandeur des 1. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 31, zu seinem Nachfolger ward W. ernannt. Er traf sein Regiment in Böhmen, nahm mit demselben einen hervorragenden Antheil an der Schlacht von Königgrätz, wo es zur Brigade Gordon der Division Fransecky gehörend, im blutigen Ringen um den Swipwald 10 Officiere und 208 Mann verlor, und erhielt den Orden pour le mérite (Gottschalk, Geschichte des 1. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 31, Berlin 1894). Bei der Mobilmachung vom Jahre 1870 ward er unter Beförderung zum Generalmajor an die Spitze der 38. Infanteriebrigade, zur 19. Infanteriedivision Schwarzkoppen des X. Armeecorps unter General v. Voigts-Rhetz gehörend, gestellt. Die erste Schlacht, in welcher die Brigade focht, war die von Vionville-Mars la Tour am 16. August. Etwa um 4 Uhr Nachmittags traf General v. Schwarzkoppen mit seiner Division auf der Wahlstatt ein. Wie alle deutschen Führer brannte er vor Begierde am Kampfe theil zu nehmen, das kurz zuvor zum Zwecke der Unterstützung des hartbedrängten III. Armeecorps erfolgte Eingreifen der Division Kraatz-Koschlau vom X. Armeecorps forderte dazu auf. W. erhielt Befehl zum Angriffe. Er bildete dazu zwei Treffen, den linken Flügel nahm das 16. Regiment (zwei Bataillone) ein, auf dem rechten stand das 57., beide waren westfälische. Bevor sie sich in Marsch setzten, beugten die Söhne der rothen Erde die Knie, um von den Feldpredigern den Segen, die Katholiken auch die Generalabsolution zu empfangen. Als sie bei dem brennenden Dorfe Mars la Tour vorbei in nordöstlicher Richtung vorrückten, schlugen die französischen Granaten in ihre Reihen, fast alle berittenen Officiere wurden zu Boden gestreckt, haufenweise brachen die Mannschaften zusammen, aber unaufhaltsam ging es vorwärts bis an die Ulzonschlucht, welche die mit Mühe erstiegene Höhe begrenzt. Da erhob sich gegenüber die feindliche Infanterie zum Gegenstoße und nun strömte unaufhaltsam rückwärts die Brigade, welche in wenigen Minuten 73 Officiere und 2542 Mann, darunter freilich 422 Vermißte, eingebüßt hatte. Die heldenmüthige Aufopferung der 1. Gardedragoner unter Oberst v. Auerswald rettete die Uebriggebliebenen vor dem Untergange. Aber der Angriff hatte trotzdem seine Früchte getragen, er hatte den Gegner an seine Stelle gebannt und hielt ihn ab, gegen die schwachen deutschen Kräfte fernerhin etwas zu unternehmen (F. Hoenig, Zwei Brigaden, 2. Auflage, Berlin). W. selbst war contusionirt und sein Pferd

war erschossen, so daß er zu Fuß aus dem Kampfe zurückkehrte, während General v. Cranach, der noch beritten war, die Trümmern der Brigade zurückführte. W. konnte aber sein Commando beibehalten und nahm nun zunächst an der Einschließung der Feste Metz theil. Als dann die Armee des Prinzen Friedrich Karl und mit dieser das X. Armeecorps sich gegen die Loire wandte, war der 38. Infanteriebrigade vergönnt, zum zweiten Male eine hochbedeutende Schlachtenthätigkeit auszuüben. Es war bei Beaune-la-Rolande am 28. November, wo ihr die Aufgabe zufiel, den Ort selbst zu besetzen. In zähem Festhalten hat sie ihn den ganzen Tag lang gegen die stets wiederholten, mit großem Ungestüm ausgeführten Angriffe der Franzosen gehalten (F. Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire, Berlin 1893/94). Die Verleihung der beiden Classen des Eisernen Kreuzes und des Eichenlaubes zum Orden pour le mérite erkannte den Werth von Wedell's Leistungen und seine Verdienste an. Nachdem dieser noch den Decemberkämpfen bei Orléans beigewohnt hatte, erkrankte er im Januar 1871, so daß er an dem Vorgehen gegen le Mans nicht theil nehmen konnte, alsdann gehörte er mit seiner Brigade zu den in Frankreich zurückbleibenden Besatzungstruppen. Im November 1873 erhielt er das Commando der 4. Division in Bromberg, wurde im nächsten Monate Generallieutenant, am 4. April 1874 aber zu den Officieren von der Armee versetzt und am 2. Januar 1875 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit Pension zur Disposition gestellt. Später nahm er seinen Wohnsitz zu Leer in Ostfriesland und starb daselbst am 27. März 1894.

v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, XXI. Jahrgang. Berlin 1894. B. Poten.

Wedel: Gustav Wilhelm Freiherr v. W., später Graf W.-Jarlsberg, fürstbischöflich münsterscher General, demnächst königlich dänischer Generalfeldmarschall, wurde am 24. Juni 1641 als der Sohn von Jürgen Ernst v. W. auf Spiegel und Bütow in der Neumark, welcher als schwedischer General im dreißigjährigen Kriege gefochten hatte, zu jener Zeit aber von der Königin Christine mit einer Sendung an den Hof des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg beauftragt war, zu Königsberg in Preußen geboren und nahm zum ersten Male an einem Feldzuge theil, als er mit den Truppen, welche dieser Fürst im J. 1664 dem Kaiser zum Kampfe gegen die Türken zu Hilfe sandte, freiwillig nach Ungarn zog. Vermuthlich hat er am 1. August in der Schlacht bei Sanct Gotthard mitgefochten. Während des Feldzuges lernte Bernhard Christoph v. Galen, der kriegerische Bischof von Münster, ihn kennen und bald nachher trat W. in dessen Dienste. So kam es, daß dieser die Bekanntschaft einer reichen Erbin, Elisabeth v. Ehrentreiter, machte, mit welcher er sich 1665 vermählte. Durch sie kam er in den Besitz der ostfriesischen, in der Nachbarschaft des Münsterlandes, unweit der Stadt Leer an der Leda gelegenen Herrlichkeit Loga und Logaberum nebst dem Schlosse zu Evenburg, welche noch gegenwärtig zum Majorate der Grafen W. in Ostfriesland gehören. In den Feldzügen von 1665 und 1666, an denen die bischöflichen Truppen in Holland theilnahmen, ist die von W., welcher damals noch in den niederen Graden diente, gespielte Rolle nicht nachzuweisen, 1672 aber befand sich dieser als Oberst über ein Regiment zu Fuß bei dem vereinten Kölnisch-Münsterschen Heere, welches in raschem Siegeslaufe fast ganz Holland eroberte, dann aber vor dem von Rabenhaupt (s. A. D. B. XXVII, 85) tapfer vertheidigten Gröningen umkehren mußte und auch das eben gewonnene Koeverden wieder verlor. Diese Feste wollte der Bischof um jeden Preis zurückgewinnen. Er betraute W. mit der Aufgabe; die Generalstaaten, ebenso entschlossen sie sich nicht wieder entreißen zu lassen, bestellten Rabenhaupt zum Commandanten. Im Monat Mai des nächsten Jahres begann

das Ringen um den Besitz. Auf gewöhnlichem Wege zum Zwecke zu gelangen, hatten die Belagerer bei der natürlichen Festigkeit des Ortes wenig Aussicht, sie versuchten daher denselben zu ersäufen. Die Vechte, welche die Festungsgräben speiste, wurde unterhalb Koeverden abgedämmt und die ganze Umgegend dadurch in ein Meer verwandelt, schon stand das Wasser in den Straßen und die Häuser begannen einzustürzen, als am 1. October die durch einen Sturmwind gegen den Damm gepeitschten Wogen diesen durchbrachen und alle Mühe der Münsterschen zu Schanden machten. — Am 22. April 1674 schloß der Bischof zu Köln Frieden und verpflichtete sich gleichzeitig 10 000 Mann zum Reichskriege gegen Frankreich, seinen bisherigen Verbündeten, zu stellen. Mit diesen, die Generallieutenant v. Post befehligte, zog der zum Generalmajor beförderte W. an den Oberrhein, aber der Feldzug verlief thatenlos, der mit dem Gange der Ereignisse unzufriedene Bischof berief seine Truppen ab, W., welcher an des im Herbst verstorbenen Post Stelle getreten war, führte dieselben zurück und beschäftigte sich zunächst damit, ihre Schlagfertigkeit herzustellen. Schon im Sommer 1675 wurden sie zu neuer Thätigkeit berufen. Als die Brandenburger den Sieg bei Fehrbellin erfochten hatten, vereinten der Große Kurfürst, die braunschweig-lüneburgischen Herzöge zu Celle und zu Wolfenbüttel und der Bischof sich mit König Christian V. von Dänemark um den Schweden die Herzogthümer Bremen und Verden abzunehmen. W. befehligte die zur Theilnahme am Feldzuge bestimmten 10 000 Mann münsterscher Truppen und wohnte mit denselben zuerst der Einschließung von Stade bei, wo er sich so aussetzte, daß Bernhard v. Galen ihm befahl, sich in Zukunft nicht in gleiche Gefahr zu begeben, darauf nöthigte er Karlsburg bei Lehe an der Weser zur Uebergabe. Am 12. Januar 1676 ging die Feste durch Capitulation in Wedel's Gewalt über. Sodann war dieser wieder vor Stade thätig, dessen Belagerung mit der am 13. August erfolgten Uebergabe endete. Die Schweden verloren damit ihren letzten Besitz in den Herzogthümern, das Ziel der Verbündeten war erreicht und der Bischof sandte seine Truppen unter dem inzwischen zum Generallieutenant aufgerückten W., welcher jetzt als Oberst über drei Regimenter, eins zu Fuß, eins zu Pferde und ein Dragonerregiment genannt wird, sofort gegen die Franzosen. Die W. unterstellte Macht hatte auf Grund eines vom Bischofe mit der Krone Spanien abgeschlossenen Bündniß-vertrages aus 6000 Mann zu Fuß, 3500 Mann zu Roß und 40 Stück Geschütz zu bestehen, den Oberbefehl führte der Marquis von Villa-Hermosa. Als W. im Spätherbst 1676 auf dem Kriegsschauplatze anlangte, waren die Feindseligkeiten zu Ende und der Feldzug von 1677 in den Niederlanden unter Wilhelm von Oranien, nachmals König Wilhelm III. von England, verlief ohne hervorragende Ereignisse; das Jahr 1678 aber versetzte W. in ganz andere Verhältnisse, indem der Bischof ihm das Commando über 11 000 Mann gab, welche er dem Könige von Dänemark zum Kriege gegen Schweden stellte. Der Schauplatz desselben war zunächst Schonen und Wedel's erste Waffenthat die, daß er im Juni nach dreitägigem Bombardement Helsingborg durch Capitulation einnahm. Dann zog er unter dem Oberbefehlshaber, General v. Arnstorff, zum Entsatze des von den Schweden belagerten Christianstadt. Hätte dieser Wedel's Rath befolgt, so wäre das Unternehmen wahrscheinlich geglückt, Arnstorff that es nicht, Christianstadt mußte sich am 3. August ergeben und König Christian V. übertrug nun W. den Oberbefehl über das gesammte Heer.

Da starb am 19. September der Bischof. Der Nachfolger desselben, Ferdinand v. Fürstenberg, rief seine Truppen in das eigene Land zurück, aber der König weigerte sich, sie zu entlassen und diese, die dem Könige den Eid geleistet hatten, blieben. So kam W., der zum Feldmarschallieutenant ernannt worden war, in dänische Dienste. Am Feldzuge von 1679 nahm er nicht theil und bald

machten der mit Schweden wie mit Frankreich abgeschlossene Friede sowie ein mit der Stadt Hamburg, gegen die gleichfalls Feindseligkeiten geplant waren, getroffenes Abkommen die ferneren kriegerischen Aussichten zu nichte. W. aber blieb in Kopenhagen an der Spitze des dänischen Kriegswesens bis der König ihn am 2. Juli 1692 zum Gouverneur der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ernannte, daneben war er General en chef der norwegischen Armee. Zum Feldmarschall war er schon früher ernannt. Im Felde hat er noch einmal dänische Truppen commandirt, als er 1693 den Auftrag erhielt, an der Spitze von 5000 Mann die Befestigung von Ratzeburg durch den Herzog von Celle zu hindern; er bombardirte die Stadt und erreichte seinen Zweck. Am 21. December 1717 ist er im Schlosse zu Oldenburg gestorben. Er hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen, zu welchem auch die von ihm erworbene Lehnsgrafschaft Jarlsberg bei Christiania, noch heute im Besitze seiner Nachkommen, gehörte. Zwei seiner Söhne wurden die Stifter der in Ostfriesland und in Norwegen angesessenen Mitglieder des Geschlechtes.

Geschichte der Grafen v. Wedel zu Gödens und Evenburg in Ostfriesland. Als Manuscript gedruckt. Hannover 1850. B. Poten.

Wedell: Leopold Heinrich v. W. (Wedel), königl. preußischer General der Cavallerie, am 26. Mai 1784 zu Magdeburg geboren, trat 1796 beim Infanterieregimente Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen (Nr. 20) in den Dienst, ward am 6. Januar 1800 zum Secondlieutenant befördert, kam während des Krieges von 1806/7 in Beziehungen zu Schill, zu dessen Husaren er am 28. November 1807 versetzt wurde, war dann inactiv und schloß sich, als Schill am 28. April 1809 von Berlin aufgebrochen war, diesem an. In dem am 15. Mai bei Dodendorf gelieferten Gefechte befehligte er die an dem letzteren theilnehmende Infanterie, 64 Mann stark, schlecht bewaffnet und ausgerüstet. Vergeblich suchte er mit diesen Dodendorf zu nehmen; sein Angriff mißlang und verwundet fiel er in Feindes Hand. Er wurde nun durch eine Reihe von Gefängnissen nach Frankreich und, nachdem er vierzehn Monate in Sedan eingekerkert gewesen war, in das Bagno, zuerst nach Toulon, dann nach Cherbourg gebracht. Acht Monate verlebte er hier unter den Galeerensclaven, bis es den Bemühungen des preußischen Gesandten zu Paris, General v. Krusemark, gelang, seine Rückversetzung in das Gefängniß zu Sedan zu bewirken (G. Bärsch, Ferdinand v. Schill's Zug und Tod im Jahre 1809, S. 287. Leipzig 1860). Erst als Preußen Truppen zum Kriege gegen Rußland stellte, willigte Napoleon in Wedell's Auslieferung, worauf dieser am 17. Juli 1812 als aggregirter Premierlieutenant zum Schlesischen Schützenbataillon, aber schon nach kurzer Zeit zur Garde-Ulanenescadron kam. Als der Krieg von 1813 ausbrach, wurde er Rittmeister bei der 1. Garde-Volontär-Jägerescadron, am 1. October Commandeur der Gardekosakenescadron und nach der Rückkehr aus dem Felde Major beim Garde-Ulanenregimente, nach Beendigung des Feldzuges von 1815 aber, an dem die Garde keinen Antheil hatte, am 5. August etatsmäßiger Stabsofficier des 7. Ulanenregiments, welches zunächst den in Frankreich verbleibenden Besatzungstruppen angehörte und dessen Garnison später Bonn wurde. 1827 erfolgte seine Beförderung zum Commandeur des 5. Ulanenregiments in Düsseldorf, am 18. August 1837 die zum Commandeur der 10. Cavalleriebrigade in Posen, am 30. October 1844 die zum Commandeur der 4. Division in Bromberg. Am 22. März 1845 wurde er Generallieutenant, am 4. März 1852 unter Ernennung zum Generaladjutanten Gouverneur der Festung Luxemburg, im J. 1855 General der Cavallerie.

Während des Aufenthalts in Luxemburg wurde dem hochstehenden General eine glänzende Genugthuung für die dem jungen Lieutenant dermaleinst in Frankreich widerfahrene übele Behandlung und zugefügte Unbill. Friedrich

Wilhelm IV. hielt es, wie die an W. gerichtete Cabinetsordre sagt, für militärisch und politisch wichtig, daß dieser den Revuen in den Lagern von Saint-Omer, Beverloo und Utrecht beiwohne und sandte ihn zum Napoleonstage nach Paris, um sich aus jenem Anlasse beim Kaiser zu melden. Napoleon III. empfing ihn mit großer Auszeichnung und erwies ihm mancherlei Aufmerksamkeiten. Den Orden der Ehrenlegion erhielt W. nicht, der Grund aber, aus welchem die Verleihung unterblieb, war — nach des Generals eigener Auffassung — nicht, wie vielfach behauptet wird, der, daß der Orden dem ehemaligen Sträfling vorenthalten werden müsse, sondern es stand der Umstand entgegen, daß kurz vorher ein bei einer ähnlichen Gelegenheit in Preußen befindlich gewesener Officier hatte abreisen müssen, ohne einen solchen erhalten zu haben. Dagegen verehrte der Kaiser dem General, als ein Zeichen seiner persönlichen Werthschätzung und um ihm ein Andenken an seinen Aufenthalt in Paris zu bieten, ein Paar sehr schöne Pistolen. Mit dem T. F. (travaux forcés) der Galeerensclaven ist Lieutenant v. W. nicht gebrandmarkt worden (Mittheilungen der Adoptivtochter des Generals, Frau M. v. Natzmer).

Am 1. Juli 1860 in den Ruhestand getreten, starb General v. W. am 22. Januar 1861 zu Berlin. B. Poten.

Wedel: Joachim v. W., auf Blumberg, Replin, Cremzow, Latzkow und Gertzlow, pommerscher Annalist, geboren am 2. Juli 1552 zu Blumberg als Sohn des Otto v. W. († 1557) und der Gertrud v. Eichstedt, studirte von 1569 an in Greifswald und Frankfurt. Im J. 1574 übernahm er Blumberg, baute sich daselbst ein neues Wohnhaus und heirathete am 4. März 1576 Ilse v. Arnim († 13. Juli 1606), Tochter des Otto v. Arnim († 1583) auf Schönermarck und Gerswalde, die ihm 9 Söhne und 6 Töchter gebar. Er selbst wird im J. 1609 als verstorben aufgeführt. Am 17. October 1604 war er als ritterschaftlicher Landrath vereidigt worden. Seine männliche Nachkommenschaft ist mit seinem Enkel Levin v. Wedel 1681 ausgestorben, die weibliche blüht noch heute fort. Nachdem W. ein „Opusculum von Regimentsordnung“ geschrieben, faßte er den Plan, ein Werk „Annales oder Hausbuch“ zusammenzutragen, welches die vornehmsten Geschichten, die sich von 1500 bis zum Jahre 1606 in Pommern und anderwärts ereignet, enthalten sollte. Ein drittes Werk „Paralipomena Pomeranicae historiae“ wird von Böhmer für ein Ueberbleibsel des vorerwähnten Opusculum gehalten. Beide sind verschwunden. Die Annalen dagegen oder, nach dem üblichen Ausdruck, Wedel's Hausbuch ist erhalten und bietet, für den Anfang des 16. Jahrh. auf Kantzow's Pomerania (s. A. D. B. XV, 97) beruhend, für das letzte Drittheil dieses Zeitraums und bis zum Jahre 1606 eine wichtige Quelle pommerscher Geschichte dar. Das Werk war nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Familie bestimmt und enthält daher viele Nachrichten, die nur für diese von Werth sind, doch haben schon bald nach des Verfassers Tode pommersche Geschichtsschreiber aus dieser Quelle in ausgiebiger Weise geschöpft. Friedeborn (s. A. D. B. VII, 388) in seiner „Historischen Beschreibung der Stadt Alten-Stettin“, 1613, Cramer (IV, 546) im „Großen pommerschen Kirchenchronikon“, 1628, und Micraelius (XXI, 700) in den „Sechs Büchern vom alten Pommerlande“, 1639, haben das Hausbuch stark ausgeschrieben. Nur was nach irgend einer Seite hin hätte verletzen können, haben sie ausgelassen, und das ist oft das Interessanteste. Daß sie ihre Quelle nicht genannt haben, widerspricht allerdings den heutigen Anschauungen; aber früher war man bei Aneignung fremden litterarischen Gutes weniger scrupulös. Das Original des Hausbuches scheint verloren, doch existiren allein in Pommern eine größere Anzahl Abschriften. Eine vollständige Textausgabe beabsichtigte Chr. Schöttgen (s. A. D. B. XXXII, 412) herzustellen, ist aber nicht dazu gekommen, nur

Dähnert (IV, 700) hat in seiner „Pommerschen Bibliothek", 1753, die von Friedeborn, Cramer und Micraelius ausgelassenen Stellen unter dem Titel: „Nachrichten zur pommerschen Geschichte aus Joachims v. W. pommerscher Chronik" veröffentlicht. Böhmer's Vorschlag, das Hauptsächlichste aus dem Hausbuch auszuziehen und mit einer Einleitung versehen, auf etwa 2 Bogen drucken zu lassen, hat glücklicher Weise keinen Beifall gefunden. Erst in jüngster Zeit hat Freiherr Julius v. Bohlen den Text des Hausbuches nach der in Stettin verwahrten Abschrift von Chr. Kiel herausgegeben und sich damit immerhin ein Verdienst erworben, wenngleich dadurch einer wissenschaftlichen, auf der erforderlichen Berücksichtigung der anderen Abschriften basirenden Bearbeitung vorläufig der Weg verlegt ist. v. W. bestrebt sich nach seinen eigenen Worten, in dem mit zahlreichen classischen Citaten gelehrt verbrämten Hausbuch überall die lautere, wenn auch herbe Wahrheit zu sagen, und Thatsachen und Personen so zu schildern, wie sie wirklich waren. Seine gesellschaftliche Stellung, seine Bildung und sein Amt befähigten ihn durchaus, die wahre Beschaffenheit der Dinge in seiner Umgebung kennen zu lernen und die leitenden Persönlichkeiten so zu kennzeichnen, wie sie vor dem Auge eines scharfen Beobachters sich darstellten, und insofern verdient er durchaus das Lob, welches frühere Geschichtsschreiber, namentlich v. Bohlen mit großer Wärme ihm zollen. Das Hausbuch ist in der That für das letzte Drittheil des 16. Jahrh. und für Alles, was v. W. aus eigner Anschauung kannte, nächst den gleichzeitigen Acten und Urkunden die wichtigste Quelle pommerscher Geschichte. Nichtsdestoweniger aber bleibt v. W. immer ein Kind seiner Zeit, welches die Dinge mit dem Auge und Verständniß eben dieser Zeit sieht und beurtheilt. Wie schief dieses Urtheil zuweilen ausfällt, zeigt die falsche und gehässige Darstellung des Bankerottes Loytz (s. A. D. B. XIX, 320), dessen wirkliche Ursache, die Zahlungsunfähigkeit der Krone Polen gegenüber Pommern im J. 1572, W. aus den gleichzeitigen Landtagsverhandlungen wohl hätte erfahren können. Man suchte aber ein Opfer, dem man die Schuld an der daraus entstehenden Landescalamität aufbürden konnte, und wenn bis in die Neuzeit hinein die Loytze als die Schuldigen galten, so beruht dies falsche Urtheil wesentlich auf v. Wedel's parteiischer Schilderung.

J. v. Bohlen, Hausbuch des Joachim v. Wedel, Tübinger Litterar. Verein, 1882. — W. Böhmer in Baltische Studien III, 90. v. Bülow.

Wedell: Karl Heinrich v. W. (Wedel), königl. preußischer Generallieutenant und Kriegsminister, der „Dictator", am 12. Juli 1712 auf dem väterlichen Gute Göritz bei Prenzlau in der Uckermark geboren, trat, nachdem er daheim und auf Berliner Schulen eine gute wissenschaftliche Ausbildung erhalten hatte, im J. 1727 beim Leib-Regiment zu Fuß (Nr. 6) in den Heeresdienst, wurde am 3. April 1729 zum Fähnrich, am 1. März 1734 zum Secondlieutenant ernannt, kam, als Friedrich II. nach seiner Thronbesteigung aus jenem Regimente, seines Vaters Riesengarde, ein Bataillon, das Bataillon Grenadier-Garde, bildete, zu letzterem, mit welchem er als Compagniechef den 1. Schlesischen Krieg mit machte, und ward im August 1743 zum Infanterie-Regiment v. Keith (Nr. 26) versetzt. In diesem ward er im nämlichen Jahre zum Major, im September 1751 zum Oberstlieutenant befördert, im Juni 1752 verlieh ihm der König den Orden pour le mérite. Am 21. Juni 1755 zum Oberst ernannt rückte W., als der Siebenjährige Krieg ausbrach, an der Spitze jenes Regiments (jetzt Meyerinck) in das Feld. Gelegentlich der Schlacht bei Leuthen am 5. December 1757 wird sein Name in der Kriegsgeschichte zum ersten Male genannt. Am 28. November war er im Lager von Parchwitz zum Generalmajor und Brigadier befördert. Am Schlachttage gehörte er zur Avantgarde, ihm war übertragen den ersten Angriff auszuführen, welcher glänzenden Erfolg hatte und dessen Gelingen

zum Siege wesentlich beitrug. Der König dankte W. dadurch, daß er ihn zum Chef des Infanterieregiments von Schultze (Nr. 29), am 28. Januar 1758 aber zum Chef des erledigten Regiments Nr. 26 ernannte, welches fortan seinen Namen führte. In diesem Jahre begann Wedell's Thätigkeit im Felde mit der Theilnahme an der Belagerung von Olmütz. Dem preußischen Heere lag dabei eine doppelte Aufgabe ob, Olmütz einzunehmen und die außerhalb der Festung stehenden Oesterreicher fernzuhalten. Bei der Erfüllung des zweiten Theiles fand W. Verwendung. am 25. Mai ward er — mit 3 Bataillonen, einem Husarenregimente und 200 Mann von Freibataillonen — Loudon, zu dem später noch Harsch stieß und die bei Konitz standen, gegenübergestellt. Er entledigt sich seines Auftrages mit Geschick und Erfolg; als die Belagerung aufgegeben werden mußte, gehörte er wieder zur Avantgarde. Der König wandte sich nun gegen die Russen, die er am 25. August bei Zorndorf schlug; W. blieb inzwischen unter dem Markgrafen Karl zur Deckung von Schlesien zurück, als aber im September die Schweden Berlin bedrohten, ward er mit 4000 Mann diesen entgegengesandt. Er schlug den General Hamilton am 25. d. M. bei Fehrbellin, überfiel den General Hessenstein in der Nacht vom 14./15. October in Boitzenburg und verfuhr überhaupt so geschickt, daß er seinen Gegner ganz aus der Uckermark verdrängte: der König „marquirte“ und schrieb ihm seine Zufriedenheit, „daß er Wedell's gute und vernünftige Anstalten nicht genug rühmen könne“. Sobald er letzteren den Schweden gegenüber entbehren konnte, entsandte er ihn auf einen anderen Kriegsschauplatz, indem er ihn zur Abwehr feindlicher Streifereien nach Sachsen marschieren ließ, wo es aber zu wichtigeren Ereignissen nicht mehr kam. Es trat alsbald die Winterruhe ein, von welcher W. freilich zunächst ausgeschlossen war, da ihm aufgetragen wurde in den anhaltischen Fürstenthümern starke Beitreibungen vorzunehmen. Auch hier fanden seine Maßregeln und Erfolge den Beifall des Königs. Ein Handschreiben aus Breslau vom 18. December sprach die Anerkennung derselben aus und enthielt zugleich die Mittheilung der Verleihung einer Präbende in Magdeburg mit der Befugniß dieselbe zu verkaufen, der König veranschlagte ihren Werth auf 4000 Thaler. Im Januar 1759 bat W. um Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit, der König bewilligte denselben mit dem Zusatze, „denn ich Eurer dieses Jahr in meinem Dienst noch sehr nöthig habe und darunter noch auf Euch rechne“, am 26. Februar ernannte er ihn zum Generallieutenant.

Bei Beginn des Feldzuges vom Jahre 1759 kam es darauf an die Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen zu hintertreiben. Dazu galt es an der Grenze Schlesiens scharfen Auslug nach dem zu halten, was in Böhmen vorging. Zu den Generalen, denen dieser Auftrag anvertraut war, gehörte W.; mit einer gesonderten Heeresabtheilung stand dieser bis zu Anfang des Monats Juli bei Trautenau. Als dann die durch die von Posen anrückenden Russen drohende Gefahr immer größer wurde und der König dem ihnen gegenüberstehenden Dohna, im Hinblick auf dessen bisherige ungenügende Leistungen, nicht die Fähigkeit zutraute ihren Marsch aufzuhalten, enthob er ihn seines Commandos und übertrug dasselbe an W., von dessen „absonderlichen Capacitäten und Meriten er eine hohe Meinung hatte“. Schon als er diesem im J. 1758 den Oberbefehl gegen die Schweden übertrug hatte er ihn unter den jüngeren Generallieutenants ausgesucht, jetzt ordnete er ihm sogar ältere Generale unter. Die Angabe, daß er W. durch eine förmliche Vollmacht zum „Dictator“ bestellt habe, ist durch die Herausgabe der Politischen Correspondenz des Königs (18. Bd., 2. Hälfte) widerlegt. Seine Bezeichnung als solcher beruht auf des Ersteren „Histoire de la guerre de sept ans“. Hier schreibt der König (II, 13): „Le roi, étant informé de la confusion, qui regnait dans cette armée . . . . . envoya M. de Wedell, qui en prit le comman-

dement comme dictateur quoiqu'il ne fût pas le plus ancien par le grade“ und den nämlichen Titel legt er W. in einem aus Schmottseifen am 20. Juli an den Prinzen Heinrich gerichteten Briefe bei, in dem er schreibt: „Je l'ai fait dictateur pour la durée de cette commission“ (Politische Correspondenz, XVIII, Nr. 11241). Als der König W. entließ, befahl er ihm ausdrücklich die Russen anzugreifen, wo er sie fände, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu hindern. In einer vom Könige eigenhändig geschriebenen, vom 21. Juli datirten Instruction heißt es, W. solle „den Feind erstlich durch eine gute Position aufhalten“ und ihn „alsdann nach des Königs Manihr attaquiren“. Am 22. Juli traf W. in Züllichau ein und trat sein Commando an, am 23. unternahm er eine Erkundung des Geländes, welche um so schwieriger war, als Dohna die vorhandenen Karten für sich behalten hatte. Aber die an Truppenzahl weit überlegenen, von Saltikow befehligten Russen waren bereits im Anmarsche, sie drohten die preußische Stellung zu umgehen und W. mußte wählen, ob er sich dem Feinde vorlegen oder ob er sich dem Zusammenstoße entziehen wolle. Eingedenk der ihm ertheilten Weisung entschloß er sich zum Angriffe und gab seine Befehle für denselben aus, aber die ihm unbekannte Gestaltung des Geländes vereitelte seinen Plan, die auf die Voraussetzung von dessen Gangbarkeit begründeten Anordnungen erwiesen sich als unausführbar und W. erlitt eine vollkommene Niederlage, doch gestattete ihm die Unthätigkeit des Feindes die Trümmern des geschlagenen Heeres unbehelligt auf das linke Oderufer zurückzuführen. Es war die Schlacht bei Kay oder Züllichau. Der König verurtheilte W. nicht, er tröstete ihn vielmehr. Nur den Schwarzen Adlerorden, den sonst die Generallieutenants bald nach ihrer Ernennung zu erhalten pflegten, hat er ihm nie verliehen, wie er diese Auszeichnung überhaupt jedem vorenthielt, bei dem quelque chose avait cloché (E. Schnackenburg, das Invaliden- u. Versorgungswesen des brandenburgisch-preußischen Heeres bis zum 1806, Berlin 1889, S. 96). Am 27. Juli schrieb der König ihm „Halte er Sich nuhr unbeschedigt, bis Wihr heran seindt, dan sol Zahl Woche gehalten werden und sol der Feindt sich nicht lange Seines glückes zu freuen haben.“ Die Zahlwoche kam, aber die Abrechnung fiel nicht zu Gunsten der preußischen Waffen aus, denn am 12. August wurde Friedrich selbst bei Kunersdorf geschlagen. W., welcher die Infanterie vom linken Flügel des ersten Treffens befehligte, wurde schon im Anfange der Schlacht beim Angriffe auf den Spitzberg durch eine Verwundung kampfunfähig gemacht. Nach seiner Wiederherstellung kam er zur Armee des Prinzen Heinrich, welchen er am 29. October bei Torgau traf. Als diesem gegenüber Daun sich auf Dresden zurückzog bestand W. gegen dessen Nachhut am 14. November bei Körbitz ein hitziges, aber glückliches Gefecht, während der nun folgenden Belagerung der sächsischen Hauptstadt beobachtete er an der Spitze einer gesonderten Heeresabtheilung das Erzgebirge und auch im Anfange des Winters blieb er mit dieser Aufgabe betraut. Das Geschick mit welchem er sich derselben entledigte, veranlaßte den König ihm am 5. Februar, von Freiberg aus zu schreiben „So gereicht mir Euere darunter gehabte Attention zu besonders gnädigen Gefallen“; als dann der Prinz Heinrich für eine Zeitlang die Armee verließ und Markgraf Karl an seiner Stelle den Oberbefehl übernahm, ward W. ihm an die Seite gegeben und der König „avertirte ihn im Vertrauen, daß er Sich dabei hauptsächlich auf ihn verlaße“, W. möge sich beim Markgrafen dergestalt insinuiren, daß dieser Alles mit ihm überlege. Die von W. entwickelte Thätigkeit, die bis zum 25. April dauerte, trug ihm einen weiteren Dank des Königs ein. Nachdem er sodann an der erfolglosen Belagerung von Dresden theil genommen hatte, bildete der am 15. August 1760 erfochtene Sieg bei Liegnitz, wo W. wiederum den rechten Flügel der Infanterie

vom ersten Treffen, drei Brigaden stark, commandirte, den Schlußstein seiner Verwendung im Felde.

Seine Gesundheit war erschüttert. Er bat um Urlaub und begab sich auf sein Gut Göritz, aber schon am 11. December berief ihn ein Befehl des Königs nach Berlin, damit er an des verstorbenen Etatsministers v. Katte Stelle die Geschäfte der Heeresverwaltung übernähme, und am 25. Januar 1761 ward er durch ein königl. Handschreiben zum Ministre de Guerre ernannt. Er ist somit der Erste, welcher den Titel eines preußischen Kriegsministers geführt hat. Sein Jahresgehalt betrug 5000 Thaler, der Stelle als Regimentschef war er auf sein Ansuchen bereits am 25. December 1760 enthoben. Dreizehn Jahre lang ist W. in seiner neuen Stellung, vom höchsten Vertrauen des Königs getragen, verblieben, dann bat er, durch seine Gesundheit gezwungen, Anfang December 1773 um seine Entlassung, aber der König glaubte nicht, daß sein Gesundheitszustand ihn an pflichtmäßiger Wahrnehmung seiner Amtspflichten, „bei denen so viele Arbeit ja nicht vorfiel", hindern würde und verweigerte ihm den Abschied; als der Bairische Erbfolgekrieg bevorstand befahl er ihm sogar zu der im Felde stehenden Armee zu gehen. Auf Wedell's Vorstellungen stand er jedoch von der Befolgung des Befehls ab und, als W. im folgenden Jahre sein Entlassungsgesuch wiederholte, genehmigte er es am 3. September 1779. Eine Cabinetsordre dankte nochmals für die von W. geleisteten Dienste, die dem Könige unvergeßlich sein würden, und versprach, daß Friedrich sich gelegentlich ein Plaisir daraus machen würde, zeigen zu können, daß er stets Wedell's gnädiger König sein werde. Ein Ruhegehalt ward ihm nicht ausgesetzt. Der König unterließ dies bei wohlhabenden Officieren häufig, vielleicht hielt er auch W. durch die ihm verliehene Pfründe für abgefunden. Als W. im Frühjahr 1780 bat ihm eine Pension zu bewilligen, schlug Friedrich das Gesuch ab, weil das Geld etwas knapp sei, vertröstete ihn aber auf die Zukunft, indem er schrieb, daß er ihm nicht alle Hoffnung nehmen wolle (Schnackenburg a. a. O.). Die Aussicht ist nie verwirklicht worden. W. starb schon am 2. April 1782 zu Göritz, die Klagen über seinen leidenden Gesundheitszustand waren begründet gewesen. Sein Name findet sich auf den Ehrentafeln des Friedrichsdenkmals unter den Linden zu Berlin. Eine von Wedell's Töchtern war an des Königs Generaladjutanten, den General Heinrich Wilhelm von Anhalt, verheirathet.

M. v. Wedell. Ein preußischer Dictator, Berlin 1875 (Sonderabdruck aus den Jahrbüchern für die Deutsche Armee und Marine, 18. Bd.).

B. Poten.

Wedel: Lupold v. W., auf Kremzow in Pommern gesessen, wurde am 25. Januar 1544 auf dem väterlichen Rittersitze Kremzow geboren. Sein Vater war Kurt v. W., seine Mutter, des Vaters zweite Frau, Anna v. Borcke. Nach dem Tode des Vaters im J. 1552 besuchte der Knabe kurze Zeit die Schule zu Stargard, nahm dann aber, der Sitte der Zeit folgend, Pagendienste und bereiste mit seinem Herrn, einem Grafen Volrad von Mansfeld, die meisten Theile von Deutschland. Hier wird der Grund gelegt sein zu seinem späteren steten Drange, auf Kriegszügen und Reisen Länder und Völker kennen zu lernen. So entstand seine Theilnahme an dem Feldzuge in Ungarn im J. 1566, an den Hugenottenkriegen in Frankreich 1575 und 1591, am Kölnischen Kriege und an dem Straßburger Bischofskriege 1583/84 und 1592/93; so entstanden ferner seine Reisen nach dem heiligen Lande, Aegypten, Italien, Spanien, Portugal und England. Ueber alle diese Kriegserlebnisse und Reisen hat W. eine genaue Beschreibung verfaßt, welche namentlich in Ansehung des zweiten Krieges in Frankreich und des Straßburger Krieges von geschichtlichem Werthe ist. Culturgeschichtlich ist besonders die Darstellung seiner englischen Reise be-

achtenswerth, nicht weniger auch die Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Franken und in Karlsbad. Die Zeit seiner Kriegszüge und Reisen umfaßt die Jahre 1561—1606. In höherem Lebensalter hat W. geheirathet: Anna v. Eickstedt, die Tochter des pommerschen Kanzlers Valentin v. E. (siehe A. D. B. V, 746). Ende Juni 1615 ist er gestorben.

Bär, Lupold v. Wedel's Beschreibung seiner Reisen und Kriegserlebnisse. Stettin 1895. Die Reise nach England hat v. Bülow in englischer Uebersetzung herausgegeben in den Transactions of the Royal historical society, N. S. VI. Max Bär.

Wedel: Mathias W., Professor der Rechte und vielleicht dem alten ritterschaftlichen Geschlechte dieses Namens angehörig, war aus Lübeck gebürtig und (1455) Archidiakon von Stargard und (1456—64) des nach dem Kloster Stolpe a. d. Peene benannten Gebietes, welches das Land Groswyn oder die Umgegend von Anklam umfaßte. Mit dem Stifter der Universität Greifswald, dem Dr. Heinrich Rubenow, befreundet, betheiligte er sich in Gemeinschaft mit den Aebten der benachbarten Klöster und anderen Geistlichen mit großem Eifer an der Gründung der Greifswalder Hochschule und Domkirche, infolgedessen Rubenow in den von ihm begonnenen Annalen und in der Universitätsmatrikel Wedel's Namen am Eingang unter den Gönnern und Förderern derselben verzeichnete. Anfangs in der Artistenfacultät thätig, dann aber der Rechtswissenschaft zugewandt, erwarb er auf einer uns nicht bekannten Universität, in jener den Magistergrad, in dieser aber die Würde eines Doctors des canonischen Rechts. Als solcher erhielt er neben Georg Walter (s. S. 25) die zweite juristische Professur, in welcher Stellung er die Vorlesungen über das sechste Buch der Decretalen und die Clementinen zu halten hatte. Als dann der Stettiner Erbfolgestreit ausbrach und der Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg Ansprüche auf das durch den Tod Otto's III. (1464) erledigte Herzogthum Stettin zu besitzen vorgab, sandten die pommerschen Herzoge Erich II. und Wartislaw X. (1465), W. und den Anwalt Jaroslaw Barnekow zum Kaiser Friedrich III., um das Recht der Nachfolge der Wolgaster Linie im Lande Stettin genealogisch, heraldisch und juristisch nachzuweisen. W. starb jedoch auf dieser Fahrt zum kaiserlichen Hofe (1465), und erst seinen Amtsgenossen G. Walter, H. Schlupwachter und J. Parleberg gelang es, im Vertrag von Prenzlau (1472) die pommerschen Rechte zu wahren; Wedel's vor dem Kaiser gehaltene Rede ist aber in einem Codex des Greifswalder Rathsarchivs erhalten.

Kosegarten, Gesch. der Univ. I, 95 ff. II, 159, 260. — Aug. Balthasar, vit. iuris consultorum, 1739, S. 5—11. — Barthold, IV, 1, 298 ff., 337, wo er Wedel's Tod irrthümlich ins Jahr 1470 setzt. — Balt. Stud. XVI, 2, 73—129. — Pyl, Gesch. d. Gr. Kirchen, S. 881, 1068. — Klempin, Dipl. Beitr., S. 425—6. — Friedlaender, Gr. Un.-Matr. II, 429. Pyl.

Wedemeyer: Johann Friedrich Adolf Ferdinand W., hannoverscher Beamter, geboren 1792, † am 15. December 1869 zu Hannover. Nach absolvirtem Rechtsstudium wurde er früh Mitglied der Verwaltung, deren Seele er lange Zeit bilden sollte. Schon 1824 gehörte er dem Kriegsministerium an, wurde Kriegsrath, geheimer Kriegsrath und bekleidete zuletzt die Stelle eines Generalsecretärs, d. h. Unterstaatssecretärs. Neben der administrativen Thätigkeit ging eine parlamentarische her. 1831 war er einer der sieben vom Könige ernannten Commissarien, die mit den aus den beiden Kammern abgeordneten Deputirten den Entwurf des Staatsgrundgesetzes zu prüfen hatten. Der zweiten Kammer gehörte er 1832—48 anfangs durch Wahl, nachher durch königliche Ernennung an und zeichnete sich durch eine entschlossene Vertretung der wechselnden Re-

gierungen aus. 1841—1847 war er Präsident der zweiten Kammer. Das Stüvische Ministerium unterstützte er, namentlich in seiner Opposition gegen Frankfurt. Dem General Jacobi, der in dem nach Stüve's Rücktritt Herbst 1850 gebildeten Ministerium Münchhausen=Lindemann das Kriegsministerium übernahm, erschien es zweckmäßiger, dessen Generalsecretariat einem Officier zu übertragen. Infolgedessen schied W. aus und wurde zum ersten Beamten in Ilten (östlich von Hannover) ernannt. Aus dieser Stelle berief ihn König Georg V. im November 1853, um in das neue von Lütcken gebildete Ministerium für das Ressort des Innern einzutreten. Das Ministerium bestand zu kurze Zeit, um eine wahrnehmbare Wirksamkeit für die inneren Angelegenheiten zu gestatten. Zudem hing damals alles ab von der Lösung des schwebenden Conflicts in der Verfassungssache. In diesen griff das Ministerium entscheidend ein durch seine am 16. November 1854 dem Bundestage überreichte, von G. Zimmermann ausgearbeitete Denkschrift. Da sie die Beschwerden der Ritterschaften vollständig anerkannte, war dem Einschreiten des Bundestages der Weg gebahnt. Als das Ministerium den letzten Schritt zu thun versagte, mußte es zu Ende Juli 1855 dem Ministerium Borries Platz machen, das die Octroyirungen vom 1. August besorgte.

Oppermann, Geschichte Hannovers passim. — Zeitung für Norddeutschland vom 24. November 1853 Nr. 1322. — Hannoverscher Courier vom 16. December 1869. F. Frensdorff.

Wedemeyer: Georg Ludwig Heinrich Karl W., Arzt und tüchtiger Physiolog, wurde um 1790 in Elbingerode geboren. Er studirte in Göttingen und erlangte daselbst 1812 die Doctorwürde mit der Inauguraldissertation „De febre petechiali“. Darauf ließ er sich als Arzt in Hannover nieder, wurde kgl. Leib= und Oberstabschirurgus, dirigirte 1815 die hannöverischen Hospitäler in den Niederlanden und leistete in dieser Stellung, besonders nach der Schlacht von Waterloo, den Verwundeten aufopferungsvolle Hülfe. W., der am 15. December 1829 starb, hat sich in der Geschichte der Physiologie durch eine Reihe von experimentellen Arbeiten ein Andenken gesichert. Sie betreffen besonders die Lehre vom Nervensystem, von der Respiration und Circulation. Außer verschiedenen in Rust's Magazin und Meckel's Archiv publicirten Aufsätzen sind erwähnenswerth: „Commentatio historica pathologiam pilorum corporis humani sistens“ (Göttingen 1813); „Ueber die Erkenntniß und Behandlung des Typhus in seinem regulären und anomalen Verlaufe“ (Halberstadt 1813); „Physiologische Untersuchungen über das Nervensystem und die Respiration und deren Einfluß auf den Organismus“ (Hannover 1817); „Untersuchungen über den Kreislauf des Bluts und insbesondere über die Bewegung desselben in den Arterien und Capillargefäßen“ (ebd. 1828).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 219. Pagel.

Wedewer: Hermann Anton Josef W. wurde am 14. Juni 1811 als Sohn eines Oekonomen in Coesfeld (Westfalen) geboren. Er besuchte die dortige Rectoratsschule, dann das dortige Progymnasium und spätere Gymnasium und ging 1829 mit glänzendem Abiturientenzeugniß zum Studium der Philosophie und Philologie nach Münster i. W. Im Herbst 1830 wendete er sich zu seiner weiteren philologischen Ausbildung nach Bonn, woselbst er in Welcker's Seminar sich bald als hervorragendes Mitglied bewährte. 1833 bestand er hier das Examen pro facultate docendi besonders in den alten Sprachen und trat sofort als Probecandidat am vaterstädtischen Gymnasium ein. Aber schon im Herbste 1833 wurde er auf Welcker's Empfehlung als Erzieher in die Familie des englischen Schriftstellers Walter Savage Landor in Fiesole bei Florenz berufen. Durch die Ableistung eines sechswöchentlichen Militärdienstes in der Heimath

verlor er seine Stellung, erhielt aber bald eine gleiche beim russischen Gesandten in Neapel, dem Grafen Stackelberg; als dieser kurz darauf von seinem Posten zurücktrat, begleitete W. die Familie des Grafen zu längerem Aufenthalt nach Mailand und Paris. Neben den classischen Studien widmete er sich in diesen Jahren eifrig den modernen Sprachen und erwarb auch in diesen die Befähigung zum Unterricht, nachdem er 1837 als Gymnasiallehrer an das Gymnasium in Coesfeld berufen worden war. Hier schrieb er sein erstes wissenschaftliches Werk: „Homer, Virgil und Tasso, oder das befreite Jerusalem in seinem Verhältniß zur Ilias, Odyssee und Aeneis" (Münster 1843); hier erlebte er auch das Vorgehen der preußischen Regierung gegen den Kölner Erzbischof und wurde dadurch, ein gläubiger Sohn seiner Kirche, in seiner streng katholischen und der Kirche unbedingt ergebenen Haltung gefestigt. Im Herbste 1843 folgte er einem Rufe des Senates der freien Stadt Frankfurt a. M. als Inspector und philologischer Lehrer an die dortige Selectenschule, eine katholische höhere Bürgerschule und Progymnasium; diese Stellung bekleidete er trotz mancher Anerbietungen von außen bis zu seinem am 16. April 1871 erfolgten Tode. Im J. 1848 wurde er von seiner Vaterstadt Coesfeld ins deutsche Parlament gewählt; er nahm seinen Sitz im Centrum und betheiligte sich mehrfach an den Verhandlungen. Dem äußeren und inneren Ausbau der Schule widmete er seine Hauptkraft; in zahlreichen Programmen derselben hat er über seine Thätigkeit als Leiter der Anstalt berichtet und seine pädagogischen Anschauungen dargelegt. Der Frankfurter Senat verlieh ihm in Anerkennung seines schulmännischen Wirkens den Titel Professor; die philosophische Facultät in Würzburg ehrte ihn bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum durch Uebersendung des Doctordiploms. Zu seinem engeren Freundeskreise zählten die Historiker Johann Friedrich Böhmer und Johannes Janssen, der Kunsthistoriker J. D. Passavant, Rath Schlosser u. a., Männer von den verschiedensten Lebensstellungen, von den abweichendsten religiösen und politischen Anschauungen. „W. war — sagt sein protestantischer Freund Eucken — ein Mann von echter tiefer Frömmigkeit, die Religion war ihm das höchste Lebensgebiet . . . Sein Streben war namentlich darauf gerichtet, den Einfluß des Christenthums nach den verschiedensten Richtungen hin nachzuweisen; aber dieser sein religiöser Sinn hinderte ihn nicht im mindesten an unbefangener wissenschaftlicher Forschung." Wedewer's wissenschaftliche Thätigkeit galt vorzugsweise außer der Pädagogik der Sprachwissenschaft und vergleichenden Litteraturgeschichte. Außer zahlreichen Schulprogrammen und Schulbüchern und außer der oben erwähnten Schrift seien hier genannt: „Der deutsche Sprachunterricht nach seiner Wichtigkeit und Bedeutung für Realschule und Gymnasium 2c." (Coesfeld 1842, gemeinsam mit B. Hüppe); „Zur Sprachwissenschaft" (Freiburg 1861); eine Uebersetzung von des Spaniers Jacob Balmes' wichtigsten Religionswahrheiten, faßlich erklärt und begründet für die Jugend (Freiburg 1863); „Die neuere Sprachwissenschaft und der Urstand der Menschheit" (Freiburg 1867); „Die Litteratur und die christliche Jugendbildung" (Flugschriften des Broschüren-Vereins IV, 1, 1868); „Das Christenthum und die neuere Sprachwissenschaft" (Frankfurt 1870).

Vgl. J. Becker, Zur Erinnerung an Hermann Anton Josef Wedewer im Programm der Selectenschule von 1872. — Johannes Janssen, Aus dem Leben eines katholischen Schulmanns und Gelehrten, in den Historisch-politischen Blättern Bd. 71 (Jahrgang 1873), woselbst reichliche Auszüge aus Wedewer's hinterlassenen Aufzeichnungen über seine religiösen und wissenschaftlichen Anschauungen und Bestrebungen mitgetheilt sind. — Eucken's Nachruf im „Frankfurter Museum" vom 25. April 1871.

R. Jung.

Wedl: Karl W., Anatom und Histolog in Wien, wurde daselbst am 14. October 1815 geboren, machte seine Studien in seiner Vaterstadt und erlangte hier auch 1841 die medicinische Doctorwürde. Nachdem er eine Zeit lang in Ischl und Salzburg als Arzt prakticirt hatte, machte er 1844 eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich und England und ließ sich hierauf in Wien nieder, wo er sich speciell mit histologischen Untersuchungen beschäftigte, namentlich auf dem Gebiete der pathologischen Gewebelehre. Die Ergebnisse dieser Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit von Rokitansky, auf dessen Veranlassung und Empfehlung W. sich 1849 als Privatdocent habilitirte. 1853 wurde er außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der Histologie. In dieser Stellung war er bis 1885 (1883 als Rector der Universität) thätig, wo er mit zurückgelegtem 70. Lebensjahre nach den akademischen Gesetzen der Wiener Universität den Abschied nehmen mußte. W., der am 21. September 1891 starb, vermachte testamentarisch sein ganzes, 100000 fl. betragendes Vermögen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften. Seine Arbeiten sind zahlreich und haben zur Bereicherung der histologischen Kenntnisse wesentlich beigetragen. Er schrieb in Gemeinschaft mit F. Müller: „Beiträge zur Anatomie des zweibuckeligen Kameels“ (Wien 1852 fol. mit 5 Kupfertafeln); ferner ein großes Werk: „Grundzüge der pathologischen Histologie“ (ebd. 1854); „Pathologie der Zähne. Mit besonderer Rücksicht auf Anatomie und Physiologie bearbeitet“ (Leipz. 1870 mit 102 Holzschnitten); „Die pathologische Anatomie des Auges“ (zusammen mit E. Bock, Wien 1885, mit 33 Lichtdrucktafeln, fol.). Hierzu kommen viele Abhandlungen zur Gewebelehre und vergleichenden Anatomie in den Sitzungsberichten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften (Bd. II bis LXVI), in der Vierteljahrsschr. f. prakt. Heilkunde, der Zeitschrift der k. k. Gesellsch. der Aerzte u. a. Journalen. W. gab noch heraus den Atlas zu M. Heider's „Pathologie der Zähne“; den „Atlas der pathologischen Histologie des Auges“ unter Mitwirkung von C. Stellwag von Carion und eine Arbeit aus dem litterarischen Nachlaß von Ludwig Tuerck.

Biogr. Lexikon VI, 219. — Vossische Zeitung vom 23./9. 91. — Wiener med. Wochenschrift 1891, S. 1590. — Prager med. Wochenschrift 1891, S. 503. — Leopoldina 1891, S. 159. — Gurlt's med. naturwissenschaftl. Nekrolog in Virchow's Archiv, Bd. 127, 1892, S. 533.

Pagel.

Weenix: Giovanni Battista W., Maler, wurde nach der Angabe Houbraken's, der uns ziemlich eingehend über ihn berichtet, im J. 1621 zu Amsterdam geboren. Er sollte Buchhändler werden, zeigte aber ebensowenig für diesen Beruf wie für den eines Leinwandhändlers, den er später vorübergehend ergriff, Neigung, sondern ruhte nicht, bis er bei einem Maler in die Lehre kam und sein künstlerisches Talent ausbilden durfte. Als sein erster Lehrer wird Jan Milker genannt, ein Maler, von dem wir nicht viel wissen. Dann bekam Abraham Bloemaert und namentlich Nicolas Moyart großen Einfluß auf ihn. Im J. 1639, also erst achtzehn Jahre alt, heirathete er Josina, die Tochter des Landschaftsmalers Gillis Hondecoeter, die ihm im J. 1640 in Amsterdam einen Sohn, den später berühmt gewordenen Maler Jan W., gebar. In den Jahren 1643 bis 1647 weilte er in Italien, wo er Mitglied der niederländischen „Schilderbent“ war und als solcher den Beinamen „Ratel“ erhielt. Er lebte damals in glänzenden Verhältnissen, da der Kardinal Giovanni Battista Pamfili, der spätere Papst Innocenz X., sich seiner auf das lebhafteste annahm, ihm einen Jahresgehalt auswarf und ihn zum Bleiben in Italien zu bestimmen

suchte. W. kehrte jedoch auf das Drängen seiner Frau nach Holland zurück, ließ sich in Amsterdam nieder, siedelte aber bald nach Utrecht über, wo wir ihn im J. 1649 unter den Vorstandsmitgliedern der Lucasgilde verzeichnet finden. Dann bezog er das Adelsschloß ter Meij, zwei Stunden von Utrecht, und starb hier bereits im J. 1660. — W. war ein äußerst vielseitiger Meister, der mit gleicher Meisterschaft die Reize der italienischen Natur und das italienische Volksleben, wie Stillleben im nordischen Geschmack, Hühnerhofdarstellungen und Interieurs wiederzugeben verstand. Am liebsten entnahm er seine Stoffe dem Volksleben seiner Zeit, stattete seine Gemälde mit Säulenruinen und Prachtbauten aus und verlegte sie in die Nähe des belebten Seestrandes. Seine Bilder sind in den europäischen Sammlungen häufig zu finden. Am besten ist er in dem Antwerpener Museum, im Louvre zu Paris, in der Eremitage und in der Akademie zu St. Petersburg, im Stockholmer Museum, in der Kunsthalle zu Karlsruhe, in der Akademie und der Liechtenstein-Galerie zu Wien, sowie in den Sammlungen des Stafford House und des Herford House zu London vertreten. Das in Dresden aufbewahrte Hühnerhofbild läßt deutlich erkennen, wie es möglich war, daß er der Lehrer seines Sohnes Jan und seines Neffen, des berühmten Hühnerhofmalers Melchior d'Hondecoeter, werden konnte.

Jan W. wurde im December 1640 in Amsterdam geboren und kam dann mit seinen Eltern nach Utrecht, wo er den Unterricht seines Vaters genoß. Er erscheint hier in den Jahren 1664 bis 1668 als Mitglied der Lucasgilde. Hierauf siedelte er nach Utrecht über, wo wir ihn in den Jahren 1679, 1680 und 1688 als Einwohner angeführt finden, und lebte dann eine Zeit lang am Hofe des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zu Düsseldorf, für dessen Schloß Bensberg bei Köln er in den Jahren von 1702 bis 1712 eine Reihe seiner besten Bilder schuf, die heute zum größten Theil in der alten Pinakothek zu München, sowie in den Galerien zu Augsburg und Schleisheim aufbewahrt werden. Ebenso decorirte er eine Anzahl Häuser von Amsterdam mit auserlesenem Geschmack, doch hat sich in keinem davon dieser künstlerische Schmuck erhalten. W. starb in seiner Vaterstadt Amsterdam am 20. September 1719. In seinen frühesten Bildern erweist er sich als der Nachahmer seines Vaters und seines Onkels Gijsbert d'Hondecoeter, doch scheinen auch Meister wie Elias Vonck und Matthijs Bloem Einfluß auf ihn gewonnen zu haben. Jedenfalls sind die Seehafenbilder von seiner Hand, auf denen die Staffage dem bunten Volkstreiben des Südens entlehnt ist, den Darstellungen seines Vaters so ähnlich, daß sie diesem vielfach zugeschrieben wurden, weshalb hier nur die Chronologie entscheiden kann. Später malte er mehrere tüchtige Porträts, darunter das 1697 entstandene Bildniß der Herzogin Elisabeth Charlotte, der Gemahlin Philipp's von Orleans, im Berliner Museum. Seine Hauptleistungen aber wurden die Stillleben, bei denen er das Hauptgewicht auf die Wiedergabe des todten Wildes legte, das er auf einem ausgedehnten landschaftlichen, meist parkartigen Hintergrunde anzuordnen und mit todtem Geflügel, Früchten und Blumen, wol auch mit Jagdgeräthen zu umgeben liebte. Bilder dieser Art besitzen fast alle größeren Sammlungen. Am besten ist er in München, Schleisheim und Wien vertreten, doch dürfen auch seine Gemälde im Rijksmuseum zu Amsterdam und in den Sammlungen in Haarlem und im Haag nicht übersehen werden. Seine wenigen Radirungen gehören wie diejenigen seines Vaters zu den größten Seltenheiten.

Vgl. A. Houbraken, De groote schouburgh. 2. Druck. In's Gravenhage 1753. II, 77—83. — R. Dohme, Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit I, 2. Nr. 32—35. S. 96—99. Leipzig 1878. —

Julius Meyer, Königl. Museum zu Berlin. Beschreibendes Verzeichniß der Gemälde. 2. Aufl. Berlin 1883, S. 520—523. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 571—574. — (Bredius et Hofstede de Groot), Musée royale de La Haye (Mauritshuis), Catalogue raisonné des tableaux et des sculptures 1895. La Haye. S. 473, 474.

H. A. Lier.

Weerbeke: Gaspar W. (Werbecke, Verbeck), in alten Handschriften und Drucken meist nur Gaspar oder Gasparo und Gaspard genannt. In den Acten des alten Herzogthums Mailand, die Emilio Motta in seinem 1887 erschienenen Buche: „Musici alla corte degli Sforza, ricerche e documenti Milanesi“ veröffentlichte, wird er auch nur Gaspare de Alemania genannt. W. war ein Niederländer, van der Straeten (6, 6) glaubt, daß seine Vaterstadt Oudenaerde sei. Sicheres erfahren wir erst aus Motta's Quellenwerk; dort wird Seite 67 im April 1472 Gaspar van Weerbek als erster Capellmeister an der herzogl. Capelle der Sforzas in Mailand genannt. Seite 71 am 17. Januar 1473 wird er unter Gasparo de Fiandra erwähnt. In den Listen von 1475 (S. 86) heißt er Gaspar vice abbe. Straeten's Mittheilungen sind mit Vorsicht aufzunehmen, da seine Angaben nicht immer mit den Documenten übereinstimmen. Aus Haberl's Arbeit über die sixtinische Capelle in Vierteljahrsschrift 3, 241 ff. erfahren wir, daß W. von Mailand im J. 1481 im October in die päpstliche Capelle als Sänger eintrat. Er wird anfänglich unter dem Namen Ga. Verbecht angeführt, 1483 unter G. Verbeke und von da ab erst unter Gas. Werbeke verzeichnet. Er läßt sich hier bis in den März 1489 verfolgen und tritt von da ab wieder als Sänger an der Capelle der Sforzas in Mailand auf (Motta S. 89, 90). Im J. 1498 wurde er dazu ausersehen, in Frankreich drei Sänger zu engagiren. Dunkel bleibt der Grund, warum er abermals den Mailänder Dienst verläßt und wieder in die päpstliche Capelle eintritt, wo er von 1499 ab mit einem Gehalte von monatlich 8 Ducat. verzeichnet ist. Hier läßt er sich bis zum März 1509 verfolgen, von da ab fehlen die betreffenden Actenbände und beginnen erst wieder mit Papst Leo X. (1513—1534). Straeten läßt ihn allerdings bis ins Jahr 1515 als päpstlichen Sänger fungiren, von wo er dann in die Brüderschaft bei S. Pietro „Campo santo“ in Rom eintrat (Bd. 6, S. 6.) Bd. 7, 140 führt er noch einen Jaspart an, der 1490 die herzogl. Capelle in Mailand dirigirte, nach den Niederlanden ging und am 5. Juni 1494 als Jaspart Werbeque in den Dienst des Erzherzogs in Brüssel eintritt. Haberl schreibt im Register seiner Bausteine 2, ein Separatabzug des Artikels der Vierteljahrschrift Bd. 3, unter Caspar: „Im Liber confraternitatis des deutschen Campo santo liest man »Jaspar Warbeke Cantor Capelle pape intravit die 26. Dec. 1514 et solvit«“. Dies bestätigt obige Notiz von Straeten, nur muß das Jahr 1515 in 1514 verwandelt werden. W. war als Componist seiner Zeit sehr angesehen, und es ist uns davon so viel erhalten, daß man sich sehr wol ein eingehendes Urtheil über seine Leistungen bilden könnte, wenn die Werke in Partitur vorlägen. Doch nur ein Stück ist bisher durch Otto Kade im 5. Bande von Ambros' Geschichte der Musik S. 183 veröffentlicht, es ist ein Virgo Maria zu vier Stimmen aus Petrucci's Sammelwerk von 1502 Nr. 33. Der Tonsatz athmet einen hohen Ernst und gute Klangfarbe, ist dabei von einer Einfachheit, daß W. den Niederländer völlig verleugnet und so klar und einfach wie ein Italiener schreibt. Der Satz würde sich ganz vortrefflich zum öffentlichen Vortrage eignen, besonders durch Kade's sachgemäße Redaction. Ueber ein von Straeten veröffentlichtes Stabat mater vgl. den Schluß des Artikels. Petrucci druckte von ihm: „Misse Gaspar. | Aue regina celorum | O venus banth | E trop penser | Octaui toni | Se mieulx ne uient. | Venetia 1506, 7. Jan.

4 Stb. in qu.-4°. Exemplare dieses kostbaren Druckes in der Bibliothek Berlin, fehlt Tenor, in der Hofburg Wien, fehlt Baß, im Liceo zu Bologna complett. Außerdem hat Petrucci in seinen Sammelwerken von 1502 bis 1505 dreiundzwanzig geistliche drei- und vierstimmige Gesänge veröffentlicht. Manches Werk ist noch im Manuscript vorhanden und zwar finden sich im päpstlichen Archiv der sixtinischen Capelle zu Rom, Codex 14, 35, 41 und 51, fünf Messen, theils die von Petrucci gedruckten, theils andere. In Codex 15 ein Ave regina, ein Da pacem und ein Magnificat zu vier und fünf Stimmen. In der Bibliothek Estense zu Modena VII, 16. fol. die obige Messe „O Venus bant“ 4 voc. In der Bibliothek des Prinzen Chigi zu Rom ein Stabat mater 5 voc., ein theilweiser Abdruck desselben befindet sich in Straeten's „La musique aux Pays-Bas“, Bd. 6, S. 42. Der größte Theil des Mitgetheilten bewegt sich im zwei- und dreistimmigen Satze und macht keinen ansprechenden Eindruck, erst der Schluß entwickelt sich in breiter Fünfstimmigkeit und ruft dadurch eine desto größere Wirkung hervor. Noch sei einer modernen Partitur eines vierstimmigen Satzes aus 1502 erwähnt mit dem Texte „Adonay sanctis“, der sich in Mscr. 7080 der kgl. Bibliothek zu Berlin befindet. Rob. Eitner.

Weert: Jan de W., flämischer Dichter des 14. Jahrhunderts. Er starb wahrscheinlich 1362, nachdem er als clerc in surgyen, als Wundarzt in Yperen sich Ansehen erworben hatte. Von seinen frühesten Gedichten, welche der Unterhaltung dienten, wissen wir nur durch ihn selbst. Erhalten sind zwei Moralgedichte, das eine eine Nachahmung Boendale's, das andere in Maerlant's Art. Jenes, wahrscheinlich 1351 vollendet, heißt das „Niwe Doctrinael oder Spieghel der Sonden“ und liegt gedruckt vor in den „Oudvlaemische Gedichten“, mitg. durch Jr. Ph. Blommaert III (1851), S. 75—105, 149—157. Es behandelt die sieben Todsünden, die zehn Geboie, endlich Beichte und Buße nach einer lateinischen Vorlage; es wendet sich gegen alle Stände, besonders aber gegen die Habsucht der Geistlichen und den räuberischen Adel, aber auch gegen Abtreibung der Frucht und andere dem Dichter als Arzt bekannt gewordene Verbrechen. Während hier Reimpaare zur Anwendung kommen, zeigt das andere Gedicht die 13zeilige Strophenform der sogenannten „Wapene Martyn“ Maerlant's. Wie in diesen Gedichten, gewährt auch hier eine Disputacie van Rogier ende van Janne, ein dreitheiliges Gespräch des Dichters mit einem Freunde, die Einkleidung des Vortrags, welcher den freien Willen, die Erbsünde und andere Fragen mit Benutzung von Jean Belet, Rationale divinorum officiorum, nach scholastischem System, aber populär behandelt. Dies Gedicht ist von Kausler herausgegeben worden: Denkmäler altniederländischer Sprache und Litteratur III, 14—82.

Jonckbloet, Geschiedenis d. nederl. Letterkunde (1885) II, 190—198. — Jan te Winkel, Gesch. d. nl. Lk. (1887) I, 415—421. Martin.

Weete: Matthias W., ein niederhessischer Pfarrer, geboren in Breuna bei Zierenberg am 24. Januar 1651, † ebendaselbst am 14. Juli 1739. Er hat sich seiner Zeit einen bekannten Namen gemacht durch die langjährige, von 1691 bis 1739 dauernde, Herausgabe eines vielbegehrten Kalenders, der in Kassel gedruckt und verlegt wurde und auch nach Weete's Tode noch fünf Jahre unter seinem Namen erschien; noch 1770 steht auf dem Titelblatte der Fortsetzung dieses Kalenders: „Also nach dem Weetischen eingerichtet“. Sein Inhalt möge aus dem Titel ersehen werden, der bald in einer kürzern Form, bald in einer längern erscheint (vgl. z. B. „Kön. Schwed. F. H. Privileg. Schreib-Märckte- Chronic- und Historien-Calender, Auf das Jahr Christi 1737. Also eingerichtet durch Matthias Weete aus Breuna“. Und „Nach dem Verbesserten, Neuen und Alten Styl, Hessischer Schreib- Märckte, und Chronicken-Calender, Aufs 1722. Jahr Christi, Welches ist das 2. nach dem 430. Schalt Jahr, und

also ein gemein Jahr. Auff den hessischen und angräntzenden Horizont. Darinnen zu finden sind: Die tägliche Strahlen-Wechselung, der Lauff- und Stand der Planeten, (sodaß leichte daraus eine ohngefährliche Ephemeris gestellet werden kann), die muthmaßliche Witterung, der Auff- und Untergang der Sonnen, die Tag- und Nacht-Länge, und allerhand leßwürdige Sittenhistorien vom Hauß-Stande; darbeneben eine richtige Tage-Verzeichniß derer Märckte in Hessen und Benachbahrten; ferner ein Gebuhrts-Tag- und Jahr-Calender, derer Hohen in der Welt, bevorab in Teutschland. Wie auch die Fortsetzung der Regierung derer Hn. Landgrafen zu Hessen, und was sich darunter merckwürdiges in Hessen und benachbarten Orten zugetragen. Also eingerichtet durch Matthiam Weete, Breuna — Hass.").

In den „Hauß-Stands- Lehren" gibt sich ein christlich frommer Sinn kund. Sie handeln z. B. von den „Kindern als Zierde und Stützen des Haußstandes", von dem Gesinde, von den Eigenschaften guter Hausvorstände u. dgl. m. und sind ebenso kurzweilig wie nützlich zu lesen, von manchem trefflichen Beispiel beleuchtet und mit kernigen Worten aus der Weisheit des Volkes gewürzt. Die geschichtlichen Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Landgrafen zu Hessen, die in einem besondern Abschnitte „Hessische Zeitrechnung" in chronologischer Folge angefügt sind, reichen in den von W. selbst herausgegebenen Nummern bis in das Jahr 1530. Gelegentlich lassen sie auch etwas von des Verfassers theologischer Ueberzeugung durchschimmern, wie z. B. bei der Schilderung des Marburger Religionsgespräches ein warmes Interesse für Zwingli und ein herzliches Verlangen nach einer Glaubensunion zu spüren sind (siehe die 57. und die 58. Fortsetzung hessischer Zeitrechnung auf die Jahre 1732 und 1733).

Ueber das Leben Weete's konnte leider schon Strieder außer den wenigen Daten seiner Geburt, seiner Herkunft, seines Standes u. s. w., die vorhin angeführt worden sind, nichts von Bedeutung mehr ermitteln. Er erwähnt noch den Titel eines auf der Kasseler Bibliothek befindlichen autographischen Manuscripts von der Hand Weete's, das für den Hessen-Kasselischen Meridian eingerichtete astronomische Berechnungen enthält.

Vgl. den Kalender selbst, und Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, Bd. 16, unter Weete.

Metz.

Wegeler: Franz Gerhard W., Arzt und preußischer Medicinalbeamter, wurde am 22. August 1765 in Bonn geboren. Hier machte er auch seine medicinischen Studien und erlangte 1786 mit der Inauguralabhandlung: „De respiratione et usu pulmonum" die medicinische Doctorwürde. Dann machte er 1787 eine wissenschaftliche Reise nach Wien, wurde auch dort Doctor (1789) und erhielt sofort bei seiner Rückkehr in seine Vaterstadt die ordentliche Professur für die Fächer der gerichtlichen Medicin und Geburtshülfe. Als 1794 die Franzosen in Bonn einrückten, ging er von neuem nach Wien, beschäftigte sich hier hauptsächlich schriftstellerisch und kehrte schließlich 1796 nach Bonn zurück, wo er eine sehr ausgebreitete Praxis erwarb. 1806 folgte er einem Rufe des Präfecten Lezay-Marnesia nach Coblenz als Hebammenlehrer, Mitglied bezw. Referent der med. Jury des Rhein- und Moseldepartements. In dieser Eigenschaft machte er sich durch die Eintheilung des Departements in ärztliche Districte, durch Ernennung von Districtsärzten, durch Sorge für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung recht verdient. Nach Wiedereroberung des linken Rheinufers durch die deutschen Heere erhielt W. die Leitung der Lazarethe, trat zwei Jahre später (1816) bei der preußischen Regierung als Regierungs-Medicinalrath ein, wurde 1825 Geheimer Medicinalrath und Director der delegirten rheinischen Ober-Examinationscommission, feierte 1834 unter allgemeinster Theilnahme sein

50jähriges Doctorjubiläum, zog sich 1842 infolge von Altersbeschwerden nach und nach von allen seinen Aemtern zurück und starb am 7. Mai 1848. — W. besaß eine gründliche classische Bildung, eine ausgebreitete moderne Litteratur- und Sprachkenntniß, war ein toleranter und humaner Mann, dessen Wahlspruch lautete: „Mundus regitur hominum stultitia et Dei sapientia“. Seine litterarischen Arbeiten bewegen sich meist auf den von ihm vertretenen Specialgebieten. Wir führen an: „Rede über die Vortheile, die dem Staate aus einer Schule der gerichtlichen Arzneiwissenschaft zufließen“ (Bonn 1790); „Gemeinnützige Anleitung wie man sich bei dem ansteckenden Lazarethfieber zu verhalten habe. Auf Befehl ... 2c. herausgegeben“ (ebd. 1793); „Das Buch für die Hebeammen“ (Köln 1800; 2. Aufl. Leipzig 1808; 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1819); „Fünf medicinisch-gerichtliche Gutachten über einen erhängt gefundenen Knaben in Hinsicht auf Mord oder Selbstmord“ (Köln 1812); „Kurze Anleitung, den gegenwärtig herrschenden ansteckenden Typhus zu behandeln“ (Coblenz 1814); „Ueber eine ganz eigene Mißbildung der Geschlechtstheile“ (Kopp's Jahrb. d. Staatsarzneikunde 1812); „Historia enteritidis malignae et singularis calculosi concrementi“ (Leroux' Journal de méd. 1813); „Ueber die Untersuchungen der Militairpflichtigen im Allgemeinen und über den Werth der von Civilärzten dabei ausgestellten Zeugnisse insbesondere“ (Rust's Magazin 1824); „De linguae latinae usu a medicis temere neglecto. Epistola coetui collegarum naturae curiosorum oblata“ (Coblenz 1835). Dazu kommen noch mehrere Uebersetzungen ausländischer Schriften ins Deutsche. — Ein Sohn von ihm, Julius W., geboren 1807, † in Coblenz 1883, war gleichfalls hervorragender Arzt.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 220. Pagel.

Wegelin: Adolf W., Architekturmaler, geboren 1810 zu Cleve, machte seit 1828 in Düsseldorf unter J. W. Schirmer's Leitung landschaftliche Studien, wendete aber alsbald auch sein Augenmerk auf die mittelalterlichen Bauwerke der Rheinlande und entschied sich schließlich für die Architekturmalerei, womit er schon 1831 und 1832 mit sehr erfreulichen Leistungen auf den Ausstellungen zu Düsseldorf und Berlin hervortrat. Im J. 1835 ging W. nach Nürnberg und München, wo Fr. Hoffstadt, der gründlichste Kenner des Spitzbogenstils mächtig auf ihn wirkte, ebenso die damals florirende „Gesellschaft zu den drei Schilden“. Nachdem W. seine Kunstansichten noch tiefer begründet und mit seinen Schöpfungen — darunter auch die Zeichnungen zu höchst originellen Grabdenkmalen, deren mehrere auf dem südlichen Friedhofe zur Ausführung kamen — vielen Beifall errungen hatte, übersiedelte er 1837 nach Köln, wo er unter freudiger Aufnahme eine große Anzahl von Oel- und Aquarellbildern nach verschiedenen Stadttheilen und Kirchen theilweise auch nach eigener Composition zur Ausführung brachte. Eine besondere Wendung in Wegelin's Schaffen trat mit der Grundsteinlegung zum Fortbau des Domes ein 1842, bei welcher Gelegenheit König Friedrich Wilhelm IV. solche Aquarelle sah und weitere mit Ansichten der älteren Bauwerke Kölns und der Kirche zu Altenberg bestellte. So fertigte W. eine ganze Serie von Aufnahmen mit der S. Gereonskirche, dem Löwenzwinger, Gürzenich und der Jesuitenkirche, ferner mit anderen Bauwerken aus der Rheinprovinz, Holland und Belgien, welche in Albumform von dem König und der Königin von Preußen gesammelt wurden. Eine ähnliche Collection mit Erinnerungen aus Schloß Brühl erhielt 1846 die Königin von England. W. arbeitete mit streng archäologisch-wissenschaftlicher Kenntniß, mit fein künstlerischer Technik und Farbenwirkung. Insbesondere nahm er auch aus dem Kölner Dome seine Prospecte und Motive und malte für König Friedrich Wilhelm eine Reihe von Blättern, darunter auch eine Innenansicht von dessen Vollendung nach Zwirner's

Entwürfen. Hochbetagt und geehrt und mit dem Titel eines kgl. Hofmalers ausgezeichnet starb W. am 18. Januar 1881 zu Köln.

Vgl. Raczynski II, 433. — Nagler 1851. XXI, 209. — Seubert 1879. III, 561 u. Merlo, Kölner Künstler 1850, S. 499. Hyac. Holland.

Wegelin: Jakob W. (Weguelin), Historiker und Philosoph, geboren am 19. Juni 1721 in St. Gallen, † am 7. September 1791 in Berlin. Das seit dem Jahre 1586 in St. Gallen eingebürgerte, ursprünglich schwäbische Geschlecht der Wegelin zählte im 17. und 18. Jahrhundert eine Reihe gelehrter Theologen, Geographen und Juristen. Daniel W. († 1783) galt als ein guter Kenner des Arabischen. Ein älterer Verwandter dieses Namens hatte sich der Rechtswissenschaft zugewendet und suchte in städtischem Dienst emporzukommen, starb aber noch in jungen Jahren (1722). Er war der Vater des Historikers Jakob W. Dieser durchlief das Gymnasium und den sich anschließenden theologischen Curs in St. Gallen, machte nach seiner Aufnahme in den geistlichen Stand mit Unterstützung des Kaufmännischen Directoriums einen längern Aufenthalt in Vevey und übernahm nach seiner Rückkehr zuerst die Stelle eines Predigers an der französischen Kirche (1747), dann die Professur der Philosophie und der lateinischen Sprache an der höhern Lehranstalt (1759). Schon in St. Gallen begann die litterarische Thätigkeit des mit umfassenden Sprachkenntnissen und mit seltener Gedächtnißkraft ausgerüsteten Mannes. Während er im Schoße der Bibliothekgesellschaft historisch-politische Vorlesungen hielt, wählte er für die Veröffentlichung mit Vorliebe Gegenstände, an welche sich moralische oder auch religiöse Betrachtungen anknüpfen ließen. Er übersetzte Rousseau's Brief an D'Alembert über die Einführung eines Lustspieltheaters in Genf und fügte dieser Arbeit ein „Schreiben an Herrn Bodmer von den wahren Angelegenheiten einer kleinen, freien, kaufmännischen Republik“ (St. Gallen) bei (Zürich 1761). Die eingehende Beschäftigung mit Sokrates veranlaßte ihn, in dem Buche: „Die letzten Gespräche Socrates und seiner Freunde“ „den Geist und das Herz eines Weisen in der Person des größten Mannes zu schildern, den uns das Alterthum aufweisen kann“ (Zürich 1760). Seine von der herrschenden Orthodoxie abweichenden, freien Anschauungen legte er in den „Religiosen Gesprächen der Todten“ (Lindau 1763) nieder, in denen er sich bestrebte, kirchliche Einrichtungen und religiöse Dogmen „in ihrem rechten und von allen Vorurtheilen unabhängenden Gebrauch vorzustellen“, u. s. f. Diese Schriften waren etwas breit angelegt und an manchen Stellen schwer verständlich; sie zeugten indeß von einem selbständigen speculativen Geiste, von universaler Gelehrsamkeit und ungewöhnlicher Beherrschung der Sprache.

Aber in den engen, von einer zahlreichen, strenggläubigen Geistlichkeit beherrschten Verhältnissen seiner Vaterstadt konnten sich seine Kräfte nicht ungehindert entfalten. Gern folgte er deshalb einer durch den Aesthetiker Joh. Georg Sulzer (s. A. D. B. XXXVII, 144) vermittelten Berufung als Professor der Geschichte an die durch Friedrich den Großen neu gegründete Ritterakademie (Académie royale des gentilshommes) in Berlin, die ihm ein freies, großes Arbeitsfeld und eine gesicherte Existenz eröffnete. Am 16. April 1765 verließ er mit seiner Frau (Sabina Elisabetha Täschler) und sechs Kindern St. Gallen; am 7. Mai langte er in dem neuen Wirkungskreise an, dem er dann bis an sein Ende treu blieb. Er war an der Ritterakademie für wöchentlich 10—11 Stunden verpflichtet; daneben hielt er universalhistorische Privatcollegien; im J. 1766 wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und deren Archivar. Von allen Seiten fand er reiche Anregung und Unterstützung, und so war es ihm vergönnt, sich seinen wissenschaftlichen Neigungen mit ganzer Seele hinzugeben.

Die meisten Werke seiner Berliner Zeit, vor allem auch seine für die Publicationen der Berliner Akademie bestimmten Arbeiten sind französisch geschrieben. Schon 1766 erschienen die „Considérations sur les principes moraux et caractéristiques des gouvernemens“ und die „Mémoires historiques sur les principales époques de l'histoire d'Allemagne“ (auch deutsch in Zürich 1766). Zwei Jahre später folgte ein zweibändiges Werk über römische Kaisergeschichte: „Caractères historiques des empereurs depuis Auguste jusqu'à Maximin“, dem sich 1769 ein „Plan raisonné d'une histoire universelle et diplomatique de l'Europe depuis Charlemagne jusqu'à l'an 1740“ anschloß, der Vorläufer seiner großen „Histoire universelle et diplomatique“, von der in den Jahren 1776 bis 1780 drei starke Bände (zugleich in einer Quart- und in einer Octavausgabe) gedruckt wurden. Dieses Werk war das Resultat jahrelanger Forschungen und mächtiger Gedankenarbeit; aber unter der Ueberwucherung „einer sich bisweilen allzu weit wagenden Speculation, eines allzu freigebig mitgetheilten Reichthums politisch-moralischer Maximen“ (Fels) litten die Uebersichtlichkeit und der sachliche Gehalt der Darstellung. Das Publicum schenkte dem Werke, dessen Einleitung (vom Zerfall des römischen Reichs bis zur Erhebung Pippin's) schon einen ganzen Band in Anspruch nahm, nicht die erwartete Theilnahme. W. mußte mit dem bis zum Antritte der Capetinger reichenden dritten Bande abbrechen und auf eine Fortsetzung verzichten. Das Ganze ist um so rascher der Vergessenheit anheimgefallen, als der Verfasser es verschmäht hat, die von ihm benutzten Quellen anzuführen. Dagegen haben seine historisch-philosophischen Untersuchungen auch in der Folge Beachtung gefunden, ganz besonders seine in den Schriften der Berliner Akademie (1770—1776) niedergelegten „Mémoires sur la philosophie de l'histoire“. Tiefer gehend, als sein unmittelbarer Vorgänger auf diesem Gebiete, Isaak Iselin, erkannte er, daß die äußern Thatsachen von geistigen Kräften und leitenden Ideen durchdrungen und beherrscht werden und daß das Wesentliche und Bleibende in der Geschichte durch die Natur und Entwicklung der Ideen bedingt ist. Immer betrachtete er die Erscheinungen von hohem, universalhistorischem Standpunkt. Diesen umfassenden Charakter trägt noch sein letztes größeres Werk: „Briefe über den Werth der Geschichte“ (Berlin 1783), in welchem er in geistvoller Weise die Kunst der Geschichtschreibung erörterte.

Vgl. Biographie des Herrn Jacob v. Daniel Wegelins, Professors der Geschichte auf der K. Ritterakademie und Mitglieds der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin. St. Gallen 1792 (von Pfr. J. M. Fels). — Fr. Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1791, II. Gotha 1793 (nach Fels). — K. Rosenkranz, Das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte. Königsberg 1835 (mit einer Beilage, in welcher ein Theil der ersten Wegelin'schen Abhandlung über die Philosophie der Geschichte in deutscher Uebersetzung mitgetheilt ist). — F. X. v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (München und Leipzig 1885). — Ein Porträt Wegelin's, von B. Rode gemalt, besitzt die Stadtbibliothek in St. Gallen.

J. Dierauer.

Wegelin: Karl W., St. Gallischer Archivar und Historiker, geboren in St. Gallen am 9. Mai 1803, † am 27. November 1856, gehörte einem jetzt noch blühenden Zweige der Wegelin'schen Familie an und war der Sohn des Postbeamten Christoph W. Sein Leben nahm einen sehr einfachen, bescheidenen Verlauf. Den Grund zu einer gelehrten Bildung legte er am Gymnasium und an der damals noch bestehenden theologischen Lehranstalt seiner Vaterstadt. Ohne eine wirkliche Universität besucht zu haben, bestand er 1824 die theologische Prüfung und diente in den Jahren 1825—28 als Vicar in verschiedenen Gemeinden. Durch einen schwächlichen und mißgestalteten Körper sah er sich aber

in der geistlichen Laufbahn gehemmt. Er übernahm gern die Stelle eines Actuars beim städtischen Schulrath, warf sich dann aber mit großem Eifer auf historische Studien, für die er von früh an eine besondere Neigung zeigte und gelangte nach einigen Jahren an das Ziel seiner Wünsche, indem er am 21. Mai 1834 von der Kantonsregierung und dem katholischen Administrationsrath die Stelle eines Stiftsarchivars erhielt. Der unschätzbaren Urkunden- und Actensammlung des ehemaligen Klosters St. Gallen, die durch alle Stürme der Revolution glücklich in die neue Zeit herübergerettet und von seinem väterlichen Freunde P. Ildefons von Arx (s. A. D. B. I, 615) neu geordnet worden war, widmete W. in der Folge die besten Kräfte seines Lebens. Sein Verdienst ist es, diese Schätze, zu welchen nach einigen Jahren noch die Archivalien der Toggenburgischen Landvogtei und des 1838 aufgehobenen Klosters Pfävers kamen, durch umfassende und vortreffliche Arbeiten nutzbar gemacht zu haben. Er legte ein Verzeichniß sämmtlicher Königs- und Kaiserurkunden, ein chronologisches Directorium über alle Documente von 1201—1411, einen systematischen Katalog über die Büchersammlung und endlich ein Repertorium zum ganzen Inhalt des Archivs an. Nach 22jähriger, hingebender Thätigkeit raffte eine schmerzhafte Krankheit den gewissenhaften, ehrenfesten, in politischen Dingen conservativen Mann dahin.

Wegelin's historische Arbeiten bewegten sich ausschließlich auf St. Gallischem Gebiete; sie haben aber bleibenden Werth als Ergebnisse genauer Forschung und sorgfältiger Darstellung. Bereits im J. 1826 trat er, ohne seinen Namen zu nennen, mit einer kleinen Monographie über das Städtchen Lichtensteig hervor: „Lichtensteig, dargestellt nach seinem gegenwärtigen Zustande und seinen bisherigen Schicksalen“. Es war ein Vorläufer zu seinem auch dem Umfang nach bedeutendsten Werke, der „Geschichte der Landschaft Toggenburg“, die er in 2 Bänden (St. Gallen 1830 und 1833) bis zum Ende des 17. Jahrhunderts führen konnte. Zwischen hinein verfaßte er zwei pietätvolle Nekrologe: „Lebensgeschichte Pancratius Vorster's, Fürstabts zu St. Gallen“ (1830), (s. A. D. B. XL, 312) und „Ein Wort des Andenkens an den verewigten Herrn Ildefons von Arx“ (1834), ferner eine gründliche Monographie über „Die Pfarrkirche St. Laurenzen“, die er als einen Beitrag zur Beleuchtung der Kirchen- und Reformationsgeschichte der Stadt St. Gallen bezeichnete (1832). Dann folgten: „Ein Wort über die Stiftung der St. Gallischen höheren Lehranstalt“ (1833); „Geschichtliche Andeutungen über das alte Gerichts-, Raths- und Zunftwesen der Stadt St. Gallen“ (im Schweizer. Geschichtsforscher, Bd. 10, Bern 1838); „Neue Beiträge zur Geschichte des sogenannten Appenzellerkrieges“ (1844); „Ueberſicht der gedruckten ältern und neuern Localstatuten, Offnungen und Gemeindsreglemente des Kantons St. Gallen“ (1847); „Die Regesten der Benedictiner Abtei Pfävers und der Landschaft Sargans“ (im ersten Bande der von Th. v. Mohr [s. A. D. B. XXII, 73] herausgegebenen Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft, Chur 1850). Eine Reihe von Arbeiten übergab er endlich den durch ihre historischen Mittheilungen noch immer sehr beachtenswerthen „Verhandlungen der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft“. Hier erschienen: „Geschichtliches über den früheren Aufenthalt und sonstige Verhältnisse der Juden in verschiedenen Landestheilen des Kantons St. Gallen“ (1846); „Historische Beleuchtung der Staatsweinzehent-Verhältnisse in den rheinthalischen Gemeinden Thal, Rheineck und St. Margrethen“ (1847); „Materialien zur Geschichte des Criminal- und Gefängnißwesens in der Alten Landschaft, im Toggenburg und Rheinthal 1396—1797“ (1854); „Geschichtliches über die örtlichen Corporationen im Kanton St. Gallen“ (1858). Erst nach seinem Tode gelangte die „Historische Denkschrift über die Schicksale und Verhältnisse

des St. Gallischen Stiftsarchivs“ durch die Fürsorge des Regierungsrathes J. M. Hungerbühler zum Abdruck (1858).

Vgl. J. M. Hungerbühler, Karl Wegelin, der St. Gallische Stiftsarchivar und Geschichtschreiber Toggenburgs (Verhandlungen der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft. St. Gallen 1858). J. Dierauer.

Wegelin: Thomas W., lutherischer Theologe zu Straßburg, † 1629. — W. wurde zu Augsburg am 21. December 1577 von armen Eltern geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte in Wittenberg Theologie, nachdem er dort 1596 Magister geworden war. Hunnius, Runge, Gesner und Hutter waren seine Lehrer in der Gottesgelahrtheit. Im J. 1600 kehrte er in die Heimath zurück, erhielt aber noch in demselben Jahre die vierte Lehrerstelle an dem Gymnasium poeticum zu Regensburg. 1604 ging er nach Oesterreich, wo ihm einige junge Edelleute untergeben wurden, die er bald darauf nach Straßburg führte. Am 22. Juni 1608 wurde er zu Tübingen Doctor der Theologie, wo er auch als Professor der Historie wirkte; 1611 aber berief ihn Georg Friedrich, Markgraf von Baden, in sein Land. Hier wirkte W. im Kirchen- und Schuldienst erst zu Pforzheim, hernach zu Baden. 1623 wurde er zu Straßburg Nachfolger von Gisenius in der theologischen Professur, bekleidete noch in demselben Jahre das Rectorat der Akademie und ward im folgenden Jahre Präsident des dasigen Kirchenconvents. Nachdem er das Decanat viermal (1623, 1624, 1626 und 1627) verwaltet, auf dem Colloquium zu Regensburg den protestantischen Theologen als Amanuensis gedient und nachmals mit den Jesuiten viel Streit gehabt, wobei das zu Durlach mit ihnen gehaltene Colloquium besonders bekannt geworden ist, starb er am 16. März 1629.

Schriften: „Trophaeum Augustinianum de Scriptura Sacra, fidei principio“ (Straßburg 1607); „Oratio de quinque Paulis Romanis et discursus de pontificatu generali“ (ebd. 1609); „Ὑπόμνημα theologicum de hymno trisagio Sancte Deus, Sanctus fortis, Sanctus immortalis, miserere nostri, cum et sine clausula: Qui crucifixus es propter nos. Cui addidit Petrum Cnapheum Nestorianum in Jacobo Gretsero redivivum“ (Frankfurt 1609); „Relatio de discursu theologico inter serenissimos principes, Marchionem Badensem et Ducem Lotharingiae. Accessit iudicium de novo Jesuitarum contra omnes haereses amuleto“ (Tübingen 1613 und Frankfurt 1614, deutsch übersetzt Straßburg 1614).

Disputationen: „De triplici fato, metaphysico, physico et astrologico“ (Wittenberg 1596); „De theologia in genere“; „Prodromi in Evangelium Joannis Dispp. 2“ (Straßburg 1625); „De Christo seu de eius incarnatione personali, duarum naturarum unione et idiomatum communicatione“; „De divina propheticorum et apostolicorum scriptorum autoritate ac librorum canonicorum numero“; „De variis eorundem versionibus ac necessitate“; „De sufficientia, interpretatione et iudicio“; „De maiestate Christi“ (Tübingen 1624); „De indulgentiis“ (Straßburg 1626); „De resurrectione mortuorum“ (Inauguraldissertation, welche W. unter dem Vorsitz D. Johann Siegwardt's 1608 zu Tübingen gehalten hat).

Vgl. Witte, Memoria theologorum Decas VII, 924 sqq. — Caroli Memorab. eccl. T. I. — Sebiz, in App. chronol. ad Schmid. concion. secular., p. 234. — Serpilii Epitaph. Theologor. — Joh. Schmidt, von Geistl. Schul-Brunnen, S. 234 ff. — Spitzel's Templum honoris rest., p. 199 ff. — (Zedler), Universallexikon LIII (1747), Sp. 1893 f. P. Tschackert.

Wegner: Gottfried W., lutherischer Theologe, † 1709. W. wurde zu Oels in Schlesien am 18. März 1644 geboren, erhielt seine Vorbildung zu Berlin, Thorn und Breslau und studirte zu Königsberg und Leipzig hauptsächlich Theologie. Am 30. September 1666 promovirte er als Magister zu Königsberg.

Seine erste Anstellung erhielt W. 1668 als Archidiakonus und Rector zu Neustadt-Eberswalde in der Mark Brandenburg, wurde dann Diakonus zu Frankfurt an der Oder und zwar 1674 an der dortigen Unterkirche, im folgenden Jahre aber an der Oberkirche. Hier hat er bereits der studirenden Jugend mit theologischen und philosophischen Vorlesungen gedient. 1694 promovirte er als Doctor der Theologie in Halle (am 12. Juli), worauf er 1695 als außerordentlicher Professor der Theologie und zweiter Hofprediger nach Königsberg in Preußen kam. Hier rückte er 1697 in die dritte ordentliche, 1703 in die zweite ordentliche Professur der Theologie ein und wurde 1709 zum ersten ordentlichen Professor der Theologie und zugleich zum Oberhofprediger und Assessor des samländischen Consistoriums ernannt. Aber vor Antritt dieser Aemter starb er am 14. Juni 1709. — Als Theologe in den Bahnen der damaligen lutherischen Schultheologie einhergehend, entfaltete W. als Schriftsteller eine ungemein fruchtbare Thätigkeit; er hat mehr als anderthalbhundert Schriften drucken lassen, von denen die Titel der wichtigsten hier folgen mögen.

Schriften: „Calendarium romanum vetus“ (Hamburg 1671); „Horologium hebraeum“ (Königsberg 1703); „Specimina analysis hebraeae“; Leichen- und andere Predigten (1694 und 1699); „Observationes ad versionem bibliorum Germanicam Lutheri“; „Pia desideria, vero eorundem auctori B. D. Balthas, Meisnero vindicata et cum praefatione edita“; „Epitome bibliorum“ (Frankf. 1700 und 1708); „Theologia apodictica“; „Praecognita Theologiae“; „Göttliche Verordnung wegen der Bettler“; „Concionum miscellan. volumen I“ (Frankfurt 1699); „Comment. in Matthaeum“ (Königsberg 1705) unvollendet; „Isagoge ad theologiam positivam B. Koenigii“; „Christlicher Wegweiser“; „Biblia Lutheri germ. cum usibus“; „Theoria controversiarum neotericar.“; „Scholae poeticae“; „Die summarische Buß- und Antrittspredigt Jesu Christi, Matth. 4, 17 in drei Predigten“ (Frankfurt a. O. 1676); „Kinderzucht, über Eph. 6, 4 (Tractat)“ (ebd. 1677 und Stettin 1726); „Kinderbibel“ (1691); „Geistliche Gespräche vom Sonntage oder Sabbathe der Christen“ (Stettin 1671); „Theologia fidei tripartita“ (Leipzig 1723); „Primitiae regiomontanae“ (Königsberg 1697); „Applausus votivus, quo Academiae Wittebergensi de jubilaeo secundo gratulatur“ (Wittenberg 1707). — Dazu kommt eine Reihe philologischer und didaktischer Schriften, z. B.: „Nucleus scholasticus Qu. Curtii“ (Frankfurt 1690); „Nucleus Cornelii Nepotis“ (ebd. 1696); „Praxis trivii (d. i. lateinische Grammatik)“ (1689) und andere mehr, deren Titel sich bei Zedler (s. unten) finden. Endlich sind aus Wegner's Feder außer zwei wissenschaftlichen Programmen zahlreiche Dissertationen hervorgegangen: „Dissertationes historico-philolog. VIII“ (Leipzig 1696); „Dissertationum philologicarum triga“, ibid. eod.; „Dissertationes theologicae et philologicae“ (ebd. 1695); dazu noch andere, die zusammen in fünf Bänden gedruckt worden sind; die Titel von dreiundfünfzig derselben als der „bekannten“ unter ihnen sind bei Zedler (s. u.) angegeben; sie liegen in den Jahren 1679 bis 1709 und beziehen sich auf die verschiedensten theologischen und auch auf einzelne culturgeschichtliche Gegenstände.

Vgl. Theologische Annales II Decenn., S. 305, 369. — Mylii Bibl. Anonym., p. 1087. — Nova Litteraria Maris Baltici 1700, 1702, 1704, 1705. — Sinapii Olsnograph. Th. I, 980. — Fabricii Bibliogr. Antiquar., S. 111 und 336. — (Zedler), Universallexikon LIII (1747), Sp. 1938 ff. — Arnoldt, Daniel Heinrich, Ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergischen Universität, zweiter Theil (Königsberg 1746), S. 210; 184; 180.

P. Tschackert.

Wegscheider: Julius August Ludwig W., der anerkannte Dogmatiker des Rationalismus, wurde am 17. September 1771 zu Küblingen, einem braun-

schweigischen Dorfe unweit Schöppenstedt, geboren. Nachdem er den ersten Unterricht von seinem Vater Johann Friedrich Ludwig W., Ortspfarrer daselbst, empfangen, ermöglichten ihm und seinem jüngeren Bruder Georg Ernst († 1814 als geachteter Arzt in Hamburg) liberal fürsorgende Verwandte die weitere Ausbildung zuerst auf dem Pädagogium zu Helmstedt, dann auf dem Carolinum in Braunschweig, wo er auch die in der nachfolgenden Kriegszeit wohl zu verwerthende Kenntniß der gangbaren neueren Sprachen sich aneignete. Seit 1791 studirte er Theologie und Philologie in Helmstedt, besonders an Henke sich anschließend, und gab zugleich Unterricht am Pädagogium. Im J. 1795 übernahm er eine Lehrerstelle im Hause des angesehenen Hamburger Kaufmanns H. G. Sillem. Er hat seinen fast zehnjährigen Aufenthalt daselbst nicht allein zur Uebung im Predigen, sondern auch zu seiner theologischen und philosophischen Fortbildung benutzt, insbesondere mit der Philosophie Kant's nach ihrer praktischen Seite sich bekannt gemacht. Als Frucht seiner Studien erschien zuerst die Schrift, mit welcher er sich in Helmstedt das philosophische Doctorat erwarb: „Ethices Stoicorum recentiorum fundamenta ex ipsorum scriptis eruta atque cum principiis ethices, quae critica rationis practicae secundum Kantium exhibet, comparata“ (Hamb. 1797, Lips. 1818). Sodann der „Versuch, die Hauptsätze der philosophischen Religionslehre in Predigten darzustellen, nebst einer Abhandlung über Beförderung des Religionsinteresse durch Predigten“ (Hamburg 1801, Leipzig 1818), darin er, was nachgehends als seine Lebensaufgabe sich herausgestellt hat, zum ersten Mal versuchte, nämlich die christliche Religion mit den Anforderungen der Vernunft und den Fortschritten der Wissenschaft in Einklang zu bringen. Wenn er die freimüthige Belehrung mit einer zweckmäßigen Einwirkung auf das Gefühl in Verbindung gesetzt sehen will, so kann doch von den vier mitgetheilten Predigten nicht gesagt werden, daß sie diesem Postulate wirklich entsprächen. Endlich die F. H. Jacobi gewidmete Schrift „Ueber die von der neuesten Philosophie geforderte Trennung der Moral von der Religion“ (1804), welche dem Nachweis gilt, daß Religion und Moral, die ein kalter, moralisch-todter Idealismus gewaltsam trennen möchte, wegen ihres gemeinsamen Ursprungs aus der moralischen Natur des Menschen und wegen ihres gemeinsamen, in ihrer Vereinzelung nicht zu erreichenden Zweckes, der Veredelung und Beglückung der Menschheit, eine innige Vereinigung fordern. In Erfüllung eines lange gehegten Wunsches habilitirte er sich 1805 als Magister und theologischer Repetent in Göttingen mit der Dissertation: „De Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis“, gegen Schelling, welcher die eigentliche ideale Religion nie anders als esoterisch oder in Gestalt von Mysterien denken konnte, daher den reinen Sinn der Griechen rühmte, die, was seiner Natur nach nicht öffentlich und real sein konnte, in seiner Idealität und Abgeschlossenheit bewahrten, und gegen Eschenmayer, der den Katholicismus als Aufbewahrer der heiligen Mysterien verehrte, die Thesis vertretend, daß die Religion um ihres moralischen, der Menschennatur eingeborenen Charakters willen nicht etwas Esoterisches, für wenige Eingeweihte sein könne, und Mysterien überhaupt nur roheren Zeitaltern angehören. Neutestamentliche Exegese und Geschichte der neueren Philosophie bildeten den Gegenstand seiner Vorlesungen. Heyne, der Philologenfürst, berichtet: „W. war eine Zeit hier: ich gab mir viele Mühe, ihn emporzubringen, es ging aber nicht; er fand keinen Applausus, und er verdarb viel, daß er, da ihm der Weg gebahnt war in der Theologie vorwärts zu kommen, sich durchaus bei der Philosophie verweilte und versäumte, wofür er den Kopf nicht hat, auch nie in keinem Fache über das Mittelmäßige hinausgehen wird; ein guter Character macht ihn schätzbar.“ Auch späterhin waren seine Rechtlichkeit, Lauterkeit, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit — quaeri ab honore quam honorem quaerere malebat — allgemein anerkannt,

ein Nathanael ohne Falsch. Im Frühjahr 1806 folgte W. einem Rufe als dritter Professor der Theologie, Professor der Philosophie und zweiter Stadtprediger nach Rinteln, von Göttingen mit dem theologischen Doctorate geehrt. In demselben Jahre erschien sein „Versuch einer vollständigen Einleitung in das Evangelium des Johannes", eine Sammlung der zahlreichen zerstreuten Materialien, damit die Authentie des 4. Evangeliums gegen die Angriffe von G. K. Horst und E. F. Vogel's „jüngstes Gericht" zu vertheidigen und seinen Hauptzweck, Bestätigung der Messiaswürde Jesu und Verbreitung der von Jesu verheißenen Glückseligkeit, festzustellen. Der Annahme Tholuck's und Schrader's, als sei Wegscheider's Berufung nach Rinteln der Erfolg dieser Schrift gewesen, steht die Thatsache entgegen, daß er auf dem Titelblatt schon als „Professor auf der Universität zu Rinteln" erscheint. Angespornt durch die Untersuchungen Schleiermacher's und Planck's veröffentlichte er (1810) einen Commentar (mit wörtlicher Uebersetzung) zum ersten Brief des Apostels Paulus an den Timotheus, worin er die grammatisch-historische Auslegung gegenüber der künstlich modernisirenden und der mystischen Scheu vor allem Verstandesgebrauch betonte und den paulinischen Ursprung des Briefes für wahrscheinlicher, als jede ihm entgegenzusetzende Hypothese erklärte. Nur wenige glückliche Jahre des Wirkens waren ihm in Rinteln, woselbst er auch mit Charlotte Schröter, der Tochter eines Arztes, seinen Hausstand begründete, vergönnt. Am 10. December 1809 verfügte Jerome Napoleon, um „nicht nur das richtige Verhältniß zwischen den Hilfsquellen des öffentlichen Unterrichts und den Bedürfnissen Unserer Völker herzustellen, sondern auch zugleich die Dauer der beibehaltenen Anstalten zu befestigen und die Vortheile, wodurch die berühmtesten derselben sich auszeichnen, zu vermehren und zu vervielfachen", daß „im Königreiche Westphalen nur die drei Universitäten zu Göttingen, Halle, Marburg fortbestehen und mit ihnen die Universitäten zu Helmstedt und Rinteln vereinigt werden sollen." Infolge dieser Verfügung wurde W. 1810 als ordentlicher Professor der Theologie nach Halle versetzt. Er hielt hier neutestamentlich-exegetische und vornehmlich stark besuchte Collegien über Dogmatik, in denen er Adnotata zu seinem Lehrbuch mittheilte und die Collision des gesunden Menschenverstandes mit der speculativen Philosophie durch Citate aus den Schriften Schelling's anschaulich machte. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit, nur zeitweilig durch die Allgemeine Litteraturzeitung oder akademische Gelegenheitsschriften, in welchen er ungedruckte Briefe Melanchthon's veröffentlichte, abgelenkt, concentrirte sich auf die Dogmatik. Im Winter 1813 verfaßte er in Wolfenbüttel, wohin ihn die Kriegsereignisse gescheucht hatten, im Anschluß an Ammon's Summa und Henke's Lineamenta das Hauptwerk seines Lebens, die „Institutiones theologiae christianae dogmaticae, addita singulorum dogmatum historia et censura" (Halae 1815), die zweite Auflage, als im Jahre des Reformationsjubiläums erschienen, piis manibus Martini Lutheri, veritatis evangelicae vindicis, libertatis cogitandi assertoris gewidmet, die folgenden Auflagen, bei unveränderter Grundlage, vermehrt mit einer immer reicheren Anthologie aus den neuern dogmatischen Werken. Der Rationalismus begrüßte in dieser Dogmatik mit dem Grundsatz, nichts für wahr zu halten, nisi quod claris certisque argumentis rationi probetur, sein erstes consequent durchgeführtes und vollendetes System, ein durch umfassende Gelehrsamkeit, historischen Reichthum, philosophischen Scharfsinn, exegetische Gewandtheit, feine Combinationsgabe, bescheidene Kritik ausgezeichnetes Denkmal protestantischer Wahrheitsforschung, damit eine der festesten Stützen des Christenthums. Zur Erleichterung ihres Studiums ließen zwei Weimarische Candidaten (Rothe und Thümmel) die in derselben allegirten dicta probantia veteris et novi testamenti nach der 6. Auflage mit beigefügter lateinischer Uebersetzung (Halae 1831) drucken, und ein Candidat in Rheinbaiern

(Franz Weiß) übersetzte dieselbe Auflage (ohne des Verfassers Genehmigung) ins Deutsche (Nürnberg 1831, dazu die Uebersetzung der Nachträge und Verbesserungen der 7. Originalausgabe 1834). Das so gerühmte Werk begleitete doch von Anfang an der Widerspruch nicht allein der supernaturalistischen, sondern auch der wissenschaftlichen Theologie. Bereits 1817 urtheilte Baumgarten-Crusius: das Buch sei keineswegs ein Kind der Zeit, sondern aus einer bald nunmehr verschollenen Partei aus vorigen Zeiten hervorgegangen, und enthalte gar keinen neuen Gedanken oder Aufschluß, wol aber sonderbare Widersprüche und Unbestimmtheiten, und unzusammenhängende Trümmer von allerlei Philosophemen, so daß man schließen müsse, W. habe ein tüchtiger Rationalist, wie er ohne Zweifel ist, doch in diesem Buche nicht sein wollen. Wegen dieses abfälligen Urtheiles wurde Baumgarten-Crusius in der Allgemeinen Litteraturzeitung als ein Eiferer für Quenstedtische Orthodoxie bezeichnet, dem Häuflein in Jena eingenisteter Finsterlinge zugehörig. Zwei Recensionen in Wachler's Neuen theologischen Annalen (1816), die eine an Schleiermacher erinnernd, rügten, daß W. das leitende Princip für die Darstellung der christlichen Glaubenslehre in dem Gegensatz von Supernaturalismus und Rationalismus, anstatt in einer viel höher liegenden Einheit suche. Die kritische Kunst Wegscheider's gehe dahin, die Eigenthümlichkeit des Christenthums zu vernichten, sein Urtheil mehr Katakrisis als Epikrisis. „Das Kirchensystem hat allerdings seine großen Fehler; aber die, welche W. dafür hält, sind es nicht, und die, welche es sind, hat seine Kritik nicht gefunden." Die Evangelische Kirchenzeitung faßte ihr Endurtheil dahin zusammen, daß in Wegscheider's Dogmatik die subjectivste Willkür unter dem Namen der gesunden Vernunft herrsche, das ganze sogenannte System eitel, grund- und gehaltlos, der baare Nihilismus des Unglaubens. Hase in seinem Streite mit Röhr wurde unvermeidlich auch zu Wegscheider's Dogmatik geführt, als in welcher der Rationalismus sich religionsphilosophisch legitimirt glaubte. Eine philosophische Untersuchung des Wesens und der Gesetze der Vernunft als des höchsten Gesetzes über den Glauben vermochte jedoch Hase in dieser Dogmatik nicht zu entdecken, vielmehr sei es der gesunde Menschenverstand, nach welchem alles entschieden wird (s. Hase's gesammelte Werke VIII, 1, 337). In der That der Grundmangel an Wegscheider's Dogmatik ist, daß sie nicht von einem wissenschaftlichen Principe getragen wird, sondern mit den dictatorischen Aussprüchen des angebornen gesunden Menschenverstandes operirt. Ihr positiver Inhalt läßt sich in wenige populäre Sätze zusammenfassen: Gott der heilige und allgütige Schöpfer und Lenker aller Dinge; Jesus der Heiland, der, non sine numine und doch super aevi sui ingenium ac scientiam non omnino elatus, allen Menschen den Weg zum Heil gezeigt hat. Mortuo simillimus ist er — ein insigne documentum der über seiner Sache waltenden Vorsehung — am dritten Tage ins Leben zurückgekehrt. Durch Aufstellung eines purior religionis doctrinae typus müssen die desideria aevi cultioris befriedigt, was dem Christenthum ex aevi rudioris et incultioris ingenio anhängt von ihm abgethan werden. Der Beweis wird ohne tiefere Begründung durch ein facile intelligitur, der Gegenbeweis durch die Redensarten: sanae et rectae rationi repugnat, nostris temporibus non amplius commendari potest geführt. Der wissenschaftlichen Einwendung entzieht sich W. am liebsten durch Limitationen. Ueberall stößt man auf ein eingeschobenes fere, quidam, quasi, plerumque. Ueber die Kantische Kritik der Beweise für Gottes Dasein muß die Ausflucht hinweghelfen, daß sie zwar einzeln (singula per se) nicht eben sehr beweiskräftig sind, jedoch in Verbindung mit der Unterweisung durch die h. Schrift ihre volle Schuldigkeit thun (dubia quaecunque repellunt et vincunt). Die letzte Auflage der „Institutiones" (es ist die „editio octava" von 1844) mußte sich nothgedrungen auch mit Strauß

befassen. W. hat einerseits die Authentie der Evangelien und die Auferstehung Christi als Thatsache ihm gegenüber festgehalten, andrerseits seiner scharfsinnigen Kritik der Dogmen Beifall gezollt und nur die Geringbewerthung des ethischen Momentes an ihm ausgestellt. — So sehr im allgemeinen die Studentenschaft für W. eingenommen war, Einzelne nahmen doch großen Anstoß. So wünschte R. Stier W. nie mit Augen gesehen zu haben, weil man ihn wegen seines Unglaubens fliehen muß wie das Feuer. Aus dieser Stimmung heraus schrieb E. L. v. Gerlach, seit 1829 Gerichtsdirector in Halle, auf Grund der von Guericke und Hävernick zur Verfügung gestellten Collegienhefte, gegen W. und Gesenius den berüchtigten Artikel über den „Rationalismus auf der Universität Halle“ in Nr. 5 und 6 der Evangelischen Kirchenzeitung vom Jahre 1830. W. wird wegen seiner natürlichen Wundererklärung (die Geschichte von der Verklärung Jesu durch ein Gewitter und die Schlaftrunkenheit der mit jüdischen Messiasideen erfüllten Jünger entstanden, die Auferstehung Jesu das Erwachen aus einem Scheintode) in Anspruch genommen, als durch welche ein Ekel an der h. Schrift entstehe. Zum Schluß wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die, welche es angeht, helfen werden, durch Gebet, Wort und That die Wunden zu heilen, die der Unglaube geschlagen oder zu schlagen fortfährt. W. hat sich gegen die zelotische Betriebsamkeit seiner Gegner mit dem Hinweis verwahrt, daß Versuche, biblische Wunderbegebenheiten durch die Naturgesetze selbst zu erklären, auch in den Schriften solcher Theologen vorkommen, denen niemals der Vorwurf der Irrgläubigkeit gemacht worden. Ueberzeugt, durch sein auf Harmonie der äußern Offenbarung in der Schrift mit der innern der Vernunft berechnetes System keinen seiner zahlreichen Zuhörer dem Reiche Gottes entfremdet zu haben, bat er den Minister Altenstein um Schutz gegen die lichtscheuen Umtriebe einer neuen jesuitischen Congregation, welche auf die Vernichtung aller wissenschaftlichen Resultate der neuern theologischen Forschung ausgehe. Das kluge Temporisiren Altenstein's, unterstützt durch die politischen Ereignisse, brachte die Angelegenheit zu einem friedlichen Ende; W. und Gesenius nahmen ihre beim Oberlandesgericht in Naumburg wegen Beleidigung und Schädigung gegen Gerlach anhängig gemachte Klage zurück. Die Hallische Studentenschaft war lebhaft für ihren Wegscheiderus omni ex parte christianissimus eingetreten, und die namhaftesten Theologen der damaligen Zeit (unter ihnen Baumgarten-Crusius) erhoben ihre Stimme für die freie Bewegung der Wissenschaft. „Frei soll das Gewissen der Menschen bleiben, die Lehre und die Forschung.“ Schleiermacher, zu einem tüchtigen Kampfe bereit, war gleichwol der Meinung, es müsse W. auf alle Fälle wohl bekommen, daß in sein, wie er vermuthe, schrecklich trocknes Leben einmal etwas pikantes gekommen sei. Wegscheider's und seines Rationalismus Blüthezeit war vorüber. Er hat noch die Freude seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums erlebt. Zu den zahlreichen Gratulationen gesellte sich ein Schreiben des Ministers Eichhorn, welches unter Anerkennung der gewissenhaften Treue und seines redlichen Forschens nach Wahrheit ihn belehrte, daß der Geist, welcher früher der Behandlung der Theologie die fast allgemein vorherrschende Richtung gegeben habe, weder die Forderungen der Wissenschaft noch die Bedürfnisse des kirchlichen Lebens befriedigt habe, und deshalb der neuern theologischen Entwicklung habe Raum geben müssen. Gleichzeitig war der Universitätscurator angewiesen worden, W. vertraulich zu eröffnen, daß eine Ordensauszeichnung wegen seiner den protestantischen Freunden bewiesenen Sympathie für ihn nicht habe beantragt werden können. Zu Anfang des Jahres 1849 überfiel ihn unerwartet eine schwere Krankheit, welcher er am 27. Januar erlegen ist. Das Letzte, was seine Bescheidenheit ihn wünschen ließ, war ein einfaches Begräbniß.

M. H. E. Meier im Prooemium zum Hallischen Index scholarum per aestatem anni 1849 habendarum. — Tholuck in Herzog's R.=E. (1. Aufl. XVII, 574. 2. A. XVI, 674). — W. Schrader, Geschichte der Friedrichs=Universität zu Halle. 2 B., Berlin 1894, II, 127. — H. G. Kienlen, Les principes fundamentaux du syst. ration. professé par Roehr et Wegscheider (Strassb. 1840). — Gaß, Gesch. d. prot. Dogmatik IV, 451. — L. F. O. Baumgarten=Crusius, Wegscheider u. seine Zeit [Schröter u. Klein, Für Christenthum u. Gottesgelahrtheit. Eine Oppositionsschrift 1817, I, 1]. — W. Steiger, Kritik des Rationalismus in Wegscheider's Dogmatik, Berlin 1830. — Ausführliche Darstellung des Hallischen Streites bei J. Bachmann, Hengstenberg II, 177—283. G. Frank.

Wehle: Karl W., ein Claviervirtuose und Saloncomponist, geboren am 17. März 1825 zu Prag, † am 2. oder 3. Juni 1883 zu Paris. Aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie stammend, wurde auch er für diesen Beruf erzogen, besuchte die Leipziger Handelsschule und erhielt darauf eine Anstellung in dem Pariser Bankhause Pillet=Will & Co. Die Februarrevolution 1848 gab ihm Zeit seine früher gepflegten Musikstudien wieder aufzunehmen und ohne die Erlaubniß der Eltern abzuwarten, sattelte er um und widmete sich ganz der Musik. Er suchte Thalberg in London auf und erbat sich dessen Rath, der ihn an Moscheles in Leipzig wies. Hier widmete er sich bis 1850 mit Eifer dem Studium des Clavierspiels, sowie der Composition unter E. F. Richter's Leitung, ging dann nach Berlin und vollendete seine Ausbildung unter Theodor Kullack. Im J. 1853 kehrte er nach Paris zurück, setzte eifrig seine Studien fort und schrieb Claviersachen zum Concertvortrage; denn damals schrieb sich jeder Virtuose seine Concertstücke selbst, die stets auf eine glänzende Virtuosität abgesehen waren. Dann trat er 1854 zum ersten Male öffentlich auf und erzielte einen so durchschlagenden Erfolg, daß er das Jahr darauf eine Concerttour durch Portugal unternahm, die an Ehren und pecuniärem Gewinn gleich vortheilhaft war. Diesem ersten Ausfluge folgte eine Concerttour um die andere, theils allein, theils mit Violin= oder Violoncell=Virtuosen bis in die entferntesten Gegenden der Welt, wie Australien, Indien, die Sandwichsinseln, Amerika u. s. f. In den Jahren 1869—70 lebte er in Florenz und rüstete sich zu einer zweiten Tour um den Erdkreis, die er auch glücklich ausführte und von der er mit reichem Gewinn 1871 zurückkehrte. Da aber in Paris damals der Aufstand der Commune wüthete, blieb er einstweilen in London. Nach Niederwerfung des Aufstandes nach Paris zurückgekehrt, lebte er dort ununterbrochen, theils mit Compositionen beschäftigt, theils begabten Jüngeren der Kunst beistehend. Obwol W. dem Salonfache huldigte, stand ihm doch eine gewisse Originalität und Frische der Erfindung zu Gebote, die seine Werke vortheilhaft von anderen desselben Genres auszeichnen. Seine beiden Sonaten op. 38 und 58, sowie die Variationen op. 79 und die Suite op. 86, sein letztes Werk, zeigen ihn sogar von einer ernsten wahrhaft künstlerischen Seite. Auch als Virtuose huldigte er nicht unbedingt der Bravour, sondern legte auf einen seelenvollen Ausdruck das größte Gewicht, ohne dabei den Virtuosen zu verleugnen.

Mendel=Reißmann's Lexikon, wie es scheint, nach eigenen Angaben des Componisten. Rob. Eitner.

Wehling: Georg W., Schulmann des 17. Jahrhunderts. Als der Sohn eines Schusters zu Wilsnack am 24. November 1644 geboren und auf den Schulen zu Havelberg, Magdeburg, Berlin und Brandenburg vorgebildet, bezog er 1665 die Universität Helmstedt, dann die Wittenberger Hochschule und fand 1671 nach einigen Wanderjahren eine Anstellung als Conrector in Landsberg, ward aber schon 1672 als Rector nach Stolp berufen. 1682 übernahm er die Leitung

der Stadtschule zu Stettin und verblieb dort bis zu seinem am 23. März 1719 erfolgten Tode. — Neben einigen ungedruckten Schriften zur Theologie und Logik verfaßte er eine Bearbeitung von Weller's griechischer Grammatik in Tabellenform und verschiedene Schulprogramme. Von seiner wunderlichen Schulkomödie „Irenophilia“, die er am 28. Januar 1687 in lateinischer und am 3.—4. Februar in deutscher Gestalt zu Stettin aufführte, hat sich nur eine ausführliche Inhaltsangabe (Alten Stettin, F. L. Rhete, $2^1/_2$ Bg., 4⁰) erhalten. Das dreiactige Stück will die Schädlichkeit des Krieges an dem Beispiele der mit den Athenern verfeindeten Perserkönige Darius und Xerxes zeigen und mischt planlos unter die am persischen Hofe spielenden Staatsverhandlungen modern anmuthende Auftritte aus dem Universitäts- und Soldatenleben. Der Kriegslärm veranlaßt die Studenten, die Hochschule zu verlassen und der Werbetrommel zu folgen oder sich einem wilden, rauflustigen Leben zu ergeben und aller väterlichen Zucht Hohn zu sprechen. Im ganzen spielten 106 Personen mit; den Eingang machte eine mit Instrumentalbegleitung gesungene Arie und ein lebendes Bild (Präsentation).

Leporinus, Das Leben der Gelehrten 1719—21, S. 159. 842. — Zedler's Universal-Lexikon 53, 1984 (1747). — Gottsched, Nöthiger Vorrath 2, 280 (1765). — Herr Dr. M. Wehrmann in Stettin verweist noch auf G. T. Zachariä, Histor. Nachrichten von der Stadtschule zu Alten-Stettin 1760, S. 53.

J. Bolte.

Wehner: Paul Matthias W., Consulent und juristischer Schriftsteller, geboren zu Heldburg bei Meiningen am 24. Februar 1583, † zu Kitzingen am 24. December 1612. W., der Sohn eines herzoglich sächsischen Amtmanns, erhielt eine sorgfältige häusliche Erziehung, und bezog nach dem Besuche des Coburger Gymnasiums die Universitäten Jena und Ingolstadt — letztere um den Pandectisten Fachinäus zu hören, dann wegen Rittershausen Altdorf, ferner Straßburg und Basel. Er unternahm eine wissenschaftliche Reise nach Italien und Frankreich, und wurde in Orleans, wo er längere Zeit verweilte, am 15. Januar 1605 zum Dr. utriusque juris feierlich promovirt. Hierauf nahm er Praxis beim Reichskammergericht in Speyer, wo namentlich Assessor Petrus Danaisius (Denais), ein Jurist von seltener Schärfe und vielen Kenntnissen die praktische Ausbildung Wehner's förderte. Letzterer gründete dann seinen Hausstand, indem er sich mit Barbara Kummer v. Prixenstadt im Ansbachischen verheirathete, worauf er Kitzingen in Franken zu seinem Wohnorte wählte. Aus erwähnter Ehe gingen eine Tochter und zwei Söhne hervor, über deren Lebensgang nichts Näheres bekannt ist. Da er keine Lust hatte, eine feste Stellung anzunehmen, wurde er Advocat und Consulent, indem er als „Rath von Haus aus“ die Rechtsangelegenheiten von Fürsten und hohen Herrn — des Herzogs von Braunschweig, des Markgrafen von Ansbach, der Grafen von Erbach, Limburg, Leiningen und Anderer besorgte. 1610 ernannte ihn Kaiser Rudolf II. während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Prag zum Comes Palatinus. Mit den Vertretungen waren sehr häufige und oft beschwerliche Reisen verbunden; so ersehen wir aus einem Briefe Wehner's an den ihm befreundeten Melchior Goldast in Frankfurt a. M., daß er während zehn Monaten nur 30 Tage zu Hause gewesen. W. unterstützte Goldast bei dessen umfassenden Sammlungen kostbarer Bücher, Manuscripte und Miniaturen, und pflog außerdem mit dem Historiker Hortleder in Jena und dem Juristen Marquard Freher in Heidelberg regen Briefwechsel . . . Die Mühseligkeit des Berufes verbunden mit angestrengten Geistesarbeiten untergruben Wehner's ohnedieß schwächliche Gesundheit. Er suchte im Bade zu Schwalbach Genesung, kehrte jedoch ungebessert

zurück, und starb bald darauf am 24. December 1612 noch vor vollendetem 30. Lebensjahre.

W. gehört zu den tüchtigsten Praktikern seiner Zeit; er gelangte früh und rasch zu hohem Ansehen, und es ist aufrichtig zu beklagen, daß er in so jungen Jahren seinem Berufe und der Wissenschaft entrissen wurde. Mit Vorliebe der praktischen Jurisprudenz zugethan, fand er wenig Geschmack an rechtsantiquarischen Untersuchungen oder an juristischen Spitzfindigkeiten; für ihn hatte die Rechtswissenschaft nur Werth und Bedeutung in ihrer unmittelbaren Beziehung zum täglichen Leben. Dieser Richtung gab er auch bestimmten Ausdruck in der epistola dedicatoria seines Tractates „de modo appellandi in camera Imp.“; Wir brauchen weder alte Märchen (Fabulae) zu lernen, noch das zu wissen was nutzlos und längst abgeschafft. Was ist unsere Rechtswissenschaft, wenn sie der Anwendung auf das tägliche Leben, wenn sie des richtigen Gebrauches entbehrt, — eine Glocke ohne Klöppel (campana sine pistillo!) „Was vermöchte die Wissenschaft ohne Anwendung auf die Praxis! (Tolle usum quid poterit scientia!)“ Diese Verfolgung praktischer Ziele kehrt auch in Wehner's Schriften wieder; sein Hauptwerk sind die „Observationes“, welche unter dem Titel erschienen „Practicarum juris observationum selectarum liber singularis“ (Francof. 1608). Das Werk fand sofort großen Beifall, sodaß der Verleger den Autor schon im folgenden Jahre bat, eine neue, um das Vierfache vermehrte Auflage auszuarbeiten. W. war hiemit beschäftigt, als er vom Tode ereilt wurde. Weitere Auflagen erschienen 1624, 1661, 1674, 1701, die letzte ist von 1735. Die Auflage von 1701 besorgte Schilter in Straßburg „cum novissimis diversorum ICtorum accuratissimis additionibus“, worunter hauptsächlich die Zusätze des Straßburger Juristen Peter Bitsch gemeint sind, zugleich fügte Schilter die in 4 Centurien getheilten „Observationes Joannis Rüdingeri“ an, welche 1611 und 1654 in Straßburg selbständig erschienen waren. Wehner's Werk ist als juristisch-publicistische Encyklopädie zu betrachten, welche ähnlichen Arbeiten, wie dem bekannten thesaurus von Besold als Vorbild diente, und werden in demselben deutsche Worte und Formeln, welche sich auf das Rechtsleben, den Proceßgang, auf publicistische oder finanzielle Verhältnisse beziehen, näher erörtert. Bisweilen wachsen einzelne Artikel zu förmlichen Abhandlungen an. Dies gilt namentlich vom Artikel „Justiciwesen, de litibus abbreviandis. Justitia“, welcher bei Schilter von Seite 235—360 reicht, somit 123 Seiten in kl. folio einnimmt, und hauptsächlich die Mängel des Justizwesens, sowie die Mittel zu dessen Besserung bespricht. Der kammergerichtliche Schriftsteller Deckherr rühmt von diesem Excurse: „Quoties legimus, toties miramur, toties commendamus.“ Unter „Goldgulden, Müntz, Pfund ꝛc.“ erhalten wir näheren Aufschluß über die Währungsfrage und das Münzwesen; unter „Kosten, Schäden, expensae“ über die Taxen der Procuratoren, Advocati, Commissarien, Kammerboten, Lectoren und Inventare; unter Matrikel über die alte Reichs-Matrikel u. s. f. . . Die Observationen sind vorwiegend in deutscher Sprache abgefaßt, doch bedient sich W. bisweilen auch der lateinischen, und geht ab und zu wie z. B. im „Justiciwesen“ unvermittelt von der einen zur anderen über. Das Werk ist ohne tiefere wissenschaftliche Bedeutung aber von entschiedenem praktischen Werthe. Es erscheint als eine etwas flüchtig zusammengestellte Materialiensammlung, welche jedoch lange und vielfach im Gebrauch stand wegen des großen Stoffreichthums und der Besprechung von Gegenständen, über die man anderwärts nicht leicht näheren Aufschluß findet. Ernst erwähnt in seiner Biographie Wehner's „die observationes seien dato (1735) noch so usuel, daß sie fast in eines jeden Rechtsgelehrten Bibliothek getroffen“ würden.

Eine weitere Arbeit Wehner's ist der 6. Bd. zu Gylmann's Symphoremata

supplicationum, T. 1—6, 1601—8. Reimann hat in seiner hist. liter. German. (S. 116 ff.) den aus 27 Capiteln bestehenden Band in einer für den Verfasser sehr ehrenvollen Weise besprochen. W. beabsichtigte auch eine Sammlung von 100 Frankfurter Consilien zu veröffentlichen, starb jedoch ohne das Werk druckfertig zu bringen. Aus diesem Grunde ist der Werth der einzelnen Consilien, welche 1615 in Frankfurt unter dem Titel „Consilia Franconica“ in fol. anonym erschienen, ziemlich ungleich; Summarien und Register hat ein Ungenannter geliefert.

Leben des berühmten Cti. M. Wehner beschrieben von M. Chr. Ernsten mit Anmerkungen u. Vorrede v. Franken. Nürnb. 1735 (eine ziemlich dürftige Biographie). — J. P. Niceron's Nachrichten 2c. herausgeg. v. Fr. E. Rambeck, 19. Thl., S. 66—74. — Fahnenberg, Litteratur des kaiserlich. R. K. Ger. S. 74. — Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft I, 730—32.

v. Eisenhart.

Wehrli: Johann Jakob W. Geboren am 6. November 1790 zu Eschikofen (Kt. Thurgau) wuchs W. als Sohn des dortigen Schulmeisters in dürftigen aber Arbeitsamkeit und häuslichen Sinn vorzüglich bildenden Verhältnissen auf. Schon hatte er zwei Winter hindurch an einer kleinen Dorfschule gewirkt, als er durch Vermittlung seines Vaters, der 1809 bei Fellenberg (s. A. D. B. VI, 612) an einem Fortbildungscursus theilgenommen, von diesem letzteren die Erlaubniß erhielt selbst auch für einige Zeit nach Hofwyl zu kommen. Fellenberg, der sich seit Erwerbung des Wylhofes bereits mit dem Problem der Armenerziehung beschäftigt hatte, aber bis dahin ohne Erfolg, wies W. eine Anzahl Taglöhnerkinder zum Unterrichten zu, und als er sah, wie gut dem jungen Mann der Versuch gelang, schien er, erzählt W., „vor Freuden fast außer sich zu kommen und klopfte mir einmal auf die Schulter sprechend: Es geht mein Freund; nun wollen wir mit der Armenschule beginnen“. W. ließ sich bewegen, auf die ursprüngliche Absicht baldiger Heimkehr zu verzichten und Fellenberg übergab ihm — Frühsommer 1810 — sieben arme, theilweise auch verwahrloste Kinder, die er aus verschiedenen Kantonen zusammengebracht hatte, zur Erziehung.

Was Fellenberg anstrebte, war eine Armenerziehung, die den Armen in den der Armuth entsprechenden äußeren Verhältnissen zur Gesittung und zur vollen Entfaltung seiner Kräfte für Erringung einer menschenwürdigen Existenz führen wollte. Hauptmittel einer solchen Erziehung war die Arbeit und an diese schloß sich der Unterricht und alle übrige erzieherische Einwirkung an. Durch den Arbeitsgewinn sollten die Kosten der Erziehungsanstalt, wenn nicht ganz, so doch annähernd gedeckt, und so die Möglichkeit gegeben werden, dem Pauperismus in immer größerem Maßstab entgegenzuarbeiten und ihn für den Fortschritt der Cultur unschädlich zu machen. Fellenberg's „landwirthschaftliche Industrieschule“ — eben die Anstalt, an deren Verwirklichung er jetzt durch Beiziehung Wehrli's ging — ruhte auf den nämlichen Ideen, die ein Menschenalter früher Pestalozzi bei seiner Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof vorgeschwebt hatten (1774—1780), nur daß gemäß den Grundanschauungen des „Stifters von Hofwyl“ nicht der Fabrikationsbetrieb, sondern die Urproduction der richtige Boden war, von welchem die Entsumpfung der Menschheit ausgehen sollte.

Die Aufgabe verlangte bei demjenigen, der sie zu lösen unternahm, völlige Hingabe und Selbstlosigkeit. W. entsprach dieser Forderung aufs trefflichste. „Ich theilte mit den Zöglingen Alles, Arbeit, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Spiel, — Alles, sodaß man mich häufig für einen Zögling ansah. Selbst zum Behälter meiner Kleider hatte ich auch nur ein Banktrögli wie sie .... Ich

war ihr Vater. Ich war den ganzen Tag ohne Unterbrechung bei ihnen, und wenn ich auch etwas später als sie zu Bette ging, so blieb ich doch im Schlafzimmer und am Morgen stand ich mit ihnen auf". Geniale Begabung und wissenschaftliche Bildung besaß er nicht; aber in ihm waren durch glückliche Naturanlagen diejenigen Eigenschaften vereinigt, welche dem Lehrer und Erzieher nothwendig sind: gesunder Menschenverstand, die Gabe klarer Mittheilung, Ernst und Beharrlichkeit, liebevolle Milde und lautere Herzensfrömmigkeit. Er besaß ein vorzügliches Geschick, die Belehrung mit der Arbeit zu verbinden; dadurch brachte er einerseits die Zöglinge dazu, denkend zu arbeiten, anderseits gelang es ihm, trotz der kurzen Zeit eigentlichen Unterrichtes sie in ihren Kenntnissen allseitig auf überraschende Weise zu fördern; die geistige Frische und das Interesse, das sie ungeachtet der strengen Tagesarbeit in die abendlichen Lehrstunden mitbrachten, überraschte die Besucher aufs angenehmste; der vormalige helvetische Minister Rengger, der den Bericht der von Fellenberg 1813 erbetenen eidgenössischen Prüfungscommission ausarbeitete, gibt von diesem Eindrucke beredtes Zeugniß. Seit dieser Zeit wurden der Anstalt aus verschiedenen Kantonen auch junge Leute übergeben, um sich hier für den Beruf als Armenerzieher heranzubilden; allmählich trat der Zweck der Armenlehrerbildung für die Anstalt selbst in den Vordergrund; und bei der Aufnahme neuer Armenschüler sah man von verdorbenen Elementen mehr und mehr ab. So wurde sie zu einer Art Normal-Armenschule im Dienste der allgemeinen Menschenbildung, das erste von In- und Ausland als gelungen erklärte Musterbeispiel dieser Art. Namentlich seit den Nothjahren im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts erwachte vielerorts das Bestreben nach ihrem Vorbilde ähnliche Anstalten zu gründen; in Hofwyl gebildet traten die Erzieher für den Bläsihof im Kt. Zürich, die Armenschule in Carra bei Genf, die Linthcolonie, die Schurtanne bei Trogen u. s. w. in die Nachfolge Wehrli's ein; selbst in andern Erdtheilen fanden die „Wehrlischulen" Anerkennung und Nachahmung.

Bei Wehrli's Abgang von Hofwyl (1833) belief sich die Gesammtzahl der von ihm seit Gründung der Anstalt erzogenen jungen Leute auf 275. Von dem innigen Verhältniß zwischen W. und den Zöglingen zeugt nachstehender Vorfall. Als infolge der von Fellenberg aufgestellten Forderung, die Zöglinge sollten bis zum 20. Jahre in der Anstalt verbleiben und so die Erziehungskosten abverdienen, 1821 einzelne sich zu Trotz und Widersetzlichkeiten verleiten ließen, traten die sittlich gereifteren Zöglinge unter sich zu einem Bunde zusammen, um W. zur Seite zu stehen und dem Unwesen zu steuern. Auf Grund einer Abstimmung unter sämmtlichen Zöglingen bildeten sie nun einen Vereinsrath, der eine Pflegebrüderschaft zu Gunsten der jüngeren und eine abwechselnde Zutheilung der mannichfachen kleinen Hausgeschäfte organisirte. Es charakterisirt W., daß er sich bestimmen ließ, der Schreiber dieses Vereinsrathes zu sein und sich von der Austheilung der Aemter, ohne seiner Autorität etwas zu vergeben, nicht ausnehmen ließ, wenn die Reihe an ihn kam; und nicht minder den freien Geist auf Hofwyl, daß Fellenberg diesem Vereinsrath die Entscheidung übertrug, ob das Vergehen eines Zöglings mit Ausstoßung und Entfernung zu strafen sei. — Die von W. erzielte Entwicklung der Zöglinge, namentlich in sittlicher Beziehung übertraf alle Erwartungen in dem Maße, daß selbst Pestalozzi erstaunte bei der Wahrnehmung, wie ein junger Mann, der nie sein unmittelbarer Schüler gewesen war, seinen Gedanken so glücklich erfaßt und ausgeführt habe, und Augenzeugen erklärten: daß sie wenige Menschen kennen gelernt haben, welche sie so ganz an ihrer Stelle gefunden hätten, als W. in der Leitung der Armenschule auf Hofwyl.

Durch die Beihülfe der älteren Lehrerzöglinge in derselben wurde es W.

nun auch möglich, Fellenberg bei einem anderen Plane die Hand zu bieten, den derselbe zu Ende der zwanziger Jahre ins Leben führte, der Errichtung einer Erziehungsanstalt für den Mittelstand (Mittelschule), an der er den Unterricht in einigen Fächern übernahm, ohne deshalb der Armenschule sich zu entfremden; und zugleich wurden von Fellenberg unter Wehrli's Mitwirkung die Normalcurse für Schullehrerbildung wieder aufgenommen, welche nun die in der Wehrlischule eingeführte Lehrweise auch auf die Volksschule zu übertragen strebten. Dem gleichen Zwecke dienten zwei kleine Schriftchen, die W. anfangs der dreißiger Jahre veröffentlichte: „Zehn Unterhaltungen eines Schulmeisters in der Schulstube“ und „Einige naturkundliche Unterhaltungen eines Schullehrers mit der 1. und 2. Elementarklasse“ (Bern 1833).

So hatte W. die specielle Aufgabe, die ihn auf Hofwyl festhielt, nicht nur gelöst, sondern er war selbst bereits darüber hinausgeschritten; er war nicht mehr bloß Armenerzieher, sondern wieder, was er anfangs sein wollte, Schulmeister, nur auf höherer Stufe, nämlich Lehrerbildner. Das sittliche Element der Armenerziehung war mit dem bis dahin vorherrschend intellectuell erfaßten Lehrerberufe in Verbindung getreten und stellte ihm eine neue Aufgabe, die Volksschule als bürgerlich praktische Erziehungsanstalt darzustellen. Was er in Hofwyl als Armenerzieher angefangen, konnten und sollten seine Zöglinge fortsetzen, erhalten, den Umständen gemäß weiter ausbilden; sein innerer Beruf trieb ihn, als Bildner von Volksschullehrern einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu suchen. Nachdem er frühere Berufungen an Waisenanstalten abgelehnt, folgte er dem Wunsche seines Heimathskantons und schied im Herbst 1833 von seinem lieben Hofwyl, um die Leitung des neu zu gründenden thurgauischen Lehrerseminars in Kreuzlingen zu übernehmen.

Die Lehrerbildung wie sie W. während zwei Decennien in Kreuzlingen für den Thurgau und die Zöglinge aus einigen anderen Kantonen der Ostschweiz durchführte (welche vertraglich die Bildung ihrer Lehrer dem Seminar in Kreuzlingen anvertrauten), faßte das unmittelbare Bedürfniß der Schule in einfachen ländlichen und bürgerlichen Verhältnissen ins Auge; die Lehrer sollten nicht aus dem Volksleben herausgehoben, sondern zu einem berufsfreudigen erzieherischen Wirken in engem Anschlusse an dasselbe und zu vorbildlichen Vertretern der Volkstugenden, der Arbeitsamkeit, des häuslichen Sinnes und der Anspruchslosigkeit in den äußeren Bedürfnissen erzogen werden. Darum verlangte W. von vornherein die Einrichtung eines Convicts unter seiner Leitung. Mit wahrhaft väterlicher Milde waltete „Vater Wehrli“ in demselben; neben ihm stand ebenso echt mütterlich „Mutter Wehrli“ — W. hatte sich noch zu Ende seines Hofwyler Aufenthaltes mit Anna Schlunegger von Lauterbrunnen verheirathet — den Zöglingen in gesunden und kranken Tagen helfend zur Seite. So gestaltete sich das Convict zu einem Familienleben, das sittlich veredelnd und kräftigend auf die große Mehrzahl der Zöglinge wirkte. Nach modernen Begriffen war die Einfachheit und Sparsamkeit, die in dem Haushalte herrschte, eine fast zu weit getriebene, namentlich bezüglich der Ernährung; aber der Erfolg kam den Zöglingen selbst zu gute, da der Unterhalt des Convicts wesentlich aus den Kostgeldern der Zöglinge gedeckt wurde.

Der Unterricht erstreckte sich auf zwei, seit 1841 auf drei Jahrescurse. Auch hier zwangen die äußeren Verhältnisse — der Staat wies, und zwar zunächst nur für ein Provisorium von sechs Jahren, jährlich 4000 fl. für das Seminar an — zu einfachen Einrichtungen. Neben W. war nur ein ständig angestellter, wissenschaftlich gebildeter Lehrer, der den Unterricht in deutscher Sprache, Geschichte und Geographie ertheilte und in Wehrli's methodische Ideen einging. Nach Wehrli's Auffassung hatte der Seminarunterricht seinen obersten

Zweck darin, tüchtige Lehrer, nicht Gelehrte zu bilden. Das entsprach ja auch unmittelbar Wehrli's persönlicher Eigenart und seiner Vergangenheit. Die Pädagogik, die er vortrug, war wesentlich praktisch gehalten; in der systematischen Anordnung und in der Formulirung der Definitionen schloß er sich an bewährte Vorgänger an, deren Werke er fleißig studirte; original war die Ausführung der einzelnen Theile auf Grund seiner Erfahrungen. Methodisch betonte er in Wort und That den Werth der Anschauung und die Nothwendigkeit stetigen Zurückgehens auf dieselbe. Der Auffassung, welche er von seiner Stelle hatte, entsprach es durchaus, daß er zähe daran festhielt, den Religionsunterricht wenigstens für die protestantischen Zöglinge selbst zu ertheilen. Wenn er auch zugab, daß ihm die wissenschaftliche Befähigung dazu abging, so war es für ihn als Vater seiner Zöglinge Herzensbedürfniß, den künftigen Lehrern ihre Aufgabe im Lichte der Religion zu zeigen, den biblischen Stoff für ihr eigenes Leben fruchtbar machen zu können. „Auch ihr sollt Apostel sein bei euren künftigen Schülern und in euren Gemeinden“, dies war die gewöhnliche Nutzanwendung, die W. bei solcher Bibellectüre machte und die auch, wenigstens momentan, ihres Eindrucks nicht verfehlte.

Auch der Unterricht in den andern Fächern wich wesentlich von dem sonst in Lehrerseminarien befolgten ab. W. hielt sich an die Beobachtung, daß der als Lehrer in das praktische Leben eintretende Zögling des Seminars in derselben Weise zu unterrichten pflege, wie er selbst unterrichtet worden sei. Er glaubte daher die Seminarzöglinge so unterrichten zu sollen, wie sie selbst einst ihre Schulkinder zu unterrichten hätten. Er nahm mit ihnen gleich von Anfang an die Fibel, den Schreibunterricht, die Zahlenlehre u. s. w. ganz in gleicher Weise durch, wie wenn er es mit Kindern des ersten Schuljahres zu thun hätte, nur mit dem Unterschiede, daß er überall die Gründe eines solchen Unterrichtsverfahrens darlegte. Die Vorführung und Durchführung der einzelnen Unterrichtsfächer schloß hiemit zugleich die Methodik ein.

Eine mit dieser Auffassung zusammenhängende Eigenthümlichkeit des von W. dirigirten Seminars war die Anstellung bisheriger Zöglinge als Hülfslehrer auf die Zeit einiger Jahre an Stelle einer Vermehrung der ständigen Lehrkräfte. Indem er zwei bis drei Jahre lang seine Schüler zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte er die geeignetsten und vertrauenswürdigsten zu Mitarbeitern auswählen; und in der Regel zeigte sich bei diesen Jünglingen die Hingebung, der Wetteifer in der eignen Fortbildung und die Beharrlichkeit bei der Leitung der ihnen anvertrauten Classe in einem Maße, wie es bei Lehrern, die anderwärts ihre Bildung und Vorbereitung erhalten, nicht erwartet werden durfte.

Neben dem Unterricht war für W. die Feldgärtnerei, der Landbau ein integrirender Theil der Seminarbildung; nicht bloß wegen seines körperstärkenden und gemüthbildenden Einflusses; auch nicht darum allein, weil die Vorstufe in Wehrli's eigenem Leben eine Verbindung von Landwirthschaft und Schule gewesen, sondern mit klarem Bewußtsein wurde als Hauptbindemittel zwischen Schule und Leben in einem größtentheils agricolen Kanton die Lust und der Sinn für den Landbau in den künftigen Volksschullehrern gehegt und gepflegt. In den Bemühungen für Hebung der Landwirthschaft unter der Bevölkerung ging W. seinen Schülern mit dem Beispiel voran. Unter seiner Mithülfe entwickelte sich aus der Seminarschule eine selbständige kantonale landwirthschaftliche Schule; er war einer der Gründer der kantonalen landwirthschaftlichen Gesellschaft (des „Bauernvereins“, wie er sie gern nannte); W. war nicht bloß der Präsident, sondern die Seele des kantonalen landwirthschaftlichen Festes von 1846, das ihn auf der Höhe seines öffentlichen Wirkens und Strebens zeigte.

Mit seinen Schülern suchte er das von seiner Gemüthsinnigkeit getragene väterliche Verhältniß auch über die Seminarzeit hinaus in Kraft und Wirksamkeit zu erhalten. So erließ er als Neujahrsgabe auf das Jahr 1841 „ein väterliches Wort“ an seine ehemaligen Seminarzöglinge (abgedruckt bei Morf S. 85—97). Aus dem Detail dieser Anleitung zur Selbstprüfung für Lehrer, welches seinen Sinn für die Treue im Kleinen wie im Großen bekundet, treten der pädagogischen Perlen viele hervor; es ist die ganze Begeisterung Wehrli's für sein Schulideal, die aus den schlichten Zeilen dieses „Wortes“ spricht.

Als W. nach Aufhebung des Klosters Kreuzlingen 1849 aus dem kleinen Schloßgebäude am See mit dem Seminar in das großartige Stiftsgebäude übersiedelte und in ihm seinen sechzigsten Geburtstag festlich beging, war auch für ihn schon der Lebensabend herangenaht. Bereits hatten sich Lungenblutungen eingestellt und war eine Abnahme der Kräfte ihm fühlbar geworden. Gleichzeitig hatte die Erstarkung und Einwurzelung der Schule im Volk, größtentheils Wehrli's Werk, zur Folge, daß man jetzt daran denken konnte und mußte, auch den Lehrern eine weitergehende wissenschaftliche Bildung zu geben, als das Seminar in Kreuzlingen sie bis dahin dargeboten. Unter der thurgauischen Lehrerschaft gab sich eine Mißstimmung kund, daß W. dem Drängen derselben nach Aufbesserung ihrer Stellung nicht mit der nämlichen Energie Vorschub leistete, mit welcher Dr. Scherr für die zürcherischen Lehrer eingestanden war. Die bisherigen Lehrmittel wurden vielfach denjenigen Dr. Scherr's gegenüber angefeindet. Als daher im J. 1852 der Erziehungsrath neu und zumeist aus anderen Männern als bisher bestellt wurde, fand W. auch für sich die Zeit gekommen, von seiner Stelle zurückzutreten. Man hatte bisher es unterlassen, dem Seminar eine definitive Gestaltung zu geben, da man seine Einrichtung aufs innigste und unauflöslich mit Wehrli's Persönlichkeit verwoben und von ihr getragen wußte. Jetzt mußte er im Seminar eine Umgestaltung gewärtigen, die ihm unmöglich zusagen konnte. Indessen ließ er sich doch bewegen, die Leitung desselben noch bis Frühjahr 1853 fortzusetzen.

Der Neujahrstag 1853 brachte ihm 40 alte Zöglinge aus verschiedenen Kantonen nach Kreuzlingen mit einer Dankadresse von mehr als 400 seiner ehemaligen Schüler. In ehrenvoller Weise wurde ihm für sein zwanzigjähriges Wirken die Anerkennung und der Dank des Großen Rathes zu Theil. Mit wehmüthigen Gefühlen schied W. im Mai 1853 vom Seminar, um zu seinem Schwiegersohn nach dem Guggenbühl (Gemeinde Andwyl) überzusiedeln.

Bald aber war auch dieser Schmerz überwunden. Mit jugendlicher Freude konnte er der nach einem Leben voll Mühe und Arbeit gewonnenen Freiheit und des ungehemmten Naturgenusses sich freuen. Wie aber hätte der Mann, dessen Leben Arbeit und Erzieherthätigkeit war, ruhen können? Auf dem Guggenbühl rief er eine landwirthschaftliche Mittelschule ins Leben, die unter seiner Leitung fröhlich aufblühte; seine Muße benutzte er dazu seine Lebenserfahrungen aufzuzeichnen. Doch es war ihm kein längeres Wirken mehr beschieden. An den Folgen einer Brustentzündung starb er am 15. März 1855. Auf dem Friedhofe zu Andwyl bezeichnet ein bescheidener Marmor Wehrli's Grabstätte und das Wesen des Mannes durch seinen Denkspruch: Bete und arbeite!

Bleibend und unvergänglich ist Wehrli's Bedeutung für die Armenerziehung. Hier gebührt ihm im Danke der Nachwelt eine Ehrenstelle neben den großen schweizerischen Volkserziehern seiner Zeit, deren Namen in alle Welt gedrungen: Pestalozzi, Fellenberg, P. Girard.

Nicht so unbestritten dürfte auf den ersten Anblick sein Verdienst als Lehrerbildner für die Volksschule sein. In Wehrli's Rücktritt vom Seminar ist selbst ein Anflug des Gefühls: Unter der Erde liegt schon meine Zeit. Es ist wahr:

in mancher Beziehung war das patriarchalische Seminar Wehrli's von den Zeitbedürfnissen überholt. Und doch ist's, genauer besehen, nicht also mit dem Kerne von Wehrli's Wirken am Seminar, wenn auch die zufällige, durch Wehrli's Vergangenheit und autodidactisch erarbeitete eigene Bildung gegebene Form nur so lang genügen konnte, als die primitiven Verhältnisse des Schulwesens dauerten, denen sie angepaßt war. Manches ist seit vierzig Jahren erreicht, was W. und seine Zeit erst zu erkämpfen hatten. Und was Wehrli's Wirken beseelte, ist gerade das, was unsere Zeit eben jetzt in erhöhtem Maße fordert: daß im Lehrerberuf die erziehende Thätigkeit wieder mehr Grundlage, in der Lehrerbildung die methodische Tüchtigkeit mit erneuter Kraft erstrebt, in der Schule harmonische Ausbildung von Herz, Kopf und Hand geboten und die Beziehung aufs Leben in ihr volles Recht eingesetzt werde.

Die grundlegende Biographie von J. J. Wehrli ist: J. A. Pupikofer, Leben und Wirken von J. J. Wehrli als Armenerzieher und Seminardirector (Frauenfeld 1857); theilweise Ergänzungen bieten J. J. Schlegel, Drei Schulmänner der Ostschweiz (Zürich 1879, S. 241—278); Dr. H. Morf, J. J. Wehrli im Neujahrsbl. d. Hülfsgesellschaft Winterthur 1891 (Winterthur). P. Tschudi, „Vater Wehrli" in d. Zeitschr. „Ueber Berg u. Thal" (Zürich 1893). Wesentlich das Gepräge zusammenfassender Auszüge tragen die biographischen Skizzen von Hunziker (schweiz. Zeitschr. f. Gemeinnützigkeit 1871, schweizerische Schulgeschichte [Zürich 1881] III, 256 ff.), sowie von J. Seifensieder, J. J. Wehrli, ein Jünger Pestalozzi's (Fürth 1896). Hunziker.

Wehrs: Georg Friedrich W., ökonomischer Schriftsteller, geboren in Göttingen um 1750, † in Hannover 1818. Er studirte in seiner Vaterstadt seit 1771 die Rechtswissenschaft, war dann Advocat und Notar und Aufseher des Intelligenz-Comtoirs in Hannover und zugleich Agent für Bremen und Mecklenburg-Strelitz, das ihm später auch den Titel eines geheimen Legationsraths verlieh. Eine Reihe von Aufsätzen über landwirthschaftliche Gegenstände, namentlich den landwirthschaftlichen Handel, früher zum Theil im Hannoverschen Magazin veröffentlicht, faßte er 1791 zu einem der Kaiserin Katharina gewidmeten Buche: „Oekonomische Aufsätze" zusammen; 1812 folgte eine neue Sammlung unter dem Titel: „Neue ökonomisch-technologische Entdeckungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts". Seine bekannteste Schrift: „Vom Papier und von den Schreibmassen, deren man sich vor der Erfindung desselben bediente", war ursprünglich ein Sendschreiben des Verfassers, der Rechte Candidaten, an seinen hoffnungsvollen Eleven Lübbers aus Lübeck (Hannover 1779) und wurde 1788 zu einem umfangreichen Buche erweitert. Auf dieser Schrift bezeichnet sich der Verf. als von Wehrs. 1805 wurde er zum Correspondenten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ernannt. In den Litteraturgeschichten ist er eine Zeit lang mit seinem älteren Bruder, dem Theologen und Mitgliede des Hainbundes (s. u.), zusammengeworfen worden.

Goedeke, Grundriß I (1862), S. 700. — Weinhold, Boie (1868), S. 46. — Goedeke, Gött. Gel. Anzeigen 1869, S. 296 ff. — Goedeke, Grundriß[2] IV (1891), S. 402. F. F.

Wehrs: Johann Thomas Ludwig W., einer der Gründer des Göttinger Hainbundes, wurde am 18. Juli 1751 als erstes Kind des Licent-Controleurs Johann Ludwig W. (auch Wöhrs geschrieben) und dessen Gattin Maria Elisabeth, geborene Greten (in den Kirchenbüchern auch Grethen und Greiten geschrieben), in Göttingen geboren. Er studirte seit Ostern 1769 daselbst Theologie und schloß sich bald den von gleichen Gesinnungen erfüllten Studiengenossen an, aus deren Zusammenkünften der am 12. September 1772 feierlichst geschlossene Bund des Haines entstand, in dem W. den Namen Raimund führte.

Voß sagt von ihm in seinen Briefen an Brückner (Voß' Briefwechsel, Bd. 1, S. 83 und 89), W. sei mehr Beurtheiler als Dichter; er habe Geschmack, aber nicht Feuer genug, den Flug des Gesanges zu wagen; seine Versuche seien matt. Nach dem einzigen von W. bekannten Gedichte „Liebespein. Im May 1774" (mit den Worten „Ach! wie bin ich befangen" beginnend, im Göttinger Musenalmanach 1777 veröffentlicht und W-r-s unterzeichnet) zu urtheilen, scheint Vossens Charakteristik vollkommen zuzutreffen. Ein anderes Gedicht „An die Nachtigall" (mit den Worten „Schone! schone, Philomele!" beginnend und zuerst im Wandsbecker Bothen 1775 mit der Unterschrift W—s, dann im Vossischen Musenalmanach 1776 mit der Unterschrift Z. L. veröffentlicht), mit etwas mehr poetischem Gehalte als jenes, ist nicht mit Sicherheit als sein Werk zu bezeichnen. Von seinem ferneren Leben und Wirken ist nur wenig bekannt. Hölty starb am 1. September 1776 in Hannover in Wehrs' Armen, der zu jener Zeit dort Hauslehrer bei einem Herrn v. Döring war. In einem alten Kirchenbuche von Isernhagen heißt es sodann, W. sei am 23. Juli 1780 zu Kirchhorst (bei Hannover) und den 7. December 1788 zu Isernhagen als Pastor introducirt worden, wo er den 26. Januar 1811 am Nervenfieber gestorben ist. „Er war ein Mann", fährt die betr. Notiz fort, „der vielen Geschmack, sehr viele Kenntnisse und besonders historische, und Kenntniß der französischen, englischen und italienischen Sprache besaß. In seinen früheren Jahren hat er mehrere kleine Schriften philosophischen Inhalts herausgegeben. Als Burgdorf abgebrannt war, zeigte er sich sehr menschenfreundlich, indem er den Abgebrannten Schinken, Bröde und Wein selbst mit sehr vieler Theilnahme brachte. Er hat eine kinderlose Ehe geführt." Das Verzeichniß der Gestorbenen von Isernhagen bezeichnet ihn auch als Doctor der Philosophie. Seine Wittwe starb 1825.

Zum Theil auf Grund gütiger Mittheilungen des Herrn Pastor C. Nutzhorn in Bissendorf. Max Mendheim.

Wehrsdorfer: Johann Nikolaus W. (Wehrstorffer), geboren 1789 zu Finkenau (Oberfranken), kam 1802 als Lehrling nach Schney in die Porzellanmanufactur des Malers Nemert Julins, wo damals die sogenannten Türkenbecher gefertigt wurden, welche, mit Blumen und Arabesken verziert, massenhaft nach der Türkei gingen. Mit Julins zog W. 1806 nach St. Petersburg, trennte sich aber von seinem Meister, da er in der kaiserl. Porzellanmanufactur Aufnahme fand, bis ihn nach Jahresfrist die Kriegsunruhen wieder zur Rückkehr nach Deutschland zwangen, wo er in verschiedenen Fabriken arbeitete und endlich 1814 an der kgl. Porzellanmalerei-Anstalt zu München Anstellung fand. Hier malte er Landschaften auf verschiedene Gefäße, auch mehrere große Vasen für König Maximilian I. und den Herzog von Leuchtenberg, allerlei Kaffeeservices, die in den damals beliebten Formen nach Wien, Darmstadt, Rußland u. s. w. bestellt wurden, und führte mehrere Jahre die wichtige Aufsicht am Schmelzofen über das Einbrennen der Bilder. Bei Gründung der Glasmalerei-Anstalt widmete er dieser seine Thätigkeit, da ihn der chemische Theil der Glasmalerei besonders interessirte. Es gelang ihm, neue Metallfarben zu bereiten, welche neben den Präparaten von Sigmund Frank sich bewährten. Nebenbei copirte W. auf Glasplatten Bilder von Raphael (Vermählung der hl. Jungfrau), Dürer (Zwei Apostel), Luini (Madonna) u. A. für die Brüder Boisserée und Bertram. Auch an den neuen Fenstern für Regensburg (nach Ruben's Cartons) arbeitete er mit und bei den großen Glasgemälden für die Auer-Kirche. Alle übrige Zeit verwendete er auf die chemische Farbenbereitung, so daß nach Frank's Abgang dieser Theil der Technik von W. und Ainmüller besorgt wurde. Zuletzt oblag er ausschließlich dieser Technik und leitete unter

Ainmüller's Direction die Schmelzerei. W. starb am 14. März 1846; seine Wittwe überlebte ihren Gatten bis zum 18. Februar 1883.

Vgl. Kunstblatt. 1832, S. 100. — Schottky, Münchens Kunstschätze. 1833, S. 290. — Raczynski II, 464. — Nagler 1851. XXI, 218. — Auch im Artikel „Ruben" in Wurzbach's Lexikon. 1874. XXVII, 201.

Hyac. Holland.

Weibel: Bernhard W., katholischer Theolog, geboren zu Konstanz im Jahre 1618, † zu Salzburg am 19. April 1699. Er trat nach absolvirten Vorstudien als Novize in das Benedictinerkloster zu Einsiedeln in der Schweiz ein, legte am 6. (oder 10.) Januar 1638 das Ordensgelübde ab, war daselbst Professor, mehrere Jahre Generalprocurator der Ordensprovinz S. Galli zu Rom, von 1657 bis 1659 Professor der Theologie zu Salzburg, hierauf Rector des Convicts, 1665 bis 1667 Prokanzler der Universität, dann Rector an der Kirche zu Plain bei Salzburg, zuletzt Spiritual der Nonnen auf dem Nonnberge daselbst. Seine Schriften beziehen sich auf Gegenstände der Moral und des mit ihr im Zusammenhange stehenden Rechts.

Hist. univ. Salisb. p. 310. — Bibl. gen. Bened. III, 249. — Kobolt S. 733, wo die Schriften angeführt sind.

v. Schulte.

Weichert: Jonathan August W., angesehener sächsischer Schulmann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, war zu Ziegra bei Waldheim als Sohn des dortigen Pfarrers am 18. Januar 1788 geboren. Von seinem Vater vorbereitet, wurde er im Herbste 1801 in die Landesschule zu Meißen aufgenommen und bezog im October 1806 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren. Unter Lobeck's Einfluß wendete er sich bald ausschließlich der classischen Philologie und der Vorbereitung für das höhere Schulamt zu, wurde auf die Empfehlung seines Lehrers und Gönners hin, der zugleich Rector der lateinischen Schule war, 1809 Conrector an dieser Anstalt und, als Jener sein Amt niederlegte, dessen Nachfolger. Wie sein Vorgänger suchte er durch persönliche Anregung und Nachhülfe auch außerhalb der Schulzeit die Schüler für die classischen Studien zu begeistern und führte sie so weit, daß er mit ihnen Homer lesen konnte, was längere Zeit in Wittenberg nicht möglich gewesen war. Als die Drangsale der Freiheitskriege hereinbrachen und namentlich die Belagerung der von den Franzosen besetzten Stadt über Wittenberg eine schwere Zeit heraufführte, wurde das Schulhaus von den französischen Behörden behufs Bewahrung preußischer Kriegsgefangener mit Beschlag belegt und die Schüler blieben weg. W. ging nach Beucha bei Leipzig, wurde 1814 zum sechsten Professor an die Meißner Landesschule berufen und 1819 als Rector adjunctus des alternden Sturz an die Landesschule zu Grimma versetzt, wo er die Rectoratsgeschäfte, die Wochenaufsicht und die Emendation in Prima übernahm. Er trat in schwierige Verhältnisse ein, aber die vorgesetzte Behörde hatte ihm bei seiner Berufung erklärt, daß sie ihm die nöthige Kraft, Einsicht, Gewandtheit und Festigkeit zutraue. Namentlich galt es, die durch die Berufung des 31jährigen Mannes verstimmten älteren Lehrer zu versöhnen und für eine strengere Auffassung des Unterrichtsbetriebes und der Disciplin zu gewinnen. Dazu hatte der in Angriff genommene Umbau der Anstalt mancherlei Unbequemlichkeiten und Hindernisse im Gefolge. W. wußte sie durch seine Thatkraft, seinen Eifer, seine Umsicht und seinen praktischen Blick zu überwinden. Der von ihm 1820 entworfene Organisationsplan wurde die Grundlage für den Schulbetrieb in den nächsten Jahrzehnten. Die Schüler verstand er für das von ihm hoch verehrte classische Alterthum zu begeistern und mit Ehrfurcht vor ihrem Rector, dem diese Würde 1823 in voller Ausdehnung übertragen worden war, zu erfüllen, um so mehr, als er den Grundsatz verfolgte, daß auf pädagogischem Wege ge-

wöhnlich mehr ausgerichtet werde, als durch disciplinarische Strafen. Auch suchte er tüchtige Lehrer heranzuziehen und festzuhalten. Im Zusammenhange damit standen seine Bemühungen für Erweiterung und bessere Dotirung der Lehrerstellen, wie er auch der Verwaltung des Schulvermögens seine besondere Sorgfalt zuwendete. Bei den vorgesetzten Behörden genoß er das größte Vertrauen, weshalb er als einer der ersten unter den sächsischen Schulmännern 1838 zum Ritter des Civilverdienstordens ernannt wurde. Seine Verwaltung war mustergültig, seine Erziehungsweise in sich geschlossen, sein Unterrichtsbetrieb von großem Erfolge begleitet, so lange die auf den sächsischen Fürstenschulen seit Jahrhunderten vertretenen Grundsätze ihre Herrschaft behaupteten. Mit strenger Beharrlichkeit hielt er an der Ueberlieferung fest, und so ist er geradezu als der letzte Vertreter der Anschauungen eines alten Fürstenschulrectors bezeichnet worden. Als aber die Forderungen einer neuen Zeit an die Thore der sächsischen Fürstenschulen anklopften und er sich zu denselben in einen, vielleicht durch seine Kränklichkeit noch gesteigerten Widerspruch setzen zu müssen glaubte, da ließ die Leitung die frühere Sicherheit und Einheitlichkeit vermissen. Die Abnahme seiner Körper- und Geisteskräfte veranlaßte ihn, um seine Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Die Bitte wurde ihm unter ehrender Anerkennung seiner Verdienste Ende 1842 gewährt. Er starb am 23. Juli 1844. Seine Schüler ehrten sein Andenken, indem sie sein Grab mit einem Denkstein schmückten. — Seine wissenschaftlichen Arbeiten erfreuten sich bei seinen Zeitgenossen wegen des fließenden Lateins, der Quellenkenntniß und der gesunden Kritik großen Ansehens. Der größere Theil beschäftigt sich mit lateinischer Litteraturgeschichte, andere haben die Bedürfnisse des Unterrichts im Auge. Von seinen Beiträgen zur sächsischen Schulgeschichte sei die Rede „De antiqua scholarum provincialium disciplina“ (Grimma 1828) genannt. Diese Schriften sind fast ausschließlich in den Programmen der Landesschule Grimma enthalten, deren Abfassung damals noch dem Rector ausschließlich oblag.

Die bei Weichert's Tode als wünschenswerth bezeichnete Lebensbeschreibung ist nicht erschienen. Vgl. Ch. G. Lorenz, Series praeceptorum illustris apud Grimam Moldani. Grimae 1850, p. 14 sq. — F. Spitzner, Gesch. d. Gymn. zu Wittenberg. Leipzig 1830, S. 165—171. — Schulze (Geh. Kirchenrath), Rede in Grimma gehalten, abgedruckt im Programm der Landesschule Grimma 1843, dort auch die sonstigen Mittheilungen, wie namentlich die lateinische Abschiedsrede Weichert's. — E. Wunder, Miscellanea Sophoclea (Grimma 1843), p. III—VI. — Derselbe im Programm von 1844. — Brockhaus' Conversationslexikon der Gegenwart. Leipzig 1841, 4. Bd., 2. Abth., S. 362 f. — Brockhaus' Conversationslexikon, 9. Aufl. Leipzig 1848, 15. Bd., S. 186 f. Hier befindet sich auch ein Verzeichniß seiner Schriften. — Jahn, Philol. und pädagog. Annalen. 45. Bd., 1. Heft (Leipzig 1845), S. 84 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 2. Bd., S. 1017, Nr. 994. — K. J. Rößler, Geschichte der Königlich Sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig 1891, S. 121, 164—166, 193—209, 320—323.

Georg Müller.

Weichmann: Johann W. (Wichmann), ein Componist aus Wolgast in Pommern gebürtig, studirte an der Universität zu Königsberg, wurde 1643 Organist zu Wehlau und gegen 1647 Cantor und Musikdirector in der Altstadt in Königsberg in Preußen; Daten, die sich aus seinen Druckwerken ergeben. Siehe auch G. Döring's Geschichte der Musik in Preußen, v. Winterfeld's ev. K. 2, 151. Er war ein erfindungsreicher und durchgebildeter Musiker, von dem Zahn in seinen Melodien der deutschen ev. Kirchenlieder, Bd. 5, S. 425 noch mittheilt, daß er am 9. Januar 1620 zu Wolgast geboren und am

24. Juli 1652 zu Königsberg gestorben ist, sowie 14 Melodien aus seinen geistlichen Compositionen abdruckt, deren Erfinder er ist und die sich theilweise bis zur Gegenwart im Choralgesange erhalten haben. Er gab heraus: „Sorgen-Lägerin, d. i. etliche Theile geistlicher vnd weltlicher zur Andacht vnd Ehren-lust dienende Lieder. Erster Theil“ ... Königsberg 1648 bei Joh. Reusnern gedruckt, in Verlegung Sel. Peter Händels Wittwen“, 20 einstimmige Lieder mit Begleitung eines Positivs, Clavicimbels oder anderer Instrumente. Der 2. Theil von 1648 enthält ein- bis dreistimmige Lieder mit Begleitung, ebenso der 3. Theil, in demselben Jahre erschienen. 1 Bd. in fol. Exemplare in Bibl. Königsberg, Bibl. Breslau, Bibl. Berlin und Staatsbibl. München. Der Sitte seiner Zeit gemäß, zugleich als eine gute Nebeneinnahme bei dem kärglichen Gehalte, schrieb er eine große Anzahl Gelegenheitsgesänge zu Hochzeiten, Todesfällen und zu Festlichkeiten, die einst von dem Besteller durch den Druck vervielfältigt wurden. Die Bibl. in Königsberg besitzt solcher Gelegenheitsgesänge allein 23 von 1640 bis 1652, außerdem noch im Manuscript ein Kyrie, Benedictus, eine Messe und mehrere Motetten für Chor und Orchester. Auch die Bibl. in Breslau besitzt 2 Gelegenheitsgesänge von 1652, ebenso die Bibl. in München einige von 1647, 1649 und 1650. Auch die Bibl. des grauen Klosters in Berlin und die Universität zu Upsala sind im Besitze je eines Gesanges. In neuer Partiturausgabe theilt v. Winterfeld im ev. K., Bd. 2, Musikblg. S. 53 einen fünfstimmigen Gesang mit, der ganz geeignet ist, die musikalische Begabung Weichmann's ins beste Licht zu stellen, sowohl was die geschickte Stimmführung, als den feierlichen Ernst mit Wohlklang gepaart betrifft.

Rob. Eitner.

Weid: Karl Emanuel von der W., General, entstammte einer Patricierfamilie der Stadt Freiburg in der Schweiz und ward geboren am 22. Februar 1786, besuchte das in jener Zeit von Weltgeistlichen geleitete Collegium St. Michael in seiner Vaterstadt und verrieth schon als 16jähriger Knabe Muth und Unerschrockenheit, indem er sich an einem Kampfe gegen die helvetischen Truppen in der Nähe Freiburgs betheiligte. Seine militärische Laufbahn begann er 1803 als Freiwilliger in der Ehrengarde der Tagsatzung, welche damals in Freiburg ihren Sitz aufschlug. Bei der Reorganisation der Freiburger Milizen wurde v. d. W. zum Unterlieutenant und kurz darauf zum 1. Lieutenant des 2. Freiburger Bataillons ernannt (1804). Gegen den Willen seiner dem französischen „Usurpator“ abgeneigten Familie trat er Ende 1806 als Lieutenant und Majorsadjutant in das 3. Schweizerregiment (v. May) in französischen Dienst. Von Lille wurde dasselbe nach Spanien beordert und rückte dort am 19. December 1807 mit der Division des Generals Vedel ein; Mai 1808 wurde v. d. W. zum Hauptmann befördert, nachdem er sich bei der Unterdrückung des Aufstandes von Madrid ausgezeichnet.

Infolge der Capitulation vom 23. Juli 1808 gerieth er mit der Armee Dupont's in spanische Kriegsgefangenschaft und damit beginnt eine Zeit furchtbarer Entbehrungen und Gefahren für v. d. W. und seine Landsleute. Von Cadix wurden sie nach den Balearen gebracht und nur wie durch ein Wunder entging er in Palma auf dem Rückwege nach dem Schiffe vor der Wuth der einheimischen Bevölkerung dem drohenden Tode. v. d. W. benutzte immerhin die unfreiwillige Muße, um im Verkehr mit gebildeten Officieren sich in Mathematik, Geschichte und Litteratur größere Kenntnisse anzueignen und die spanische Sprache zu erlernen. Nach zweijährigem Aufenthalt wurden die Gefangenen von Spanien nach England gebracht. v. d. W. war getrennt von seinen Waffengefährten in einem kleinen Städtchen Crediton (Devonshire) internirt, dann nach einem halben Jahre nach Schottland versetzt. Hier konnte er sich von seinen Leiden erholen und außerdem

sich gründlich die englische Sprache aneignen. Vom Heimweh gepackt gelang es ihm, auf einem nach Schweden bestimmten Kohlenschiff zu entfliehen (Sept. 1812). Er landete in Gothenburg, kehrte über Dänemark, Hamburg, Westfalen nach Lille zu seinem Regimente zurück, nahm seinen Abschied und langte Anfang 1813 in Freiburg an. Hier widmete er sich der Ausbildung der Milizen und verheirathete sich am 27. November 1815 mit Margaretha v. Reyff aus Freiburg. Im Frühjahr gleichen Jahres zum Major und kurz darauf zum Oberstlieutenant vorgerückt, commandirte er ein Freiburger Bataillon bei der Grenzbesetzung nach Napoleon's Rückkehr aus Elba. In der darauf folgenden Friedenszeit wurde er (1817) zum Generalinspector der Freiburger Milizen ernannt und mit Ausarbeitung einer neuen Militärorganisation beauftragt. Auch als eidgenössischer Oberst war er seit 1820 bei der militärischen Neuorganisation hervorragend betheiligt.

Als auf Betreiben Frankreichs in Neapel nach langen Verhandlungen die österreichischen Truppen durch vier Schweizer Regimenter ersetzt wurden, da übernahm v. d. W. das Commando des 2., aus Freiburgern und Solothurnern gebildeten Regimentes mit Oberstenrang (20. Februar 1826). Dasselbe wurde vom schönen Neapel bald nach dem einsamen Capua versetzt. Beim Ausbruch der Revolution in Neapel (Februar 1831) dorthin zurückgerufen, erstickte es die Empörung schon durch sein bloßes Erscheinen. v. d. W. erfreute sich der besonderen Gunst König Ferdinand II., der ihn in militärischen Dingen gerne berieth und ihn mit Ausarbeitung von Militärreglementen beauftragte. 1832 wurde er zum Brigadier befördert und damit erhielt er auch einheimische Truppen unter seinen Oberbefehl. Nachdem er 1840 mit seiner Brigade in Sicilien beim Ausbruch von Feindseligkeiten mit England sich nochmals als umsichtiger Truppenführer bewährt hatte und dafür vom Könige durch Verleihung des St. Georgsordenskreuzes und 1844 durch Erhebung zum Divisionsgeneral ausgezeichnet worden, ereilte ihn der Tod nach einer rasch verlaufenden Brustfellentzündung am 10. März 1845 in Neapel, wo er in der Gruft der St. Ferdinandsbruderschaft eine Ruhestätte fand.

Vgl. Max de Diesbach, Le général Charles-Emmanuel von der Weid in den Archives de la Société d'Histoire du canton de Fribourg. Bd. V, 469—546, Freiburg 1893, mit vollständigem Itinerar und einigen Documenten.

Alb. Büchi.

Weidenfeld: Johann W., Kölner Buchhändler des 17. Jahrhunderts, wurde im J. 1617 geboren. Das erste und zugleich das einzigste Buch, welches mit dem Vermerke seines alleinigen Verlages versehen ist, stammt aus dem Jahre 1659. Es ist die vierte Ausgabe des Concionum opus tripartitum Auctore Matthia Fabro, welches die Verlagsangabe enthält: Coloniae Agrippinae, apud Joannem Widenfeldt sub Monocerote veteri. Anno M. D. C. LIX. W. war der Schwiegersohn und langjährige Gehülfe des im Jahre 1656 in Köln verstorbenen bedeutenden Buchhändlers Johann Kinckius, dessen aus erster Ehe hervorgegangene Tochter Gertrud er geheirathet hatte.

Nach Fahne, Geschichte der Kölnischen, Jülichschen und Bergischen Geschlechter, Köln 1848, S. 446 ist die Familie Weidenfeld ein vornehmes Kölnisches Patriciergeschlecht gewesen. Unser Johann ist das fünfte Kind des Senators Konrad W. Einer seiner Brüder, Christian, iuris utriusque licentiatus, war pfälzischer Rath, eine Schwester, Christine, Priorin des Klosters in der Kupfergasse, ein anderer Bruder, Adam, iuris utriusque doctor, Oberamtmann zu Gimborn und Neustadt, Intendant des Landes Winnenthal. Johann W., der Buchhändler, wurde Rathsherr, und einer seiner Neffen, Andreas v. W., wurde im J. 1712 mit Philipp Wilhelm v. Mockel regierender Bürgermeister der

freien Reichsstadt Köln, ein Amt, welches er bis 1730 siebenmal bekleidete. Als im J. 1656, wie schon erwähnt, Johann Kinckius das Zeitliche gesegnet hatte, wurde sein in der Straße Unter Fettenhennen im Hause „Zum alten Einhorn" befindliches Geschäft eine Reihe von Jahren für gemeinschaftliche Rechnung der Geschwister fortgeführt. Noch im J. 1661 lautet in der 2. Ausgabe der Vita Jacobi Merlo-Horstii die Verlagsangabe: Sumptibus Haeredum Joannis Kinchii. Anno M. DC. LXI. Indessen schon vorher hatte Johann W. das bereits erwähnte Opus tripartitum M. Fabri in seinem privaten Verlage erscheinen lassen. W. erlangte den ausschließlichen Besitz des Geschäftshauses „Zum alten Einhorn"; sein Schwager Johann Anton Kinckius war sein unmittelbarer Nachbar im Nebenhause. 1661 gab W. einen Catalogus librorum olim apud Joannem Kinchium, qui nunc apud Joannem Widenfeldt prostant heraus. In demselben Jahre noch starb er. Seine Ehe war mit 13 Kindern gesegnet, von denen aber keines sich dem Geschäfte des Vaters widmete; der größte Theil erwählte den geistlichen Stand, einige starben in der Jugend.

Nach Weidenfeld's Tode leitete seine Wittwe, Gertrud geb. Kinckius, allein das Geschäft. Ihre Adresse findet sich auf Drucken bis 1672: Sumptibus Viduae Joannis Widenfeldt. Als Signet gebrauchte sie, da sie vieles für die Jesuiten druckte, den Namen Jesu — IHS — in einer ovalen Einfassung. Oben halten zwei Engel das Wort Jesu bezw. Maria; unten ist das Weidenfeldische und Kinckius'sche Wappen angebracht, das erstere mit der Bezeichnung J. Weidenfelt, das letztere mit der Bezeichnung G. Kinckes. In ersterem Wappen erblickt man einen laufenden Wolf, der ein Lamm im Maule hält; in Urkunden führen nämlich ältere Glieder des Geschlechtes W. den Namen „Wiedenfelt dictus Wolff". Nach 1672 findet sich die Adresse der Wittwe nicht mehr auf Drucken, so daß die Annahme wol richtig ist, daß sie in diesem oder dem folgenden Jahre das Zeitliche segnete. Von nun an setzten die Erben das Geschäft fort, da es von 1673—1681 auf den Druckwerken heißt: Apud haeredes Joannis Widenfeldt. Im J. 1682 ist mit diesen Erben ein gewisser Gottfried de Berges verbunden, von dem es aber nicht feststeht, ob er in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zur Familie W. gestanden hat. Vielleicht war er bereits unter der Gemahlin Johann Weidenfeld's Geschäftsführer. Unter der Firma nun der haeredum Joannis Widenfelt et Godefridi de Berges kamen vier verschiedene Signete zur Anwendung. Wir sehen zunächst einen Kupferstich, welcher einen landschaftlichen Hintergrund und zwei aus Wolken hervorragende Hände zeigt, wovon die zur rechten der linken eine brennende Fackel mit der Ueberschrift „Vicissim traditur" darreicht; unten in der Mitte der Einrahmung sind die verschlungenen Buchstaben J W und G D B angebracht. Auf andern Titelblättern sieht man einen Holzschnitt mit einem auf dem Meere schwankenden Schiffe in der Nähe des Hafens, dazu die Ueberschrift „Post Nubila Phoebus". Ein drittes Signet ist dem von der Wittwe des Johann W. geführten gleich, nur daß hier an Stelle des Kinckius'schen Wappens dasjenige des de Berges sich zeigt mit der Unterschrift G. Berges. Als viertes Signet endlich findet man einen Holzschnitt mit dem unter einem Baume sitzenden Merkur nebst dem Spruche „Docta per orbem scripta fero"; unten ein Schildchen mit herzförmiger Marke.

Gottfried de Berges scheint auch Privatverlag gehabt zu haben. 1691 und 1693 wenigstens findet man die Angabe: Coloniae Agrippinae apud Godefridum de Berges. 1702 hinwiederum heißt es: Sumptibus haeredum Joannis Widenfelt; vorher also wird Gottfried de Berges, wenn nicht gestorben, so doch aus der Firma ausgeschieden sein. Das hauptsächlichste aus der Presse der Erben W. und de Berges hervorgegangene Werk ist das „Theatrum veritatis et justitiae

Johannis Baptistae Cardinalis de Luca" in neun Foliobänden; das meiste waren Wiederholungen des früheren Verlags des Johannes Kinckius.

Büllingen, Materialien zu einer Buchdruckergeschichte Kölns (Handschrift in der Kölner Stadtbibliothek). — Merlo, Die Buchhandlungen und Buchdruckereien „Zum Einhorn" in der Straße unter Fettenhennen zu Köln. Köln 1879, S. 68—71. Jakob Schnorrenberg.

Weidenkeller: Joh. Jacob W., Vorstand und Professor der Kreislandwirthschafts- und Gewerbeschule zu Nürnberg, † am 2. Juli 1851. In Kempten 1789 geboren, erhielt er am dortigen Gymnasium die erforderliche Schulbildung, um sich im Alter von 18 Jahren dem thierärztlichen Studium an der Centralveterinärschule in München widmen zu können. Als er nach drei Jahren diese Studien mit ausgezeichnetem Erfolge absolvirt hatte, wurde er auf Verwendung des Institutsdirectors zum Kreisthierarzt für den bairischen Innkreis ernannt und nach weiteren drei Jahren als Regimentsveterinär dem 6. Chevauxlegersregiment beigeordnet. In dieser Eigenschaft nahm er an den Feldzügen der bairischen Truppen in den Jahren 1813 bis 1815 theil, wobei ihm vielfach Gelegenheit zur Bereicherung seiner Kenntnisse wie zur Erprobung seiner Tüchtigkeit gegeben war. Nach Rückkehr in die Garnison Nürnberg befaßte er sich vielfach mit schriftstellerischen Arbeiten, welche sich auf Verbesserungen in der Organisation des Veterinärwesens und auf Hebung der Pferdezucht Baierns bezogen. Seit 1818 gab er ein Wochenblatt der Viehzucht und Thierarzneikunde heraus, welches später in Verbindung mit Tenneker's Archiv für Pferdekenntniß fortgesetzt wurde. Ferner führte er eine neue Bearbeitung der bezüglichen Schriften von Wiborg aus und ließ dieselbe 1823 als „Anleitung zur Behandlung der Krankheiten des Rindviehes" erscheinen. Demselben Gebiete gehörten auch seine 1828 veröffentlichten „Beiträge über Wartung der Pferde" und der 1831 von ihm herausgegebene „Katechismus der Pferdekenntniß" an, während er schon 1825 mit seiner „Anleitung zur Behandlung der öden Gründe und Sandwüsten" den seit mehreren Jahren von ihm verfolgten gemeinnützigen Bestrebungen Ausdruck gegeben hatte. Inzwischen waren seine Leistungen aber auch mehrfach anerkannt worden, indem er einen Ruf zur Uebernahme der Direction der Veterinärschule in Düsseldorf erhalten hatte und bald nach dessen Ablehnung zum Ehrendoctor von der philosophischen Facultät der Universität Erlangen ernannt wurde.

In dem Bewußtsein der ihm in früheren Jahren von seinen Gönnern erwiesenen Wohlthaten war er von dem Verlangen beseelt, dem Wohl seiner Mitmenschen in der Heimath dienen und sich dadurch zugleich der pflichtschuldigen Dankbarkeit entledigen zu können. So hatte er schon 1819 einen Industrie- und Culturverein zu Nürnberg gegründet und für denselben ein Versammlungslocal nebst Bibliothek und einen Industriegarten erworben, um damit den materiellen wie den socialen Interessen des Handwerker- und Bürgerstandes eine geregelte Pflege zu ermöglichen. Gleichfalls rief er einen Frauenverein ins Leben, um durch denselben zur Unterstützung armer Frauen und Wöchnerinnen beizutragen und weiteren Halt für eine Wittwen- und Waisen-Pensionsanstalt zu gewinnen. Durch Vermittlung jenes Culturvereins veranstaltete er schon 1820 eine große Kunst- und Gewerbe-Productenausstellung, errichtete im Jahre darauf eine landwirthschaftliche Ausleihanstalt und suchte damit den Landwirthen der Umgebung einen lange entbehrten Beistand zu verschaffen, bis eine später von dem Staate gegründete Kreishülfskasse dafür eintreten konnte. Aus demselben Vereine ging auch unter seiner Leitung die Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Pferdezucht hervor, für deren Zwecke ziemlich bedeutende Summen von ihm aufgebracht wurden, bis er auch dieser Aufgabe durch die

Reorganisation des bairischen Landgestütes enthoben werden konnte. Sein vielseitiges und verdienstvolles Wirken erwarb ihm das Vertrauen der Staatsregierung, sowie die ungetheilte Anerkennung in allen interessirten Kreisen, zugleich trugen seine litterarischen Leistungen dazu bei, ihm den Ruf einer Autorität seines Faches zu verschaffen. Ein neuer Wirkungskreis wurde ihm 1833 durch Ernennung zum Professor und Vorstande der Kreislandwirthschafts- und Gewerbeschule in Nürnberg eröffnet, womit ihm nun auch die Gelegenheit geboten war, auf die Hebung der Landwirthschaft und Technik weiter einzuwirken. Zu diesem Behufe suchte er nicht nur den Zutritt in die Anstalt auch unbemittelten Schülern zu erleichtern, sondern sorgte ebenfalls für entsprechende Ausstattung des Instituts mit Sammlungen bezw. Lehrmitteln, sowie mit weiteren Lehrkräften, in deren Reihe ihm sein eigener Bruder Dr. Friedr. W. als Stütze und zweiter Lehrer zur Seite stehen konnte. Mit dieser Position war ihm nunmehr auch ein so weit reichender Einfluß gesichert, daß er zur Verwirklichung eines schon länger gehegten Planes schreiten durfte, indem er mit Zustimmung und Unterstützung jenes Culturvereins die Gründung einer technisch-ökonomischen Armenknaben-Erziehungsanstalt ins Werk zu setzen suchte. Wesentliche Garantien für ein ersprießliches Wirken auf diesem Gebiete mochte er theils in der Concentrirung seiner eignen Kraft wie in der Mitwirkung seiner Frau, theils in der Anlehnung an den Organismus der Gewerbeschule gefunden haben. Durch fortgesetzte Bemühungen hinsichtlich der Pflege dieses Institutes gelang es ihm bald, dessen Frequenz zu heben, auch beachtenswerthe Studienerfolge darzuthun und damit wieder das Interesse der Fachkreise an dem Gedeihen der Schule zu fesseln. Auf seine Anregung kam es zur Gründung einer Stiftung, durch welche das Institut von Seite verschiedener Gönner mit einer Dotation, bestehend aus zwei bis dahin pachtweise bewirthschafteten Oekonomiegütern, beliehen wurde, damit dessen Fortbestand auch für die Zukunft gesichert sein sollte. Nachdem nun die Verhältnisse des Lehrinstituts in günstiger Weise geregelt waren, gab W. auch eine periodische Zeitschrift unter dem Titel „Lichtenhofer Blätter“ heraus, deren Fortexistenz ihm um so eher durch einen größeren Kreis von Abonnenten gesichert zu sein schien, als der Erlös aus diesem litterarischen Unternehmen zur Ergänzung der Fonds für Unterhaltung unbemittelter Zöglinge bestimmt war.

Mit seinen allseitig anerkannten dienstlichen Leistungen wie mit seinen gemeinnützigen Bestrebungen hatte W. aber auch das besondere Wohlwollen des Königs gewonnen und wurde infolgedessen durch Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael ausgezeichnet. War ihm somit manche Genugthuung durch die ungeschmälerten Erfolge seines Wirkens geboten und konnte er mit befriedigender Zuversicht sich der weiteren Verfolgung seiner vielseitigen Aufgaben widmen, so wurde seine Arbeitskraft leider öfters durch rheumatische Beschwerden beeinträchtigt, und dieses Leiden nahm allmählich einen so schlimmen Charakter an, daß er sich mehr und mehr zur Einschränkung seiner Functionen genöthigt fand und schon frühzeitig seinem Wirken ein Ziel gesetzt sehen mußte.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen. 29. Jahrg. C. Leisewitz.

Weidensee: Eberhard W., lutherischer Geistlicher des 16. Jahrhunderts. Sein Name lautet auf den meisten seiner Schriften Weydensehe oder Weydenßee; nur in zwei Tractaten aus dem Jahre 1526 begegnet uns die Form Widensee. Er war 1486 in Hildesheim geboren, studirte in Leipzig, vielleicht auch in Paris, und war 1520 Propst des mit einer Schule verbundenen St. Johannisklosters zu Halberstadt. Hier wandte er sich der neuen Lehre zu, die er alsbald freimüthig sowol in seinen Vorlesungen als auch in seinen Predigten in der Martinikirche verkündigte. Die Folge war zu Anfang des Jahres 1523 eine Citation nach Halle, der er jedoch Krankheits halber nicht Folge leisten konnte (Schreiben

vom 18. April 1523); erst im Spätsommer konnte er dort zu mündlicher Verhandlung erscheinen, nach deren Verlauf er es vorzog, mit Hinterlassung aller seiner Habe bei Nacht und Nebel aus Halberstadt zu entweichen. Er selbst berichtete über diese Flucht in der im Juli 1524 zu Magdeburg erschienenen Auslegung des elften Psalms, wonach sich die romanhaft ausgeschmückten Erzählungen der Halberstädter Chronisten berichtigen. Er kam zunächst nach Magdeburg, wo er im Augustinerkloster Zuflucht fand, verweilte dann einige Zeit in Wittenberg, und kehrte zu Anfang des Jahres 1524 wieder nach Magdeburg zurück, wo er nunmehr rasch ein ausgedehntes Arbeitsfeld finden sollte. Der „flüchtige Propst von Halberstadt“ wurde zunächst zum Prediger an St. Ulrich bestellt, dann aber zum Geistlichen der Jacobikirche berufen, wo er am 25. Juli 1524 feierlich in sein Amt eingeführt wurde. Am 2. October heirathete er die Tochter eines Magdeburger Bürgers, deren Name uns nicht überliefert ist. Frisch und energisch griff er nunmehr in die reformatorische Bewegung ein und wirkte in hervorragender Weise mit am Auf- und Ausbau der evangelischen Kirche, unter den Magdeburger Theologen jener Tage nicht nur der gelehrteste, sondern auch der rührigste, indem er insbesondere in wirkungsvollen populären Flugschriften den papistischen Gegnern zu Leibe ging und die Neuerungen ihren Angriffen gegenüber vertheidigte. Sein erstes Schriftchen: „Eynn tractetleyn von dem glawben, stand vnnd weßend der vnmundigen vnd vnuorstendtlichen kindelein“ behandelte die Frage der Kindertaufe in einer Weise, die den Einfluß Karlstadt's nicht verkennen läßt; ihm folgte am 23. Juli 1524 die niederdeutsch geschriebene Auslegung des elften Psalms: „De Elffte psalm vthgelecht“; am 9. August desselben Jahres veröffentlichte er in Gemeinschaft mit Melchior Mirisch und Johann Fritzhans achtzehn Thesen (abgedruckt bei Fr. Hülße, Die Einführung der Reformation in der Stadt Magdeburg. Magdeburg 1883, S. 95 ff.), die als das eigentliche Reformationsmanifest der Magdeburger zu betrachten sind. An sie knüpfte sich ein hartnäckiger Federkrieg mit der papistischen Domgeistlichkeit, den W. in Gemeinschaft mit dem volksthümlichen ehemaligen Franciscaner Johann Fritzhans (s. über diesen Magdeb. Geschichtsblätter 29, 214—242) tapfer und schlagfertig ausfocht. In zwei frisch und lebhaft geschriebenen Prosadialogen (1526) wiesen sie die Anklagen zurück, die die Gegner auf der Kanzel des Domes wider die Evangelischen erhoben hatten, begründeten im gleichen Jahre in einer umfangreichen Denkschrift für den Rath: „Der Barfußer zu Magdeburg grund yhres Ordens“ die Schriftwidrigkeit der Klostergelübde und polemisirten endlich gemeinsam gegen den vormaligen Magdeburger Dominicaner Johann Mensing, der jetzt von Dessau aus der arg bedrängten Domgeistlichkeit zu Hülfe kam. Aber noch ehe in diesem Streit das letzte Wort gesprochen war, folgte W. im Winter 1526 einem Rufe des Herzogs Christian, des nachmaligen Königs von Dänemark, nach Hadersleben, wo er die folgenden sieben Jahre hindurch eine so umfassende wie erfolgreiche reformatorische Thätigkeit entfaltete. Er widmete später — im Jahre 1541 — dem Könige seine Schrift: „Eyne Alte Prophecey, Von der verstörung des Keyserlichen Bapstumbs“ mit folgenden Worten: „Nun hab ich jnn E. K. Maiestat dienst wol ein scheffel saltz gessen, hab aber E. K. M. anderst nicht vermerckt (welchs ich on heucheln, jnn der warheit, vnd mit gutem gewissen sage), denn das E. K. M. eine furtreffliche vnd sonderliche lust vnd liebe zum heiligen Euangelio hat, vnd dasselbige zufurderen von hertzen grund geneigt ist, das hab ich die siebendhalb jar, da ich bey E. K. M. zu Hadersleben im dienst vnd Predigampt war, aus E. K. M. worten vnd wercken wol gespüret.“ Und eifrig war auch er bemüht, im Dienste dieses Fürsten das Evangelium zu fördern: gleich nach seiner Berufung hielt er

im Amte Hadersleben eine Kirchenvisitation ab, infolge deren die Geistlichen dieses Districts die evangelische Lehre annahmen und aus den Händen des Herzogs aufs neue ihre Bestallung empfingen; gleichzeitig griff er energisch in den Kieler Abendmahlsstreit ein und schrieb gegen den Schwarmgeist Melchior Hofmann im ausdrücklichen Auftrage des Herzogs das vom 4. Februar 1529 datirte Schriftchen: „Een Vnderricht na der hilligen Schrift“. Da kam ihm nach sieben arbeitsreichen Jahren ein neuer Ruf, der ihn in seine niedersächsische Heimath zurückführen sollte. Im J. 1533 war in Goslar der Superintendent Paul von Rhoda gestorben, als dessen Nachfolger er in demselben Jahre in die alte Kaiserstadt einzog. In dankbarer Erinnerung widmete er hier, wie schon erwähnt, dem Könige von Dänemark seine „Prophezeiung von der Verstörung des kaiserlichen Papstthums“ (1541), die eine an zeit- und sittengeschichtlichen Bemerkungen reiche Auslegung des 14. Capitels der Offenbarung enthält, und schrieb hier, gleichfalls in den ersten vierziger Jahren, einen eifernden „Sermon von dem grausamen vnd vnmenschlichen laster des volsauffens“, der sich in die reiche Trinklitteratur des 16. Jahrhunderts einreiht und gleichfalls sittengeschichtlich von besonderem Interesse ist. In Goslar starb W., 61 Jahre alt, am 13. April 1547.

H. Muhlii Dissertationes Historico-Theologicae. Kiel 1715, S. 46 ff. — Unschuldige Nachrichten 1728, S. 861 ff. (Auf diesem Aufsatz beruht der Artikel in Zedler's Universal-Lexikon 55, Sp. 1896 ff.) — Ueber die Vorgänge in Halberstadt vgl. W. Langenbeck, Geschichte der Reformation des Stiftes Halberstadt. Göttingen 1886, S. 15 f. — Ueber Weidensee's Aufenthalt in Magdeburg: G. Hertel, „Die Historia des Möllenvogtes Sebastian Langhans“ in den Magdeburg. Geschichtsblättern 28, 283—347; Fr. Hülße, Die Einführung der Reformation in der Stadt Magdeburg. Magdeburg 1883; W. Kawerau, Eberhard Weidensee und die Reformation in Magdeburg. Halle 1894. — Ueber Weidensee's Thätigkeit in Hadersleben: J. Leendertz, Melchior Hofmann. Haarlem 1883, S. 116 f. und Zur Linden, Melchior Hofmann. Haarlem 1885, S. 131 f. Waldemar Kawerau.

Weidig: Friedrich Ludwig W., revolutionärer Politiker, geboren am 15. Februar 1791 zu Oberkleen bei Wetzlar, † durch Selbstmord im Arresthaus zu Darmstadt am 23. Februar 1837. Sein Vater, Oberförster zu Oberkleen, zog später nach dem nahen Butzbach über, wo der Sohn vortrefflichen Unterricht erhielt. Nach halbjährigem Besuch des Gymnasiums zu Gießen studirte W. daselbst vom Herbst 1808 ab Theologie. In jungen Jahren schwächlich, entwickelte er sich später zu einem Manne von kerniger Gesundheit. Im März 1812 wurde er zum Conrector an der Lateinschule zu Butzbach ernannt. Ein vorzüglicher Lehrer, dem die allseitige Ausbildung der Jugend Herzenssache und darum keine Mühe zu schwer war, dabei von tadellosem Lebenswandel und seltener Uneigennützigkeit, gewann er die begeisterte Liebe und rückhaltlose Verehrung seiner Schüler. Nach dem Vorgang Arndt's gründete er in Butzbach eine „Deutsche Gesellschaft“, die auch politische Zwecke verfolgte. Schon in seinen Studentenjahren, wo die Brüder Follen und Welcker zu seinem Umgang gehörten, scheint er revolutionären Lehren nicht abgeneigt gewesen zu sein. Doch glaubten ältere wohlmeinende Freunde nicht, daß er von der Theorie zur Ausführung übergehen würde. Infolge von Denunciationen wurde er in den Jahren 1819/20 wegen revolutionärer Beeinflussung der Jugend in eine Untersuchung verwickelt, die jedoch ohne Ergebniß verlief. 1822 erwarb er den philosophischen Doctorgrad, und im December 1826 wurde er zum Rector der Schule zu Butzbach befördert. Bald darauf verheirathete er sich mit Amalie Hofmann, mit der er in glücklicher Ehe lebte. Die hessischen Verfassungs- und Kammerstreitigkeiten ver-

folgte er mit leidenschaftlichem Interesse, die Freiheitskämpfe der Griechen und Polen mit Begeisterung. Im J. 1833, nach dem Frankfurter Wachensturm, gerieth er in eine neue Untersuchung wegen Verkehrs mit bekannten Revolutionären, dem Stuttgarter Buchhändler Franckh, dem Frankfurter Dr. Gärth, dem Hannoveraner Rauschenplat und andern. Er vertheidigte sich mit großer Festigkeit, leugnete Alles und bestritt die Rechtmäßigkeit des gegen ihn eröffneten Polizeiverfahrens, während dessen Dauer er zu Butzbach in einem Privathause unter Bürgerbewachung in Haft gehalten wurde. Auch diese Untersuchung hatte kein Ergebniß; ebensowenig eine dritte im folgenden Jahr. Da die Regierung ihm aber nicht mehr traute und seinen Einfluß in Butzbach zu brechen wünschte, so übertrug sie ihm im April 1834 die geringe Pfarrstelle zu Obergleen bei Alsfeld. Vergebens widerstrebte er; er erlangte nur die Zusage, daß das kleine Einkommen seines neuen Amtes seinem bisherigen, das etwa 600 Gulden betragen hatte, gleichgestellt werden solle. Auch in dem neuen Wirkungskreise machte ihn sein Eifer, sein menschenfreundliches Wesen und seine stete Hilfsbereitschaft bei eignen knappen Mitteln rasch beliebt bei Alt und Jung, obwohl er nach der ihn auszeichnenden Sittenstrenge der Habsucht und Völlerei der Bauern mit rücksichtsloser Schärfe entgegentrat. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß W., der nach späteren Aussagen politischer Anhänger den Meineid gegenüber einer ihre Gewalt mißbrauchenden Obrigkeit bei drohender Verfolgung als Nothwehr für erlaubt erklärte, im Privatleben für die Heiligkeit des Eides das feinste Gefühl besaß. Eine Bäuerin zu Obergleen, die er über die Bedeutung des Eides zu belehren hatte, war bereit, eine Schuld gegen einen Juden abzuschwören; W. zweifelte, ob sie es mit gutem Gewissen thun könne, und zog vor, den Gläubiger aus seiner Tasche zu befriedigen, damit der Eid vermieden würde. Die erlittenen Untersuchungen machten W. in seinen Bestrebungen nicht irre, ihre Ergebnißlosigkeit scheint eher seine Verwegenheit erhöht zu haben, und seine Versetzung nach dem abgelegenen Obergleen zerriß bei seiner unermüdlichen Beweglichkeit die alten Verbindungen nicht, sie eröffnete ihm sogar neue in den benachbarten Städten Alsfeld und Lauterbach. Nach glaubwürdigen späteren Aussagen hat er von dem Frankfurter Wachensturm (3. April 1833) abgerathen, sich auch geweigert, einen gleichzeitigen Aufstand zu Butzbach ins Werk zu setzen. Er hielt die Zeit für noch nicht gekommen; Bearbeitung der Masse des Volks, namentlich der Bauern, durch Flugschriften, meinte er, müsse vorausgehn. Eine Zusammenkunft mit Marburger und Gießener Gesinnungsgenossen am 3. Juli 1834 auf der Badenburg bei Gießen, wo W. über eine zur Anknüpfung weiterer politischer Verbindungen unternommene Reise nach Frankfurt, Darmstadt, Wiesbaden, Mainz und Mannheim Bericht erstattete, sollte diese geheime Preßthätigkeit fester begründen. Es erschienen theils vor, theils nach dieser Versammlung der „Leuchter und Beleuchter für Hessen oder der Hessen Nothwehr“ in fünf Nummern, „Der hessische Landbote“ in zwei Auflagen und kleinere Druckschriften. Den Text für den Landboten hatte ursprünglich der radicale Georg Büchner geliefert, W. aber dessen Manuscript umgearbeitet und mit Bibelstellen ausgestattet. Ein Ton leidenschaftlichen Hasses geht durch diese Blätter. Gott werde dem Volke Kraft geben, heißt es im Landboten, die Füße seiner Tyrannen zu zerschmeißen, sobald es sich bekehre und die Wahrheit erkenne, „daß die Obrigkeit, die Gewalt, aber kein Recht über ein Volk hat, nur also von Gott ist, wie der Teufel auch von Gott ist, und daß der Gehorsam gegen eine solche Teufelsobrigkeit nur solange gilt, bis ihre Teufelsgewalt gebrochen werden kann; daß der Gott, der ein Volk durch Eine Sprache zu Einem Leibe vereinigte, die Gewaltigen, die es zerfleischen und viertheilen oder gar in 30 Stücke zerreißen, als Volksmörder und Tyrannen hier zeitlich und dort ewiglich strafen wird.“ Und in der zweiten

Auflage des Landboten wird nach Schilderung der bedrückten Lage des hessischen Bauernstandes gesagt: „Das Alles duldet ihr, weil euch Schurken sagen, diese Regierung sei von Gott. Diese Regierung ist nicht von Gott, sondern vom Vater der Lügen. Diese deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit; den deutschen Kaiser, der vormals vom Volke frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verrathen. Aus Verrath und Meineid, und nicht aus der Wahl des Volkes ist die Gewalt der deutschen Fürsten hervorgegangen, und darum ist ihr Wesen und Thun von Gott verflucht; ihre Weisheit ist Trug, ihre Gerechtigkeit ist Schinderei. Sie zertreten das Land und zerschlagen die Person des Elenden“. — Am 1. August 1834 wurde auf Anzeige eines Butzbacher Eingeweihten, Kuhl, der Student Minnigerode verhaftet, als er zahlreiche Exemplare des Landboten in Gießen einschmuggeln wollte. Andere Verhaftungen folgten. Trotzdem wurde die Verbreitung der Flugschriften fortgesetzt, auch Anschläge zur Befreiung der Gefangenen gemacht. Tieferen Einblick in dieses Treiben erlangte das Gericht erst, als am 21. April 1835 der stark betheiligte Gießener Student Gustav Clemm ein umfassendes Geständniß ablegte. Schon in der ersten Morgenfrühe des folgenden Tages wurde W., die Seele des Ganzen, zu Obergleen in Haft genommen, zunächst ins Gefängniß nach Friedberg, zwei Monate später aber mit den übrigen politischen Gefangenen in das Darmstädter Arresthaus verbracht, das er lebend nicht verlassen sollte. Die Untersuchung wurde dem Hofgerichtsrath Georgi übertragen. Mit diesem war W. schon früher in Streit gerathen, er erblickte in ihm einen persönlichen Feind und reichte sofort ein Ablehnungsgesuch wegen Befangenheit gegen ihn ein. Damals wie später ohne Erfolg. Georgi, eine von W. grundverschiedene Natur, brauchte die weitgehenden Machtmittel, welche das bestehende Recht ihm an die Hand gab, mit brutaler Härte, doch ist nicht bekannt, daß er seine Befugnisse überschritten hätte. Aus einem Anfall von Säuferwahnsinn, den er am 30. Januar 1837 hatte, sind bedeutsame Schlüsse auf die von ihm geleitete Untersuchung gezogen worden; in den Protocollen erscheint sein geistiger Zustand normal. Bei den Verhören leugnete W. hartnäckig und mit großer Gewandtheit jede Verschuldung; er gab nichts bestimmt zu, wenn er sich nicht aus den gemachten Vorhalten, die er möglichst herauszulocken suchte, überzeugt hatte, daß der Untersuchungsrichter sichere Beweismittel besitze, und auch dann wußte er den Dingen geschickt eine harmlose Wendung zu geben. Es macht einen peinlichen Eindruck, diesen hochbegabten, leidenschaftlichen Mann mit allen Mitteln der Ausrede und Verstellung einen aussichtslosen Kampf um seine Existenz führen zu sehen. Die Folgen seines Verhaltens waren scharfe Disciplinarstrafen wegen Lügen und ungebührlichen Benehmens, bestehend in Kettentragen, Sprengertragen, Anschließung an die Zellenwand. Auch an Bedrohung mit Prügeln fehlte es nicht, und es lag nur an dem Einspruch der Aerzte und an dem Widerstand des über die Anwendung dieser Strafe entscheidenden Hofgerichts zu Gießen, wenn solche Drohungen nicht zur That wurden. W. litt in der Haft zeitweilig an Sinnestäuschungen, er hörte Rufe seiner Angehörigen, sah Särge gefüllt mit gefälschten Verhörprotocollen und glaubte, daß seine heimliche Hinrichtung bevorstehe. Der Untersuchungsrichter erklärte das Alles für Verstellung. Erst im August 1836 ließ W. sich zu einigen Zugeständnissen herbei, die jedoch im Grund nicht erheblich waren. Noch zur Zeit seines Todes war seine Ueberführung nicht so weit gediehen, daß nach dem Maßstab eines strengen Beweisverfahrens seine Verurtheilung hätte erfolgen können. Nach seinem Ableben erst kam es zu eingehenden Geständnissen seiner Gesinnungsgenossen, die über seine Wirksamkeit mehr Licht verbreiteten. Während der letzten Monate vor seinem Tode waren in der Hauptsache keine Verhöre mehr mit ihm angestellt worden,

weil man erst anderweitig neuen Stoff zu seiner Ueberführung sammeln wollte. Er mochte in seinem Kerker noch mehr wie früher das Gefühl haben, ein lebendig Begrabener zu sein, wie er sich oft genannt hat. Gesuche um vorläufige Entlassung aus der Haft waren wiederholt abgeschlagen worden, zuletzt vom obersten Gerichtshof, wovon ihm am 28. Januar 1837 Kenntniß gegeben wurde. Kein Zweifel, daß diese Nachricht ihn tief niedergebeugt hat. Als der Gefangenwärter ihm am 23. Februar Morgens $7^1/_2$ Uhr das Frühstück bringen wollte, fand er die Zelle voll Blutspuren und W. selbst auf dem Bette ausgestreckt mit gefalteten Händen in seinem Blute liegend, Wasserflasche und Waschschüssel in Scherben am Boden. Der erschrockene Mann schloß sofort wieder ab und lief, ohne sonst Jemand ein Wort zu sagen, zu Georgi, den er nicht zu Hause traf. Um 8 Uhr erschien Georgi, besichtigte den Thatbestand, ließ darauf die Zelle wieder verschließen und sandte nach den Aerzten. Bis diese zur Stelle waren, war es 10 Uhr geworden und W. am Verscheiden. Er hatte sich mit einer Scherbe seiner Wasserflasche die Adern an Armen und Füßen, geöffnet und die Luftröhre oberhalb des Kehlkopfes bis auf den hinteren Theil des Schlundes durchschnitten. An die Wand hatte er mit Blut geschrieben: „Da mir der Feind jede Vertheidigung versagt, so wähle ich einen schimpflichen Tod von freien Stücken". Es wurde festgestellt, daß die gefährlichste der Wunden, die W. sich beigebracht hatte, der Schnitt in den Hals, erst nach der früheren Besichtigung durch Georgi die von den Aerzten vorgefundene Größe und Tiefe erlangt haben konnte. Das wäre zu verhindern gewesen, wenn man dem Verwundeten nach dem Gebot der Menschlichkeit sofort einen Wärter beigegeben hätte. Aber man nahm ihm nicht einmal das Werkzeug seiner That, die Glasscherbe. Bei der Untersuchung der Leiche fanden sich auf der äußeren Seite des rechten Oberschenkels kleine, bereits verheilte, oberflächliche, in der Tiefe aber mit Sugillation verbundene Wunden, von welchen die Aerzte angaben, daß sie sich als Folge von Farrenschwanzhieben vollkommen erklären ließen, während eine andere Möglichkeit ihrer Entstehung nicht ermittelt werden könne. Der Untersuchungsrichter hatte allerdings kurz vor Weidig's Tod seinen Antrag auf körperliche Züchtigung erneuert, das Hofgericht aber darauf noch keine Verfügung erlassen. Auch ohne daß man das Aeußerste annimmt, bleibt genug des Jammers.

Was W. wollte, war ein einiges Deutschland, sei es in Gestalt einer Republik oder eines Kaiserthums mit parlamentarischen Formen und freier Presse. Die Mittel, durch die er zum Ziel zu gelangen suchte, waren die eines Verschwörers, der dem Umsturz die Wege bereitet. Eine ideal angelegte Natur, fühlte er sich abgestoßen von der Wirklichkeit, und die Jahre steigerten seine Abneigung zu grimmigem Haße gegen die bestehenden Verhältnisse. Eine Frucht hat das Blut des unglücklichen Mannes gezeitigt: zur Abschaffung des geheimen Strafverfahrens in Deutschland hat nichts so viel beigetragen, wie der Tod Weidig's.

Der Tod des Pfarrers Dr. F. L. Weidig. Ein actenmäßiger und urkundlich belegter Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprocesses und der politischen Zustände Deutschlands. Zürich und Winterthur 1843. — F. Noellner, Actenmäßige Darlegung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Dr. F. L. Weidig. Darmstadt 1844. — Weitere Literatur bei Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen II, 773.

Arthur Wyß.

Weidler: Johann Friedrich W., Astronom und Physiker, geboren (nach Lalande) am 23. April 1691 (nach Anderen erst im Jahr darauf) zu Neuhausen (Thüringen), † am 30. November 1755 zu Wittenberg. Sein Vater,

Gottfried W., war ein unterrichteter Geistlicher und legte in dem Sohne den Grund zu dem äußerst umfassenden Wissen, welches diesen später auszeichnete. Erst fünfzehnjährig, bezog er die Universität Jena, wo er unter Hamberger studirte und 1710 (?), mit einer Dissertation über die Speise- und Kleidergesetze der Pythagoreer die philosophische Magisterwürde erwarb. Hamberger (Georg Albrecht, der Stammvater der bekannten Gelehrtenfamilie) bestellte den jungen Mann in Fällen der Verhinderung als Stellvertreter; daß W. auch das durch den Tod des Lehrers unterbrochene Colleg zu Ende gelesen habe, wie Wolf erzählt, ist nicht richtig, denn Hamberger starb erst 1716, und damals war W. bereits wohlbestallter Professor einer anderen Hochschule. Der letztere ging nämlich später nach Wittenberg, disputirte dort 1711 „de minimis“ und wurde 1712 Assessor (eine Art besoldeten Privatdocententhums) an der philosophischen Facultät. In Wittenberg bestand seit Melanchthon's Universitätsreform eine mathematische Doppelprofessur; der Professor Mathematum inferiorum hatte über Arithmetik und Geometrie, der Professor Mathematum superiorum hatte über Sternkunde vorzutragen. Diesen zweiten Lehrstuhl bekam W. im J. 1715. Nach 11jähriger Thätigkeit machte er 1726 eine größere Reise ins Ausland, trat in Paris mit den Größen Frankreichs (Fontenelle, Jacques Cassini u. s. w.) in persönliche Beziehung und ließ sich (im Jahre darauf) in Basel auch noch zum Doctor beider Rechte machen, wobei er eine Schrift: „De juribus mathematicorum“ vorlegte und vertheidigte. Dies hatte zur Folge, daß er nach seiner Heimkunft formell der Juristenfacultät zugetheilt wurde, ohne daß jedoch die Verpflichtung, rechtswissenschaftliche Vorlesungen zu halten, von ihm anscheinend gefordert wurde. Vielmehr wirkte er bis zu seinem Tode als geschätzter Lehrer und unermüdlicher Schriftsteller in seinen ursprünglichen Fächern. Mit fast allen bedeutenden Astronomen seiner Zeit unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel; der damals berühmte Delisle besuchte ihn 1747 in Wittenberg. Auch fand sein redliches Streben öffentliche Anerkennung durch die Aufnahme in viele gelehrte Gesellschaften, unter denen hier nur die Royal Society und die Berliner Akademie der Wissenschaften genannt seien.

Um seinem Lehrberufe zu genügen, schrieb W. mathematische Lehrbücher, welche seine Zeit hoch achtete, so die „Institutiones mathematicae“ (Wittenberg 1718; 5. Aufl., ebd. 1750) und die „Institutiones geometriae subterraneae“ (ebd. 1726; 2. Aufl., ebd. 1751; ins Deutsche übertragen von Furtaller, Wien 1765; das erste systematische Compendium der bergmännischen Markscheidekunst). Auf eine stark hervortretende Neigung für geschichtlich-mathematische Studien weisen andere Schriften hin („Dissertatio de characteribus numerorum vulgaribus et eorum aetatibus“, Wittenberg 1717; „Dissertatio de suspectis mathematum originibus“, ebd. 1727; „Programma exhibens spicilegium observationum ad historiam notarum numeralium pertinentium“, ebd. 1755). Auch über Apollonius Pergaeus hat W. geschrieben (ebd. 1715).

Der Physik und Meteorologie gehören mehrere Arbeiten Weidler's an, und er darf fraglos als einer der ersten Beförderer einer exacteren Witterungs- und Klimakunde auf deutschem Boden gerühmt werden. Hellmann citirt 20 einschlägige Abhandlungen, die theils selbständig erschienen (akademische Gelegenheitsschriften), theils auch in den „Philosophical Transactions“ und in den „Miscellanea“ von Berlin und Leipzig abgedruckt sind. Nordlichter, Meteore und Nebensonnen werden beschrieben; Wittenberger Regenmessungen mitgetheilt; auch ein Versuch, die Menge des gefallenen Thaues durch ein „Drososkop“ zu ermitteln, liegt vor. Mehr der Experimentalphysik sind zuzurechnen eine molekularphysikalische Betrachtung über das „leuchtende“ Barometer, welches vor hundert bis zweihundert Jahren die naturwissenschaftlichen Kreise gar lebhaft beschäftigte („Exercitatio

de phosphoro mercuriali, praecipue eo, qui in barometris lucet, et ejus rationibus", Wittenberg 1715), und Angaben über eine vervollkommnete Luftpumpe („Novae antliae Guerickianae descriptio", Miscell. Lips. I, 1716). Als Leitfaden seiner Vorträge bearbeitete W. „Institutiones mathematico-physicae, experimentis confirmatae" (Leipzig 1738).

Im Bereiche der Astronomie sind zahlreiche kleinere Aufsätze und Notizen in den schon erwähnten periodischen Schriften, sowie in den „Acta Eruditorum" anzuführen. Astronomische Monographien von W. sind: „Dissertatio de specularum astronomicarum statu praesenti", Wittenberg 1727 (sehr brauchbar und nachmals von Johann Bernoulli III. fortgeführt); „Dissertatio de coloribus macularum solarium", ebd. 1729 (für die Geschichte der Sonnenphysik nicht ohne Wichtigkeit); zwei Beschreibungen der Merkurdurchgänge durch die Sonnenscheibe (ebd. 1736 und 1747). Wie eifrig er sich mit der Bestimmung der geographischen Lage seines Wohnortes beschäftigte, erhellt daraus, daß ihn der Tod über dem Abschluß der bezüglichen Berechnungen ereilte (Weidler, Dissertatio de latitudine et longitudine Vitebergae et de Calaegia Ptolemaei, Wittenberg 1755; „hanc, mortuo praeside, solus defendet Resp. M. Justinus Elias Wüstemann"). Auch ein für die Entstehungszeit sehr gutes Lehrbuch seines Hauptfaches („Institutiones astronomicae, observationibus et calculis illustratae", Wittenberg 1754) rührt von W. her.

Alle diese nach Zahl und Inhalt achtbaren Leistungen werden jedoch in den Schatten gestellt durch das verdienstvolle astronomische Geschichtswerk, zu dessen Abfassung sich W. durch seine französischen Freunde Delisle und Godin hatte anregen lassen. Wenn auch dasselbe („Historia Astronomiae, sive de ortu et progressu Astronomiae liber singularis", Wittenberg 1741) etwas trocken gehalten und mehr eine Geschichte der Astronomen als eine solche der Wissenschaft selbst ist, so kennzeichnet es seiner Treue, Zuverlässigkeit und Fülle halber doch einen Markstein in der Geschichte der exacten Disciplinen und ist noch heutzutage schlechthin unentbehrlich für jeden, der auf verwandtem Arbeitsfelde thätig sein will. Mit Fug zollte ihm dafür Lalande warme Lobsprüche, indem er darthat, daß Bailly sein elegantes aber ungründliches Werk ohne Weidler's Vorarbeit überhaupt nicht hätte verfassen können. Als ein nicht weniger nützlicher Nachtrag ist die „Bibliographia Astronomica" (Wittenberg 1755, mit Ergänzungen zur eigentlichen Geschichtsdarstellung) anzusehen.

Lalande, Bibliographie Astronomique, avec l'histoire de l'astronomie depuis 1781 jusqu'à 1802, S. IV. Paris 1803. — Mädler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit, S. 30 ff., 96, 121, 131, 273, 290. Braunschweig 1873. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 773 ff. München 1877. — Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie, Sp. 521 ff. Leipzig 1883. Günther.

Weidlich: Christoph W., Jurist, ist geboren zu Schafstedt bei Merseburg am 17. Juli 1713, studirte 1733—39 zu Leipzig, ließ sich dann in Weißenfels als Advocat nieder, zog 1746 nach Merseburg, 1750 in seine Vaterstadt, 1765 aber nach Halle, wo er wieder prakticirte, 1781 Justizcommissar und Notar wurde und am 18. Mai 1794 gestorben ist. Er hat sich Verdienste erworben durch die zahlreichen und fleißigen biographischen Werke, zu welchen er namentlich durch Nettelbladt die Anregung erhielt und die für die Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft reiches Material bergen. Hauptsächlich handelt es sich dabei um folgende Schriften: „Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten in Teutschland, und zum Theil auch außer demselben, als ein Rechts-Gelehrten-Lexikon in alphabetischer Ordnung", 2 Thle. (Merseburg 1748/49) — gibt Biographien mittlerer Ausführlichkeit mit trockenem Schriftenverzeichniß —; „Zuverlässige

Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten", 6 Thle. (1755—1766), — gibt ausführliche Biographien und Inhaltsangabe der Schriften, bisweilen selbst mit Ansätzen zur Charakteristik, aber nur für eine geringere Anzahl ausgesuchter Juristen —; „Lexikon oder kurzgefaßte Lebensbeschreibung aller jetztlebenden Rechtsgelehrten in alphabetischer Ordnung" — giebt bloß dürftige Notizen ohne Schriftenverzeichniß —; „Biographische Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten in Teutschland. Mit einer Vorrede von dem gegenwärtigen Zustand der juristischen Litteratur in Teutschland", 3 Thle. (Halle 1781—83, Nachträge dazu Halle 1783, ein 4. Theil nebst Nachträgen zu den früheren, Halle 1785) — ist des Autors gedehntestes und weitest reichendes Werk; Biographien knapp, aber umfassende litterarische Angaben zusammenstellend. — Endlich sei, außer Artikeln in Nettelbladt's Hallischen Beiträgen, Weidlich's Festschrift zu Halles Centenarium genannt: „Vollständiges Verzeichniß aller . . zu Halle . . herausgekommenen Disputationen und Programme . . . nebst beigefügter Succession aller Rechtsgelehrten dieser berühmten Universität und deren kurzgefaßter Biographie" (Halle 1789).

Autobiographie in seinen Biographischen Nachrichten III, 344 ff. — Meusel, Lexikon der v. 1750—1800 verst. deutschen Schriftsteller XIV, 461 ff.

Ernst Landsberg.

Weidling: Christian W., evangelischer Homilet und Jurist, † 1731. Ein merkwürdiges Gemisch von oratorischer Theologie und Jurisprudenz aus einer Zeit, wo die altprotestantische Rechtgläubigkeit ihre Herrschaft verloren hatte und durch den Juristen Thomasius die Jurisprudenz popularisirt und dadurch für Aufklärung Stimmung gemacht wurde! — W. ward am 14. August 1660 in Weißenfels als Sohn eines dortigen Rathsherrn geboren. Auf dem Gymnasium daselbst vorbereitet, studirte er in Leipzig, hörte dort die angesehensten Philosophen und Theologen und wurde 1684 Magister. Seine Bemühungen, in ein Predigtamt zu gelangen, blieben aber erfolglos, obgleich er an verschiedene Orte zur Abhaltung von Gast- und Probepredigten geladen worden war. Daher begann er jetzt die Rechtswissenschaft zu studiren und promovirte 1689 in Jena als Doctor der Rechte, behielt aber seinen Wohnsitz weiter in Leipzig, wo er Studenten private Vorlesungen hielt. Im J. 1707 erlangte er eine Anstellung als Rector und Professor prudentiae civilis, eloquentiae et historiae auf dem Gymnasium illustre zu Weißenfels, das durch ihn zu besonderer Blüthe gebracht wurde. 1719 erfolgte seine Beförderung zum ordentlichen Professor des Lehnrechtes zu Leipzig. Aber nach einigen Jahren vertauschte er diese Stellung mit der eines anhaltischen Kammer- und Hofrathes. Des Hoflebens müde, folgte W. indeß darauf seiner früheren Neigung zum gelehrten Leben und begab sich nach Kiel, wo er wieder anfing, juristische Collegia zu halten. Doch veranlaßte ihn eine schwere Erkrankung behufs besserer Pflege nach Otterndorf bei Hamburg zu seinem dort befindlichen Sohne überzusiedeln. Daselbst ist er nicht lange darauf, 1731 im 71. Jahre seines Lebens gestorben. — W. war zweimal verheirathet, zum ersten Mal mit einer Tochter des berühmten Jacob Thomasius, Dorothea Sophia, von welcher er zwei Kinder hatte, zum andern mal mit Susanne Dorothea, Tochter des Leipziger Raths und Handelsherrn Friedrich Conrad.

Schriften: „Philosophia iuridica" (Leipzig 1701; die ganze Philosophie in Tabellenform); „Einleitung zum Staatsrecht"; „Ius publicum Imperii Romano-Germanici" (Leipzig 1706; ebenfalls in Tabellenform. Harte Urtheile über diese juristische Thätigkeit finden sich von Moser in seiner „Bibliotheca Juris publici III, Th., S. 1167 und von Struv in Bibliotheca Juris, p. 634); „Der oratorische Hofmeister" (Leipzig 1698 und 1704); „Der Trauerredner" (Leipzig 1698 und 1706); „Die oratorische Schatzkammer" (Leipzig 1700, I. Theil;

1703 II. Theil); „Oratorischer Kern der gelehrtesten englischen Redner“ (Leipzig 1700); „Gelehrter Kirchenredner oder Excerpta homiletica“ (Leipzig 1700); „Emblematische Schatzkammer“ (Leipzig 1702); „Angenehme Quellen zu gelehrten Discursen nach Anleitung der Historie, Politique, Moralité u. s. w. Des Juris publici curieusen Gemüthern zum Vergnügen geöffnet, 1701 ff. (Wochenschrift); „Curieuse und gründliche Moralite“ (Leipzig 1701); „Oratio solemnis, delineans semisecularia gaudia etc.“ (Weißenfels). Dazu lateinische Disputationen aus den Jahren 1685 bis 1709 (deren Titel bei Zedler, s. unten) und Programme, deren er über 200 geschrieben hat.

Vgl. Leipziger Gelehrte Zeitungen des Jahres 1733, S. 13. — (Zedler), Universallexikon LIV (1747), Sp. 267 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon, IV. Theil, Leipzig 1751, Sp. 1854. P. Tschackert.

Weidmann: P. Franz W., Conventual des Stiftes St. Gallen, Stiftsbibliothekar, geboren am 21. December 1774, † am 15. October 1843 in St. Gallen. Geboren im Flecken Einsideln, empfing W. zuerst in der dortigen Klosterschule, hernach im Benedictinerstift St. Gallen seine Vorbildung und trat selbst in diesem Kloster in den Orden ein. 1798 empfing er die Priesterweihe. Aber dieses Jahr war nun auch der Anfang der Auflösung des klösterlichen Bestandes, und wenn auch der Fürstabt Pankratius (s. A. D. B. XL, 314) 1799 infolge des Sieges des Coalitionsheeres nochmals nach St. Gallen zurückkehrte, so war nach der zweiten Schlacht bei Zürich seines Bleibens nicht mehr, und das Schicksal des ehrwürdigen Stiftes, dessen wichtigste Schätze — Bibliothek und Archiv — allerdings vor den gierigen Griffen der helvetischen Machthaber und der hinter diesen stehenden räuberischen Franzosen noch rechtzeitig auf österreichischen Boden, ganz besonders durch P. Ildefons von Arx (s. A. D. B. I, 615), geborgen worden waren, zeigte sich endgültig entschieden, mochte es auch noch bis 1805 dauern, ehe die Säcularisation förmlich ausgesprochen wurde. W. war, gleich einigen wenigen anderen jüngeren Conventualen, den Neuerungen eher zugeneigt, deswegen auch nicht von St. Gallen weggegangen; immerhin sah er auch mit Betrübniß, mit welcher abscheulichen Rohheit der 1798 durch die neue helvetische Regierung für St. Gallen als Commissär bestellte Küfermeister Erlacher von Basel, ein fanatischer Zelot, mit den erreichbaren Gegenständen bilderstürmerisch umging, und nur Weidmann's und des Mitbruders P. Dominik Schmid Fürsprache rettete die schönen Sculpturen von 1570 am Klosterthore — dem Karlsthore — vor Zerstörung durch den vandalischen Patrioten. W. war bis 1801 Pfarrverweser an der zur katholischen Pfarrkirche gewordenen Stiftskirche, wurde dann aber in die Pfarrei Berg bei Rorschach als Geistlicher versetzt. Hier blieb er bis 1813. Als nach dem Umsturz der Mediationsverfassung 1814 die Möglichkeit einer Wiederherstellung der klösterlichen Corporation aufzuleuchten schien, hatte sich W. mit noch einem anderen Conventualen nicht für diese Wiedervereinigung erklärt. Von 1813 an lag dann Weidmann's ganze Thätigkeit auf dem Felde wissenschaftlicher Arbeit. Als Adjunct des vortrefflichen Bibliothekars der Stiftsbibliothek, des P. Johann Nepomuk Hauntinger (geboren 1756), und daneben als Professor am katholischen Gymnasium wirkte W., und er setzte nach Hauntinger's am 18. December 1823 eintretenden Tode ebenso seine Functionen unter dem neuen Bibliothekar J. von Arx fort; er hatte dieselben um so mehr zu übernehmen, als dieser sein Vorgesetzter in seiner letzten Lebenszeit durch Schlaganfälle arbeitsunfähig wurde. Am 12. October 1833, in den letzten Tagen des J. von Arx, wurde W. als dessen Nachfolger ernannt, mußte aber 1834 bis 1836 dem durch die Tagespolitik emporgehobenen Weltgeistlichen Aloys Fuchs (s. A. D. B. VIII, 161) weichen, der freilich für diese ihm als Ersatz gebotene Stelle gar nicht aus-

reichte. So kehrte W. am 14. September 1836 in dieselbe zurück. Eifrig gab sich jetzt der fleißige Mann den Katalogisirungsarbeiten hin; daß er aber auch zu Größerem tauglich schien, hatte der Freiherr vom Stein ausgesprochen, als er einmal von Rom aus auf W. als auf eine Persönlichkeit hinwies, die wohl für die Monumenta Germaniae auf der Vaticana arbeiten könnte. Auf die „tausendjährige Jubelfeier“ hatte W. eine „St. Gallens unsterblichen Gelehrten des Mittelalters, wie auch den spätern Fürstäbten und Bibliothekaren“ gewidmete „Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 830 bis auf 1841“ (St. Gallen, 1846) ausgearbeitet, deren Erscheinen er freilich nicht mehr erlebte. Das Buch ist recht unübersichtlich angelegt, aber höchst inhaltreich und instructiv, ein schönes Zeichen verständnißvoller Pietät. Der Anhang enthält wichtige Beilagen, besonders das Bücherverzeichniß der Bibliothek aus dem 9. Jahrhundert und dasjenige von 1461, ebenso eine Uebersicht der 1712 nach Zürich abgeführten Kriegsbeute, nebst Actenstücken über die damaligen Vorgänge. Als der katholische Administrationsrath es W. möglich gemacht hatte, eine Reise nach Italien zu unternehmen, schrieb er sein allerlei hübsche und richtige Urtheile über Italien, besonders Kirchenstaat und Rom, enthaltendes Buch: „Ansichten auf der neuesten Reise nach Rom“ (St. Gallen, 1821). Aber auch sonst sprach sich der im Privatleben schüchterne Mann als Schriftsteller freier aus und verhehlte nicht seine von der hartnäckig zelotischen Art des letzten Fürstabts abweichende Gesinnung. In dieser Hinsicht ist vorzüglich sein 1834 (St. Gallen) erschienenes Werk interessant: „Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zween letzten Fürstäbten von St. Gallen, besonders während der Jahre der helvetischen Revolution bis zur Aufhebung des Stiftes“, eine im Anhang mit zahlreichen Actenstücken, Briefauszügen, Excursen vermehrte Geschichte der Jahre 1767 bis 1805, unter Beifügung eines Abschnitts XI über Abt Pankraz bis zu dessen Tode 1829. W. verbirgt keineswegs seine Sympathie für den milden, gütigen, aber freilich für die schwieriger werdenden Verhältnisse des geistlichen Staatswesens nicht genügend ausreichenden Fürstabt Beda, an dessen Stelle 1796 das Haupt der bisherigen Opposition unter den Mönchen, der eisenharte Pankraz, trat. Wenn auch W. ganz offen sich zu der schon erwähnten Ansicht bekannte, die er in § 100 — am Schlusse seiner Darstellung, betitelt „Gedanken über die Wiederherstellung des Stiftes St. Gallen“ — ausspricht, so suchte er doch möglichst objectiv die Dinge darzustellen; immerhin wird es deutlich, daß er das Aufhören der alten klösterlichen Vereinigung als eine geschichtliche Nothwendigkeit auffaßte. W. starb, einer der letzten noch lebenden Patres, der letzte der Gelehrten des Klosters, fast genau zehn Jahre nach J. von Arx.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, XXI. Jahrgang, 1843, Theil II, S. 888—890. Meyer von Knonau.

Weidmann: Joh. Peter W., 1751—1819. Am Ende des vorigen Jahrhunderts beschäftigten sich viele Geburtshelfer genau mit denselben Fragen, die auch heute wieder die Gelehrten dieses Faches bewegen — mit der Frage nach den Indicationen des Kaiserschnittes und der Symphyseotomie, mit der Erörterung über die beste Behandlung der Nachgeburtsperiode, mit der Entscheidung darüber, ob der Wendung sofort die Extraction des Kindes folgen müsse u. s. w. Zu den Lehrern der Geburtshülfe, die in diesen Thesen besonders arbeiteten und eine Reihe trefflicher Aufsätze geschrieben haben, gehört mit in erster Reihe Joh. Peter W. Er hat das große Verdienst, zu einer Zeit, wo der operative Furor in der Geburtshülfe unter Dr. B. Osiander in Göttingen seine höchste Blüthe erreichte, seine Schüler auf die Nothwendigkeit des genauen Studiums der natürlichen Vorgänge der Schwangerschaft, der Geburt und des

Wochenbettes immer wieder mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Er hatte in Würzburg studirt und unter dem Präsidium von Karl Kaspar v. Siebold seine Inauguraldissertation: „Comparatio inter sectionem Caesaream et dissectionem cartilaginis et ligamentorum pubis, in partu ob pelvis angustiam impossibili suscipiendas“ 1779 vertheidigt. In diesem Schriftchen, in welchem er einen von K. K. v. Siebold am 4. Februar 1778 mit Glück ausgeführten Fall von Durchsägung der Symphyse und einen Kaiserschnitt beschrieb, war er auch schon zu dem Vorschlag gekommen, bei verengtem Becken im siebenten Monat den Muttermund nach und nach auszudehnen und die Frucht hervorzuziehen — er war also der Idee der Einleitung der künstlichen Frühgeburt schon sehr nahe. Diese war seit 1756 in England schon ausgeführt worden, aber in Deutschland nicht in Aufnahme gekommen. Bezüglich der Behandlung der natürlichen Geburten, zu denen W. auch die Beckenendlagen rechnete, lehrte er, daß die Expulsion der Placenta wie jene des Kindes als das Werk der Natur zu betrachten sei und daß die allzuschleunige Herausschaffung der Nachgeburt nicht in den Absichten der Natur liege — ein Satz, von dem man nur wünschen könnte, daß ihn wenigstens heutzutage, nicht etwa die praktischen Aerzte — nein zuerst und endlich einmal alle Lehrer der Geburtshülfe als durchaus richtig anerkennen und befolgen möchten! W. war bald nach Beendigung seiner Studien als Professor der Chirurgie und Geburtshülfe in Mainz angestellt und zugleich Director der dortigen Universitäts-Entbindungsanstalt geworden. Auch nach Aufhebung der Universität (1798) blieb er als Director jener Anstalt ferner in Mainz, aber erst 1808 nachdem er 20 Jahre hindurch daselbst Vorlesungen gehalten, publicirte er seinen „Entwurf der Geburtshülfe“. Inzwischen war seine Schrift: „In quaestionem ab illustr. medica Tolosana praemio expositam: utrum forcipis usus in arte obstetricia utilis sit an noxius“, Magont. 1806, von der Akademie zu Toulouse mit dem Preise gekrönt worden. In ihr hatte er die Indicationen zu dieser Operation, ihre Ausführung genau beschrieben und namentlich auch den Irrthum widerlegt, daß sie mittelst des Druckes durch Verkleinerung des kindlichen Kopfes wirke. Er hatte ferner energisch vor dem Mißbrauch dieses Instrumentes gewarnt. — Nach der Wendung führte er die Extraction des Kindes nicht immer sofort aus, sondern wenn möglich, überließ er nachher mit Recht die Expulsion des Kindes den Naturkräften. — Ein lebendes Kind perforirte W. nur dann, wenn die Mutter den Kaiserschnitt verweigerte, oder wenn nur zweifelhafte Zeichen des kindlichen Lebens zu ermitteln waren. W. trat zwar für die Ausübung der Geburtshülfe nur durch Männer auf, verlangte indeß andrerseits, daß die angehenden Geburtshelferinnen nicht durch mangelhafte Hebammenbücher und Katechismen, sondern auch theoretisch ebenso eingehend wie die Aerzte unterrichtet werden sollten. — Außer seinen nicht zahlreichen geburtshülflichen Schriften hat er zwei kleinere Aufsätze über Knochennekrose und kurz vor seinem Tode noch einen Fall von Verwachsung des Uterus mit dem Netz, in welchem plötzlich der Tod der gravida eintrat, publicirt (Mainz 1818). Er starb am 23. Juni 1819 in Mainz.

E. K. J. v. Siebold, Versuch einer Geschichte d. Geburtsh. II, 659—663. — Hirsch, Hervorragende Aerzte VI. — J. S. Billings, Index Catalogue XVI (1895), 351. F. v. Winckel.

Weidmann: Mor. Georg W. s. Reich, Phil. Erasm., Bd. XXVII, S. 611.

Weidner: Johannes W., gelehrter Arzt und Stadtphysicus in Sprottau, geboren 1540, † 1612, unterhielt einen ausgedehnten wissenschaftlichen Briefwechsel mit mehreren gelehrten Zeitgenossen und publicirte auch selbständig u. a.: „De arte chymica ejusque cultoribus“ (Bautzen 1610).

Kestner's med. Gelehrtenlexicon, S. 911. Pagel.

Weidner: Johann Joachim W. (Weidener), lutherischer Theologe, † 1732. W. wirkte als Vertreter der lutherisch-kirchlichen Rechtgläubigkeit seiner Zeit gegen Pietismus und andre Formen von theologischem Subjectivismus. Geboren wurde er am 11. August 1672 zu Rostock, wo sein Vater, den er früh verlor, Vorsteher des Jungfrauenklosters an der Kreuzkirche war. Zu Rostock, Parchim und Magdeburg vorgebildet, bezog er, nachdem er sich auf Reisen verschiedene Universitätsstädte Deutschlands angesehen hatte, im J. 1689 die Hochschule seiner Vaterstadt, woselbst er drei Jahre Philosophie und Theologie studirte. Nach Absolvirung seiner Studien brachte er vier Jahre auf dem Lande als Lehrer in privater Stellung zu, ging 1696 nach Rostock zurück, wurde sogleich dort Magister und erlangte im J. 1699 die Stelle des vierten Diaconus an der St. Marienkirche. 1706 erwarb er sich die Würde eines Doctors der Theologie an der Rostocker Universität, wurde 1715 Pastor an der Marienkirche und trat 1716 als ordentlicher Professor an Quistorp's Stelle in die theologische Facultät daselbst ein. 1721 wurde er nach Krakewitz's Abzug Senior der theologischen Facultät und 1727 Director des geistlichen Ministeriums. Er las 1722 Dogmatik nach König. Zwei Mal war er daneben Rector der Universität. Der Tod ereilte ihn 1732 am 17. October, nachdem er sein Leben auf 60 Jahre und 2 Monate gebracht hatte. Er war verheirathet mit einer geborenen Engelken; aus der Ehe mit ihr überlebte ihn ein Sohn, Heinrich Johann Peter W., beider Rechte Doctor und Advocat. Sein Charakter wird geschildert als der eines redlichen, liebenswürdigen Mannes, dem die Gabe der Beredtsamkeit in hohem Maaße eigen gewesen; sein Streit galt nur den Gegnern der lutherischen Rechtgläubigkeit seiner Zeit.

Schriften: „Dissertatio de fato non fatuo“ (Rostock 1697); „Dissertatio historica de Constantino Magno“ (Rost. 1702); dazu weitere vier Dissertationen über Constantin (Rost. 1703—1705), gleichzeitig vier Dissertationen über Julian ebendas. 1702 und 1703; „Schriftmäßige Erläuterung, warum so wenig die eifrig gesuchte unzeitige Union zwischen den Reformirten und Lutheranern, als auch die Wiederkehr zum Papstthum möglich“ (Rost. u. Leipz. 1706); „Disputatio inauguralis ex Tit. 1, 5 de divina Sancti Ministerii inter Cretenses constitutione“ (Rost. 1706); „Disputatio metaphysica imaginis descriptionem . . . considerans“ (Rost. 1707); „Christus resurgens victor“ (Rost. 1707); „Hypallage explosa ex historia leprosi“ (Rost. 1708); „Diss. Miraculum murorum Hierichuntis cadentium“ (Rost. 1708); „Christus ex Bibliis homousios et eiusdem cum patre essentiaa“ (Rost. 1708); „Intellectus regenitorum“ u. s. w. (1708); „Sacramentum altaris ipsis regenitis frequenter iterandum, quia datur in remissionem peccatorum“ (Rost. 1710); „Abusus per symbolicos libros accusati“ (Rost. 1711); „Diss. Jus naturae omnibus congenitum“ etc. (Rost. 1711); „Formae sacrae coenae“ etc. (Rost. 1713); „Diss. De natura hominis“ (Rost. 1714); „Gepflogene Correspondenz mit Herrn Leonhard Christ. Sturm v. h. Abendmahl“ (Rost. 1714); „Fides et authentia librorum N. T.“ (Rost. 1715); „Delineatio curiae papalis“ etc. (Rost. 1717); „Designatio dogmatum divinorum“ etc. (Rost. 1718); „Primulae veris anni jubilaei Roseti Rostochiensis“ (Rost. 1719); „Numen Spinozae in refutationem erroris atheistici“ (Rost. 1719); „Diss., an absolutio peccatorum exclusiva competat ministris ecclesiae“ (Rost. 1719); „Collegium theologicum . . . praecipua fidei Lutheranae . . . capita asserens et examinans“ (Rost. 1719); „Quod Dei gratia ad omnes omnino homines . . . referenda sit“ (Rost. 1729); „Schediasma de Scientia falso sic nominata“ (Rost. 1722); „Bona verba ad Dn. Thomasium“ (Rost. 1724); „Modesta vindicatio articulorum fidei adversus Irenicos recentiores“ (Rost. 1722); „De articulis fidei“, vier Diss. darüber und ähnliche (Rost. 1722

bis 1724); „Tractatus, quod illi, qui Formulae Concordiae subscripserunt et subscribent, eo quidem ipso famam non decoxerint“ (Rost. 1723); „Wohlgemeinte Gewissensrüge an Herrn Christian Thomasium“ (Rost. 1726); dazu noch viele andere Disputationen, Streitschriften, Programme, Leichenreden, deren Titel meist bei Zedler (s. unten).

Vgl. Joh. Georg Walch, Religionsstreitigkeiten außer der luth. Kirche III, 191. — (Zedler,) Universallexicon Bd. 54 (1747), Sp. 276—282, woselbst die ältere Litteratur über Weidner verzeichnet ist. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV, 1855 f. — Joh. Bernh. Krey, Die Rostockschen Theologen seit 1523. Rostock 1817, S. 45 f. P. Tschackert.

Weissenbach: Crafft v. W., erwählter, aber nicht bestätigter protestantischer Abt des Stifts Hersfeld, entstammt einer hessischen Beamtenfamilie, welche in Nieder-Aula begütert war. Sein Vater, Johann v. W., war hersfeldischer Amtmann zu Hattenbach und besaß auch ein Haus in Hersfeld. Ueber Crafft's Geburtsjahr und -ort ist nichts festzustellen. Aus späteren Angaben, die er selbst über die Zeit, welche er im Stift Hersfeld gewesen sei, gemacht hat, läßt sich schließen, daß er um die Mitte der 40er Jahre des 16. Jahrh. in das Stift Hersfeld als Capitelsherr eintrat. 1560 war er schon Propst von Göllingen; am 14. Mai 1571 wird er zum Dechanten des Stifts Hersfeld ernannt und erhält vom Abt Ludwig außer der Propstei Göllingen und der Dechanei noch die Propstei und das Kloster Creuzberg und den Hersfelder Antheil von Frauensee zum Nießbrauch zugewiesen. Eine nicht unwichtige Rolle nicht allein in der Geschichte der Abtei Hersfeld, sondern auch in der Geschichte der Reformation bezw. Gegenreformation in Deutschland überhaupt spielte er dadurch, daß von protestantischer Seite, und zwar von dem Landgrafen von Hessen, der nach altem Herkommen eine Schutzherrlichkeit über das Stift Hersfeld ausübte, der Versuch gemacht wurde, ihn, obwol er ein unzweifelhafter Protestant war, zum Abte des Stiftes Hersfeld zu machen, d. h. dem Protestanten die doch noch immer für erforderlich gehaltene Bestätigung seiner Kirchenwürde durch den Papst zu verschaffen. Der Versuch ist gescheitert, aber in seinem Verlaufe doch interessant genug, um ihn wenigstens in den Hauptzügen zu verfolgen. Für die hessische Landesgeschichte erheblich ist der Vorgang vor allem dadurch, daß er eine wichtige Phase in dem Entwicklungsproceß darstellt, in welchem die ursprünglich vollkommen selbstständige reichsunmittelbare Fürstabtei Hersfeld durch das Uebergangsstadium einer sich immer weiter entfaltenden Erbschutzgerechtigkeit hindurch schließlich vollkommen in Besitz und Eigenthum des Hauses Hessen-Kassel überging. Für den Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus überhaupt aber sind die fraglichen Vorgänge insofern von Bedeutung, als sie einen, wenn auch zunächst gescheiterten Versuch des hessen-kasselschen Hauses darstellten, dem der überwiegenden Mehrheit seiner Bevölkerung nach durchaus protestantisch gesinnten Stiftsgebiete auch zu einem protestantischen Oberhaupte zu verhelfen. Es ist also, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, ein dem Unternehmen des Kölner Erzbischofs Gebhardt Truchseß verwandter Versuch, der ebenso wie jener an denselben Elementen des Widerstandes der altkirchlichen Kreise, die sich als mächtiger erwiesen, als die unter sich nicht einigen Protestanten, gescheitert ist.

Eingeleitet wurde das Unternehmen dadurch, daß bei zunehmendem Alter des auch kränkelnden Abtes Ludwig von Hersfeld, der sich äußerlich noch zum Katholicismus bekannte, auf Veranlassung des Landgrafen als Schutzherrn der Abtei der Dechant des Stifts Crafft v. W. am 13. Februar 1588 zum Coadjutor und künftigen Successor des Abts ernannt wurde. Trotz seines bestimmenden Einflusses auf die Abtei Hersfeld hatte der Landgraf Wilhelm IV. diesen immerhin gewagten Schritt doch nicht ohne jeden Widerstand von Seiten des

sonst ganz von ihm abhängigen und auch dem Protestantismus durchaus freundlich gesinnten Abtes Ludwig durchsetzen können, vielmehr hatte dieser gewichtige Bedenken geltend gemacht und vor allem darauf hingewiesen, daß für einen Nachfolger, an dessen protestantischer Gesinnung kein Zweifel obwalten könne, die päpstliche Bestätigung, welche für die bisherigen Aebte doch noch immer erreicht worden sei, nicht durchzusetzen sein werde. Erst durch eine zweimalige Gesandtschaft wurde der Widerstand des Abtes gebrochen und W. in der That zum Coadjutor ernannt.

Die Lage im Stift war in der That eine außerordentliche: der bisherige Abt war äußerlich noch Katholik, innerlich aber der neuen Lehre sehr zugeneigt, das ganze, von Wilhelm IV. wieder auf fünf Stiftsherrn gebrachte Capitel mit einer Ausnahme aus Protestanten bestehend, und nun auch ein Protestant zum Coadjutor ernannt. Es lag auf der Hand, daß Kaiser und Papst bei dem damals wieder lebhafter entbrannten Streit über die geistlichen Güter dieses Vorgehen nicht ohne weiteres hinnehmen würden. Zwar hatte die Curie, um das Stift wenigstens äußerlich beim Katholicismus festzuhalten und eine noch engere Verbindung mit den protestantischen Landgrafen von Hessen zu verhindern, die bisherigen, unter dem überwiegenden Einflusse der letzteren gewählten, dem Protestantismus freundlich gesinnten, aber doch äußerlich am Katholicismus festhaltenden Aebte bestätigt. Die Frage war, ob sie dieselbe Nachgiebigkeit auch gegenüber einem erklärten Protestanten zeigen würde. Und da trat dann alsbald zu Tage, daß Abt Ludwig richtig gesehen hatte, als er diese Frage verneinte. Schon die kaiserliche Bestätigung der Ernennung Crafft's zum Coadjutor, die zu erwirken Landgraf und Abt einen eigenen Gesandten, den Hersfelder Schultheiß Winter, an den kaiserlichen Hof nach Prag entsandten, war trotz aller Bemühungen und Geldaufwendungen nicht zu erreichen. Im Gegentheil trat die Gefahr in immer greifbarere Nähe, daß beim Ableben des Abts Ludwig, um die Abtei beim Katholicismus festzuhalten, eine Incorporirung derselben in das Stift Fulda, welche schon früher einmal versucht worden war, ins Werk gesetzt werden würde. Der Landgraf traf, als Abt Ludwig ernstlich erkrankte, energische Gegenmaßregeln und setzte es in der That durch, daß nach dem am 6. September 1588 erfolgten Tode des Abtes das Capitel den bisherigen Dechanten Crafft v. W. zum Nachfolger erwählte (9. Sept. 1588).

Nunmehr galt es den schwierigen Versuch zu machen, die päpstliche Bestätigung für den Gewählten zu erreichen. Denn auf diese zu verzichten, würde der Landgraf bei der damaligen Lage der politischen Verhältnisse in Deutschland nicht gewagt haben. In der That wurden nun die mannichfachsten diplomatischen Verhandlungen mit Rom angeknüpft, wobei auch ansehnliche Geldzahlungen nicht gespart wurden, ohne welche, wie der Landgraf sich ausdrückte, in Rom nichts zu erreichen sei. Das Capitel richtete das übliche Promotorialschreiben an einen der Cardinäle, wahrscheinlich Madrucci, in welchem es neben den andern erforderlichen Angaben auch kurz des Gewählten katholischen Glauben bezeugte. Als eine directe Unwahrheit wird man das insofern nicht bezeichnen können, als die Protestanten damals sich noch energisch dagegen verwahrten, daß nur die Anhänger der alten Kirche als katholisch bezeichnet würden; aber unzweifelhaft ist es doch, daß das ganze Schriftstück eine gewisse Doppelzüngigkeit und Zweideutigkeit athmete. Außerdem sollte aber auch eine persönliche Einwirkung auf die maßgebenden Stellen in Rom versucht werden. Zur Vermittlung hiefür wählte der erwählte Abt einen ihm empfohlenen mainzischen Rath, der sich eben damals in Rom aufhielt, Martin Selge. Der Landgraf war damit nicht recht einverstanden, sondern hätte es lieber gesehen, wenn ein eigener Gesandter geschickt worden wäre. In der That zeigte es sich nach kurzer

Zeit, daß der mainzische Rath trotz der sehr erheblichen Geldmittel, die ihm für die Taxen der päpstlichen Kanzlei und auch zu directen Bestechungszwecken angewiesen wurden, doch keinen rechten Erfolg mit seinen Bemühungen hatte und mit den Verhandlungen nicht recht vorankam. Es wurde ihm nicht direct eine abschlägige Antwort ertheilt, sondern man zog die Sache in Rom absichtlich in die Länge. Sehr zweifelhaft aber ist es doch, ob die von dem Landgrafen gewünschte eigene Gesandtschaft einen besseren Erfolg gehabt haben würde. Monate vergingen, ehe die erste, vom Landgrafen mit ungeduldiger Spannung erwartete Nachricht von dem Bevollmächtigten einging. Die für die päpstliche Bestätigung festgesetzte dreimonatliche Frist war schon verstrichen, als der Bericht Selge's endlich einging. Der Cardinal Madrucci trat noch nicht gleich mit seiner wahren Ansicht hervor, nach der die Bestätigung wegen der protestantischen Ueberzeugung des Gewählten versagt werden müsse, sondern er machte zunächst formale Bedenken gegen die vom Capitel übersandten Zeugnisse geltend. Schließlich aber kam es so weit, daß der Unterhändler Martin Selge in Rom verdächtig wurde, einen falschen Eid für den Abt geleistet zu haben, und flüchten mußte. Zugleich erfuhr man, daß die römischen Cardinäle aus Deutschland die genauesten Nachrichten über Gesinnung und Ueberzeugung des Gewählten hätten. Damit war die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Sache auf ein sehr geringes Maß zurückgeführt. Der Landgraf machte dann doch noch einen Versuch, durch Vermittlung des Großherzogs von Toscana auf den päpstlichen Hof einzuwirken, an den er einen eigenen Gesandten, Dr. Amandus Rudenscheidt, schickte. Dessen erste Audienz beim Papst verlief ziemlich günstig, so daß der Landgraf noch einmal einen günstigen Ausgang zu erhoffen begann. Allein bald darauf zeigte sich, daß auch dieser letzte Versuch gescheitert war. Die Cardinäle theilten Rudenscheidt mit, daß die Sache an den päpstlichen Nuntius in Köln zur Erledigung überwiesen sei.

Ueber diesen Verhandlungen, welche gänzlich resultatlos verlaufen waren, waren mehr als $1^1/_2$ Jahre vergangen. Die Sache drängte zur Entscheidung, und es war kaum noch zweifelhaft, wie sie fallen würde. Im Juli 1590 erhielt Rudenscheidt trotz eines nochmaligen Vermittlungsversuches des Großherzogs von Toscana, eine endgültige, entschieden abschlägige Antwort in Rom. Da aber bald darauf Papst Sixtus V. starb und dann mehrmals ein schneller Personenwechsel auf dem päpstlichen Stuhle erfolgte, so zog sich die endgültige Entscheidung der Sache noch lange hin, und der nicht bestätigte Abt blieb noch zwei Jahre im Besitze seiner Würde. Erst der am 20. Januar 1592 gewählte thatkräftige Papst Clemens VIII. nahm die Sache wieder energisch in Angriff, indem er dem päpstlichen Nuntius in Köln Octavius den Befehl ertheilte, das Hersfelder Capitel zur Wahl eines neuen Abtes an Stelle des nicht bestätigten Crafft v. W. aufzufordern. Sollte diese Wahl innerhalb 6 Monaten nicht erfolgen, so werde er, der Papst, einen neuen Abt ernennen.

Der Landgraf und das Hersfelder Capitel standen nun also vor der Frage, ob sie die Wahl Crafft's gegenüber der päpstlichen Entscheidung aufrecht erhalten sollten. Da man es in diesem Falle nicht allein mit dem Papste, sondern auch mit dem Kaiser, der das Stift einem seiner Söhne zu übertragen wünschte, zu thun gehabt hätte, so war der Landgraf doch wenig geneigt, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Er versuchte noch einmal, durch Verhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius zum Ziele zu kommen; mitten in diesen Verhandlungen und den mit seinen Räthen über das weitere Verhalten in der Sache gepflogenen Berathungen ist Landgraf Wilhelm IV. von Hessen gestorben. Sein Nachfolger Moritz aber war noch weniger geneigt, es zu gewaltsamen Schritten kommen zu lassen, sondern beschloß, sich der päpstlichen

Entscheidung zu fügen und seinen Schützling fallen zu lassen, doch bestand er darauf, daß wenigstens formell die Nachgiebigkeit nicht eine unbedingte sei. Der Abt sollte zwar auf seine Würde resigniren, damit man zu einer Neuwahl schreiten könne, aber weder in dem neuen Wahlinstrument, noch in der Resignation sollte die Nichtbestätigung der Wahl als Grund der Neuwahl angegeben, sondern die Sache so dargestellt werden, als verzichte der Abt wegen seines hohen Alters und wegen Kränklichkeit auf seine Würde. Für den Unterhalt des Resignirenden sollte in angemessener Weise, und zwar zunächst durch Ueberweisung der Propstei Creuzberg, gesorgt werden; außerdem sollte er natürlich Capitelsherr von Hersfeld bleiben. Auf diesen Grundlagen kam am 26. October 1592 der Resignationsvertrag zwischen dem Landgrafen und Crafft v. W. zu Stande, worauf dann die Wahl des neuen Abtes, des einzigen noch katholisch gebliebenen Mitgliedes des Capitels Joachim Roëll erfolgte, dessen Bestätigung durch den Papst ohne Schwierigkeit vor sich ging. Daß der neue katholische Abt der Ausbreitung und Erhaltung des Protestantismus in seinem Stiftsgebiete keine Schwierigkeiten entgegenstellen konnte, selbst wenn er dazu geneigt gewesen wäre, dafür sorgte der überwiegende Einfluß des hessischen Landgrafen, dem sich der neue Abt ebenso wenig zu entziehen versuchte wie sein Vorgänger. Materiell blieb danach Alles beim Alten, aber formell hatte der Landgraf doch nachgeben müssen. Bei der damaligen Lage der Verhältnisse und der Abneigung der vornehmsten protestantischen Fürsten vor einer gewaltsamen Entscheidung hatte die Wahl des Protestanten Crafft v. W., nachdem sie die päpstliche Bestätigung nicht erhalten hatte, doch nicht aufrecht erhalten werden können. Crafft hat dann noch drei Jahre als Propst von Creuzberg gelebt: am 13. September 1595 ist er zu Rothenburg an der Fulda gestorben.

Vgl. Georg Winter, Die Wahl des Protestanten Krafft von Weiffenbach zum Abt von Hersfeld (1588). Historisches Taschenbuch, begründet von Fr. v. Raumer, hsg. von W. Maurenbrecher. Sechste Folge, Neunter Jahrgang. S. 115—162. Nach Acten des Marburger Archivs.

Georg Winter.

Weigel: Christian Ehrenfried v. W., geboren am 2. Mai 1748 zu Stralsund, † am 8. August 1831 zu Greifswald. Dr. med., schwedischer Archiater seit 1795. Professor der Botanik und Chemie an der Universität Greifswald seit 1775. Geadelt 1806.

Von seinen Schriften seien erwähnt: „Observationes chemicae et mineralogicae“ II Partes (Gottingiae 1771 et Gryphiae 1773); „Vom Nutzen der Chemie“ (1774); „Der Einfluß chemischer Kenntnisse in der Oeconomie“ (1773); „Grundriß der reinen und angewandten Chemie“ (2 Bde. 1777); „De calore animale“ (1778); „Beiträge zur Geschichte der Luftarten“ (als Nachtrag zur Uebersetzung der Schriften von Lavoisier, 1784); „Anleitung zur allgemeinen Scheidekunst“ (1788—94); „Magazin für Freunde der Natur-Lehre“ (Berlin 1794—97); „Versuch einer Geschichte des Blaserohrs und seiner Anwendung“ (Crelle's Beiträge IV, 1790, V, 1791); Aufsätze im Stralsunder Magazin, Pommersch. Magazin, Journal der Erfindungen.

Poggendorff's Biogr.-Litt. Handwörterbuch. — Meusel, D. gel. T. — Neuer Nekrolog d. D. IX, 699.

Karl Oppenheimer.

Weigel: Christoph W., Kupferstecher und Kunsthändler, geboren 1654 zu Rednitz in Böhmen, lernte zuerst als Goldschmied, kam dann zu seinem Vetter Erhart Weigel, einem berühmten Instrumentenmacher in Jena in die Lehre und ging 1673 nach Augsburg, um erst bei Andreas Wolfgang und dann bei Matthäus Küsel die Kupferstecherkunst zu erlernen. Von da aus ging er 1683 nach Wien und im darauffolgenden Jahre, als die Stadt von den Türken

belagert wurde, nach Frankfurt a. M., wo er bis 1688 blieb, um dann wieder nach Wien zurückzukehren. 1691 ließ er sich in Augsburg nieder, aber auch hier harrte er nicht aus, sondern nahm 1698 seinen Wohnsitz in Nürnberg, wo er am 5. Februar 1725 starb. Der künstlerische Werth seiner Arbeiten, die meist Lehr- und Erbauungszwecken dienten, ist gering, seine eigentliche Bedeutung liegt auf dem Gebiete des Kunstverlags und des Kunsthandels. Die von ihm herrührenden oder bei ihm erschienenen Einzelblätter sind meist Bildnisse hervorragender Zeitgenossen. Außerdem gab er größere Kupferwerke heraus. Eine Bibel stattete er mit 261, eine andere mit 840 Kupfern aus, ferner versah er Gebetbücher mit Abbildungen und schuf Illustrationen zur Weltgeschichte. Der Titel eines 1697 mit 49 Kupfern ausgestatteten Werkes lautet: „Gedächtniß-hülffliche Bilderlust der merkwürdigen Weltgeschichte aller Zeiten, von Erschaffung der Welt bis auf gegenwärtige Zeit, so daß solche nach der Jahrrechnung leicht zu behalten“. Ein anderes in den Jahren 1701—1725 erschienenes Werk umfaßt denkwürdige Kriegs- und Friedensereignisse des 18. Jahrhunderts. Unter seinen kartographischen Werken ragen hervor ein „Historischer Zeitungs-Atlas“ mit 25 und eine „Descriptio orbis antiqui“ mit 44 Karten. Auch Wappen-, Trachten- und Schreibmusterbücher erschienen in seinem Verlage, und von Wichtigkeit sind die bei ihm erschienenen Bildnißwerke, von denen eines 212 Bildnisse von Künstlern und Handwerkern vereinigt, während das andere unter dem Namen „Nürnberger Malerakademie“ von Martin Schuster gezeichnete und von Johann Henckel in Schwarzkunstmanier gestochene Bildnisse Nürnberger Künstler enthält.

J. G. Doppelmayr, Historische Nachrichten rc. 1730 und Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon XXI (1851). Rée.

Weigel: Erhard W., geboren 1625 in der Stadt Weiden an der Nab (das Geburtsdatum ist nicht bekannt; in dem Taufregister der Stadt findet sich nur die Notiz: Erhartus, Michel Weigels und Anna seiner ehelich Hausfrauen ist getauft worden 16. December a. d. 1625. Gevatter Erhartus Lang). Seine Eltern verließen 1628 um ihrer Religion willen ihr Vaterland und ließen sich in Wunsiedel nieder, das damals brandenburgisch war. Hier besuchte der junge Erhard zunächst die Stadtschule, später das Gymnasium; auch ließ ihm sein Vater privatim Unterricht, vornehmlich im Rechnen, ertheilen, denn man hatte damals auf dem Gymnasium oft nicht Gelegenheit das Einmaleins zu lernen. Nebenbei widmete er sich noch musikalischen Studien. 1636 starb Weigel's Vater ohne Vermögen zu hinterlassen. So wurde der elfjährige Knabe bereits darauf angewiesen einen großen Theil seines Lebensunterhaltes sich selbst zu erwerben. Er that dies, indem er die Kinder der angesehenen Familien im Rechnen und Schreiben unterrichtete, sowie gegen Bezahlung für Andere Briefe schrieb und copirte. Durch derartige Beschäftigungen gelang es ihm nicht nur sich allmählich vollständig selbst zu unterhalten, sondern er vermochte sogar noch so viel Geld zu ersparen, daß er 1644 nach Halle gehen konnte, um das dortige Gymnasium zur Vollendung seiner vorbereitenden Studien für die Hochschule zu besuchen. In Halle kam er in nähere Berührung mit Bartholomaeus Schimpfer, „welcher ein berühmter Astronomus war“, sich aber des einträglicheren Geschäftes wegen vornehmlich mit Astrologie befaßte; dieser gestattete W. nicht nur die Benutzung seiner Bücher, Instrumente und Landkarten, sondern unterwies ihn auch in der Mathematik; er übertrug ihm ferner das Abschreiben der astrologischen „Indicia“. 1645 begab W. sich zu einem kurzen Ferienaufenhalt nach Wunsiedel; hier förderte ihn der Archidiakonus Johannes Elrode in der Mathematik und Astrologie soweit, daß ihm Schimpfer nach seiner Rückkehr nach Halle das ganze astrologische Geschäft mitsammt dem

Kalendermachen übertrug. Dadurch aber wurde W. in weiteren Kreiſen bekannt, ſodaß ihn, der eine Univerſität noch nicht bezogen hatte, bereits Studenten aus Leipzig aufzuſuchen pflegten, um ſich von ihm in der Mathematik unterweiſen zu laſſen. Durch dieſe Lehrthätigkeit verſchaffte er ſich allmählich die Mittel, ſelbſt die Univerſität Leipzig beziehen zu können, um hier Mathematik zu ſtudiren. Das wird freilich nach dem, was wir von dem damaligen Stande dieſer Wiſſenſchaft in Deutſchland wiſſen, dürftig genug geweſen ſein. Eigentliche Mathematik hörte er wahrſcheinlich gar nicht; denn als Leibnitz in Leipzig ſtudirte, wurde nur Euklid vorgetragen, den W. ſicherlich bereits verſtand und jedenfalls ebenſo gut lehren konnte, wie einer ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen. Werthvoll wurde in Leipzig für ihn beſonders ſeine Bekanntſchaft mit dem damaligen Commandanten der Feſtung Pleißenburg, dem Obriſten Titel, der ihm den freien Gebrauch ſeiner koſtbaren Inſtrumente und ſeiner reichhaltigen Bibliothek geſtattete. 1650 promovirte W. zum Magiſter der Philoſophie und begann alsbald Vorleſungen zu halten; raſch verbreitete ſich von dieſer Zeit an ſein Ruhm, ſowol durch die große Zahl der Zuhörer, die er zu feſſeln wußte, wie durch zahlreiche Schriften, die er veröffentlichte. So kam es, daß, als im J. 1652 der Profeſſor der Mathematik zu Jena Heinrich Hofmann geſtorben war, Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar im folgenden Jahre W. als deſſen Nachfolger nach Jena berief. Ungewöhnlich zahlreich wurde alsbald die Zuhörerſchaft des erſt 28jährigen Profeſſors; von allen Seiten kamen junge Männer herbei um bei ihm zu hören, unter ihnen Pufendorf und Leibniz. Vom Herzog, den er privatissime in der Aſtronomie unterrichtete, erhielt er den Titel eines Hofmathematicus, und von deſſen Sohn, Herzog Bernhard, wurde er zum Oberbaudirector ernannt. Wiederholt bekleidete W. die höchſten Verwaltungs- und Ehrenſtellen an der Univerſität; das Rectorat wurde ihm drei Mal übertragen. 1688 wurde er zum Kaiſerlichen und Pfalz-Sulzbachſchen Rath ernannt. Er war verheirathet mit Eliſabeth Bayer, verwittweten Hartmann, aus welcher Ehe zwei Töchter entſproſſen, von denen die eine bald nach der Geburt ſtarb, die andere, ſpäter verehelichte Spieß, eine Tochter hinterließ, die Weigel's Nachfolger auf ſeinem Lehrſtuhl, den Profeſſor Georg Albrecht Hamberger, heirathete. Am 21. März 1699 ſtarb W. zu Jena in einem Alter von 74 Jahren.

Die Bedeutung des Mannes beruht nicht ſo ſehr auf einer gewiſſen Originalität oder Tiefe des Wiſſens, als vielmehr auf ſeiner Vielſeitigkeit und Fähigkeit durch Wort, Schrift und That anregend zu wirken. Seinen Univerſitätsvorleſungen wird Anſchaulichkeit und Lebendigkeit nachgerühmt; dabei kam ihm in ſeinen Sonderfächern, Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, die Gabe gut zeichnen und experimentiren zu können weſentlich zu Hülfe. Sein Drang, ſich auf den verſchiedenſten Gebieten zu bethätigen, brachte ihn wiederholentlich in Conflict mit Mitgliedern anderer Facultäten, ſo mit denen der theologiſchen, „weil er das mysterium trinitatis aus den principiis geometricis zu demonſtriren ſich unterfangen“; ebenſo erklärte die rein philoſophiſche Facultät ihn in ihrem Collegio nicht dulden zu können, weil er in ſeiner „Analysis Aristotelica Euclidea“ „alle disciplinas philosophicas ſeinem Gefallen nach zu reformiren und den Statuten zuwider auf ganz neue Art zu lehren angefangen, welches bei der ſtudirenden Jugend große Confuſion erwecket und viel andere Inconvenientien nach ſich zog“, allerdings ein ſchweres Verbrechen zu einer Zeit, wo der Univerſitätsprofeſſor angeſtellt wurde lediglich zum Zweck des „tradere“.

Ungemein fruchtbar erwies ſich W. auch auf litterariſchem Gebiet; nicht weniger als 104 größere oder kleinere Schriften kennen wir von ihm, wenn auch viele derſelben uns nur dem Titel nach überliefert ſind; ſie behandeln Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, Pädagogik, Jurisprudenz, Baukunſt, Geſchichte

Geographie, Ethik, berichten über von ihm gemachte Erfindungen allerhand Art u. s. w.

Wie bereits erwähnt, war W. auch zum Oberbaudirector ernannt worden. Es war dies durchaus nicht ein bloßer Titel; es wird uns von einer Menge Bauten berichtet, die er theils neu aufführen, theils aus alten Gebäuden umändern ließ. Besondere Verdienste erwarb er sich durch den Umbau der Collegiengebäude; fast weltberühmt aber wurde die „Weigeliana domus“, das Wohnhaus, das er sich selbst erbaute; es gehörte zu den sieben Wundern von Jena. Es wird uns geschildert als ein dreistöckiges Haus, auf dessen Dach noch drei Geschosse aufgesetzt waren; das ganze endlich überragte ein Thürmchen, dessen Dach aufgeschlagen werden konnte; senkrecht unter diesem Thürmchen führte aus dem Keller eine Wendeltreppe durch alle Geschosse; wurde das Dach des Thurmes aufgedeckt, so soll man bei Tage vom Keller aus durch diese „Röhre“ Sterne erster und zweiter Größe haben beobachten können. Neben jener Treppe war außerdem ein Fahrstuhl, der von dem Lichtschacht aus nicht zu sehen war, angebracht. W. soll sich wiederholt das Vergnügen gemacht haben, seine Gäste durch unbemerkte Benutzung dieses Aufzuges in Erstaunen zu setzen. Befand er sich mit ihnen im Keller, etwa zu astronomischen Beobachtungen, so hieß er sie schließlich auf der Treppe vorauszugehen; er werde gleich nachkommen; er benutzte alsdann den Aufzug und erwartete in einem der oberen Stockwerke die Gesellschaft, die dann höchlichst erstaunt war, wie er wol dorthin gelangt sein mochte. Durch das ganze Haus hatte er ferner eine Wasserleitung gezogen; das merkwürdigste aber war die sogenannte „Weigelische Kellermagd“: In einer Wand seines Wohnzimmers befand sich ein trichterförmiges Gefäß und unweit davon eine durch einen Hahn verschließbare Röhre; goß W. in jenes Gefäß ein Maaß Wasser, so floß nach Oeffnung des Hahns aus der Röhre eine gleiche Quantität Wein. Der Apparat war nach dem Princip des Heronsbrunnens construirt, dessen Springgefäß das Weinfaß war. Diese mancherlei wunderlichen Vorrichtungen brachten ihn beim Volke in den Ruf eines Schwarzkünstlers. Uebrigens scheint W. kein besonderes Gehalt als „Ober-Baudirector“ bezogen zu haben, obwol ihm das Amt viel Arbeit machte.

Die Sitte der Zeit forderte von jedem akademisch Gebildeten, daß er sich in der Welt etwas umgesehen habe, „peregrinirt sei“. Man unternahm diese Reisen entweder um bei berühmten Leuten zu hören, oder mit ihnen über wissenschaftliche Fragen persönlich unterhandeln zu können — es sei hier namentlich an die theologischen Disputationen erinnert — oder endlich um sein eigenes Wissen denen draußen anzubieten und mitzutheilen. Auch W. that dieser Forderung seiner Zeit genüge. Er besuchte Holland und Belgien, welche Reise ihn mit Huygens in Berührung brachte, und begab sich noch in seinem 72. Lebensjahre auf den Reichstag zu Regensburg, um die Annahme des verbesserten Gregorianischen Kalenders durchzusetzen; in Nürnberg hatte er wiederholt verweilt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch Wien gesehen hat.

Von bedeutenderen wissenschaftlichen Leistungen Weigel's in seinem Sonderfache, der Mathematik, ist nichts zu berichten. Sein wesentlichstes Verdienst um diese Wissenschaft ist, daß er auf alle Weise bemüht war, ihr mehr Eingang zu verschaffen, nicht nur auf den deutschen Universitäten, sondern vornehmlich auch auf den Schulen. Mußten doch damals die Universitätslehrer damit beginnen ihren Schülern die vier Species beizubringen! Als Curiosum wollen wir erwähnen, daß W. die Schuld für die Abneigung gegen die gemeine Rechenkunst zu einem nicht geringen Theil der unserem Zahlensystem zu Grunde liegenden Grundzahl Zehn zuschrieb, diese sei zu groß; und so versucht er es denn, die Vier an ihre Stelle zu setzen; in vielen Schriften handelt er über diese „Te-

traktys", und er bemüht sich auf alle mögliche Art nachzuweisen, daß diese Grundzahl vier die einzig naturgemäße und zweckmäßigste sei. Die Rechenkunst ist nach ihm übrigens nicht nur eine logische Operation, sondern vielmehr auch eine ethische Uebung, die nicht allein den Verstand, sondern ebenso den Willen stärkt.

Seinem niedrigen mathematischen Standpunkt entsprechend waren auch seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Physik, Mechanik und Technologie; indessen kam ihm, wie schon oben erwähnt, für die letzteren Disciplinen ein unverkennbares technisches Geschick zu gute, das ihm gestattete eine Menge von neuen Apparaten zu construiren, sowie eine große Anzahl von Erfindungen zu machen, wenn auch letztere häufig genug in bloße Spielereien ausarteten. Er betrachtete es geradezu als eine Pflicht seiner Profession Erfindungen zu machen und dankte Gott für die „vielen inventiones, die dieser seiner Wenigkeit bescheert habe". In Jena freilich fanden seine Erfindungen wenig Beifall, weshalb er nach England zu reisen beabsichtigte um sie der königlichen Societät in London vorzulegen. Er wandte sich dieserhalben im J. 1690 an die Nutritoren der Universität mit der Bitte um Urlaub. Johann Georg forderte zunächst ein Gutachten der Universität über Weigel's Gesuch ein; diese aber entschied, daß W. die Reise nach London vergeblich machen würde. Beschrieben hat er seine Erfindungen in den „Mathematischen Kunstübungen sampt ihrem Anhang" (Jena 1670); es finden sich darunter Himmelsgloben, ein Sprachrohr, Wasserkünste, Oefen, ein Hausaufzug, elastische Kissen, welche die Wirkungen des Stoßes beim Reiten und Fahren aufheben sollten, ein mechanisches Amphibium, d. i. ein Wagen für 4 Personen, der auch als Kahn benutzt werden konnte, ein Ambos, bei dessen Gebrauch die Gebäude keine Erschütterungen erleiden u. s. w.; natürlich fehlte auch das Perpetuum mobile nicht; nur war dieses allerdings „wegen seiner Kostbarkeit noch nicht ins Werk gerichtet noch wie die anderen Inventionen auf die Probe gestellt worden".

Besonders verdienstvoll sind Weigel's Bestrebungen um Verbesserung des Kalenders und Reinigung desselben von dem astrologischen Unsinn. In den katholischen Ländern war durch die Bulle Gregor's XIII. vom 24. Februar 1582 statt des Julianischen ein verbesserter Kalender eingeführt worden. Man hatte bis dahin das Jahr zu 365¼ Tagen gerechnet, während es in Wahrheit nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 48 Secunden enthält; dadurch war bis zum Jahre 1582 bereits ein Fehler von 10 Tagen entstanden; man ließ daher in jenem Jahre auf den 4. October sofort den 15. folgen und zugleich wurden die weiteren bekannten Festsetzungen über die Schaltjahre getroffen, um der Wiederholung derartiger Störungen vorzubeugen. Diesen Bestimmungen des Papstes hatten sich indeß die Protestanten nicht gefügt, schon um der Opposition willen, und so bestand in Deutschland neben dem Gregorianischen der alte Julianische Kalender fort; beide wurden als alter und neuer Stil unterschieden. Da war es nun W., der energisch für eine Einigung in dieser Frage im Sinne des Gregorianischen Kalenders eintrat. Er brachte diese Angelegenheit direct vor den Reichstag zu Regensburg, erlebte freilich den Erfolg nicht mehr; denn, wie bereits oben erwähnt, starb er am 21. März 1699, während der Beschluß zur Einführung des verbesserten Kalenders erst am 23. September desselben Jahres gefaßt wurde. In mehreren Schriften hatte er auch gegen die Kalendermacher geeifert, deren ganze Arbeit „in dem Prognosticiren oder auf Deutsch Wahrsagen oder noch besser Deutsch Lügen" bestehe. „Und dabei ist der Betrug ganz offenkundig". Zur Besorgung des ganzen Kalenderwesens sollte nach seinem Vorschlag ein „Collegium Artis Consultorum" eingesetzt werden, das aus 20 Mann bestehen und außer für die Astronomie gleichzeitig auch noch für

Hebung der Künste und Handwerke thätig sein sollte; das geschah nun zwar nicht; bemerkenswerth ist aber, daß die von Weigel's Schüler Leibniz 1700 begründete Berliner Societät (jetzt Akademie) der Wissenschaften ziemlich den Vorschlägen Weigel's entsprechend eingerichtet war, daß ihr insonderheit auch die Ueberwachung des Kalenders oblag.

Zum Schluß müssen wir noch der theoretischen und praktischen Bestrebungen Weigel's auf dem Gebiete der Pädagogik Erwähnung thun. Ein Mann von seinem vielseitigen Interesse konnte unmöglich die Bestrebungen seines Jahrhunderts nach Schulreformen unbeachtet lassen, selbst wenn er nicht, wie es der Fall war, unmittelbare Veranlassung dazu gehabt hätte. Mußte er doch als Universitätslehrer „bei genauer Beobachtung des Thuns und Lassens der akademischen Jugend wahrnehmen, wie ganz enorm und unartig das Bezeigen, und wie groß der Mißbrauch der akademischen Freiheit, zumalen bei solchen von Schulen erst ankommenden jungen Leuten war". Man bekommt allerdings eine eigenthümliche Vorstellung von den Zuständen, die zu jener Zeit auf der Universität Jena geherrscht haben müssen, wenn man W. in einer Schrift „Programma de possibili grataque pravitatis inveteratae emendatione" zugestehen hört, daß „schmähliche Saufgelage stark grassirt hätten, und daß auch die Professoren sich daran betheiligt hätten", und er zur Hebung des Rufs der Universität versichern muß, „daß das nächtliche Lärmen und Krakehlen auf den Straßen, das nicht nur die öffentliche Ruhe gestört, sondern nicht selten zu Mord und Todtschlag geführt habe, durch frühzeitigeres Schließen der Häuser und sorgfältigere Bewachung der Stadt abgestellt sei". W. erkannte nun ganz richtig, daß der Möglichkeit eines Mißbrauchs der akademischen Freiheit bereits durch die Erziehung der Jugend auf der Schule wesentlich vorgebeugt werden könne. Geradezu spaßig aber ist der Weg, auf dem nach seiner Meinung das Ziel zu erreichen sei; das soll nämlich geschehen durch eifriges Studium der Mathematik. „Rechnen ist lauter Tugendübung. Wer z. B. dividirt, ist andächtig, und da er den Quotienten selbst nicht weiß, so hebt er gleichsam seine Augen auf und bittet damit, daß der Herr der Wahrheit ihn zu der gesuchten aber annoch verborgenen Wahrheit leiten wolle". Ausführlich legt er dar, wie durch Ausübung der vier Species angewöhnt werden können Liebe zur Wahrheit, Bedachtsamkeit, Sittsamkeit, Gleichmüthigkeit, Sanftmuth, Wahrhaftigkeit, Verschwiegenheit, Sparsamkeit, Emsigkeit, Nüchternheit, Keuschheit u. s. w., u. s. w. Man muß diese Ungeheuerlichkeiten wol der Begeisterung des Mannes für sein Sonderfach zu gute halten. Uebrigens hat W. sich ein wesentliches Verdienst um die Schule durch energisches Eintreten für Einführung der Muttersprache erworben, wie er denn selbst in seinen akademischen Vorlesungen sich der deutschen Sprache bediente. Er erprobte seine pädagogischen Theorien praktisch in der von ihm begründeten „Tugendschule", und nach Berichten, die wir über die Leistungen derselben haben, muß er wirklich manche Erfolge erzielt haben.

Erhard Weigel. Ein Lebensbild von Edmund Spieß. Leipzig 1881. (Hierin auch ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften und Erfindungen.) — Jöcher. — Bartholomäi, Erhard Weigel, in der Zeitschrift f. Mathematik und Physik, herausgeg. von Schlömilch, Kahl und Cantor, Jahrgang XIII. Leipzig 1868; derselbe handelt über ihn als Philosophen in der Zeitschrift f. exakte Philosophie, Bd. IX, Heft 3, 1871. — Vgl. auch: Poggendorff, Biogr.-lit. Handwörterbuch. Leipzig 1863. Robert Knott.

Weigel: Joh. Aug. Gottlob W., Buchhändler und Kunstkenner in Leipzig und Begründer der Buchhändlerfamilie Weigel in Leipzig. Geboren am 23. Februar 1773 zu Leipzig, erlernte er in seiner Vaterstadt das Buchhändlergewerbe und übernahm, der Lehre kaum entwachsen, im J. 1793 die Leitung

der ehemaligen, daselbst bestehenden, Müller'schen Buchhandlung. Neben dieser geschäftlich selbständigen Stellung gründete er bereits im J. 1795, in welchem Jahre ihm auch das Amt eines Universitätsauctionators übertragen worden war, ein eigenes Geschäft, das sich vorzugsweise mit dem Verkaufe antiquarischer Bücher beschäftigte.

Das neu begründete Geschäft gelangte rasch zu Ansehen und Ruf, wofür die von ihm herausgegebenen Werke: „Apparatus litterarius“ (Leipzig 1807, letzte Auflage 1834), sowie der „Index librorum bibliophili Weigelii“ (ebenda 1838) ein treffliches Zeugniß ablegen. Gleichzeitig verband er mit seinem Geschäfte ein sogenanntes Auctionsinstitut, das als erstes Institut dieser Art in Deutschland in kurzer Zeit zu einer sehr großen Blüthe gelangte, besonders unterstützt durch die damalige Säcularisirung der Klöster, wodurch eine ganze Reihe werthvollster litterarischer Erzeugnisse zum öffentlichen Verkaufe gelangten. Neben alle dem fand W. noch Zeit genug sich dem Verlage zu widmen, und es zeigt von einer entschiedenen geistigen Ueberlegenheit, daß er in allen seinen geschäftlichen Obligenheiten nur das Beste und Gediegenste zu schaffen wußte. Besonders widmete er sich als Verleger der Herausgabe von Werken auf dem Gebiete der classischen Philologie, wofür die Leipziger Hochschule ihm die größte Anregung und den weitesten Stoff zu bieten vermochte. Thatsächlich vereinigten sich um ihn auch die meisten Gelehrten und Anhänger dieser Disciplin, denen W. durch sein energisches und intelligentes Wesen den fruchtbarsten Stoff zu bieten vermochte. Die Früchte dieser Thätigkeit traten bald zu Tage.

Werke wie „Longinus“, herausgegeben von Weiske, „Euripides“ von Matthäi, „Plato“ von Stallbaum und andere mehr verdanken jener Periode ihr Entstehen. Nebenbei bethätigte er einen, damals nahezu unbekannten, Sammlergeist, der in einer vorzüglichen und, in seiner Art fast einzig dastehenden, Sammlung von Originalhandzeichnungen, Gemälden, Kupferstichen, Radirungen und xylographischen Schöpfungen zum Ausdruck gelangte. Auf allen diesen Gebieten ist W. nahezu vorbildlich für spätere Generationen geworden, und in der Herausgabe eines Werkes: „Aehrenlese auf dem Felde der Kunst“ (3 Abtheilungen, Leipzig 1836—1845) übergab gewissermaßen der unermüdlich thätige Mann das Facit seiner Arbeit der Nachwelt, denn schon im nächsten Jahre — 1846 — verschied W.

Schon seit 1839 hatte sich W. von der rein geschäftlichen Thätigkeit zurückgezogen und seinem jüngsten Sohne — Theodor Oswald W. — geboren am 5. August 1812, die Führung des Geschäftes übertragen, das dieser unter seinem Namen T. O. Weigel weiter fortführte. Er bestrebte sich mit ebenso viel Fleiß wie Sachkenntniß den Spuren des Vaters weiter zu folgen, und seiner aufopfernden Thätigkeit gelang es, das Geschäft zu neuer Blüthe und zu größerem Umfange zu bringen. Insbesondere pflegte er das Verlags- und Commissionsgeschäft und der Specialrichtung seines Vaters — classische Philologie — fügte er noch Kunstwissenschaft, Geschichte, Theologie und Naturwissenschaften hinzu.

Aus der Periode seiner Thätigkeit sei nur hervorgehoben das sich inhaltlich wie künstlerisch auszeichnende Werk: „Foerster's Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei“ (12 Bde., 1855—1868, mit ca. 600 Tafeln). Indessen hierauf beschränkte sich die Thätigkeit T. O. Weigel's noch nicht. In Verbindung mit A. Zestermann versuchte er die Schätze seiner Bibliothek durch Herausgabe des Werkes: „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift“ (12 Bde., Leipzig 1866 mit 145 facsimilirten Tafeln) den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Ebenso war das bedeutsame Werk: „Autographen-Prachtalbum“ (Leipzig 1848/49) lediglich das Resultat seines Sammlergeistes.

T. O. Weigel's Thätigkeit gelang es, seiner Handlung einen Weltruf zu verschaffen, und als er am 2. Juli 1881 — in Hosterwitz bei Pillnitz — verschied, durfte er mit Genugthuung auf die Erfolge seines arbeitsvollen Lebens blicken, denn seine Arbeit war nicht nur für die Gegenwart bestimmt, sondern sollte fruchtbringend in der Zukunft weiterwirken. Nach seinem Tode übernahm sein Sohn, Felix Oswald W. — geboren am 9. September 1848 — das Antiquariats- und Auctionsgeschäft und führte dieses unter seinem Namen: „Oswald Weigel“ weiter fort. Die übrigen Geschäftszweige blieben zunächst Eigenthum der Erben T. O. Weigel's, bis im J. 1888 das Commissionsgeschäft der Firma an Fr. Volckmar und das Verlagsgeschäft an Chr. Herm. Tauchnitz käuflich übergingen, durch welche Theilung bedauerlicher Weise das ehemals berühmte und angesehene Geschäft seiner theilweisen Auflösung entgegenging und jetzt in anderem Besitze und unter getheiltem Umfange weiter fortbesteht.

Rudolf W. — geboren am 19. April 1804 —, der älteste Sohn Joh. Aug. Gottlob Weigel's, begründete gleichfalls — 1831 — in Leipzig eine Kunsthandlung, deren Aufgabe lediglich in der Pflege der künstlerischen Beziehungen bestand. Der von ihm in den Jahren 1833 bis 1867 herausgegebene Kunstlagerkatalog — Abthlg. 1--35 — liefert ein untrügliches Zeugniß von dem Fleiß und der Emsigkeit, mit welcher W. sich seinen Berufspflichten widmete. Neben seiner geschäftlichen Thätigkeit bethätigte er sich auch litterarisch in weitestem Umfange. So entstammt die Litteratur zu Rumohr's Holbein und die Supplemente zu Bartsch's Peintre graveur seiner Feder. Ebenso gab er das Sammelwerk: „Holzschnitte berühmter Meister“ (Leipzig 1851—1854) heraus, das auf 74 Tafeln (Facsimiles) und mit begleitendem Text, ein schönes Zeugniß von der ästhetischen Durchbildung Weigel's lieferte. Nach dem Tode Rudolf Weigel's theilte sich das bisher so umfangreiche Geschäftshaus: ein Theil des Verlages ging an die Verlagsfirmen Hermann Vogel und Joh. Ambrosius Barth über. Seine eigenen Unternehmungen trugen durchaus den Stempel eigener Thätigkeit, und eine ganze Reihe von Zusätzen und kunsthistorischen Beiträgen zu den Werken seines Verlages können als vollgültiger Beweis für die ausdauernde ersprießliche Thätigkeit Rud. Weigel's gelten.

Karl Fr. Pfau.

Weigel: Nicolaus W. (Wigelius), Leipziger Professor, † 1444. W. stammte aus Brieg in Schlesien, wurde Doctor der Theologie, Kanonikus zu Breslau, Professor zu Leipzig, Collegrath des großen Fürstencollegiums und 1427 Rector magnificus der Universität. Im Namen der Herzöge von Sachsen, des Bischofs von Merseburg und der Universität Leipzig wurde er auf das Concil zu Basel abgesandt. Dort hat er sich an den Verhandlungen rege betheiligt und viele Reden vor dem Concil gehalten. Er starb am 11. September oder November 1444 im Alter von noch nicht 50 Jahren.

Schriften: Eine umfangreiche „Summa de indulgentiis“. Dieses Werk erlangte ein solches Ansehen, daß der Cardinal Bessarion ein Exemplar desselben abschreiben ließ („ad urbem transscribendam sibi curavit“); „Super veteri arte“; „Commentarius super proprietatibus“; „Orationes variae et multae“.

Vgl. [Mader,] Scriptorum insignium, qui . . . ad annum Christi 1515 floruerunt, centuria, ab autore eius temporis anonymo concinnata, nunc vero in lucem edita a . . . Madero. Helmaestadi 1660, 4°; Nr. XVIII. (Ihm folgt Henel und die übrigen Bibliographen.) — Nic. Henelius, Silesiographia, Wratisl. et Lips., 2 Bde. 4°. 1704, cap. VII, S. 75. — (Zedler,) Universallexikon, Bd. 54 (1747), Sp. 293. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon, Bd. 4, Sp. 1859.

P. Tschackert.

Weigel: Valentin W. (Weichel), sächsischer evangelischer Pfarrer und bekannter mystischer Philosoph, wurde 1533 in Naundorf, einer Vorstadt von Großenhain, weshalb er sich Haynensis nennt, im Meißner Kreise des damaligen Herzogthums, jetzigen Königreichs Sachsen, als Sohn armer Eltern geboren. Der einflußreiche Rath Georg v. Kommerstadt, der in der Nähe die Rittergüter Adelsdorf und Kalkreuth besaß, nahm sich des Knaben an und vermittelte auf der nach Einführung der Reformation unter seinem Einflusse gegründeten Fürstenschule zu Meißen für den Knaben eine Freistelle, die dieser von 1549 bis 1554 innehatte. Dankbar gedenkt er später des durch seine Thätigkeit als Schulmann, Gelehrter und Schriftsteller gleich angesehenen Rectors Georg Fabricius, wie des Conrectors Hiob Magdeburg, des Verfassers verschiedener Schriften aus dem humanistischen und kirchlichen Gebiete, der, 1569 wegen des Verdachtes des Flacianismus abgesetzt, nach einem längeren Wanderleben in Freiberg starb. Mit vier Landsleuten bezog W. im Sommersemester 1554 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren; zunächst aber hatte er sich nach der Studienordnung philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Er wurde unter die Zahl der kurfürstlichen Stipendiaten aufgenommen, die nicht nur finanzielle Unterstützung, sondern noch in besonderen Uebungen unter Leitung von Professoren und in häufigen Prüfungen eine gediegenere Ausbildung genossen. Um Michaelis 1558 erwarb er sich die Würde eines Baccalaureus, im folgenden Wintersemester die eines Magisters, betheiligte sich auch mehrfach an Disputationen. Im Frühling 1559 wurde er von der bairischen Nation zum Curator des Paulinums gewählt. Er hatte als solcher die Hausordnung, sowie das Leben und die Arbeiten der Studenten zu überwachen. Bereits 31 Jahre alt, entschloß er sich nach der Universität Wittenberg überzusiedeln. Am 1. November 1564 — nicht 1563, wie bisher angenommen wurde — ward er immatriculirt. Ueber seine Absichten, Thätigkeit und Stellung haben wir keine genauen Angaben. Doch scheint er sich mit dem Unterrichte von Studenten befaßt zu haben. Es ergibt sich dies aus drei Hochzeitsgedichten, die ihm von drei Schülern zu seiner Verheirathung im J. 1565 gewidmet wurden. Als Braut wird darin Katharina Poch, „honesti viri Georgij Pochii Filia“, genannt, wonach die in den bisherigen Lebensbeschreibungen angegebenen Namensformen und Vermuthungen über die Herkunft der Braut zu ändern sind. Wie damals gern größere Pfarreien und Superintendenturen mit jungen Universitätslehrern besetzt wurden, so erhielt W. 1567 die Berufung in das Pfarramt zu Zschopau im Erzgebirge, das er bis zu seinem Tode verwaltet hat. Als bei der Neuordnung der kirchlichen Verwaltung die Localvisitationen eingerichtet, und für umfangreichere Sprengel den Superintendenten Adjuncte zur Unterstützung beigegeben wurden, erscheint W. bei der ersten Localvisitation als Adjunct für acht Dörfer der Ephorie Chemnitz. Aus seinem Berichte können wir uns ein Bild von seiner Visitationsthätigkeit machen. Er verzeichnet genau die Bekenntnisse der einzelnen Pfarrer, verlangt aber auch theologische Durch- und Weiterbildung. Von einem berichtet er u. a.: „Bleibt bei den Definitionibus theologicis, wie er sie aus dem Examen in seiner Jugend gelernet“. Er prüft die Kirchengebete auf ihre Zulässigkeit und erwähnt ein solches, das etwas Bedenken erregt. Er berichtet über einen Geistlichen, daß er kranke Leute mit der Absolution und Kinder mit der Taufe versäume; bei anderen hebt er tadelnd hervor, daß sie auch das examen domesticum nicht genügend halten. Andererseits erwähnt er unpraktische Verhältnisse in der Vertheilung der Parochieen und Filiale und trägt die Wünsche der Gemeinden den Oberbehörden vor. Namentlich war Klage zu führen über einen Pfarrer, der durch Zechen und Spielen bis in die Nacht hinein, sowie durch Bierschenken auf einem brauberechtigten Grund-

stücke Aergerniß erregte, gleichzeitig aber auf die Hofprediger zu Dresden, als seine Schwäger und Patrone pochte. Ob diese wirklich den Beschuldigten trotz der Rüge, die er auf Anordnung des Synodus von dem Superintendenten erhielt, in Schutz genommen und dem Adjuncten durch Beseitigung als Visitator ihr Mißfallen haben merken lassen, ist aus den zur Verfügung stehenden Actenstücken nicht ersichtlich. Jedenfalls erscheint der letztere seitdem nicht mehr als Visitator thätig. Möglich wäre allerdings, daß eine andere Eintheilung der Ephorie durch sachliche Gründe veranlaßt wurde, oder daß Weigel's Krankheit ihn an der Uebernahme weiterer, mit Reisen verbundener Verpflichtungen hinderte. Daß er zunächst wegen seiner Lehre keinen Verdacht erregt, ergibt sich daraus, daß, als 1577 über verdächtige Conventicula in Weisenbrot's Hause berichtet wurde, der Synodus eine Verwarnung durch den Pfarrer beschloß. Bei den folgenden Visitationen lautet das Urtheil über den Zschopauer Geistlichen stets befriedigend, sowol des Visitators über Bekenntniß und theologische Bildung, als der Gemeinde über Predigt, Seelsorge und sonstige Amtsverwaltung. Aus den zeitgenössischen Urkunden ergibt sich auch, daß Kirchenvermögen und Armenpflege in guten Händen waren. Ausdrücklich wird berichtet, daß W. in uneigennütziger Weise sich in Geldsachen gezeigt habe, indem er das Beichtgeld, wie auch ein ihm von dem Kurfürsten aufgezwungenes Geldgeschenk den Armen zu theil werden ließ. Unter Zustimmung seines Superintendenten schaffte er den Exorcismus bei der Taufe ab. Bis zu seinem Tode, er starb am 10. Juni 1588, genoß er die Liebe seiner Gemeinde in hohem Grade. Sie setzte ihm in der Kirche ein stattliches Denkmal, das auf Beschluß des Kirchenvorstandes 1888 erneuert worden ist.

Dieser von der Gemeinde geliebte Geistliche hat sich nun nachträglich als radicaler Schwärmer herausgestellt. Merkwürdigerweise hat er dies in einer Zeit zu vertuschen gewußt, in der man in Kursachsen das unbedingte Festhalten am Bekenntniß für die erste, an einen Geistlichen zu stellende Forderung ansah. Allerdings waren schon zu seinen Lebzeiten Bedenken gegen seine Rechtgläubigkeit geäußert worden. Bereits 1572 scheint er in Verdacht wegen unreiner Lehre gekommen zu sein. Handschriftlich ist uns eine an den Chemnitzer Superintendenten D. Langevoith gerichtete Vertheidigung erhalten, in welcher er seine Lehre in eine kurze Summa zusammenfaßt, damit der Superintendent selbst darüber urtheilen könne. Sie hat augenscheinlich den beabsichtigten, beschwichtigenden Erfolg gehabt. Als nach Abschluß des Concordienbuches die Unterschrift desselben verlangt wurde, hat W. sie geleistet, „hat sich auch in den streitigen Artikeln de persona Christi et de coena Domini gantz richtigk erklehret und sich von Hertzen auf die Scripta Lutheri und formulam Concordiae beruffen". Er hat sich damit entschuldigt: „Nicht ihrer Lehre oder Menschenbüchern habe ich mich unterschrieben, sondern dieweil sie ihren Intent auf die apostolische Schrift, und dieselbige allen Menschenbüchern vorziehen (wie billig), konnte ich das wohl leiden. Hätten sie aber ein einig ander Buch über die Schriften der Propheten und Apostel gesetzt, würde ich nicht zugeplatzt haben. Zudem war es eine schnelle Ueberhuiung oder Uebereilung, daß man nicht etliche Tage oder Wochen solche Dinge einem jeden insonderheit zu überlesen vergönnte, sondern nur in einer Stunde dem ganzen Haufen vorgelesen, und darauf die subscription erfordert. Zum dritten wollte mir armen Zuhörer nicht gebühren, dem Teufel ein Freudenmahl zu machen und anzurichten, daß der ganze Haufe geschrien hätte: da, da, wir habens wohl gewußt, er sei nicht unsrer Lehre gemäß. Also hätte mein unbeweglicher apostolischer Grund müssen für eine verlogene Lehre gehalten werden, welches Gott nicht gefällig, die Perlen vor die Säue zu schütten oder das Heiligthum den Hunden zu geben. Zu Lohn hätten sie mich zertreten und zerrissen. Wäre mit

billig geschehen, daß ich vor der Zeit mir mein Leben hätte abgekürzt. Mein Bekenntniß wäre keinem unter dem ganzen Haufen nütze gewesen, nur ärgerlich; keiner wäre von der falschen Lehre abgetreten; mir wäre geschadet worden und ihnen gar nichts geholfen, und viele Dinge wären dahinten blieben durch mein unzeitiges Bekennen. Gott wird michs wohl heißen, wann ich soll sprechen zu den hohen Schulen: sie kennen Christum nicht. Wer unberufen läuft, richtet nichts aus. Mache mir also gar kein Gewissen mit diesem Unterschreiben". Allerdings findet sich, als W. wegen Krankheit 1581 nicht examinirt worden war, die Bemerkung in den Synodalacten: „Dieser sol suspect sein des Calvinismi halben". Aber in den nächsten Jahren wurde trotz des üblichen strengen Colloquiums kein Bedenken über unreine Lehre laut. 1583 hatten „die Pastors zu studieren gehabt den Locum communem de tertio usu legis im Buch Concordien in Thesi und Antithesi. II. Prophetam Esaiam, daraus sie locos communes colligiret und schriftlich aufgezeichnet haben". 1584 wurde der locus communis de persona Christi in libro Concordiae besprochen. Außerdem behandelte man „primum librum Mosis, qui Genesis inscribitur; darauf sie die quinque capita Catechismi haben müssen probieren und in ein schriftliches Verzeichnis bringen". 1585 in der Frühlingsvisitation lautete die Aufgabe: „I. De descensu Christi ad inferos. II. De ceremoniis ecclesiasticis, quae vulgo adiaphora vocantur. Dazu haben sie dieses halbe Jahr behalten ex sacris primum librum Mosis, qui Genesis inscribitur". In der Herbstvisitation hatten die Geistlichen zu studiren den „locum communem de aeterna praedestinatione et electione dei in libro Concordiae in Thesi et Antithesi. II. Ex sacris librum viri dei Jesu Siracidae, darauß sie virtutes et vitia cuiusque praecepti decalogi absolvirt und schriftlich aufgezeigt haben". Wenn trotz der breiten Kluft, die zwischen der in dem Concordienbuche gesetzmäßig abgeschlossenen Lehre und der Weltanschauung Weigel's bestand, dieser bei den Oberbehörden keinen Anstoß bezüglich seiner Lehre erregte, so dürfte dies der Anpassung seiner Sprache an die Bibel und die Lutherischen Schriften, sowie seiner durch längere philosophische Studien auf der Universität Leipzig gepflegten dialektischen Gewandtheit zuzuschreiben sein. Dazu behielt er während seines Lebens seine Weltanschauung als Geheimlehre für sich. So blieb er unangefochten.

Dieser Zustand änderte sich, als Weigel's Anhänger, die nicht die philosophische Schulung ihres Meisters besaßen, offener mit der Sprache herausgingen. Bei der Generalvisitation, die 1598 ihren Anfang nahm, wurde Weigel's Nachfolger Biedermann irriger Lehre überführt, die auf Weigel's Einfluß zurückging. Bei dem Begräbniß der Frau Bürgermeisterin hatte er ausgesprochen, der Mensch zerfalle in drei partes: den Leib befehle er der Erde, die Seele dem Herrn, der Geist aber komme auch an seinen Ort. Er hatte die Lehre aus Luther's Magnificat und 1. Thessalonicher cap. 5 beweisen wollen. Weiter hatte er die Auferstehung des Fleisches geleugnet unter Berufung auf 1. Cor. 15 und auf den Schluß: Quidquid corrumpitur, istud non resurgit; caro nostra in morte et in sepulchro corrumpitur, ergo .... Bei seiner Vertheidigung hatte er wenig Kenntniß der theologischen Fragen und Mangel an dialektischer Gewandtheit an den Tag gelegt. Er wurde trotz seiner Bitte um Geduld auf die Dorfpfarre Neckanitz versetzt. — Gleichzeitig waren auch Weigel's Söhne Joachim und Nathanael, die sich in Annaberg aufhielten, im übrigen als feine, stille, sittsame, eingezogene Gesellen bezeichnet wurden, ihrer Arznei warteten und vielen Leuten dienten, wegen Verbreitung der Lehre ihres Vaters verdächtig geworden. Sie erklärten: 1. Der Katechismus Luther's bedeuchte sie nicht in allem Gottes Wort und der Wahrheit gemäß; 2. Christus habe nicht Kain's Fleisch, sondern ein himmlisches Fleisch an sich genommen; sei auch nicht unsers Geschlechts, sei

in Mariens Leib nur mutiret worden; 3. die Seligkeit sei nicht an die äußerlichen Worte gebunden; 4. die Privatbeichte sei ärgerlich; es sei am besten, man bleibe bei der Bitte des Vaterunsers: Vergieb uns unsere Schuld u. s. w.; 5. Prediger verkündigen nur, aber Gott vollziehe die Vergebung der Sünde; 6. Sacramente seien nur Zeichen; 7. die Taufe bewirke nichts, sondern sei nur Zeichen für Gnade und Seligkeit; 8. das gesegnete Brot und der gesegnete Kelch sei zwar der Leib und das Blut Christi, aber nur den Gläubigen; 9. die Ungläubigen und Unmündigen empfingen nach Augustin's Ausspruch nur „Panem Domini, sed non Panem Dominum"; sie führten zum Beweis Joh. 6 an, Christi Fleisch sei ein lebendig machendes Fleisch; 10. unser Fleisch werde nicht auferstehen, sondern ein anderer und neuer Leib. Sie hatten bereits ins dritte Jahr sich des Genusses des heiligen Abendmahls enthalten, weil sie nach der Novatianer Meinung neben andern Unwürdigen, Wucherern, Säufern, Gotteslästerern u. s. w. nicht communiciren wollten. Da sie sich der Belehrung nicht unzugänglich zeigten, wurden sie milde behandelt. Ueberhaupt wurde auch diesmal der Frage keine weitere Bedeutung beigelegt. Erst auf Grund des Synodalberichts vom 18. August 1624 befahl der Kurfürst eine sofortige genaue Nachforschung nach den Weigel'schen Schriften an. Infolge dessen wurde der Pfarrer zu Zschopau angewiesen, die Rathspersonen, Lehrer und andere Leute über die Weigel'schen Schriften zu befragen und bezüglich verdächtiger Personen den Rath anzuhalten, ihre Bücher durch Abgeordnete zu durchsuchen, alle und jede Weigelianischen Läster-Charten wegzunehmen und aufs Rathhaus zu schaffen. Ueber den Erfolg der angeordneten Maßregel ist nichts bekannt.

Doch stand die Vernichtung der Schriften nicht mehr in der Gewalt der sächsischen Censurbehörden, da jene außerhalb des Kurfürstenthums Sachsen Verbreitung durch den Druck gefunden hatten. In Halle war bei Joachim Krusicke seit 1609 eine Reihe von Büchern sauber hergestellt worden; seit 1618 erschienen andere pseudonym in Neustadt (Magdeburg oder Halle?). Einen neuen Aufschwung nahm die Verbreitung der Schriften am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts von Amsterdam und Frankfurt a. M. aus.

Wohin die handschriftlich hinterlassenen Schriften Weigel's hingekommen sind, ist nicht zu ermitteln. Ich kenne nur zwei von Weigel's Hand geschriebene Schriftstücke: den von ihm verlangten Revers bei seiner Aufnahme in die Zahl der kurfürstlichen Stipendiaten, der sich im Dresdner Hauptstaatsarchiv befindet, und die Abschrift von Theophrastus Paracelsus' Brief an Luther, Bugenhagen und Melanchthon in der herzogl. Bibliothek zu Gotha, der am Rande den Vermerk trägt: Descriptum Tschopae principio Decembris Anno 1581. Die in Wolfenbüttel, München und Breslau aufbewahrten Handschriften Weigel'scher Werke sind durchaus Copien, bei denen es der Untersuchung bedarf, inwieweit sie echt, überarbeitet oder untergeschoben sind. Seit Hunnius auf die Wichtigkeit dieser kritischen Frage aufmerksam gemacht hat, ist mancherlei zur Lösung derselben geschehen, doch bedarf sie noch eingehender Untersuchung, wozu die sprachlichen und sachlichen Gesichtspunkte genug Material liefern würden. Erst dann kann auch das Lehrsystem und die Weltanschauung Weigel's genau festgestellt werden.

Die Schriften, die Opel S. 54 ff. und Israel S. 44 ff. verzeichnet, zerfallen in praktisch-theologische und philosophische. Zu den ersteren gehört u. a. das Büchlein vom Gebet, das in gekürzter Gestalt von Johann Arndt in das 34. Capitel des 2. Buches vom wahren Christenthum aufgenommen worden ist. Auch die letzeren scheinen viel gelesen worden zu sein. Hervorgehoben sei noch die Schönheit und Selbständigkeit der deutschen Sprache, wie sie uns in den meisten echten Schriften Weigel's entgegentritt. Bezüglich seines Lehrsystems sei nach der philosophischen Seite auf Ritter (S. 79 ff.), inbetreff der theologischen Speculation

auf Schmidt (S. 679 ff.), sowie auf Opel (S. 121 ff.), Israel (S. 13 ff.) und die Bemerkungen von Kawerau (S. 597 f.) verwiesen.

J. Schellhammer, Widerlegung der vermeinten Postill Valentini Weigelii. Hamburg 1621. (Einseitig und verfehlt.) — A. Chr. Roth, Nötiger Unterricht von prophetischen Weissagungen. Leipzig 1694. — J. Z. Hilliger (Praeses) und J. G. Reichel (Resp.), Vita, fata et scripta M. Valentini Weigelii . . . . Wittenbergae 1721. — J. O. Opel, Valentin Weigel. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert. Leipzig 1864. — A. Israel, M. Valentin Weigel's Leben und Schriften. Mit Weigel's Bildnis und einer Nachbildung seiner Handschrift. Zschopau 1888. Vgl. dazu die Besprechung von G. Kawerau in der Theologischen Literaturzeitung XIII (1888), Sp. 594—598. — A. H. Kreyßig, Album der ev.-luther. Geistl. im Königr. Sachsen. Dresden 1883, S. 567. — G. Schuberth, Chronik von Großenhain. Großenhain 1887, S. 164, 362. — A. H. Kreyßig, Afraner-Album. Meißen 1876, S. 13. — G. Erler, Die Matrikel der Universität Leipzig I. Leipzig 1895, S. 699b. — Album Academiae Vitebergensis ab a. Chr. MDII usque ad a. MDCII. Vol. II. Halis 1894, p. 78a. — Die im Texte erwähnte Gratulationsschrift findet sich in der k. Bibliothek zu Dresden und führt den Titel: EPITHALAMJA | Scripta huma- | nissimo pietate | atque doctrinae eru- | ditione praestanti viro D. Magi- | stro Valentino Weigelio Hainensi et pudicissimae virgini Catharinae ho- | nesti Viri Georgij Po- | chij Filiae. | Titelbild: Gott führt Adam Eva zu. | Witebergae. | In Officina Johannis Lufftij. | Anno 1565. | 4 Blätter, 4°. — G. Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch. II. Bd. 1560—1572. Leipzig 1895, S. 87, Nr. 765. — D. Martin Luthers Briefwechsel. Bearb. v. Enders. Calw u. Stuttgart 1893. Bd. V, 148. Die Notiz, daß die Abschrift des Paracelsusbriefs von W. selbst gefertigt ist, verdanke ich der gütigen Mittheilung des Hrn. Dr. Georges in Gotha. — J. G. Walch, Hist. u. theol. Einl. in die Religions-Streitigkeiten. 4. u. 5. Th. Jena 1736, S. 1024—1084. — H. Ritter, Gesch. d. christl. Phil. Hamburg 1851, VI, 77—100. — L. Pertz, Beiträge z. Gesch. d. mystischen u. ascetischen Litteratur in Neanders Zeitschr. f. d. hist. Theologie 27 (1857), 1—94; 29 (1859), 49—123. — H. Schmidt in Herzog's Real-Encykl. f. prot. Theol. u. Kirche XVI² (1885), 677—685. — Außerdem habe ich eine Reihe von mehr oder weniger ergiebigen Visitationsacten des kgl. Hauptstaatsarchivs zu Dresden benutzt, von denen einzelne, z. B. Loc. 2000. Generalvisitation der nachfolgenden Städte ... 1598, 99, Bl. 307 ff. u. sonst, die Angaben bei Opel und Israel nicht unwesentlich ergänzen. Georg Müller.

Weigl: Franz Josef W., der Vater des bekannten Tonsetzers Josef W. (s. u.), geboren am 19. März 1740 in Baiern, stand einige Zeit im Dienste des Fürsten Eszterhazy, fand in Wien als erster Violoncellist an der italienischen Oper Verwendung und ward im April 1792 auch in den Musikkörper der k. k. Hofcapelle eingereiht, wo er gleichfalls durch seelenvolles Spiel sich auszeichnete. W. hat für die Guitarre und das „Czakan" componirt. Sein Tod erfolgte am 25. Januar 1820. Zwei Jahre zuvor hatte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Seine Gattin Anna Maria war Primadonna am Privattheater des Fürsten Nikolaus Esterhazy gewesen und trat danach zur Wiener Oper über, wo ihre Darstellung Gluck'scher Hauptrollen, vor allem der Alceste, anfangs der siebziger Jahre ungetheilte Anerkennung fand. Dietz.

Weigl: Johann Baptist W., geboren zu Hahnbach in der Oberpfalz am 26. März 1783, wurde im Alter von sieben Jahren als Singknabe in die Benedictinerabtei Prüfening (bei Regensburg) aufgenommen und sowol in der

Musik als auch in den Wissenschaften unterrichtet. Im J. 1794 ging er in die Studienanstalt zu Amberg, wo er, ins Knabenseminar aufgenommen, seine Gymnasialstudien vollendete. Sodann trat er (1801) in Prüfening in den Benedictinerorden ein und verbrachte sein Probejahr im Kloster Rott am Inn, wo der bekannte Volksschriftsteller Pater Aegidius Jais sein Novizenmeister war. Nach Absolvirung des Noviziates kehrte W. in das Kloster Prüfening zurück. Als im J. 1803 dieses Stift aufgehoben wurde, begab sich W., der noch nicht Profeß abgelegt hatte, nach Amberg, um seine theologischen und philosophischen Studien fortzusetzen. Am 31. Mai 1806 empfing er, nachdem er im Clericalseminar zu Regensburg seine Vorbereitung vollendet hatte, die Priesterweihe und wirkte darauf einige Zeit als Cooperator in der Dompfarre daselbst. Als solcher war er zugleich Religionslehrer in den Mädchenschulen zu Stadtamhof. Mit dem Studienjahre 1806/7 beginnt seine Wirksamkeit als Lehrer an öffentlichen Anstalten. Zunächst als Lehrer an der ersten lateinischen Schule in Amberg angestellt, wurde er im J. 1809 zum Professor an der zweiten Gymnasialclasse befördert. Im J. 1813 erhielt er die Professur der Moraltheologie und Kirchengeschichte am Lyceum daselbst. Diese Stelle bekleidete er bis zum Anfang des Studienjahres 1817/18. Am 20. October des Jahres 1817 wurde W. als Professor des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte an das Regensburger Lyceum berufen. Hier wirkte er zugleich auch als Rector des Gymnasiums (1821), dann als Rector des Lyceums (1824), auch als Inspector des Knaben- und Musikseminars zu St. Paul (1826) bis zum J. 1834. Zwei Jahre vorher hatte die Regierung ihm auch die Stelle eines Kreisscholarchen übertragen. Am 22. März 1834 ernannte ihn der Bischof von Schwäbl zum Domherrn an der Cathedrale in Regensburg. Er starb am 5. Juli 1852 als Domherr, bischöflicher geistlicher Rath, Official, Scholasticus und bischöflicher Theologe.

W. war ein vielseitig gebildeter Priester von großer Gelehrsamkeit. Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit waren die verschiedenen Zweige der Theologie. Ich verweise hier nur auf seine Arbeiten den sel. Thomas von Kempen betreffend, auf seine Untersuchungen über das Geburts- und Sterbejahr Jesu Christi und die noch ungedruckten Vorlesungen über Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Er besaß vorzügliche Kenntnisse sowol in den alten, wie in den neueren Sprachen. Hiervon zeugt seine Ausgabe der „Nachfolge Christi“ in sieben Sprachen. Auch ein tüchtiger Mathematiker war er. Das Lehrbuch der Arithmetik und Algebra, welches er herausgegeben hatte, war in Deutschland und Amerika viel verbreitet und wurde auch später noch gern gebraucht, allerdings in der Umarbeitung, zu der er den Dr. Wandner autorisirt hatte. Als vielerfahrener praktischer Schulmann erwies er sich in seinen Rectoratsführungen und durch die von ihm redigirten auf Befehl der Regierung in Druck gegebenen Gesetze und Vorschriften für die Studirenden an der k. Studienanstalt zu Regensburg (Stadtamhof 1823), aus welchen man zugleich die pädagogischen Grundsätze und Ansichten der damaligen Zeit kennen lernen kann. Auch in der Kirchenmusik hat er für seine Zeit Gutes geleistet. Mettenleiter (s. u.) schreibt ihm folgende Compositionen zu: 6 Gradualia, Graduale et Offertorium pro tempore quadragesimali, 10 Tantum ergo, 1 Te Deum laudamus, 2 Litaniae de Beata Virgine. Im J. 1834 componirte er im Verein mit Kanonikus Emmerig die acht Responsorien der Weihnachtsmette für gemischten Chor mit Orgel. Die ersten 4 Nummern sind von ihm, die letzten von W. J. Emmerig (Manuscript im Domchor zu Regensburg). Zu dem Gesangbuche, welches er 1817 herausgab, verfaßte er selbst ein Melodienbuch mit 118 vierstimmig gesetzten Melodien. Darunter sind 94 von ihm, 15 vom Kanonikus W. J. Emmerig; nur 8 sind dem alten Melodienvorrath entnommen, während zum Frohnleichnamshymnus

„Pange lingua“ die Weise J. Haydn's: „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ verwandt ist (Leipziger musik. Zeitung 1820, Bd. XXII, S. 617 ff. in Koch, Gesch. des Kirchenliedes, 3. Aufl., VI. Bd. (1869), S. 548).

Am 1. Januar 1849 verlieh der König Max von Baiern W. das Ritterkreuz I. Cl. des Verdienstordens vom h. Michael, und am 27. Juli 1850 wurde W. zum außerordentlichen Mitgliede der k. bair. Akademie der Wissenschaften bei der historischen Classe ernannt.

Schriften: „Lehrbuch der Arithmetik und Algebra zum öffentlichen Gebrauch und Selbstunterricht“ (1811. Zwei Theile. Erster Theil sechste Auflage. Zum viertenmal bearbeitet und vielfach vermehrt von Dr. J. B. Wandner. 1848. Zweiter Theil. Dritte, von Dr. J. B. Wandner umgearbeitete Auflage. 1832); „Thomae a Kempis de imitatione Christi libri IV, editio adcurata“ (1815); „Katholisches Gebet- und Gesangbuch für nachdenkende und innige Christen, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse studirender Jünglinge, mit einem Vorworte von Joh. Mich. Sailer“ (1817); Melodien zu dem katholischen Gebet- und Gesangbuch, lithographirt (1817); „De anno Attico.“ Pedeponti 1824 (Programm); „Nummus Neronis argenteus, regi Ludovico oblatus, addita brevi commentatione“ (Ratisb. 1830); „Gregory, G. v., Denkschrift über den wahren Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, revidirt und herausgegeben durch den Herrn Grafen Lanjuinais, ins Deutsche übersetzt und mit den nothwendigen Erläuterungen und Zusätzen versehen von J. B. W.“ (1832); „Abt Prechtl, eine biographische Skizze mit dem Bildnisse des Verblichenen“ (1833); „Rodriguez, P. Alphons (S. J.), Uebung der Vollkommenheit und der christlichen Tugenden. Aus dem Spanischen übersetzt von G. Schwab, J. B. W. und Maccathie“. 6 Bde. (1836—39); „Die vier Bücher von der Nachfolge Christi ins Deutsche übersetzt“ (1836, 1853, 1861); „De imitatione Christi libri IV, multiplici lingua nunc primo impressi et quidem latina archetypi interpretationibus italica, hispanica, gallica, germanica, anglica, graeca. Cum notis et variis lectionibus“ (1837); „Reguläre Erdglobuslehre“ (1843); „Kroust, Joh. Mich., Meditationes de praecipuis fidei mysteriis ad usum Clericorum etc. V tomi. Ed. J. M. Sintzel. Vitam auctoris adumbravit et praefatus est J. B. Weigl“ (1844—47); „Theologisch-chronologische Abhandlung über das wahre Geburts- und Sterbejahr Jesu Christi“ (2 Theile, 1849). Seine hinterlassenen Kanzelvorträge hat L. Mehler in drei Bänden herausgegeben (1. Sonntagspredigten, 2. Festtagspredigten, 3. Predigten bei verschiedenen Gelegenheiten, 1853). Die Vorlesungen über das jus canonicum, welche W. in Regensburg am Lyceum gehalten hat, ebenso seine Vorlesungen über Kirchengeschichte befinden sich handschriftlich im Kloster Metten in Baiern.

Musikgeschichte der Stadt Regensburg von Dr. Dom. Mettenleiter, Regensburg 1866, S. 197 ff. — Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg für das Jahr 1853, Regensburg, S. 160 ff.

Wilh. Bäumker.

Weigl: Josef W., namhafter Componist, war geboren zu Eisenstadt in Ungarn am 28. März 1766. Bei der Taufe fungirte Josef Haydn als Pathe, der Zeit seines Lebens seinem Täufling treu anhänglich verblieb. Vier Jahre darauf übersiedelten die Eltern nach Wien. Schon damals regten sich bei dem Clavier klimpernden Kleinen die Keime seines schlummernden musikalischen Talents, was von dem bekannten Tonsetzer Florian Gaßmann nicht unbeachtet blieb, der auch dem Lieblingsvergnügen des Knaben, auf Notenpapier Notenköpfe, deren Sinn und Bedeutung er noch nicht kannte, aufzumalen, durch Schenkung eines große Packes hiervon Vorschub leistete. Mit neun Jahren ward W. dem Korneuburger Chorregenten Sebastian Witzig, der seiner Zeit

auch seinen Vater unterrichtet hatte, zugewiesen, um die Anfangsgründe der Musik, die Grundbegriffe des Gesanges, Clavierspiels und Generalbasses zu erlernen. Im nächstfolgenden Jahre begann er in Wien die Gymnasialstudien, zugleich wurde lange Jahre hindurch der Musikunterricht unter der Leitung des Hoforganisten Georg Albrechtsberger fortgesetzt. Durch den Verkehr im Hause des Rechnungsrathes Demuth sog er die Lust am Theater und an scenischen Darstellungen ein. Sein ganzes Taschengeld ging flöten, um der jäh erwachten Leidenschaft zu fröhnen, galt es doch, alles zu einem Marionettentheater Nöthige herbeizuschaffen. Zu den Vorstellungen, die darin stattfanden, componirte er eine Operette „Die unnütze Vorsicht oder betrogene Arglist“. Bei dieser Beschäftigung, der er insgeheim oblag, ward er von seinem Vater überrascht, welcher das Geleistete weit über seine Erwartungen fand und ihm rieth, zur Streichquartettbegleitung auch die Blasinstrumente hinzuzusetzen. Als dies geschehen war, spielte der Junge diesen Erstlingsversuch Gluck und Salieri vor. Er fand ihren Beifall, und sie beschlossen, dem begabten Kunstjünger den ersten Schritt in die Oeffentlichkeit leicht zu machen. „Den jungen Menschen muß man aufmuntern“, meinte Gluck, „ich werde mit dem Kaiser sprechen, die Oper muß aufgeführt werden“. Sie erwirkten den kaiserlichen Befehl zu ihrer Inscenesetzung, doch wußte man diese möglichst lange hinauszuschieben, sodaß sie trotz der günstigen Aufnahme, welche sie am 23. Februar 1783 fand (drei Stücke, darunter die Arie des Salamikrämers, mußten wiederholt werden), nur noch drei Mal gegeben ward und als letzte deutsche Oper am 4. März 1783 den Reigen der Vorstellungen von Nationalsingspielen beschloß. Dem Componisten trug sie seitens des Kaisers Josef II. ein Geschenk von 75 Ducaten ein. Da der Vater gleichwol auf der Fortsetzung der gelehrten Studien bestand, wandte sich W. dem Studium der Medicin zu, indeß flößte ihm eine anatomische Secirung, der er beiwohnte, solchen Abscheu vor diesem Berufe ein, daß er seinen Vater beschwor, ihn die Rechte studiren zu lassen. Er erbat von dem damaligen Studienpräses Freiherrn van Swieten die Verleihung eines Stipendiums. Auf dessen Einladung besuchte er die in seinem Hause allsonntäglich Mittags stattfindenden Aufführungen, wobei Werke von Händel, Bach, Graun und anderen berühmten Meistern vorgeführt wurden, Salieri, Starzer, Teyber, van Swieten und W. sangen, während Mozart auf dem Clavier begleitete. Hier lernte er, wie man Partitur spielen soll. „Wer Mozart“, äußert er sich, „nicht 16- und mehrzeilige Händel'sche Partituren mit unübertrefflicher Fertigkeit spielen, selbst dazu singen und zugleich die Fehler der andern verbessern sah, der kennt Mozart nicht ganz, denn er war darin eben so groß als in seinen Compositionen. Man hörte stets ein ganzes Orchester“. W. warf sich, von solchem Muster angeregt, mit ganzer Kraft auf das Partiturspiel und brachte Tage und Nächte dabei zu. Aber trotz der besten Zeugnisse bekam er kein Stipendium. Van Swieten scheint im Plane gehabt zu haben, ihn dadurch vom Rechtsstudium abzudrängen und der Musik zuzuführen, auch verlor W. alle Lust, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Auf den Rath Salieri's willigte der Vater ein, Josef Musiker werden zu lassen, umsomehr, als jener sich dazu erbot, ihn als Schüler anzunehmen. „Da Sie Gaßmann's, meines Lehrers, bester Freund waren“, erklärte Salieri, „so will ich an Ihrem Sohn vergelten, was ich meinem Lehrer verdanke, und sein zweiter Vater sein“. Diese Zusage hat der wackere Italiener treulich gehalten. „Er hat mich gerettet“, versichert W., „ihm verdanke ich Alles, was ich geworden bin“. Salieri erwies sich als Mentor des hoffnungsreich aufstrebenden Talentes. Er unterwies ihn in der Composition, gab ihm Unterricht im Theaterfach, in der Behandlung der musikalischen Declamation und im Partiturspiel, nahm ihn zu allen Proben und Vorstellungen mit und war zudem be-

müht, ihm zunächst als seinem Substituten am Hoftheater eine sichere Stellung zu verschaffen. In dieser Eigenschaft lieferte W. bald Proben eines beachtenswerthen Dirigententalents. Seine Oper „La Sposa collerica", ein unreifes Product, kam nicht zur Aufführung. Im Bestreben, Mozart nachzueifern, hatte der jugendliche Künstler eine von Noten wimmelnde Partitur zusammengebracht und war nicht wenig stolz auf diese vermeintlich vortreffliche Arbeit. Salieri, der sie durchsah, überredete ihn, vorerst eine Anzahl Einlagsstücke zu Opern anderer Meister zu setzen, wodurch er, durch praktische Erfahrung gereift, für die Singstimme wirksam schreiben und auch die Wirkung der Instrumentirung beurtheilen lernte. Sein nächster Compositionsversuch, die Oper „Il Pazzo per Forza" fiel zur Zufriedenheit des Meisters aus. Sie ward 1788 mit Erfolg aufgeführt und trug W. vom Kaiser Josef, den ein Quartett im ersten und ein von Weigl's Vater gespieltes Violoncellsolo im zweiten Act lebhaft angesprochen hatte, ein Geschenk von hundert Ducaten ein nebst einer namhaften Erhöhung seines Gehalts. Mit diesem Werk hatte W. als Componist sich in Ruf gebracht. Der Durchfall seiner Oper „La caffettiera bizarra" 1790 verschlug dem gegenüber wenig. „Sowol Buch als Musik hatten kein besseres Loos verdient", urtheilt der Tonsetzer selbst darüber. Im Herbst desselben Jahres feierte er in Esterhaz mit der Cantate „Venere ed Adone", die auch in Wien wiederholt zur Aufführung kam, Triumphe. Nach seiner Rückkehr nach Wien traf ihn die Anordnung des Kaisers Leopold, wonach er als wirklicher Capellmeister künftighin bloß zu dirigiren hatte, während ihm das Opernschreiben für das Hoftheater untersagt war (mit Salieri ward es umgekehrt gehalten), „wie ein Donnerschlag", doch componirte er für das Marinelli'sche Theater bald darnach die beiden Theile des „Petermännchen". Indessen war Cimarosa angekommen, „ein jovialer herzensguter Mann", mit welchem er bald innig befreundet war. W. oblag es, dessen unsterbliche Oper Il Matrimonio segreto einzustudiren und in den auf die ersten drei Aufführungen, die der Componist leitete, folgenden Vorstellungen am Clavier zu dirigiren. Der Fürsprache dieses genialen Neapolitaners (auf den Weigl's für die Fürstin Lubomirska geschriebenes Melodram „Amletto" Eindruck gemacht) beim Kaiser verdankte er eine weitere Gehaltszulage und die Aussicht auf lebenslängliche Versorgung. Unter Franz II. war Weigl's Schaffenslust wieder freier Spielraum gewährt. Seine „Principessa d'Amalfi" errang am 10. Januar 1794 einen durchschlagenden Erfolg. Der nachsichtige Haydn nennt sie „gedankenneu, erhaben, ausdrucksvoll, kurz ein Meisterstück" und legt seinem „lieben Pathen" ans Herz, „diesen echten Styl stets zu beobachten, damit er die Ausländer neuerdings überzeuge, was der Teutsche vermag". Auch „l'Amor marino" ward mit Beifall aufgenommen und unter dem Titel „Der Korsar aus Liebe" auch auf deutschen Bühnen gegeben. Unter den weiteren Werken griff außer den auf Befehl seiner Gönnerin, der Kaiserin Maria Theresia, Gemahlin Franz II., 1804 geschriebenen Oratorien „La Passione di Gesù Cristo" und „La Resurrezione" namentlich die innerhalb zweier Monate componirte Oper „l'Uniforme" durch, bei deren Erstaufführung als Akademie im Haustheater zu Schönbrunn 1805 die Kaiserin selbst die Pauline sang. Um diese Zeit lernte er seine nachmalige Gattin, die k. k. Kammerdienerin Frl. Elisabeth Bertier kennen und erhielt, um zu verhüten, daß er der an ihn ergangenen Berufung nach Stuttgart Folge leistete, lebenslängliche Anstellung. Nachdem er nebst andern Werken „Kaiser Hadrian" geschrieben und durch den Tod seiner kaiserlichen Wohlthäterin, der Stifterin seines ehelichen Glückes, in tiefe Trauer versetzt worden, reiste er einer vortheilhaften Einladung folgend nach Mailand. Binnen wenigen Wochen war die Oper „Cleopatra" fertig. W. wollte darin sich als deutscher Tonsetzer be-

kunden und scheute davor zurück, die türkische Musik anzubringen. Sie erzielte, wiewol die Zeitungen über die „gothische Musik“ witzelten, einen mäßigen Erfolg. Bei der Composition der zweiten Oper für Mailand „Il Rivale di se stesso“ machte er sich die Arbeit leicht, vermied alles Künstliche und trachtete bloß dem Ohr zu schmeicheln und für die Sänger recht dankbar zu schreiben. Seine neue Oper machte Furore, so daß man ihm den Posten als Director des dortigen Conservatoriums anbot. Hätte er eingewilligt, so wäre aus ihm wol ein zweiter Simon Mayr geworden, er that es nicht. Dieser Aufenthalt auf italienischem Boden blieb ihm unvergeßlich, er rechnete diese Zeitspanne zu den glücklichsten und heitersten seines Lebens, so sehr ward er mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Nach siebenmonatlicher Abwesenheit heimgekehrt, schrieb er bald nacheinander seine beiden besten Opern, „Das Waisenhaus“, welche dauernden Beifall fand, und „Die Schweizerfamilie“, welche begeistert aufgenommen ward und den größten Erfolg erzielte, den irgend ein deutsches Opernwerk seit der „Zauberflöte“ bis zum Erscheinen des „Freischütz“ davongetragen. Zugleich setzte er im Verein mit Gyrowetz die von Collin u. A. gedichteten Landwehrgesänge und Kriegslieder in Musik. 1810 schuf er die Oper „Der Bergsturz“, welche dem Publicum oratorienmäßig vorkam, schrieb anläßlich der glücklichen Rückkehr des Kaisers Franz aus dem französischen Feldzuge die Cantate „Die Kraft der Weihe“ 1814 und leitete am 10. December desselben Jahres in Anwesenheit der alliirten Monarchen die Vorstellung seiner aufs prächtigste ausgestatteten Oper „Die Jugendjahre Peter des Großen“. Einige Monate später ward er abermals nach Mailand berufen, wo seine Oper „l'Imboscata“ allgemein gefiel, desgleichen die anläßlich des erstmaligen Besuches des Kaisers Franz in der Scala am 4. Januar 1816 aufgeführte Cantate „Il Ritorno d'Astrea“. Auch der Einacter „Nachtigall und Rabe“ erfreute sich in Wien einer günstigen Aufnahme, während die für Italien bestimmt gewesene, ins Deutsche übersetzte Oper „Margaritta d'Anjou“ 1819 abfiel, nur ein Chor im 2. Finale, der nach dem Eingeständniß des Componisten „in Wahrheit geschmiert ist“, wurde jedes Mal zur Wiederholung begehrt. Diese Schlappe machte „Daniel oder Baal's Sturz“ wett, bei dessen Composition er sich besonders zusammengenommen hatte, und der von überschwänglichen Kunstrichtern hochgepriesen, ja Gluck's Schöpfungen an die Seite gestellt ward. Der alte Salieri, der von dieser „classischen“ Leistung im ernsten Stile entzückt war, schrieb ihm: „es lebe die deutsche Schule, wenn sie in solcher Weise gehandhabt wird!“ Andere sahen in ihr ein Kunstwerk, in dem „sein Name bis in die späteste Nachwelt ruhmvoll fortleben“ werde und das „als ein unzerstörbares Denkmal von keinen Fluthen der Zeit verspült werden könne“. Jedenfalls ist es der einzige Versuch Weigl's in der pathetischen, auf großen Effect ausgehenden Schreibweise. Nach mehr als 40jähriger Thätigkeit beim Hoftheater suchte der ergraute Mann um seine Entlassung an. 1827 ward er zum Vicehofcapellmeister ernannt. Von nun an verlegte er sich auf das Componiren von kirchlicher Musik. Noch im nämlichen Jahre am 8. December ward seine C-Messe in der Hofcapelle aufgeführt. Ihr reihten sich in jedem der nächstfolgenden sieben Jahre eine neugeschaffene an (1828 eine in D, 1829 in Es, 1830 in B, 1831 in D, 1832 in F, 1833 in G, 1834 in A). Die Reihe seiner neun Hochämter, wenn wir zwei Jugendarbeiten, eine Messe in F und Es unberücksichtigt lassen, beschloß die E-Messe 1837. In allen herrscht ein reiner Stil, Würde und Innigkeit, besonderes Interesse erregen die kräftig gearbeiteten Fugensätze. Nachdem W. vom Kaiser Ferdinand durch die Verleihung der großen goldenen Civil-Ehrenmedaille ausgezeichnet worden war, zog er sich 1843 von aller musikalischen Thätigkeit zurück und beschloß, die letzten

Jahre in geistige Unempfänglichkeit versunken, seine Lebensbahn am 3. Februar 1846. Seine Ueberreste wurden auf dem Währinger allgemeinen Friedhofe bestattet.

Als Mensch zeichnete ihn anspruchslose Bescheidenheit sowie Wohlwollen gegenüber seinen Untergebenen aus. Bescheidenheit ist auch der Grundzug seines künstlerischen Talents. Er war keine Größe, aber ein tüchtiger Tonsetzer, dessen Name gleich denen seiner Zeitgenossen Wenzel Müller, Schenk, Winter, Zumsteeg in der Geschichte der Oper unvergessen bleiben wird. Nur ein eng umfriedetes Gebiet hat er als seine Domäne betrachten können, das der idyllischen Oper, worin eigentlich dramatische Conflicte vermieden sind, und Alles in einer anheimelnd gemüthlichen, friedsamen Sphäre sich abspielt. Da leistet er Erfreuliches, was „Das Waisenhaus“ (4. October 1808) und „Die Schweizerfamilie“ (14. März 1809) bezeugen. Beide Opern enthalten sanfte, melodisch angenehme, in lyrischer Selbstgenügsamkeit sich gefallende Musik — nicht ohne einen leisen Anflug von Eigenthümlichkeit, aber doch ohne höhere Originalität. Eine rührsame, oft ans Weinerliche streifende Sentimentalität kommt in den Texten, deren Stoffe dem kleinbürgerlichen Leben entnommen sind, zum Ausdruck. Dieser Ton klingt auch in der Musik deutlich an. Sie zirpt zartempfindsam und umgaukelt, schüchtern in harmonischer und orchestraler Beziehung, in lieblichen Tonwellen das Mozart'sche Vorbild. W. ist ein wackerer Jünger dieser weitverbreiteten Schule, ein Sternlein unter den vielen Trabanten jenes Planeten am Kunsthimmel, das in fühlbarem Abstand von Mozart, Ditters und Beethoven als ein Talent zweiter Güte sein mildes Licht ausstrahlt.

Max Dietz.

Weigl: Rivard W., geboren zu Hafnerbach in Niederösterreich, Cistercienser zu Säusenstein, später Theologieprofessor am bischöflichen Alumnat zu St. Pölten, seit 1817 Präfect der theologischen Lehranstalt zu Heiligenkreuz, wo er schon mehrere Jahre vorher als Theologieprofessor gewirkt, † am 25. März 1823 im Stifte Zwettl, dem er von früher her angehört hatte, war ein hervorragender Orgelspieler, auch verdienstvoller Componist für dieses vollstimmige Instrument. Seine Tonsätze sind unveröffentlicht geblieben.

Max Dietz.

Weigl: Thaddäus W., Sohn von Franz Josef W. (s. o. S. 476), war 1776 in Wien geboren. Dank dem ausgesprochenen Talente seiner Eltern und seines um zehn Jahre älteren Bruders Josef genoß er den Vortheil, inmitten einer mit Musik gesättigten Atmosphäre aufzuwachsen, zumal auch Haydn, Mozart, Salieri, Ditters, Albrechtsberger, Umlauf u. A. im Elternhause verkehrten und hier öfters mit Musik sich unterhielten. Den ersten Unterricht im Singen, Clavier- und Geigenspiel empfing der neunjährige Knabe durch den hochbetagten Regens chori in Korneuburg Sebastian Witzig. Im nächstfolgenden Jahre ward er Albrechtsberger zur Ausbildung in der Tonsetzkunst übergeben. Der alte Pedant duldete nicht, daß sein Schüler zum Galanteriespiel andere Werke als die Händel's und Bach's vornehme. Die Bekanntschaft mit den Leistungen Mozart's und Haydn's zu machen, welche der verknöcherte Theoriemann nur als — Zuckerbrot ansah, war ihm strenge untersagt worden. Indeß erreichten die drakonischen Vorschriften nicht ihren Zweck. Die Versuchung, durch die frischempfundenen Tondichtungen der Meister der Wiener Schule sich Geist und Gemüth erlaben zu lassen, trat unabweislich an ihn heran, lagen sie doch zum Gebrauch seines älteren Bruders in dem Zimmer, das er mit diesem bewohnte, herum. Wie hätte er es über sein Herz bringen können (äußerte er in einer autobiographischen Skizze), diese Werke nicht zu berühren, da ihm das Eindringen in diese Geheimnisse so leicht war, und er auf einem

entfernten Tische an seinen trockenen Exempeln arbeiten mußte, während sein Bruder die blüthevollen Compositionen dieser Meister auf dem Clavier vortrug. Gierig griff er nach den Partituren von Figaro und Don Juan und mühte sich, sie am Clavier zu spielen. Bei diesem Vorhaben fand er seitens seiner Mutter, die ihn überrascht hatte und nun selbst die Gesangspartien ihm vorsang, kräftige Aufmunterung, sodaß er bald seinem Bruder am Cembalo auszuhelfen im Stande war. Bald machten ihn in manchen musikliebenden Familien hübsche Compositionen beliebt, er gab Musiklectionen, setzte jedoch dabei, dem Wunsch des Vaters folgend, seine gelehrten Studien eifrig fort. Ein Zufall ließ die Schätzung seines Talents in weitere Kreise dringen. Um dem Professor der Philosophie Samuel Cape seine Dankbarkeit zu bezeugen, verfiel er auf die Idee, eine Cantate zu schreiben und dieselbe bei einer großen Nachtmusik dem zu Ehrenden vorzuführen. Noch im selben Jahre ward sie mehrmals wiederholt und lenkte die Aufmerksamkeit des Kaisers auf den jugendlichen Musenjünger. Auch seine erste komische Oper, „Die Marionettenbude oder der Jahrmarkt zu Grünwalde“, sowie die gleichfalls für das Marinelli'sche Theater geschriebene Oper „Idoli“ wurden beifällig aufgenommen. Bei der Gründung des Hoftheatermusikverlags 1795 wurde er mit der Einrichtung sämmtlicher am Spielplan befindlichen Opern und Ballete fürs Clavier betraut, vom März 1796 an bereiste er im Auftrage des Hoftheaterdirectors Freiherrn v. Braun die Länder Deutschlands. Nach seiner Rückkehr ward er zum k. k. Hoftheatercompositeur ernannt. Wie vordem sein Ballet „Die Unterhaltung auf dem Lande“, so machten jetzt seine Tanzdramen „Die Vermählung im Keller“, „Die Huldigung“, „Cyrus und Tomyris“, „Das Gespenst im Traume“, „Hamlet“, „Der Tod des Herkules“ Glück. In der Folge ward ihm die Orchesterleitung sowie die Direction des bisher arg vernachlässigten Opernarchivs, das er in Ordnung brachte, sammt der Hoftheatercopiatur übertragen. Trotz dieser vielfältigen Beschäftigung ließ seine Productivität nicht nach, wie die Ballete „Die Waise der Berghöhle“, „Der wachsame Dorfrichter“, „Zulima und Azem“, „Verlegenheit durch Zufälle“, „Die verliebten Thorheiten“, „Der Tiroler Jahrmarkt“, „Bacchus und Ariadne“, desgleichen seine Opern „Armidoro, Prinz von Leon“, „Omar oder der schönste Sieg“ (Text von Friedrich Rochlitz), „Das erhaltene Orakel“ (letztere nicht aufgeführt) erweisen. Nach Süßmayer's Tode rückte er zum 2. Capellmeister vor, zog sich aber bald gänzlich vom Theaterdienst zurück, um sich ausschließlich seinem 1801 begründeten Musikverlagsgeschäfte zu widmen, welches er mit Emsigkeit betrieb und das nach seinem am 10. Februar 1844 erfolgten Ableben von seinem Sohne Peter fortgeführt, späterhin aber aufgelassen ward.

Max Dietz.

Weigle: Gottfried Hartmann W., Basler Missionar, Sohn des Pfarrers Karl Christian Hartmann W. von Zell b. Eßlingen und der Johanna Rosina Werner, wurde am 1. Juli 1816 geboren, † 7. Juni 1855 zu Mangalur in Ostindien. Ein echter Sohn seiner Eltern, des gelehrten, bescheidenen Pfarrers und seiner talentvollen Mutter. Gut evangelisch erzogen sie ihren Sohn in den Grundsätzen ihres Glaubens. Die Mutter starb früh. Er sah sie nicht mehr, da er schon im J. 1825—1830 in den Schulen von Stuttgart bei seinem Großvater Werner, dem bekannten Philologen, in Ludwigsburg, Sindelfingen und Nürtingen die gewöhnlichen Schulwissenschaften mit ausgezeichnetem Erfolge durchmachte. Seine Confirmation durch den Vater im April 1830 machte einen tiefen Eindruck auf sein Herz. Schon damals zeigte sich in ihm der Wunsch, Missionar zu werden. Als der Vater starb, lag seiner nun verwittweten zweiten Frau die Sorge für die drei Kinder ob, von denen Gottfried zu einem lebhaften, reich begabten Jünglinge herangewachsen war und seine Fortbildung im Seminar

zu Urach suchte. Im Herbste 1834 bezog er, reich ausgestattet mit Kenntnissen aller Art, die Universität Tübingen. Hier warf er sich auf das Studium jeder Sprache und Wissenschaft, ausgenommen die Theologie. Hier lernte er auch Mögling (A. D. B. XXII, 47), seinen späteren Mitarbeiter in Ostindien kennen, dessen Vater, der Pfarrer von Mössingen war, Weigle's verwittwete Mutter im November 1835 ehelichte. Bald wandte sich jetzt W. der Theologie zu, wobei er sich besonders an den Professor Schmidt hielt, der ihn auch innerlich förderte. Nebenher ging die Erlernung von Arabisch, Persisch und Sanskrit. Gegen Ende des Jahres 1838 kam er als Lehrer des Missionshauses nach Basel, wohnte aber unter den Zöglingen. Schon 1840 reiste er mit drei anderen Missionaren nach Ostindien und traf am 19. September in Mangalur ein, wo sich ein schönes Feld der Thätigkeit für ihn aufthat. Latein, Griechisch und Hebräisch waren ihm geläufig, die Hauptsprachen Europas vom Russischen bis zum Portugiesischen kannte er. Kaum in Ostindien angekommen, trieb er Canaresisch, Mahratti, Guzerati und Hindusthani. Er fügte späterhin auch noch Malajalim, Tulu und Tamil hinzu. Er trat als Lehrer in die englische Schule und sprach bald das Englische fließend. Wie sein Vater war er ein gründlicher Mathematiker, in der Medicin, Anatomie und Physiologie zu Hause. Geologie, Astronomie und namentlich Botanik kannte er trefflich. Musik und dazu eine vortreffliche Stimme zeichneten ihn aus. Wodurch W. aber hervorragte, war sein Antheil an der Uebersetzung der Bibel ins Canaresische. Er besaß eine besondere Uebersetzungsgabe. Er übersetzte auch einen deutschen Commentar, und zwar ohne Hülfe eines Dolmetschers. Auch Bunyan's Pilgerreise, sowie ein canaresisches Liederbuch verdankt man ihm. Als Prediger war er gedankenreich, einfach und erbaulich. In einer canaresischen Versammlung fühlte er sich heimischer, als in einer englischen. Er sprach aber auch das Canaresische so gut, als ein Canarese. Nachdem er fünf Jahre in Mangalur gearbeitet hatte, trat er in den Ehestand, es war eine glückliche, mit vier Kindern gesegnete Ehe. Fünf Jahre brachte er auf den Nilgherries zu und half die Madaga-Mission gründen. Während der letzten fünf Jahre theilte sich seine Wirksamkeit zwischen Dharwar und Mangalur. Leider aber erkrankte er im Juni 1855 und starb schon am 7. Juni. „Er lag da", schreibt der ostindische Prediger Kaundinja, „als wenn er tief ins Gebet versenkt wäre, mit einem Hauch seliger Gewißheit auf seinem Angesicht, daß der himmlische Vater sein Flehen erhöre."

Mögling, Memoir of the late Rev. G. Weigle, missionary of the German Evangelical Mission at Mangalore. Madras 1855. — Missions-Magazin 1855. IV. Quartalsheft, S. 94—115. Ledderhose.

Weihrauch: August W., auch Weirauch und Weyrauch geschrieben, Komiker und Theaterdichter, † am 2. November 1883 in Rudolstadt, gehörte neben Kalisch zu den beliebtesten Possendichtern in Berlin. Seine Stücke bildeten lange Zeit hindurch namentlich für das Wallnertheater wahre Kassenmagnete. Das gilt vor allem von seiner Posse: „Die Mottenburger", die er mit Kalisch zusammen verfaßt hatte. Fast eben so lang hielt sich die Posse: „Kieselack und seine Nichte", während: „Die Maschinenbauer von Berlin", „Die Bummler von Berlin" und „Die Droschkenkutscher von Berlin" rascher wieder vom Repertoire verschwanden. Trotz dieser immerhin beträchtlichen localen Erfolge ist über das Leben Weihrauch's nichts zu ermitteln gewesen, da es noch immer an einer geschichtlichen Würdigung der Berliner Posse fehlt.

Vgl. Die Geschichte des Wallner-Theaters von L. u. S., abgedruckt im „Bär" X. Berlin 1884. S. 222, 273, 330 und anderen Stellen. — Karl Biesendahl, Deutsches Theaterjahrbuch. Berlin 1892. S. 167, 168. —

Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, XII. Kassel u. Leipzig 1884. S. 107, 108. H. A. Lier.

Weikard: Melchior Adam W. (Weickard), Arzt des vorigen Jahrhunderts, wurde am 27. April 1742 zu Römershag im Fuldaischen geboren. Er widmete sich dem Studium der Heilkunde in Würzburg und erlangte hier 1763 die Doctorwürde mit der Inauguraldissertation: „Natura medicatrix, medicus naturae minister“. Er ließ sich darauf in Fulda als Arzt nieder, wurde hier successive fürstlich fuldaischer Hofrath, Leibarzt und ordentlicher Professor der Medicin, bekleidete nebenher die Stelle als Badearzt in Brückenau, legte 1776 diese Aemter nieder, folgte 1784 einem Ruf als Leibarzt der Kaiserin Katharina nach St. Petersburg, wo er 1785 mit dem Titel eines Etatsraths ausgezeichnet wurde, und trat 1791 in den Dienst als Leibarzt des Fürstbischofs von Dalberg in Mainz, schied jedoch 1792 bereits wieder aus demselben, um sich als Arzt in Mannheim und zwei Jahre später in Heilbronn niederzulassen und nach vorübergehender abermaliger Function als kais. russ. Leibarzt (bei Paul I. in Petersburg) in sein Vaterland zurückzukehren, wo er fürstlich fuldaischer Geheimrath, Director der Medicinalanstalten wurde und am 25. Juli 1803 starb. W. war ein gelehrter, tüchtiger Praktiker und hat auch viel geschrieben. Ein Theil seiner Schriften bezieht sich auf das Bad Brückenau, ein anderer auf die zu seiner Zeit besonders lebhaft discutirte Brown'sche Lehre, deren eifriger Anhänger W. war, außerdem kommen noch mehrere Autobiographien und Schriften nicht medicinischen Inhalts in Betracht. Die Titel einiger sind: „Gemeinnützige und medicinische Beiträge“ (Frankfurt und Leipzig 1770); „Observationes medicae“ (Frankfurt 1775); „Der philosophische Arzt“ (4 Stücke, Frankfurt 1773—1775; 3. Aufl. 1798); „Vermischte medicinische Schriften“ (3 Stücke, ebenda 1778—80; neue Aufl. 1793); „Entwurf einer einfachen Arzneykunst oder Erläuterung und Bestätigung der Brown'schen Arzneylehre“ (ebenda 1795; 3. Aufl. 1797, ins Italienische, Französische und Spanische übersetzt); „Medicinisch-practisches Handbuch auf Brown'sche Grundsätze und Erfahrungen gegründet“ (3 Theile, Heilbronn 1797; 3. Ausgabe 1801, dreimal ins Italienische übersetzt); „Biographie des Dr. M. A. Weikard von Ihm selbst herausgegeben“ (Berlin und Stettin 1784); „Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kaiserlich Russischen Etatsrathes M. A. W. nach seinem Tode zu lesen“ (Frankfurt und Leipzig 1802).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 223. Pagel.

Weikert: Joh. Wolfgang W., geboren zu Nürnberg am 14. Juni 1778, erhielt, da seine Eltern in dürftigen Verhältnissen lebten, einen nur mangelhaften Elementarunterricht in einer Armenschule. Seinen Vater verlor er schon früh und so fiel die Erziehung ausschließlich der Mutter zu, die von Noth und Sorgen bedrängt sich wenig seiner Ausbildung annehmen konnte. Dreizehn Jahre alt wurde er einem Schneidermeister in die Lehre gegeben, und als er sie überstanden, begab er sich auf die Wanderschaft, die für ihn bei seinem geweckten und strebsamen Sinn zu einer Schule der Bildung werden sollte. Was er in seinen Kinderjahren ohne seine Schuld hatte versäumen müssen, das brachte er, unterstützt durch tüchtige Naturanlagen, bald wieder ein. Ja, mehr als das, er suchte durch das Studium der Geschichte und Geographie, der Naturwissenschaften, durch das eifrige Lesen der deutschen Classiker und der alten Schriftsteller in guten deutschen Uebersetzungen sich stets zu vervollkommnen und erreichte so einen Grad von Bildung, der über das gewöhnliche Maß weit hinausging. Nach vollendeter Wanderschaft ließ er sich zu Nürnberg als Schneidermeister nieder und verheirathete sich mit einer Tochter des Nürnberger Drechslermeisters Keilpflug. Durch diese Heirath kam er in den Besitz eines ziemlich einträglichen Geschäftes,

das ihn in den Stand setzte, ein behaglicheres Dasein zu führen und ihn nicht mehr allein auf sein Handwerk, das ihm von jeher wenig Befriedigung gewährt hatte, als Erwerbsquelle hinwies. Damals versuchte er sich zuerst in Gedichten in hochdeutscher Sprache und in Nürnberger Mundart. Schon in seiner Jugend hatte er in gesellschaftlichen Kreisen, deren Mittelpunkt der Nürnberger Volksdichter Konrad Grübel (s. A. D. B. IX, 786) bildete, sich für dessen Dichtungen begeistert. Grübel war und blieb stets sein Vorbild, dem er nachahmte und das er nicht selten erreichte.

Weiterhin war seine Stellung, die er längere Zeit zum Nürnberger Theater einnahm, auf seine dichterische Production einigermaßen von Einfluß. Er trat hier in kleineren Rollen auf, erhielt aber auch Gelegenheit, sich in kleineren dramatischen Stücken dichterisch zu bethätigen. Sein mundartliches Lustspiel „Der Hausherr in der Klemme“, in welchem er die Hauptrolle spielte, fand großen Beifall und wurde wiederholt aufgeführt. Zu Konrad Grübel's hundertjährigem Geburtstag (1836) dichtete er ein Festspiel, in dem er gleichfalls auftrat.

Wenn W. auch in Grübel sein Muster und Vorbild verehrte, dem nachzueifern er als seinen dichterischen Beruf erkannte, so liegt doch seine Eigenart nicht auf dem Gebiete altreichstädtischen Volkslebens, das Grübel mit Virtuosität und „als echter Nürnberger Philister“ pflegte, er schöpfte seine Stoffe aus der eigenen Erfahrung, aus seinen Studien, seiner Lectüre. Der Schwank insbesondere, wozu der Nürnberger Dialekt in seiner derben Art gewissermaßen von selbst einladet, war das Gebiet, wo er sich am heimischsten fühlte, wo er das Beste leistete. So entstanden jene Gedichte, die altclassische Stoffe „in den volksthümlichen Geist und das mundartige Gewand“ umformen, Travestien in der Behandlung des Stoffes und zum Theil auch unter Anlehnung an bekannte Gedichte, wie Der Taucher, Der Handschuh, Phaëtons Sturz, Semele, Die Sündfluth u. s. w.

Seine Gedichte gab W. zunächst in einzelnen Blättern, dann in sieben Heftchen heraus, die längst vergriffen sind. Eine auf fünf Bände berechnete Gesammtausgabe beabsichtigte im J. 1842 Dr. Georg Karl Frommann, der bekannte spätere II. Director des germanischen Museums zu Nürnberg, der damals noch in Coburg weilte. Leider kam diese Ausgabe über den ersten Band, mit Glossen und Anmerkungen, nicht hinaus. Frommann gab dann später (Nürnberg 1857) „Ausgewählte Gedichte in Nürnberger Mundart“ von W. heraus. S. auch Joh. Priem, Konrad Grübel und seine Nachfolger. Nürnberg 1882.

Mummenhoff.

Weil: Gustav W., einer der befähigtsten Orientalisten seiner Zeit, ist in Sulzburg im badischen Oberlande am 25. April 1808 geboren. Zum Rabbiner bestimmt, wurde er von Jugend auf im Hebräischen, Deutschen und Französischen unterrichtet, vom Ortsgeistlichen lernte er Latein. Zwölf Jahre alt kam er nach Metz, um Talmud zu studiren, dem er aber keinen Geschmack abgewann, so daß für ihn der Aufenthalt in Metz nur wegen des Französischen von bedeutendem Werthe war. Er bezog 1828 die Universität Heidelberg, wo er sich der Philologie und Geschichte widmete, zugleich aber bei Umbreit Arabisch zu lernen begann. Obwol mittellos, da sein Vater das Vermögen verloren hatte, begab er sich doch 1830 nach Paris in die Schule de Sacy's, und von dort folgte er der französischen Expeditionsarmee nach Algier. Er lieferte von Algier aus Correspondenzen für die Augsburger Allgemeine Zeitung. Seine dort auf die Dauer unhaltbare Stellung gab er im Januar 1831 auf, reiste nach Kairo und hatte das Glück, als Lehrer des Französischen an der aegyptischen Medicinschule zu Abu-zābel angestellt zu werden, und er benutzte die günstige Gelegenheit,

unter den vorzüglichen arabischen Philologen Mohammad Ayyâd et-tantâwi und Ahmed et-tûnsi zu studiren. Auch lernte er hier Neupersisch und Türkisch. Mit kurzer Unterbrechung durch eine Reise nach Europa im Mai 1832 blieb er in Aegypten bis zum März 1835. In dieser Zeit kehrte er über Konstantinopel, wo er sich türkischer Studien wegen eine Zeit lang aufhielt, nach Deutschland zurück und versuchte seine Habilitation in Heidelberg zu erwirken, was ihm nicht ohne Schwierigkeiten gelang. W. hatte nämlich gegen Joseph von Hammer in einer Uebersetzung von Samachschari's goldenen Halsbändern (Stuttg. 1836) polemisirt, was bei dem hohen Ansehen Hammer's die incompetente Heidelberger Facultät stutzig gemacht hatte. Die Empfehlung de Sacy's eröffnete ihm aber den Weg, der freilich auch späterhin noch rauh genug sein sollte. Seinen Lebensunterhalt bestritt er aus seiner Collaboratorstelle an der Bibliothek und wurde dann 1838 fest angestellter Bibliothekar, was er geblieben ist, bis er 1861 zum Professor ordinarius gemacht wurde, nachdem er schon 1836 sich habilitirt hatte. W. veröffentlichte nach seiner Uebersetzung der goldenen Halsbänder die „Poetische Litteratur der Araber" (Stuttgart 1837), sodann eine Uebersetzung von „Tausend und Eine Nacht", die ihm indessen sozusagen unter der Feder verdorben worden ist. Der Stuttgarter Verleger ließ nämlich durch August Lewald viele anstößige Stellen umändern, und während W. ein philologisch genaues Werk, welches in vieler Hinsicht wünschenswerth gewesen wäre, zu schreiben vorhatte, machte der Verleger eine gangbare Unterhaltungsschrift daraus, was W. vielen Aerger bereitet hat. Der Leser wolle also diese deutsche Bearbeitung durchaus nicht als eine genaue Wiedergabe des Originals ansehen, ebenso wenig aber auch die Schuld davon W. zuschreiben. Das Buch erschien 1866 in zweiter Auflage.

Eine zweite große Arbeit, die W. beschäftigte, war eine Lebensgeschichte Mohammed's, bei der er als Erster auf die ältesten in dieser Zeit in Europa erreichbaren Quellen zurückgriff, während erst lange Zeit nachher durch Aloys Sprenger die eigentlichen Urquellen erschlossen worden sind. W. hat hier den ihm zugänglichen Stoff zuverlässig mitgetheilt, eine psychologische Reconstruction zu versuchen, wie es später Sprenger und Muir gethan haben, das lag nicht in seiner Natur, dagegen war er unter den damals lebenden deutschen Orientalisten für eine solche stoffliche Arbeit vermuthlich der am besten vorbereitete. Washington Irving, dessen Lebensgeschichte Mohammed's durch den Tauchnitzdruck in Deutschland sehr verbreitet ist, benutzte ihn vielfach als Quelle.

Im Verfolg dieser Studien publicirte W. weiter die „Historisch-kritische Einleitung in den Koran" (Bielefeld und Leipzig 1844 und 1878) als Beigabe zu Ullmann's Koranübersetzung, und weiter die Uebersetzung der Grundquelle für die Mohammedbiographie: „Das Leben Mohammed's nach Muhammed Ibn Ishâk bearbeitet von Abd el-Malik Ibn Hischâm, übersetzt von Dr. G. Weil" (Stuttgart 1864). Die Kosten dieser Publication bestritt, da sich kein Verleger dazu bereit finden wollte, der Basler patricische Professor J. J. Stähelin. Endlich sind noch drei Abhandlungen anzuführen, die eine über Mohammed's Epilepsie im Journal asiatique Juli 1842, sodann eine Untersuchung über eine Lüge des Mohammed, ebenda Mai 1849, und die dritte, eine Erörterung über die Frage, ob Mohammed lesen und schreiben konnte, in den Acten des Florentiner Orientalistencongresses I, 357. Hierzu kommen noch „Die Biblischen Legenden der Muselmänner" (Frankfurt 1845), worin er den Einfluß der rabbinischen Legende auf den Islam nachweist.

Das umfangreichste Werk Weil's ist aber seine „Geschichte der Chalifen", welche in Wahrheit eine Verarbeitung der arabischen Originalhistoriker ist, die er zum großen Theile aus Handschriften studiren mußte, weil sie meist noch

ungedruckt waren. Das fünfbändige Werk, welches auch den spanischen und ägyptischen Chalifat behandelt, erschien 1845—1862. Ihm folgte dann noch die „Geschichte der islamischen Völker übersichtlich dargestellt“ 1866, die bequemste Einführung in die mittelalterliche Geschichte des Orients durch einen gründlichen Kenner. Weil's akademische Laufbahn war keine glänzende, 1845 zum Extraordinarius ernannt, trat er trotz aller dieser gelehrten Arbeiten erst 1861 in die Facultät ein. Nach 1866 hat er nur noch Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern und in der Jenaischen Litteraturzeitung veröffentlicht, deren Polemik jetzt vergessen werden kann. Bei zunehmender Kränklichkeit wurde er Weihnachten 1888 pensionirt und starb am 29. September 1889 zu Freiburg im Breisgau. Sein Besitz an arabischen Handschriften ist der Heidelberger Universitätsbibliothek geschenkt worden.

Was über diese Lebensnotizen hinaus für Badener und Heidelberger Verhältnisse von Interesse ist, habe ich in v. Weech's Badischen Biographien, Band IV, mitgetheilt; mehr als dort gesagt ist, ist über Weil's Leben nicht zu finden. Die Chronologie der Jugendgeschichte habe ich aus halb zerrissenen Reisepässen ableiten müssen, die übrigen Einzelheiten verdanke ich seinen im Verlaufe vieljährigen Umganges gemachten mündlichen Mittheilungen. Merx.

Weil: Josef W., Ritter von Weilen, dramatischer Dichter und Schriftsteller, geboren zu Tetin am 28. December 1828, † zu Wien am 3. Juli 1889. Er stammt aus sehr armer jüdischer Familie, der es nur durch Unterstützung eines reichen Verwandten möglich wurde, den heißen Wunsch des Knaben, studiren zu dürfen, zu erfüllen. Aber die Fortschritte, die der verträumte Schüler auf dem Gymnasium zu Prag machte, waren nicht derartig, daß man große Erwartungen für seine Zukunft hegen durfte. Der Absicht, ihn wieder nach Haus zu nehmen, scheint er sich durch Flucht entzogen zu haben. Als Mitglied kleiner Schauspielertruppen führt er ein elendes Wanderleben in Böhmen und Ungarn, 1848 taucht er in Laibach auf, wo auch ein Stück von ihm, „Die Revolution des 24. Februar in Paris oder Ludwig Philipp König von Frankreich“ zur Aufführung kommt, während der „Illyrische Beobachter“ Gedichte von ihm veröffentlicht. Anfangs 1849 wird er als zweiter Liebhaber an das Josephstädter Theater in Wien engagirt. In den Stürmen der Revolution wird er auf Denunciation nächtlicher Weile aufgegriffen und zum Militär zwangsweise abgestellt. Während des ungarischen Feldzuges gelang es ihm durch rastlose Selbstbildung die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich zu lenken, bald ist er Lieutenant und wird 1852 als Lehrer der Geschichte und Geographie ans Cadetteninstitut in Hainburg berufen, wandert dann nach Krakau, 1854 kommt er als Professor an die Genie-Akademie in Znaim. Nachdem das Drama „Tristan“ seinen Namen bekannt gemacht, gelang es ihm durch kaiserliche Gnade seine militärische Stellung mit der eines Scriptors in der Hofbibliothek zu vertauschen (1861), in der er bis zum Jahre 1873 verblieb. 1862 erhielt er auch die Professur in der Kriegsschule hinzu. Als Lehrer war er auch am Conservatorium für Musik thätig, wo er zusammen mit Mosenthal die Schauspielschule begründete. Seine poetische Wirksamkeit mußte in den späteren Jahren zurücktreten, nachdem er 1883 das Präsidium des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ übernommen und 1886 vom Kronprinzen Rudolf zum Redacteur des cisleithanischen Theiles des Prachtwerkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ berufen worden war. Diesen vielen Aufgaben widmete er selbstlos alle seine Kräfte, sie gaben ihm aber auch eine verantwortungsvolle Stellung, der nur eine so makellose Persönlichkeit gewachsen sein konnte. Tritt so in den letzten Jahren seines Lebens seine sociale Bedeutung, die auch in der Verleihung des Adels und Hofrathstitels, wie in einer Reihe von Auszeichnungen

Ausdruck findet, mehr hervor, so ist doch auch die Rolle, die er in der dramatischen Litteratur Deutsch-Oesterreichs gespielt, nicht gering anzuschlagen. Seine Werke verzeichnet Wurzbach ziemlich vollständig. Die „Fantasien und Lieder“ (1853) zeigen deutlich den Einfluß von Körner's Leyer und Schwert, sie schlagen Heine'sche und Uhland'sche Töne an, charakteristisch sind dramatische Ansätze. Sie brachten ihn in persönliche Beziehung zu Grillparzer (vgl. Grillparzer-Jahrbuch I, 85 f., 233 f., 236 &c.), mit dem ihn verehrungsvolle Freundschaft bis zu dessen Tode verband. Zeugniß dafür gibt Weil's Aufsatz über die Sappho in der Gartenlaube 1872, sowie die 1870 erfolgte Redaction der Gedichte in der ersten Gesammtausgabe, zu der W. durch ausdrückliche Testamentsbestimmung Grillparzer's berufen wurde. Im Sinne Zedlitz' besingen die „Männer vom Schwerte“ (1855) die Großthaten österreichischer Kriegshelden, voll echter patriotischer Begeisterung. Im Drama beginnt er als Romantiker und Schüler Halm's: „Tristan“, dem erst eine Probeaufführung in Breslau das Burgtheater erschloß, errang am 19. September 1859 einen großen Erfolg, zum Theil durch Joseph Wagner's herrliche Leistung. Noch schwelgt der Dichter in Rhetorik, der glückliche Gedanke, die Mutter Isoldens in den Mittelpunkt zu stellen, wird nicht durchgeführt, aber schon hier zeigt sich eine große Begabung, dramatische Situationen auszunützen, die Handlung in effectvollen Steigerungen zu führen. Obwol W., theilweise Immermann folgend, durch die Vertauschung des Trankes mit einem Ringe — eine Aenderung, die Grillparzer nicht billigte — ein neues Motiv zu schaffen suchte, ist es ihm doch nicht recht gelungen, die Liebesleidenschaft zu begründen (vgl. R. Bechstein: Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit. 1876, S. 151 ff.). Im selben Geist ist der „arme Heinrich“ nach Hartmann v. d. Aue (1860) gehalten. Einen großen Fortschritt unter dem Einflusse Laube's bezeichnet die „Edda“ (1864), in der W. historische Studien, die er zum Theil in Streffleur's Zeitschrift niedergelegt hatte, verwerthete: die Soldatengestalten sind kräftig gezeichnet, besonders in den humoristischen Partien, dagegen greifen romantische und opernhafte Motive störend in die Handlung ein. Den unbegründeten versöhnlichen Schluß hat nicht W., sondern Laube auf dem Gewissen, der als Theaterpraktiker immer den guten Ausgang predigte. Eine Umarbeitung im J. 1884 hat ihn auch beseitigt. Schon hier findet sich in der Frauengestalt der bestimmende Einfluß der schauspielerischen Individualität Charlotte Wolter's: ihr brachte er seine nächsten Werke „Drahomira“ (1867), „Rosamunde“ (1869) und später „Dolores“ (1874) dar. Die Rücksicht auf die Effecte der weiblichen Hauptgestalt läßt da die psychologische Führung stark zurücktreten, wenn auch überall die Scenen an und für sich voll dramatischen Lebens sind. In der „Drahomira“ geht W. in sein Heimathland und sucht den Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum darzustellen, ohne genügenden Nachdruck auf eine der beiden Parteien zu legen; die „Rosamunde“ behandelt die Alboinsage in allzu freier Ausgestaltung, sie zeigt deutlich Weil's Wanderung von Halm zu Grillparzer. Mit der „Dolores“, einem Stoffe, den ihm Faust Pachler über Halm hinüber zugetragen, versucht sich W. in Effectstücken, wie sie Mosenthal zu schaffen wußte, dessen Werke er mit schöner Vorrede 1878 herausgab. Seiner vornehmen Art, die sich litterarisch weit über dessen Theatermache erhebt, widerstrebte aber eine derartige Arbeit von vornherein. Mit Recht findet Gottfried Keller, daß W. das eigentliche „kolossale Shakespearehafte Motiv“ vor den Beginn der Handlung verlegt habe (Tagebücher II, 27). Daß W. von den Franzosen zu lernen verstand, bewies er in „Graf Horn“, der am 30. October 1870 aufgeführt, sein größter und wolverdienter Theatererfolg wurde und, wie auch viele andere seiner Dramen, oft übersetzt wurde. Das Stück, merkwürdig an seine Laibacher Jugendarbeit

erinnernd, behandelt die Finanzoperationen John Law's und den in ihnen geopferten Grafen Horn. Verlebendigung der Geschichte ist hier im vollsten Maße erreicht: die Handlung ist wirksam aufgebaut, die Charaktere scharf umrissen bis auf die etwas schattenhaften Frauengestalten. Auch die Begnadigung des Grafen vor dem Schaffotte hat beim Zuschauer wenigstens ihre volle Berechtigung, obwol W. später selbst mit seiner Milde nicht einverstanden war. Lange Jahre dem Repertoire des Burgtheaters erhalten, ist dieses Stück meines Erachtens eines der besten Werke, das die Litteratur dieser Zeit hervorgebracht. Doch trotz dieses Erfolges lockte es W. immer wieder in die historische Ferne zurück, der auch, abgesehen von einigen weniger gelungenen Werken, sein letztes Drama: „König Erich" (1886) sich wieder zuwendet. Der vielbehandelte Erich XIV. von Schweden ist der Held dieser, fast Hebbelisch angelegten, aber zu lyrisch ausklingenden Tragödie, welcher die verdiente Würdigung nicht zu Theil geworden. Die Hauptschuld mag daran liegen, daß nach dem ersten Acte die Steigerung eine geringe und der große Wahnsinnsausbruch für moderne Begriffe zu wenig pathologisch durchgearbeitet ist. Aber die Exposition ist ein Meisterstück an Stimmung und Technik. Alle Dramen Weil's sind Situationsstücke: die Handlung ist die Hauptsache, die Charaktere werden erst durch sie geschaffen. Dadurch erhalten sie den Vorzug des Interesses und der Bühnenwirkung, leiden aber fast ausnahmslos in der Motivirung und consequenten Ausgestaltung der einzelnen Figuren. Daß manchmal trotz der ausgezeichneten Bühnengestalten die Wirkung versagt, erklärt sich aus der ängstlichen Scheu Weil's vor starken Mitteln und äußerlichen Effecten. Doch überall leuchtet der hohe Ernst und die vornehme Gesinnung des Dichters durch, die schon Laube in der Geschichte des Burgtheaters (S. 470) zu rühmen weiß. Ihm steht er auch in seinen besten Werken litterarisch nahe, wie er ihm auch seine dichterische Entwicklung zu danken hat, während sich ihm Dingelstedt schroff gegenüberstellte. Mit seiner Begabung, die dramatische Situation zu erkennen und scenisch zu gestalten, war W. von vornherein der berufene Gelegenheitsdichter, und auf diesem Gebiete kennt er kaum einen Rivalen. „Einen Meister des Festspiels" nennt ihn L. Speidel. Ich erwähne hier nur den „Tag von Oudenarde" zur Enthüllung des Prinz-Eugen-Monumentes (1866); „Aus dem Stegreif" zur Säcularfeier des Burgtheaters (1876); den Epilog und Prolog zur Eröffnung des neuen Burgtheaters (1888). Die beiden Romane „Unersetzlich" (1879) und „Daniela" (1889) sind gut erfunden, aber flüchtig erzählt und durchgeführt.

Wurzbach 54, S. 1—8. — Minor in Oest.-Ung. Monarchie in Wort und Bild. Wien, S. 164. — L. Speidel in Wien 1848—1888, II, 372. — R. Zimmermann ebenda S. 188. — Müller-Guttenbrunn, Im Jahrhundert Grillparzer's. 1893, S. 140 ff. — Von Nekrologen nenne ich nur den L. Hevesi's im Fremdenblatt 1889, 5. Juli. Alexander v. Weilen.

Weiland: Ludwig W., deutscher Historiker, geboren am 16. Novbr. 1841 zu Frankfurt am Main, † am 5. Februar 1895 zu Göttingen, entstammte einer katholischen Familie und war Sohn des Malers und Zeichenlehrers Johannes Weiland. Er besuchte zuerst die Selectenschule, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem Johannes Classen Philologie und Johannes Janssen, der Schüler J. F. Böhmer's, Geschichte lehrten. 1861 bezog er die Universität Göttingen, um deutsche Philologie und namentlich Geschichte zu studiren. Einer der angesehensten Meister des Faches Georg Waitz übte hier auf ihn nachhaltigen Einfluß und gab seiner ganzen Laufbahn die entscheidende Richtung. Die Göttinger Studien wurden 1863 durch zwei Semester in Berlin ergänzt, wo durch Karl Müllenhoff's Anregungen seine Kenntniß der deutschen Sprache sich derartig vertiefte, daß thatsächlich keiner der gleichzeitigen Historiker mit ihm in der eigen-

artigen Verbindung historischer und sprachlicher Kenntnisse später hat wetteifern können. 1864 promovirte er in Göttingen und ging dann als Amanuensis zu J. M. Lappenberg nach Hamburg. Er nahm hier auch theil an Arbeiten, die seinem eigentlichen Gebiet fern lagen, so an der Herausgabe der deutschen Gedichte Paul Fleming's und der Briefe von und an Klopstock. Nach Lappenberg's Tode vorübergehend in Göttingen, siedelte er 1867 nach Berlin über als Mitarbeiter der Monumenta Germaniae historica, für die er bis an sein Ende thätig blieb. In diesen Jahren hat den Unbemittelten die Noth des Lebens nicht verschont; namentlich ein schlimmes Augenleiden schien seine Gelehrtenlaufbahn eine Zeit lang zu gefährden. Doch hat er alle Widerwärtigkeiten mannhaft überwunden. In Berlin blieb er bis 1876. In die Zwischenzeit fällt sein Uebertritt zum Protestantismus, der unter dem Eindruck der nationalen Errungenschaften und gegenüber der Wendung, die die katholische Hierarchie auf dem vaticanischen Concile nahm, 1870 erfolgte; und später seine Verheirathung mit der geliebten Gattin, der er das häusliche Glück seines Lebens dankte. Danach begann die akademische Laufbahn. W. wurde 1876 außerordentlicher Professor in Gießen, 1879 Ordinarius. 1881 rief man ihn nach Göttingen auf denselben Lehrstuhl, den vor ihm G. Waitz und J. Weizsäcker inne hatten, in deren Sinne auch er wirkte. Im Februar 1888 nach dem Tode von G. Waitz trat an ihn die Aufforderung heran, die Lehrthätigkeit aufzugeben; man berief ihn zum Vorsitz und zur Leitung der Monumenta Germaniae. Er lehnte ab, da er vor allem auf das lebendige Zusammenwirken mit seinen Schülern nicht verzichten wollte. So verlief dieses Gelehrtenleben äußerlich einfach und still, ohne Glanz; aber reichen Ertrag für seine Wissenschaft hat er hinterlassen. Seine Arbeiten nahmen in Untersuchungen und Editionen ihren Ausgang von der mittelalterlichen Geschichte des nördlichen Deutschlands und ergründeten vor allem die verfassungs- und rechtsgeschichtliche Entwicklung; daneben beschäftigten ihn, den Landsmann und Enkelschüler Böhmer's, vorwiegend Quellen und Untersuchungen zur Reichsgeschichte. Bei aller Gründlichkeit und Vertiefung der Studien entgeht ihm nie der Zusammenhang mit dem Ganzen; seinen Arbeiten fehlt nicht nur jede Einseitigkeit, ihnen allen eignet vielmehr der Grundzug universaler Betrachtungsweise, der am großartigsten zum Ausdruck gelangt ist in dem Schlußwerk, der Ausgabe der Reichsgesetze bis zum Ende des Interregnums.

W. begann mit der ausgezeichneten Arbeit über das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen (1866), der eine wichtige Untersuchung über die Reichsheerfahrt von Heinrich V. bis Heinrich VI. folgte. Den Editionen des Helmold und Arnold für die Monumenta Germaniae, die Lappenberg begonnen hatte, schlossen sich die Ausgaben des Martin von Troppau, verschiedener norddeutscher Chroniken, des Adam von Bremen und vor allem der Sächsischen Weltchronik mit ihren Fortsetzungen an. Die hauptsächlichsten der späteren Untersuchungen betreffen die deutschen Königswahlen im 12. und 13. Jahrhundert, die Verfassungsgeschichte der Reichsstadt Goslar, wichtige Urkunden des 13. und die Reichsgeschichte des 14. Jahrhunderts, namentlich Ludwig den Baiern. Hierzu gehören die Ausgaben der einzelnen Fassungen des Mathias von Neuenburg in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Die vornehmste Stelle unter allen Arbeiten nehmen die Ausgaben der Sächsischen Weltchronik (1877) und der Reichsgesetze bis 1272 in zwei Bänden (1893, 1896) ein. Jene ist eine Leistung ersten Ranges und das glückliche Resultat der erstrebten Vereinigung von germanistischen und historischen Kenntnissen; sie ist mustergültig, und die schwierigen Fragen der Quellenkritik, die Frage nach Abfassungszeit, Verfasser und dem Verhältniß zum Sachsenspiegel sind darin zum Abschluß gebracht. Die Reichsgesetze zeigen eine überaus minutiöse Detailarbeit und dabei

die glänzende Fähigkeit, überall die universalen Gesichtspunkte hervortreten zu lassen. Auch ist kaum je eine allseitige Beherrschung des mannichfaltigsten Stoffes Hand in Hand gegangen mit einer so virtuosen Behandlung der Editionstechnik, wie hier. Was seinen rechtshistorischen Arbeiten einen besonderen Werth verleiht, ist, „daß sie von einem zünftigen Historiker ausgehen, der eine entschiedene Begabung für die Erkenntniß des Rechts und die Verfolgung einer Rechtsentwicklung hatte. Er benutzt die historischen Quellen gründlicher und zusammenhängender, als die Rechtshistoriker juristischer Herkunft zu thun pflegen; denn er hat die Quellen im Zusammenhange gelesen, nicht bloß einzelne Belegstellen nachgeschlagen, und ist dadurch im Besitz nicht bloß eines reicheren Materials, sondern auch eines zuverlässigen Maßstabes zur Beurtheilung des Werthes oder der eigenthümlichen Beschaffenheit einer Quelle" (Frensdorff). — Wir beklagen, daß die Bewältigung dieser mächtigen Editionen W. nicht zur Abfassung einer größeren Darstellung zur Verfassungsgeschichte oder Reichsgeschichte des späteren Mittelalters hat kommen lassen. Was er von derart tragischem Geschick in seiner Gedächtnißrede auf Weizsäcker gesagt hat, das gilt gerade so von ihm selbst. Nur in seinen Vorlesungen konnte man erkennen, wie meisterhaft er die Gabe durchsichtiger Gestaltungskraft handhabte. Hier wußte er vor allem die großen Zusammenhänge geschichtlichen Werdens auch an verwickelten Stellen zur klaren Einsicht zu bringen. Hier folgte er dann auch seiner wachsenden Vorliebe für die neuere Geschichte und gab von der Entwicklung der Verfassungen wie der politischen Theorien lehrreiche und glänzende Darstellungen. In seinen Vorlesungen war alles wohl durchdacht, abgerundet und formvollendet. Seine Meisterschaft in tief innerlichem Vortrag bei aller Freiheit von Pathos und bei maßvoller Abtönung beweisen die schönen Reden auf die drei Vorgänger Dahlmann (1885), Waitz (1886) und Weizsäcker (1889). Zu allem stimmt auch das Urtheil, welches einer der Meister der Historie ihm gegenüber ausgesprochen hat, daß er wie wenige nicht bloß die methodische Sichtung des Quellenmaterials gelernt habe und ausübe, sondern auch zum Historiker, zum Geschichtsschreiber geboren sei, d. h. den geistigen Gehalt der historischen Ereignisse aufzufassen verstehe und die Fähigkeit zur Beurtheilung und eigenen Darstellung derselben besitze. Seine eigene Auffassung vom Wesen der Geschichtswissenschaft präcisirte W. 1887 in einem gegen Ottokar Lorenz gerichteten Aufsatz über Quellenedition und Schriftstellerkritik und gemahnte an die ernste Pflicht, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit und dem beschränkten Umfang der Erkenntnißquellen des Mittelalters nicht jede neue originelle Betrachtungsweise freudig zu begrüßen, sondern an den Gesetzen der Erkenntniß festzuhalten, welche die Altmeister gelehrt haben.

Doch nicht als Stubengelehrter, sondern als Historiker im Sinne Dahlmann's, den Blick voll auf die Gegenwart gerichtet, hat er an der politischen Entwicklung seiner Zeit regen Antheil genommen. Frühzeitig hat er sich ernst und klaren Blickes mit der nationalen Frage beschäftigt; in Berlin betheiligte er sich lebhaft an den auf Volkserziehung gerichteten Bestrebungen; in Göttingen war er ein hervorragendes Mitglied und der angesehenste Redner der nationalliberalen Partei. Zu so eifriger öffentlicher Bethätigung befähigte ihn nicht nur seine große Rednergabe, sondern vor allem die Mannhaftigkeit und Unerschrockenheit seines Charakters. Diese innern Eigenschaften seiner Persönlichkeit sind es vor allem gewesen, die sein Wirken so tief gehen ließen, daß in allen Kreisen sein Tod eine empfindliche Lücke riß, nicht nur bei den nächsten Freunden und Schülern. Die Unbestechlichkeit seines Urtheils, die Lauterkeit seiner Gesinnung, die ganze innere Wahrhaftigkeit verbunden mit einer gewissen Herbheit und Sprödigkeit seines äußeren Wesens mochten Fernerstehenden den Eindruck der Schroffheit erwecken; für die Näherstehenden waren sie unschätzbare Werthe, die ein

felsenfestes Vertrauen auf diesen einzigen Mann begründeten. Mitten heraus aus angestrengter Thätigkeit, die das alte Augenleiden grade jetzt wieder zu hemmen drohte, in der Fülle der Kraft entriß ihn nach kurzem schwerem Krankenlager ein rascher Tod in der Frühstunde des 5. Februar 1895. Am 8. Februar wurde er auf dem Centralfriedhofe zu Göttingen bestattet.

Persönliche Erinnerungen und Mittheilungen. — H. Schultz, Grabrede. Göttingen 1895. — J. Schwalm, Gedächtnißworte. Göttingen 1895. Als Ms. gedr. — E. Dümmler, Neues Archiv, Bd. 20, S. 666. — F. Frensdorff, Hansische Geschichtsblätter, Jahrg. 1894, S. 109. Hier auch S. 122 eine Zusammenstellung der Arbeiten Weiland's, sowie der übrigen Nachrufe.

J. Schwalm.

Weiler: Ernst v. W., kurfürstlich brandenburgischer Generalmajor, ein um die Artillerie des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und seines Nachfolgers hochverdienter Officier, der Sohn des Amtskammerrathes und Hofrentenmeisters Christian W. zu Berlin, erscheint in den vorhandenen Nachrichten über die Waffe zuerst im J. 1660, wo er Oberzeugmeister und Oberhauptmann (Major) der Artillerie und mit der Inspection und Aufsicht über die Zeughäuser und Magazine in der Mark Brandenburg sowie über das Salpeterwesen im ganzen Lande betraut war; im J. 1674 erhielt er unter dem Generalfeldzeugmeister, dessen Stelle damals Graf Christian Albrecht Dohna bekleidete, der aber, da er nicht mehr mit in den Krieg zog, durch den Herzog August von Holstein-Ploen ersetzt wurde, das Commando über die gesammte Artillerie und befehligte dieselbe sowol in dem thatenlosen Feldzuge dieses Jahres am Rhein wie bei den folgenschweren Kämpfen des nächsten in der Mark, ebenso 1677 bei der Belagerung und endlichen Einnahme von Stettin, und 1678 von Stralsund; hier war es Weiler's geschickten Anordnungen zu danken, daß die im Andenken an Wallenstein's Erfahrungen für unbezwinglich gehaltene Feste nach einer Beschießung von wenigen Tagen schon am 15. October durch Capitulation in den Besitz der Brandenburger kam (F. S. Seydel, Nachrichten über vaterländische Festungen, Leipzig 1818). Nach seinem Beispiele versuchte man nun häufiger Festungen ohne vorherige Belagerung durch ein bloßes Bombardement einzunehmen. W. war damals Oberst, 1682 erhielt er, als der Herzog von Holstein sich vom Dienste zurückgezogen hatte, den Oberbefehl über die gesammte Artillerie, welchen er beibehielt als er 1685 Gouverneur der Festung Peitz geworden war, deren Eisenhämmer und Depots große Bedeutung hatten; 1683 war er zum Oberst befördert, mittelst Patentes vom 1. August 1689 wurde er in Anerkennung der wichtigen Dienste, welche die Artillerie vor Bonn leistete, durch Kurfürst Friedrich III. zum General ernannt, seit dieser Zeit bezeichnen ihn seines Kriegsherrn Befehle als Herrn von W. Am 1. December 1685 hatte der Kurfürst den hochbetagten Generallieutenant v. Spaen zum Generalfeldzeugmeister ernannt und die gesammte Artillerie an dessen Befehle gewiesen; da Spaen in Wesel verblieb hatte die Anordnung keine thatsächliche Bedeutung. — W. starb im December 1693 zu Berlin in dem von ihm bewohnten Hause, welches dann eine lange Reihe von Jahren hindurch die höchsten Officiere der Artillerie inne gehabt haben, dem späteren Palais Kaiser Wilhelm's I.

In diesem Hause lebte mit ihm zusammen sein Sohn Christian Ernst v. W., ebenfalls ein tüchtiger Artillerieofficier, seit 1683 Oberzeugmeister, welcher nach des Vaters Tode dessen Stelle einnahm. Beide waren mit zwei Fräulein Fritze, Fiekchen und Lorchen, Tante und Nichte, verheirathet, beide Frauen waren Xantippen; sie verleideten dem jüngeren W. das Leben so, daß er im J. 1699 mit einer schönen und geistreichen Frau v. Blumenthal, welche man die Berliner Sappho nannte, nach der Schweiz entwich. Der Kurfürst ertheilte ihm 1700

den Abschied und gab ihm die Erlaubniß in kaiserliche Dienste zu gehen, in denen er sich bei Belagerungen in Ungarn auszeichnete, Commandant von Semlin wurde und 1717 als Generalmajor zu Wien starb. 1712 war ihm gestattet nach Berlin zu kommen um seine Vermögensverhältnisse zu ordnen und sein Gut Falkenrhede zu verkaufen; er mußte jedoch vorher geloben an Frau und Mutter keine Rache zu nehmen. Den Uebertritt zur katholischen Kirche hatte er in Oesterreich standhaft verweigert.

v. Malinowsky und v. Bonin, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, I. Theil, Berlin 1841. — K. W. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, I. Theil, Berlin 1844. B. Poten.

Weiller: Cajetan v. W., katholischer Geistlicher, geboren zu München am 2. August 1761, † daselbst 1826. Er war von 1799 an Professor der Philosophie am Lyceum in München und zugleich Rector desselben, wurde bei Gelegenheit der Verlegung der Universität von Landshut nach München am 5. Juni 1802 zum Doctor der Philosophie honoris causa promovirt, 1807 zum Mitgliede der Akademie ernannt. Seine zahlreichen philosophischen, theologischen und pädagogischen Schriften sind nicht bedeutend, aber für die damals in Baiern herrschende liberal-kirchliche Richtung charakteristisch. In der Philosophie schloß er sich an Jacobi an. 1804 veröffentlichte er mit J. Salat gegen Schelling „Der Geist der allerneuesten Philosophie der Herren Schelling, Hegel und Comp.“. 1806 folgte Weiller's Schrift: „Verstand und Vernunft.“ Dem theologischen Gebiete gehören an: „Ideen zur Geschichte der Entwicklung des religiösen Glaubens“, 3 Theile (1808—1815); „Ueber die religiöse Aufgabe unserer Zeit“, (1820); „Der Geist des ältesten Katholicismus als Grundlage für jeden spätern. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie“ (1824). W. ist auch der Verfasser des bei G. v. Lerchenfeld (Gesch. Baierns unter Max Joseph, Urk. 44) abgedruckten anonymen Gutachtens „über die Gefahren, welche dem Schulwesen durch das neue Concordat drohen“. Die bedeutendste pädagogische Schrift von W. ist: „Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde“, 2 Bände (1802). Dazu kommen „Erbauungsstunden für Studierende in höheren Classen“, 3 Bändchen (1802—1807). 1822—25 erschienen noch von W. „Kleine Schriften“, 3 Bändchen, hauptsächlich Schulreden und akademische Reden und Abhandlungen.

Hurter, Nomenclator III, 778. — Felder-Waitzenegger 2, 493. — Werner, Gesch. der kath. Theologie, S. 299. 331. — A. v. Feuerbach's Biographischer Nachlaß 2, 413. Reusch.

Weimann: Daniel W., brandenburgischer Geheimer Rath und Kanzler des Herzogthums Cleve, geboren 1621, † am 29. October 1661. Er wurde zu Unna in der Grafschaft Mark als Sohn eines Rathsschreibers geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte die Universitäten Köln, Utrecht und Leiden, wo er neben juristischen auch eifrig classische Studien trieb, und erlangte die juristische Doctorwürde. In die Heimath zurückgekehrt trat er 1646 in Berührung mit dem Hofe seines Landesherren, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der damals in Cleve residirte, namentlich zu dem damaligen einflußreichsten Minister, dem Oberkammerherren Konrad v. Burgsdorff, wurde auf dessen Empfehlung 1647 zum „Rat von Haus aus“ und Ende 1649, als der Kurfürst vor seiner Rückkehr nach Berlin dem Verlangen der clevisch-märkischen Stände gemäß die dortigen Behörden nur mit einheimischen Beamten besetzte, zum clevischen Regierungsrath ernannt. Seine Berufung erwies sich als eine sehr glückliche. Er zeigte sich nicht nur als sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter, sondern er ging auch mit Lebhaftigkeit auf die Intentionen des Kurfürsten ein, auch in seinen rheinisch-westfälischen Landen eine festere Regierungsgewalt zu be-

gründen und dieselben durch ein engeres Band mit seinen anderen Gebieten zu verknüpfen, und er hat in ebenso energischer wie besonnener Weise an der Durchführung dieser Absichten trotz des heftigen Widerstandes der dortigen Stände mitgewirkt. Bald wurde er auch zu anderen Aufgaben berufen. Als nach dem Tode des Generalstatthalters der Niederlande, Wilhelm II. von Oranien, Ende 1650, um die Vormundschaft für dessen nachgeborenen Sohn Wilhelm III. ein heftiger Streit zwischen der Mutter desselben, der sogenannten Princesse royale Henriette, Tochter König Karl's I. von England, und der Großmutter des Prinzen, der sogenannten Princesse douarière Amalie von Solms, der Schwiegermutter des auch zum Vormund bestellten brandenburgischen Kurfürsten ausbrach, erbat sich letztere von dem Kurfürsten W. zu ihrem Beirath. W. hat einen Theil des nächsten Jahres im Haag sich aufgehalten, sich bemüht das Unheil, welches die beiden fürstlichen Frauen durch das Heranziehen der neuen, dem oranischen Hause feindlich gesinnten holländischen Regierung in die Vormundschaftsangelegenheit angerichtet hatten, wieder gut zu machen und dazu mitgewirkt, daß im August 1651 wenigstens vorläufig eine Einigung zwischen den Parteien zu Stande kam. Er hat sich damals das volle Vertrauen der alten Prinzessin von Oranien erworben, so daß diese auch späterhin sich fortgesetzt seines Rathes und seiner Hülfe bedient hat. Er hat aber auch diesen längeren Aufenthalt in den Niederlanden dazu benutzt, sich eine genaue Kenntniß der eigenartigen Verhältnisse dieses Staates und der dortigen maßgebenden Personen zu erwerben und zugleich einen tieferen Einblick in die allgemeine europäische Politik zu gewinnen, er hat sich so auch zum Staatsmann und Diplomaten vorgebildet. Der Kurfürst hat dieses wol erkannt, und als er im Herbst 1652 sich entschloß die schon früher begonnenen Unterhandlungen mit den Generalstaaten wegen des Abschlusses einer Allianz wieder aufzunehmen, betraute er W. nebst seinem Residenten im Haag, Copes, mit der Führung derselben. Doch konnten diese vorläufig wegen des Uebelwollens der jetzt an der Spitze der Republik stehenden Partei de Witt's und des Bestrebens derselben mit England, dessen damalige republikanische Regierung der dem stuart'schen Hause eng befreundete Kurfürst verabscheute, zum Frieden zu kommen, nichts ausrichten und so begab sich W. zu Ende des Jahres 1652 nach Berlin. Hier wurde er am 2. Januar 1653 vom Kurfürsten zum Mitglied des Geheimen Rathes ernannt und vorläufig zurückbehalten. Er hat so in den nächsten Monaten an den Sitzungen und sonstigen Arbeiten dieser kurz zuvor reorganisirten höchsten Behörde in den Landen des Kurfürsten theil genommen und ist in nähere Verbindung mit den anderen Mitgliedern derselben, namentlich mit den beiden damals einflußreichsten Rathgebern des Kurfürsten, dem Grafen Georg Friedrich von Waldeck und dem Freiherrn Otto von Schwerin, zu dem letzteren sogar in enge freundschaftliche Beziehungen getreten, welche bis zu seinem Tode fortgedauert haben. Im März kehrte er nach dem Haag zurück, er hat fortan abwechselnd dort und in Cleve sich aufgehalten und unter den schwierigsten Verhältnissen (die Spannung zwischen dem Kurfürsten und den clevischen Ständen war auf das höchste gestiegen und in Holland hatten de Witt und dessen Parteigenossen die von Cromwell als Preis des Friedens verlangte Ausschließung des Hauses Oranien von den hohen Staatsämtern durchgesetzt und war dadurch sowie durch weiteren Hader der beiden oranischen Fürstinnen die Vormundschaftssache noch verwickelter und schwieriger geworden) im Interesse des Kurfürsten und des oranischen Hauses zu wirken gesucht. Natürlich mußten unter so ungünstigen Verhältnissen die Allianzverhandlungen mit Holland vorläufig ruhen, erst zu Anfang des Jahres 1655 gaben die nordischen Wirren, die Rüstungen des neuen schwedischen Königs Karl X. Gustav und dann der von diesem gegen Polen begonnene Krieg Veranlassung, dieselben wieder aufzunehmen. Da der Kurfürst

fürchtete, daß der ſchwediſche König es auch auf ſein Herzogthum Preußen, namentlich auf die dortigen Häfen Pillau und Memel abgeſehen habe, und darauf rechnete, daß auch die holländiſche Regierung den auf die Beherrſchung der ganzen Oſtſee zielenden Plänen deſſelben werde entgegentreten müſſen, ſo befahl er W. bei derſelben Hülfe für den Fall, daß er von Schweden in Preußen angegriffen werden ſollte, nachzuſuchen. W. wußte dort ſo geſchickt auf die Handelswelt, namentlich in Amſterdam einzuwirken und auch der Regierung die den holländiſchen Intereſſen von Schweden drohende Gefahr klar zu machen, daß dieſe jetzt bereitwillig auf ſeine Anträge einging, auch allmählich in den Forderungen, die ſie ihrerſeits ſtellte, nachließ und ſo kam das Bündniß vom 27. Juli 1655 zu Stande, in welchem die Generalſtaaten verſprachen, dem Kurfürſten, wenn er in Cleve oder in ſeinen Beſitzungen an der Oſtſee angegriffen werden ſollte, 4000 Mann zu Hülfe zu ſchicken, während dieſer ſich verpflichtete, den Holländern dieſelben Handelsvortheile wie bisher in ſeinen Häfen zu gewähren und letztere niemand anders zu überlaſſen. Freilich führte der Kurfürſt zu gleicher Zeit auch Unterhandlungen mit Schweden, er war bereit, wenn ihm der König den freien Beſitz von Preußen und einen Antheil an der polniſchen Beute zuſicherte, mit ihm gemeinſame Sache zu machen, und als bei den darüber in Stettin geführten Unterhandlungen der über den Zweck und den Verlauf der Verhandlungen mit Holland wohlunterrichtete König vor allem das Aufgeben derſelben verlangte und ſich den Anſchein gab, als ob er im übrigen zu einer Verſtändigung bereit ſei, da befahl der Kurfürſt W., vorläufig den Abſchluß des Bündniſſes mit Holland hinzuziehen. Da aber die auf dieſe Verhandlungen mit Schweden argwöhniſche holländiſche Regierung jetzt zum Schluß drängte, ſo entſchloß ſich W. doch, den Vertrag zu unterzeichnen, und reiſte ſelbſt mit demſelben nach Berlin, um ſein Verfahren zu rechtfertigen. Inzwiſchen aber waren die Verhandlungen in Stettin infolge der übermüthigen Forderungen, welche der ſchwediſche König zuletzt geſtellt hatte, geſcheitert, daher war dem Kurfürſten und deſſen Rathgebern das Zuſtandekommen der Allianz mit Holland ſehr erwünſcht, dieſelbe wurde ratificirt und W. ſofort nach dem Haag zurückgeſchickt, um dort die Auswechslung der Ratificationen zu bewerkſtelligen und von der holländiſchen Regierung, im Fall es zum Bruch zwiſchen Schweden und dem Kurfürſten kommen ſollte, nicht nur das vertragsmäßige Hülfscorps ſondern auch weitere militäriſche, diplomatiſche und Geldunterſtützung zu fordern. W. iſt dafür auch mit Erfolg thätig geweſen, die Generalſtaaten ſagten Subſidien und für den nächſten Frühling auch die Sendung von Kriegsſchiffen und Hülfstruppen zu. Aber inzwiſchen gerieth der Kurfürſt dadurch, daß der ſchwediſche König, nachdem er faſt ganz Polen unterworfen hatte, ſich gegen ihn nach Preußen wandte, ſo ins Gedränge, daß er ſich genöthigt ſah, am 17. Januar 1656 den Vertrag von Königsberg einzugehen, in welchem er demſelben die Lehnshoheit über ſein Herzogthum Preußen und den Beſitz des polniſchen Preußens zugeſtand, ſich verpflichtete, Feinden deſſelben keinen Zutritt zu ſeinen preußiſchen Häfen zu geſtatten, dort ebenſolche Zölle, wie ſie der König in den Häfen des polniſchen Preußens einführen werde, zu erheben und den Ertrag dieſer Zölle mit demſelben zu theilen. Dadurch wurden thatſächlich gerade die wichtigſten Beſtimmungen des mit Holland geſchloſſenen Vertrages aufgehoben, trotzdem aber wünſchte der Kurfürſt auch im Bündniß mit Holland zu bleiben und W. erhielt nun die ſchwierige Aufgabe, dort dieſen Wechſel der Politik ſeines Herrn zu rechtfertigen und den Fortbeſtand der Allianz auch unter den veränderten Verhältniſſen durchzuſetzen. Das iſt auch gelungen. Als dann der Kurfürſt noch weiter ging und ſich durch den Marienburger Vertrag vom 25. Juni mit dem Könige von Schweden zur Theilnahme am Kriege gegen Polen verband, nun aber die Gefahr

drohte, daß Holland namentlich um Danzig zu retten feindlich gegen Schweden auftreten werde, wurde er beauftragt, dieses zu verhüten und vielmehr zu einer Verständigung zwischen diesen beiden Mächten mitzuwirken, die auch wirklich durch den Elbinger Vertrag vom 11. September 1656 erreicht wurde. Ebenso hat er nachher die weiteren Veränderungen in der Politik des Kurfürsten, die freiere Gestaltung seines Verhältnisses zu Schweden durch den Vertrag von Labiau (20. November 1656), dann im nächsten Jahre seine Abwendung von dieser Macht und seine Verständigung mit den Gegnern derselben, zu rechtfertigen und auf eine entsprechende Stellungnahme Hollands zu diesen Mächten hinzuarbeiten gehabt. In geschicktester Weise hat er den Holländern klar zu machen gewußt, daß eine selbständige und mächtige Stellung des Kurfürsten inmitten der nordischen Mächte ihren Interessen förderlich sei, und er hat sie wiederholt von der engherzigen Absicht, die bedrängte Lage desselben dazu zu benutzen um sich selbst in den Besitz seiner preußischen Häfen zu setzen, abgebracht.

Zugleich aber ist er auch fortgesetzt mit den clevischen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Anfang October 1655 ging er auf den Wunsch der Prinzessin von Oranien, welche im Auftrage des Kurfürsten eine Verständigung mit den dortigen Ständen zu vermitteln suchte, dorthin und nahm an den Verhandlungen theil, mit deren Ergebniß der Kurfürst freilich keineswegs zufrieden war. Ihm übertrug dann der Kurfürst die Sorge für die Truppenwerbungen und Steuererhebungen, welche er eigenmächtig dort in den nächsten Jahren vornehmen ließ, und W. vor allen war es, der den Machinationen der dadurch aufs neue zur heftigsten Opposition gereizten Stände entgegentrat, ihre Bemühungen in ein Schutzverhältniß zu den Niederlanden zu treten, vereitelte, die anfangs zaghafte Regierung zu kräftigerem Auftreten ermuthigte, für die militärische Sicherung des Landes sorgte und so auch die feindlichen Anschläge des Pfalzgrafen von Neuburg zu nichte machte. Aber nicht nur als Vollstrecker der Befehle des Kurfürsten ist er thätig gewesen, er hat auch seinerseits auf die Entschlüsse desselben Einfluß ausgeübt, indem er theils in seinen Berichten an denselben, theils in seinen vertraulichen Briefen an seinen mehr und mehr im Rathe desselben die Oberhand gewinnenden Freund Schwerin seiner eigenen Meinung über die Lage der Dinge und über die einzuschlagenden Wege Ausdruck gab. Dringend hat er gerathen, daß der Kurfürst, um Holland nicht vollständig vor den Kopf zu stoßen, die in dem Königsberger Vertrage festgesetzte Erhöhung der Hafenzölle zu verzögern suche, auf das lebhafteste hat er darauf gedrungen, daß der Kurfürst die günstige Gestaltung der Dinge im Herbst 1656 dazu benutze, um sich von dem Lehnsverhältniß zum König von Schweden frei zu machen, mit gleichem Erfolge hat er 1657 vor einem vorschnellen Bruch mit Schweden gewarnt und auch den clevischen Ständen gegenüber hat er zu verhüten gesucht, daß durch zu hartes und schroffes Auftreten dieselben zum äußersten getrieben würden. Noch in einer anderen Angelegenheit hat er der Sache des Kurfürsten genützt. Gegenüber den Bemühungen des Pfalzgrafen Adolf, des Bruders des schwedischen Königs, um die Hand der Prinzessin Henriette von Oranien, der Schwester der Kurfürstin, hat er die Vermählung derselben mit dem Fürsten Johann Georg von Anhalt, den man Aussicht hatte auf diese Weise zum Verlassen des schwedischen Dienstes und zum Eintritt in denjenigen des Kurfürsten zu bestimmen, in Vorschlag gebracht und zustande zu bringen gesucht. Auf den Wunsch der alten Prinzessin von Oranien reiste er, um diese Angelegenheit zu ordnen und um eine Steuerermäßigung für die damals durch eine Ueberschwemmung schwer betroffenen clevischen Lande zu erwirken, im April 1658 wieder nach Berlin. Er hat dort nicht nur eine günstige Erledigung dieser Angelegenheiten erwirkt, sondern damals auch neue

Beweise der Huld des Kurfürsten empfangen. Derselbe trug ihm damals die vacant gewordene clevische Kanzlerstelle an und am 20. Mai hat er die Eidespflicht für dieses neue Amt abgelegt, doch wurde diese Ernennung vorläufig noch geheim gehalten; erst am 8. Januar 1659 ist er in Cleve dnrch den Statthalter, den Fürsten von Nassau feierlich in dieses Amt eingeführt worden. Als jetzt aber der Kurfürst Schwerin zu dem schwedischen Könige schickte, um einen letzten Versuch zu machen, denselben zum Abschluß eines allgemeinen Friedens unter billigen Bedingungen zu bewegen, da gab er W. demselben als Begleiter mit und W. hat so theil genommen an jener berühmten Sendung nach Flensburg, deren Ausgang (der König wollte den Gesandten nur unter demüthigenden Bedingungen Audienz gewähren, dieselben aber ließen sich darauf nicht ein, sondern reisten sofort wieder ab) den Anlaß zu dem offenen Bruch des Kurfürsten mit Schweden gab. Infolge dessen erhielt W., der im September wieder nach Holland zurückkehrte, den Auftrag, dort und unterwegs bei den braunschweigischen Herzögen und dem Bischof von Münster Hülfe für den Kurfürsten, welcher befürchtete, daß der schwedische König nun seinen Angriff zunächst gegen ihn richten werde, nachzusuchen, darauf aber auch nach England zu gehen und zu versuchen Cromwell von der Seite des schwedischen Königs ab und auf die der Gegner desselben zu ziehen. Aus der Reise nach England ist infolge des Todes Cromwell's, der darauf dort ausbrechenden inneren Wirren und fortgesetzten Parteinahme für Schweden nichts geworden, in Holland aber ist W. wieder auf das eifrigste und anfangs auch mit gutem Erfolg für die Sache des Kurfürsten thätig gewesen. Er erwirkte, daß eine holländische Flotte in die Ostsee gesendet wurde, um den König von Dänemark, gegen den sich unerwarteter Weise aufs neue der schwedische König gewendet hatte und der in seiner Hauptstadt Kopenhagen schwer bedrängt wurde, Beistand zu leisten und auch dem Kurfürsten, der an der Spitze der verbündeten Armee die Schweden in Holstein angegriffen hatte, die Hand zu reichen. Aber schon zu Ende dieses Jahres machte sich die Einwirkung Englands und Frankreichs zu Gunsten Schwedens in Holland geltend und im nächsten Jahre ließ sich die holländische Regierung trotz der eifrigsten Gegenbemühungen Weimann's und des dänischen Gesandten zum Abschluß erst des ersten und dann des zweiten Haager Concertes bestimmen, welche darauf abzielten, den Frieden zwischen Dänemark und Schweden herzustellen und so letzterem freie Hand gegen seine anderen Gegner zu schaffen. Nur der trotzigen Weigerung des schwedischen Königs, sich den von jenen Mächten an ihn gestellten Bedingungen zu fügen, hatte man es zu verdanken, daß zu Ende des Jahres die holländische Flotte wieder an dem Kampfe gegen denselben theilnahm. Zwischenein hatte W. zusammen mit dem von Berlin aus geschickten Freiherrn v. Löben im Haag die letzten Verhandlungen über die Heirath des Fürsten von Anhalt geführt und er hat dann an der am 18. Juli zu Gröningen gefeierten Hochzeit, zu welcher auch die Kurfürstin von Brandenburg erschienen war, theilgenommen. Auch im nächsten Jahre ist er bis zum Friedensschluß bemüht gewesen, Holland zur Abkehr von der Concertpolitik und zu engem Zusammenwirken mit dem Kurfürsten zu bewegen, doch ist er darin ebenso wenig erfolgreich gewesen, wie in dem Versuche, den er im Verein mit der oranischen Partei im Lande selbst machte, die Aufhebung der Seclusionsacte durchzusetzen.

Der gleichzeitig mit der Beendigung des nordischen Krieges eingetretene Umschwung in England, die Wiederherstellung des stuartschen Königthums, hat W. mit der größten Freude und der Hoffnung erfüllt, jetzt in England einen Bundesgenossen für den Kurfürsten, der nach wie vor von Schweden bedroht schien, zu gewinnen und dadurch auch Holland enger an denselben zu ketten. Er rieth daher gleich nach der Ueberkunft König Karl's II. nach London dem Kurfürsten, dorthin eine Gesandtschaft zu schicken und Unterhandlungen wegen

eines Bündnisses zu beginnen. Der Kurfürst ging darauf ein, ließ zunächst durch v. Pöllnitz den König beglückwünschen und schickte dann im Februar 1661 den Fürsten Moritz von Nassau und W. selbst nach England hinüber. Sie erhielten den Auftrag, dort über ein Vertheidigungs- und Handelsbündniß zu verhandeln, zugleich es dahin zu bringen, daß die aufs neue über die Vormundschaft des Prinzen von Oranien ausgebrochenen Streitigkeiten beigelegt, die Leitung derselben auch von dem englischen König, dem seine inzwischen verstorbene Schwester, die Mutter des Prinzen, ihre Rechte übertragen hatte, der Großmutter desselben überlassen, die Eingriffe der holländischen Regierung in dieselbe zurückgewiesen, zugleich aber auch von englischer Seite den Gewaltschritten entgegengetreten werde, welche sich der König von Frankreich gegen das zu dem oranischen Besitz gehörige Fürstenthum Orange erlaubt hatte. Endlich sollten sie womöglich eine Heirath zwischen König Karl II. und der Prinzessin Marie von Oranien, der jüngsten Schwester der Kurfürstin, zu Stande bringen. Auf der Hinreise sollten sie auch in Holland über jene Vormundschaftsangelegenheit verhandeln, zu erwirken suchen, daß die dortige Regierung sich mit der Leitung der Erziehung des Prinzen begnüge, ferner die Herausgabe einer die geheimen Papiere des Vaters desselben enthaltenden eisernen Kiste verlangen. Die Gesandten haben zunächst dort diese Aufträge ausgerichtet, zwar gelang es ihnen nicht über die Vormundschaftssache eine Verständigung zu erreichen, wol aber verstand W. es, durch keckes Zugreifen sich jener Kiste zu bemächtigen und sie in Sicherheit zu bringen. In England, wo sie Anfang März anlangten, wurden ihnen hohe Ehren erwiesen und sie haben hier in der Hauptsache ihr Ziel erreicht. Zwar konnten sie die Heirathsangelegenheit gar nicht vorbringen, da König Karl sich schon zur Vermählung mit einer portugiesischen Prinzessin entschlossen hatte, es gelang ihnen aber zunächst am 17. Mai einen Vertrag über die oranische Vormundschaft, welcher im wesentlichen den Wünschen des Kurfürsten und seiner Schwiegermutter entsprach, dann am 1. Juni einen solchen über gemeinschaftliche bei dem Könige von Frankreich zu Gunsten des Fürstenthums Orange zu unternehmende Schritte, endlich am 20. Juli ein Bündniß auf 10 Jahre abzuschließen, durch welches sich England verpflichtete, dem Kurfürsten, wenn er in Preußen, Pommern oder Brandenburg angegriffen würde, Hülfe zur See zu leisten, sowie den Kaufleuten aus dessen Landen dieselben Rechte, wie die englischen Kaufleute dort genossen, und dieselben Vergünstigungen wie den Holländern und Dänen zu gewähren. Allerdings gelang es einer Partei am Hofe des Kurfürsten, diesem und auch der Prinzessin von Oranien einzureden, daß in jenem ersten Vertrage die Interessen der letzteren nicht genügend gewahrt seien, und der Kurfürst hat anfangs denselben nicht gebilligt, er ließ sich aber durch die gründlichen und freimüthigen Darlegungen der Gesandten eines besseren belehren, so hat er zwar den leidenschaftlichen Ton ihres Schreibens getadelt, aber in der Sache selbst ihnen Recht gegeben und alle drei Verträge gut geheißen, und auch die alte Prinzessin von Oranien hat ihnen nach ihrer Rückkehr wieder ihre Gunst zugewendet. Bald darauf starb W. im Haag am 29. October 1661, erst 40 Jahre alt, tief betrauert in seiner Heimath, von seinen Freunden am Hofe des Kurfürsten und auch von den holländischen und englischen Staatsmännern, welche seine hohen Gaben und seine hervorragende Tüchtigkeit kennen gelernt hatten. Ein Denkmal derselben liegt noch jetzt vor in dem von W. angelegten Journal, in welchem zu jedem Tage Abschriften seiner amtlichen Correspondenz mit dem Kurfürsten, der clevischen Regierung und den anderen Vertretern des Kurfürsten im Auslande, ferner sein vertraulicher Briefwechsel mit hervorragenden Personen, namentlich mit Schwerin, dann aber auch zahlreiche in seine Hände gekommene Actenstücke und endlich sogenannte Nouvelles, zeitungsartige Berichte,

welche aus den verschiedersten Gegenden in Holland eingetroffen und zu seiner Kenntniß gekommen waren, eingetragen sind und welches so eine höchst reichhaltige und interessante Quelle für die Geschichte jener Zeit bildet. Leider sind davon nur noch 10 Bände erhalten, von denen 9, die Zeit vom Januar bis September 1655 und vom September 1656 bis August 1659 umfassend, jetzt im Berliner, der 10., nur auf clevische Angelegenheiten bezügliche Schriftstücke enthaltend, im Düsseldorfer Staatsarchiv aufbewahrt werden. W. scheint dasselbe nicht nur aus geschäftlichen Rücksichten geführt, sondern auch die Absicht gehabt zu haben, auf Grund derselben einst eine Darstellung der Zeitgeschichte abzufassen. In einem Briefe an Schwerin vom 11. April 1659, in welchem er diesem für die Mittheilung von Schriftstücken dankt, bemerkt er: „Mir ist's sonderlich lieb zu erhalten und sonsten meine Memoiren damit zu bereichern. Vielleicht gebe ich noch eine historiam belli nostri".

Urkunden u. Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg IV—IX. — Weimann's Journal und andere Acten des Berliner Staatsarchivs. F. Hirsch.

Weimar: Georg Peter W., ein Musiker von Ruf, geboren am 16. December 1734 zu Stotternheim, einem Dorfe in Sachsen-Weimar, † am 19. December 1800 zu Erfurt. Schon als Knabe zeigte er Anlagen zur Musik und erhielt vom Schullehrer seines Geburtsortes Unterricht im Singen und Spielen einiger Instrumente. Als er dann 1752 das Gymnasium in Erfurt besuchte, wurde Jakob Adlung sein Lehrer in der Musik, der ihn in alle Fächer der Kunst einweihte. Im J. 1758 erhielt er in Zerbst die Stelle eines Kammermusikus und Hofcantors und befreundete sich daselbst mit Fasch, der ihm mit gutem Rathe beistand. Auch vervollkommnete er sich bei Göckh im Violinspiel. Nach sechsjährigem Aufenthalte erhielt er 1763 einen Ruf als Cantor an die Kaufmannskirche in Erfurt, wurde 1774 Musikdirector daselbst und erhielt 1776 den Titel eines Musikmeisters, auch leitete er am Rathsgymnasium daselbst den Gesangunterricht. Im J. 1799 widerfuhr ihm das Unglück eines Beinbruchs und gleich nach den ersten Ausgängen überfuhr ihn ein Schlitten, sodaß er sich von seinem Schmerzenslager nicht mehr erhob. Für Erfurt bildete er den Mittelpunkt alles musikalischen Lebens und Strebens, er errichtete sogar für seinen Sohn Johann Daniel ein Notendruckgeschäft, welches noch bis in die neueste Zeit blühte und sich zur Hofbuchdruckerei emporschwang. Als Componist machte er sich besonders durch geistliche Chorgesänge, als Cantaten und Motetten mit Orchesterbegleitung bekannt. Die kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt drei Cantaten von ihm (Mscr. 22950) und im Mscr. 85 eine weltliche Cantate: „Heil goldner Erndte Kranz". Gedruckt ist nur eine Sammlung leichter Motetten für Schulen in zwei Bänden, in Leipzig 1782 und 1783 erschienen. Auch ein kleines theoretisches Werk gab er bei Breitkopf heraus. Sein Choralmelodienbuch erschien erst nach seinem Tode im Verlage seines Sohnes, betitelt: „Vollständiges rein und unverfälschtes Choralmelodienbuch . . . mit harmonischer Begleitung". Fünf Melodien sind mit seinem Namen gezeichnet, abgedruckt bei Zahn: „Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder", s. auch Bd. 6, S. 381, wo das Choralbuch ausführlich beschrieben wird. Seine Ausdrucksweise erhebt sich nicht über diejenige seiner Zeitgenossen, die darin bestand, eine gemüthliche, wohlklingende, regelrecht gesetzte Composition zu schaffen, die sich in keiner Weise von der gäng und geben Ausdrucksweise entfernte.

Gerber's beide Lexika und Zahn's Melodienbuch. Rob. Eitner.

Weinbrenner: Friedrich W., Architekt, geboren 1766 in Karlsruhe, zu einer Zeit, da es in seinem Vaterlande noch keine Bildungsanstalten für Künstler gab. Er sah sich daher auf seinen Vater, einen tüchtigen Zimmermeister, ange-

wiesen. Allein der Vater starb früh und der Jüngling war ohne Führer, bis der Major Lux, dem Baden die erste Einrichtung einer Artillerieschule verdankt, auf das Talent des jungen W. aufmerksam wurde. Dieser ertheilte ihm Unterricht im Zeichnen und in der Mathematik. Daneben beschäftigte er sich mit dem Bauwesen praktisch unter Leitung seines Bruders, eines ausgezeichneten Maurermeisters. Im J. 1787 ging er nach Zürich, um den Bau einiger Gebäude zu leiten und dann zu einem Jahrescurs an die Akademie nach Wien. Auf seiner Rückkehr kam er nach Berlin, und ging dann auf das Zureden des Malers Carstens nach Italien, wo die Werke der alten classischen Architektur einen mächtigen Eindruck auf ihn machten und jetzt sah er seine Richtung klar vorgezeichnet. Er suchte in den Geist der alten Bauwerke einzudringen, was ihm bei seinem Talente in hohem Grade gelang. Das frühere mangelhafte Studium der Baukunst wurde jetzt auf haltbare Grundsätze zurückgeführt und in allen seinen Schöpfungen traten antike Formen dem manierirten Modekram seiner Vorgänger entgegen. In Rom unternahm er mehrere sinnreiche Restaurationen antiker Gebäude. In Sicilien fesselten ihn wol die griechischen Bauten Pästums; er kam aber überhaupt seitdem über den Kreis der alten römischen Kunst nicht hinaus und sie war ihm maßgebend in allen Verhältnissen. Das drückt sich in allen seinen Werken aus, theilweise in großer Nüchternheit, sodaß z. B. seine vielen Bauten in Karlsruhe monoton und leer erscheinen. Die edelste Blüthe griechischer Baukunst blieb ihm fremd. In früheren Werken über Architektur galt er freilich als Wiederhersteller der classischen Kunst, in der erst Schinkel später den lebensvollen Organismus zur Anschauung gebracht. Weinbrenner's Streben war indessen doch von größter Bedeutung, und die Schule, welche er gründete, verwaltete gewissenhaft das anvertraute Gut. W. wies in seinem Unterricht beharrlich auf die Werke der classischen römischen Architektur hin. Soviel er aber auch zur Läuterung des Geschmacks beitrug, für die Werke der mittelalterlichen Kunst hatte er keine Würdigung. Der romanische und gothische Stil blieb unbeachtet. So große Anerkennung auch seine in Italien ausgeführten Pläne und perspectivischen Ansichten bei seiner Rückkehr in Karlsruhe 1797 fanden, wurde ihm doch nur eine geringe Anstellung zu theil. Er ging deshalb nach Straßburg, wo er Gelegenheit fand, sein Talent von der glänzendsten Seite zu zeigen. Er fertigte den Plan zum Monumente des Generals Desaix, des Generals Beaupuy bei Neubreisach und den Entwurf zu dem vom französischen Directorium projectirten Nationaldenkmal der Republik in Bordeaux. Diese Arbeiten gründeten den Ruhm des Meisters und verschafften ihm einen Ruf nach Hannover, doch bewirkte die Gräfin v. Hochberg seine Anstellung als Bauinspector in Karlsruhe. Hier öffnete sich ihm ein glänzender Wirkungskreis und er nahm in der Folge die höchste Stelle seines Faches ein. Nach Müller's Tod ernannte ihn der Großherzog Karl Friedrich zum Oberbaudirector des Landes. Er baute die neue katholische und lutherische Kirche, die Synagoge, das Rathhaus, das Theater, das Ettlinger Thor, das Palais Hochberg, das Gartenpalais der Markgräfin Friedrich, die ältere Kaserne ꝛc. ꝛc. Nach seinen Plänen wurde die Stadt erweitert, aber in ihrer Einförmigkeit nicht verschönert. Auf den Bau des Theaters richtete er sein besonderes Augenmerk und wollte auch hier die alte classische Form angewendet wissen, gab auch 1809 ein Werk heraus über das Theater in architektonischer Hinsicht. Auch die bildenden Künste umfaßte sein reger Sinn, besonders die historische Malerei und die Plastik als selbständige Kunst. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen ein architektonisches Lehrbuch in drei Theilen. Nach dem Tode seiner Gattin lebte er einzig in der Kunst und Litteratur. Hochgeschätzt als Künstler und als Mensch war W. und sein gastliches Haus ein von allen Gebildeten gesuchtes.

Er schrieb eine Selbstbiographie, welche nach seinem 1826 erfolgten Tode erschien: Fr. W., Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben und mit einem Anhange versehen von Dr. A. Schreiber. Heidelberg 1829.

Vgl. Nagler. L. Katzenstein.

Weingarten: Benedict v. W. gehörte einer Familie an, welche wahrscheinlich aus dem Dorfe Weingarten bei Aarberg im Kanton Bern stammte, zwar nicht adelig war, aber während einiger Zeit zu den angesehensten städtischen Geschlechtern zählte. Benedict, dessen Geburtsjahr nicht angegeben werden kann, erscheint seit 1488 als Mitglied des Großen Rathes oder der „Zweihundert“ von Bern; war dann, wie auch schon sein Vater, Landvogt zu Bipp, von 1494—98, nachher im aargauischen Amte Schenkenberg, 1498—1502, endlich auf dem Schlosse zu Aarwangen, 1502—1505; wurde aber 1506 zum Mitgliede des „Kleinen Rathes“ und zum „Venner“ erwählt. Er galt als einer der entschiedensten Gegner des französischen Einflusses und der Reislauferei unter die französischen Fahnen und scheint durch seine offene Parteinahme gegen die herrschende Unsitte sich viel Haß und Ungunst zugezogen zu haben. Als im J. 1513 die Eidgenossen ausziehen mußten, um das im Jahre vorher dem Herzog Maximilian Sforza wieder gewonnene Herzogthum Mailand gegen die Angriffe der Franzosen zu vertheidigen, wurde W. als „Hauptmann“ an die Spitze der Berner gestellt. Es war vorerst nur eine kleine Schaar von etwa 4000 Mann, welcher erst später ein zweiter Zug nachfolgen sollte. Sie stand einem gewaltigen und glänzend ausgerüsteten Heere gegenüber, das von den berühmtesten Feldherren der Zeit, den La Tremouille, Trivulzio und Robert von der Mark geführt war. Zuerst willens, mit dem Herzog Maximilian gegen Alessandria zu rücken, zogen sich die eidgenössischen Söldner, nachdem bereits Mailand gefallen war, nach dem festen Novara zurück, um dort die aus der Heimath zugesagte Verstärkung zu erwarten. Die Franzosen folgten ihnen auf dem Fuße nach, und Novara wurde belagert. Die Heftigkeit der Beschießung übertraf alles, was man bis dahin je gehört hatte. Bald waren die Mauern zerstört; bei offenen Thoren wurde die Stadt geschirmt. Dabei fehlte es nicht an Versuchen, die Gewalt des schwerfälligen Kugelgeschützes durch Mittel der Verlockung zu unterstützen, wie sie nur zu oft in diesen Feldzügen mit Erfolg sind angewendet worden; doch gelang es, die Truppen bei ihrer Pflicht zu erhalten. Am 5. Juni kam der mit Sehnsucht erwartete Gewalthaufe der Eidgenossen in die Nähe der bedrängten Stadt und vereinigte sich mit der Besatzung; die Franzosen dagegen bezogen ein festes Lager. Schon am folgenden Morgen, am 6. Juni 1513, schritten die Schweizer, jetzt etwa 9000 Mann stark, zum Angriff. Nachdem sie sich in gewohnter Weise durch Gebet ermuthigt, stürzten sie sich in ungeordnetem aber stürmischem Anlauf auf die Franzosen, sodaß La Tremouille nur halbbewaffnet zu Pferde stieg und Trivulzio in höchster Eile seine Truppen eintheilen mußte. Allein verderblich wütheten die französische Artillerie und die schwergepanzerten Kürassiere. Der Herzog wich in die Stadt zurück; die Eidgenossen hielten aus. Bald kam es zum Handgemenge, da man nicht mehr mit Streitäxten und Hellebarden, sondern mit Dolchen und Messern kämpfte. Da brach plötzlich, als das Gefecht am zweifelhaftesten stand, eine Abtheilung, welche durch die Reiterei aufgehalten worden war, dem Feinde in die Seite und entschied den Sieg. In wilder Flucht löste sich das französische Heer auf; vergeblich bemühte sich Trivulzio seine Mannschaft zusammenzuhalten. La Tremouille selbst war verwundet. Nicht weniger als 8000 Landsknechte und Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, die Sieger selbst hatten in dem mehr als dreistündigen Kampfe wol 1500 Mann verloren. Unter den 200 todten Bernern lag auch der Hauptmann v. W. Der Bernische Chronist deutet an, daß nachher der Argwohn auftauchte, derselbe sei „erst nach

vergangenem strit von bösen fründen" getödtet worden. Er gibt als Zeitgenosse dem Verstorbenen das Zeugniß, daß er „ein hantfester, ufrechter, witziger mann" gewesen. Der Sieg war einer der glänzendsten, den die Schweizer Truppen je erfochten haben; wie viel Verdienst dabei v. W. zukömmt, kann nicht gesagt werden.

Benedict's Bruder Hans v. W., 1506 Landvogt zu Erlach, war in den Mailänder Feldzügen von 1511—13 Pannerträger der Berner; ein eifriger Freund der Reformation und entschiedener Anhänger Zwingli's (Zw. Werke, hgg. von Schuler und Schultheß, Bd. VIII, 488, 569, 611). Dessen Sohn, Wolfgang v. W., war erst Hauptmann im Dienste Frankreichs, dann Pannerträger der Berner im Kappelerkriege von 1531, und zweiter Feldhauptmann bei der Eroberung des Waadtlandes, 1536; er wurde 1562 zum Schultheißen erwählt, schlug jedoch diese Würde aus und ist 1574 gestorben.

Val. Anshelm, Berner Chronik III, 419 u. ff. — Leu, Helvet. Lexikon XIX, 238. — v. Tillier, Geschichte des Freistaates Bern III, 78—80. — Glutz-Blotzheim, Geschichte der Eidgenossen (Fortsetzung Joh. v. Müller's) V, 2, S. 311—325. Blösch.

Weingärtner: Johann Christoph W., Theologe und Mathematiker, geboren am 3. October 1771 zu Erfurt, † ebenda am 19. Februar 1833. Die Familie Weingärtner war eine Erfurter Prediger- und Lehrerfamilie. Urgroßvater, Großvater und Vater hatten diesem Stande angehört, und so war es nur natürlich, daß auch Johann Christoph W. für denselben erzogen wurde. In der Stadtschule, dann in dem evangelischen Rathsgymnasium und durch besonderen Unterricht des Vaters vorgebildet, wurde er schon im Herbst 1787 an der Universität Erfurt als Theologe immatriculirt, hörte aber auch mathematische Vorlesungen, da er bereits auf dem Gymnasium eine vorherrschende Neigung zu dieser Wissenschaft an den Tag gelegt hatte. Von 1789 bis 1791 setzte er seine Studien in Jena fort und kehrte dann nach Erfurt zurück, wo sein Vater eben zum Pastor an St. Michael ernannt worden war. Er unterstützte als Candidat seinen Vater im Predigeramte, bis dieser 1793 starb, dem 22jährigen Sohne als ganzes Erbtheil die Fürsorge für zwei jüngere Geschwister hinterlassend. W. suchte zunächst durch Privatunterricht den gemeinsamen Unterhalt zu bestreiten, dann seit 1794 als Conrector an der Predigerschule und Hülfsprediger. Daneben ertheilte er seit 1796 am Trommsdorff'schen pharmaceutischen Institute (s. A. D. B. XXXVIII, 641—644) mathematischen Unterricht und war mit Trommsdorff an der Herausgabe der „Monatsschrift zur Aufklärung für den Bürger und Landmann" betheiligt. Fügen wir hinzu, daß W. 1801 doctorirte, so mag man entnehmen, daß er seinem schwächlichen Körper viel zumuthete. Er stand im Begriffe sich an der heimathlichen Universität als Mathematiker zu versuchen, als ihm 1801 in dem Dorfe Schwerborn eine Pfarrei angetragen wurde, deren bescheidene aber gesicherte Stellung er vorzog, trotzdem schon im vorausgegangenen Jahre 1800 sein zweibändiges „Lehrbuch der combinatorischen Analysis nach der Theorie des Herrn Professor Hindenburg" erschienen war, welches ihm bei dem damals unbestrittenen Uebergewichte der Combinatoriker an deutschen Hochschulen die akademische Laufbahn zu ebnen sehr geeignet war. Auch von Schwerborn aus war W. in ähnlicher Richtung thätig und gab 1802 in den Schriften der Erfurter Akademie eine „Darstellung der Grundlage der Derivationsrechnung von Lagrange und Arbogast" heraus. In der Mitte des Jahres 1805 wurde W. zum Pfarrer in Egstedt gewählt. Dort entstanden zwei Bände „Deutliche und gründliche Anleitung zur Rechenkunst und Meßkunst und zu der gemeinnützigsten Anwendung derselben". Dort verheirathete sich auch W. mit einer Kaufmannstochter aus Erfurt. Diese neu

angeknüpften Beziehungen verhalfen ihm wol mit dazu, daß er 1812 von der Kaufmannsgemeinde in Erfurt zum Diakonus gewählt und in festlicher Weise dorthin abgeholt wurde. Er trat wieder als Lehrer in das Trommsdorff'sche Institut ein, wurde Professor in der philosophischen Facultät, später Professor der Theologie. Seit 1815 bis zu seinem Tode war er Pfarrer, 1820 Oberlehrer für den mathematischen Unterricht am neuen Erfurter Gymnasium, später Oberaufseher über die städtischen Lehranstalten. Der Erfurter Zeit gehören noch einige mathematische Programme an. Alle seine Schriften weisen W. eine ehrenvolle Stellung unter den Combinatorikern an.

Mensing, Weingärtner's Lebensbeschreibung, 1834. — Neuer Nekrolog d. Deutschen XI, 130—134. Cantor.

Weingärtner: Sigismund W., auch Weingartner genannt, hat nach dem Nürnberger Gesangbuch von 1611 ein geistliches Lied: „Auf Jesum Christ steht all mein Thun" gedichtet. Im Register ist es mit S. W. bezeichnet, welche Buchstaben vor dem Register durch Sigismund Weingärtner erklärt sind. Nun folgt in dem Register auf das bezeichnete das bekannte Lied: „Auf meinen lieben Gott trau ich in aller Noth", für welches kein Dichter genannt ist, und dieser Umstand hat veranlaßt, daß seit 1639 auch dieses ungleich bekanntere und berühmtere Lied W. zugeschrieben ward, — was ein reines Mißverständniß ist. Der Dichter dieses vortrefflichen und allgemein verbreiteten Liedes ist bis jetzt unbekannt geblieben, denn auch daß Johann Oldenberger oder Friedrich Beurhaus, die wol genannt sind, es wirklich verfaßt haben, ist bisher nicht nachgewiesen. Das Lied selbst ist, nach Mützell und Wackernagel, zuerst in Melchior Vulpius' Gesangbuch von 1609 gedruckt; nach Bode findet es sich schon in den 766 Geistlichen Psalmen u. s. w. (Nürnberg 1607). — Uebrigens wissen wir auch von Sigismund W. nichts als den Namen; er soll Prediger „in oder bei Heilbrunn" gewesen sein, aber weder in oder bei dem schwäbischen Heilbronn noch in oder bei dem fränkischen Heilsbronn hat man ihn bisher gefunden. Das ihm wol mit Recht zugeschriebene, oben zuerst genannte Lied, von dem der erste bekannte Druck sich in der erwähnten, 1607 zu Nürnberg gedruckten Liedersammlung befindet, wo auch der Name W. als Dichters desselben schon genannt ist, hat unsers Wissens eine weitere Verbreitung nicht gefunden.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. 2, S. 300. — Mützell, Geistliche Lieder III, 974. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, 655; V, 433. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 52, und Supplement zur 1. Hälfte, S. 15. — Goedeke, 2. Aufl., II, 198, Nr. 121. — Bode, Quellennachweis, S. 324, Nr. 645. l. u.

Weinhart: Ferdinand Karl W., hervorragender Arzt zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, war Professor an der Universität zu Innsbruck, Leibarzt Kaiser Karl's VI. und hinterließ: „Nucleus universae medicinae in tres partes distributus, in quarum prima universae medicinae theoricae, in secunda et tertia practicae fundamentorum summa continetur" (Padua 1715, 1728, 3 Bde.); „Medicus officiosus seu de officio medici" (Nürnberg 1715, 1726) u. a.

Vgl. Éloy, Dict. historique de la médecine IV, 567. Pagel.

Weinhold: Karl August W., Mediciner, wurde am 6. October 1782 in Meißen geboren. 1796 bezog er das Collegium medico-chirurgicum zu Dresden, das er später mit dem Militärhospital in Prag vertauschte, wo er sich unter Direction von Mitrasch weiter fortbildete. Nachdem er 1798 die militärchirurgische Prüfung in Dresden bestanden hatte, wurde er Compagniechirurgus bei einem sächsischen Regiment, nahm aber 1802 seine medicinischen

Studien in Dresden wieder auf, verließ den militärischen Dienst gänzlich, ging noch zu seiner weiteren Vervollkommnung nach Wittenberg und erlangte hier 1805 mit der Inauguralabhandlung: „De pareseos et methodi pareticae dignitate“ die medicinische Doctorwürde. Hierauf machte er wissenschaftliche Reisen nach Wien, Paris und nachdem er einige Jahre in seiner Vaterstadt prakticirt hatte, bereiste er auch die Schweiz und Italien, war von 1811—1812 Director der medicinischen Klinik in Dorpat, ließ sich dann in Dresden nieder, erhielt hier 1814 die Stellung als Professor der Arzneimittellehre am collegium med.-chir., folgte 1817 einem Ruf als kgl. preußischer Leibarzt und Hofrath, sowie als ordentlicher Professor der Medicin und Chirurgie, Director der chirurgischen und ophthalmologischen Klinik nach Halle und wirkte in diesen Aemtern bis zu seinem am 29. September 1829 erfolgten Tode. — W. war ein gelehrter, physiologisch geschulter Arzt und tüchtiger Chirurg. Er ist bekanntlich der Urheber des Vorschlages, zur Verhütung des Pauperismus alle Männer durch Infibulation so lange an der Zeugung zu verhindern, bis sie ihre Fähigkeit zur Ernährung einer Familie nachweisen könnten. Von Weinhold's Schriften führen wir an: „Die Kunst veraltete Hautgeschwüre, besonders die sogenannten Salzflüsse, nach einer neuen Methode schnell und sicher zu heilen“ (Dresden 1807); „Der Graphit, als neu entdecktes Heilmittel gegen die Flechten“ (Leipzig 1808); „Idee über die abnormen Metamorphosen der Highmorshöhle“ (ebd. 1810); „Kritische Blicke auf das Wesen des Nervenfiebers und seine Behandlung“ (Meißen 1814); „Ueber eine heftige, der ägyptischen Ophthalmie ähnliche epidemische Augenkrankheit“ (Dresden 1818); „Von den Krankheiten der Gesichtsknochen und ihrer Schleimhäute, der Ausrottung eines Polypen in der Oberkieferhöhle“ (Halle 1818); „Versuche über das Leben und seine Grundkräfte auf dem Wege der Experimentalphysiologie“ (Magdeburg 1817).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 224 und die dort angegebenen Quellen.

Pagel.

Weinlein: Josaphat W., hervorragender ärztlicher Praktiker des 17. Jahrhunderts, geboren am 30. December 1601 zu Hall in Schwaben als Sohn eines Apothekers, erhielt die ersten Unterweisungen in der Medicin und Chemie von seinem Vater, studirte in Tübingen und erlangte dort im Mai 1622 die medicinische Doctorwürde, wurde 1623 Stadtarzt in Crailsheim in Franken, 1627 in Rothenburg a. T., und starb hier als erster Physicus (seit 1631) am 25. Februar 1662. Ueber schriftstellerische Leistungen Weinlein's berichtet die unten genannte Quelle nichts. Ein Sohn Weinlein's, Johann Christoph W., war gleichfalls Dr. med. und Arzt.

Éloy, Dict. hist. IV, 567. Pagel.

Weinlig: Christian Traugott W., Architekt, geboren am 31. Januar 1739 zu Dresden, bildete sich bei dem Ober-Landbaumeister Schwarz, ging 1766 nach Paris zu Le Roy, Chalgrin und Blondel und nach Rom, wo ihn Winckelmann mit Notabilitäten jeder Art bekannt machte. Um einem besseren Geschmacke Eingang zu verschaffen fertigte er viele Zeichnungen und gab „Briefe über Rom“ heraus, welche 1781—87 in drei Quartbänden, ausgestattet mit Prospecten, erschienen. Der planlosen Ausgelassenheit des willkürlichen Schnörkelgeschmacks suchte er durch größere Ruhe in der äußeren und inneren Decoration entgegenzuwirken; deshalb verwies er auch, seines Zeichens der erste in Sachsen, auf die maßvollen Formen der Antike. Er publicirte auch eine Reihe von decorativen Mustervorlagen „Oeuvres d'Architecture de C. T. Weinlig“ (Dresden 1784—85). Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde W. 1773 sächsischer Oberbauamtszahlmeister und 1799 Oberlandbaumeister, starb aber

noch am 25. November desselben Jahres. Die Wiener Akademie hatte ihn schon 1771 zu ihrem Mitgliede ernannt.

Vgl. Nagler 1851. XXI, 237. — Müller-Klunzinger-Seubert 1864. III, 847. — Meusel, Lex. XIV, 469. Hyac. Holland.

Weinlig: Christian Ehregott W., ein verdienter Musiker des 18. Jahrhunderts, geboren am 28. September 1743 zu Dresden, Sohn des dortigen Bürgermeisters, † am 14. März 1813 ebendort. Ein Zögling der Dresdner Kreuzschule und Schüler Homilius' in der Musik. Sein Compositionstalent entwickelte sich so früh, daß sein Lehrer unbedenklich des Sonntags in der Kirche Cantaten von ihm aufführte, sodaß er den lebhaften Wunsch fühlte sich ganz der Musik zu widmen. Der Vater scheint aber entschieden dagegen gewesen zu sein und bestimmte ihn zu einer gelehrten Laufbahn. Obwol sein Vater schon im J. 1762 starb, verfolgte er dennoch die begonnenen Studien und bezog 1765 die Leipziger Universität. Hier wurde er mit der Koch'schen Schauspielertruppe bekannt und componirte für dieselbe mehrere Ballette, die sich damals dem Singspiel näherten, indem auch Gesänge eingelegt wurden. Diese Ballette gefielen sehr und sein Name wurde mit Achtung genannt, sodaß ihn der Magistrat zum Organisten an der reformirten Kirche ernannte. 1773 kam er als Organist nach Thorn, wo er bis 1780 blieb. Hier erschienen seine ersten gedruckten Werke, vier Claviersonaten mit Flöte und Violoncell, mehrere Cantaten, ein Magnificat, ein Passionsoratorium, welches 1775 in Thorn, 1776 in Danzig und 1777 in Dresden zur Aufführung gelangte. 1780 erhielt er die Organistenstelle an der Frauenkirche zu Dresden und wurde Accompagnist bei der italienischen Oper. W. ließ hier keine Gelegenheit unbenützt um sich als Componist zu zeigen, sodaß, als Homilius, der Cantor an der Kreuzschule, 1785 starb, W. ohne Prüfung zum Cantor gewählt und am 25. October ins Amt eingeführt wurde. Für den Karfreitag 1786 componirte er eine Passionsmusik „Der Christ am Grabe Jesu", gedichtet von Berger, die von damaligen Blättern auf das höchste gepriesen wurde. Durch die Bekanntschaft mit den Musikern und Sängern der Dresdner Oper erreichte er leicht deren Mitwirkung bei größeren kirchlichen Aufführungen und so gestalteten sich dieselben stets für Dresden zu einem Ereigniß, welches Alles, was sich für kunstverständig hielt, in Bewegung brachte. Die Mitwirkung der Opernsänger hatte aber einen nachtheiligen Einfluß auf Weinlig's Compositionen zur Folge; es lag zu nahe dem Sänger Gelegenheit zu geben, sich in glänzendem Lichte zu zeigen und so gerieth W. immer mehr aus einem ernsten kirchlichen in den weltlichen Stil. Im J. 1791 ersuchte W. den Rath um Befreiung vom Schuldienste in der 5. Classe, die ihm auch gewährt wurde, jedoch gegen seinen Wunsch kürzte man ihm auch den Gehalt, der bis dahin mit der Lehrthätigkeit verbunden war, was er schmerzlich empfand und nach den Erfolgen, die er mit den Alumnen erreicht hatte, kaum erwartete. Seit 1809 begann W. zu kränkeln und mußte sich daher öfter von seinem Neffen Christian Theodor Weinlig, als von dem Präfecten vertreten lassen, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöste. Zahlreich sind unter seinen Schülern solche, die es zu einer bedeutenden Stellung in der Musik gebracht haben; es werden Vierey, Lommatzsch, sein Neffe Weinlig und viele andere genannt. Von seinen Compositionen ist nur weniges gedruckt, vieles aber in Handschriften erhalten. An Oratorien und größeren Kirchencantaten sind 16 vorhanden, kleinere Kirchenmusiken an 64; sie finden sich in der Bibliothek der Thomasschule in Leipzig, in der Kreuzkirche zu Dresden, kgl. Musikaliensammlung in Dresden, kgl. Bibl. zu Berlin und Universität in Königsberg.

Karl Held, Das Kirchenkantorat zu Dresden, Vierteljahrsschrift Bd. 10, S. 357 nebst einem Verzeichniß von Weinlig's Werken. Rob. Eitner.

Weinlig: Christian Theodor W., der Neffe des Chr. Ehregott W., geboren am 25. Juli 1780 zu Dresden, ein Sohn des Justizrathes Dr. W., † am 7. März 1842 zu Leipzig. Als Sohn eines musikalischen Hauses wurde ihm die Liebe zur Musik von jung an eingeimpft, doch sollte nicht die Musik sein Lebensziel sein, sondern die Rechtswissenschaft, deshalb besuchte er von 1797 ab die Universität zu Leipzig, bestand 1803 das Examen und ließ sich in Dresden als Advocat nieder, widmete aber dem Studium der Musik seine meiste Zeit, nahm bei seinem Onkel Musikunterricht, ging dann nach Bologna und studirte bei dem Pater Stanislao Mattei den Contrapunkt, wurde dort in die philharmonische Gesellschaft gewählt, hielt sich dann noch zwei Jahre in Italien auf, so daß er die Juristerei völlig vernachlässigte. Nach seiner Rückkehr nach Dresden ließ er sich als Musiklehrer nieder, vertrat vielfach seinen kränklichen Onkel, bewarb sich nach dem Tode desselben um das Cantorat an der Kreuzschule, und wurde auch am 17. Februar 1814 mit großer Majorität vom Stadtrath gewählt. Er verwaltete das Amt so zur Zufriedenheit der Behörde, daß sie ihm im Januar 1815 hundert Thaler Zulage gab, ein Zugeständniß der seltensten Art, denn im übrigen hielten die Väter der Stadt das Stadtsäckel fest in Händen. Trotz alledem fühlte sich W. in seinem Amte nicht wohl. Die Zwistigkeiten zwischen Rector und Cantor, unter denen damals alle Cantorate litten, die Beschwerden des Dienstes, nicht nur in mehreren Kirchen für Musikaufführungen sorgen zu sollen, das Begleiten der Leichen auf den Kirchhof, alles dies bewog ihn unter Vorschiebung von Kränklichkeit den Dienst zu quittiren. Am 22. September 1817 reichte er sein Entlassungsgesuch ein, was auch bewilligt wurde. Er zog sich nun ins Privatleben zurück, ertheilte Musikunterricht und übernahm die Direction der Dreyßig'schen Singakademie. Als dann am 16. Februar 1823 Cantor Schicht an der Leipziger Thomasschule starb, wurde er an dessen Stelle berufen. In dem Bewerbungsschreiben an den Leipziger Rath erwähnt er auch seines Scheidens aus dem Dresdner Cantorat: einzig und allein der Umstand, daß ihm die Ausübung seiner ihm über alles heiligen Dienstpflicht zur Unmöglichkeit gemacht worden sei — wo seine Ehre als Mensch und als Künstler auf dem Spiele gestanden habe — sei der Grund seines ... nothgedrungen gethanen Schrittes gewesen. Am 10. Juli 1823 trat er das neue Amt an und verwaltete es zur Zufriedenheit der Behörde und des Publicums bis zu seinem Tode. Als Componist ist W. nicht hervortretend, er bewegt sich in den allgemein gültigen Formen ohne eine bedeutende Anlage in der Erfindung zu zeigen. Er genügte den Ansprüchen des großen Haufens, der die sonntäglichen Gottesdienste besuchte und damit erfüllte er seine Pflicht. Aus Pietät führte der Thomaschor einzelne seiner Compositionen noch eine Zeit lang auf, doch verschwanden sie auch dort nach und nach vom Repertoire. Bedeutender war er als Lehrer und kein geringerer als Richard Wagner gibt ihm in seiner Selbstbiographie in der Zeitung für die elegante Welt von 1843 das beste Zeugniß. Er schreibt: „ich fühlte die Nothwendigkeit eines neu zu beginnenden streng geregelten Studiums der Musik, und die Vorsehung ließ mich einen Mann finden, der mir neue Liebe zur Sache einflößen und sie durch den gründlichsten Unterricht läutern sollte. Dieser Mann war Theodor Weinlig ..." An theoretischen Werken und Uebungen schrieb er und gab sie theilweise heraus: „Theoretisch-praktische Anleitung zur Fuge" (Dresden 1845, 2. Auflage 1852 und eine ohne Jahr bei Gustav Rotter in Dresden); „Exercitia in der Composition", Nachschrift von Morgenroth (Ms. Bibl. Dresden); „Leitfaden beim mündlichen Unterricht in der musikal. Setzkunst" (aufgesetzt von Borrom. v. Miltitz 1815/16. 3 Bde., Hds. in der Bibl. Dresden); „2 Hefte kurze Singübungen" (Lpz., Hofmeister). — An Compositionen besitzen die Bibliothek der Thomasschule,

die kgl. Musikaliensammlung in Dresden, die Kreuzkirche in Dresden, die Bibliothek in Königsberg, die Marienbibliothek in Elbing und besonders die kgl. Bibliothek in Berlin an 44 größere Gesangswerke für Chor, Soli und Orchester, darunter das Oratorium: Die Feier der Erlösung, eine Messe 1806, ein Te Deum, viele Cantaten, ein Stabat mater, deutsch, ein Magnificat, deutsch, Psalmen u. a. Ein genaues Verzeichniß nebst Biographie von Karl Held in der Vierteljahrsschrift, 10. Band, S. 374. Rob. Eitner.

Weinlig: Christian Albert W., sächsischer Staatsmann, geboren am 9. April 1812 zu Dresden, † ebendaselbst am 18. Januar 1873; einer der drei Söhne des ehemaligen Rechtsanwalts, späteren Componisten und Musikers Christian Theodor W., der bis 1817 das Amt eines Cantors bei der Kreuzkirche zu Dresden, von 1823—1842 das nämliche Amt an der Thomaskirche in Leipzig bekleidete. Mit seinem Vater übersiedelte unser W. im Alter von 11 Jahren nach Leipzig, wo er nach den Gymnasialstudien sich an der Universität den Naturwissenschaften und der Medicin widmete und bereits im J. 1833 mit seiner Dissertation „de contagiis in universum et de infectione recens-natorum quaestiones pathologicae duae“ zum Doctor der Medicin promovirt wurde. In den jährlich erscheinenden Verzeichnissen der sächsischen Aerzte erscheint er zwar bis 1845 als praktischer Arzt, ohne daß er jedoch, wahrscheinlich, die Praxis ausgeführt hat; denn W. beschäftigte sich alsbald mit dem Specialstudium der Mineralogie, Technologie und verwandter Fächer und war bis zu Anfang der vierziger Jahre Lehrer der Chemie, Physik und Technologie, später auch der Volkswirthschaftslehre an der zu jener Zeit berühmten Schiebe'schen Handelslehranstalt zu Leipzig neben dem tüchtigen Technologen Dr. Joh. Ambrosius Hülße, der ihm zeitlebens ein treuer Freund geblieben ist. Diese Verbindung der angewandten Naturwissenschaften mit der Volkswirtschaftslehre pflegte W. auch in der Folge als seine hauptsächliche Lebensaufgabe, für welche er in ungewöhnlich hohem Grade gleichmäßig vorgebildet und durch seinen wissenschaftlichen Ernst wie seine praktisch politische Begabung berufen war. Im J. 1843 habilitirte sich W. an der Leipziger Universität, wo er in Georg Hanssen einen congenialen Fachgenossen fand, der auch in der Folge die Laufbahn Weinlig's wiederholt erheblich beeinflußt hat; mittelbar dadurch, daß Hanssen sich W. zum Mitarbeiter an dem von Rau und Hanssen gemeinschaftlich herausgegebenen Archiv erkor, was für W. 1845 dessen Berufung als Ordinarius auf die Lehrkanzel für Nationalökonomie an der Universität Erlangen zur Folge hatte, unmittelbar aber dadurch, daß Hanssen im J. 1846, als er von der Regierung wegen Bezeichnung eines geeigneten Candidaten für die Stelle eines Decernenten im Ministerium des Innern für Handel und Gewerbe zu Rathe gezogen wurde, W. auf das wärmste empfahl. Obwol W. die auch in Sachsen für den höheren Verwaltungsdienst regelmäßig geforderte Qualität eines Juristen nicht besaß, wurde ihm doch zu Beginn des Jahres 1847 die Stelle eines Geh. Regierungs- und vortragenden Rathes im k. s. Ministerium des Innern übertragen. Daselbst wartete seiner sogleich die Lösung schwieriger Aufgaben, hervorgerufen durch die über ganz Europa verbreitete Mißernte des Jahres 1846 und die außerordentliche Theuerung aller Lebensmittel. Rings um das Königreich Sachsen herum ereigneten sich aus diesem traurigen Anlasse Ruhestörungen. Indeß Dank der geschickten Theuerungspolitik des Ministeriums des Innern, wesentlich gestützt auf die vortrefflichen Rathschläge von W. Roscher (später verwerthet in der classischen Schrift „zur Pathologie und Therapie der Korntheuerungen“) und unterstützt durch das verständnißvolle Wirken des k. s. Landesökonomierathes Dr. Reuning an allen bedrohten Punkten, blieb das so dicht bevölkerte Land ruhig.

Durch die Weltereignisse des Jahres 1848 wurde W. in anderer Weise zur

Mitleidenschaft herangezogen. Ein neues „freisinniges“ Ministerium trat an die Spitze der Geschäfte. Auf dem volkswirthschaftlichen und socialen Gebiete regten sich freiheitliche Bestrebungen. In Sachsen herrschte noch ebensosehr der starrste Zunftzwang als ein ausbeuterisches Trucksystem. Da hielt es das neue Ministerium für eine seiner ersten Pflichten, sich genaue Kenntniß von den obwaltenden Zuständen aus allen Theilen des Landes zu verschaffen. Es ward eine Commission zur Untersuchung der Gewerbs- und Arbeitsverhältnisse errichtet, welche eine sorgfältig vorbereitete Enquête durchführte. Die Ausarbeitung des sehr umfänglichen Fragebogens, die Organisation der Commission, die Bezeichnung und Begrenzung ihres umfassenden Wirkungskreises waren fast ausschließlich das Werk Weinlig's; Ernst Engel, der nachmals berühmt gewordene Statistiker, wurde von ihm zu den Arbeiten der Commission beigezogen.

Inzwischen hatten neue politische Ereignisse das Märzministerium aus dem Jahre 1848 zu Falle gebracht. Ein neues war ihm Anfang 1849 gefolgt, in welchem Geh. Rath W. das Ministerium des Innern übernommen hatte. Indeß nur für kurze Zeit. Der Maiaufstand in Dresden 1849 hatte einen abermaligen Ministerwechsel zur Folge und W. trat, da er sich auch durch Befürwortung der Annahme der Frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 mit dem Erbkaiserthum nach oben unbeliebt gemacht, in die Stellung eines Abtheilungsdirectors im Ministerium des Innern zurück. Als solcher hatte er unter vielem Andern auch die Gewerbeausstellungsangelegenheiten zu bearbeiten. Im Königreiche Sachsen hatten bisher alle 5 Jahre Gewerbeausstellungen stattgefunden, die letzte 1845. Eine neue Ausstellung stand für 1850 in Aussicht. Im Hinblick darauf regte der Magistrat zu Leipzig den Gedanken an, die bevorstehende Ausstellung zu einer in Leipzig abzuhaltenden deutschen, nicht bloß zollvereinsländischen, zu gestalten. Die sächsische Regierung begünstigte diesen Plan und sagte auch eine namhafte Geldunterstützung zu, aber sie fand bei der preußischen Regierung kein Entgegenkommen dafür. Dennoch fand die Ausstellung statt und ward am 15. April 1850 eröffnet. Auch die Errichtung des k. sächsischen statistischen Büreaus, welche in diese Zeit fällt, war eine Schöpfung Weinlig's. Er hatte schon im J. 1848 eine bezügliche Denkschrift ausgearbeitet; da er aber mit andern staatsmännischen Aufgaben zu sehr belastet war, um seine Vorschläge für die Landesstatistik selbst ausführen zu können, wurde der damals im Ministerium des Innern verwendete Ministerialsecretär Dr. Ernst Engel mit der Aufgabe betraut, unter Weinlig's Leitung das Büreau einzurichten, dem er auch bis zu seinem im J. 1858 erfolgten Uebertritte in den preußischen Staatsdienst vorstand. Von dieser Zeit an führte W. wieder die Leitung des statistischen Büreaus selbst und hat auch bis zum Jahre 1865 die Zeitschrift desselben redigirt. Ebenso erfolgreich war seine Thätigkeit für die Hebung des technischen Schulwesens in Sachsen, wobei er in seinem Jugendfreunde Hülße, der bis wenige Jahre vor seinem Tode technischer Lehrer geblieben war und nach Weinlig's Tode sein Nachfolger im Ministerium des Innern wurde, die sachkundigste Stütze fand. 1854 war W. Commissär der sächsischen Regierung bei der Industrieausstellung in München, 1855 in dieser Eigenschaft in Paris, 1862 in London, 1867 wieder in Paris. Die Angliederung Sachsens an den norddeutschen Bund führte W. in seiner Eigenschaft als Bundesrathsmitglied oft nach Berlin. Auch hier lernte man ihn bald als einen Mann von außergewöhnlichen Kenntnissen, reichen Erfahrungen und großer Arbeitskraft kennen. 1872 fing er an, an einem Brust- und Nierenleiden zu kränkeln. Am 15. Januar 1873 starb er zu Dresden, viel betrauert von allen, die seine herrlichen Geistes- und Seeleneigenschaften näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. In seinen wissenschaftlichen wie praktischen Arbeiten auf dem Gebiete des Gewerbewesens hat W. eine sehr

fortgeschrittne socialpolitische Auffassung schon in einer Zeit zur Geltung gebracht, welche im ganzen noch wenig Verständniß für diese Aufgaben besaß; der interessante Entwurf eine Gewerbeordnung für das Königreich Sachsen von 1857 ist sein eigenstes Werk; auch in der besondern Beachtung der englischen Fabriks- und Arbeiterverhältnisse zeigte er sich als weitblickenden und vorurtheilsfreien Socialpolitiker. Für seinen historisch-statistischen Scharfblick zeugt es, daß W. schon 1845 die landläufige Ansicht von der sehr bedeutenden Bevölkerung Nürnbergs in früheren Jahrhunderten unter Hinweis auf die Volkszählung von 1449 richtig stellt.

Von den Schriften seiner älteren Periode sind außer deutschen Bearbeitungen von Thomson's Pflanzenchemie 1838, und Herschel's Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften 1836 besonders zu nennen das „Lehrbuch der theoretischen Chemie“ (1840—41); „Grundriß der mechanischen Naturlehre“ (1843) und seine philosophische Promotionsschrift „Industria Romanorum digestorum et codicum locis nonnullis explanata“ (Part. I et II, Erlangae 1846). Von 1843—1845 redigirte er das pharmaceutische Centralblatt und später (mit Hülße) das polytechnische Centralblatt. Seiner späteren Zeit gehören an die Beiträge in dem Archiv für politische Oekonomie von Rau und Hanssen über Erfindungspatente (Neue Folge I), über den Nutzen von Industrieausstellungen (ib. III), über die Lage der arbeitenden Classen in England, über die Ausübung des Salzregals in Frankreich und den hauptsächlichsten deutschen Staaten (ib. IV), über Patentgesetzgebung (ib. VI).

Biographisches über Weinlig in Dresdener Gewerbevereins-Zeitung 1873, Nr. 17 f., Deutsche Industriezeitung 1873, Nr. 4, Dresdner Anzeiger 1873, 20., 21. Januar, Dresdner Journal 1873, 23. Januar, „Unsre Zeit“ N. F. IX, 1, S. 500, Preuß. Jahrbücher XXXIV, 556 ff., Zeitschrift des k. sächs. statistischen Büreaus XXXVI, 1890, Brockhaus 13. Aufl. — Werthvolle handschriftliche Mittheilungen von Geh. Rath Dr. Ernst Engel und von dem k. sächs. statistischen Büreau. Inama.

Weinmann: Johannes W., gelehrter Praktiker des 15.—16. Jahrhunderts, geboren 1461 in Frankfurt, studirte auf deutschen und italienischen Universitäten, besonders in Bologna, erlangte an letztgenanntem Orte die Doctorwürde, wurde, in die Heimath zurückgekehrt (1486), zum Leibarzt des Markgrafen von Anspach ernannt und war in dieser Stellung bis zu seinem 1531 erfolgten Tode thätig. Daß er schriftstellerisch thätig gewesen sei, weiß die hier citirte Quelle nicht zu melden.

Kestner's med. Gelehrtenlexikon, S. 911. Pagel.

Weinmann: Johann W., lutherischer Theologe, † 1672. W. stammte aus Schweinfurt in Franken, wo er am 15. September 1599 als Sohn eines dortigen Buchhändlers geboren wurde. Nachdem er in der Schule seiner Heimathsstadt die nöthige Vorbildung empfangen hatte, wandte er sich 1616 nach Gießen und studirte hier Philosophie und Philologie. Doch zwang ihn Krankheit schon nach anderthalb Jahren, nach Hause zurückzukehren. Nach Wiedererlangung seiner Gesundheit nahm er in Jena 1618 seine Studien wieder auf, wo er sich wesentlich durch den Theologen Johann Gerhard bestimmen ließ und 1620 Magister der Philosophie wurde. Darauf hielt er sich einige Zeit in seiner Vaterstadt auf, wandte sich aber dann nach Altdorf und begann, nachdem er noch einige philosophische Vorlesungen gehört, selbst solche zu halten. Im J. 1624 wurde er Inspector Alumnorum; da er sich in diesem Amte durch Eifer hervorthat, empfahl er sich derart, daß er nicht bloß zum Kirchenamt, sondern auch zur Professur angenommen wurde: 1628 wurde er Diakonus bei der dortigen Kirche und Professor der Theologie an der Universität daselbst und

nach König's Tode 1654 Pastor und in der theologischen Facultät erster Professor. Dr. theol. war er von Gießen geworden. Im synkretistischen Streite, in welchem die Helmstedtischen Theologen von den Wittenbergischen hart bekämpft wurden, stand W. entschieden auf der Seite der strengen Lutheraner, vertrat deren Sache aber so streitsüchtig, daß seine Obrigkeit, der Rath der freien Reichsstadt Nürnberg, ihm und allen andern Theologen seines Gebietes das Schreiben in dieser Sache verbot. W. hatte nur ein Auge; er war vier Mal verheirathet und starb in der Nacht zwischen dem 29. und 30. August 1672 im 73. Jahre seines Alters und im 44. seines Amtes.

Schriften. Das Verzeichniß sämmtlicher Schriften, Predigten und Disputationen Weinmann's befindet sich bei Zeltner (s. u.) S. 260 ff. Hier folgen die bedeutendsten: „Collegium Galatinum s. exercitationes biblicae XVI in epist. Pauli ad Galatas“ (Altdorf 1672); „Institutiones theologicae, quibus articuli religionis christianae praecipui, ordine analytico, ex verbo Dei, succincte proponuntur, perspicue explicantur“ (Altorf 1644, 1651, 1672); „Collegium aphoristicum“ (Altorf 1650). Außerdem: „Trisagion, d. i. drei schöne lehr- und trostreiche Kirchengesänge vom Kindelein so löblich u. s. w. Jesu Christo unserm Heylande und dem Heiligen Geiste in unterschiedenen Predigten erkläret“ (Nürnberg 1652); „Heptalogus Christi oder die 7 letzten Worte Christi am Creutze gesprochen, erklärt“ (Nürnberg 1647); verschiedene Leichenpredigten; Disputationes a) De praedestinatione, b) philanthropia Dei in saecula benedicti ex Gal. IV. 4, 5; c) de peccato in Spiritum S.; d) de fide infantum baptizatorum vera et actuali; e) de propositione „bona opera sunt necessaria ad salutem“; f) de mysterio ss. Trinitatis; g) de ecclesia; h) contra Empaectas promissionis adventus Christi ultimi; i) de agno Dei tollente peccatum mundi, ex 1. Joh. 1, 29.

Sein Bildniß befindet sich bei Zeltner (s. u.) S. 246.

Vgl. G. G. Zeltner, Vitae theologorum Altorphinorum. Norimb. et Altorphii 1722 (4°), p. 246—267. — Witte, Memoria theologorum, Dec. XIV, p. 1760. — (Zedler,) Universallexikon, Bd. 54 (1747), Sp. 859 ff.

P. Tschackert.

Weinmann: Sebastian W. (Weynman, Wynman) aus Oschatz, studirte zuerst in Leipzig, wo er die erste akademische Auszeichnung — das philosophische Baccalaureat — empfing, und seit Ostern 1479 (nicht 1475) in Erfurt, wo er 1482 Magister der freien Künste, 1490 Doctor der Theologie und Ostern 1493 Rector der Universität geworden und das Predigeramt an der Marienkirche bekleidet hat. In der Universitätsmatrikel wird er eloquentissimus theologorum und in einem der Erstlingsgedichte des Eobanus Hessus eine Zierde der Universität genannt; auch bei dem Volke und den Studirenden, zu denen u. a. seit dem Sommer 1501 Martin Luther gehörte, stand er, der bedeutendste unter Erfurts damaligen Kanzelrednern, in großem Ansehen. Von seinen freimüthigen und treffenden Aeußerungen über Gegenstände der Religion und des öffentlichen Lebens sind uns mehrere aufbewahrt. So überliefert Luther (de Wette, Luther's Briefe III, 228 f.) seinen Ausspruch „Gott plaget ander Leute mit Theurunge, uns strafet er mit Fülle“, zu dem ihn die in Erfurt eingerissene Ueppigkeit und Prunksucht veranlaßte; Flacius Illyricus (Catalogus testium veritatis. Basileae 1556, p. 992) seine Worte „Wir haben, die für uns zur kirchen gehen, beten, singen, horas lesen, Meß halten; wer wil aber für uns inn die helle faren?“, die ihm die Ueberhebung der Geistlichen, welche sich allein noch für wahre Christen hielten, entlockte. Flacius (l. c.) berichtet ferner über eine Predigt, die W. 1508 nach der Ankunft eines Ablaßpredigers gegen den Ablaßhandel gehalten, und über eine andere Predigt gegen den damals üblichen Brauch, das Evan-

gelium dem Volke vom Priester nicht vorlesen, sondern aus dem Gedächtnisse hersagen zu lassen. Auch gegen das heidnische Treiben der Poeten, die sich nicht scheuten, in ihren Gedichten Christum mit Jupiter zu vergleichen, hat W. nach einem von Mutian 1509 an Herebord v. d. Marthen gerichteten Briefe (K. Gillert, Briefwechsel des Conr. Mutianus. H. I, Halle 1890, S. 203 f.) von der Kanzel herab geeifert. Als er aber während der Unruhen, die 1509 infolge der Mittheilung des Rathes über die ungeheure, fast 600 000 Gulden betragende Schuldenlast der Stadt ausgebrochen waren, die einzelnen Parteien durch Ermahnungen und Vorwürfe zur Ruhe und Ordnung zurückbringen wollte, zog er sich so viele Feinde und Verfolgungen zu, daß er Erfurt verlassen und einige Jahre in freiwilliger Verbannung zu Magdeburg leben mußte. Nach Beendigung der Wirren kehrte W. zwar im Herbst 1516 nach Erfurt zurück, starb daselbst aber noch im selben Jahre. Die beiden von ihm ungedruckt hinterlassenen Sammlungen lateinischer Gebete (meist in Versen) — Orationes in usum horarum canonicarum und Rosarium beatae Mariae virginis — befinden sich unter den Handschriften der kgl. Bibliothek zu Erfurt. Außer Flacius handeln über ihn

H. A. Erhard, Gesch. des Wiederaufblühens wissenschaftl. Bildung. Bd. III. Magdeburg 1832, S. 462 ff. — F. W. Kampschulte, Die Universität Erfurt ꝛc. Th. I, Trier 1858, S. 18 u. 122; Th. II, 1860, S. 112.

P. Bahlmann.

Weinmüller: Karl Friedrich Clemens W., berühmter Bassist der Wiener Bühne, wurde am 8. November 1764 zu Dillingen im Trierschen geboren, starb am 16. März 1828 in Oberdöbling bei Wien. Seine erste musikalische Bildung erhielt er wie so viele seiner Kunstgenossen auf dem Kirchenchor der Heimathgemeinde und später auf dem Seminar zu Wien, wo er sich für einen gelehrten Beruf vorbereiten sollte. Durch äußere Verhältnisse aus dieser Laufbahn gedrängt, wandte er sich um 1782 dem Theater zu, schloß sich 1783 einer Truppe an, die in Wiener-Neustadt, St. Pölten, Haimburg und andern kleinen Städten Oesterreichs spielte und kam 1788 nach Ofen und Pest, wo er mehrere Jahre als erster Bassist und Opernregisseur wirkte. Am 6. November 1796 betrat er als Gast in Dittersdorf's „Doctor und Apotheker“ zum ersten Male die Wiener Hofbühne und fand mit seinem „Stössel“ sowol als Sänger wie als Schauspieler soviel Beifall, daß er sofort sammt seiner Frau für die kaiserliche Oper verpflichtet wurde. Etwa zwei Jahrzehnte durch bildete seine gewaltige und umfangreiche Stimme (sie reichte in ihrer Blüthezeit vom Contra-D bis zum Tenor-F) den Grundpfeiler des auserlesenen Wiener Ensembles und seine Bühnenkenntniß kam bis in die zwanziger Jahre der Opernregie zu Gute. Von 1820 ab begannen die kritischen Stimmen ihre Aussetzungen mit Lobesworten für den wackern „Veteranen“ zu verbrämen und im December 1823 nahm W. endgültig von der Bühne Abschied. Den Rest seines Lebens bekleidete er nur noch die Stelle eines Hofkirchensängers, die er schon seit Beginn seiner Wiener Thätigkeit inne gehabt hatte, wie er denn überhaupt auch als Oratorien- und Concertsänger eine bedeutende Rolle im Wiener Musikleben seiner Zeit spielte. In Anerkennung dessen und zum Dank für seine Wirksamkeit in zahlreichen Wohlthätigkeitsconcerten schenkte ihm 1810 die Stadt Wien das Bürgerdiplom. Als seine Hauptrollen werden Thoas, Leporello, Sarastro, Figaro, Don Alfonso, Rocco und die seriösen wie komischen Baßrollen vieler längst vergessener Singspiele genannt, in denen neben seiner feinen Gesangskunst vor allem auch sein lebendiges, charakteristisches Spiel zur Geltung kam. Als sein größter und unvergänglichster Ruhmestitel aber soll es die Geschichte verzeichnen, daß W. im Verein mit Saal und Vogl im J. 1814 die Anregung zur Wiederaufnahme

des im J. 1805 durchgefallenen „Fidelio“ von Beethoven gab, der in der Umgestaltung, die er dabei erfahren, seinen Siegeszug über die deutsche Bühne antrat.

Vgl. Wurzbach, Bd. 54, S. 54 ff. — Allgemeine musikalische Zeitung, Jahrgang 1800 bis 1823. — Wiener allgemeine musikalische Zeitung, Bd. VII, S. 805. Heinrich Welti.

Weinrauch: Johann Caspar W., Zeichner und Kupferstecher, wurde im J. 1765 in Bamberg geboren. Er kam ziemlich früh nach Wien, man weiß nicht, wann, wie wir überhaupt über sein Leben schlecht unterrichtet sind. Ueberaus fruchtbar, war er namentlich als Kleinmeister mit dem Anfertigen von allerlei Zeichnungen und Stichen für Taschenbücher und Musenalmanache beschäftigt, sodaß man ihn nicht mit Unrecht als den österreichischen Chodowiecki bezeichnet hat. Unter anderen lieferte er auch die Titelblätter zu Collin's dramatischen Werken und eine Folge von Blättern zu Ramberg's bei Haas in Wien im J. 1794 erschienener Mythologie. Er starb nach Wurzbach LIV, 56, der seine Arbeiten aufzählt, am 26. Juni 1846, während Nagler XXI, 233 seinen Tod um das Jahr 1836 ansetzt. H. A. Lier.

Weinreich: Hans W., ein geborener Danziger aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hat den Buchdruck in den beiden damaligen Theilen Preußens, in dem königlichen sowie in dem hochmeisterlichen und bald herzoglichen, zur vollen Bedeutung gebracht. Zuerst hat er in seiner Vaterstadt, wo ihm bereits Konrad Baumgarten in der Ausübung der neuen Kunst vorangegangen war, gedruckt, und zwar, wie neulich nachgewiesen ist, mindestens seit dem Jahre 1513, wenngleich eine vollständige Reihe von Erzeugnissen seiner Danziger Presse, Einblattdrucken und Büchern, erst seit 1520 vorliegt. Wie die Luther'sche Reformation in Danzig überhaupt überaus früh Eingang gefunden hat, so hat sich ihr auch der dortige „Prenter“ offenbar bald zugewandt, wenigstens ist ein von ihm gedrucktes Spottlied auf die Geistlichkeit vorhanden; dazu hat er während des Krieges, welchen Hochmeister Albrecht von Brandenburg gegen den Polenkönig führte (1520/21), ein zu Gunsten des Erstern, des Feindes also des eigenen Landesherrn, verfaßtes Gedicht gedruckt und verbreitet, weshalb er „wegen Verkleinerung des Herrn Königs und der polnischen Nation“ von der Stadtobrigkeit bestraft und gefangen gesetzt wurde, bis ihn drei Mitbürger durch Bürgschaft lösten (März 1522). Vielleicht sehnte er sich unter solchen Umständen aus der Vaterstadt fortzukommen, vielleicht ist er selbst es gewesen, der die maßgebenden Kreise in Königsberg, wo bisher gar keine Druckerei bestand, zur Anlegung einer solchen angeregt hat. Kaum war in Königsberg, wo, während Hochmeister Albrecht vergebens Hülfe suchend im Reiche umherreiste, die evangelische Lehre ebenfalls schnell Boden gewann, nicht ohne sein Zuthun der frühere Franciscanermönch Dr. Joh. Brießmann im Spätsommer 1526 erschienen und hatte im Sinne Luther's zu wirken begonnen, als der daheim gebliebene, recht wohlhabende hochmeisterliche Secretär Christoph v. Gattenhofen seinem Herrn die Bitte übermitteln ließ, in der Residenz selbst eine Druckerei und eine Papiermühle errichten zu dürfen. Sofort gewährte Albrecht, der die Wichtigkeit der Druckerkunst für die von ihm mit immer größerer Wärme erfaßte Sache richtig erkannte, das Ansuchen in zwei Schreiben aus den letzten Tagen des October und vom 4. November 1523, wenn ihm dabei nur seine landesfürstlichen Rechte, zumal „eine jährliche Zinsung und Nutzung“, gewahrt blieben. Die neue Druckerei übernahm — ob zunächst nur als technischer Leiter oder sofort als Besitzer, ist vorläufig nicht auszumachen — der Danziger Hans W., die Papiermühle dagegen kam in andere Hände. Da die Weihnachtspredigt des samländischen Bischofs Georg v. Polentz vom J. 1523, das erste, freilich undatirte Erzeugniß der neuen Presse, schon am 26. Februar des folgenden Jahres gedruckt an den Hochmeister hin-

ausging, so ist sicher anzunehmen, daß die Thätigkeit dieser Presse im allerersten Anfange des Jahres 1524 begonnen hat, wogegen es durchaus nicht spricht, daß noch aus demselben Jahre ein Danziger Druck auf Weinreich's Namen geht. Er selbst kam wol erst im Herbst 1524 nach Königsberg. Daß er aber auch weiterhin während der dreißig Jahre seiner Königsberger Thätigkeit seine heimische Presse bisweilen hätte arbeiten lassen, kann doch nicht bewiesen werden. In Königsberg hatte W. seine Officin zuerst auf der Nordseite des altstädtischen Marktes unter der Parchammauer des Schlosses, später (mindestens seit Ende 1541) im Löbenicht. Ueber die Königsberger Druckerthätigkeit H. Weinreich's sprechen bei dem fast völligen Mangel actenmäßiger und anderer berichtenden Belege nur die eigenen Erzeugnisse seiner Presse, deren schon 1840 23, jetzt allein bis 1527 41 zusammengebracht sind; sie zeigen, daß er neben hebräischen Lettern mehrere Sätze schwabacher Schrift von nicht unschönen Formen, auch Missaltypen und einige Titelbordüren geführt hat. Notenwerke aber mußten auswärts in Auftrag gegeben werden; auch Antiquaschrift fehlte ihm noch ganz. Ein polnisches Buch konnte W. wol zur Noth herstellen, da aber, als Herzog Albrecht es für seine Pflicht hielt, nicht bloß die eigenen polnisch redenden Unterthanen, sondern auch die Evangelischen in Polen selbst mit den nöthigen Büchern zu versorgen, für den großen Bedarf der spärliche Inhalt der Weinreich'schen Kasten nicht ausreichte, so durfte ein eingewanderter polnischer Geistlicher (Joh. Maletius) zu diesem Behuf eine eigene Druckerei in der Nähe von Lyck anlegen (1536). Obwol auch W. auf die neue Universität große Hoffnungen für seine Kunst gesetzt hat, so sah er sich doch arg getäuscht, ja es scheint, als ob er selbst in seinem Eifer bald erkaltete: zwar schaffte er 1546 Noten und kursive lateinische Textschrift an, aber die abgebrauchten schwabacher Schriften erneuerte er nicht mehr. Er mußte es geschehen lassen, daß ihm 1549 in Königsberg selbst zwei Concurrenten an die Seite gesetzt wurden: der berühmte Wittenberger Lutherdrucker Hans Luft, der dort eine Filiale errichten durfte, und ein Böhme Namens Alexander Augezdecki, welcher recht gute Druckwerke hergestellt hat. Ob W. zuletzt an dem weitern Fortgange seines Geschäftes ganz verzweifelt oder vielleicht auch beim Herzog in Ungnade gefallen ist, läßt sich nicht entscheiden; genug, sein letzter Königsberger Druck, der uns erhalten ist, führt auf dem Titel als Datum den 28. März 1553, und aus dem Jahre 1555 liegt wieder ein Danziger Druck von ihm vor, im Sommer 1554 aber hat sein Nachfolger Hans Daubmann in Königsberg zu arbeiten begonnen. 1553 also oder spätestens 1554 ist W. in seine Vaterstadt zurückgekehrt, um dort sein Gewerbe wieder aufzunehmen, aber etwa 1558 ist er wieder nach Königsberg gekommen und daselbst zwischen Juli 1559 und August 1560 gestorben. Sein dortiges Grundstück im Löbenicht kam zur gerichtlichen Versteigerung.

Löschin, Gesch. d. Danzig. Buchdruckereien, 1840. — (Meckelburg,) Gesch. d. Buchdruckereien i. Königsberg, 1840. — Schwenke in Samml. bibliothekswissenschaftl. Aufsätze v. Dziatzko 1895, S. 64 ff. u. in Altpreuß. Monatsschr. 1895, S. 153 ff. — K. Lohmeyer, Gesch. d. Buchdrucks u. des Buchhandels im Herzogth. Preußen (16. u. 17. Jahrh.), I, in Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels, XVIII, 1895. — Schwenke, Hans Weinreich u. d. Anfänge d. Buchdrucks i. Königsb., 1896 (auch i. Altpr. Monatsschr.). K. Lohmeyer.

Weinrich: Georg W., lutherischer Theologe, † 1617. W. hat sich als exegetischer und praktischer Theologe an der Universität Leipzig einen Namen gemacht. Er stammte aus Schlesien, wo er am 23. April 1554 zu Hirschberg geboren wurde. Wie vier seiner Brüder, studirte auch er Theologie. Seine Vorbildung in classischen Sprachen vollendete er so früh, daß er im 15. Lebensjahre das Griechische und Lateinische fertig beherrschte. In amtlicher Stellung finden wir ihn zuerst als Tertius an der Fürstenschule zu Grimma, sodann im

Predigtamt zu Saltze, wo er 1584 eintrat; seit 1586 war er an der Thomaskirche in Leipzig thätig. Im J. 1594 wurde er zugleich Superintendent, Assessor des Consistoriums und Professor der Theologie, Senior der polnischen „Nation", Collegiat des Frauen-Collegii zu Leipzig und Kanonikus zu Zeitz, 1604 auch noch zu Meißen. Im J. 1600 fungirte er als Rector der Universität; auch war er sechs Mal Decan seiner Facultät und nahm 1610 an der zu Dresden gehaltenen Synode theil. Nach seiner Rückkehr von da fiel er in eine Krankheit nach der andern bis er am 27. Januar 1617 im 63. Jahre seines Alters starb. Kurz vor seinem Tode wiederholte er die Worte seines Lehrers Lucas Pollius „Jam eo in vitam aeternam".

Schriften: „Problema theologicum de sacramento initiationis contra Calvinianos" (Lpz. 1597); „Problema theologicum de sacramento baptismi, continens explicationem status controversiae inter Lutheranos et Cinglianos" (ebd. 1600); „Exodus gnomologica Graeco-Lat." (Erfurt 1612); „Thronus Christi" (Lpz. 1610); „Comm. super epistolam ad Romanos" (ebd. 1608); „Expositio epistolae Pauli ad Galatas" (ebd. 1610); „Explicatio utriusque epistolae ad Corinthios" (ebd. 1600 und 1609); „Explicatio epistolae ad Ephesios" (ebd. 1613); „Expositio brevis epistolae Pauli ad Philippenses et Colossenses" (ebd. 1615); „Explicatio utriusque epistolae ad Thessalonicenses" (ebd. 1615); „Comm. in epistolam ad Timotheum" (ebd.); „Comm. in omnes epistolas Pauli" (ebd. 1670); „Visio Ezechielis, das Gesicht des Propheten Ezechielis im 37. Kapitel, in 7 Predigten erkläret, darinnen von der Auferstehung der Todten gehandelt wird" (Lpz. 1593 u. 1603); „Von viererley Spectris oder Schreckbildern, wie man dieselbigen, so die sterbenden Menschen anfechten, mit Gottes Wort überwinden solle" (ebd. 1594); „Zwo Predigten von dem geistlichen Kaufmann und Perlensucher aus Matth. XIII, 45—46" (ebd. 1598); „Geistlicher Bisemknopff aus bewährten Speciebus der himmlischen Apotheck zugerichtet und in gefährlichen Sterbensläufften nützlich zu gebrauchen" (ebd. 1598 und 1607); „Funebria oder Christliche Leichpredigten in fünf Theilen, davon der erste Theil 25 Predigten in sich hält" (Lpz. 1616); der andere Theil hat 30 Predigten (ebd. 1617); der dritte 40 Predigten, der fünfte 4 Predigten (ebd. 1617); „XX Leichen-Predigten über das Sterbegebet D. Ebers: Herr Jesu Christ, wahr' Mensch und Gott" (ebd. 1599); „Zwo Predigten von den Engeln" (ebd. 1599); „Erklärung der Weissagung Gen. 49, 10 von dem zukünftigen Meßia" (ebd. 1600); „Predigt des neuen Tauffsteins zu Leipzig" (ebd.); „Christlicher Bericht von der Unsterblichkeit und Zustand der Seelen. Fragweis zusammen getragen" (ebd. 1596 u. 1600); „Die schöne und trostreiche Historie von der herrlichen und majestätischen Verklärung unsers lieben Heilandes Jesu Christi auf dem Berge Tabor in 10 Leichenpredigten" (ebd. 1600); „Martyrologii Sanctorum (d. i. Geschichte der rittermäßigen Glaubenskämpfer im Alten Testamente, nach Hebr. XI) I Theil in 24 Leichenpredigten begriffen" (ebd. 1603); „Bethanisch Wunderwerck oder Historia von dem seligen Absterben der fröhlichen Auferstehung des Landjunckern Lazari aus Joh. XI in 28 Predigten erklärt" (ebd. 1604 u. 1607); „Speculum humanae mortalitatis oder Spiegel menschlicher Sterblichkeit in 6 unterschiedlichen Leichenpredigten erklärt" (ebd. 1604 u. 1607); „Epitaphium Sarae aus Gen. XXIII über den tödtlichen Abgang der Herzogin zu Sachsen Sybillae Elisabeth" (ebd. 1606); „Drei Abend- und Morgensegens-Predigten" (ebd. 1607); „Historia von dem erweckten Sohn der Wittwe zu Sarepta aus I. Reg. XVII in 3 Leichenpredigten gehandelt" (ebd. 1605); „Predigt vom großen Abendmahl aus Luc. XIV" (ebd. 1606); „Martyrologii Sanctorum Pars II in 24 Leich-Predigten begriffen" (ebd. 1609); „Zwo christliche Jubel-Predigten" (ebd. 1610); „Leichpredigt auf

den Churfürsten zu Sachsen Christian II. aus Thren. V“ (ebd. 1611); „Das schöne und geistreiche Gesicht Apoc. VII in 6 Leichbegängnissen ausgelegt“ (ebd. 1614 u. 1621); „Postilla oder Christliche Erklärung und Auslegung der sonntäglichen und vornehmsten Fest-Evangelien über das ganze Jahr“ (ebd. 1621 u. 1622); „Erklärung des kleinen Kinderkatechismi“ (ebd. 1622, 1630 und 1658); „Erklärung aller Sonntags und Fest-Episteln durchs ganze Jahr“ (ebd. 1667); „Oratio de rebus gestis ducum Saxoniae“ (Lpz. 1604). Disputationen: z. B. De S. Scripturae origine et autore; de viribus liberi arbitrii; de peccato originis; de iustificatione hominis peccatoris coram Deo; de ministerio ecclesiastico; de Spiritu S. contra Socinianos.

Vgl. Stegemanni oratio in eius obitum. — Witte, Memoria Theolog. p. 542. — Freher, Theatr. Erudit. p. 388. — Pipping, Memor. Theol. — Vogel, Leipziger Annalen. — Eber, Cervimontium doctum. — Micraelii Syntagm. Hist. Eccles. Lib. III, Sect. 2, p. 554. — Witte, Diar. Biogr. T. I. — Praetorii Homilet. Bücher-Vorrath. — (Zedler,) Universallexikon, Bd. 54 (1747), Sp. 901 ff. (ihm sind die vorstehenden Nachrichten zum großen Theil entnommen). — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV (1751), 1864 (der Zedler folgt). (Die Acta Rectorum universitatis studii Lipsiensis ed. Fr. Zarncke [Lips. 1859] umfassen bloß die Jahre 1524 bis 1559, enthalten also über Weinrich nichts.) — Fr. Blanckmeister, Die theologische Facultät der Universität Leipzig. 1894. P. Tschackert.

Weinrich: Martin W., geboren zu Breslau 1548 und daselbst als Stadtarzt, Professor der Physik und der Eloquenz am 25. December 1609 verstorben, hinterließ: „Problemata physico medica ex Joanne Baptista Montano“ (Wittenberg 1590); „Commentarius de monstris. In quo essentia, differentiae, causae et affectiones mirabilium animalium explicantur“ (Breslau 1595).

Eloy, Dict. hist. de la méd. IV, 567. Pagel.

Weinsberg: Konrad von W., Sohn Engelhard's von Weinsberg und seiner Gattin Anna von Löwenstein, stammt aus einem seit Mitte des 12. Jahrhunderts genannten Reichsdienstmannengeschlecht. Er wird 1277 als Gemahl der Luitgard von Neuffen genannt und kam durch diese Heirath in den Besitz der Herrschaften Neuffen und Winnenden, die jedoch bald, jene noch durch ihn selbst, an die Grafen von Württemberg verkauft wurden. 1310 ist er in zweiter Ehe mit Agnes von Brauneck vermählt, die ihn überlebte. Er tritt mit seinem älteren Bruder Konrad 1287 bei König Rudolf, 1293 bei König Adolf auf; es ist jedoch nicht immer möglich, ihn in der Ueberlieferung von diesem Bruder, der jedenfalls 1304 gestorben erscheint, auseinanderzuhalten. In enge Beziehungen trat er zu König Albrecht. So machte er im Spätsommer 1304 den Feldzug Albrecht's gegen König Wenzel II. von Böhmen mit. Am 27. April 1307 wurde er mit Andern zur Aufrechthaltung des vom König zu Speier gestifteten Landfriedens berufen. Anfangs des Jahres 1308 wird er als Landvogt genannt; sein Bezirk war wol zunächst die untere Landvogtei in Niederschwaben, später auch die obere. Eine große Bedeutung in Schwaben erlangte Konrad unter Heinrich VII., bei dessen Wahl im November 1308 er schon zu Frankfurt anwesend war. Im September 1310 wurde ihm im Reichskrieg gegen den Grafen Eberhard von Württemberg der Oberbefehl übertragen. Konrad unterwarf rasch fast die ganze Grafschaft; im besonderen wird er genannt bei der Belagerung der Burg Wirtemberg vom 5. Mai bis 23. Juli 1311 und den dabei vorgefallenen Gefechten und bei der Belagerung des Asperg, ferner bei der Unterwerfung von Markgröningen und Backnang im J. 1312, und bei der Niederwerfung des mit Graf Eberhard verbündeten Grafen Konrad von Oettingen. Seine Dienste wurden im März 1312 vom König reich belohnt; die eroberte

zum Reich gezogene Grafschaft Wirtemberg wurde nun durch ihn, beziehungsweise den deutschen Reichsverweser, König Johann von Böhmen, verwaltet, bis Eberhard 1315 sein Land wieder gewann. Im Thronstreit der Könige Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich hielt es Konrad zuerst mit Ludwig und stand im September 1316 in dessen Heer vor Eßlingen, aber im September 1320 trat er zu König Friedrich über, dem er mit 80 Helmen gegen Ludwig zu dienen gelobte. Er wird noch 1323 genannt; im J. 1325 erscheint er als gestorben. Hinterlassen hat er mehrere Söhne und Töchter.

Ch. F. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte III. — P. F. Stälin, Geschichte Württembergs I, 475 ff. K. Weller.

Weinsberg: Konrad von W., Sohn Engelhard's von Weinsberg und dessen Gattin Anna von Leiningen, war jahrelang ein vertrauter Rath König Sigismund's und nahm durch seine Brauchbarkeit in Steuer- und Münzangelegenheiten am Hofe des stets geldbedürftigen Fürsten eine einflußreiche Stellung ein. Nach dem Aussterben der Reichserbunterkämmerer von Falkenstein hatte König Sigmund als Markgraf von Brandenburg am 19. April 1411 Konrad und seinen Vater mit dem Unterkammermeisteramt des Reichs belehnt. Konrad wohnte bereits der zweiten Wahl Sigmund's zum römischen König am 21. Juli 1411 zu Frankfurt bei; in der zweiten Hälfte des Jahres 1414 ist er ständig in seiner Umgebung und begleitet ihn auch zum Concil nach Constanz. Neben ihm waren am königlichen Hofe thätig seine Schwäger Albrecht von Hohenlohe und dessen Bruder, der Bischof Georg von Passau, der Kanzler des Königs. 1415 betheiligte sich Konrad am Krieg gegen den geächteten Herzog Friedrich von Oesterreich. Am 23. Juni des Jahres übertrug ihm Sigmund die Erhebung der Judensteuern und Judengefälle im ganzen römischen Reich, am 20. April 1416 die Strafgewalt über die missethätigen Juden in Deutschland. Besonders wurde Konrad am 14. Februar 1418 mit der Erhebung des sogenannten Bullengeldes betraut, einer Judensteuer zur Belohnung der Bemühungen des Königs um die Bestätigung ihrer Privilegien durch Papst Martin V. Die Leitung dieser planmäßigen Besteuerung war in seine Hand gelegt; von ihm wurden Steueragenten in die einzelnen Steuerbezirke ausgesandt; er selber ging zu den schwäbischen Städten, ferner nach Meißen, Thüringen und Niedersachsen, hatte jedoch mit mannichfachen Schwierigkeiten, zumal von territorialfürstlicher Seite zu kämpfen. In den zwanziger Jahren war Konrad besonders viel in der Umgebung des Königs auf den Reichstagen und sonst, wurde auch von ihm zu mancherlei politischen Sendungen gebraucht. So wurde er 1426 von Sigmund und den Kurfürsten zu König Erich von Dänemark gesandt, um diesen zur Theilnahme am Krieg gegen die Hussiten zu bewegen und einen Waffenstillstand zwischen ihm und den Grafen von Holstein zu vermitteln; die Mission scheiterte aber vollständig. Daneben hatte Konrad in der Verfolgung seiner privaten Angelegenheiten manchen Widerstand zu bekämpfen. Er machte als Erbe des Unterkämmereramtes nach dem Aussterben der Herren von Falkenstein unbegründeterweise auch Ansprüche auf den Hausbesitz derselben, die Herrschaften Minzenberg, Königstein und Falkenstein; zwar wurden sie ihm 1420 vom Hofgericht zugesprochen, und er mit ihnen am 6. Januar 1421 vom König belehnt; aber trotz allen Geboten Sigmund's, und trotzdem noch 1444 eine günstige Entscheidung des Hofgerichts für ihn erging, konnte er nicht in den Besitz der Herrschaften gelangen. Ernster waren seine Kämpfe wegen der Stadt Weinsberg. Am 22. Mai 1417 war er von Sigmund mit dieser Reichsstadt belehnt worden. Da diese Belehnung aber älteren Versprechungen entgegen war, so erkannte sie die Stadt nicht an, und Konrad mußte sie bei dem Landgericht zu Würzburg und dem Hofgericht verklagen, die beide ihm seine Ansprüche voll-

kommen bestätigten. Dem zum Trotz schlossen 33 Reichsstädte, Augsburg, Ulm und Constanz an der Spitze, am 27. November 1420 einen Bund zum Schutz der bedrohten Reichsunmittelbarkeit der Stadt. Sigmund erklärte Weinsberg am 10. Februar 1422 in die Acht. Konrad versuchte unter Vermittlung des Pfalzgrafen Ludwig nochmals den Weg der Unterhandlung, jedoch ohne Erfolg. Papst Martin V., an den er sich wandte, übertrug am 7. Januar 1424 die Entscheidung des Streits dem Domdecan zu Würzburg, der den Bann über die Stadt verhängte. Als die Stadt den Bann nicht beachtete, wurde sie am 29. Januar 1425 in des Reichs Aberacht erklärt. Da alle Versuche Konrad's, in den Besitz der Stadt zu gelangen, nicht zum Ziele führten, so verbündete er sich im Februar und März 1426 mit dem Pfalzgrafen Otto von Mosbach, dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, Albrecht von Hohenlohe und dem Deutschen Orden. Pfalzgraf Otto verschrieb ihm am 10. September 1426 Burg und Stadt Sinsheim bis zur Erlegung der Kaufsumme für den ihm von Konrad verkauften Theil der Stadt Weickersheim. Hier in Sinsheim machte nun im August 1428 Konrad, unterstützt von Pfalzgraf Otto und mehreren Rittern, ohne vorhergegangene Absage einen Angriff auf Städtebürger, die auf die Frankfurter Messe zogen, nahm 135 derselben gefangen und pfändete ihr Handelsgut. Am 29. November kam nach einem vergeblichen Sühneversuch zu Heidelberg zwischen ihm und den Städten von der Weinsberger Vereinigung ein Vergleich zu Stande, demzufolge die gefangenen Städtebürger ohne Lösegeld entlassen, ihre Habe zurückgegeben und an Konrad von den Städten in drei Terminen 30 000 fl. bezahlt werden sollten, wogegen dieser Weinsberg als Reichsstadt anerkannte. Allein König Sigmund verbot den Städten, das Geld auszubezahlen; er hatte Konrad seine Huld entzogen, weil dieser es in dem Krieg des Pfalzgrafen Ludwig gegen den Markgrafen Bernhard von Baden mit dem Pfalzgrafen gehalten, und weil er von Sigmund's Kanzler, dem Bischof Georg von Passau, während des Nürnberger Reichstags im Sommer 1422 für seinen Schwiegersohn, Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, einen falschen Lehensbrief über das Land und die Pfalzgrafschaft in Sachsen und Westfalen hatte anfertigen lassen, ein Betrug, der vier Jahre später enthüllt wurde. Die Sache nahm für ihn eine entschieden ungünstige Wendung. Trotz allen Schritten, die er that — er reiste 1429 selbst zum König nach Preßburg —, konnte er den Vergleich nicht zur Vollziehung bringen und mußte zuletzt auf dem Reichstag zu Nürnberg, auf dem sich übrigens die Fürsten seine Rechtfertigung sehr angelegen sein ließen, am 8. October 1430 einen Ausgleich eingehen, in dem er an den 30 000 fl. noch den Pfandbetrag der ihm versetzten Reichssteuer von Ulm und Hall mit 16 000 fl. zu Gunsten der Städte nachließ. Damit ward der ärgerliche Streithandel geschlichtet und Konrad vom König wieder in Gnaden angenommen. Schon 1425 hatte ihm Sigmund den Schlagschatz der Münze zu Frankfurt verschrieben; am 3. Mai 1431 verpfändete er ihm die Münzen von Frankfurt, Nördlingen und Basel. Konrad ließ nun an diesen drei Orten Goldgulden prägen, auf denen das Wappen von Weinsberg sich findet; in Nördlingen stand ihm auch das Recht der Silbermünze zu. 1431 benützte ihn Sigmund zu einer diplomatischen Sendung nach Niedersachsen und den Niederlanden. Unter anderem sollte er alle versessenen Reichssteuern und Gefälle in den Niederlanden eintreiben; am 30. December 1434 ertheilte ihm Sigmund einen ähnlichen Auftrag für den Südosten des Reichs. Die übliche Abgabe der Juden nach der Wahl eines neuen Königs erweiterte Sigmund dahin, daß sie auch einem neugekrönten Kaiser zu bezahlen sei. Er beauftragte Konrad am 23. April 1434, diese Kronsteuer von den Juden einzufordern, ferner die rückständigen Judengülten einzutreiben und Rabbiner ab- und einzusetzen. Das Ge-

schäft der Eintreibung der Steuer wurde im Namen des Kaisers wie früher durch Sendboten besorgt, welche bestimmte Bezirke zu bereisen und die gesammelten Gelder an Konrad, den Generalagenten, abzuliefern hatten; fast überall aber begegneten dessen Vertrauensmänner einem lebhaften Widerstand. In die zahlreichen Fehden, die damals in Ostfranken wütheten, ward auch Konrad verstrickt. Schon 1428 hatte er den Bischof Johann von Würzburg in der Unterwerfung der Bürger und des Capitels in Würzburg unterstützt. Am 7. März 1437 hatte ihm Graf Michael von Wertheim nach dem mißlungenen Ueberfall auf den Bischof von Würzburg zu Uffenheim sein Dorf Königshofen unweit Ochsenfurt niedergebrannt, und Konrad verband sich darum am 23. April mit dem Bischof, dem Kurfürsten von Mainz, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und Kraft von Hohenlohe zur Eroberung der dem Grafen gehörigen Veste Schweinburg. Nach Sigismund's Tode sandten die Kurfürsten Konrad mit Haupt von Pappenheim nach Wien, um dem Herzog Albrecht von Oesterreich die Botschaft seiner am 18. März 1438 vollzogenen Wahl zum König zu überbringen. Am 3. Mai nahm ihn Albrecht als Rath in seine Dienste und setzte ihm ein Jahrgeld von 1500 fl. aus. Am 2. November ertheilte er ihm die weitgehendsten Aufträge, im ganzen Reich alle in Abgang gekommenen Reichseinkünfte, auch die von der Judenschaft, wieder in Gang zu bringen. Am 24. April 1439 wurde Konrad bevollmächtigt, von den oberrheinischen Reichsstädten die Huldigung für Albrecht einzunehmen; auch zu Unterhandlungen mit der Judenschaft über eine Beisteuer, die Entrichtung des dritten Pfennigs, wurde Konrad benützt, der dieselben im Sommer 1439 zu führen hatte. Durch das Vertrauen, das König Albrecht in ihn setzte, kam Konrad in die engsten Beziehungen zu der Basler Kirchenversammlung. Er wurde mit den Bischöfen von Passau und Augsburg als Gesandter nach Basel geschickt und tritt am 13. November 1438 mit einer königlichen Vollmacht auf, die ihn berechtigte, alle Streitigkeiten auf dem Concil zu untersuchen und zu schlichten. Das Concil übertrug ihm vor dem 8. Februar 1439 den Einzug des Jubelablaßgeldes in Deutschland. Protector des Concils wird er zum ersten Mal genannt in einer königlichen Urkunde vom 22. Februar dieses Jahres, in der Albrecht allen Fürsten und Ständen des Reichs befiehlt, Konrad v. W. auf dessen Erfordern Hülfe zu leisten. Konrad war 1439 bei den Verhandlungen der deutschen Fürsten mit den Basler Vätern in Frankfurt und später in Mainz thätig, ferner bei der Wahl des Herzogs Amadeus von Savoyen zum Papst, Felix V. In seiner Eigenschaft als Protector des Concils wurde er nach dem Tode des Königs Albrecht von dem Reichsverweser, dem Pfalzgrafen Ludwig, am 20. December 1439 bestätigt. König Friedrich III. beließ ihn in seiner Stellung und nahm auch sonst seine Dienste in Anspruch; 1442 legte er im Auftrag des Königs den Streit des Bischofs von Würzburg mit dessen Domcapitel bei. Er starb am 18. Januar 1448 und wurde im Kloster Schönthal begraben. Vermählt hatte er sich 1397 mit Anna, Tochter Kraft's von Hohenlohe und Wittwe Konrad's von Brauneck, wodurch er in den Besitz eines Theils der Brauneckischen Erbschaft kam. Nach deren Tod im J. 1434 verehelichte er sich zum zweiten Mal mit Anna Gräfin von Henneberg. Er hinterließ außer einer Tochter erster Ehe, Elisabeth, Gattin des Herzogs Erich von Sachsen-Lauenburg, aus zweiter Ehe noch zwei Söhne, mit denen sein Geschlecht ausstarb. Daß er ein Freund der Dichtkunst war, zeigen mehrere Gedichte, die er verfaßt hat, wie auch Michel Beheim aus Sulzbach bei Weinsberg, der bekannte Meistersänger, eine Zeit lang in seinem Dienste stand. Konrad bietet uns in seinem inhaltreichen und bewegten Leben das Bild eines vielgewandten und rührigen Mannes, dem aber die Größe des Charakters, die Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Mittel fehlt,

und der darum in seinem Gesammtwirken keinen einheitlichen und durchweg imponirenden Eindruck hinterläßt.

Jäger, Die Burg Weinsberg genannt Weibertreue. 1825, S. 107 bis 155. — Dillenius, Chronik von Weinsberg. 1860, S. 36—51. — Bossert, Aus dem Weinsberger Archiv in Oehringen für die Zeit von 1415—1448: Archivalische Zeitschrift VII. 1882, S. 149—175. — Kerler, Zur Geschichte der Besteuerung der Juden durch Kaiser Sigmund und König Albrecht II.: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland III. 1889, S. 1—13, 107—129. — Fischer, Der Streit zwischen Herrschaft und Stadt Weinsberg: Württembergische Jahrbücher 1874, II. S. 187—196. — Derselbe, Urkunden zur Geschichte des Streites zwischen Herrschaft und Stadt Weinsberg: Württemb. Vierteljsh. f. Landesgeschichte VII. 1884, S. 65—69, 142—148, 225—232, 286—289; VIII. 1885, S. 108—112, 210—212, 270—279; IX. 1886, S. 65—69. — Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund, hsg. von Kerler, Bd. VII—IX. — Albrecht, Mittheilungen zur Geschichte der Reichsmünzstätten Frankfurt, Nördlingen und Basel unter Conrad von Weinsberg, dem Reichserbkämmerer. Heilbronn 1833. — Einnahmen- und Ausgabenregister Conrads von Weinsberg aus den Jahren 1437 und 1438, hsg. von Joseph Albrecht in der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. Bd. XVIII. 1850 (aus dem Weinsberger Archiv zu Oehringen). K. Weller.

Weinzierl: Cölestin W., Benedectiner, geboren zu Neuhausen bei Landshut, † am 22. August 1847 zu Regensburg. Er wurde 1798 Cooperator bei St. Emmeran zu Regensburg, 1824 Hofprediger bei St. Michael zu München, 1831 Pfarrer bei St. Emmeran und zugleich Decan und Kreisscholarch, 1843 Dompropst zu Regensburg. Von 1830 an war er auch Abgeordneter zur zweiten Kammer. Er war sehr angesehen und beliebt als Prediger. Viele Predigten von ihm sind gedruckt.

Lindner, Nachträge, S. 7. Reusch.

Weirotter: Franz Edmund W., geboren am 29. Mai 1730 zu Innsbruck, † am 13. Mai 1771 zu Wien, war der Sohn eines Tischlers aus der Kohlstatt, einer Vorstadt Innsbrucks. Schon frühzeitig ein seltenes Talent für die Kunst zeigend, kam er mit Unterstützung von Freunden nach Wien und trat hier 1751 als Schüler in die Akademie der Künste ein. Die glänzenden Fortschritte in den Anfangsgründen des Zeichnens, durch welche sich W. auszeichnete, verschafften letzterem die Gunst des Kurfürsten Joh. Friedrich von Mainz aus dem Hause Ostheim. Er nahm den Künstler zu sich, und sandte ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris. Unter der Leitung Wille's, des großen Meisters des Grabstichels, studirte W. mehrere Jahre und bildete sich als eine Specialität im Radiren von Landschaften aus. Nachdem er mehrere Folgen von Landschaften aus Paris und seiner Umgebung ausgeführt hatte, zog er zu seiner Vervollkommnung nach Italien, wo er viele malerische Punkte nach der Natur zeichnete und in seinen Arbeiten eine steigende Veredlung seines Naturgeschmackes an den Tag legte. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt W. 1766 auf Anregung Schmutzer's die Berufung an die Wiener Kunstakademie. Die Veranlassung hierzu war, daß Schmutzer als Director der Kupferstechschule sich außer Stande gefühlt hatte, die einen Aufschwung nehmende Landschaftsschule und das Landschaftszeichnen nach der Natur, worauf er großes Gewicht legte, nebst seinen übrigen Obliegenheiten persönlich zu betreiben. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf den jungen, sich eines ausgezeichneten Rufes erfreuenden Künstler mit dem Bemerken, daß dieser, wiewol er bereits einen Ruf nach Sachsen in den Händen habe, es vorziehen würde, als geborner Tiroler sich in Wien niederzu-

lassen, ungeachtet er sich mit seinen geätzten Landschaften, welche in England, Holland und Deutschland gerne gekauft würden, jährlich 4—5000 fl. verdiene. Ferner bringe W. siebzig bereits fertige Platten mit Radirungen römischer Landschaften mit, was zur Hebung des österreichischen Kunsthandels beitragen werde, der Reichthum Oesterreichs an herrlichen Landschaften werde in- und ausländische Liebhaber noch mehr als alles, was er bisher gemacht, zum Kaufe seiner Werke anreizen. Und für die Heranbildung junger Leute zur Porzellan- und Schmelzmalerei, in welcher besonders Landschaften beliebt sind, sei W. ganz der Mann, um den Ausländern den Vorzug abzugewinnen. Der Kaiserin gegenüber betrachtete es Schmutzer als eine Ehrensache, den Mann in seine Heimath zurückzuberufen, der ganz durch sich selbst geworden, was er sei und in der Fremde stets dem Vaterlande seine treue Gesinnung bewahrt habe. Diese Anschauungen waren so vollständig in Uebereinstimmung mit jenen der maßgebenden Kunstkreise, daß der Staatsrath sofort und zwar am 16. November 1766 die Berufung Weirotter's an die Akademie mit dem Jahresgehalte von 600 fl. und 200 fl. Quartiergeld genehmigte. Im J. 1767 begann er als erster Professor des Landschaftszeichnens seine Thätigkeit an der Akademie. Leider war diese nur von kurzer Dauer. Ein wiederholtes Augenleiden unterbrach seine Arbeiten und schon am 13. Mai 1771 rief den Künstler der Tod ab, eine schwer auszufüllende Lücke in dem Freundeskreis Schmutzer's zurücklassend. Ungeachtet seines kurzen Wirkens entwickelte W. auf den Gebieten der Landschaftszeichnung und der Radirung eine staunenswerthe Thätigkeit und gab Impulse, die noch heute fortdauern. Sein gesammter künstlerischer Nachlaß fand aber in Wien keine Abnehmer; er ging nach Paris. Kenner und Freunde seiner Blätter mußten die Abdrücke einzelner Blätter theuer bezahlen. Er hinterließ nach den Angaben Nagler's 214 eigenhändige Radirungen und über 100 von andern reproducirte Zeichnungen. Hervorragende Meister haben seine Originale gestochen. Als Radirer zählt W. zu den hervorragendsten Künstlern. Landschaften von W. in Oel gemalt gehören zu den gesuchtesten Seltenheiten. Nur das Landesmuseum in Innsbruck besitzt zwei auf Holz gemalte Oellandschaften.

K. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon. — K. v. Lützow, Geschichten der k. k. Akademie der bildenden Künste, Wien 1877, S. 41 u. f.

K. W.

Weis: Nikolaus v. W., Bischof von Speyer, geboren am 8. März 1796 auf dem Schönhof bei dem jetzt französischen Dorfe Rimlingen, † am 13. December 1870 zu Speyer. Er machte seine Studien im Seminar zu Mainz und an dem dortigen Lyceum und wurde von Liebermann, dem Director des Seminars, an der Vorbereitungsschule angestellt. Am 22. August 1818 von dem Bischof Colmar von Mainz zum Priester geweiht, wurde er zunächst Professor der Humaniora am Seminar. Schon 1819 begann er seine schriftstellerische Thätigkeit in Verbindung mit seinem Freunde Andreas Räß, dem späteren Bischof von Straßburg. Bis 1833 veröffentlichten sie 86 Bände, meist ältere Schriften oder Bearbeitungen französischer Werke (s. darüber A. D. B. XXXVII, 327). Im Januar 1821 begründeten sie im Verein mit anderen Vertretern der streng kirchlichen, curialistischen Richtung die noch jetzt bestehende Zeitschrift „Der Katholik". W. redigirte sie 1827—1841. 1822 wurden beide von der katholisch-theologischen Facultät zu Würzburg zu Doctoren honoris causa promovirt. — 1820 wurde W. Pfarrer zu Diedenhofen bei Speyer, 1822 Domcapitular zu Speyer, 1837 Domdechant daselbst. 1841 ernannte ihn der Bischof J. v. Geissel, als er von Speyer nach Köln übersiedelte, zum Generalvicar. Auf Geissel's Empfehlung ernannte ihn König Ludwig am 12. Januar 1842 zum Bischof von Speyer; er wurde am 21. Mai präconisirt, am 10. Juli von

dem Erzbischof v. Gebsattel zu München consecrirt, am 20. Juli zu Speyer inthronisirt. Im J. 1867 feierte er sein 25jähriges Bischofsjubiläum. 1843—55 ließ König Ludwig den Dom zu Speier ausmalen und vollenden. 1843 wurde ein Minoritenkloster zu Oggersheim, 1851 ein Mutterhaus der armen Franciscanerinnen zu Pirmasens gegründet. 1856 machte W. eine Reise nach Rom. 1869 wollte er zum Vaticanischen Concil dorthin reisen, wurde aber durch Erkrankung verhindert. 1848 nahm W. thätigen Antheil an den Berathungen der deutschen Bischöfe zu Würzburg (Döllinger, Kleine Schriften, S. 59), 1850 an der Conferenz der bairischen Bischöfe zu Freising. 1845 trat W. der Ausbreitung der deutsch-katholischen Bewegung in der Pfalz entgegen, 1848 und 1849 den dortigen revolutionären Bestrebungen.

W. galt allgemein als ein besonders milde und friedlich gesinnter Bischof und stand mit den Staatsgewalten in gutem Vernehmen. 1864 kam es aber zu einem Conflict mit diesen. Geissel hatte zu Speyer mit Genehmigung der Regierung im September 1839 ein Knabenseminar errichtet. W. bat 1862 und wiederholt 1863 und 1864 um die Erlaubniß, das Clericalseminar zu einer vollständigen theologischen Lehranstalt zu erweitern, die den Besuch einer Universität oder eines Lyceums unnöthig machen würde. Die Erlaubniß wurde verweigert und die Abhaltung von Vorlesungen durch die von dem Bischof ernannten Professoren verboten. Die Sache wurde in der katholischen Presse lebhaft erörtert. Der Papst und der gesammte bairische Episkopat sprachen sich zu Gunsten des Bischofs aus. Sein Plan kam aber nicht zur Ausführung.

Remling, Nic. v. Weis, Bischof von Speyer, 1871. — Das Recht der Kirche in der Speyerer Seminarfrage, 1865 (Katholik 1864). — Döllinger, Kleinere Schriften, 1890, S. 197: Die Speyerische Seminarfrage und der Syllabus. Reusch.

Weis: Ulrich W., Benedictiner, geboren zu Augsburg am 1. November 1713, † zu Irrsee am 4. Juni 1763. Er machte seine Studien zu Augsburg, im Kloster Irrsee bei Kaufbeuren, wo er 1728 in den Benedictinerorden eintrat, und an der Universität zu Salzburg, wurde 1738 zu Irrsee Professor der Philosophie und Theologie und Studiendirector und zugleich Pfarrer. Ein Jahr war er Lehrer der Mathematik im Kloster zu Weingarten. Er gehörte zu den Benedictinern des 18. Jahrhunderts, welche die herkömmliche thomistische Scholastik durch eine von der Wolf'schen Philosophie beeinflußte Erkenntnißtheorie und Methodenlehre zu verdrängen suchten. Diese Tendenz verfolgt „Liber de emendatione intellectus humani in duas partes digestus, veram operationum omnium intellectus theoriam, tum earundem directionum solide eo disserens“, (1747). Er polemisirt in demselben Sinne in einer 1750 veröffentlichten „Epistola apologetica ad Em. Cardinalem Quirinium“ gegen den Franciscaner Fortunatus von Brixen, der ihm 1751 mit Animadversiones criticae antwortete.

Baader, Lexikon I, 1, 309. — Werner, Gesch. der kath. Theologie, S. 164. — Hurter, Nomenclator II, 1307. Reusch.

Weisbach: Albin Julius W., Bergrath und Professor an der Bergakademie in Freiberg, berühmter Mathematiker, besonders ausgezeichnet als Geodät, Markscheider und Wassertechniker, entstammte einer Bergwerks- und Hüttenfamilie in Mittelschmiedeberg bei Annaberg, wo er am 10. August 1806 geboren war. Nach Beendigung der Volksschulbildung besuchte W. zuerst 1820 die Hauptbergschule und 1822 die Bergakademie Freiberg, wo er mit Vorliebe mathematischen Studien oblag. Zu seiner weitern Ausbildung besuchte er mehrere Universitäten, trat in Wien namentlich mit dem berühmten Mineralogen Mohs in Beziehung und promovirte in Heidelberg. Nachdem er größere Reisen in den Berg- und Hüttenbezirken Oesterreichs ausgeführt hatte, übernahm er das Lehrfach der

mathematischen Wissenschaften an der Bergakademie in Freiberg, wo er, später zum Professor ernannt, bis zu seinem Tode in erfolgreichster Weise wirkte. Schon in den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit veröffentlichte W. ein sehr geschätztes Handbuch der Bergmaschinenmechanik in zwei Bänden, beschäftigte sich dann zunächst mit der Erforschung hydraulischer Gesetze, deren Ergebnisse er zusammenfassend in dem Werk: „Untersuchungen im Gebiete der Mathematik und Hydraulik" zur allgemeinen Kenntniß brachte. Besonders wichtig und fördernd für die Wissenschaft sind seine Bestimmungen über die Widerstandscoefficienten und die unvollkommene Contraction des Wassers bei Austritt desselben aus Röhren und Gefäßen. Weisbach's Hauptwerk ist das von 1845 bis 1854 erschienene „Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenkunde" in drei Bänden, welches drei Auflagen erlebte und als eines der vorzüglichsten Werke dieser Art gelten kann. Eine weite Verbreitung fand wegen seiner praktischen Brauchbarkeit ein Compendium: „Der Ingenieur" (1848), von welchem sechs Auflagen erschienen sind. Aehnlichen Inhalts ist eine Reihe von Schriften wie: „Versuche über die Kraft des Wassers durch Druck, Stoß und Reaktion" (1851); „Die Experimental-Hydraulik" (1855) und zahlreiche Aufsätze in den Zeitschriften „Der Ingenieur", „Der Civilingenieur", im polytechnischen Centralblatt und in Poggendorff's Annalen. Nicht weniger ausgezeichnet sind Weisbach's Leistungen auf dem Gebiete der Geodäsie und Markscheidekunst, für welch letztere er als Begründer einer neueren, exacteren Methode gelten darf, indem er an die Stelle der bis dahin fast ausschließlich gebräuchlichen unterirdischen Vermessungsart mit Hängecompaß, Grundbogen und Schnur die Anwendung der bei oberirdischen Vermessungen gebräuchlichen Instrumente, namentlich des für Grubenvermessungen etwas abgeänderten Theodolithen einführte und deren Vorzüge durch die Vermessung des Rothschönberger Stollens factisch nachwies. Schon 1842 hatte er für markscheiderische Berechnungen sehr zweckdienliche Tafeln der vielfachen Sinus und Cosinus ꝛc. veröffentlicht, ferner ein umfassendes Werk: „Die neue Markscheidekunst" (1850—59), in zwei Bänden verfaßt und eine neue Zeichnungsmethode, die er axonometrische nannte, kennen gelehrt („Anleitung z. axonometrischen Zeichnen", 1857 und „Die manometrische und axonometrische Projectionsmethode", 1844). Als Mitglied der europäischen Gradmessungscommission war ihm die Leitung der in Sachsen auszuführenden Vermessungsarbeiten anvertraut. Hochgeehrt als Lehrer und Gelehrter verstarb W. am 24. Februar 1871 in Freiberg.

Poggendorff's Biogr.-litter. Handw. II, 1286. v. Gümbel.

Weise: Christian W., Pädagog und Dichter, wurde am 29. April 1642 in Zittau geboren, wo sein Vater Elias (Vita 1679) seit 1639 als Lehrer wirkte. Dieser starb siebzigjährig am 13. April 1679, drei Söhne und drei Töchter hinterlassend; im December desselben Jahres seine 1614 geborene Gattin Anna („Reiffe Gedancken", 1682, S. 279 ff.), die Tochter des Predigers Georg Profelt. Christian's Eltern stammten beide von böhmischen Exulanten. Der frühreife, schwächliche Knabe war unermüdlich im Lernen und stand schon vom achten Lebensjahr an dem Vater als kleiner Repetent in der Classe bei. Gründlich vorgebildet, besonders in den classischen Sprachen und in der Religion, ein Liebling des Rectors Keimann, bezog er im Juli 1659 die Universität Leipzig, eigentlich auf die Jurisprudenz gerichtet, aber von seinem Vater zum Theologen bestimmt. Der Biograph Grosser erzählt weitschweifig, wie der zarte Fuchs statt der üblichen pennalistischen Mißhandlungen sich den Zwang, zahllose Gedichte aller Art, manchmal zehn am Tage (11—12 berechnet W. selbst, darunter „gantze Schäffereyen", s. Curiöse Gedanken von deutschen Versen 2, 53), auf Bestellung zu liefern, habe gefallen lassen müssen, aus denen dann die Sammlung „Ueberflüssige Gedancken" entstanden sei. Aber den Versicherungen

dieses lateinischen Encomiums, daß W. sich nur widerwillig einige Stunden für akademische Lustbarkeiten abgemüßigt habe, ist nicht viel mehr Glauben zu schenken als Weise's späterer Ausrede: er sei „nur ins Papier verliebt gewesen", das Mädchen seiner Jugendlyrik bedeute die Wissenschaft, das Schwanken zwischen zwei Schönen gelte der Rechts- und der Gottesgelahrtheit. Den schmalen Wechsel vergrößerte er durch Privatunterricht. Zeitlebens einer der fleißigsten Menschen, trachtete er begierig dem Polyhistorenideal nach und faßte unter Thomasius, Carpzov, Eckolt, Franckenstein u. A. festen Fuß auf den Gebieten, wo er als Schriftsteller so massenhaft ernten sollte, der Philosophie, Theologie, Geschichte und der Civilis Prudentia oder „Politik"; nirgends ein Vertreter völlig neuer Tendenzen, aber ein rascher Popularisator, in der Entwicklung des Unterrichts und des geistigen Lebens durch die Absicht größerer Weltläufigkeit wichtig, und kein starrer Lateiner der alten Schule, so oft er sich auch der Römersprache bediente. Die theologische Laufbahn gab er auf; er hat nie gepredigt. 1661 Baccalaureus, 1663 Magister und im Juni als glücklicher Disputant mit der venia legendi ausgestattet, begann er mit Erfolg Vorlesungen über Beredsamkeit, Ethik, Lebensweisheit, Geschichte, Poetik, und hoffte auf eine Stelle in der Facultät, bis ihn Graf Simon Philipp von Leiningen, Minister des Administrators von Magdeburg, des Herzogs August von Weißenfels, als Secretär nach Halle zog, wo er sich die Gunst des einflußreichen Präsidenten v. Rondeck und zugleich im Verkehr mit solchen Männern neue Waffen gegen allen „Pedantismus" erwarb. Bereit dem Grafen ins Kriegslager zu folgen, ward er durch seine andern Gönner davon zurückgehalten, weilte in Helmstedt bei Conring und Schrader und ging 1670 als Erzieher zweier Asseburg, der Mündel des Grafen Schulenburg, nach Amfurt im Magdeburgischen, um noch im August des gleichen Jahres die stille fruchtbringende Rusticatio mit der Professur für Politik, Eloquenz und Poesie am Gymnasium Augusteum in Weißenfels zu vertauschen. Hier verbrachte er unter rasch steigendem Erfolg als Lehrer und Schriftsteller acht Jahre. Er heirathete im October 1671 Regina Arnold, eine Tochter des Burgwerbener Pastors; von den drei Söhnen wuchs nur der jüngste († 1709) heran, dessen Geburt im Mai 1678 der Mutter das Leben nahm. Den Wittwer rief in diesem Trauerjahr seine Heimath Zittau als Rector zurück. Unter den Lehrern fand er noch seinen Vater und durfte dann dem Emeritus die feierliche Abschiedsrede halten. Aus der angesehenen Familie Nesen holte er sich bald die zweite Gattin, Anna Regina; die beiden Kinder dieser Ehe starben früh. Gleichmäßig verfloß sein Leben, das ganz der Schule und dem Schreibtisch gehörte. Schon die ungeheure Masse seiner Lehrbücher und die vielen Dramen beweisen eine unverdrossene Seßhaftigkeit. Mit der Zeit geradezu geizend, blieb er stets daheim und reiste nur einmal zu seinem lieben Correspondenten Prof. Balbinus (Jesuit, Verfasser der Quaesita Oratoria) nach Prag. 1683 war er in Schlesien. Im neuen Jahrhundert meldeten sich die Gebresten des Alters, von denen der verehrte Scholarch, der viele, auch vom Adel, nach Zittau zog, bisher trotz seinem schwächlichen Körper nichts spüren wollte. Er war klein, mager, blaß, hatte eine hohe furchenlose Stirn, kurzsichtige leidende Augen, ein kluges Lächeln umspielte seinen Mund, seine Stimme war scharf und klar, seine Rede in lateinischer und deutscher Sprache gleich fließend, sein Gedächtniß nicht nur von Natur, sondern auch durch stete Uebung für alles Gelesene oder Gehörte erstaunlich sicher, seine Lebensweise überaus einfach. Das Porträt in Könnecke's Bilderatlas[2] S. 203 ist besser als das bei Fulda S. VIII wiedergegebene. Die Amtsgenossen im Lande und weithin priesen ihn als scharfsinnigen Philologen, nüchternen Philosophen, rechtgläubigen und wunderbar bibelfesten Theologen, kundigen Historiker, gewandten Redner und Dichter:

uno verbo, verus Polyhistor Scholasticus, sagt Grosser, der selbst in der Lausitz das Erbe Weise's als Lehrer und als Dramatiker glücklich gepflegt hat (Th. Paur, „Die Schulkomödien des Rectors Samuel Grosser in Görlitz“, Zur Litteratur- und Culturgeschichte, 1876, S. 282 ff.), so wenig uns auch im ganzen seine Vita Christiani Weisii, besonders das raisonnirende Verzeichniß der nicht-poetischen Schriften, von 1710 bietet. Er war ein liebenswürdiger Vorgesetzter, ein bewunderter und geliebter Lehrer, immer bereit sich für sein Amt zu opfern und auch die Loyalität der Zittauer in feierlichen Gelegenheitsschriften niederzulegen, den Mitbürgern durch sein tüchtiges Regiment, sein kluges, anregendes, friedfertiges Wesen, seine Theaterthätigkeit werth, obwol er sich allen geselligen Verkehr nach Kräften vom Leibe hielt und nur in der schon früh besungenen Musik Erholung suchte. Daß er trotzdem mit offenem Blick und gutem Humor die mittleren und niederen Stände beobachtete, dafür zeugen manche Dramen. 1708 erlitt seine Gesundheit einen heftigen Stoß, wol infolge der Wassersucht; seine Seh- und Sprechkraft schwand, er konnte nicht mehr schreiben. So nahm er Abschied vom Gymnasium, an dessen Spitze sein früherer Gehülfe Hofmann aus Lauban trat, begrüßte den Nachfolger als den Alter Ego in einer langen Elegie, sagte den Schülern der höheren Classen schon vom Tode gezeichnet Lebewohl und empfahl seine Seele getrost dem Heiland. In den letzten Tagen dictirte er noch eine religiöse Ode in lateinischen sapphischen Strophen (Grosser S. 92). Am 21. October 1708 ist er gestorben.

Den Schulmann und den Verfasser von Lehrbüchern soll unten ein berufenerer Kenner würdigen; wir haben es also nur mit dem Dichter zu thun. Ihm wies schon der geistreiche Wernicke den rechten Platz an, wenn er, selbst die Mittelstraße des Boileau'schen Classicismus zwischen phébus und bassesse einschlagend, W. als Gegenpol des Schwulstes ansah, wie Spätere die Verstiegenheit der Schlesier und die „Niederträchtigkeit“ des Zittauers gleichmäßig verurtheilten, ohne seinem Naturalismus und seinem grobkörnigen Humor gerecht zu werden. Auch darf man sich nicht durch manche platte Lehre seiner Poetik und die jeder künstlerischen Durchbildung bare Dramenfabrik gegen dies ursprüngliche Talent verstimmen lassen. Gesund hat W. den marinistischen Bilderprunk gleich den Ausschreitungen des Purismus früh belacht, obgleich er selbst, nicht bloß in Leichenreden (z. B. Der grünenden Jugend nothwendige Gedanken, S. 549) unwillkürlich dem Bombast opfert, anderseits den Salbader Vogel, die ganze Poeterei vor Opitz und die Volksdichtung, mit der er doch gemüthlich vertraut ist, in einen Topf wirft. Seine Sprach- und Verslehre ist unsicher, denn über äußerliche Gebote hinweg redet er mundartlichen Reimen das Wort, versucht sich nur zur Probe in schweren Maßen wie dem Distichon (Curiöse Gedanken von deutschen Versen I, 430) oder antiken Strophen und trotzt gegen die „lateinische Pedanterey“, die „frembde Sclaverey“ auf sein „Naturell“ und den starken „Affect“, wie der anleitende Schulmeister der Collegia poetica doch betont, jeder solle seiner Art folgen und sich zu keiner von der Natur nicht secundirten Imitation zwingen (S. 108). Aber an eine Poesie, die kein Nebenwerk, keine „Dienerin der Beredsamkeit“, kein Vehikel der politischen Lebenskunst und des Unterrichts wäre, hat er als Theoretiker gleich den allermeisten Zeitgenossen nicht gedacht. Disce loqui lautet immer sein Hauptspruch.

Der Lyriker hat zuerst 1668 die „Ueberflüssigen Gedanken“ seiner manchmal an Schoch und andre burschikose Sänger anklingenden Studentenmuse dargebracht (vgl. Curiöse Gedanken von deutschen Versen I, 394 ff.), z. Th. bestellte Waare, derbe ungehobelte Stücke mit geschmacklosen Vergleichen, aber mitunter auch kräftig und schlicht, nicht zu „galant“. Dazu kommen viele Einlagen in

Romanen und Dramen — ist im Jephta (1679) die berühmte Arie 2, 7 „Ich hab ein Wort geredt, mein Kind ich liebe dich“ (vgl. Spitta, Vierteljahrsschrift f. Musikwissenschaft I, 63) sein Eigenthum? Die zweite Sammlung, „Reise Gedanken“ (1682), ist größtentheils nüchterne versificirte Prosa, indem W. etwa fünf Variationen auf einen Schnupfen im Herbst vorlegt, die Masse seiner Kirchenlieder schwunglos, das Buch Epigramme (1699) auf „curieuse Realia“ der Geschichte u. dgl. gerichtet. Besser gelingt ihm, der dem Stil der gebundenen und der ungebundenen Rede die gleiche „Mediocrität“ vorschrieb, ein trockener oder auch massiver Scherz, wie er das schon als Schüler geübt hatte (Reise Gedanken S. 100 „Weistu noch was ich einmahl vor ein artig Spiel erdachte, Da Magister Nollus sich mit dem Jungfisch mausig machte“).

Seine Romane stehen im Dienste der „Politik“ und inhaltlich wie formal im Gegensatze zu den vornehmen Romanen des Jahrhunderts, von denen W. am höchsten die Argenis des oft gepriesenen Barclay und Lohenstein's lehrreichen Arminius schätzte. Sichtlich hat er den Einfluß der Moscherosch und Kindermann, aber auch Grimmelshausen's erfahren, obgleich er auf den Simplicissimus als einen „ledernen Salbader“ stichelt und Grimmelshausen, im „Teutschen Michel“ die „Drei Erznarren“ lobend, diesen Ausfall der „Bas Catharina“ (W. nannte sich Catharinus civilis) parirt. Kürzer und schlichter gehalten, aber reich an allen möglichen Abschweifungen, schließlich übers Knie gebrochen, bewegen sie sich picarisch in Reiseabenteuern und kleinen Biographien durch verschiedene Stände und arbeiten mit satirischen Bildern auch im Einzelnen Rabener vor. Ein erntes, phantastisch-patriotisches Strafgesicht wollen „Die drei Hauptverderber in Deutschland“ sein (1671). 1672 bieten „Die drei ärgsten Erznarren“ einen hübschen, noch von Tieck nachgeahmten und 1809 in Arnim's „Wintergarten“ aufgenommenen Eingang: eine Testamentsclausel verlangt, Florindo solle in der Schloßgalerie die Bilder der drei größten Thoren anbringen, was zur lockeren Narrenrevue auf der Suche unterwegs, ohne eigentliche Romanhandlung, und endlich zum Gutachten eines Consilium prudentium führt. Alamodenarren, Prahlhänse, studentische Säufer ziehen vorbei; gegen schwülstige Complimente, Briefe, Madrigale, aber auch gegen „Saupossen“ wird geeifert; achtzig absurde lateinische Thesen zeigen einen kleinen Vorläufer des Thomasius; überall geht W. ohne hohe Gedanken und stilistischen Aufschwung stracks seinen lieben „Mittelweg“. 1673 erschienen als Fortsetzung und Pendant „Die drei klügsten Leute“, in den ersten Partien ein wirklicher, auch die Frauen an der Handlung zweier Parallelreisen betheiligender Roman, doch verliert W. sein Thema aus den Händen. Er legt später sogar eine Epictetübersetzung ein. Das beste ist eine schöne ländliche Idylle. Lieder, Dialoge, Briefe, Lustspielscenen wechseln. Die Schimpferei zwischen einem Großen und einem Kleinen erinnert an Shakespearische Narren-Quibbles; die Bewohner von Querlequitsch kehren in Weise's Dramen und bei Rabener wieder. Ganz unromanhaft gibt sich „Der politische Näscher“: ein Mensch strebt nach ungebührlichem Glück und Vortheil und erntet dabei nur Spott und Schande. Crescentio reist mit seinem Vormund Philander. Grobianisches, Frivoles, Hausbackenes in städtischen und bäuerlichen Typen wird lehrhaft durch trockene Thesen über politische Ethik ergänzt. W. vergleicht, wie Moscherosch und Schupp, seine Werke mit einer Apothekenbüchse, worin bittre Arznei durch Zucker temperirt sei. Diese Bücher wurden fleißig gelesen und nachgeahmt, zum Aerger Weise's, der in den „drei klügsten Leuten“ sagt, in diesem klugen Säculum kümmere sich jeder Hausjunge um die Welthändel, und nun dagegen protestirt, daß alle Tractätchen politisch heißen. Am eifrigsten copirte ihn sein Weißenfelser Amtsnachfolger Joh. Riemer (s. Waldberg's Artikel), neben dessen „Politischem Stockfisch“ politische Feuermäuerkehrer, Rattenfänger,

Maulaffen, eine politische Colica und viele andere Scharteken aufkamen, bis Thomasius den Begriff „politisch“ vertiefte und nachher Gellert das neue Ideal des „Politen“ ausbreitete. „Politik“ bedeutet bei W. „eine Klugheit das gemeine Wesen wol zu conserviren“ und sich durch einnehmende weltläufige Haltung ein gutes Fortkommen zu sichern. Dazu ist eine Hauptbedingung die rechte Beredsamkeit, wie sie W. im „Politischen Redner“ 1677, in den er eine öde exemplarische „Complimentircomödie“ einlegte, und sonst auseinandersetzte. Auch der Brief spielt eine wichtige Rolle: deshalb carikirt W. gern die schwülstigen Episteln, um seinerseits auf die ordentliche Connexio von Antecedens und Consequens magisterhaft zu dringen. Wie Gottsched Lehrer der Stilistik und Rhetorik, vertritt er wie dieser das Deutliche und „Gläubliche“, ist wie dieser aus Vernunftgründen ein Opernfeind, gibt als Poetiker Recepte für allerlei Anlässe, empfiehlt der „politischen Jugend“ „allerhand manierliche divisiones und subdivisiones“, will selbst „nicht den nahmen eines wohlgesetzten, eines hochbegeisterten, sondern eines einfältigen und deutlichen concipientens“ erwerben und wird nicht müde, allem Extravaganten, allen weitgesuchten Redensarten, allen pomphaften Zusammensetzungen gegenüber das „Mittelmaaß“, die „galante Mediocrität“, den „populären Stylus“, der immer „naturell und ungezwungen“ bleibt, zu vertreten durch Lehre und Beispiel.

Der freien „politischen“ Ausbildung junger Leute sollte das in Zittau schon längst gepflegte, von W. zu neuem Flor gebrachte Schuldrama dienen, das 1686 eine stehende Bühne für die drei regelmäßigen Fastnachtspiele erhielt. Er hat nachweislich in seiner Jugend 5, als Rector (bis 1705) 50 Stücke geschrieben, von denen 15 verloren, 30 gedruckt und 10 handschriftlich auf der Zittauer Stadtbibliothek erhalten sind (Fulda S. XXX); schwerlich ist diese Berechnung erschöpfend. Seine Wege und Ziele setzt W. mehrmals in Vorreden auseinander, besonders vor „Isaac's Opfferung“ (gedruckt 1682), „Lust und Nutz der spielenden Jugend“ (1690, mit einem Verzeichniß), den „Neuen Proben von der vertrauten Redens-Kunst, das ist: drey theatralische Stücke“ (1700), dem „Curieusen Körbelmacher“ (1705), der „Liebes-Alliance“ (1708). Leider ist seine geplante Dramaturgie „Der geschickte Comödiant“ und eine Abhandlung über die „Oratorischen Affecten“ nicht zu Stande gekommen. Die Vorstellungen sollen der „Aufmunterung blöder ingenia“ durch „freye und negligente“ Action dienen. Kein Ratichianer, fragt er (Zittauisches Theatrum 1683): „wie könte ich einen zukünfftigen Cavallier von meiner Hand wegziehen lassen, wenn er zwar das Gemüthe mit Lateinischen Gedancken, hingegen aber die Zunge mit keiner anständigen Beredsamkeit, viel weniger das Gesichte und den Leib zu keiner Leutseligen Mine disponirt hätte“. Darum errichtete er auch in der Classe für die Redeübungen „ein kleines theatrum, da sich die Redner mit dem gantzen Leibe praesentiren müssen, wie sie dermaleins im Theologischen oder Politischen theatro mit ihrer Person auskommen sollen“. Also die Schuldramen haben einen dreifachen Nutzen: sie befördern eine galante Sprache, die Kenntniß der Ethik und der Geschichte, das oratorische Talent; dazu die „politische courage“. Im Gespräch helfen ja „überstudirte Formuln“ nichts, sondern nur eine galante Kühnheit kann sich aus dem Stegreif recommandiren; wer ungewandt redet, ist kein Gelehrter, kein Politicus. Es gilt möglichst viele Schüler zu beschäftigen; daher die übergroße Personenzahl — ein von W. zugegebener, aber aus der Zwangslage entschuldigter Fehler seiner Stücke — und ihre oft genug so äußerliche reinepisodische Heranschaffung. Bei der Rollenvertheilung berücksichtigte er das muntre oder schläfrige, lustige oder trübe Naturell der Schüler; aber auch ihren Stand: er bemerkt zu seinem aparten Stück von den „Nachbarskindern“, in der gegenwärtigen „Tischcompagnie“ (d. h. seinen Pensionären) seien lauter

Menschen von solcher Extraction, daß niemand von ihnen einen Bauer oder den Pickelhäring übernommen hätte. Es soll aber nichts wider die Natur gehen, und ein armer Director muß sich nach seiner Gesellschaft richten. Er dictirte alle Stücke, die er dann sorgsam zu sehr raschem Spiel einstudirte, mit „unvergleichlicher Geduld“ dem Amanuensis in die Feder, um die „lebendige, familiäre Pronunciation“ zu hören. Er schätzt die holländischen Kluchten, das Plattdeutsche und alles Stegreifspiel, weil bei der „Extemporalität“ jeder den gewöhnlichen Accent halte, also natürlicher spreche „als wenn die armen actores gleichsam eine lection her recitiren wollen“. Darum begünstigt er die Mundart („alles nach dem gewöhnlichen dialecto manierlich ausgesprochen“) und betont, daß beim Lesen die schriftdeutsche Fassung schade. Von seinen Dramen, die er fast ausnahmslos nur einmal spielen ließ, sah er Eines auf einer fremden Bühne, lief aber vor Schluß hinweg, weil die Natürlichkeit des Spiels fehlte. Er selbst inscenirte nur Eigenes und erklärte 1705, er habe sich „biß auf diese Stunde noch keiner fremden invention bedienet“; denn nur bei Einübung zum bestimmten Zweck, für ein vertrautes Personal gedichteter Stücke glaubte er die rechte Lebendigkeit zu erreichen. Jede Figur hat nach dem πρέπον ihres Standes zu sprechen, also nicht nach Art des rhetorischen Kunstdramas: „Ein Cavallier, ein fürnehmes Frauenzimmer, ein liederlicher Kerl, ein gemeiner Mann, ein Bauer, ein Jude muß den Accent führen, wie er im gemeinen Leben angetroffen wird. Bloß bey fürstlichen Personen lässet man das gezwungene Hochdeutsche passiren“. W. verwirft die Verskomödie mit dem plattrationalistischen Satz: „ich finde keinen casum im menschlichen Leben, da die Leute mit einander Verse machen. Und wenn ich etwas von Arien“ — sie wurden bis 1680 meist von Edelmann componirt — „mit eingemischet habe, so wird jedweder wissen, daß die Leute zum Zeitvertreib offt ein Lied singen“; aber in den biblischen und historischen Dramen gibt er doch Alexandrinerscenen so stichisch abgezirkelt, wie die Schlesier von Gryphius bis zu Hallmann, und neigt sich mitunter, besonders im „Jephta“, dem Opernhaften zu. Seine Dramaturgie erörtert skeptisch die herkömmliche Zahl von fünf Acten, die Nothwendigkeit einen aufgegriffenen Stoff frei, aber „gläublich“ zu bereichern und die verschiedenen Ingenia oder Inclinationen der Zuschauer durch einen sonderlichen Affect zu belustigen, durch ein wichtiges Morale zu bessern, in der „Redens-Art“ aber immer hübsch naturell zu bleiben, wie er das auch am Terenz trotz seiner Sittenlosigkeit schätzt. Eine „gemeine und kurzweilige“ Invention soll nach klarer Exposition in der Verwirrung der Umstände viele inexpectata bringen, den Hauptscenen einen „penetranten Affect“ geben: und „allemahl lasse man die Affecten contrar auf einander folgen“ bis zur unverhofften Lösung. Er verpönt alles Unmoralische, wo es irgend entbehrlich und nicht wie bei Frau Potiphar als Warnung und Contrastwirkung nöthig ist, doch sind seine facetiae innocuae oft recht grob gesponnen. Aus den Bandenstücken nimmt er unter verschiedenen, auch französischen und italienischen, Namen, die komische Person herüber, denn es wird „kein Spiel ästimiret, da nicht ein Pickelhering dabei ist“, wie das Sprichwort sage: „Wer bey dem Spiele den Pickelhering vergessen hat, der ist einem Wirthe zu vergleichen, der zu seinem Krautsalate kein Gebratenes auftragen läßt“. Ihn möchte er, trotz vielen bloßen Lazzi und rohen Wortfülseln, als eine Art von parodistischem Chorus fassen, der nicht nur die harten Speisen zuckert, sondern „vielmehr unvermerkt den besten Commentarium über die wichtigsten Actiones macht“. Die ersten Anregungen hat ihm die Zittauer Schulbühne gegeben; dann muß er den Gryphius eifrig gelesen, das komische und ernste Repertoire der Banden studirt und — was noch einer näheren Untersuchung harrt — so manches Ausländische bis empor zu Molière kennen gelernt haben. Er ist mit der commedia dell'arte

vertraut. Dem handlungsarmen Rededrama zu buntem Leben zu verhelfen, bleibt über Kormart's und Anderer Verſuche hinaus ſein Ziel. Endlich arbeitet er, wie zuerſt Gervinus erkannte, der ſächſiſchen Familienkomödie des 18. Jahrhunderts vor.

Seine älteren Stücke ſind „Die triumphirende Keuſchheit“ (gewiſſermaßen ein moderner Joſeph), das ſchäferliche Singſpiel „Galathee“ mit dem grotesken Polyphem und dem Clown Mopſus (vgl. in den Curiöſen Gedanken I, 456 die kleine Nymphenoperette „Von der fataliſchen Hochzeit“), die alberne Allegorie „Das dreyfache Glücke der Stadt Leipzig“ (1680 in Zittau geſpielt: Philyrus-Leipzig ſiegt im Streit um die vielumworbene reiche Dame Mercurie, d. i. die Meſſe), „Die beſchützte Unſchuld“ ein tragiſch-burleskes Miſchſpiel mit ſchleſiſchen Interludien nach Gryphius' Muſter, deſſen berühmte Poltrons in Weiſe's gewiß nicht erſt 1684 concipirtem „Politiſchem Quackſalber“ als Parapiridutomuroforcides und Bombagranitympotaratandes auferſtehen.

Zittau hatte die Einrichtung dreitägiger Spiele von je fünfſtündiger Dauer, die bis 1685 in der Faſtnacht, ſeitdem im Herbſte ſtattfanden, aus äußeren Gründen 1681 ausfielen, aber 1685 jenes neuen Termins halber doppelt geboten wurden und 1689 eine längere Unterbrechung erfuhren, um von 1702 bis 1705 aus der vereinzelten Erſcheinung wieder zur alten Regelmäßigkeit zu gedeihen. Der erſte Tag bot eine „Geiſtliche Materie aus der Bibel“, der zweite eine „Politiſche Begebenheit aus den Hiſtorien“, der dritte ein „Freyes Gedichte neben einem luſtigen Nachſpiele“, doch war die poſſenhafte Zugabe oder ein „muſikaliſches Zwiſchenſpiel“ kein unerläßliches Erforderniß.

In den Bibeldramen verfährt W. meiſt im Gegenſatze zu den Schulmeiſtern des 16. Jahrhunderts und neueren Claſſiciſten ſehr profan; man darf an Friſchlin erinnern, aber kaum mit Palm einen unmittelbaren Zuſammenhang annehmen, auch an die ganz anders geartete Freiheit erinnern, mit der die Romanſchreiber das alte Teſtament zu Staats- und Liebesgeſchichten ausbeuteten. War ſchon Luther ein Feind des Paſſionsdramas, ſo mied W. die Bearbeitung neuteſtamentlicher Abſchnitte überhaupt; er hat nur einmal den Stoff des Jesus duodecennis privatim für hohe Perſonen behandelt. Den Teufel ließ er halb aufkläreriſch, halb ängſtlich ganz aus dem Spiel, auch im „Hiob“, weil er eine ſolche Schandrolle keinem Schüler zumuthen dürfe. Dem alten Teſtament gegenüber ſchlug er ſeine Regeln gegen Anachronismen und auch die Verachtung gegen das Paar Ahasver und Hans Knapkäſe (Curiöſe Gedanken I, 208: das alte deutſche Eſtherſpiel in den „Engliſchen Komödien“ von 1620 iſt gemeint) in den Wind, ſchaltete mit freiem, ja burleskem Behagen in dieſer fernen Welt und geſtattete ſich auch ſatiriſche Beziehungen auf die moderne Zeit, indem er z. B. von Naboth's Weinberg oder bei dem Pfaffen Mathan der Athalia auf die Jeſuiten hinüberſchielt. Wie in den Actionen der Banden wechſeln ſteifleinene und ausgelaſſene Partien. Erſtere gehen aus der Proſa gern in Alexandriner, abgezählte Einzelverſe und Tutti wie bei den Schleſiern über und erreichen ihr höchſtes Pathos wol in den Klagen der Tochter Jephtha's, die *ἄγαμος ἀνυμέναιος* aus dem Leben ſcheiden ſoll. Ob er Vondel kannte? Aber wie entſetzlich wirkt die verworrene „Athalia“ (1687, hſl.) gegen Racine's vornehmes Werk von 1691, wie ſcheußlich iſt im 3. Act die Hinmetzelung der Kinder dem verhenkerten Geſchmack des 17. Jahrhunderts angepaßt, wie roh dies buhleriſche Machtweib! W. bleibt im Stil der gemeinen „Actionen“, wenn ſein Hoherprieſter ſagt (1,12): „Man laſſe doch die alte Beſtie leben, die noch in ihrer Geilheit erſoffen, als wann ſie die jüngſte Weibsperſon im Lande wäre“, oder Athalia (1,17): „Ha ſo will ich Himmel und Erde unter einander miſchen, biß ich mich gegen den

Samaritischen Bettelhund revengiret habe". Grob stellte er den wahnsinnig brüllenden „Nebukadnezar" (1683, hsl.) dar und raffte im „Salomon" (1685, hsl.) einen wüsten Stoff zusammen, den altpopulären Spaßmacher Markolf leidlich mildernd und die beiden Mütter lebendiger gestaltend als die Königin von Saba, wie ihm überhaupt vornehme Personen am mindesten glücken. Gegen die feinere Charakteristik im „Absalom" (1686) fällt der „Simson" (1703, hsl.) ab; nur der gutmüthige Müller Sawsa, der den Helden recht schinden soll, ist vortrefflich gerathen, und einen naiven Reiz gewährt es, den Götzendienst der Philister nach der antiken Mythologie, ihre Lustbarkeiten aber wie deutsche Volksfeste mit Blindekuhspiel und Topfschlagen ausgestattet zu sehen. Der Narr fehlt hier. So auch in dem bei sinkender Kraft verpfuschten, endlosen und doch leeren „Kain und Abel" (1704, hsl.); mattherzig der eine, der andere ohne trotzige Größe, von seinem Weib zum Morde getrieben. Die Kinder des ersten Paares zerfallen in zwei ungleiche Gruppen, nach der seit Baptista Mantuanus, Melanchthon, Hans Sachs umlaufenden Tradition; in der einen befindet sich ein Trottel. Weil W. ein großes Personal braucht, muß er absurd zur Familie Adam's andere Leute gesellen. Ein „Hiob" mußte ihm ganz mißlingen und der Josephstoff widerstrebte in seinen dankbaren erotischen Motiven von vornherein der Schule, obgleich W. nicht zimperlich war. Im „David" (1683) ist gerade Saul trotz dem Gryphischen Geisterapparat ohne Wucht behandelt, ja die im alten Straßburger Drama meisterhaft gefaßte Scene bei der Hexe von Endor entfallen. Glücklicher zeigt W. sich in den Patriarchaden trotz steifen Reden der Erzväter, einem argen Durcheinander von Familien- und Bauernscenen und manchen zu spaßhaften Elementen; ein Hofmeister gibt den Knaben Isaak und Daguel eine hübsche Anstandsstunde (Isaaks Opferung 1679) und in „Jacobs doppelter Heirath" ist das Beiwerk anachronistischer Volksscenen ungemein frisch behandelt: die alte Muhme Debora singt ein Susaninne, der Hochzeitbitter tritt auf, Burschen bringen die Maie u. s. w.

Von den historisch-politischen Actionen sind leider manche verloren, die wir gern mit anderen Bearbeitungen der Stoffe vergleichen möchten, wie „Der verliebte und grausame Herodes gegen die grausame und verdammte Mariamne" (1688) und „Der englische Eichbaum" (Karl Stuart, 1689), oder die als dramatische Schilderung der jüngsten Vergangenheit interessant wären wie „Der Zustand in Deutschland vor und nach dem Nimägischen Frieden". Neben öden handwerksmäßigen Schleuderarbeiten, in denen etwa Barclay's Argenis sieben formlose Acte hindurch ins „Einfältige" gezerrt wird, stehen Dramen, die ein findiges Quellenstudium bezeugen. W. gibt keine rhetorischen Staatsstücke, sondern aus Ernst und Scherz gemischte Historien. Mit dem Kunstdrama hat er äußerlich die Katastrophen, Palastintriguen, Verschwörungen, Gefängnißscenen, Hinrichtungen gemein, faßt aber die Tragik gemüthlicher und läßt Pickelhäring und Genossen ihr Spiel treiben. Jede Straffheit war ihm versagt. Im Gedränge verliert man auch die Hauptpersonen aus dem Gesicht. Die politische Gravität erhebt sich selten über das Marionettenhafte, und die Nebenabsicht einer dramatischen Geschichtsrepetition für die Schüler wirkt störend. Gern straft er „machiavellische Bosheit"; sein Hauptthema ist der Fall eines Günstlings. 1679 stellte er den „Gestürzten Marggraff von Ancre" nach Gramondus (Historiarum Galliae .. libri XVIII) dar, ließ aber seinen ganz schuldlosen Favoriten Ludwig's XIII. nur im ersten und fünften Act hervortreten und schwellte das Stück durch große Hugenottenreden auf. Den „Grafen von Olivarez" (1685 nach Pallavicini's verdeutschtem „Favoritenspiegel") ließ er schließlich mit einer Verbannung durch „großmüthige Moderation" Philipp's IV. davonkommen und bot regeres Leben nur in der Gestalt einer den König hetzenden Amme, die an alte

Sauldramen erinnert. Einen seit Chapman viel behandelten (Bolte, Herrig's Archiv 82, 113), noch von Schiller notirten Stoff, den auch Kormart's Repertoire aufweist, gab ihm Thuanus an die Hand, den „Fall des Marschall Biron“ (1687, gedr. 1693). Dazu kommen andre Verschwörungsstücke, vor allem der nach Liponari's verdeutschter Relazione, einem reichen und farbigen Bericht, vorgeführte „Neapolitanische Hauptrebell Masaniello“ (1682 gespielt), den Richter mit Feind's hamburgischer Oper zu einer Bandenaction contaminirte (Hs. der Wiener Hofbibliothek) und dem noch Lessing nachrühmt, er habe ganz den freien Shakespearischen Gang und trotz pedantischem Frost hin und wider Spuren von Shakespearischem Genie. Wir denken dabei nicht an die den Helden wenig auszeichnende Charakteristik, die lose Führung, die Rasescenen, sondern an die Mischung der Töne, die fliegenden Accente, das Geschick der Massenbehandlung, die derbe Kraft niederer Volksfiguren. Und sein Bestes im höheren Drama gab W., durch das Zittauische Localinteresse des ihm mündlich überlieferten Stoffes angefeuert, 1686 in „Einer Misculance vom König Wenzel“, besonders dem 1. Act; denn später entgleitet ihm der Faden, unorganische Scenen machen sich breit, aber köstliche kleine Episoden erfreuen uns gleich den reizenden Kinderspielen Wenzel's und Lisel's. Eine Prinzenrettung holte sich diese extensive Dramatik auch aus dem Norden: „Regnerus“ (1684, hsl.), unmittelbar oder mittelbar nach Saxo Grammaticus, 1703 wiederholt neben dem eine Weisische Lady Macbeth darstellenden Folgestück „Die dänische Amazonin Svanhita“. Durch alle diese Stücke schlingen sich krause Schnörkel der Komik, auch sehr triviale Scherze und Kunststückchen der Pickelhering, Potage, Allegro u. s. w., doch fehlt der behende absurde Wortwitz nach Art eines Lanz oder Lanzelot nicht. Im „Olivarez“ und „Biron“ nähert sich die komische Person vom Hanswurst hinweg einem Gracioso. Der „Olivarez“ wird Act für Act von einem Scherzspiel „Alvanzo“ durchbrochen, dessen Held sammt seinen Dienern Maraveglio und Spavento mit den Prahlhänsen der Italiener, des Heinrich Julius, des A. Gryphius wetteifert. Aber W. kann mehr als grotesk carikiren: die Frau Pasquilla und der Käsehändler Formaggio im „Masaniello“, die Leinwandkrämerin Marinka im „Wenzel“, um nur ein paar Figuren herauszugreifen, athmen das frischeste Leben.

Dies Talent mußte der dritten Gruppe, den sogenannten freien Erfindungen und Nachspielen zu gute kommen. Wie im Roman zeigt sich ein Fortschritt von losen satirischen Bildern zu geschlossenerer Form, obwol die unüberwindliche Fülle und die schleudernde Schnellfertigkeit auch hier wie überall kein rundes Kunstwerk entstehen ließ. Unter dem Einfluß von Boccalini's Relazioni del Parnasso dichtete W. satirisch-allegorische Gerichtshändel, wie 1679 den „Bäurischen Machiavellus“, ein theilweise rohes, plattes, theilweise nicht bloß culturhistorisch bedeutsames Werk, das endlich den schlimmsten Machiavellismus unter den biederen Landleuten findet. Oder 1683 „Die verkehrte Welt“, worin gewiß die alten Scherze der Schulsaturnalien, daß die Jungen Quisquis, Quoniam, Siquidem den Lehrer foppen, ihrer schallenden Wirkung sicher waren. Eine zweite Abtheilung bilden satirische Komödien unter starkem Einfluß des A. Gryphius. 1680 gab W. „Die zweyffache Poetenzunfft“ zum besten, bei der Zunft vom Tannenzapfen nach Straßburg deutend, die Meistersingerei von Hans Sachs bis zur Neuzeit höhnend, stilistische Unarten und die Sprachreinigung des 17. Jahrhunderts parodirend, zum Patron der elenden Reimer, die einen riesigen Kuhfladen im Wappen führen, Walther von der Vogelweide wählend! Schon hier zeigen sich Motive des Peter Squenz. Diesen ahmte W., immer seine Schlottrigkeit und manche Schmutzflecken zugestanden, urkomisch nach: 1682 „Absurda comica oder von Tobias und der Schwalbe“. Die Aufführung geschieht auf

einem Gut unter Leitung des Schulmeisters, der durch Herausstrecken der Zunge die Regiezeichen gibt und vor den vielen „Ferkeln“ seiner Leute aus der Haut fahren möchte. Sehr drollig ist die Keilerei der frommen Eheleute, deren friedliche Liebe eben gepriesen wird, das Lied der Schwalbe mit dem Hollundermustopf zum „Besalben“, die alterthümelnde Art der gelegentlich „in einem Raupennest“ gebornen, d. h. vielfüßigen Knittelverse. 1685 folgte das Lustspiel „Vom niederländischen Bauer, welchem der berühmte Prinz Philippus Bonus zu einem galanten Traume geholfen hat“, drastisch genug, da W. allen Mist des klobigen Kerls, der sich den Bauch vollschlägt und cyklopisch den Hof macht, mit abmalt, während Holberg, der Utopia Bidermann's folgend, 1722 seinen „Jeppe von Berge“ tragikomisch zu halten wußte. Der Stoff gehört der Weltlitteratur an (A. v. Weilen, Shakespeare's Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung, 1884); den dramatischen Prolog zum Taming of the shrew kannte W. — derselben Quelle, Goulart's Trésor, folgend und ein Singspiel „Die unbewegliche Fürstenliebe“ als Stück im Stück einlegend — nicht, aber, wie der Stammbaum seiner Absurda comica zu Shakespeare hinaufreicht, so steht seine undatirte und höchst wahrscheinlich nie aufgeführte „Böse Catharina“ (hsl.; L. Fulda) in mittelbarem Zusammenhang mit jenem eben erwähnten Stücke des Briten, das umgestaltet durch englische Komödianten nach Deutschland gekommen war und unsern W. durch zwei Bearbeitungen anregte, nämlich die 1672 gedruckte „Kunst über alle Künste, ein bös Weib gut zu machen“ und ein leider verlorenes, 1658 während Weise's Schulzeit unter dem Rector Keimann aufgeführtes Zittauer Fastnachtspiel „Die wunderbare Heurath Petruvio mit der bösen Catharine“. Er hat den Handel nach Deutschland verlegt, vergröbert und mit Bauernepisoden ausstaffirt. — Endlich besitzen wir von W. eine Reihe bürgerlicher Komödien, in denen er den Pickelhäring verabschiedet oder durch lustige Diener ersetzt und allmählich moderner wird. Seinen Realismus bezeichnet es, daß er schon in Leipzig zufällig gehörte Gespräche flugs niederschrieb. „Der betrogene Betrug“ ist ein ländliches Aulularia-Stückchen nach einem wirklichen Vorfall. „Der verfolgte Lateiner“ bewegt sich mit der Scene, wo zwei Schornsteinfeger als gräfliche Liebhaber verkleidet erscheinen, im Gefolge der Précieuses ridicules gleich Reuter's „Ehrlicher Frau“. 1686 schrieb er zu dem langweiligen „Curiositätenkrämer“ ein flottes Nachspiel, worin ein kecker Schuster im Bett des reichen alten Negro den Erblasser agirt, ganz wie Regnard's Légataire universel. 1688 aber suchte er in der „Unvergnügten Seele“ den melancholischen Vertumnus mit tieferer, wiewol noch tastender und zuletzt dem Hausbackenen verfallender Psychologie als einen ewig Unbefriedigten zu zeichnen, um ihm zuletzt Ruhe zu schaffen durch den Anblick eines alten glücklichen Paares Contento und Quieta. Wie schon in jener Episode der „Drei klügsten Leute“ umfängt uns hier bei Philemon und Baucis die reine Luft der Idylle und mehrt die Achtung vor diesem seiner selbst kaum bewußten Talent, das solche Aufgaben rasch wieder fahren ließ. „Stille Veränderung der Affecte“ ist das Ziel von drei 1694 bis 1703 entstandenen Stücken: „Die betrübten und wiederum vergnügten Nachbarskinder“ mit guten Motiven der Gryphischen Dornrose, „Der curieuse Körbelmacher“ mit hübschen Handwerkerscenen und ans Tragische streifenden Mischungen, „Ungleich und gleich gepaarte Liebesalliance“. Das Verdienst liegt in dem überwuchernden, aber oft so gut beobachteten, so realistisch ausgedrückten Detail, mag W. auch ein halbhundert Personen und drittbalbhundert Seiten aufwenden, um zwei Frauenzimmer richtig unter die Haube zu bringen.

So mißlich in aller Geschichte die condicionalen Behauptungen sind, darf man doch sagen: was hätte dieser überaus productive, ins Gelag hinein schreibende, aber im einzelnen wieder gewissenhafte Mann, der mit seinen Stücken

eher hinter dem Berge hielt um nicht nach solchen Eitelkeiten beurtheilt zu werden, leisten können, wenn sein Talent einen andern Spielraum als das Zittauer Schultheater gehabt hätte und in künstlerische Zucht gekommen wäre! Seine realistische Dramaturgie, die auf natürliche Action und Rede drang, konnte im damaligen langen Zwiespalt zwischen Bühne und Dichtung nicht siegen, und Gottsched, dem die Macht den Riß zu schließen gegeben war, schaute von der Warte falscher Ideale, unter kühler Belobung mancher guter Einfälle, auf den regellosen Mann herab, der „bei seinem selbstgewachsenen Witze geblieben und lauter unrichtige Stücke gemacht". Sie führten ein verborgenes Nachleben in der Lausitz.

Aus der bei Goedeke verzeichneten Litteratur hebe ich heraus: H. Palm, C. W. Eine litterar-historische Abhandlung, Breslau (1878 in seinen „Beiträgen" wiederholt, ausführlich besprochen von E. Schmidt im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1879, S. 150 ff.). Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie, Berlin 1886, S. 88 ff. L. Fulda, Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2. Theil (Spemanns Deutsche National-Litteratur, o. J., Bd. 39) mit guter Einleitung und Abdruck des „Bäurischen Machiavellus" und der „Bösen Catharina". „Die triumphirende Keuschheit" hat der Fischart-Forscher Halling als „Floretto" bearbeitet und mehr versprochen. Die Absurda comica liegen in einer willkürlich kürzenden und ändernden Ausgabe von R. Genée (Berlin 1882) und bei Reclam vor. „Die drei ärgsten Erznarren" in Braune's Hallischen „Neudrucken" 12—14. A. Heß, Chr. Weise's histor. Dramen und ihre Quellen (Dissertation), Rostock 1893. Erich Schmidt.

Als Schulmann gehört Christian W. zu den bedeutenderen Vertretern jener in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und im Anfange des 18. maßgebenden Richtung, die als Bildungsideal den Hofmann, den praktischen, vielseitig geschulten Geschäftsmann im Staats- und Hofdienst betrachtete. Zum Schulmann hatte ihn schon während seiner Gymnasialzeit sein Vater herangebildet. Die Grundzüge seines pädagogischen Charakters, der ausgesprochene Lehrtrieb, die Gewandtheit im Deutschen, die Vorliebe für Rhetorik und Poetik, die Richtung auf den praktischen Zweck der Schulbildung, daher auch das Interesse für Geschichte und Geographie, waren in dem jungen Stud. W. schon ausgeprägt, als er Ostern 1660 die Universität Leipzig bezog. Freilich war eine so geschützte Stellung und so eingehende Anleitung, wie sie ihm das Vaterhaus bot, nicht geeignet gewesen, ihn zu einem festen, willensstarken Charakter zu machen; er war weich, ängstlich, schwankend, eine mehr anschmiegsame, als kräftig selbst bestimmende Natur. Seine Leipziger Studienjahre führten ihn in derselben Richtung weiter. Von der scholastischen Philosophie wandte er sich bald ganz ab und erwarb sich eine freiere, umfassende Bildung. Was er dann im praktischen Leben gelernt, konnte er nach kurzem Hofmeisterthum seit 1670 auf einem weiteren Schauplatze bethätigen als Lehrer an dem 1664 von Herzog August in Weißenfels gestifteten Gymnasium illustre Augusteum, das nicht nur auf die Universität vorbereiten, sondern junge Leute, namentlich Adelige, unmittelbar zum Eintritt in den Staats-, Hof- und Militärdienst ausbilden sollte, also thatsächlich eine Art Ritterakademie war. Seitdem stand Weise's pädagogisches Ziel fest: die weltmännische Bildung des jungen Mannes. Schnelles und gewandtes Reden über Gegenstände der verschiedensten Art in lateinischer und deutscher Sprache mit besonderer Vorliebe in bestimmten, gegebenen Situationen, Versübungen in ähnlicher Weise und Vorlesungen über das Naturrecht nach Hugo Grotius waren dazu die wichtigsten Bildungsmittel. Aus diesen Bestrebungen erwuchs ihm schon damals eine mannichfache schriftstellerische Thätig-

keit (die Musterreden in seinen „Nothwendigen Gedanken“, „Orator politicus“, zuerst 1677, „Der kluge Hofmeister“, 1675 u. 1688, u. a. m.). Mannichfache Anfeindungen, namentlich der Vorwurf, daß seine Disciplin zu schlaff sei, und der Tod seiner Frau erleichterten ihm 1678 die Uebersiedelung nach Zittau. Seine Antrittsrede de gymnasii rectore war ein pädagogisches Programm. Er war jetzt noch mehr als früher nur Lehrer und Erzieher und wollte gar nichts anderes sein; seine auch jetzt äußerlich unendlich fruchtbare litterarische Thätigkeit, auch seine dramatischen Dichtungen, dienten diesem einen Zweck und nur diesem. Sein Haus war voll von Pensionären, die er unermüdlich, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, die vierwöchentlichen „Hundstagsferien“ (während deren übrigens der regelmäßige Unterricht nur Nachmittags ausfiel), nicht ausgenommen, selbst oder mit Hülfe seiner Amanuenses, unterrichtete, und unendlich ist die Zahl seiner Musterausarbeitungen, Correcturen, Programme, Gelegenheitsreden und -gedichte, seiner Lehrbücher und Komödien. Dazu kam noch ein ausgebreiteter Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten. In dem Rahmen der alten Lateinschule die „weltmännische“ Bildung, die W. als Ideal auch hier vorschwebte, einzufügen, war trotz seiner Arbeitskraft freilich nicht leicht, und ein organisches Ganze ist aus seinen Bestrebungen auch nicht hervorgegangen, vielmehr standen Altes und Neues ziemlich unvermittelt nebeneinander. Würde er doch auch bei seinen Collegen weder den Willen noch die Kräfte zu einem Neubau gefunden haben, so wenig sich damals die Behörden im ganzen um das innere Leben der Schule kümmerten. Denn fast alle diese Männer ergrauten in derselben Stellung fast ohne jede Aussicht auf Avancement oder Gehaltsverbesserung und ertheilten Jahr aus Jahr ein denselben Unterricht. Von den 6 Classen stellten die 3 untern (IV—VI) thatsächlich eine Volksschule mit etwas Latein dar, nur die oberen 3 Classen (I—III) wirklich eine Gelehrtenschule, so daß die Söhne besserer Familien gewöhnlich nach privater Vorbereitung gleich in die Tertia, manche wol auch sofort in die Prima eintraten. Die Tertia war das Reich des Quartus (Cantor) und des Quintus; jener las leichtere Briefe Cicero's und verband damit stilistische Uebungen, dieser ertheilte den lateinisch-grammatischen und den hier beginnenden griechischen Unterricht und leitete die Exercitia pietatis; der Conrector und der Tertius gaben in dieser Classe nur einzelne Stunden. Dagegen herrschten sie in der Secunda. Hier führten beide das Griechische weiter, der Conrector lehrte Religion und hielt die stilistischen und rhetorischen Uebungen (im Latein) ab, der Tertius vertrat den Cornel, die Logik und die Exercitia poëtica. Daneben wiederholte der Quartus die in III gelesenen Briefe Ciceros, der Quartus las leichtere Elegien Ovid's. Der Rector erschien nur einmal wöchentlich in dieser Classe, um die künftigen Primaner im voraus kennen zu lernen. In der Prima vertrat er die Religion und die Logik, an die sich die Anfangsgründe der Physik knüpften, leitete die lateinischen Stilübungen in Anlehnung an Cic. Epp. ad fam. XIII, und erklärte ausgewählte Sentenzen Seneca's, die er wol auch in lateinische Verse übergießen ließ; das große Prunkstück aber bildeten die lateinischen Disputationen der fähigeren Schüler bei ihrem Abgange zur Universität, die unter W. in ganz akademischer Form abgehalten und durch gedruckte Programme angekündigt wurden. Von Historikern wurde nur Justin durch den Conrector behandelt, der Tertius las Virgil oder eine Auswahl aus verschiedenen Dichtern; zugleich hatte der Conrector dafür zu sorgen, „daß die Lust am Griechischen und Hebräischen nicht ganz vergehe“. Alles in Allem ließ also W. die Lateinschule unverändert; ihr Ziel blieb nach wie vor die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche des Latein in Prosa und Vers; darauf war auch die ganze Lection zugeschnitten, die nur die Grundlage für rhetorische und stilistische Uebungen

bilden ſollte, alſo die großen Hiſtoriker und ſogar die großen Redner ganz bei Seite ließ, um ſie der akademiſchen Behandlung vorzubehalten, da ſie nur auf höherer Stufe verſtändlich ſeien; Griechiſch und Hebräiſch galten als ungefähr gleichwerthig, nämlich als Mittel zum Verſtändniß des bibliſchen Urtextes. Religionslehre und Logik vervollſtändigten die Ausbildung, Mathematik und Naturwiſſenſchaften ſchloß W. grundſätzlich aus, weil zur Erkenntniß der Wahrheit die chriſtliche Offenbarung ausreiche. Was erzielt wurde, das war alſo auch nach Weiſe's Anſicht im weſentlichen formale Gewandtheit, und inſofern er eine ſolche auch vom Weltmann verlangte und das Lateiniſche noch immer nicht nur die Sprache der Wiſſenſchaft, ſondern auch der diplomatiſchen Verhandlungen war, entſprach dieſe Bildung auch ſeinem Erziehungsideal. Indeſſen ſie genügte ihm nicht, er ſuchte ſie deshalb in den üblichen (facultativen) „Privatlectionen“ durch einen faſt encyklopädiſchen realiſtiſchen Unterricht zu ergänzen und veranſtaltete in ſolchen für ſeine Primaner nicht nur Uebungen in geiſtlicher und weltlicher Beredſamkeit, ſondern trug auch Geographie, Genealogie, Chronologie und Geſchichte, Phyſik, Moral und Politik vor, ja er ſah, aller Pedanterie fremd, auch Zeichnen, Geometrie, Optik, Muſik und Tanz als nützliche Bildungsmittel an, ohne ſie freilich ſchon an ſeiner Schule zu verwenden. Dabei verfuhr er im Unterricht möglichſt individualiſirend, und im Strafen maßvoll und ſchonend, da er auf ſeinen moraliſchen Einfluß den größten Werth legte. Die große Frequenz ſeiner Anſtalt zeigt, daß ſein Wirken weithin Anerkennung fand; zählte doch im J. 1686 die Prima trotz einer anſteckenden Krankheit in der Stadt 100 Schüler. An die Oeffentlichkeit trat die Schule regelmäßig zunächſt bei den Gregoriusumzügen, für die W. ſelbſt gern launige Gedichte verfaßte, den Leichenbegängniſſen, an denen ſich Lehrer und Schüler herkömmlicherweiſe in verſchiedenem Umfange zu betheiligen hatten, den Gedächtnißreden (Orationen) auf verſtorbene Wohlthäter des Gymnaſiums, die W. nach langer Unterbrechung wieder aufnahm, den Actus oratorii mit ausgedehnten Schülerreden, endlich den theatraliſchen Aufführungen. Veranlaſſung zu beſonderen Feſtlichkeiten bot das hundertjährige Schuljubiläum am 28. Febr. 1686, wobei die Primaner dem Rector einen Fackelzug brachten und ihm einen Pokal mit 15 Speciesthalern verehrten, der Rath eine ähnliche Gabe ſpendete, W. aber den Schülern ein Viertel Bier zum Austrinken gab. Auch den allgemeinen Zeitverhältniſſen gegenüber blieb die Schule nicht ganz theilnahmlos. Ueber die „Gewalt grauſamer Nachbarn“ „am Rheinſtrom und dort herum“ im zweiten Raubkriege klagt W. beweglich in einem Programm von 1680, in einem andern von 1689 preiſt er das (ſächſiſche) Vaterland glücklich, daß es bisher vom Kriegsbrande verſchont geblieben ſei, in einem dritten vom Herbſt 1696 rühmt er die Thaten ſeines Kurfürſten Friedrich Auguſt im Türkenkriege, und die Gegenſtände ſeiner Theaterſtücke nimmt er nicht ganz ſelten auch aus der Zeitgeſchichte. Officiell beging die Schule im October 1680 die Trauerfeier um den Kurfürſten Johann Georg II. durch einen Actus mit Geſängen und vier Schülerreden.

Von Weiſe's zahlreichen, während der Zittauer Rectoratszeit entſtandenen Lehrbüchern u. dgl. können hier nur einige der wichtigeren angeführt werden, um eine ungefähre Ueberſicht über die Vielſeitigkeit dieſer ſeiner Thätigkeit zu geben: „Systema theologicum“ (1708), Handbuch für die obere Schule; „Gründlicher und ordentlicher Inhalt der Theologie“ (1709, für die unteren Claſſen); „Ordentliche Troſt- und Sterbens-Gedanken das ganze Jahr hindurch“ (1708); „Enchiridion grammaticum“ (um 1682); „Curieuſe Gedanken von der Imitation“ (lateiniſcher Autoren) (1698); „Bellaria juventutis (versus memoriales)“ (1683); „Doctrina logica“ (zuerſt 1687); „Curieuſe Fragen über die

Logik“ (1700, das erste deutsche Buch über die Logik); „Ausführliche Fragen über die Tugend-Lehre“ (1696); „Compendium politices“ (1682); „Subsidium juvenum de chriis“ (1689); „Institutiones oratoriae“ (1684); „Curieuse Gedanken von deutschen Brieffen“ (1691); „Reiffe Gedanken der grünenden Jugend“ (1682). Zahllos sind seine Schulprogramme, Dissertationen und andere kleine Gelegenheitsschriften, die ihm der Zittauer Buchdrucker Michael Hartmann in stattlichen Lettern herstellte.

Das beste über Weise's pädagogische Thätigkeit bietet H. Kaemmel in den Rückblicken auf die Geschichte des Gymnasiums in Zittau (in der Festschrift zur Einweihung des Johanneums 1871). Benutzt sind außerdem viele Schulschriften Weise's, die auf der Rathsbibliothek in Zittau ziemlich vollständig vorhanden sein werden. Otto Kaemmel.

Weise: Friedrich W., evangelischer Theologe, † 1735, wurde zu Camburg in Thüringen am 20. October 1649 als Sohn eines Steuereinnehmers Nicolaus W. geboren. Trotz seinem schwächlichen Körper und den vielen Krankheiten, die ihn in seiner Jugend heimsuchten, machte er doch im Lernen gute Fortschritte; er besuchte die Schule seiner Vaterstadt und genoß daneben den Privatunterricht seines älteren Bruders, Joh. W., der später Archidiakon in Naumburg wurde; er zeigte früh Neigung zur Theologie, in der seine frommen Eltern ihn bestärkten. Im J. 1670 bezog er die Universität Jena, wo er anfangs den philosophischen Studien sich hingab, wiederum die Unterweisung seines Bruders fand und nach zwei Jahren sich die Magisterwürde errang. Dann hörte er bei Musäus, Bechmann, Baier und Götze Theologie und folgte dem letzteren 1673 nach Erfurt, wo er auch, um die Lehre und Polemik der Widersacher der evangelischen Lehre gründlich kennen zu lernen, die Collegien der Jesuitenschule besuchte. Nachdem er schon hier in Erfurt sich im Unterrichten geübt und an den benachbarten Höfen zu Weimar, Gotha, Eisenach ꝛc. sich umgesehen hatte, ward er 1680 Professor der Philosophie in Jena. Doch schon nach zwei Jahren übernahm er die Stelle eines ersten Predigers zu Berga a. d. Elster im Vogtlande, die er 1690 mit der eines Dompredigers und Schulinspectors in Naumburg vertauschte. Im J. 1695 kam W. als Oberhofprediger nach Quedlinburg. Obwol er hier bei der Aebtissin in Gunst stand, hatte er doch von den Anfeindungen der Fanatiker zu leiden und folgte daher bald und gern einem Rufe, der von Helmstedt aus an ihn erging. Hier war die Stelle des Professors Eberhard Busmann († am 18. Mai 1692) bis dahin noch unbesetzt geblieben, und es zog sich auch jetzt die Berufung Weise's noch etwas in die Länge, da ein Theil der welfischen Regierungen, in deren Besitze die Universität Helmstedt stand, principiell gegen die Vereinigung der Aemter war, die Busmann innegehabt hatte, W. jetzt aber doch wieder erhielt. Unterm 28. Juni 1697 wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie in Helmstedt ernannt und daneben wurden ihm die erste Pfarrstelle zu St. Stephani, die Generalsuperintendentur und das Ephorat der Stadtschule übertragen. Schon vorher (15. Juni 1697) war ihm hier die theologische Doctorwürde verliehen worden; am 25. August hielt er seine Antrittsvorlesung de oleo infirmorum. Er hat dann lange Jahre als Geistlicher, als akademischer Lehrer und als theologischer Schriftsteller mit gewissenhaftem Ernste, unermüdlichem Eifer und wahrer Frömmigkeit in Segen gewirkt. Trotz der milden verträglichen Gesinnung, die man an ihm rühmte, zeigte er doch, wo es Noth that, einen festen Charakter; unter den Mitgliedern der theologischen Facultät war er es, der am strengsten über den von dem Großvater gewünschten Uebertritt der Prinzessin Elisabeth Christine zur katholischen Religion urtheilte. Daß er sich auch in der Bürgerschaft großer Beliebtheit erfreute, beweist wol der Umstand, daß die Kirchenstände zu St. Stephani

1706 vermehrt werden mußten und daß eine Glocke, die der Magistrat der Kirche schenkte, seinen Namen erhielt. Wegen seines zunehmenden Alters wurde ihm am 1. October 1730 in Ch. Tim. Seidel (s. A. D. B. XXXIII, 615) ein Adjunct zur Seite gestellt, der dann sein Nachfolger wurde. Doch setzte W., dessen Gesundheit, seit er älter geworden, sich merkwürdig gefestigt hatte, seine Thätigkeit noch fort; 1732 lähmte ihm ein Schlagfluß sein linkes Bein; am 30. September 1735 ist er gestorben. — W. war zwei Mal verheirathet, zuerst (15. Juni 1686) mit Anna Dorothea Langenberg, der Tochter des Kämmerers Kaspar L. in Zeitz, die am 10. December 1703 starb, und in zweiter Ehe (26. Februar 1705) mit Margarethe Elisabeth Schmid, der einzigen Tochter des Helmstedter Professors Melchior Schmid. Außer ihr, die am 17. Mai 1737 starb, überlebte ihn nur aus erster Ehe eine Tochter Dorothea, die an den Professor Jonas Konrad Schramm verheirathet war, und ein Sohn Friedrich, der dem Vater in den letzten Jahren viel Kummer bereitete.

Friedrich W. iun. war am 2. Juli 1694 in Naumburg geboren, wurde am 5. Juli 1712 in Helmstedt immatriculirt, am 24. Mai 1718 Magister, am 1. November 1720 als erster Adjunct und am 21. December 1724 als ordentlicher Professor der Metaphysik in die philosophische Facultät aufgenommen; schon vorher (24. December 1722) war er Licentiat der Theologie geworden. Da er sich aber am 16. April 1727 mit einer höchst übel beleumdeten Frauensperson verheirathete, so schloß ihn die Universität mit Billigung der Regierungen vom Halten der Vorlesungen u. s. w. aus. Anfangs wollte er sich verantworten, doch zog er es dann vor, um seine Entlassung einzukommen, die ihm um den Anfang des Juni 1728 ertheilt wurde. Er blieb in Helmstedt, doch wurde sein Gesuch, theologische und philosophische Privatcollegien halten zu dürfen, in den nächsten Jahren wiederholt abgeschlagen. Im J. 1749 wurde er Rector der Gelehrtenschule zu Rathenow, wo er am 9. August 1773 gestorben ist.

Vgl. (Reusch,) Programma, quo exequiarum munus ... indicitur (Helmst. 1735). — (Hille,) Gedenkbuch der Säcularfeier der Reformation Helmstedts (Helmstedt 1843), S. 93 ff. — Koldewey, Philologie i. Helmstedt (Braunschweig 1895), S. 140. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Weise: Karl W., Volksdichter, geboren am 19. November 1813 zu Halle a. d. S. als Sohn braver Leute, die ihm keine bessere Schulbildung bieten konnten, kostete früh materielle Drangsale, indem er noch als Knabe verdienen und bald danach das Familienhaupt ersetzen mußte. Sohn eines Zimmermanns, erlernte er selbst die Drechslerei und ließ sich später nach mannichfachem Wandern in Freienwalde a. d. Oder nieder, wo er, ohne zu einem gesicherten Dasein — doch verhalf ihm ein Gönner zu eigenem Grundbesitz — und einem ungetrübten Lebensabend gelangt zu sein, am 31. März 1888 starb. Trotz fleißiger Pflege seines Brotberufs hat er als Jüngling und Mann jede Möglichkeit benutzt, sich positive Kenntnisse anzueignen, seinen Geist auszubilden und das in ihm ruhende poetische Talent zu entfalten. Dazu trugen der Unterricht eines Hallenser Studenten, seine Fahrten als Handwerksgeselle, ein längerer Aufenthalt in Frankfurt a. M., Lübeck, Berlin bei. Eine wenig kritische Natur, hat W. infolge andauernden starken Receptionsdranges ein ziemliches Kunterbunt von Wissen in sich angehäuft und bei dessen schriftstellerischer Reproduction wie alle Halbgebildeten gern nach unangebrachten kaum verdauten gelehrten Brocken gehascht. Sein Horizont erhob sich nie über ein etwas philiströses Alltagsniveau, sodaß es nur mit Bezug auf den Lebensgang und die Erscheinung im großen Ganzen erlaubt ist, ihn den „Freienwalder Hans Sachs“ zu taufen.

Unleugbar allerdings sind sein reiches Gemüth, die Fähigkeit, dessen Stimmungen getreu wiederzuspiegeln, und eine redliche Begeisterung für alles Schöne und Erhabene, soweit es seinem Blicke zugänglich war.

Bezeichnend für Weise's Auffassungsart und Wesen überhaupt sind mit ihrem hausbackenen Biedertone die autobiographisch nicht uninteressanten Bücher „Das Jugendleben eines Handwerkers. Erzählung“ (1879) und „Weihnachtserlebnisse einer Handwerkerfamilie“ (1882), dazu wol auch „Die deutsche Handwerkerbraut“ (1886), eine anmuthige Dichtung, die eine Tochter des Volkes von der Einsegnung bis zur Silberhochzeit begleitet, ein ihm ersichtlich sehr naheliegendes Thema, wie dessen Bearbeitung als „Die Braut des Handwerkers“ schon 1860 bewies. Derselben Stoffsphäre gehören an: „Familienleben in Dichtungen“ (1862; 3. Aufl. 1877), „Marie, eine Tochter aus der Armuth Hütte. Erzählung“ (1880), theilweise auch die Erzählungen „Aus verklungenem Wanderleben. Der Besuch aus Pommern“ (1886). Sodann die Lyrik „Blumen der Wälder“ (1858), „Volksharfe“ (1872), „Aus dem Volke. Neue Dichtungen“ (1873), deren erster Band auch u. d. T.: „Die Läuter aus dem Ruhlathale. Sonettenkranz“ (3. Aufl. 1884). „Der Gelegenheitsdichter“ (1884), auch „Ein neues Zion“ (1878) sind volksthümliche Erzählungen, wie sie der erneute Versuch eines echten „Deutschen Volks-Kalenders auf d. J. 1886. Neu herausgegeben von Karl Weise und Heinrich Sohnrey. 10. Jahrg. (1885)“ in gleichartigem Rahmen bieten wollte. Eine andere Seite seines dichterischen Schaffens waren diejenigen Veröffentlichungen, wo er patriotischem Gefühl warmen und treffenden Ausdruck verlieh: „Lorbeer und Rose. Vaterländische Gedichte“ (1867); „Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in 30 Gesängen. Bevorwortet von Friedrich von Bodenstedt“ (1883), „Aus Kaiser Wilhelms Jugendtagen“ (1887). — Weise's Name ist nicht ganz im Dunkeln geblieben; litterargeschichtliche Werke und Encyklopädien — Brockhaus' (der für dessen 14. Aufl. gelieferte Artikel des Unterzeichneten fiel aus) und Meyer's Konversationslexika — haben ihn zwar nicht eingereiht, obwol er es verdient, denn er ist thatsächlich, was der Titel der Monographie St. von Napolski's sagt: „Karl Weise, ein Sänger nach dem Herzen des Volkes“ (Berl. 1890). Kurze Lebensabrisse in Brümmer's kleinem Lexikon dtsch. Dchtr. u. Pros. II, 463 f. (u. 612) und Ad. Hinrichsen, Das literarische Deutschland, 2. Aufl. (1891), S. 1372 f. In Zeitschriften fand er vielfach Würdigung, stets unter Anerkennung seiner Eigenart; z. B. „Die Handwerkerbraut“ durch E. Ziel „Blätt. f. lit. Unterh.“ 1887, S. 343 f., „Friedrich Wilhelm“ durch Alexis Aar (Anselm Rumpelt) ebd. 1886, S. 294, um zwei markante Beispiele zu nennen. Ludwig Fränkel.

Weise: Martin W., berühmter Arzt des 17. Jahrhunderts, geboren zu Lübben in der Niederlausitz am 9. September 1605, studirte in Frankfurt a. O., sowie in Wittenberg unter Sennert, erlangte am letztgenannten Orte 1629 die Doctorwürde, prakticirte darauf in Berlin als Leibarzt dreier Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm's, Friedrich Wilhelm's des Großen Kurfürsten und seines Nachfolgers, des späteren Königs Friedrich I. im ganzen 62 Jahre lang, unterhielt einen lebhaften wissenschaftlichen Briefwechsel mit einer Reihe gelehrter in- und ausländischer Zeitgenossen und starb, 88 Jahre alt, am 16. März 1693. Ueber seine schriftstellerischen Leistungen vgl. Kestner. W. ist der Großvater des bedeutenderen Arztes Christian Horch und Urgroßvater des Arztes und Schriftstellers Moehsen (s. d.)

Kestner's med. Gelehrtenlexikon, S. 911. Pagel.

Weishaar: Jakob Friedrich W., württembergischer Jurist und Politiker, wurde geboren am 3. Mai 1775 zu Korb (OA. Waiblingen) als Sohn eines einfachen, aber wohlhabenden Landmanns. Nach Absolvirung der Gymna-

sialstudien zu Stuttgart und in der Klosterschule zu Blaubeuren studirte er in Tübingen Rechtswissenschaft und ging, nachdem er noch zum Doctor der Rechte promovirt hatte, zwei Jahre auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und Holland. Hierauf machte er von der ihm schon im J. 1797 ertheilten Zulassung zur Rechtsanwaltschaft Gebrauch und ließ sich in Stuttgart nieder. In den Jahren 1804—1808 erschien sein „Handbuch des württ. Privatrechts“. Vom Oberamtsbezirk Kirchheim zum Abgeordneten zu der ersten am 15. März 1815 zusammentretenden Ständeversammlung gewählt, war der begabte Jurist bald eines der thätigsten Mitglieder der Partei der Altrechtler. Doch scheint er es immer verstanden zu haben, den Ruf eines Intransigenten zu vermeiden. Als auf den 13. Juli 1819 König Wilhelm zu nochmaligem Versuch ein Einvernehmen zu erzielen, eine neue Ständeversammlung nach Ludwigsburg einberief, erwählte diese W., der ihr für die Stadt Stuttgart angehörte, zum Vicepräsidenten und zugleich zum Mitglied der Commission, welche mit der Commission der Regierung einen neuen Verfassungsentwurf herzustellen hatte. Nach dem Zustandekommen der Verfassung im J. 1819 wurde W. Kammerpräsident und versah, stets wiedergewählt, dieses Vertrauensamt zwölf Jahre lang. In dieser Zeit nahm er besonders als Mitglied des ständischen Ausschusses lebhaftesten Antheil an allen gesetzgeberischen Arbeiten, an welchen dieselbe auf dem Gebiete der Justiz- und Verwaltungsgesetzgebung für Württemberg sehr reich war. Im J. 1829 nöthigten ihn seine Gesundheitsverhältnisse, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Auf seinem Landgut Köngen bei Eßlingen wollte er sich ausschließlich der durch die veränderte Gesetzgebung nöthig gewordenen Umarbeitung seines Handbuchs widmen. Allein das Vertrauen des Königs rief ihn aus dieser Muße im Frühjahr 1832 auf den Posten eines Ministers des Innern und des Cultus. Doch sah er sich schon am 10. August 1832 durch zunehmende Krankheit genöthigt, zurückzutreten, ohne daß es ihm so möglich gewesen wäre, auch an dieser Stelle seine Fähigkeiten zu erweisen. Nachdem ihm noch die Vollendung der dritten Ausgabe seines Handbuchs vergönnt war, starb er auf seinem Landgute am 19. September 1834. Sein umfassendes Wissen, sein echt schwäbischer Charakter machten ihn für seine Zeit zu einem der angesehensten Männer seines engeren Heimathlandes.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jg. 1834, S. 764. — Schwäb. Chronik 1834, S. 1053, 1055. Friedrich Wintterlin.

Weishaupt: Adam W., Stifter des Illuminatenordens und philosophischer Schriftsteller, wurde am 6. Februar 1748 zu Ingolstadt geboren. Sein aus Westfalen stammender Vater war von Würzburg nach Ingolstadt als Professor der Rechte berufen worden. Adam kam, 7½ Jahre alt, in die Jesuitenschule zu Ingolstadt. Lernbegierig, lebhaft, ehrgeizig, wurde er bald ein Liebling seiner Lehrer, die Großes von ihm erwarteten. Früh zeigte er Liebe zu den alten Classikern; auch in die Anfangsgründe der Philosophie wurde er eingeführt. Der Unterricht aber war schlecht, und mit Abscheu erfüllten den Knaben Cicero's Schriften durch die verkehrte Art, mit der er in sie eingeführt wurde. Für die religiöse Erziehung waren die Jesuiten noch weniger geeignet. W. erzählt selbst — s. „Nachtrag zur Rechtfertigung meiner Absichten“ und „Pythagoras“ —, daß durch fortwährendes Beichten und äußeren Gottesdienst der junge Kopf so bemeistert werden sollte, daß er dereinst bei reiferen Jahren gar kein Bedürfniß nach tieferen Gründen empfände. Jeden Freitag mußten die Schüler „aus dem Canisius ein Stück herplappern“, bei der Prüfung mußte der Schüler ein Räthsel aus dem Canisius auflösen, z. B. wie oft et, in, oder cum in dem vierten Hauptstück stehe; „oder es wurden uns zwei oder drei Worte aufgegeben, wo wir sogleich fortfahren mußten“. 15 Jahre alt verließ er das

Gymnasium und begann die akademischen Studien. Sein Fach war die Jurisprudenz, doch zogen ihn die Staatswissenschaften, Geschichte und Philosophie lebhaft an. Ohne Gegenwehr und Vorbereitung lernte er durch Bücher eine neue Welt kennen: in der Bibliothek seines Gönners, des Professors und Directors der Universität v. Ickstatt (s. A. D. B. XIII, 740), der als solcher eine bessere Lehrmethode eingeführt hatte, las er auch Bücher, die die strenge theologische Censur von der Universitäsbibliothek ausschloß. Die französischen Aufklärungsphilosophen waren ihm um so sympathischer und wurden von ihm um so mehr bewundert, als auch sie in ihrer Frühzeit die Despotie der Kirche und der Geistlichkeit kennen gelernt und in früheren Jahren mit glühendem Haß verfolgt hatten. Daß durch die jesuitische Erziehung seine religiöse Entwicklung Schaden gelitten, hat W. klar erkannt; weniger ist ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er nicht ohne Gefahr mit der jesuitischen Moral so lang vertraut gewesen war. Der Sinn für Offenheit und Wahrheit, das Ehrgefühl konnten in Jesuitenschulen nicht ausgebildet werden, dagegen gedieh die Kunst der Verstellung und die Sucht, andre zu beherrschen und zu eigenen Zwecken auszunutzen. Bei seiner großen Fassungskraft wurde er 20jährig Doctor der Rechte, 1772 außerordentlicher Professor, nach der ein Jahr darauf erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens wurde er nach eigenen Angaben in der „Apologie“ Ordinarius der Juristenfacultät und erhielt die Professur des Kirchenrechts, die vorher 90 Jahre hindurch Eigenthum und Monopol der Jesuiten gewesen. 1775 wurde er beauftragt, über Feder's praktische Philosophie Vorlesungen zu halten. Dadurch wurde er der natürliche Gegner der jesuitischen, und besonders der Stattlerischen Theologie und Philosophie. Bisher hatte er sich in Grübeleien verloren, jetzt wurde er aus der übersinnlichen Welt auf die Erde und unter Menschen versetzt. Seine praktische Denkart, sagt er im „Pythagoras“, und sein Studium der Menschen verdanke er Feder. Trotz den Anfeindungen der Anhänger des aufgelösten Ordens lehrte er so eifrig und beredt, daß die Jugend aus allen Facultäten ihm zulief, und daß es den Jesuiten unmöglich war, die Schüler ganz an sich zu reißen und ihre Lehre in Baiern herrschend zu machen. Zu keiner Zeit aber, äußert er selbst, war es so gefährlich, als nach Aufhebung des Jesuitenordens, auf der Universität Ingolstadt eine Lehrstelle zu versehen. Luther hatte schon 1524 in einer heftigen Flugschrift diese Burg der Jesuiten bekämpft; nach der Aufhebung des Ordens war die unersättliche Herrschsucht seiner früheren Mitglieder nicht vermindert worden.

Um Weishaupt's Unternehmen richtig zu würdigen, um zu begreifen, warum er ohne klare und bestimmte Ziele zunächst alles Bestehende in Staat und Kirche zu bekämpfen suchte, müssen wir die Zustände Baierns im Beginn und im Laufe des 18. Jahrhunderts kennen lernen. Jahrhunderte lang war der Aufschwung des tüchtigen, derben, zum Sinnengenuß neigenden deutschen Stammes durch die Macht der Kirche niedergehalten worden. Das Volk blieb in Unwissenheit und Aberglauben. Das schon im 16. Jahrhundert in seinen Anfängen bestandene Volksschulwesen untergruben die Jesuiten. Das „Landgebot wider den Aberglauben, Zauberei, Hexerei und andere Teufelskünste“, das im J. 1611 von Maximilian I. herausgegeben wurde, wird man nicht ohne Verwunderung lesen; aber, so sagt Westenrieder im Abriß der bairischen Geschichte (1798), man ist erstaunt, daß eben dieses Mandat noch 1746 zu München durch öffentlichen Druck wiederholt wurde. Die Baiern standen im Rufe, der römischen Kirche eifrigste Bekenner, aber unter den übrigen Völkerschaften, nicht bloß Deutschlands, geistig am meisten zurückgeblieben zu sein. Der natürliche Mutterwitz des kräftigen Volkes fand weder in der Schule noch in der Kirche Nahrung: auf den Kanzeln wurden die Wundersucht und der Verfolgungsgeist gefördert.

Noch in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurden zwei ganz junge Mädchen der Hexerei wegen ums Leben gebracht. Im J. 1760 schrieb, nach A. v. Bucher, ein Jesuit eine pietas cotidiana, in der sich Fragen fanden wie diese: „wie trug Jesus seine Kleider? was trug Jesus für ein Unterkleid?“ War es da ein Wunder, daß das Landvolk unglaublich roh, unwissend und tief entsittlicht war? Aber der Widerwillen gegen die Priesterherrschaft und alle geistige Absperrung erstarkte allmählich unter dem Kurfürsten Maximilian III. Josef († 1777), der die Vorkämpfer einer vernünftigen Aufklärung begünstigte. Die 1759 gegründete Akademie der Wissenschaften in München erweckte die schlummernden Geister; allmählich las man auch die deutschen Dichter: besonders Gellert's, Rabener's, Lessing's Schriften wurden durch die akademische Buchhandlung und durch die Verwendung der Akademie weit verbreitet. Heinrich Braun versuchte das Schulwesen zu fördern wie die Kenntniß der deutschen Sprache; Lorenz Westenrieder erzählte dem Volke Baierns Geschichte und wirkte veredelnd durch vernünftige religiöse Schriften; der Theatiner Sterzinger (siehe A. D. B. XXXVI, 124) bekämpfte die Hexenprocesse seit dem Jahre 1766. Der bereits genannte Freiherr v. Ickstatt faßte eine Umgestaltung des gesammten Jugendunterrichts ins Auge: seine Wirksamkeit ging auch in der folgenden Zeit nach seinem 1776 erfolgten Tode nicht verloren, und mit Beginn unseres Jahrhunderts wurde in die von ihm gewiesene Bahn wieder eingelenkt. Mit Max Josef starb die ältere Linie des Wittelsbachischen Hauses aus, und Baiern fiel an Karl Theodor von der Pfalz und Herzog von Jülich und Berg. Seine Regierung (1779—99) war für Baiern von Unsegen. Zwar hoffte man zuerst Gutes von ihm. Hatte er doch seit 1742 am Rhein als aufgeklärter Fürst regiert; man erinnerte sich, daß in Mannheim eine Akademie der Wissenschaften begründet war, daß er das Schauspiel gepflegt, daß er Lessing's Rathschläge erbeten hatte: aber man vergaß auch, daß der jesuitische Geist jede freiere Forschung gehemmt hatte. In den ersten Jahren trat er keineswegs freieren Bestrebungen entgegen, allein bei seiner Schwäche, seiner Inconsequenz, seiner durchaus sinnlichen Natur wußten die Finsterlinge über ihn bald Macht zu gewinnen. Das von Maximilian Josef für die Schulen bestimmte ehemalige Vermögen der Jesuiten verwendete er zur Stiftung einer bairischen Zunge des Malteserordens; an seinem lüderlichen Hofe lebte ein sittenloser und träger Adel, der Beamtenstand war tief gesunken und buhlte um die Gunst seiner Maitressen und seiner Beichtväter. So fühlten sich die denkenden Männer nicht sicher. Pater Frank, Karl Theodor's Beichtvater, bei den Pfälzern schon verhaßt, fand ein gefügiges Werkzeug an Lippert (s. A. D. B. XVIII, 735), der unter Max Josef sich als Gegner der Jesuiten geberdet hatte. W. erzählt, daß er, von den Jesuiten unaufhörlich verfolgt, besonders im J. 1777 unter der Direction Lippert's in Gefahr war seine Stelle zu verlieren. Wie gefährdet die Freunde vernünftiger Menschlichkeit waren, zeigte das Geschick des Hofkriegsrathssecretärs und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften Andreas Zaupser. Dieser, ein überzeugter Gegner alles „falschen Religionseifers“, hatte 1777 „mit Genehmigung des churfürstlichen Büchercensurcollegiums“ seine Ode auf die Inquisition drucken lassen. Sie begann: „Fährt wieder prasselnd auf dein kaum erstorbnes Feuer, Megäre Inquisition, Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer, Pest der Vernunft und der Religion!“ Gegen Zaupser predigte der Exjesuit Gruber und schalt ihn ein Teufelskind, der Dominicaner Thomas Aquino Jost in Landshut vertheidigte die Inquisition und rieth sie wieder in Baiern einzuführen. Obwol das Büchercensurcollegium sich Zaupser's annahm, siegten die Gruber, Jost und Frank: Zaupser wurde gezwungen, vor der Oberlandesregierung sein katholisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Dem Directorium des

Hofkriegsraths aber wurde aufgegeben, „Zaupser mit der Kanzleiarbeit soweit zu beschäftigen, damit ihm zu theologischen und anderen ausschweifenden Schreibereien keine Zeit übrig verbleibe“. Dies geschah 1780. „Höre es Nachwelt“, rief Nicolai aus; und im deutschen Museum (I, 416—419) erschien 1782 ein längeres Gedicht an Zaupser: „Laß dich's nicht irren, Freund, wenn Fürsten schwach und Priester zornig sind . . . Dich lieben doch, vom Ister bis zum Belt, Der guten, freien, edlen Männer viel!“ Und 1783 schrieb Friedrich Schiller an Reinwald: er wolle im „Don Carlos“ es sich zur Pflicht machen, „in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen . . . Ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen“.

W. sah sich, von Verfolgern umringt, nach Gleichgesinnten um. Er war zuerst willens gewesen in den Freimaurerverein einzutreten. Der Bund hatte besonders in Norddeutschland Fortschritte gemacht, seitdem 1737 die erste Loge in Thätigkeit getreten war: bis 1760 gab es bereits 13 in Deutschland. Das Ziel der echten Freimaurerei war Duldung, Gedankenfreiheit, Menschenliebe: die Freimaurer sollten über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg sein, dem Vorurtheil ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, durch bürgerliche Hoheit nicht geblendet werden. So Lessing in „Ernst und Falk“. In den siebziger Jahren war eine Gährung vorhanden: die drei Grade des Lehrlings, Gesellen, Meisters genügten den Ehrgeizigen und Eitlen nicht, man griff auf die altheidnischen Mysterien, die Gnostiker und mit besonderer Vorliebe auf die Tempelherren zurück. So machten sich Mystiker und Betrüger die Vorliebe für geheime Verbindungen zu Nutze, und die Gesellschaft der neueren Rosenkreuzer, der vorübergehend selbst Männer wie Sömmerring und Georg Forster angehörten, wurde eine Zeit lang die Stätte für unklare Schwärmer, für Schwindler, für Dunkelmänner jeder Art. W. fühlte sich durch die Freimaurerei enttäuscht; seine Achtung, erzählt er im „Pythagoras“, war geschwunden, seit er alle Grade kennen gelernt hatte. Er trat zwar 1777 in die Freimaurerloge zu München ein, aber sein Eintritt war von keinem Belang. Als jedoch ein Officier, der eine auf Alchemie zielende Loge errichtet hatte, nach Ingolstadt kam, um die fähigsten Studenten zu werben, beschloß er die Gründung eines eigenen Ordens, schon um die Studenten, wie er sagt, zu retten. Eine Stelle in Abbt's Schrift vom Verdienste feuerte ihn an, sie las er immer wieder, so oft der Muth ihm sinken wollte. „Ich machte mich sogleich an die Arbeit und entwarf die allgemeinen Statuten, welchen ich, ehe ich auf den Namen Illuminaten fiel, den Namen der Statuten der Perfektibilisten gab. Diesen Namen habe ich bloß aus der Ursache geändert, weil das Wort zu sonderbar klingt; indessen zeigt er doch, welche Absichten ich bei Gründung der Gesellschaft hatte. Diese nahm mit dem 1. Mai 1776 ihren Anfang“. Drei Gehülfen standen ihm zunächst zur Seite: Zwack, Massenhausen, Merz. Einige Studenten wohnten in Weishaupt's Hause und aßen an seinem Tisch, durch sie zog er neue Jünger an sich. Die Verbindung verbreitete sich nach München, Freising, Eichstätt. Durch Zutrauen, Liebe und Hochachtung sollte der Anzuwerbende gewonnen werden, daß nach und nach in ihm die Begierde entstände, der Gesellschaft anzugehören. Der Gewonnene mußte sich verpflichten, Keinem von ihr etwas zu sagen oder anzudeuten. Er durfte vom Ursprung des Ordens und von seinen Oberen nichts erfahren; nach der Probezeit erfolgte erst die Aufnahme. Offenbar war für W. die Verfassung des Jesuitenordens das Vorbild. Auch W. verlangte blinden Gehorsam der Untergebenen gegen die unbekannten Oberen; ein Mann sollte der Mittelpunkt des Ordens bleiben. Die Mitglieder sollten in der Oeffentlichkeit Einfluß zu gewinnen, Aemter zu erlangen suchen; sie sollten nicht bloß über

ihre eigenen Fortschritte Bericht erstatten, sondern auch die Mitglieder überwachen und über sie berichten. Der Sieg der Aufklärung sollte beschleunigt oder herbeigeführt werden durch Benutzung der Formen, durch die der Jesuitenorden die Geister unterjocht hatte. „Mon but“, so schreibt W. an Zwack am 10. März 1778, „est faire valoir la raison. Als Nebenzweck betrachte ich unsern Schutz, Macht, sichern Rücken von Unglücksfällen, Erleichterung der Mittel, zur Erkenntniß und Wissenschaft zu gelangen“. Und weiter: „Sie können denken, daß wir es mit dem Pedantismo, mit öffentlichen Schulen, Erziehung, Intoleranz, Theologie und Staatsverfassung werden zu thun haben. Dazu kann ich die Leute nicht brauchen, wie sie sind, sondern ich muß mir sie erst bilden. Und jede vorhergehende Classe muß die Prüfungsschule für die künftige sein“. Die Classe der Minervalen bildete des Ordens Pflanzschule; jeder Jünger erhielt einen Ordensnamen gleich den Oberen, die Areopagiten hießen. Die Ordensnamen waren meist dem classischen Alterthum entlehnt; so hieß W. Spartacus, Xaver v. Zwack Cato, Massenhausen Ajax. Auch die Länder und Städte erhielten altclassische Namen; Oesterreich hieß Aegypten, Baiern Achaja, Schwaben Pannonien: München hieß Athen, Ingolstadt Eleusis (auch Ephesus), Wien Roma, Eichstätt Erzerum, Frankfurt Edessa. Der Orden hatte auch einen eigenen Kalender, den altpersischen, und eine Chiffreschrift. Daß W. in gebildeten Kreisen Anhänger fand, ist erklärlich. Aber die Fortschritte in den drei ersten Jahren waren dennoch nicht bedeutend. Nahe daran, sich von den Mitgliedern zu trennen, denen er Selbstsucht, Schlaffheit und Ungehorsam vorwarf, während sie ihn der Herrschsucht bezichtigten, wurde W. durch die Verbindung mit Adolf v. Knigge (s. A. D. B. XVI, 282) zu einer thatkräftigen Arbeit für seine Ideen angefeuert. Das Freimaurerthum wurde für die Illuminaten nutzbar gemacht: die von den Regierungen nicht beargwohnten Freimaurer konnten ihnen Schutz gewähren.

Dies kam so. Der von den Illuminaten in Baiern abgesendete Marquis v. Costanzo (oder Costanza) — mit dem Ordensnamen Diomedes — machte 1780 in der Loge zu Frankfurt die Bekanntschaft des damals 28jährigen Knigge. Schon als Knabe hatte dieser Lust an geheimen Verbindungen, als Student gab er sich mit Alchemie ab, 20 Jahre alt wurde er in Kassel Freimaurer und kam in großen Ruf bei Goldmachern und Geistersehern aller Art. Als Knigge dem Marquis entdeckte, er wolle ein eigenes Ordenssystem ausarbeiten und begründen, hörte er, ein solches sei schon vorhanden. Er erhielt die Papiere der Minervalclasse und fühlte sich enttäuscht, fand er doch in ihnen nicht viel mehr als Anleitung zur Ausbildung junger Leute und Empfehlung von Büchern, die in protestantischen Ländern verbreitet waren. Durch einen Brief von W. im November 1780 wurde er für den Orden gewonnen: W. versprach ihm ein Bündniß der Edelsten, eine heilige Legion unüberwindlicher Streiter für Weisheit und Tugend. Obwol er bald gestehen mußte, daß der Orden eigentlich nur in seinem Kopfe lebte, daß nur die unterste Classe, die Pflanzschule, in einigen katholischen Provinzen errichtet sei, ließ sich Knigge doch beruhigen und kam Ende des Jahres 1781 nach Baiern. Die Areopagiten verehrten ihn; er söhnte sie mit W. aus. In einem Vertrag wurde nun bestimmt, Philo-Knigge solle mit Benutzung der Materialien Weishaupt's, der manchen Aufsatz schon vorläufig ausgeführt hatte, das ganze System bis auf die höheren Grade ausarbeiten, es mit der Freimaurerei verknüpfen und dahin wirken, daß die Illuminaten in den Logen der verschiedenen Systeme das Uebergewicht erhielten. Wieder in Frankfurt, stellte Philo die mittleren Grade zuerst fest, die niederen blieben im wesentlichen, wie W. sie gestaltet hatte. Ueber der Pflanzschule, die das Noviziat und die Minervalclasse inbegriff, erhob sich die Frei-

maurerei in zwei Abtheilungen: die symbolische mit den drei Graden des Lehrlings, Gesellen und Meisters, und die schottische mit den beiden Graden des schottischen Novizen (Illuminatus maior) und des Ritters (Illuminatus dirigens). Die höchste Stufe nahm die Mysterienclasse ein, die die kleinen, aus Priester- und Regentengrad, und die großen Mysterien enthielt. Die Grade der höheren Mysterien, des Magus und des Rex, sind nicht ausgearbeitet worden. Knigge setzte überall mittlere und niedere Obere ein, entwarf eine Geographie des Ordens und war bestrebt neue Mitglieder zu gewinnen. Lessing's Freund Bode leistete gute Dienste: sehr bedeutende Männer wurden Illuminaten. So Feder in Göttingen, kurze Zeit auch Nicolai in Berlin, Joh. Georg Schlosser in Emmendingen; Prinz August, Bruder des Herzogs Ernst von Gotha, trat als Walther Fürst in den Orden, der Herzog selbst als Timoleon, Reichard, der uns darüber berichtet hat, als Wicleff. Selbst die Namen von Herder und Goethe fanden sich auf den Listen. Leitende Geheimbünde erschienen in einer Zeit, wo von öffentlichem Leben keine Rede war, von hoher Bedeutung; alle Romane, erinnert Gervinus (V⁴, 252), sind mit solchen Verbindungen angefüllt: im Wilhelm Meister Goethe's, in Jean Paul's, in Knigge's Leben, seinen Romanen ist alles voll davon. Ruht doch selbst eine Tondichtung Mozart's auf diesem Grunde! Die Erfolge machten W. stolz; ein unbekannter Professor in Ingolstadt stand an der Spitze einer Verbindung, der Fürsten, Dichter, Staatsmänner, Gelehrte, Geschäftsmänner angehörten! Er kränkte Knigge durch eigenmächtige Zusätze und Umgestaltungen: die gegenseitige Erbitterung führte zur Parteiung im Innern des Ordens. Knigge trat aus, mit dem festen Vorsatz, nie wieder einer geheimen Verbindung anzugehören. Am 1. Juli 1784 kam ein Vergleich zu Stande: ihm wurde bezeugt, er sei friedlich ausgetreten und habe sich um die Ausbreitung des Ordens verdient gemacht. Bald aber zog sich ein Unwetter über diesen und W. zusammen. Frank und seine Gesinnungsgenossen verhetzten das Freimaurerthum in Baiern unaufhörlich, so daß 1784 ein Verbot aller heimlichen Verbindungen erfolgte: die Illuminaten waren noch nicht ausdrücklich genannt. Aber das Jahr darauf erhielt der Kurfürst von der Herzogin Maria Anna, der Wittwe des Herzogs Clemens, nähere Auskunft über den Orden. Der Geheimschreiber Josef Utzschneider (s. A. D. B. XXXIX, 420) verrieth ihn: auf Zureden seines Amtsgenossen an der Marianischen Akademie, des Weltpriesters Cossandey, war er in den Orden getreten aber bald wieder 1783 ausgeschieden. Von der durch Herzberg, den Minister Friedrich's des Großen gewarnten Herzogin aufgefordert, sich über das Gerücht zu äußern, nach dem Mitglieder des Ordens den österreichischen Plan, Baiern gegen Belgien umzutauschen, unterstützt hätten, offenbarte Utzschneider, was er vom Orden wußte, und durch ihn erhielt auch Karl Theodor bald Kenntniß. So erfolgte am 2. März 1785 ein Verbot gegen die Illuminaten und Freimaurer zugleich. Zugleich begannen Strafen und Kränkungen aller Art. Der Hofkammerrath Costanzo z. B. wurde mit Pension entlassen, v. Zwack nach Landshut versetzt und von Spähern umringt, der damals 27jährige Büchercensurrath Max Josef v. Montgelas (siehe A. D. B. XXII, 193) verlor sein Amt und verließ das Land, um unter dem folgenden Fürsten der Schöpfer des modernen Baiern zu werden. W. wurde entlassen; er verließ Ingolstadt und ging zunächst nach Regensburg, dann fand er Zuflucht bei dem Herzog Ernst II. von Gotha. Gegen die Ankläger verfaßte W., von kleineren Schriften abgesehen, die „Vollständige Geschichte der Verfolgungen der Illuminaten in Bayern“ (1786, nur ein Band erschienen); bald folgte die „Apologie der Illuminaten“ mit heftigen Angriffen gegen Utzschneider; durch Anführung von Stellen aus Tacitus und Montesquieu zeigt er die Verächtlichkeit der Angeberei und sucht alle Beschuldigungen zu widerlegen.

In der Beilage A — am Schluß ist Regensburg, 19. Juli 1786 und Adam W., Hzl. sachsen-gothaischer Hofrath zu lesen — griff er Cossandey an, der in seinem Nachtrag zu der Schrift: „Große Absichten des Ordens der Illuminaten“ sich vertheidigt und W. angeklagt hatte. Am Schluß seines Buches ließ W. die „philosophische Rede“ „über die Schrecken des Todes“ abdrucken (auch besonders Wien 1786), um die Beschuldigung gegen die Oberen der Illuminaten, sie seien Gottesleugner und Lobpreiser des Selbstmordes, abzuweisen. „Schon meine kleine Schrift über den Materialismus und Idealismus (sie erschien Nürnberg 1786, 2. Aufl. 1788) wäre zwar ohne weiteres im Stande, diese Calumnie von mir zu entfernen“. Gegen Utzschneider erschien von ihm noch ein Pamphlet mit dem Vorspruch „cavete vobis a signatis“ (so).

Das fortwährende Spähen und Spioniren der Feinde des Ordens hatte endlich zur Folge, daß in Zwack's Wohnung und ebenso auf dem Gute Sandersdorf des Barons v. Bassus Durchsuchungen stattfanden und Papiere und Briefe entdeckt wurden. Darauf erschien auf Befehl des Kurfürsten ein Band: „Einige Originalschriften des Illuminatenordens, welche bey dem gewesenen Regierungsrath Zwack ... zu Landshut den 11. und 12. October 1786 vorgefunden worden“ (München 1787). Außer der Zahlenschrift des Ordens wie der Zeitrechnung fand man auch u. a. von Cato's (Zwack's) Handschrift ein Verzeichniß der im Jahre 1776—1779 aufgenommenen Mitglieder, die Statuten, den Wortlaut der Reverse, die den Aufgenommenen vorgelegt wurden, endlich Briefe. W. als Stifter und seine Genossen wurden in ihrer Denkart, ihrem Thun und Treiben den Augen des Publicums vorgeführt. Bald folgte der „Nachtrag von weiteren Originalschriften“ u. s. w. (München 1787), die Frucht der Hausdurchsuchung in Sandersdorf. Das Buch enthielt weitere Briefe von W. und Knigge, S. 108 waren in einem Briefe Philo's die drei Classen der Pflanzschule, der Freimaurerei und der Mysterien abgedruckt. Von hoher Bedeutung aber war die Anrede des Spartacus an die Illuminatos dirigentes (S. 44—121). Der glückliche Naturzustand, führt W., Rousseau folgend, aus, hörte mit dem Entstehen des Eigenthums auf: die Starken beherrschten die Schwachen, Furcht war die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen. Die Erlösung des Menschengeschlechts sieht er durch geheime Weisheitsschulen herannahen. „Durch sie wird der Mensch von seinem Fall sich erholen, Fürsten und Nationen werden ohne Gewaltthätigkeit von der Erde verschwinden, das Menschengeschlecht wird dereinst eine Familie und die Welt der Aufenthalt vernünftiger Menschen werden. Die Moral allein wird diese Veränderungen unmerkbar herbeiführen. Jeder Hausvater wird dereinst, wie vordem Abraham und die Patriarchen, der Priester und der unumschränkte Herr seiner Familie und die Vernunft das alleinige Gesetzbuch der Menschen sein“. Die Lehre Jesu deutet W. in diesem Sinne aus: der Zweck seiner Lehre war, den Menschen ihre ursprüngliche Freiheit und Gleichheit wieder zu geben. „Nun klärt sich die Lehre von der Erbsünde, von dem Fall des Menschen, von der Wiedergeburt auf. Nun weiß man, was der Zustand der reinen Natur, der Zustand der gefallenen Natur, und das Reich der Gnade sei“. Nach dieser Veröffentlichung wurden die Feinde des Ordens immer heftiger; man beutete auch die unschuldigsten Bemerkungen aus, besonders auch die Thatsache, daß unter Zwack's Papieren von geheimen Recepten und Instrumenten die Rede war. Der Kurfürst lebte in Furcht, er sei vor Gift und Dolch nicht sicher, sein Thron wanke. Verfolgungen aller Art, auch gegen Unschuldige, begannen: die gefügigen Werkzeuge der Macht übertrieben liebedienerisch die Gefahr. Verhältnißmäßig noch milde war der Angriff gegen die Illuminaten in der Schrift „System und Folgen des

Illuminatenordens .. In Briefen“ (München 1787). An W. schrieb Zwack, der nach Wetzlar geflohen war, einen öffentlichen Brief, der im „Journal von und für Deutschland“ (1787, S. 392 f.) erschien, auch besonders unter dem Titel: „Anhang zu den Originalschriften des Illuminatenordens“ (Frankf. u. Leipzig 1787, 39 S.). Er wies nach, daß die bairische Regierung die Papiere nicht in der Ordnung, in der man sie gefunden, veröffentlicht habe, sondern daß die Sammler willkürlich ausgelassen hätten, was die wahrhaft gute Absicht des Instituts deutlicher machte. Der Vorschlag zur Errichtung eines Weiberordens, vor vielen Jahren in einer müssigen Stunde von ihm aufgeschrieben, habe gar nicht zum System gehört. Der Macht der Jesuiten sei er wie andere Staatsbürger entgegengetreten. Die von Massenhausen (Ajax) aufgeschriebenen Maschinen und Bestandtheile zu den Recepten seien unverfänglich; kein Gesetz verbiete, sich alles Auffallende in der Mechanik, Chemie und Medicin anzumerken: deshalb sei man kein Giftmischer und Mörder. Aufzeichnungen aus seiner Jugend seien verleumderisch gegen ihn ausgebeutet worden: in der That hatte man eine von ihm aus Goethe's Werther abgeschriebene Stelle ihm zugeeignet und gehässig ausgelegt. Welchen Grund, heißt es zum Schluß, hat man gehabt, daß man den Hofkammerrath Massenhausen und Kanonikus Hertel gefänglich einzieht, daß man die Güter des Barons Bassus sequestrirt, seine Schränke erbricht und durchsucht, daß man W. und mir heimlich nachstellt? — Massenhausen entkam übrigens, Hertel aber wurde Monate lang gefangen gehalten, der Stadtrath v. Delling seines Amtes entsetzt und aus Baiern verwiesen, weil er das Geschick seines Freundes Fischer, der als Illuminat sein Bürgermeisteramt in Ingolstadt verlor, betrauert hatte. W. selbst wurde nicht müde, die Feder gegen seine Gegner zu führen. In der „Einleitung zu meiner Apologie“ (1787) sieht er die Veröffentlichung der Schriften des Ordens für eine Wohlthat an: dadurch könne er am besten seine Ehre schützen, die Uneigennützigkeit seiner Absichten darlegen. Von den verdächtigen geheimen Mitteln hat er nichts gehört noch gesehen. Es gab eigentlich nur zwei Classen der Mitglieder; „meine im Druck vorliegende Apologie des Uebels und Mißvergnügens war großentheils, besonders aber der noch folgende 5. Theil der Gegenstand von den Lehren der ersten Classe“. W. meint das 1787 erschienene Buch (neue Auflage 1790), in dem in drei Gesprächen die Ansprüche der Sinnlichkeit gegen die Vernunft hervorgehoben werden. Unter einem bestimmten Gesichtspunkt hat er die verschiedenen die Menschheit bedrückenden Uebel dargestellt und, von Leibniz beeinflußt, ihre wohlthätigen Absichten zu erforschen gesucht. Der Gegenstand der höchsten Classe war das System über den Materialismus und Idealismus. Schon 1780, als er es zuerst entworfen, sei er vom Naturalismus und Materialismus längst zurückgekommen. Auch er tadelt wie Zwack den Mangel aller Rechtsform gegen die Illuminaten; die Schriften wurden keinem vorgelegt, niemand wurde über den Sinn seiner Worte befragt: alles nahm man als erwiesen an. Dem Gedanken an die Fortsetzung seiner Gesellschaft entsage er für die Zukunft, aber bereuen könne er nicht, daß er seine Ideen zum Theil ausgeführt habe. Die „Kurze Rechtfertigung meiner Absichten“ aus demselben Jahre 1787 enthält eine Vertheidigung gegen einen schlimmen Vorwurf, der ihn vor der Welt vernichten sollte. In den „Originalschriften“ war durch einen Brief Weishaupt's nicht ausgeführtes Vorhaben zu Tage getreten, seiner von ihm geschwängerten Schwägerin die Leibesfrucht abzutreiben. W. leugnet die Thatsache nicht, aber er stellt ausführlich die Gründe zu seiner Entschuldigung dar. Während der Krankheit seiner Frau gegen Ende der siebziger Jahre hatte er ihre Schwester zu sich genommen; der sterbenden Frau versprach er, in Gegenwart ihrer Mutter, er werde ihre Schwester heirathen. Aber nach dem 1780

erfolgten Tode seiner Frau war die Erlaubniß zur Ehe schwer zu erhalten. Es vergingen drei Jahre: beide widerstanden der Versuchung nicht. „Ich hatte Hoffnung, die Erlaubniß zu erhalten; meine Schwägerin wohnte bei mir, alle Welt versicherte mir den Erfolg meines Gesuches als gewiß; ist es unter den Umständen so entsetzlich gefehlt, daß ein Mann sich in einer schwachen Stunde dahinreißen läßt?“ Aber von Rom kam über Wien die Nachricht, daß neue Schreiben und Empfehlungen nothwendig seien; „indes war meine Frau schon gegen Ende des dritten Monates in ihrer Schwangerschaft vorgerückt, und in jedem Fall meine und ihre Prostitution unvermeidlich. Man denke sich in meine Lage ...“ Mutter und Kind blieben gesund. „Hört die Stimme der Menschlichkeit“, ruft W. den Richtern und Gesetzgebern zu, „ich will gern diesen Fehler selbst begangen, diesen Drang und diese Schande selbst erfahren haben, wenn mein Beispiel dazu dienen kann, unsere Gesetze menschlicher zu verfassen“. Im „Nachtrag zur Rechtfertigung“, ebenfalls 1787 erschienen, sind die Geständnisse von Interesse, daß die Jesuiten ihm die Bibel verleidet hätten; er lese sie aber jetzt täglich: „Michaelis und Steinbart haben mich ausgesöhnt; ich bin nun vielleicht mehr Christ als mancher, der in mir einen Ungläubigen verabscheut“. Die Geschichte seiner Anrede an die Illum. dirigentes, die oben erwähnt wurde, erzählt er ausführlich. Den Mißbrauch der obersten Gewalt habe er allerdings mit „starken Farben gemalt“, „aber ich kam von Raynal“. Wahr bleibt ihm noch jetzt, daß der Regent nichts ist als der erste Beamte und Unterthan seines Volkes, daß unsere Unsittlichkeit die Quelle unserer Knechtschaft ist, daß die Spaltungen in der Religion die Menschen noch mehr getheilt haben, daß ein neues Bindungsmittel nöthig ist, damit die getrennten Menschen sich weniger hassen. Gegen die ungerechtfertigten Angriffe wurde W. von Verständigen in Schutz genommen, die besonders seine guten Absichten betonten und die Fehler bei dem sogen. gerichtlichen Verfahren gegen die Mitglieder des Ordens mißbilligten. Die Allgemeine (Jenaer) Litteraturzeitung äußerte sich mehrfach in diesem Sinne und zeigte das „merkwürdige“ Buch Weishaupt's, „Das verbesserte System der Illuminaten mit allen seinen Graden und Einrichtungen“ (1787, neue verm. Aufl. 1788, 3. Aufl. 1818) lobend an, tadelte jedoch, daß manche Lehrsätze, die nicht zur Moral gehören, in einem dogmatischen Ton vorgetragen wurden. Von Bedeutung ist Nicolai's Urtheil. In seiner breiten Art erzählt er in der „öffentlichen Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden“ (1788), er habe erst 1784 erfahren, daß W. der Stifter sei. Die Schriften las er bis zur dritten Classe oder zu den kleinen Mysterien. „Von einer Absicht, eine neue Volksreligion einzuführen, den Deismus oder Naturalismus auszubreiten .., davon habe ich nie etwas gehört“. Mit vielem guten Willen, mit einigen scharfsinnigen Ideen, mit viel Phantasie kehre man die Welt nicht um; „es ist aber unbillig, daß man allein über die Illuminaten herfällt, diesen nicht sehr weltklugen, etwas voreiligen und inconsequenten Leuten die gräßlichsten Absichten andichtet und den Namen zum Schimpfworte macht“. Aehnlich, nur noch unverhohlener, urtheilt Nicolai später in einem Briefe an Höpfner 1794: W. nennt er einen Schulmeister und Knigge einen Brausekopf; „beide waren ehrgeizig und beide hatten nicht die geringste Weltkenntniß“. „Was Böses hatte wirklich keiner von allen den Leuten im Sinne“. Er glaubt nicht, daß sie Macht und Einfluß gehabt haben. „Alle Staatsmänner und Gelehrte, die aus Neugierde (wie ich) in diese Gesellschaft getreten waren, traten zurück, sowie sie sahen, daß es nichts als Dinge waren, die nach Utopien gehören. Dalberg, Goethe, Herder, Sonnenfels, Friedrich Jacobi und andere mehr waren Illuminaten und traten ab, nicht, weil es etwas Böses war, sondern weil sie mit Grillen nicht die Zeit verderben wollten“. „Die Haupt-

ſache iſt“, meint Nicolai, „daß W. als ein vernünftiger Katholik wohl einſah, daß alles Uebel in den katholiſchen Landen von den Jeſuiten herkommt“. Mit ſeinem Orden habe er ſie ſtürzen wollen, was ihm übel ausſchlug. „Die Jeſuiten aber brauchen nun den Namen eines Illuminaten zum Popanz; .. ſie bilden jetzt allen großen Herren ein, alle Aufklärer wären Aufrührer, und hiezu brauchen ſie auch das Geſpenſt des Illuminatismus“. Vergeblich, daß W. ſeine Gegner in ruhiger Weiſe zu überzeugen ſuchte, ſo in der für die Geſchichte ſeiner Geiſtesentwicklung wichtigen Schrift „Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunſt“ (1790). Mit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution traten die Mächte der Finſterniß ganz beſonders ſiegesgewiß in Baiern auf. Jeder Forſcher galt als verdächtig, Ketzergerichte waren an der Tagesordnung, ſicher fühlte ſich nur der ganz Dumme. Noch 1794 erſchien (o. O.), wol auf Veranlaſſung der bairiſchen Regierung, die Schrift: „Die neueſten Arbeiten des Spartacus und Philo in dem Illuminatenorden, jetzt zum erſtenmal gedruckt und zur Beherzigung bey gegenwärtigen Zeitläuften herausgegeben“. Mit Ausfällen gegen die „herrſchſüchtigen Weltumwälzer“ wird auf einen Artikel der „Wiener Zeitſchrift“ des ſchändlichen L. A. Hofmann hingewieſen, der als dritte Urſache der franzöſiſchen Revolution die Einmiſchung deutſcher Illuminaten hinſtellt. Weſentlich Neues brachte die Schrift nicht, und dem Herausgeber gelang es nicht, W. gefährliche Lehren nachzuweiſen. In der „Kritiſchen Geſchichte der Illuminatengrade“ läßt er es „dahingeſtellt“ ſein, ob W. bei der ſogen. hauptſächlich von Dr. Bahrdt beabſichtigten Deutſchen Union „hinter dem Vorhang geſtanden“. Jedenfalls, meint er, waren andere Illuminaten dabei geſchäftig, wie aus Bahrdt's Erzählung erhellt. Er meint Bahrdt's Buch: Geſchichte und Tagebuch meines Gefängniſſes (1790), in dem die Deutſche Union beſtimmt wird als eine ſtille Verbindung des ſchreibenden und leſenden Publicums, deren letzter Zweck ein geheimer bleibt für die Brüder des 3. Grades. Hauptzweck ſeien Vervollkommnung der Wiſſenſchaften, der Künſte, des Handels, inſonderheit der Volksreligion. W. aber hatte gerade gegen die Finanzſpeculationen Bahrdt's im „Pythagoras“ ſeinen Widerwillen erklärt, „durch geheime Verbindungen den Buchhandel an ſich zu reißen und die Wiſſenſchaften als eine Finanzquelle zu benutzen“ (S. 557). Ebenſo wenig ſchadete W. in den Augen Unbefangener die Schrift „Illuminatus dirigens oder Schottiſcher Ritter“ (1794, o. O.). Der Verfaſſer iſt ein Freimaurer, aber auf die Illuminaten erbittert. In dem Katechismus des ſchottiſchen Ritters hören wir auf die Frage: woran arbeitet er? die Antwort, die wir aus der früheren Darlegung errathen, „daran, daß er die Harmonie wieder herſtelle, ſeine Natur veredle und ſich zum reinſten Werkzeug der Gottheit mache“. Wer der Meiſter? Antwort: Jeſus von Nazareth. In Oeſterreich begann die Verfolgung ſpäter als in Baiern. Während die Illuminaten unter Joſef unbehelligt waren, entſtand ihnen unter Leopold II. in L. A. Hofmann ein bösartiger Gegner: alle freigeſinnten Freimaurer wurden auch in Oeſterreich bedrängt, die Freimaurerei als Grund aller Revolution verſchrieen. Auch nach Leopold's Tode verſtummte er nicht, und für den Schweizer Johann Georg Zimmermann war es ſchmachvoll, daß man ihn als Mitſchreier in dieſer Geſellſchaft ſah. Ein Glück für W., daß Herzog Ernſt nach der damaligen Verfaſſung des deutſchen Reiches ihn ſchützen konnte! Während die Mitglieder des Bundes, erzählt Friedrich Jacobs, von den Barruels, Hofmanns und ähnlichen Geſellen mit Verleumdungen bedeckt wurden, wohnte das Haupt an dem Fuße des Schloſſes Friedenſtein in Gotha, geachtet von ſeinen Freunden, von dem Bruder und der Gemahlin des Herzogs ausgezeichnet, von dem Herzog nicht gemieden. Die Angriffe gegen W. hörten auch mit Beginn des neuen Jahrhunderts nicht auf. Noch 1804 beklagt er ſich in

der Schrift „Die Leuchte des Diogenes oder Prüfung unserer heutigen Moralität und Aufklärung“ über den Geist der Verleumdung, der manche seiner eines edleren Sinnes fähigen Worte falsch gedeutet habe: „Die oberste Gewalt und Religion habe ich als wesentliche Bedürfnisse des Menschen betrachtet, aber zu einer Zeit, wo des Spielens und Mißbrauchens in geheimen Gesellschaften kein Ende war, habe ich gewollt, daß diese Schwäche der Menschen zu würdigeren Absichten benutzt werde“. In Sachen des Glaubens hält er es im wesentlichen mit Voltaire: Dieu ne doit point patir des sottises du prêtre, Reconnaissons ce Dieu quoique très-mal servi. Wie in anderen seiner zahlreichen Schriften betont er auch hier mit ermüdender Breite die Wichtigkeit der Moralität für die Glückseligkeit der Menschen. Daß W., der Bewunderer Feder's und Meiners', ein Gegner Kant's war, ist erklärlich. Schon 1788 hatte er seine „Zweifel über die Kantischen Begriffe von Zeit und Raum“ drucken lassen. Mit Kant glaubt er, daß unsere Eindrücke von den Dingen nicht die Dinge selbst sind, unsere Philosophie ist Philosophie der Erscheinungen, aber er will zu diesen Resultaten „auf dem Weg der Erfahrung“ gelangen. In der folgenden Schrift „Ueber die Gründe und Gewisheit (so) der menschlichen Erkenntniß. Zur Prüfung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft“ aus demselben Jahre gesteht er zu, daß er jetzt in Kant's System Ordnung, Zusammenhang und Uebereinstimmung gewahr wird, aber er will zeigen, daß es zu einer gänzlichen Subjectivität unserer gesammten Erkenntniß führe; eine solche sei aber „schlechterdings ungereimt und folglich unmöglich“. Eine dritte Schrift fand W. Zeit in demselben Jahre bekannt zu machen „Ueber die Kantischen Anschauungen und Erscheinungen“. Es gibt keine reinen Anschauungen, alle ohne Ausnahme sind ein Werk der Erfahrung und eine Folge von den Einwirkungen äußerer Gegenstände. Der Induction und Analogie weist er Allgemeinheit zu und beweisende Kraft für das objective Dasein übersinnlicher Gegenstände. Ein überzeugter Anhänger Kant's entgegnete mit persönlichen Ausfällen durch die Schrift „Entdeckte Illuminaten-Recepte von Aqua Fontana und anderen geheimen Mitteln“ von M. A. Z. Müller (Berlin 1788, 72 S.).

W. erlebte noch eine bessere Zeit in seinem engeren Vaterlande Baiern. Mit dem Regierungsantritt Max Josef's im J. 1799 wurde der schlechten Verwaltung ein Ende gemacht, die Rechtspflege verbessert, das Pfaffenthum in seine Schranken gewiesen, die Liebe zu Wissenschaften und Künsten gefördert. Bestrebungen, wie sie W. unternommen hatte, wurden unnöthig und unmöglich. Treffend bemerkte Friedrich Jacobs 1804 in seiner Rede auf Ernst II.: „Die sicherste Maßregel gegen geheime Verbindungen ist eine weise, im Lichte wandelnde Gesetzgebung, eine gerechte, die Freiheit des Gewissens mit Aufrichtigkeit schützende Regierung. Das Licht des Tages und der Oeffentlichkeit löscht die Lampen aus, die ein untilgbares Bedürfniß unter dem Druck der Finsterniß anzündete“. W. erreichte ein hohes Alter: im 83. Jahre entschlief er sanft am 18. November 1830 zu Gotha.

Außer den im Text angeführten Quellenschriften vgl. Goedeke § 222, 20. Mit Verzeichniß aller Schriften Weishaupt's. — A. v. Bucher, Die Jesuiten in Baiern, 1819. I, 149. — Cl. Th. Perthes, Polit. Zustände u. Personen in Dt. z. Z. der frz. Herrschaft, 1862. I², 431 f. — Goedeke, Ad. Freiherr Knigge, 1844. S. 40—67. — Prantl in Bluntschli's und Brater's Dt. Staatswörterbuch V, 290 f. (1860). — Reichard's Selbstbiographie, von Uhde. 1877. S. 117. 165—66. 251. — Kluckhohn, Vorträge und Aufsätze, 1894. S. 344—399. — Erich Schmidt, Faust und Luther. Sitzb. d. Berl. Akad. 1896. S. 570. — Ueber Zaupser s. Nicolai, Reise durch Dt., 1785. VI, 684—692 und K. v. Reinhardstöttner, Forsch. z. Kultur- u. Littg. Baierns, 1892. I. Jahrg. S. 121—226. Ueber Zwack s. ebenda

III. Jahrg. S. 186 f. von Richard Graf Du Moulin Eckart. — Friedrich Jacobs, Verm. Schriften, 1823. I, 72 f. — Nicolai's Brief an Höpfner s. K. Wagner, Briefe ... Leipzig 1847. S. 330 f. Daniel Jacoby.

Weishaupt: Samuel W. Unter den Männern die in dem Jahrzehnt vor und nach 1830 das schweizerische Schulwesen mit Rath und That energisch gefördert und dadurch einer wirksam organisirten Volksschule den Boden geebnet, nimmt Decan Samuel W. von Gais (Kt. Appenzell) eine hervorragende Stelle ein. Als Sohn armer Eltern in seiner Heimathgemeinde am 27. März 1794 geboren, vermochte er mit starkem Willen die Schwierigkeiten für den Eintritt in die theologische Laufbahn zu überwinden und nachdem er drei ganze Semester in Basel studirt, 1813 die Prüfung zu bestehen und zur Ordination zu gelangen. 1814—28 wirkte er als Pfarrer zu Wald (Appenzell), von 1828 an in Gais. Während er letztere Stellung bekleidete, ertheilte er zugleich den Seminaristen im Krüsi'schen Institut den Unterricht in Physik und mathematischer Geographie und erwies sich dabei als einen Autodidacten mit seltener Lehrgabe. Seiner Initiative verdankte die Gemeinde eine völlige fortschrittliche Umgestaltung ihrer Primarschule; dem Lande erwies er als eines der einflußreichsten Mitglieder der Landesschulcommission, zeitweise auch als Generalschulinspector, sowie durch kräftige Mitwirkung bei Erstellung neuer Lehrmittel vorzügliche Dienste. Seine Hauptleistung aber war die Hebung und Popularisirung des Volksgesangs; auch zu dieser hatte er sich auf autodidactischem Wege, an der Hand von Nägeli's Gesangbildungslehre herangebildet. Weishaupt's Ideal war „ein singendes und durch würdigen Gesang veredeltes und geistig gehobenes, durch die Macht der Töne und Worte harmonisch verbundenes Volk". Er war der Schöpfer des appenzellischen Sängervereins oder Landsgesangs, Herausgeber zahlreicher Liederhefte, die weiteste Verbreitung fanden, und durch welche der Volksgesang in der ganzen Nordostschweiz und weit über den Bodensee hinaus kräftige Förderung erfuhr. Niederer urtheilte von ihm schon 1828 in den „Pestalozzischen Blättern" geradezu: „Das Volk ist durch Nägeli und Weishaupt singend geworden. Die Gesangvereine in der deutschredenden protestantischen Schweiz stehen als eine glänzende unwiderrufliche Thatsache da ... Es war nicht genug, daß Nägeli die Ideen Pestalozzi's in That verwandelte und eine im hervorragendsten Sinn praktische Gesangsmethode lieferte. Er mußte den Mann finden, der sie beim Volke einheimisch machte. Dieser Mann war unser Weishaupt". 1853 entschloß sich der schon bejahrte in allgemeiner Achtung und Liebe stehende Geistliche nach Nordamerika, wohin schon einige seiner Kinder vorangegangen waren, auszuwandern, um in der neuen Welt für seine zahlreiche Familie ein besseres Auskommen zu suchen. Statt dessen fand er drüben ein Leben voll Noth und Sorge; als die Kunde davon in die Heimath kam, wetteiferten Behörden und Volk dem alten Mann jenseits des Oceans Hülfe zukommen zu lassen. Er starb, bis an den Tod voll rüstiger Geisteskraft, am 13. Januar 1874 auf seiner Farm zu Knoxville in Ost-Tenessee.

Biographische Skizzen (von Heim) in den Appenzellischen Jahrbüchern, Zweite Folge, 9. Heft (Trogen 1879) und in Hunziker's Geschichte d. schweiz. Volksschule II, 339 ff. (Zürich 1881); über Weishaupt's Wirken für die Schule findet sich Näheres in den Appenz. Volksbüchern III, 6 (Trogen 1894), über sein musikalisches ib. III, 8 (Trogen 1896). Hunziker.

Weiske: Benjamin W., angesehener sächsischer Schulmann und Philolog, 1748 zu Dobrenz b. Rochlitz geboren, wurde 1781 Cantor, 1787 dritter Schulcollege, 1795 Conrector zu Schulpforta, gab 1804 infolge von Kränklichkeit sein Amt auf und wohnte seitdem, mit philologischen Arbeiten beschäftigt, in Meißen, wo er am 21. März 1809 starb. Seine ersten Schriften gehörten dem

theologischen Gebiete an: „Locus Paulinus 2. Cor. 3, 6—18 explicatus“ (Lipsiae 1779) und „Belehrungen über das heilige Abendmahl für junge Christen im reiferen Alter, besonders die, welche sich zum ersten Male zum Genuß desselben vorbereiten“ (Dessau 1781). Die späteren beschäftigten sich mit philologischen Gegenständen. Genannt sei „De ingenio poetae et oratoris“ (Lipsiae 1781), „Pleonasmi Graeci“ (Lipsiae 1807), seine Arbeiten über Cicero's Briefe und Reden, sowie über Xenophon.

Meusel, Das gelehrte Teutschland. 8. Bd. (Lemgo 1800), S. 409 f.; 16. Bd. (Lemgo 1812), S. 175 f.; 21. Bd. (Lemgo 1827), S. 439 f. — L. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen I, 269. Berlin 1864.

Georg Müller.

Weiske: Benjamin Gotthold W., angesehener sächsischer Philologe, wurde am 8. August 1783 zu Pforta geboren, wo sein Vater (s. o.) Lehrer an der Fürstenschule war. Nachdem er an letzterer von 1795 bis 1801 seine Vorbildung genossen hatte, studirte er in Leipzig. 1805 wurde er Conrector am Lyceum zu Lübben in der Niederlausitz, 1808 Subconrector, im Jahre darauf Conrector des Gymnasiums zu Görlitz, erhielt 1810 die vierte, 1814 die dritte Professur an der Meißner Fürstenschule, die damals eine den Anforderungen der neueren Zeit entsprechende Umgestaltung erfuhr. W. war in dieser Richtung zweckbewußt und erfolgreich thätig. Sein Unterricht zeichnete sich durch geschmackvolle und sachkundige Erklärung der griechischen Dichter und Redner, durch anregende und methodische Behandlung der Sprachen, durch anschauliche Darstellung in der Geographie und Geschichte aus. Bei seinen Schülern wußte er sich die größte Hochachtung und Verehrung zu erwerben. Im Anfange des Jahres 1818 wurde er durch Krankheit gezwungen, sein Amt aufzugeben. Dagegen wurde ihm mit einer Pension von 200 Thalern eine außerordentliche Professur an der Universität Leipzig in Aussicht gestellt, sobald er unter den an der Hochschule üblichen Formen sich habilitirt haben würde. Nachdem er dieser Forderung genügt hatte, wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, rückte aber trotz mehrfacher Gesuche bei eintretenden Vacanzen nicht in eine ordentliche Professur ein. Nach Chr. D. Beck's Tode im J. 1830 wurde er zum Director des philologischen Seminars ernannt und hat in diesem, wie in der Lausitzer Predigergesellschaft mit großem Erfolge gewirkt. Daneben hielt er über das antiquarische und archäologische Gebiet Vorlesungen. Schriftstellerisch ist er nur wenig hervorgetreten. Von seinen Arbeiten sei genannt: „Orationem de Haloneso Demostheni, cui vulgo abjudicatur, vindicat ....“ (Lubbenae 1807), „De praepositionibus Graecis“ (Gorlicii 1809), „De hyperbole, errorum in historia Philippi, Amyntae filii commissorum genetrice. P. I—III“ (Lipsiae 1817 ff.). Außerdem hat er an seines Vaters Schrift „Dionysii Longini de sublimitate“ mitgearbeitet und in Leipziger und Hallischen Litteraturzeitungen Besprechungen neuerer Erscheinungen veröffentlicht. Nach seinem Tode gab Hermann Leyser eine nachgelassene Schrift „Prometheus und sein Mythenkreis“ heraus (Leipzig 1842).

Meusel, Das gelehrte Teutschland. 16. Bd. (Lemgo 1812), S. 176; 21. Bd. (Lemgo 1827), S. 440. — J. G. Otto, Lexikon der Oberlausitzer Schriftsteller. Supplement von Schulze. Görlitz u. Leipzig 1821. S. 465. — G. Herrmann, De historiae Graeciae primordiis. Lips. 1818, p. XXVII. — K. G. Anton, Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums. 7. Beitrag, S. 7. — Oettinger, Moniteur des Dates. Suppl. Tom. VIII. Leipzig 1880, S. 278c. — M. Hoffmann, Pförtner Stammbuch 1543 bis 1893. Berlin 1893. S. 314. Nr. 8031. — Th. Flathe, Sanct Afra. Geschichte d. kgl. sächs. Fürstenschule zu Meißen. Leipzig 1879. S. 320 ff.

Georg Müller.

Weiske: Julius W., außerordentlicher Professor der Rechte, geboren am 4. October 1801 zu Erlbach bei Chemnitz als Sohn des dortigen Pfarrers W., † zu Leipzig am 10. März 1877. W. machte seine philosophischen und juristischen Studien hauptsächlich in Leipzig, besuchte dann die Hochschulen zu Heidelberg und Göttingen und promovirte als Doctor beider Rechte. Nach vollendeten Studien wurde er 1826 Privatdocent an der Leipziger Juristenfacultät; später außerordentlicher Professor daselbst für deutsches Recht, und las als solcher hauptsächlich Berg- und Lehnrecht. Seine erste größere Schrift ist eine Bearbeitung des Sachsenspiegels nach der ältesten Leipziger Handschrift unter dem Titel: „Grundsätze des deutschen Privatrechtes nach dem Sachsenspiegel unter Berücksichtigung und Vergleichung des Schwabenspiegels und sächsischen Weichbildes“ (Leipzig 1826). Einer freien politischen Richtung zugeneigt gab er von 1831—35 mit Bülau das „Vaterland“, eine politische Zeitung von liberaler Färbung heraus, in der sich häufig Aufsätze aus seiner Feder befinden. 1836 schrieb er eine größere Abhandlung ($11^1/_2$ Bogen) über „Hochverrat und Majestätsverbrechen, das crimen Majestatis bei den Römern“ (Leipzig), welche Abhandlung seiner Zeit Aufsehen erregte. Hauptsächlich aber wurde W. der Juristenwelt durch die Redaction des „Rechtslexicon für Juristen aller deutschen Staaten 2c.“ bekannt, das von 1839 bis 1862 in Leipzig in fünfzehn Bänden unter Betheiligung einer größeren Anzahl Rechtsgelehrter erschien, und wozu W. selbst einige Artikel lieferte, so im 1. Bande eine längere Abhandlung über Bergrecht. Nach der Vorrede sollte das „Rechtslexicon“ eine bis dahin bestandene Lücke in der juristischen Litteratur ausfüllen, und das gesammte gemeine Recht (einschließl. Civil- und Strafproceß) behandeln. — W. verfaßte außer den genannten noch mehrere Schriften, welche erschöpfend in „W. Haan's sächsischem Schriftsteller-Lexikon“ aufgezählt sind. Er bewahrte sich bis ins hohe Alter geistige und körperliche Frische, und verschied unerwartet an einem Hirnschlag im 77. Lebensjahre. W. erfreute sich wegen seines biederen, verläßigen Charakters allgemeiner Achtung, und war „fest und kernig, wie eine alte Eiche“.

Haan S. 365 u. 366. — Allg. Zeitung, Jahrg. 1877, Hauptblatt vom 12. März dss. Jahrg. v. Eisenhart.

Weiskern: Friedrich Wilhelm W., Schauspieler, wurde am 29. Mai 1711 in Eisleben in Sachsen als Sohn eines sächsischen Rittmeisters geboren und trat im J. 1734 zum ersten Male in einer unbedeutenden Rolle auf dem städtischen Theater nächst dem Kärtnerthor in Wien auf, wo er sich, mit einer vorzüglichen Begabung für sein Fach ausgestattet, bald als Vertreter von ersten Liebhaberrollen zu großer Beliebtheit aufschwang. Das war noch mehr der Fall, nachdem er zu den Väterrollen übergegangen war. Er schuf sich in der Gestalt des Odoardo einen eigenen Charakter und war geradezu unerschöpflich in dem Ersinnen von Entwürfen zu Stegreifkomödien, durch die er den Hof und das Wiener Publicum lange Jahre hindurch ergötzte, weshalb er sich der besonderen Gunst der Kaiserin Maria Theresia und Josef II. erfreute. Auch als das regelmäßige Schauspiel die Stegreifkomödie ablöste, verstand es W., trotz seiner Gegnerschaft gegen die neue Richtung, den neuen Aufgaben, die an ihn herantraten, vollständig zu genügen. Von seiner Vielseitigkeit und seinem praktischen Blick können wir uns ein Bild machen, wenn wir hören, daß er den Plan entworfen hatte, nach dem im J. 1741 das ehemalige Hofballhaus am Michaelplatz in ein Theater — das Hofburgtheater — umgewandelt wurde, worin die deutschen Schauspieler aus dem Kärntnerthortheater abwechselnd Vorstellungen gaben. In dem neuen (an Stelle des abgebrannten Stadttheaters) erbauten Theater neben dem Kärtnerthor, das am 8. Juli 1763 durch ein von ihm verfertigtes Vorspiel eingeweiht wurde, war er die letzten Jahre seines Lebens als

Regisseur thätig. Er starb zu Wien am 29. December 1768. Nach seinem Tode ließ seine Wittwe eine „Topographie von Niederösterreich“ (1767—1770, 3 Theile) im Druck erscheinen, an der W. Jahre lang mit unermüdlichem Fleiße gearbeitet hatte.

Vgl. außer der bei Wurzbach LIV, 81 anges. Litteratur Ed. Devrient, Gesch. d. deutschen Schauspielkunst II, 192, 206, 215, 218. Leipzig 1848. — J. v. Sonnenfels, Briefe über die Wienerische Schaubühne 1768, in den Wiener Neudrucken VII. Wien 1884. (Register.) — H. Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868. S. 9, 10, 11. — Katalog d. Portrait-Sammlung der k. u. k. General-Intendanz der k. u. k. Hoftheater. Zugleich ein biographisches Hilfsbuch auf d. Gebiete v. Theat. u. Musik. III, 533 u. 626. Wien 1894. — Goedeke, Grundriß V, 301, 302. Dresden 1893. — Anton Mayer, Gesch. d. geistigen Cultur in Niederösterr. I, 283, 289. Wien 1878.

H. A. Lier.

Weismann: Friedrich Bernhard Heinrich W. wurde am 23. August 1808 in Frankfurt a. M. als Sohn eines aus Württemberg stammenden Kaufmanns geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich vom Herbst 1827 ab dem Studium der Philologie, Philosophie und Theologie in Heidelberg und Berlin (bei Schleiermacher, Neander, Böckh und Ritter) und promovirte an erstgenannter Hochschule im Herbst 1830 mit der Dissertation „De divisoribus et sequestribus ambitus apud Romanos instrumentis“. 1831 bis 1839 war er Hauslehrer in einer Frankfurter Bankierfamilie und unterrichtete daneben in deutscher Sprache, Litteratur und Geschichte an verschiedenen Mädcheninstituten und auch am Gymnasium. 1839 wurde er ordentlicher Lehrer an der Musterschule (Realschule), an welcher er in den höheren Knaben- und Mädchenclassen (von 1850 ab nur an diesen) für Geschichte, Geographie, deutsche Sprache und Litteratur und später auch für Kunstgeschichte thätig war. Außerhalb der Schule entfaltete er eine rege Wirksamkeit in seiner Freimaurerloge und besonders in den Frankfurter Gesangvereinen. Am Zustandekommen des ersten deutschen Sängerfestes in Frankfurt 1838 war er hervorragend betheiligt; dessen und der späteren Feste nationale Bedeutung für die geistige Einigung Deutschlands hat er scharf erkannt und ausgesprochen; als getreuer und begeisterter Chronist hat er dem Sängerfeste 1838, dem Schützenfeste 1862 und seinem Gesangvereine „Liederkranz“ bei dessen 50jährigem Stiftungsfeste gedient. 1841 wurde er von Frankfurt aus zum Schweizer Sängerfeste nach Thalweil abgeordnet und schloß hier Freundschaft mit dem gleichgesinnten „Sängerpfarrer“ Sprüngli. Aus seiner pädagogischen Wirksamkeit ist vor allem seine Thätigkeit für die Einführung des Turnens in Mädchenschulen hervorzuheben, für die er in Wort und Schrift lebhaft eintrat; 1849 hatte er sich für diesen Unterrichtszweig durch Spieß in Darmstadt ausbilden lassen; auch der Einführung der Kunstgeschichte im Mädchenunterricht hat er sich mit bestem Erfolge gewidmet. 1876 wurde er Director der unter dem Namen „Elisabethenschule“ von der Musterschule abgezweigten Mädchenclassen, trat aber schon 1881 in den Ruhestand und starb am 19. Januar 1890. In den Frauenkreisen seiner Vaterstadt, die er in zwei Generationen herangebildet hat, hatte er sich bis zu seinem Tode der wärmsten und wohlverdientesten Anerkennung und Liebe zu erfreuen. — Außer Schulprogrammen und Commentaren zu classischen Dichterwerken für den Schulgebrauch sind von seinen wissenschaftlichen Werken zu nennen: die Ausgabe von Goethe's Jugendarbeiten, den labores juveniles, aus dem Besitze der Frankfurter Stadtbibliothek (1846) und die von einem großen gelehrten Apparate begleitete Herausgabe des Alexander-Liedes des Pfaffen Lamprecht (1850). — Seine vielfach tiefsinnigen und formvollendeten Gedichte sind bei seinen Lebzeiten nur einem

kleineren, meist auf seine Vaterstadt beschränkten Kreise bekannt und lieb geworden; aber das prächtige, von Kalliwoda herrlich componirte „Deutsche Lied“ (Wenn sich der Geist auf Andachtschwingen zum Himmel hebt) hat sich überall da eingebürgert, wo deutscher Männergesang hochgehalten wird.

Vgl. Gedichte von Heinrich Weismann . . . mit biographischer Einleitung herausgegeben von Heinrich Bulle (seinem Enkel). Frankfurt 1891.

R. Jung.

Weiß: Adam W., Theologe, ca. 1480—1534, einflußreicher Rathgeber des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach und Mitarbeiter bei der Reformation der Markgrafschaft, ist zu Crailsheim wahrscheinlich als Sohn des Bürgermeisters Burckhardt Weiß und Neffe des Ansbacher Stiftsherrn Ad. Weiß, um 1480 geboren. Seine akademische Bildung empfing er wol in Mainz, wo er 1512—1521 als theologischer Lehrer thätig war und bis zur Licentiatur aufstieg und auch das der Universität zustehende Kanonikat am Liebfrauenstift zu Frankfurt erhielt. Als baccalaureus biblicus hatte W. über das erste Buch Mose gelesen; 1517/18 wurde er sententiarius. Seine Eröffnungsrede zu den Vorlesungen über die Sentenzen des Petrus Lombardus ist eine unzweideutige Verurtheilung der ganzen scholastischen Theologie durch einen Humanisten, der, wie seine wohlerhaltenen Bücherschätze zeigen, die neuerblühende Litteratur eifrig studirte, den Kampf Reuchlin's mit Hogstraten verfolgte und voll Begeisterung für Erasmus dessen Ausgabe des Neuen Testaments und des Hieronymus freudig begrüßte. Ueber seine Beziehungen zum Kreise der Humanisten ist nur bekannt, daß er mit K. Hedio, Wilh. Nesen und Peter Eberbach befreundet war. Ende 1521 beriefen ihn die Markgrafen Kasimir und Georg auf die große, reiche Pfarrei Crailsheim, wo W. unter großem Beifall evangelisch predigte. Für den Beginn seiner reformatorischen Thätigkeit erbat er sich am 14. April 1523 den Rath Zwingli's, mit dem er schon am 12. April 1522 in brieflichen Verkehr getreten war. Nicht unwahrscheinlich ist, daß er sich auch an Luther wandte, dessen Wirken W. schon in Mainz mit Achtung erfüllt hatte, und von dem er lebenslang mit großer Ehrfurcht sprach. In einem Schreiben an Statthalter und Räthe in Ansbach vom 27. Februar 1527 kennzeichnet er seine reformatorischen Principien „er habe nie alt christlich, loblich und leidlich kirchenpreuch frevenlich abgestellt“, „etlich offentlich mißbreuch seien mit stille und fride durchs gotteswort selbst gefallen“, d. h. seine Predigt hatte von selbst zur Beseitigung der auffälligsten Ceremonien geführt, während er sonst, gleich Luther, schonend vorging und noch 1532 seine Vorliebe für den lateinischen Kirchengesang aussprach. Schon 1525 war es ihm gelungen, eine neue Kirchenordnung für Crailsheim zu schaffen. Dagegen schienen ihm die 23 Artikel, welche die weltlichen Stände des fränkischen Kreises am 21. August 1524 als erste Grundlage der Reformation angenommen, nicht genügend. Mit Joh. Rurer arbeitete W. im Namen der sechs hervorragendsten Pfarrer für den Landtag im September 1524 einen evangelischen Rathschlag aus und übte an dem Rathschlag der Prälaten scharfe Kritik. Nach dem Bauernkrieg hatte W. wahrscheinlich die Schrift verfaßt, welche Markgraf Kasimir und Georg unter dem Titel ausgehen ließen: „Anzaigen, wie die gewesen enpörungen vnd auffrüren nit den geringsten tayl aus vngeschickten predigen entstanden sind, vnd vnderricht, wie hinfüro in jren Landen von vestem warem Glauben vnd warer christlicher freyhait des geists gepredigt werden soll“. Am 11. September 1525 erhielt er den Befehl, obwol er nicht Decan des Capitels war, den Pfarrern des Capitels Befehl zu eröffnen, daß sie fortan Gottes Wort rein und lauter predigen sollten. Da Kasimir zauderte, in der Reformation weiter zu gehen, wandte sich W. in der Fastenzeit 1526 in einem kühnen Schreiben an ihn, zeigte ihm, wie der Bauern-

krieg, der Kasimir stark beschäftigt hatte, nicht zu geringem Theil von unberufenen, ungelehrten und gewinnsüchtigen Predigern hervorgerufen worden sei, hielt ihm das Vorbild eines Josias vor, wie das zweideutige Licht, in das er sich beim Volk bringe. Kasimir nahm das Schreiben gnädig auf, aber seine Haltung auf dem Speierer Reichstag bewies, daß von ihm nicht viel für den Fortschritt der Reformation zu hoffen war, da er sich in den Dienst der kaiserlichen Religionspolitik stellte. Der Landtagsabschied, der dem Reichstag folgte, war reactionär. Während Kasimir's Abwesenheit im Türkenkrieg erhob die katholische Partei am Hof unter der Führung von Kasimir's Gemahlin Susanne von Baiern und dem Ansbacher Stiftsprediger Weinhart ihr Haupt. Wie Rurer durch Drohungen zur plötzlichen Flucht aus Ansbach gedrängt wurde, so wurde auch W. durch anscheinend wohlmeinende Freunde gerathen, zu fliehen, da Statthalter und Räthe ihm mißgünstig geworden seien. Offen wandte sich W. am 27. Februar 1528 an Statthalter und Räthe und erklärte ihnen, daß es ihm nicht zustehe, seine Gemeinde hirtenlos zu lassen. Was er in seinem Amt gethan, sei mit Wissen und Willen des Markgrafen geschehen, abgesehen von seiner Verehelichung, über die er sich vor dem Markgrafen zu rechtfertigen gedenke. Man möge ihm Schutz gegen Vergewaltigung (von Seiten des Bischofs) zu theil werden lassen oder ihn ordentlicherweise seines Amtes entheben. Schon am 28. Februar antworteten Statthalter und Räthe, sie wissen von keiner Ungunst, und sicherten W. Schutz gegen Vergewaltigung, verwiesen ihn aber wegen seiner Verehelichung auf den Artikel des Reichstagsabschieds wegen der verehelichten Priester. Nach Kasimir's Tod und der Rückkehr seines Bruders Georg stellte W. dem Markgrafen die nächsten Maßregeln zur Förderung der Reformation (Anstellung evangelischer Prediger, Visitation, Abschaffung der Messe, des Concubinats, Errichtung von Schulen, Gründung von Stipendien für Theologen, Wiederherstellung des Kirchenbanns, Bestellung von Ehegerichten, Gründung von Armencassen, Ersatz für die Confirmation, strenge Sonntagsfeier) vor Augen. Am 18. Mai 1528 erging der Befehl, W. und den Prior Schopper von Heilbronn nach Ansbach zu berufen, um mit Althamer „Ordnung und Maß“ der Visitation zu berathen. Sie stellten auf Grund eines wahrscheinlich von W. herrührenden Entwurfs von 40 Artikeln 30 Fragstücke fest, welche den Pfarrern bei der Visitation vorgelegt werden sollten. Da auch Nürnberg an der Visitation theilnehmen wollte, kam es am 14. Juni zu einem Tag in Schwabach, zu welchem auch W. berufen wurde. Hier wurden die 30 Fragstücke, wie ein von den Nürnbergern mitgebrachter Entwurf einer Kirchenordnung angenommen. Nach der Visitation wurde W. zum Superintendenten des Capitels Crailsheim bestellt, während man den Decan, einen Landpfarrer, beließ. Im März 1529 nahm Markgraf Georg W. als Rathgeber mit zum Reichstag in Speier, wo W. wahrscheinlich jenes wichtige Gutachten abfaßte, das Ende März die evangelischen Stände zum Protest gegen die Reichstagsbeschlüsse aufforderte. Der Rath von Crailsheim hatte W. den Schulmeister Balth. Zerrer als Famulus beigegeben. Auch im folgenden Jahr ging W. neben Brenz, Rurer und Matt. Meglin als Georg's Rathgeber mit zum Reichstag in Augsburg. W. hat ein interessantes Tagebuch über seine Erlebnisse auf dem Reichstage hinterlassen. Er predigte mehrmals in Augsburg und wußte sich auch die Achtung von Gegnern, wie Augustin Marius und Johann Cochläus, zu erwerben, mußte aber wegen Unpäßlichkeit darauf verzichten, der Verlesung der Augustana anzuwohnen, und am 30. Juli heimkehren.

Mit Genehmigung des Markgrafen gründete W. aus Einkünften der Pfarrei eine Kirchenbibliothek, mußte aber Verdächtigungen wegen Veruntreuung jener abgelösten Einkünfte, ja gar wegen üppigen Lebens hören, weshalb er sich am

14. November 1530 zu seiner Rechtfertigung an den Markgrafen wandte, und ihm zugleich die Einführung der Litanei nach dem Vorgange von Nürnberg empfahl. Am 16. November antwortet der Markgraf wohlwollend und billigte den Vorschlag eines Litaneigottesdienstes. Wie in der Markgrafschaft Brandenburg, so wirkte W. mit bei der Reformation der benachbarten Gebiete. Brenz, mit dem W. seit 1523 in Verkehr stand, erbat sich von ihm 1525 seine Gottesdienstordnung. Mit Brenz gemeinsam verschaffte er 1534 Dinkelsbühl den Reformator Bernhard Wurzelmann und berieth Schnepf bei der Reformation in Württemberg. Wenn W. nicht unter den Unterzeichnern des Syngramma suevicum erscheint, so hat das offenbar seinen Grund in der Rücksicht auf Zwingli, mit dem er früher freundschaftlich verkehrt hatte. Sonst sehen wir W. mit Theobald Billikan in dem nahen Nördlingen, Kaspar Löner und Leonhard Culmann im Verkehr. 1524 knüpfte Joh. Poliander einen Briefwechsel mit ihm an. Dagegen fühlte sich W., der ruhige Mann, von Karlstadt's Wesen abgestoßen. Die hohe Achtung, in der W. stand, beweist nicht nur der Brief Luther's an Markgraf Georg vom 21. Mai 1528, in dem er W. und Rurer „als seine Leute, würdig, die man in Ehren und Treuen halte", empfahl, sondern auch die Schriften des früheren Crailsheimer Diakonus Jakob Ratz, der mit größter Ehrerbietung von W. spricht.

Im J. 1526 hatte sich W. mit Elisabeth N. verehelicht, mit der er in glücklicher Ehe lebte. Die letzten Jahre seines Lebens kränkelte er und starb am 25. September 1534. Brenz hielt ihm die Leichenpredigt. Seine Wittwe verehelichte sich an den Pfarrer Balth. Schnurr von Hengstfeld, den Großvater des gleichnamigen Dichters, Pfarrers in Amlishagen und Lendsiedel.

Veesenmeyer, Kleine Beiträge zur Geschichte des Reichstags in Augsburg 1530. Nürnberg 1830, S. 116. — Mein Lebensbild von Weiß im Schwäb. Merkur 1879, Nr. 153 und in der Theol. Realencyclopädie. Zweite Aufl. Suppl. S. 415 ff. — Theol. Studien a. Wttb. 1880, S. 178, 184, 190 ff.; 1882, S. 183, 314; 1883, S. 30; 1885, S. 1 ff.; 1887, S. 76 ff. — Blätter f. württb. Kirchengesch. 1887, S. 2 ff.; 1893, S. 34 ff. — Luther's Briefe h. v. De Wette 3, 324. — Enders, Luther's Briefwechsel 4, 57. — Zeitschr. f. Kirchengesch. 13, 320. — Zwinglii opera ed. Schulthess 7, 1, 197, 291. — Sculteti annales 1, 135. — Hausdorff, Lazarus Spengler, S. 225. — Hocker, Heilsbronn. Antiquitäten-Schatz, Suppl. S. 159, 167. — Anecdota Brentiana ed. Pressel 6, 121, 122. — Hartmann, Erh. Schnepf, S. 154. — Georgii, Uffenheimer Nebenstunden, S. 1238—1266. — Weiß, Acta in comitiis Augustanis quaedam in Georgii, Uffenheimer Nebenstunden, S. 673—747, auch in Förstemann's neuem Urkundenbuch. — Steitz, Tagebuch des W. Königstein, S. 52. — Schülin, Fränk. Ref.-Gesch., 1731. — v. d. Lith, Erläuterungen der Ref.-Historie, 1733. — Engelhardt, Ehrengedächtniß d. Ref. in Franken, 1861. — Pürkhauer, Gesch. d. ev. Kirche in Dinkelsbühl. — Hartmann u. Jäger, Brenz. 2 Bde., 1891 ff. — Kolde, And. Althamer, 1895. — Westermayer, Die Brandenburgisch-Nürnbergische Kirchenvisitation u. Kirchenordnung 1528—1533, 1895. — Acten d. Kreisarchivs Nürnberg, des Consistoriums in Stuttgart, des Oberamts, Decanats u. d. Stadt Crailsheim.
G. Bossert.

Weiß: Gustav Adolf W., Botaniker, geboren zu Freiwaldau in Oesterreichisch-Schlesien am 26. August 1837, † zu Prag am 17. März 1894, besuchte von 1847—1855 das Gymnasium in Troppau und bezog dann behufs Studiums der Naturwissenschaften die Universität Wien. Schon während der Gymnasialzeit beschäftigte sich W. mit mikroscopischen und telescopischen Beobachtungen und trat im Alter von 20 Jahren mit einem populär geschriebenen

Buch: „Studien aus der Natur“, welches zwei Auflagen erlebte, zum ersten Male an die Oeffentlichkeit. Unter seinen Universitätslehrern waren es besonders die Botaniker Unger und Fenzl, die ihn auf sein eigentliches Schaffensfeld, auf die Anatomie und Physiologie der Pflanzen hinlenkten. Daneben aber stand er auch mit Gelehrten auf anderen Gebieten, wie Ettingshausen, Grailich, Kunzek und Littrow in regem Verkehr und ließ es sich überhaupt angelegen sein, sein Studiengebiet nicht zu eng zu fassen. Er widmete sich zumal mit großem Eifer theoretisch wie praktisch den beiden wichtigsten Hülfswissenschaften der allgemeinen Botanik, der Physik und Chemie, mit welchen Fächern er sich in einer bei Botanikern sonst ungewohnten Weise vertraut machte, was seinen späteren Arbeiten wesentlich zugute kam. Im J. 1858 wurde W. zum Dr. phil. promovirt und habilitirte sich im Sommer 1860 an der Wiener Universität als Privatdocent für physiologische Botanik, in welcher Stellung er zwei Jahre verblieb. Während derselben bereiste er mit seinem Bruder, dem Astronomen Edmund W., die jonischen Inseln, Griechenland und Kleinasien und bethätigte auf dieser Reise sein vielseitiges Wissensbedürfniß, indem er nicht bloß botanisirte, Algen und Fische untersuchte, sondern auch theilnahm an den Beobachtungen einer Sonnenfinsterniß, Petrefacten suchte in der Nähe von Olympia und in Gesellschaft hervorragender Archäologen classische Alterthümer studirte. Aus dieser Zeit datiren auch seine nahen Beziehungen zu verschiedenen griechischen Celebritäten, wie Baron Testa, Rhangabé, dem Astronomen Schmidt, sowie seine dauernde Freundschaft mit Theodor v. Heldreich in Athen, welche dem botanischen Garten in Lemberg später ein reiches Pflanzenmaterial zuführte. Eben hatte W. im August 1862 eine Assistentenstelle am Wiener Hofmineraliencabinette angetreten und sich damit beschäftigt, die reichen Sammlungen fossiler Hölzer dieses Institutes zu bearbeiten, als er, erst 25 Jahre alt, noch in demselben Jahre als ordentlicher Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens nach Lemberg berufen wurde. Hier entfaltete er, neun Jahre hindurch, ungeachtet des immer schwerer werdenden Druckes, welcher durch die politischen Verhältnisse auf den Deutschen in Galizien lastete, eine rege Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller, bis er 1871 an die Prager Universität kam, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Bevor er die Stelle antrat, benutzte er eine Einladung zur Theilnahme an der österreichischen Expedition zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß in Tunis, zu einer Reise in Nordafrika, die seine floristischen Kenntnisse durch das Studium subtropischer Gebiete erweiterte. Weiß' wissenschaftliche Verdienste fanden ihre gerechte Würdigung. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem correspondirenden Mitgliede, zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen gehörte er als Ehrenmitglied an und stand lange Jahre hindurch als Präsident an der Spitze des Prager naturwissenschaftlichen Vereines Lotos. Seine schätzenswerthen persönlichen Eigenschaften, sein Lehrtalent und seine durch Humor und Witz belebte Redegabe erwarben ihm einen großen Kreis dankbarer Schüler und anhänglicher Freunde, wie er denn auch als mannhafter Verfechter des Deutschthums eine Zierde der Prager deutschen Gesellschaft wurde. Ziemlich unerwartet raffte ihn aus einem glücklichen Familienleben der Tod im 57. Lebensjahre hinweg. Alle Arbeiten Weiß', bis auf die Eingangs erwähnte Jugendschrift und eine 1878 veröffentlichte „Allgemeine Botanik“ erschienen in Fachzeitschriften und Berichten gelehrter Gesellschaften und zwar erstreckte sich seine schriftstellerische Thätigkeit auf die Jahre 1857—1891. Nach Materien geordnet sind die wichtigsten Veröffentlichungen von W. die folgenden. Physikalisch-chemischer Natur waren seine Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Dichte und Brechungsexponenten, mit seinem Bruder Edmund unternommen; über die physikalischen Eigenschaften krystallisirter Körper, über die

Krystallformen einiger chemischer Verbindungen, über die Abhängigkeit der Liniendistanzen im Spectrum von der Dichte (Sitzungsb. d. Wien. Akad. Bd. 30, 33, 37, 39, 42 u. 43) und über Fluorescenz der Pflanzenfarbstoffe (Schriften d. naturf. Gesellsch. z. Bamberg, 1860 und Sitzungsb. d. Wien. Akad. Bd. 91). Daran reihen sich inhaltlich die mit seinem Freunde Julius Wiesner gemeinsam veröffentlichten chemisch-physiologischen Abhandlungen über directe Nachweisung des Eisens in den Pflanzenzellen, über das Verhalten des Kupferoxydammoniaks zur Membran und zur Stärke (Wien. Akad. Bd. 40 u. 46), über die chemische und physikalische Natur des Milchsaftes der Pflanze und über die Einwirkung der Chromsäure auf Stärke (Bot. Ztg. 1861, 1862, 1866). Ueber die Pflanzenfarbstoffe handeln mehrere selbständige Untersuchungen von W., die er 1864, 66 und 84 in den Sitzungsberichten der Akademie (Bd. 49, 54 u. 90) veröffentlichte. Zu den frühsten Arbeiten zählen seine Untersuchungen über die Spaltöffnungen. Nachdem er bereits 1857 in mehreren Abhandlungen (Verhdl. d. zool.-bot. Gesellsch. zu Wien) auf das Vorkommen dieser Organe an Rhizomen und untergetauchten Pflanzentheilen aufmerksam gemacht und ihre Entwicklung dargelegt hatte, trat er 1865 mit einer größeren Untersuchung über die Zahlen- und Größenverhältnisse der Spaltöffnungen hervor (Pringsheim's Jahrbücher f. wissensch. Bot., 4. Bd.), die er 1890 durch eine erneute Untersuchung ergänzte (Ber. d. Wien. Akad. Bd. 99). Sein bedeutendstes Werk aber war seine 1867 in den von H. Karsten herausgegebenen bot. Untersuchungen erschienene Abhandlung: „Die Pflanzenhaare“. Die von ausgezeichneten Abbildungen begleitete Arbeit gibt eine umfassende Darstellung der Gestalt, des Baues, Wachsthums, der Entwicklung und der Function der Trichome und ist für alle späteren Studien über diesen Gegenstand grundlegend geworden. Im J. 1878 erschien der erste Band einer „Allgemeinen Botanik“, worin W. die Resultate seiner Specialuntersuchungen über Haare, Spaltöffnungen und Farbstoffe niederlegte. Das Werk ist zwar nicht frei von Fehlern, zeichnet sich aber durch Klarheit der Darstellung und Exaktheit der Abbildungen aus. Auf systematischem Gebiet hat W. auch Beiträge zur Kenntniß der Flora Galiziens geliefert. Zuletzt sei noch hervorgehoben Weiß' reformatorische Thätigkeit in seinen akademischen Stellungen in Lemberg und Prag. Während er dort mit seltener Energie die zerfahrenen Zustände des botanischen Gartens besserte, gelang es ihm in Prag, das erste eigentliche pflanzenphysiologische Institut als selbständiges Glied der Universitätsanstalten zu schaffen und eine Trennung des Unterrichtes in der systematischen und der physiologisch-anatomischen Botanik durch Errichtung gesonderter Lehrstühle zu veranlassen.

Nekrolog von H. Molisch im Bericht der Deutschen botan. Gesellsch. XII. Jahrg. 1894. — Oesterr. botan. Zeitschr. XXXIV. Jahrg. 1884.

E. Wunschmann.

Weiß: Anton W., Maler, wurde am 6. Februar 1801 zu Falkenau bei Böhmisch-Leipa als Sohn eines Glasmalers geboren. Durch Vermittlung eines Handelsmanns Namens August Kittel, der Glaswaaren nach Holland exportirte, kam er nach Amsterdam, wo er zunächst ein Unterkommen als Handlungsdiener in einem Geschäfte fand. Seine freie Zeit benutzte er dazu, sich mit den reichen Kunstschätzen der holländischen Hauptstadt bekannt zu machen und sich soweit als möglich in der Erlernung der Malerei zu üben. Die Verwendung einiger Künstler öffnete ihm bald darauf die Pforten der königlichen Akademie, an der er sich neun Jahre lang vornehmlich unter der Leitung Johann Augustin Daiwaille's zu einem geachteten Künstler ausbildete, dessen Arbeiten die Aufmerksamkeit der Kenner erregten und guten Absatz fanden. Die Sehnsucht nach der Heimath und körperliche Leiden bestimmten ihn im J. 1845 zur Rückkehr nach

Falkenau, von wo er nach Ablauf eines Jahres nach Bürgstein und später nach Böhmisch-Leipa übersiedelte. Die in jenen Jahren entstandenen Gemälde des Künstlers gingen zum größten Theil in den Besitz des Grafen Kinsky auf Bürgstein über. An der Begründung der Fachschule für Glasmalerei in seinem Heimathsort betheiligte er sich durch das Entwerfen von Vorlageblättern. Als er fünfzig Jahre alt geworden war, befiel ihn sein altes Leiden, das ihn zur Rückkehr in die Heimath genöthigt hatte, aufs neue und raffte ihn schon nach wenigen Wochen dahin. Er starb zu Böhmisch-Leipa am 2. März 1851. — Obwol W. eine Anzahl Kirchen- und Historienbilder geschaffen hat, war er doch in erster Linie Blumenmaler. Wir besitzen von ihm zwei lithographirte Folgen von Blumen- und Fruchtstücken, von denen die eine unter dem Titel: „Bloem en fruit studien naar de natur getekend en op steen gebragt door A. Weiss“ in Amsterdam im J. 1836 erschien.

Vgl. Wurzbach LIV, 90—92. H. A. Lier.

Weiß: Bartholomäus Ignaz W., Maler und Radirer, wurde im J. 1730 zu München als Sohn des Malers Franz Josef W. geboren und von diesem in der Kunst unterrichtet, bis er im Stande war, sich durch das Studium der Galerien in München und Schleisheim weiter zu bilden. Wesentliche Dienste leistete W. auch die Beschäftigung mit Originalzeichnungen des Malers Andreas Wolf, die er in großer Anzahl gesammelt hatte. Selbst überaus fruchtbar, brachte er es im J. 1770 zum Mitglied der eben errichteten Münchener Akademie und später zu dem Range eines Hofminiaturmalers, als welcher er die Bildnisse des Kurfürsten Maximilian III. und seiner Gemahlin, der Kurfürsten Karl Theodor und Maximilian Josef IV., sowie diejenigen mehrerer anderer Mitglieder des bairischen Hofes malte. Außer Miniaturbildern lieferte er auch Oelgemälde und eine Menge von Radirungen im Rembrandtschen Geschmack zum Theil nach eigenen Compositionen, zum Theil nach Vorlagen berühmter Meister. Als eine seiner besseren Arbeiten wird eine Grablegung angeführt. Doch trug W. auch keine Bedenken, allerhand Schlüpfrigkeiten und Venusbilder für vornehme Besteller zu arbeiten. In der Galerie zu Schleisheim wird ein Bild von W. aufbewahrt, das einen alten in Pelz gekleideten Mann darstellt. Die Gemäldesammlung im Ferdinandeum zu Innsbruck besitzt eine Heilige Barbara von der Hand des Künstlers. Er starb zu München im J. 1815.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexicon XXI, 249—255. München 1851. — G. v. Dillis, Verzeichniß d. Gemälde in der kgl. bayer. Galerie zu Schleisheim. München 1831. S. 73, Nr. 416. — Joseph Maillinger, Bilder-Chronik d. kgl. Haupt- u. Residenzstadt München. München 1876. I, 1483—1510, vgl. auch Register. — Frdr. Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrh. München 1888. S. 20. — Katalog der Gemälde-Samml. im Ferdinandeum z. Innsbruck. Innsbr. 1890. Nr. 805. H. A. Lier.

Weiß: Christian Samuel W., berühmter Mineralog, besonders hervorragend als Begründer der systematischen Krystallographie, entstammte einer Pfarrersfamilie in Leipzig, wo er am 26. Februar 1780 geboren war. Als hochbegabter und frühreifer Jüngling bezog er schon im 16. Lebensjahr die Universität seiner Vaterstadt behufs des medicinischen Studiums und erwarb sich 1798 die Würde eines Baccalaureus dieser Wissenschaft, wandte sich dann aber dem Studium der Physik, Mathematik, Mineralogie und Chemie zu. Um sich in diesen Wissenschaften auszubilden, besuchte er im Winter 1801/1802 die Universität Berlin, wo er bei Klaproth arbeitete und von Karsten die Uebersetzung von Hauy's berühmtem Werke über Mineralogie in vier Bänden übertragen erhielt. Im Sommer 1802 zog ihn der weltberühmte Lehrer der Mineralogie

Werner nach Freiberg, wo er nicht nur Werner's Lieblingsschüler, sondern dessen Freund auf Lebensdauer wurde. Schon 1801 hatte W. eine Dissertation: „De notionibus rigidi et fluidi accurate definiendis“ verfaßt und die Preisfrage der Münchner Akademie: Ist die Materie des Lichts und des Feuers die nämliche oder eine verschiedene, glücklich gelöst. Im J. 1803 habilitirte er sich an der Universität Leipzig und hielt Vorlesungen über Chemie, Physik, Mineralogie und Geographie, beschäftigte sich zugleich mit der Uebersetzung des erwähnten Werks von Hauy, der in seiner vortrefflichen Bearbeitung über die Krystallverhältnisse doch noch nicht zu einem geordneten System und zur Erkenntniß der Achsengesetze durchgedrungen war (1804—1810), sowie französischer Schriften ähnlichen Inhalts. Die Jahre 1806—1808 verwendete er auf Reisen nach Wien, München, Tirol, der Schweiz und Frankreich, wobei er in der vulkanischen Auvergne sich zuerst von der Unhaltbarkeit der Werner'schen Lehre inbezug auf die Entstehung der Vulkane überzeugte, aber aus Pietät für seinen Lehrer nie hierüber öffentlich sich äußerte. Nach Leipzig zurückgekehrt trat er die ihm inzwischen verliehene Professur für Physik mit der Dissertation: „De indagando formarum crystallinarum charactere geometrico principali“ an, folgte aber schon 1810 einem an ihn ergangenen Ruf an die neugegründete Universität Berlin als Professor der Mineralogie, in welcher Stellung er als vortrefflicher Lehrer bis zu seinem Tode thätig war. Hier beschäftigte sich W. mit dem größten Erfolg neben sonstigen auf die Natur der verschiedensten Mineralien sich beziehenden Arbeiten mit der mathematischen Begründung des Aufbaus der Krystalle, indem er alle krystallographische Verhältnisse auf bestimmte Richtungslinien oder Achsen zurückführte, durch welche auch die Bezeichnungen der Krystallflächen begründet und die verschiedenen Symmetriegesetze abgeleitet werden können. Dieses völlig neue und auch jetzt noch in der Hauptsache als richtig anerkannte und in Geltung stehende System der Krystallographie behandelte W. zuerst ausführlich in der Schrift: „Uebersichtliche Darstellung der verschiedenen natürlichen Abtheilungen der Krystallsysteme“ (Abh. d. Berliner Akademie d. Wiss. 1814—15) und im einzelnen in vielen nachfolgenden Publicationen, die an Zahl mehr als fünfzig übersteigen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß der berühmte Wiener Mineraloge Mohs fünf Jahre nach Weiß's Aufstellung der Krystallgesetze ohne letztere zu kennen, zu ganz ähnlichen Auffassungen gelangte. W. beschäftigte sich außer seinen krystallographischen und mineralogischen Studien wol auch, aber nur nebenbei mit geologischen Arbeiten, wie seine Publicationen: „Ueber das Südende des Gebirgszugs in Brasilien“ (1827); „Ueber die Gebirgsart des sächsischen Erzgebirges, welche unter dem Namen Weißstein bekannt ist“ (1803); „Ueber einige geognostische Punkte bei Meissen und Hohenstein“ (1827); „Das Vorkommen von Ueberresten des Mammuths bei Berlin“ u. s. w. zu erkennen geben. W. besaß als Lehrer die Gabe eines klaren, leicht faßlichen, lebendigen Vortrags; zahlreiche berühmte Männer waren seine Schüler wie Friedr. Hofmann, Gust. Rose, Naumann, Quenstedt, v. Dechen, v. Oeynhausen, v. Carnall, Beyrich u. A. und trugen wesentlich zur Ausbreitung seiner Lehren bei. Schon seit 1803 Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften, deren Preisaufgabe er gelöst hatte, wurde er auch in den Kreis der Berliner Akademiker aufgenommen, von seinem Könige mit hohen Orden, namentlich durch die Friedensclasse des Ordens pour le mérite ausgezeichnet. Bis in seine letzten Lebensjahre rüstig und gesund erlag W. einem nach und nach sich einstellenden Leiden auf einer Bade- und Erholungsreise am 1. October 1856 in Eger, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand.

Monatsber. der Berliner Akademie 1856. — Poggendorff, Biogr. Lex. II, 1287. — Martius, Denkrede (Münchener Gelehrt.-Anz. 1857). — E. Weiß, Gedenkrede (Berg- u. Hütten-Zeitung 1880, S. 105). v. Gümbel.

Weiß: Christian W., Philosoph und Schulmann, geboren am 26. Mai 1774 in dem Städtchen Taucha bei Leipzig, als Sohn des dortigen Pfarrers D. Christian Samuel W., besuchte die Nicolaischule in Leipzig, deren Conrector damals Forbiger war, und studirte von 1791 an daselbst Philologie, Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften. Zu seinen akademischen Lehrern zählte er u. a. Beck, Heydenreich, Morus, Platner, Rosenmüller. Doctor philosophiae wurde er 1795 und hielt von 1796 an, nachdem er sich in der philosophischen Facultät zu Leipzig habilitirt hatte, Vorlesungen über philosophische und philologische Gegenstände. Im Herbst 1797 wurde er Erzieher eines Jünglings in Holland, kehrte aber 1799, nachdem sich seine Hoffnungen, weitere Reisen mit seinem Zögling zu machen, nicht erfüllt hatten, von da nach Leipzig zurück, um seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Im J. 1801 wurde er daselbst außerordentlicher Professor, folgte dann 1805 einem Rufe als Professor der Philosophie an das Lyceum in Fulda, das an Stelle der Universität dort neu errichtet worden war. Als diese Gegend 1808 durch die Franzosen eingenommen wurde, nahm er die Stelle des Directors an der neu errichteten Bürgerschule in Naumburg a. d. Saale an, die er verwaltete, bis er 1816 als Regierungs- und Schulrath an die Regierung in Merseburg versetzt wurde. Hier starb er 1853. Seine Schriften, die sich meist auf philosophische Gegenstände beziehen, zeigen zuerst den Kantischen Standpunkt, dann suchen sie eine Vermittelung zwischen den Ansichten Kant's und Jacobi's etwa in der Fries'schen Weise. Zunächst erschien von ihm: „De cultu divino interno et externo recte iudicando“ (Leipzig 1796), Habilitationsschrift. Hierauf folgten: „Fragmente über Sein, Werden und Handeln“ (Leipzig 1796); „Resultate der kritischen Philosophie, vornehmlich in Hinsicht auf Religion und Offenbarung“ (Leipzig 1799), anonym, veranlaßt durch den Streit über Fichte's Atheismus; „Ueber die Behandlungsart der Geschichte der Philosophie auf Universitäten“ (Leipzig 1799); „De scepticismi causis atque natura commentatio philosophica“ (Leipzig 1801); „Lehrbuch der Logik, nebst einer Einleitung zur Philosophie überhaupt und besonders zu der bisherigen Metaphysik“ (Leipzig 1801). In dieser Schrift spricht er von einer neuen Wendung, die sein philosophisches Denken genommen habe: der Charakter des Menschen sei das Streben nach dem Unbedingten und Absoluten; so sei sein Denken und Handeln auf das Absolute gerichtet. Er könne sich ihm nähern, wenn er seinem Denken eine solche Richtung gebe, daß er danach vernünftig handeln könne, und wenn er so handle, wie er nach der eingeschlagenen Richtung vernünftiger Weise denken müsse. Durch diese von ihm hervorzubringende Einheit seines Wesens werde in sein Denken Wahrheit und in sein Handeln Güte kommen. Sein Denken heiße wahr und real, wenn es in fester Beziehung stehe zu etwas außer allem Denken, sein Thun heiße gut, wenn es auf keinen willkürlichen Zweck, sondern auf den nothwendigen praktischen Vernunftzweck gerichtet sei. Freilich wolle der Mensch den Grund einsehen, der ihn zu Denken berechtige, daß er sein Leben mit Erfolg auf das Wahre und Gute verwenden werde, falls er nur wolle. Dieses Leben sei für ihn aber eine zusammenhängende Erfahrung, und auf diese beziehe er zunächst alle Philosophie, die ihm gleichsam Vorsteherin der Erfahrung werden solle dadurch, daß sie ihm zeige, wie er sich ihrer sicher bedienen könne als eines Mittels zur Erreichung des für die Vernunft allein absolut Werthvollen. Hierzu müsse die Erfahrung und der Zusammhang in ihr wissenschaftlich erforscht werden. Demnach könne das Problem der gesammten materiellen Philosophie so ausgedrückt werden, daß sie die Wissenschaft sei von den Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung als eines Studiums für die Vernunft. Sodann ließ W. noch erscheinen: „Winke über eine durchaus prak-

tische Philosophie“ (Leipzig 1801), die sich auf eine Schrift von Joh. Rückert beziehen; „Lehrbuch der Philosophie des Rechts“ (ebd. 1804); „Beiträge zur Erziehungskunst, zur Vervollkommnung sowohl ihrer Grundsätze als ihrer Methode“, mit E. Tillich herausgegeben (2 Bde., Leipzig 1804); „Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele. Als Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Naturlehre derselben“ (Leipzig 1811). Die Psychologie als wissenschaftliche Selbsterkenntniß ist ihm hier die Grundlage aller Philosophie. Die Elemente des Seelenlebens sind Sinn und Trieb, von denen der erstere das Vorstellungsvermögen begründet, der letztere das Begehrungsvermögen, während das Gleichgewicht zwischen beiden die Grundlage des Gefühlsvermögens bildet. Das Seelenleben entwickelt sich in Sinnlichkeit, Verständigkeit, Vernünftigkeit, welche letztere auf das Unendliche gerichtet ist und die Ideen in sich faßt. Die Philosophie ist das Wissen, die Religion das Glauben des vernünftigen Lebens. — Auf die Lehre Frdr. Heinr. Jacobi's und dessen Streit mit Schelling bezieht sich die Schrift: „Von dem lebendigen Gott und wie der Mensch zu ihm gelange“ (Leipzig 1812), in welcher er die Philosophie als Metaphysik, als äußere und innere Erfahrung überschreitend betrachtet und einen übersinnlichen Realismus lehrt. Seine letzten Schriften erschienen viel später: „Ueber Grund, Wesen und Entwicklung des religiösen Glaubens; Beiträge zur Würdigung der rationalen Ansicht von Christus“ (Leipzig 1845), und „Betrachtungen über Rationalismus und Offenbarung, ein Versuch zur Verständigung“ (ebd. 1846). Eine bedeutende Wirkung ist der ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit Weiß's nicht zuzuschreiben.

Krug's Encyclopädisch-philosophisches Lexikon. — Philosophie-geschichtliches Lexikon von Ludw. Noack. M. Heinze.

Weiß: Christian Ernst W., Professor der Mineralogie an der Bergakademie und Landesgeologe in Berlin, sehr geachtet als Mineralog, Geolog, insbesondere als ausgezeichneter Phytopaläontolog, Neffe des berühmten Berliner Mineralogen Samuel Weiß, war der Sohn eines Kaufmanns in Eilenburg, wo er am 12. Mai 1833 geboren war. Frühzeitig seiner Eltern beraubt erhielt er seine Jugenderziehung bei Verwandten, besuchte das Gymnasium in Merseburg und bezog 1854 die Universität Halle a./S., dann 1855 die in Berlin, wo er unter Beyrich, Rose, Ritter und seinem Onkel Weiß, der ihm in seinen Studien sehr förderlich war, seine akademische Ausbildung vollendete. Zu Ostern 1858 unterzog er sich der Prüfung pro facultate legendi und erwarb sich in Halle 1859 den Doctorhut mit der Dissertation: „Ueber krystallographische Entwicklungen, besonders des Quarzsystems“, worin er das in ihm schon von früher Jugend an erwachte Talent zur Naturforschung deutlich an den Tag legte. 1860 wurde W. als Lehrer an die Bergschule nach Saarbrücken berufen, wo er, sieben Jahre lang thätig, sich hauptsächlich mit der geologischen Erforschung des Pfälzisch-Saarbrückner Kohlengebirgs und mit phytopaläontologischen Studien eingehend beschäftigte. Die Ergebnisse dieser umfassenden Untersuchungen legte er 1868 in der Schrift: „Begründung von fünf geognostischen Abtheilungen in den Steinkohlen-führenden Schichten des Saar-Rheingebietes“ nieder und lehrte darin auf Grund paläontologischer Feststellungen die Scheidung des echten, älteren Steinkohlengebirgs von einer jüngeren, zum Rothliegenden hinführenden Schichtenreihe, die er Cuseler Schichten nannte, kennen. Gemeinschaftlich mit Laspeyres veröffentlichte er sodann auch eine geognostische Uebersichtskarte dieses Gebiets. Damit war die Hauptrichtung aller seiner späteren, sehr umfassenden Arbeiten, nämlich die der Phytopaläontologie vorgezeichnet, obwol er auch auf dem mineralogisch-petrographischen Gebiete Vortreffliches leistete, wie die Lösung der von der Haarlemer Gesellschaft gestellten Preisfrage in der Schrift: „Beiträge zur Kennt-

niß der Feldspathbildung und der Entstehung vom Quarztrachyt" (1866), dann später (1880) die Abhandlung: „Die Krystallisationsgesetze seit Ch. S. Weiß, insbesondere die Lehre von der Hemiëdrie, erörtert am Diamant", sowie zahlreiche kleinere Aufsätze mineralogischen Inhalts beweisen. Sein Hauptarbeitsfeld aber war das der Phytopaläontologie, in welcher er bahnbrechend voranschritt. Unter den ungemein zahlreichen Publicationen über Pflanzenversteinerungen sind besonders jene von hervorragendster Bedeutung, welche sich auf die Pflanzenreste des Steinkohlengebirgs und der diesem zunächst sich anschließenden jüngeren Permocarbonschichten sowie der Ablagerungen des Rothliegenden beziehen. Inzwischen war W. 1868 zum Mitarbeiter an der neu gegründeten geologischen Landesanstalt ernannt und ihm als Wohnsitz Bonn angewiesen worden, wo er auch gleichzeitig sich an der Universität als Privatdocent für Mineralogie und Geologie habilitirte. Neben seinen geologischen Aufnahmsarbeiten fand hier W. noch Zeit, sein erstes größeres Werk: „Flora der jüngsten Steinkohlenformation und des Rothliegenden im Saar-Rheingebiet" (1869—1872) mit 20 Tafeln vortrefflicher Abbildungen zur Veröffentlichung zu bringen, eine Arbeit, welche für dauernde Zeit ein Hauptwerk für die Pflanzenversteinerungskunde der betreffenden Schichtengruppen bleiben wird. Im J. 1872 wurde W. als Docent für Mineralogie an die Bergakademie nach Berlin berufen, in welcher Stellung er neben seiner fortdauernden Beschäftigung bei der geologischen Landesaufnahme eine sehr erfolgreiche Thätigkeit bis zu seinem Lebensende entfaltete. Als Landesgeologe stellte er viele geologische Kartenblätter nebst Erläuterungen namentlich in der Saarbrücker Gegend und des Thüringer Waldes fertig, setzte aber auch ununterbrochen mit unermüdlichem Fleiße seine paläontologischen Forschungen und Publicationen fort, wobei er an dem Grundsatz festhielt, daß es die Aufgabe der Versteinerungskunde sei, die organischen Ueberreste systematisch zu beleuchten, ihre Verwandtschaft zu noch lebenden Formen festzustellen und durch die Ermittelung ihrer geologischen Vertheilung in den Gesteinsschichten Anhaltspunkte zu gewinnen, um gleich- und ungleichalterige Gebilde zu erkennen. Von seinen zahlreichen in dieser Richtung ausgeführten Arbeiten können hier nur einige wenige der wichtigsten hervorgehoben werden wie: „Ueber die Entwicklung der fossilen Floren in den geologischen Perioden" (1877); „Ueber Steinkohlen-Calamarien (1876 bis 1884); „Flora des Rothliegenden von Wünschendorf" (1879); „Beiträge über die vertikale Verbreitung der Steinkohlenpflanzen" (1881); „Aus der Flora der Steinkohlenformation" (1882) mit zahlreichen Abbildungen, welche dem praktischen weniger paläontologisch geübten Bergmann eine leicht auszuführende Orientirung ermöglichen; „Die Steinkohlen-führenden Schichten am Harzrande" (1883); „Beiträge zur fossilen Flora I—IV" (1888); „Die Sigillarien der preuß. Steinkohlengebiete" (1887) u. s. w. Schon seit 1882 begann W., der sich nie einer festen Gesundheit zu erfreuen hatte, ernstlich zu kränkeln. Vergebens suchte er Heilung in Bädern und an südlich gelegenen Orten, wie in San Remo, wo er das Erdbeben vom Februar 1887 erlebte und in einer seiner letzten Publicationen schilderte. Er erlag endlich seinem Leiden am 4. Juli 1890 in Schkeuditz bei Halle a. S.

Neues Jahrb. f. M., G. u. P. 1891, I. v. Gümbel.

Weiß: Andreas Christoph Philipp W., Dichter und Jugendschriftsteller, wurde am 21. October 1813 zu Ermreuth, einem fünf Stunden nordöstlich von Nürnberg gelegenen Dorfe geboren, nachdem wenige Tage vorher sein Vater, ein Barbier, in der Schlacht bei Leipzig den Heldentod gestorben war. Die Kinderjahre verlebte er bei seiner Mutter und Großmutter im heimathlichen Orte. Ein Graf v. Pückler-Limpurg auf Burgfarrnbach bei Fürth, dem die Tante des Knaben zur linken Hand angetraut war, versprach, dem vaterlosen Knaben eine

gute Erziehung geben zu lassen; als aber der frühe Tod des Grafen die Erfüllung dieses Versprechens vereitelte, mußte sich Christoph mit dem Unterricht in einer Nürnberger Volksschule begnügen. In seinem 14. Jahre kam er erst zu einem Barbier und darnach, weil er eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen Beruf zeigte, zu einem Drechslermeister in die Lehre, machte eine vierjährige Lehrzeit durch, die reich an Bedrängnissen und Entbehrungen war, und ging dann auf die Wanderschaft. Reich an Lebenserfahrung und in seinem Handwerk tüchtig ausgebildet, kehrte er nach Nürnberg zurück, machte sich hier seßhaft und genoß als Kunstdrechsler in Elfenbein und Perlmutter bis an seinen Tod allgemeiner Achtung. Inzwischen hatte sich W. auch durch verschiedene Proben von seiner Begabung für lyrische Dichtkunst in den litterarischen Kreisen Nürnbergs bekannt gemacht; besonders nahm sich seiner der Buchhändler Julius Merz an, der Gründer und Vorstand des Litterarischen Vereins in Nürnberg, indem er W. diesem Verein zuführte, seine Dichtungen verlegte und seinem Talente überhaupt die Bahn öffnete, sich geltend zu machen. So erschienen denn seit 1845 von W. verschiedene Arbeiten, wie „Gedichte“ (1845); „Blüthen und Dornen. Ein lyrisch-episches Zeitbild aus dem 16. Jahrh.“ (1853); „Der lustige Essenschmied. Ein Wander- und Stromerleben in poetischen Bildern“ (1858); „Dir. Ein Liedercyklus“ (im Verein mit Julius Merz, 1857); „Aus dem Volksleben“ (Autobiographie 1863); „Aus dem Leben und der Natur. Gedichte in hochdeutscher Sprache und Nürnberger Mundart“ (1864); außerdem in Nürnberg, Stuttgart und Glogau eine große Zahl von Kinderschriften. W. starb in Nürnberg am 2. October 1883.

Handschriftliche Mittheilungen. — Joh. Priem, Konrad Grübel und seine Nachfolger in der nürnbergischen mundartlichen Dichtung, 1878, S. 182 ff.

Franz Brümmer.

Weiß: David W., Kupferstecher, wurde am 15. Januar 1775 zu Strigno bei Roveredo in Südtirol geboren. Schon als Kind Anzeichen seiner Begabung für die Kunst verrathend, kam er, mit Empfehlungsschreiben versehen, im Jahre 1790 nach Wien, wo sich der Hofagent Franz Edler von Castelrotto seiner annahm, so daß er sich unter der Leitung des berühmten Quirin Mark der Kupferstecherei widmen und unter Hubert Maurer und dem Director Füger an der Akademie zum Maler ausbilden konnte. Er hatte das Glück, bald eine Reihe gewinnbringender Aufträge zu erhalten und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, die Mittel für eine Reise nach Italien zurückzulegen, auf der er namentlich die reichen Kunstschätze Roms eingehend studirte. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Wien häuslich nieder und fand bald eine solche Menge von Bestellungen, daß er zu den beschäftigtsten österreichischen Kupferstechern zählte. Er bevorzugte die Punctirmanier, verstand sich aber auch auf die übrigen Arten des Kupferstiches und arbeitete nach Erfindung des Stahlstiches auch in dieser Technik. Letztere wandte er namentlich bei Porträts an, die er zum Theil nach Oelgemälden anderer Künstler mit großer Gewissenhaftigkeit ausführte. Eine seiner besten Arbeiten wurde sein letztes größeres Blatt „Das Gewitter“ nach Fendi, das der Wiener Kunstverein im J. 1842 als Verloosungsblatt auswählte. W. starb zu Wien im J. 1846.

Vgl. Oesterreich. National-Encyklopädie VI, 59, 60. Wien 1837. — G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lexicon XXI, 256, 257. München 1851. — Wurzbach LIX, 93—97.

H. A. Lier.

Weiß: Friedrich W., Geograph, geboren am 2. September 1821 zu Bamberg, † am 1. November 1868 zu München. Nach Beendigung der Schulstudien trat W. mit achtzehn Jahren als Junker — etwa dem jetzigen Portepeefähnrich zu vergleichen — in das bairische Heer ein und wurde darin 1840

Unter-, 1848 Oberlieutenant, 1853 Hauptmann. Bald darauf wurde er vom 2. Infanterieregimente, dem er bis dahin angehört hatte, zum Generalquartiermeisterstabe versetzt und avancirte in demselben rasch (1861 Major, 1866 Oberstlieutenant, 1867 Oberst). Seinen wissenschaftlichen Neigungen entsprechend, war er ein Jahr vorher zum Director des militär-topographischen Bureaus ernannt worden, während er zuvor an der Kriegsakademie Vorlesungen über Geographie und einleitende Disciplinen zu halten gehabt hatte. Im J. 1856 führte ihn ein eigens hiezu genommener Urlaub behufs sachlicher Studien nach Berlin. Den Krieg von 1866 machte W. als Generalstabschef des Reserve-Cavalleriecorps mit, und als der Minister von der Pfordten zum Abschlusse der Friedensverhandlungen sich nach der preußischen Hauptstadt begab, wurde ihm W. als militärischer Rathgeber beigegeben. Seine mannichfachen Verdienste sprachen sich äußerlich in einer Anzahl ihm verliehener Ordensdecorationen aus.

Geographische und geologische Studien hatten für W. von jeher besonderen Reiz und veranlaßten ihn zu mehrfachen litterarischen Versuchen, welche durchweg einen scharfen Denker erkennen lassen, der sich nur freilich von den durch A. v. Humboldt und Elie de Beaumont in die Wissenschaft hineingetragenen Ansichten in seinem eigenen Urtheile einigermaßen bestimmen ließ. Seine orologischen Aufsätze, welche er im „Ausland“, in der „D. Vierteljahrsschrift“, in Leonhard's „Jahrbuch“ niederlegte, gehen darauf aus, in den Streichungsrichtungen der Erdgebirge mathematische Gesetzmäßigkeiten nachzuweisen. Wenn dies auf Schwierigkeiten stößt, so werden dieselben durch Hinweis auf eine Achsenverschiebung der Erdachse zu heben gesucht, vor welcher die „Urmeridiane“ und „Urparallelen“ mit jenen Richtungen übereingestimmt hätten. Als selbstständiger Schriftsteller trat W. in einem Werke („Die Gesetze der Satellitenbildung, Einleitung zur Geschichte der Erde“, Gotha 1860) hervor, welches die Mängel der kosmogonischen Hypothese von Kant-Laplace und deren Ersetzung durch eine vollkommenere Theorie zum Gegenstande hatte. Der Autor bewährt sich hier als geschickter Mathematiker und spricht manch zutreffenden Gedanken aus, doch konnte die angewandte Methode nicht zu dem gewünschten Ziele führen. Wenn z. B. auf Grund einer neuen Berechnung dem Uranus fünfzehn Monde zugeschrieben werden, während er deren doch nur vier wirklich zählt, so liegt ein unausgleichbarer Gegensatz zwischen Speculation und Beobachtung vor.

Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterbuch z. Geschichte d. exacten Wissenschaften, 2. Bd., Leipzig 1863, Sp. 1289. — Personalact des kgl. bair. Kriegsministeriums (durch welchen verschiedene irrthümliche Angaben Poggendorff's berichtigt werden konnten). Günther.

Weiß: Gebhard W., Bregenzer Dialektdichter, wurde am 3. Januar 1800 zu Bregenz als Sohn eines Flaschners geboren, der den reich begabten Knaben trotz seiner Neigung zu einem künstlerischen Beruf für die Erlernung seines eigenen Handwerks bestimmte. Als die Lehrzeit beendigt war, begab sich W. auf die Wanderschaft, die ihn bis nach Wien führte. Heimgekehrt nach Bregenz ließ er sich hier als Klempnermeister nieder, verheirathete sich und suchte sich durch seine Hantirung redlich zu ernähren. Aber die Zeiten waren schlecht, er kam nicht nur nicht recht vorwärts, sondern gerieth in Schulden und mußte sogar im J. 1864 sein Haus und Heim aufgeben, um eine Wagmeisterstelle anzunehmen, die ihn wenigstens vor Nahrungssorgen schützte. Dafür aber stellten sich bald die Leiden des Alters bei ihm ein. Er erkrankte an dem grauen Staar und erlag am 9. Januar 1874 einem schmerzhaften Blasenleiden. Trotz seiner traurigen Erfahrungen verlor W. den Muth nicht. Er wußte sich immer wieder zu trösten, da er sich auf die Kunst verstand, in der Poesie seine

Leiden zu vergessen und durch seinen Humor sich und andere zu ergötzen. Seine „Gedichte in Bregenzer Mundart und reindeutscher Sprache", die er im Jahre 1872 bei Flatz & Strobel zu Dornbirn erscheinen ließ, zerfallen in „politische Rügelieder, Bregenzer Geschichten, Scherze und Idyllen und in patriotische Gedichte oder Kaiserlieder". Er hat im ganzen 64 Nummern fertig gebracht, von denen 43 im Bregenzer Dialekt gehalten sind. Diese Gedichte bilden die poetische Chronik von Bregenz und umfassen die Jahre von 1849 bis 1866. Sie zeichnen sich alle durch Frische und Lebendigkeit aus und erscheinen als der Ausdruck eines schlichten, grundehrlichen Gemüthes, das der höheren Kunst freilich fernsteht, das sich aber auf die Denkweise des Volkes versteht und seine Sprache zu reden weiß.

Vgl. E. Winder, Die vorarlbergische Dialektdichtung. (Abdruck d. Programme des k. k. Staatsgymnasiums Innsbruck aus d. Jahren 1887—1890.) Innsbruck 1890. S. 49—72. H. A. Lier.

Weiß: Georg Bernhard W. wurde am 13. September 1798 zu Königsberg i. Pr. geboren als jüngster Sohn des Pfarrers an der Altstädtischen Kirche daselbst, Superintendent Dr. th. Johann Gottlieb W. Dieser stammte aus Schlesien, wo er 1762 als Sohn des Organisten in Konradswalde bei Brieg geboren war. Seine hohe musikalische Begabung verschaffte dem ganz Unbemittelten, als er, durch Kant's Ruf angezogen, nach Königsberg ging, um Theologie zu studiren, einigen Erwerb durch Musikstunden. Nachdem er sechs Jahre als Landpfarrer gewirkt, wurde er im J. 1797 nach Königsberg berufen und dort wurde ihm sein jüngster Sohn geboren, dem nach vier Jahren noch die einzige Tochter (Ernestine) folgte. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch die Begründung einer Töchterschule, an der es damals noch in Königsberg so gut wie ganz fehlte; er hat dieselbe, auch nachdem der Magistrat sie übernommen, bis an sein Ende unter allgemeiner Anerkennung geleitet. Auch durch die Herausgabe von allerlei Schulbüchern, insbesondere einer Fibel und eines Religionsbüchleins hat er sich verdient gemacht.

Sein Sohn studirte nach Absolvirung des Altstädtischen Gymnasiums, das unter dem Directorat eines Sohnes Hamann's stand, 1815—18 auf der Albertina Theologie; aber er beschränkte sich keineswegs auf die theologischen Vorlesungen, die wenig Anregendes gehabt zu haben scheinen. Er hörte mit Vorliebe Geschichte, Mathematik, Astronomie (bei Bessel), Philosophie (bei Herbart); sein Hauptinteresse fesselte die Philologie, sodaß er lange Zeit der Senior des Lobeck'schen philologischen Seminars war. Auch er war nicht ohne musikalische Begabung und hat sich namentlich im Geigenspiel viel geübt, insbesondere aber hatte er das ungewöhnliche pädagogische Talent seines Vaters geerbt. Schon als Schüler begann er Privatunterricht zu ertheilen, als Student übernahm er eine Hülfslehrerstelle an der Töchterschule seines Vaters. Das Militärjahr, das damals noch sehr geringe Anforderungen stellte, hat seine Studien und Arbeiten kaum unterbrochen. Eben hatte er sein erstes theologisches Examen bestanden (1819), als sein Vater, von der ganzen Stadt betrauert, starb. Für ihn war es ein harter Schlag. Er hatte an die akademische Carriere gedacht. Dazu fehlten ihm nun gänzlich die Mittel, daher ließ er sich im folgenden Jahre, nachdem er die Lehrerprüfung bei dem Consistorialrath Dinter bestanden, als ordentlicher Lehrer an der Töchterschule anstellen. Im J. 1821 promovirte er auf Grund einer Dissertation „De arte poetica Horatii" nach wohlbestandenem Examen als Dr. der Philosophie.

Der Vater war ein milder Rationalist aus der Kantischen Schule gewesen, dessen weihevolle Kanzelberedsamkeit die Dürftigkeit der Theologie, die er dort gelernt, zudeckte, auf der Universität hatte W. nur den ödesten Rationalismus kennen gelernt. Da wurde der Prediger Ebel als Diakonus an die Altstadt be-

rufen, dessen hinreißende Beredtsamkeit die Gnade Gottes in Christo in biblischer Kraft und Fülle verkündigte und im Gegensatz zur todten Orthodoxie, wie zu einem gefühlsseligen Pietismus auf den Ernst der Bekehrung zu Christo drang. Mit dem Bruder des Predigers Diestel, der im gleichen Sinne mit Ebel wirkte, verband W. eine innige Freundschaft, die durch die Verheirathung desselben mit seiner Schwester sich ebenso befestigte, wie dadurch, daß beide Freunde in dem durch jene Prediger geweckten auf ernste Heiligung abzielenden Schriftglauben die Kraft und den Frieden ihres Lebens fanden. Sein gesunder Scharfblick, wie seine eminent praktische Begabung und der theologische Einfluß Olshausen's, der damals an der Universität wirkte, bewahrte W. völlig vor den mystisch-sectirerischen Abwegen, welche die Ebel-Diestel'sche Richtung bald einschlug. Im J. 1822 betheiligte er sich lebhaft an der Stiftung des Königsberger Missionsvereins, dessen Secretär er bis zu seinem Ende gewesen ist. Durch das Königsberger Missionsblatt, das er herausgab, durch eine umfassende Correspondenz mit den Missionsfreunden in der Provinz, wie mit den aus ihr gewonnenen, bald in verschiedenen Welttheilen wirkenden Missionaren, durch die Missionsfeste und Missionsstunden, die er einführte, hat er die Vereinssache aufs kräftigste gefördert und in der ganzen Provinz populär gemacht. Damals freilich galt die Missionssache als ein Zeichen des schlimmsten Pietismus, und bald stellte ihm der Magistrat die Alternative, entweder sein Lehramt oder das Secretariat im Missionsverein niederzulegen. Allerdings wurde der Sache nach seinem Antwortschreiben keine weitere Folge gegeben; aber er schritt doch zum zweiten theologischen Examen und wurde 1826 zum städtischen Hilfsprediger ordinirt. Als er im folgenden Jahre zum Divisionsprediger bei der ersten Armeedivision berufen wurde, nahm er für immer von der Schule Abschied. Inzwischen hatte er sich 1824 mit Friederike geb. Fischer verheirathet, die ihm aber, nachdem sie ihm eine Tochter und einen Sohn geschenkt hatte, schon 1829 durch den Tod entrissen ward. Um die Erziehung der beiden Kinder sicher zu stellen, zog W. mit seinem Schwager Diestel zusammen, dem seine Schwester zwei Söhne und zwei Töchter geboren hatte. Aber auch als derselbe bald darauf starb, führte ihm die verwittwete Schwester den Haushalt, sodaß ihre vier Kinder mit seinen zwei als Geschwister aufwuchsen. Am 9. October 1831 wurde er in das Pfarramt an der Tragheimer Kirche eingeführt, in dem er 36 Jahre lang sich mit unermüdlichem Eifer dem Ausbau des Gemeindelebens gewidmet hat.

W. war kein Modeprediger, der durch glänzende Gaben bestach; aber die Klarheit und Kraft seiner evangelischen Heilsverkündigung und der Ernst seiner herzandringenden Mahnung zu Buße und Heiligung sammelte einen immer wachsenden Kreis von treuen Anhängern um seine Kanzel, der sich aus der Zahl seiner begeistert an ihm hängenden Confirmanden, deren Unterricht er seine ganze seelsorgerliche Liebe widmete, jährlich neu ergänzte. Er führte zuerst Bibel- und Missionsstunden, Passionsandachten und Sylvestergottesdienste ein, die damals in Königsberg etwas völlig Neues waren, er gründete 1840 die erste Tragheimer Kleinkinderschule, der schon 1852 eine zweite folgen mußte, er betheiligte sich überall an dem immer reicher sich entfaltenden christlichen Vereinsleben. Der ihm befohlenen Elementarschulen, insbesondere der Tiepolt'schen Stiftsschule, nahm er sich mit großer Liebe an, schon 1827 war er zum Mitgliede der städtischen Stadtschuldeputation ernannt worden, die ihm namentlich die Aufsicht über die Privattöchterschulen übertrug. Er gab auch einen „Kern der deutschen Sprachlehre für Volksschulen" heraus, der mehrere Auflagen erlebt hat. Immer weiter aber dehnte sich der Kreis seiner Wirksamkeit aus. Dem Generalsuperintendenten D. Sartorius war er eng befreundet, und er galt in der Provinz als seine rechte Hand. Er besorgte 1842 eine neue Ausgabe des alten Quandt'schen Gesangbuchs,

das mit seinen unverfälschten Liedern ein großer Segen für die Provinz geworden ist. Als im J. 1844 die ersten außerordentlichen Provinzialsynoden zusammentraten, wurde er zum Schriftführer der preußischen erwählt. Gegen den Divisionsprediger Rupp, dessen Auftreten gegen die Symbole das kirchliche Leben aufs tiefste erregte, gab er 1845 eine schneidige Schrift heraus: „Vom rechten christlichen Glauben. Antithesen gegen Rupp.“ Auch zum Mitgliede der Generalsynode von 1846 wurde er berufen und hat als Schriftführer derselben ihre Verhandlungen herausgegeben. Es war charakteristisch für seine Auffassung der Orthodoxie, daß er sich auf der Synode zu der Gruppe Nitzsch-Müller-Dorner hielt; mit dem letzteren, der damals Professor in Königsberg war, verband ihn enge Freundschaft. Der Minister Eichhorn, der ihn kennen und schätzen gelernt hatte, hat noch lange nachher mit ihm in Correspondenz gestanden. Er soll zum Mitgliede des damals geplanten Oberconsistoriums ausersehen gewesen sein, das freilich die Revolution von 1848 begrub.

In anderer Weise sollten die stürmischen Bewegungen dieses Jahres W. den Anlaß geben, seine reichen Gaben in vollem Umfange zu entfalten. Gegenüber dem Ansturm der äußersten kirchlichen Linken und der Agitation der freien Gemeinden, wie gegenüber den bedrohlichen Plänen der wechselnden Träger des Cultusministeriums galt es alle auf positivem Boden Stehenden unter Geistlichen und Laien zu gemeinsamer Action zu vereinigen. Zu diesem Zwecke belebte W. die Pastoralconferenz der Provinz wieder, er regte Conferenzen von Geistlichen und Nichtgeistlichen in der Provinz an und begründete den Evangelischen Verein in Königsberg, aus dem später der Stadtverein für innere Mission hervorging. Ueberall war er, wie selbstverständlich, der Vorsitzende und wußte mit ebenso feinem Tact wie großer Festigkeit die Angriffe der Freigemeindler abzuschlagen, welche diese kirchlichen Versammlungen zu stören suchten. Das „Evangelische Gemeindeblatt“, für das er schon früher viel geschrieben, übernahm er seit 1849 ganz und machte es zum Organ der gesammten positiven Geistlichkeit. Hier konnte er seine milde, ohne jede pietistische Engherzigkeit auf lebendiges Christenthum dringende Orthodoxie, seine besondere Gabe für würdige Ausgestaltung des Gottesdienstes, wie seinen vorbildlichen Eifer in Seelsorge und christlicher Vereinsthätigkeit nach allen Seiten hin zu den fruchtbarsten Anregungen verwerthen. Seit er 1849 den Kirchentag und Congreß für innere Mission in Wittenberg besucht hatte, trat er mit allem Eifer auch für diese Liebesarbeit ein. In seiner Gemeinde organisirte sich der erste Parochialverein für innere Mission, in ihr wurde der erste Stadtmissionar angestellt. Wie unter seiner Führung das Gemeindeblatt, die Pastoralconferenz und der Missionsverein die gesammte Provinzialgeistlichkeit mit einem festen Bande umschlang, zeigte sich besonders darin, daß die in den andern Provinzen jetzt sich entwickelnden einseitigen Parteibildungen von confessioneller, wie von liberaler Seite in Preußen keinen Fuß fassen konnten. Damit hing es zusammen, daß die damals zur facultativen Aneignung dargebotene kirchliche Gemeindeordnung, für die W. von vorn herein mit warmem Interesse eintrat, fast nur in dieser Provinz beinahe vollständig durchgeführt wurde. So war es im Grunde nur die officielle Anerkennung der leitenden Stellung, die er längst in der Provinzialkirche erlangt hatte, als er 1851 zum Mitgliede des Consistoriums ernannt wurde. W. entwickelte in dieser Stellung ein nicht gewöhnliches Verwaltungstalent, ihm war die Actenarbeit bald ebenso lieb, wie seine geistliche Thätigkeit. Unermüdlich war er in der Organisation der Generalkirchenvisitationen, durch die er weite Kreise der Provinz mit Strömen lebendigen Wassers zu befruchten suchte. In den theologischen Prüfungen hatte er besonders die Beurtheilungen der Predigten und Katechesen der Candidaten; hier lernte er die besten Kräfte kennen, die er an die rechten Stellen zu bringen

wußte. Im J. 1855 gab er das Religionsbüchlein seines Vaters in ganz neuer Umarbeitung heraus, das ein Menschenalter hindurch die Grundlage für den Confirmandenunterricht in der Provinz geblieben ist. Ein Auszug aus demselben und ein Spruchbüchlein drang wol in 100000 Exemplaren in die Volksschulen ein. Im politischen Leben gehörte W. der streng conservativen Partei an, der es nicht leicht wurde, sich in das neue constitutionelle Leben hineinzufinden. Nicht nur hat er, natürlich anonym, für das Organ dieser Partei viel geschrieben, sondern auch in dem „Preußischen Volksfreund“, einem weitverbreiteten Volksblatt, das diese Richtung vertrat, hauptsächlich die Feder geführt, wobei er eine bedeutende Gabe packender volksthümlicher Darstellung entwickelte. Seine umfassende Wirksamkeit wurde auch Allerhöchsten Ortes durch die Verleihung des Rothen Adlerordens 4. Classe, später durch die des Kreuzes des Hohenzollernschen Hausordens anerkannt. Was er bei alledem seiner Tragheimer Gemeinde war und blieb, zeigten die zahlreichen Liebesbeweise, die ihm bei seinem 25jährigen Jubiläum an derselben (1856) zu theil wurden.

Als im J. 1867 der Oberconsistorialrath Dr. Oesterreich starb, erhielt W. die volle geistliche Rathsstelle im Consistorium und trat zugleich als geistlicher Rath in die Regierung ein. Die äußerst mühsame Bearbeitung der Kirchspieleinrichtungen, Umpfarrungen, Stolgebührentaxen und dergl. schuf ihm eine so umfassende Actenarbeit, daß er seine Pfarrstelle aufgeben mußte und zum zweiten Hofprediger an der Schloßkirche ernannt wurde. Im Jahr darauf erhielt er den Rothen Adlerorden 3. Classe mit der Schleife und den Titel eines Oberconsistorialraths. Zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum ehrte ihn 1870 die theologische Facultät durch die Verleihung der theologischen Doctorwürde und die Provinzialgeistlichkeit durch die Ueberreichung eines werthvollen Ehrengeschenks. Aber nur vier Jahre hat er sich mit ungeschwächter Kraft und unermüdlichem Eifer den Arbeiten dieses umfassenden Amtes widmen können. Im J. 1871 zeigten sich die ersten Spuren eines Leidens, das seine Gesundheit untergrub. Es waren nicht die katharrhalischen Affectionen, um deretwillen er oft Salzburg oder Ems zur Cur hatte aufsuchen müssen; es war die Folge einer Ueberarbeitung, die seine Kräfte verzehrte. Als im J. 1873 noch ein quälendes Flechtenleiden hinzutrat, sah er sich genöthigt, um seine Entlassung aus dem Consistorium zu bitten, die ihm unter Bezeugung der wärmsten Anerkennung und Verleihung des Kronenordens 2. Classe zu theil wurde. Er hat dieselbe nicht mehr lange überlebt, in der Frühstunde des 11. October 1873 ist er in den Armen seiner einzigen Tochter entschlafen. Sein alter Freund, der Superintendent D. Wald, hielt ihm die Leichenrede. An seinem Grabe trauerte die älteste Tochter der mit der jüngeren vor ihm heimgegangenen Schwester, Frau Superintendent v. Behr, und ihre beiden Brüder, deren einer (L. Diestel) Professor der alttestamentl. Exegese in Tübingen, der andere (G. Diestel) Professor am Vitzthum'schen Gymnasium in Dresden war, endlich der aus Kiel, wo er eine Professur der neutestamentl. Exegese bekleidete, herbeigeeilte einzige Sohn. Daß dieser das Ziel, wonach er sich einst gesehnt, erreicht hatte, ist ihm eine stete Lebensfreude gewesen.

Bernhard Weiß.

Weiß: Georg Fritz W., Hofopernsänger und Philolog, wurde am 5. Februar 1822 in Ehrenfriedersdorf geboren. Seine Vorbildung erhielt er auf der Volksschule seiner Vaterstadt und bezog dann im J. 1836 die Thomasschule zu Leipzig, wo er durch den Einfluß von Männern wie Stallbaum und Jahn für das Studium der Philologie begeistert wurde und als Mitglied des Thomanerchors unter der Leitung Weinlig's seine musikalischen Fähigkeiten entwickelte. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog er die Universität, wo er auf Wunsch seines Vaters neben seiner Lieblingswissenschaft der Philologie auch

die Jurisprudenz zu studiren anfing. Mangel an Mitteln zwang ihn, sich seinen Lebensunterhalt durch Ertheilung von Privatunterricht zu verdienen. Seine Erholung fand er auch auf der Universität in der Pflege der Musik. Er trat dem Universitätsgesangsverein Paulus bei und trat bei den Aufführungen desselben häufig als Solobassist auf. Als er im Sommer 1849 eine Sommerreise nach Dresden und der sächsischen Schweiz unternahm, lernte er bei dieser Gelegenheit den Opernregisseur des Dresdner Hoftheaters Schmidt kennen, der ihn bewog, sich dem Intendanten v. Lüttichau vorzustellen. Da W. diesem gefiel, engagirte er ihn sofort für kleinere Partien und übertrug dem Italiener Barbieri die weitere Ausbildung seiner Stimme. Der Wunsch, auch in größeren Rollen sich versuchen zu können, bestimmte W. im J. 1853 ein Engagement in Görlitz anzunehmen, von wo er als erster Bassist und Baßbuffo an das Theater in Königsberg in Ostpreußen kam. Hierauf absolvirte er Gastspiele in Kassel, Brünn, Stralsund und Rostock und ließ sich im J. 1857 von dem Director Schrammeck für St. Petersburg engagiren. Da sich jedoch das Unternehmen Schrammeck's zerschlug, sah sich W. genöthigt, eine Zeit lang in Dresden zu privatisiren. Hier sang er ohne vorherige Probe am 1. August 1857 in der Zauberflöte die Rolle des ersten Sprechers und wurde sofort wieder an das Dresdner Kunstinstitut verpflichtet, um ihm fortan bis zu seiner Pensionirung ununterbrochen anzugehören. Er wirkte an ihm sowol als Sänger wie als Schauspieler, in der Oper wie im Trauerspiel, im Schauspiel, Lustspiel und in der Posse und übernahm ebenso gern die kleinsten Rollen, wie er sich auch in den größeren Aufgaben, die ihm anvertraut wurden, und als Oratoriensänger auszeichnete. Neben seiner Kunst blieb er aber unausgesetzt dem Studium seiner Lieblingswissenschaft, der classischen Philologie, treu, der er jede freie Stunde widmete. „Während der Proben auf dem Theater sah man ihn fast regelmäßig, wenn er nicht in Anspruch genommen war, hinter den Coulissen mit der Lectüre eines lateinischen oder griechischen Schriftstellers beschäftigt". Als Frucht dieser seiner Studien haben wir die Uebersetzung der „attischen Nächte des Aulus Gellius" anzusehen, die im J. 1875—1876 erschien und ihm die Ernennung zum Doctor der Philosophie durch die philosophische Facultät der Universität Leipzig eintrug. Im engsten Zusammenhang mit dieser Uebersetzung stand die Ausarbeitung eines umfänglichen „Index Gellianus", dem die große Ausgabe des Gellius von M. Hertz zu Grunde liegt, und der „ein Denkmal staunenerregenden Fleißes und seltener Gewissenhaftigkeit" darstellt. Trotz seiner wissenschaftlichen Brauchbarkeit und Gediegenheit ist das Werk noch nicht gedruckt, da W. keinen Verleger dafür finden konnte. Nächst Gellius interessirte W. vor allem der Spätlateiner Apulejus von Madaura. Er übersetzte den „goldenen Esel" und die „Apologie" dieses Autors, letztere nach dem Text von G. Krüger, konnte aber die Worte selbst nicht mehr niederschreiben, sondern mußte sie auf dem Krankenbette seiner Frau in die Feder dictiren, sodaß das Werk erst nach seinem Tode (Leipzig 1894) im Druck erscheinen konnte, während die Uebersetzung des „goldenen Esels" noch nicht veröffentlicht ist. — In seinem Leben erwies sich W. als ein tadelloser Charakter von seltener Gutmüthigkeit. Seit dem Jahre 1865 gehörte er dem Freimaurerbunde an, in dem er eine angesehene Stellung einnahm. Er starb am 14. März 1893 zu Niederlößnitz, wohin er sich nach seinem Abgang von der Dresdner Hofbühne zurückgezogen hatte und wurde auf dem Trinitatiskirchhof zu Dresden begraben.

Vgl. Tagebuch d. Königl. Sächs. Hoftheater v. J. 1882. Schauspielfreunden gewidmet v. Friedr. Gabriel u. Fr. Rößler. 66. Jahrg. Dresden 1883. S. 74—80. — Die Apologie des Apulejus von Madaura. Zum

ersten Male übers. v. Fritz Weiß. Leipzig 1894. S. V—XIV. — Dresdner Geschichtsblätter 1893, hsg. v. Ver. f. die Gesch. Dresdens. Nr. 3, S. 88.

H. A. Lier.

Weiß: Johannes W., Buchdrucker zu Wittenberg in der Reformationszeit und Prototypograph von Berlin. Ueber seine persönlichen Verhältnisse weiß man nichts. Da aber in der Wittenberger Matrikel unter dem 1. Mai 1520 ein Joannes Weiss de kranach [Kronach] bambergen. dioc. sich eingetragen findet, der später unter den Baccalaureen und Magistern nicht wieder vorkommt, so ist es recht wohl möglich, daß wir hier den späteren Drucker vor uns haben. Trifft dies zu, so war er ein Landsmann des Malers Lucas Cranach, der nach den neueren Forschungen, besonders D. Knaake's (s. Centralblatt für Bibliothekswesen, Jahrg. VII, 1890, S. 196) mit dem Goldschmied Christian Döring zusammen auch eine Druckerei in Wittenberg besaß. Ja, der Umstand, daß dies in die Jahre 1523—25 fiel und W. in letzterem Jahr seine Thätigkeit als selbständiger Drucker begann, legt die Vermuthung nahe, letzterer möchte der Geschäftsnachfolger seines Landsmannes geworden sein. Doch bestätigt sich dies, soweit uns die Vergleichung der beiderseitigen Drucke möglich war, nicht. Nach Franck (siehe A. D. B. XIX, 278) erscheint W. 1525 anfänglich in Verbindung mit Michael Lotter. Es kann dies aber nicht lange gedauert haben, denn noch in demselben Jahr druckte er für sich allein. Die Thätigkeit, die er fortan entwickelte, hielt sich übrigens in bescheidenen Grenzen — wir haben bis jetzt aus der ganzen Zeit seines Wittenberger Aufenthalts nur 30—40 Drucke zusammenstellen können, darunter viele kleinere Schriften Luther's —; doch war sie bedeutend genug, um ihm die Ehre zu verschaffen, die Buchdruckerkunst in Berlin einzuführen. Nachdem nämlich Kurfürst Joachim II. von Brandenburg 1539 sich zur Reformirung der Kirchen seines Landes entschlossen hatte, berief er zur Beförderung dieses Werkes unsern W. mit seiner Druckerei nach Berlin, wo bis dahin noch nie eine Presse thätig gewesen war; denn für das früher behauptete Vorhandensein einer solchen in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts hat sich ein Beweis nicht erbringen lassen. Zugleich ertheilte der Kurfürst dem Drucker, der Anfang 1540, wenn nicht noch Ende 1539 eintraf, das buchhändlerische Monopol für sein Land. Das erste Buch, das W. in Berlin druckte, war die „Kirchen Ordnung im Churfürstenthum der Marken zu Brandenburg“ von 1540 (2. Ausgabe, ebd. 1542), der noch im gleichen Jahr die „Reformation Churfürstlicher gnaden zu Brandenburg Cammergerichts zu Cöln an der Sprew“ und einige andere Sachen folgten. Im ganzen zählt Friedländer bis 1544 einschließlich 14 Erzeugnisse der Berliner Presse dieses Meisters auf, darunter namentlich Schriften von Joh. Agricola (Eisleben); Potthast gibt ihre Zahl auf „gegen zwanzig“ an, ohne sie im einzelnen aufzuführen. Nach 1544 verschwindet W. und mit ihm verschwindet der Buchdruck für die nächsten dreißig Jahre aus Berlin. Daß der Meister anderswohin gezogen sei, ist so gut wie ausgeschlossen; höchst wahrscheinlich ist er 1544 oder gleich nachher gestorben.

Vgl. Eichsfeld, Relation vom Wittenbergischen Buchdrucker-Jubiläo, 1740, S. 117 fg. (Die hier verzeichneten Wittenberger Drucke des Meisters finden außer durch Friedländer — s. nachher — namentlich durch Weigel-Kuczynski, Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium, 1870—84, Ergänzung). — Friedländer, Beiträge zur Buchdruckergeschichte Berlins, 1834, S. 6—21. — Potthast, Geschichte der Buchdruckerkunst zu Berlin im Umriß u. Geschichte der Familie v. Decker (unvollendet), S. 6—9. (Das bei Roth-Scholtz, Thesaurus symbolorum etc., 1730, Nr. 470 J. W. zugeschriebene Druckerwappen kann seinem Stil nach überhaupt nicht der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören.)

K. Steiff.

Weiß: Johann Paul W., Mitarbeiter Zinzendorf's bei der Begründung der Brüdergemeine, wurde am 20. Januar 1695 zu Nürnberg geboren. Von Kind auf in den Anschauungen des strengen Lutherthums aufgewachsen, ging er, nachdem er in Nürnberg zum Kaufmann ausgebildet worden war, im J. 1715 nach Holland, wo er sich in Amsterdam niederlassen und ein Geschäft begründen wollte. Von da aus begab er sich auf Reisen, kehrte aber von Genua aus, auf Wunsch seines Vormundes, nach Nürnberg zurück, wo er sich verheirathete und mit seinem Schwiegervater David Schöber eine Companie-Handlung begründete, die er mit Hülfe seiner Verbindungen in Holland, England und Frankreich bald zu hoher Blüthe brachte. Dennoch fühlte er sich nicht glücklich, da er an Glaubenszweifeln zu leiden hatte, bis er eine Erweckung erfuhr und nunmehr mit den Separirten in Nürnberg zu verkehren begann. Während der Michaelismesse 1727 in Leipzig wurde er durch einen gewissen Hans Reißer auf Zinzendorf und sein Werk aufmerksam. Seitdem hielt er zur Brüdergemeinde, besuchte Herrnhut im J. 1734 und nahm an der Abendmahlsfeier der Gemeine theil. Im J. 1738 finden wir ihn bei Zinzendorf in Marienborn, wo er mit dem Grafen eine ernste Auseinandersetzung über Glaubensdinge hatte. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, nach Marienborn zu übersiedeln, da seine Frau davon nichts wissen wollte. Da W. in Nürnberg unter den Erweckten Versammlungen abhielt, wurde er von der lutherischen Geistlichkeit bei Rath und Bürgermeister denuncirt. Infolge dessen sah sich der Magistrat veranlaßt, die Versammlungen zu verbieten, und W. hielt es für angezeigt, Nürnberg zu verlassen und nach Herrnhut zu ziehen (1740), obwol er gegen das damalige Thun und Treiben des Grafen Zinzendorf schwere Bedenken hegte. Indessen gelang es Zinzendorf W. von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu überzeugen und ihn zu bestimmen, daß er die Aufsicht über die Gemeine in Herrenhaag übernahm. Einige Jahre später begleitete er die Gräfin Zinzendorf nach Ebersdorf, um ihr bei der Beseitigung der gegen die Brüder erhobenen Schwierigkeiten zu helfen. An der Begründung der Brüdergemeine Niesky bei Görlitz nahm W. hervorragenden Antheil. Auch an der Etablirung der Brüdergemeine in Livland und der Einrichtung der drei schlesischen Gemeinden Gnadenberg, Gnadenfrei und Neusalz a. O. half er eifrigst mit. Wiederholt weilte er in Holland und England, da die Brüder sich seiner Gewandtheit in allen ökonomischen Fragen mit großem Vortheil bedienten. So führte er ein äußerst unruhiges Leben, bis er wegen vorgerückten Alters im J. 1772 alle seine Aemter niederlegte. Er starb in Herrnhut am 7. September 1779. — W. gehörte zu den Wenigen, die dem genialen Treiben Zinzendorf's energischen Widerstand entgegensetzten. Durch seine Aufrichtigkeit und originelle Persönlichkeit bildete er ein wohlthuendes Gegengewicht gegen die Ueberschwänglichkeiten des Grafen. Gerade deshalb aber stand er bei ihm in hohem Ansehen, zumal er sein ansehnliches Vermögen uneigennützig in den Dienst der Brüdersache stellte. Er ist auch als Liederdichter aufgetreten und hat zum Brüdergesangbuch des Jahres 1778 die Nummern 635, 9 und 705, 1—3 beigesteuert.

Vgl. Nachrichten aus der Brüder-Gemeine, 1844. 26. Jahrg. Gnadau. S. 750—776. — (Christian Gregor,) Historische Nachrichten vom Brüder-Gesangbuch des Jahres 1778. 2. Aufl. Gnadau 1851. — (E. W. Cröger,) Geschichte d. erneuerten Brüderkirche. Gnadau 1852—1854. (Register.)

H. A. Lier.

Weiß: Johann Gottlieb Christian W., Schauspieler, wurde am 10. September 1790 zu Magdeburg geboren. Da er seine Eltern im zartesten Kindesalter verlor, wurde er von einer Beamtenwittwe erzogen, deren wohlthätigen Einfluß auf seine Entwicklung er Zeit seines Lebens sehr hoch anschlug.

Mit neun Jahren sah er das erste Schauspiel, Kotzebue's Ritterstück „Der Graf von Burgund“. Bald darauf wurde er in die Domschule gebracht und sodann dem Waisenhaus zur Erziehung überwiesen, wo er nur Lesen, Schreiben und Rechnen lernte. Nach seiner Confirmation kam er bei einem Handwerker in die Lehre, hielt es aber bei ihm nicht lange aus, da er erkrankte. Im Krankenhause, in das er nunmehr überführt wurde, interessirte sich der amtirende Arzt lebhaft für ihn. W. wäre vielleicht Chirurgus geworden, wenn nicht sein Gönner gestorben wäre und sein Nachfolger durch große Strenge ihn abgeschreckt hätte. Er kehrte daher auf die Schule zurück und blieb an ihr bis zu seinem 19. Jahre, in dem er sich entschloß, der Gehülfe eines Leihbibliothekars zu werden. Durch ihn kam er mit einigen Mitgliedern der Bühne in Berührung und fand Gelegenheit unter dem Namen Müller hin und wieder auf dem Magdeburger Theater in kleineren Rollen aufzutreten. Da er dem Director Fabricius gefiel, wurde er von ihm für seine Truppe engagirt (1811) und spielte nun in Burg, Magdeburg und Schönebeck, wo er unter anderen in der Rolle des Franz Moor auftrat. Während seiner sechsjährigen Zugehörigkeit zu der Magdeburger Gesellschaft lernte er Ludwig Devrient, Unzelmann und Iffland gelegentlich ihrer Gastspiele kennen und gewann unverlöschliche Eindrücke von ihrem Spiel. Mit einer Empfehlung von Ludwig Devrient ausgerüstet, begab er sich im J. 1816 nach Hamburg und hatte das Glück an dem dortigen Stadttheater, wo die Ueberlieferungen der Schröder'schen Schule noch lebendig waren, Anstellung zu finden. Er eignete sich die Einfachheit und Wahrheit Schröder's an und fiel deshalb dem Intendanten des Berliner Hoftheaters, dem Grafen Brühl, vortheilhaft auf, der ihn im J. 1823 zu einem Gastspiel in Berlin einlud und nach dem glücklichen Verlauf desselben für Berlin engagirte. Nachdem sich W. am 26. Juli 1825 als Pfeffer in „Nr. 777“ von den Hamburgern, die lange keinen Ersatz für ihn fanden, verabschiedet hatte, trat er am 8. September 1825 als engagirtes Mitglied zum ersten Male in Berlin auf. Zwei Jahre später, 1827, übertrug ihm Graf Brühl die Regie des Lustspiels, die er bis zum Schluß seiner Bühnenthätigkeit mit Lust und Liebe, aber nicht immer mit der nöthigen Energie besorgte, in seinem Amte durch eine ungewöhnliche Kenntniß der Litteratur wesentlich unterstützt. In seinen eigenen Leistungen vertrat er das bürgerliche Drama in seinem ganzen Umfange und verstand es, allen seinen Rollen eine wohlthuende humoristische Färbung zu geben, die einen der hauptsächlichsten Gründe seiner großen Beliebtheit beim Publicum bildete. Als seine besten Rollen werden angeführt: Zollinspector in den „Schleichhändlern“, von Biberstein in „Ich bleibe ledig“, Doctor Platanus in dem „Ball zu Ellerbrunn“, von Alp in dem „Zeitgeist“, Walther in der „Herrin von der Else“, Sturm in den „feindlichen Brüdern“, Christoph in „Doctor Wespe“, Just in „Minna von Barnhelm“, Hillermann in „Rosenmüller und Finke“, Rath Presser in „Er muß aufs Land“, Engelhaus in „Verirrungen“, Alsdorf in „Eigensinn“ und Vansen im „Egmont“. Nachdem W. 25 Jahre als Regisseur am Berliner Schauspielhause thätig gewesen war, feierte er am 24. Januar 1852 sein Bühnenjubiläum und verabschiedete sich bald darauf in der Rolle des Dr. Hardt in dem Walther'schen Schauspiel „Die Amerikanerin“ von dem Berliner Publicum. Er starb zu Berlin am 17. Februar 1853.

Vgl. Friedrich Ludwig Schmidt, Denkwürdigkeiten, hsg. von Hermann Uhde. II, 97, 118, 119, 222, 223. Hamburg 1875. — Deutscher Bühnen-Almanach. Hsg. von A. Heinrich. XVIII, 104—115. Berlin 1854. — Johann Valentin Teichmann's literarischer Nachlaß, hsg. von Franz Dingelstedt. Stutttgart 1863. S. 151 bis 153. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. (Register.)

H. A. Lier.

Weiß: Josef W., verdient durch wissenschaftliche Begründung der Wasserheilkunde, 1797 zu Breitenfurth bei Niklasdorf in Oesterreichisch-Schlesien geboren, ließ sich gerade in jener Zeit als Thierarzt in Freiwaldau nieder, als Prießnitz durch seine Wassercuren in Gräfenberg von sich reden machte. Das veranlaßte W. sich gleichfalls mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er richtete in Freiwaldau eine Kaltwasserheilanstalt, ähnlich der Prießnitz'schen, ein, die sich bald großen Zulaufs erfreute, sodaß W. in den Stand gesetzt wurde, auf Grund eines reichen Beobachtungsmaterials die Hydropathie wissenschaftlich zu pflegen und den Nachweis ihres therapeutischen Werthes nach wissenschaftlichen Methoden zu liefern, während Prießnitz bekanntlich zeitlebens nur ein Empiriker blieb. W. verfaßte: „Die neuesten Erfahrungen und Heilungen auf dem Gebiete der Wasserheilkunde. Ein neues Volksbuch" (Breslau 1837; dänisch von B. Johansen, Kopenhagen 1839; schwedisch Stockholm 1841); „Handbuch der Wasserheilkunde für Aerzte und Laien" (Leipzig 1843, neue Aufl. 1847), sowie mehrere Journalaufsätze, besonders im „Wasserfreund". 1841 folgte W. einem Rufe nach England, wo er in Stanstead-Bury (Hertfordshire) und später in dem damals königlichen Schloß Sudbrook Park bei Richmond Kaltwasserheilanstalten gründete. Von letztgenannter Anstalt übernahm er zeitweilig selbst die Leitung, bis er 1845 durch Kränklichkeit genöthigt nach Freiwaldau zurückkehrte, wo er am 20. März 1847 starb. W. hat auch in englischer Sprache ein Handbuch der Hydropathie veröffentlicht, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und dem Verfasser die Ehrendoctorwürde seitens der Universität Glasgow einbrachte. Kurz vor seinem Tode wurde W. auch von der Universität Jena zum Ehrendoctor ernannt.

Biogr. Lex. VI, 225. Pagel.

Weiß: Josef Andreas W., Landschafts- und Architekturmaler, geboren am 31. Juli 1814 zu Freising als der älteste Sohn des Josef Anton W., welcher 1787 zu Murnau geboren, 1827 nach München kam und vielfach ausgezeichnet und verdient als Vorstand des kgl. Taubstummeninstituts zu München am 3. Mai 1878 hochbetagt starb. Mit einer weit über das dilettantische Maß gehenden Anlage zeichnete der Vater Landschaften und Ansichten von Murnau, Aibling, Schlehdorf und Peißenberg — von diesen letzteren ganze Panoramen in je 10 Blättern. Auf diesen Ausflügen begleitete ihn sein Sohn Jos. Andr. W., welcher, obwol anfänglich zu den gelehrten Studien bestimmt, doch, sobald sich sein Talent geoffenbart hatte, zu dem als Architekturmaler und Steinzeichner gerühmten Simon Quaglio (1795—1878) kam. Hier lernte W. die Gesetze der Perspective und die damals hochgeachtete Kunst der Lithographie. Noch größeren Einfluß übte das Vorbild des allzufrühe aus glücklicher Thätigkeit gerissenen Domenico Quaglio (1787—1837); aus seinen Werken lernte W. nicht allein die Vorliebe für historische Bauten, sondern auch den feinen Sinn in der Auffindung des günstigsten Standpunktes für die Aufnahme eines Gebäudes. Dabei blieb bei W. der Sinn für die Landschaft in gleicher Weise rege, was er auch in zahlreichen, sehr interessant-staffirten und minutiös ausgeführten Aquarellen und Oelbildern bewährte. So malte W. eine „Ansicht von München" vom Gasteig aus, im Vordergrunde die Herzogin von Leuchtenberg in einer Equipage, ihren Sohn, welcher in bairischer Chevaulegeruniform an der Spitze einer Patrouille des Weges geritten kommt, begrüßend (1833), oder eine Ansicht des ehemaligen „Schrannenplatz" mit dem Einzug des eben aus Griechenland zu Besuch zurückgekehrten Königs Otto (1836). Zahlreiche Arbeiten dieser Art lieferte W. für den Fürsten Maximilian von Thurn und Taxis in Regensburg, für die Königin Karoline, für Kunsthändler und Verleger (eine Reihe von Münchener Ansichten wurde durch Leopold Rottmann nach

Kobell's galvanographischer Methode für Cotta's Verlag in Aquatintamanier ausgeführt), Vieles erwarb der Herzog Max Eugen von Leuchtenberg, welcher 1839 den Künstler zu seinem Hofmaler ernannte und später auch nach St. Petersburg beschied, wo W. bis zum Tode seines Gönners verblieb (1852). Ebenso wie Heinrich Adam liebte auch W. jene Tableaux, welche in der Mitte die Hauptansicht einer Stadt darstellten und von weiteren Bildchen kleinen Kalibers umringt, alle Schönheiten einer Gegend oder Stadt oder eine Kirche mit ihren Details, zur gebührenden Würdigung brachten. So verherrlichte W. die Städte Regensburg, Moskau, St. Petersburg für seine verschiedenen hohen Auftraggeber, worunter der Kaiser Nikolaus von Rußland und die Königin Olga von Württemberg zählten; besonders liebte er (auch nach seiner Rückkehr in die Heimath) den alten Zarenpalast des Kreml in Moskau und die Isaakkirche in St. Petersburg abzuschildern. Dann aber wurde er wieder ganz ein bairisches Landeskind und vertiefte sich in das malerische täglich mehr verschwindende Winkelwerk der alten Isarstadt, wie die vielen Blätter in der sog. „Maillinger-Sammlung" und etliche Oelbilder in der Neuen Pinakothek bezeugen. Im Auftrage König Ludwig's II. malte W. in den letzten acht Jahren immer aus einem der acht Kreise des Baierlandes eine Stadtansicht, eine Reihe von Bildern, welche dann jedes Mal unter den Weihnachtsgeschenken für die Königin-Mutter eine Stelle fanden; W. befliß sich dabei einer bis ins Kleinste gehenden sorglichen Ausführung. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte eine Vorliebe für kleine weiße, rund geballte Wölkchen, welche wie Belagerungsgeschosse durch die blauklare Luft zogen. — Sein kleines, in der Schillerstraße gelegenes Häuschen hatte er mit echt künstlerischer Laune zu einem wahren Atelier-Bijou ausgestattet. Einen hoffnungsvollen Sohn verlor W. 1870 im französischen Kriege. Dafür ging die Kunst des Vaters auf seine Tochter Olga W. über, welche als Blumen- und Stilllebenmalerin einen ausgezeichneten Namen und die Stelle einer Lehrerin an der Kunstgewerbeschule errang. W. starb am 20. April 1887. Er hinterließ eine große Zahl von kleinen Bleistiftzeichnungen und Aquarellen, die durch ihren malerischen Feinsinn, sowie durch die technische Sicherheit und noble Virtuosität großes Erstaunen erregten und zwar in den weitesten Kreisen, für welche der Name des stillschaffenden Künstlers freilich nie zu einem Schlagwort geworden war.

Vgl. Nagler 1851. XXI, 260 ff. — Nekrolog in Nr. 232 Allg. Ztg. vom 24. August 1887. — Kunstvereinsbericht f. 1887, S. 70.

Hyac. Holland.

Weiß: Joß (Jodocus; er selbst schreibt fast immer Joß, auch Jobst) W. aus Reutlingen, Bürgermeister seiner Vaterstadt in der Reformationszeit, nimmt neben dem Reformator Matthäus Alber eine ähnliche Stellung ein, wie in Straßburg Jakob Sturm neben Martin Butzer. Seiner umsichtigen Leitung, seinem einträchtigen Zusammenwirken mit Alber ist es sicherlich in hohem Maße zuzuschreiben, daß die Stadt ruhig und besonnen auf der einmal eingeschlagenen Bahn der Reformation vorwärtsschritt; daß sie ebenso kräftig als maßvoll die Ansprüche der Katholiken zurückwies und sich nicht einschüchtern ließ durch die Drohungen des Abts von Königsbronn und die Warnungen des Schwäbischen Bundes, durch Kirchenbann und Reichsacht, durch die Absperrungsmaßregeln der österreichischen Regierung in Stuttgart; daß sie den aufrührerischen Bauern ihre Thore verschloß und den Wiedertäufern wehrte sich einzunisten; daß sie am Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrzehnts sich eifrig an den Bündnißbestrebungen der Evangelischen betheiligte, und daß Reutlingen so eine weit über seine Macht hinausreichende Bedeutung für jene Zeit erlangte. — Nach der Tradition gehörte W. zur angesehenen Zunft der Weingärtner; und damit

stimmt überein, wenn er vom Augsburger Reichstag aus am 9. September den Rath bittet, er möge einen andern an seine Statt verordnen, „darmit ich auch zu meinem Handel kommen könne, in den Herbst, denn es liegt mir vill daran“ (von Frankfurt aus am 9. März 1539: „damit ich meinen Handel und Buw auch nach notturfft kundte versehen“). Frühzeitig erscheint er als Vertrauensmann der Gemeinde. Im J. 1523 unterhandelt er, ohne Zweifel in diesem wie in den beiden folgenden Jahren erster Zunftmeister und Schultheiß, neben bewährten älteren Männern wie den beiden Altbürgermeistern Jakob Becht und Michel Decker mit dem Vertreter des Klosters Königsbronn, dem Ulmer Altbürgermeister Matthäus Kraft wegen einer Besoldungserhöhung des Stadtpfarrers Wölflin. Als im Mai 1524 die Gemeinde, mißtrauisch geworden gegen den Rath, von ihm verlangt, er solle in Sachen ihres Predigers mit dem bischöflichen Vicar nicht weiter verhandeln, bis die ganze Angelegenheit den andern Städten und dem Bund vorgelegt worden, wird vom Rath Jakob Scherer (wahrscheinlich erster Bürgermeister) und Joß Weiß „zur Botschaft“ (an die Städte und den Bund) verordnet (St. A.). 1525 ist er mit Kaspar Knapp Spendenpfleger. Er sucht die Freilassung des lutherischen Pfarrers Epstlin von Hausen, eines Reutlinger „Stadtkinds“ auszuwirken, den der Vogt von Urach, Dietrich Spät, gefänglich eingezogen hatte unter dem Vorwand, daß er mit den Bauern im Einvernehmen gestanden, und bringt die Beschwerde der Stadt an den Bundestag in Ulm (St. A.). Der Pfarrer wurde jedoch nach Stuttgart geschleppt und mit einem andern lutherischen Pfarrer im August jenes Jahres zwischen Stuttgart und Cannstatt gehängt. Im September wohnt er mit Paulus Klein als Gesandter der Stadt dem Tag in Speyer an, wo die Reichsstädte an den Kaiser die Bitte um eine einheitliche Ordnung der Ceremonien (im Sinn der Neuerung) richteten (R. A.). 1527 Richter, vertritt er im folgenden Jahre als erster Bürgermeister mit Peter Klöwer Reutlingen in Eßlingen (26. Juli), wo die Städte muthig von Ferdinand die Aufrechterhaltung des günstigen Speyer'schen Abschieds begehren wollten (R. A.). Fortan ist er 14 Jahre lang ununterbrochen einer der drei Bürgermeister, auch jedenfalls des öfteren Amts- (regierender) Bürgermeister; und fast auf allen Städte-, Bundes- und Reichstagen, welche die Stadt durch einen eigenen Abgesandten beschickt, begegnet uns sein Name. So auf dem Reichstag in Speyer 1529, wo er die Protestation unterzeichnet, und auf dem Städtetag in Biberach Decbr. 1529. 1530 nach Augsburg mit der Weisung gesandt „ohne allen Umschweif in Religionssachen an Chursachsen und Nürnberg sich zu halten“ unterschreibt er die berühmte Augustana, wie auch das Schriftstück, mit dem im Namen der evangelischen Stände der sächsische Kanzler Brück die vom Kaiser am 7. September den Protestanten gemachten Vorwürfe erwiderte. Trotz des kaiserlichen Verbots verläßt er am 24. September Augsburg: seine Mitbürger senden am 22. October den Nürnbergern ein von wahrem Märtyrermuth eingegebenes Schreiben, das die Bewunderung der Glaubensgenossen erregte, und die Gemeinde lehnt am 24. November mit erdrückender Mehrheit (gegen 23 Stimmen) den Reichstagsabschied ab (M. B.), obwol Ferdinand der Stadt das gleiche Schicksal in Aussicht stellte, das ihr elf Jahre früher Herzog Ulrich bereitet hatte. — W. vertritt Reutlingen auf den Städtetagen in Ulm Februar und Mai 1531, in Schmalkalden wahrscheinlich aber nicht ganz sicher December 1530, sodann März 1531, in Frankfurt December 1531, in Ulm März 1532, bei den Friedensverhandlungen in Schweinfurt und Nürnberg April bis Juni 1532, bei dem evangelischen Städtetag in Ulm November 1532 und dem Schwäbischen Bundestag in Augsburg December 1532, die beide die Auflösung des Schwäbischen Bundes vorbereiteten, sehr wahrscheinlich auch auf dem Städtetag in Eßlingen März 1535, bei den lang-

wierigen Verhandlungen in Frankfurt Februar bis April 1539, die zum Abschluß des Frankfurter Anstands führten: „ich main“, — schließt er seinen Brief vom 8. April — „mir haben die marterwochen gehapt“.

In Frankfurt wurde W. in den geheimen Ausschuß gewählt, ein Beweis, welche Anerkennung der tüchtige Mann auch außerhalb der Mauern seiner Vaterstadt fand. Seine Mitbürger schenkten ihm unbedingtes Vertrauen: in seiner Instruction nach Schmalkalden (datirt vom 18. März 1531) heißt es, daß alles, was er handle, wahr, fest, stark und unverbrüchlich sein solle, nicht weniger, denn hätte der Magistrat alles solches selber, sämmtlich und sonderlich, mit einhelliger Stimme versprochen, gelobt und besiegelt. Wie eifrig und gewissenhaft er seine Aufgabe erfüllte, die von ihm, dem wenig bemittelten Manne, große Opfer forderte, geht aus der Menge von Briefen und eigenhändig geschriebenen Actenstücken hervor, die er an den Rath in der Heimath sandte. Er hatte die Stadt nicht bloß in den großen politischen und religiösen Fragen zu berathen und zu vertreten: auch der Alber'sche Eheproceß, die Forderung einer Entschädigung für den durch Herzog Ulrich's Ueberfall erlittenen Schaden und andere kleinere Anliegen der Stadt sollten durch ihn zum Austrag gebracht werden. Den Mangel an gelehrter Bildung ersetzte W. durch ein gesundes praktisches Urtheil und einen hellen Blick für die Bedürfnisse und Forderungen der Gegenwart; und er verband mit diesen Vorzügen eine biedere, kindlich aufrichtige, religiöse Gesinnung. Oefters freilich hat ihn sein argloser, gutmüthiger Sinn die Sachlage günstiger ansehen lassen, als sie wirklich war, so in Speyer 1529, in Augsburg 1530. Noch am 14. September 1530 ist er voll „tröstlicher Hoffnung, es werde bald ein Ort (= gutes Ende) nehmen!“ Für den Frieden war er bereit auch einen hohen Preis zu zahlen: ihm für seine Person würde der Rathschlag, den Luther und Pomeranus (Juni 1532) gestellt haben — der die fremden und die künftigen Glaubensverwandten preisgab — genugsam sein. Aber er erkannte doch richtig, daß, trotz aller Friedensversicherungen des Kaisers und seiner Unterhändler, die Protestanten nur durch festes Zusammenhalten und kräftige Rüstungen sich behaupten können. Nicht ohne eine gewisse Schadenfreude schreibt er am 8. August vom Augsburger Reichstag aus: „Gott sey lob! das wir mit Cur- und Firsten und nirnberg mit K. M. in gyettiger handlung standen; denn ich wayss woll, das K. M. mit den Zwinglianer gar mit nichten handlen wirtt, und loffen etlich Stett, Franckfurt, Gosslar, Hall, die sich gernn uff unser geschrift refferyrten, aber es wyll nime statt haben“ — indeß, obgleich gut lutherisch, ist er doch ein entschiedener Anhänger der Einigung mit den zwinglianisch gesinnten süddeutschen Städten, auf die ja Reutlingen durch Lage und Geschichte angewiesen war. — Zum letzten Mal erscheint Joß W. auf dem Reichstag zu Speyer Febr. 1542. Auf dem Ritt zum Nürnberger Reichstag, unterwegs zu Eschenbach bei Ansbach ist er gestorben, am 11. August 1542. O periculosa tempora — klagt auf die Kunde von seinem Tod der Lutheraner Johann Forster seinem Freund, dem Reutlinger Helfer Schradin —, quae nobis boni presagiunt nihil!

Gayler, Denkwürdigkeiten von R. 1840. — Friderich, Josua Weiß. 1866. — Reutlinger Reformationsacten im K. Archiv zu Stuttgart (St. A.) und im Reutlinger Stadtarchiv (R. A.). — Matthäus Beger, Manuscript in Folio v. 1649, Aemterbesetzungen u. Rechnungsauszüge enthaltend (M. B.).

Votteler.

Weiß: Karl W., Director des Archivs und der Bibliothek der Stadt Wien, k. k. Regierungsrath, geboren zu Wien am 13. Februar 1826, † ebenda am 23. December 1895. Er gehörte einer Wiener Bürgerfamilie an und trat

im J. 1843, da er einer schweren Krankheit wegen seine Studien aufgeben mußte, als Beamter beim Magistrate seiner Vaterstadt ein. Durch seinen Eifer und seine Verwendbarkeit lenkte er die Aufmerksamkeit des Bürgermeisters Czapka R. v. Winstetten auf sich, von dem er ebenso wie von dessen Nachfolgern Johann Caspar Freiherrn v. Seiller und Dr. Cajetan Freiherrn v. Felder vielfache Förderung erfuhr. Neben der amtlichen Thätigkeit blieb er seinen litterarischen Neigungen treu, wobei er besonders durch den ihm verwandten Assistenten an der Bibliothek der Akademie der bildenden Künste Dr. Gustav Heider, der nachmals in hoher amtlicher Stellung die Entwicklung künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens in Oesterreich erfolgreich beeinflussen sollte, angeregt und unterstützt wurde. Durch Heider wurde W. auch in den Kreis jener Männer eingeführt, welche damals die Anlage eines kunstgewerblichen Museums sowie die Pflege der Kunstgeschichte eifrig betrieben und sich um die Erforschung und Erhaltung der Alterthümer in der Monarchie bemühten. Hier erhielt W. den entscheidenden und nachhaltigsten Antrieb für sein ferneres Wirken. Nicht allein betheiligte er sich an der Lösung jener allgemeinen Aufgaben, er faßte auch den Gedanken diese Bestrebungen für die Geschichte und Topographie Wiens nutzbar zu machen. Hiezu war in der That der rechte Augenblick gekommen, da nach langer Vernachlässigung nunmehr auch in der Bürgerschaft das Interesse für die Stadtgeschichte wieder zu erwachen begann und die auf Grund des neuen freisinnigen Statutes gewählte Stadtvertretung jeder Anregung auch auf diesen Gebieten opferwillig und verständnißvoll entgegenkam. Schon im J. 1855 hatte W. die Gründung einer Stadtbibliothek durchgesetzt, deren Wien seit dem Jahre 1780 entbehrte, in welchem der Stadtrath die reiche und werthvolle städtische Büchersammlung an die k. Hofbibliothek abgegeben hatte; acht Jahre später wurde das Archiv von der Registratur, mit der es bis dahin vereinigt war, abgetrennt und seiner Leitung unterstellt. Mit verständnißvoller Umsicht wandte W. auch den andern geschichtlichen und künstlerischen Ueberbleibseln, Bildern, Plänen und Alterthümern aller Art, die als ein wenig geachtetes Erbe ferner Vergangenheit an den verschiedensten Orten zerstreut waren, seine Aufmerksamkeit zu. Im J. 1873 übernahm er die Obsorge über die im städtischen Zeughause verwahrte, für die Geschichte des bürgerlichen Waffenwesens überaus wichtige Waffensammlung der Stadt. Im selben Jahre konnte er zum ersten Male die Früchte seiner Sammelarbeit der Oeffentlichkeit in einer historischen Ausstellung vorführen. Auf seinen Vorschlag wurde im J. 1882 die Organisation der in seiner Hand vereinigten Aemter durch die Bestellung wissenschaftlich vorgebildeter Beamter den gesteigerten Anforderungen angepaßt und im nächsten Jahre veranstaltete er im neuen Rathhause eine geschichtliche Ausstellung zur Erinnerung an die Belagerung der Stadt durch die Türken im J. 1683. Anläßlich dieser Ausstellung erhielt er von dem Kaiser, der ihn schon im Jahre 1862 durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und im J. 1872 durch das Ritterkreuz des Franz Josefsordens ausgezeichnet hatte, den Titel eines k. k. Regierungsrathes. Die Uebersiedelung der Gemeindeämter in die Prachträume des neuen Rathhauses bot ihm Gelegenheit, den lange gehegten Plan der Errichtung eines historischen Museums der Stadt endlich auszuführen. Dasselbe konnte am 26. Juni 1888 eröffnet werden und damit erachtete W. sein Lebenswerk in dieser Richtung als abgeschlossen. Nachdem noch seinem Vorschlage entsprechend das Archiv von den andern Sammlungen abgelöst und so auch diesem Amte die Bahn zu selbständiger und gedeihlicher Entwicklung durch ihn eröffnet worden war, trat er, in jeder Weise von dem Gemeinderathe geehrt, am 26. April 1889 in den Ruhestand.

Das Vertrauen, welches er sich in jahrelanger Thätigkeit erworben hatte, gab ihm mannichfache Gelegenheit, seinen Rath auch in Angelegenheiten geltend zu machen, die nicht unmittelbar in den Bereich seiner eigentlichen Amtsgeschäfte fielen. In dieser Hinsicht haben namentlich seine Mitarbeit an dem am 27. April 1879 abgehaltenen Huldigungsfestzuge zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares, die von ihm gegebene Anregung zur Anlage einer eigenen Abtheilung auf dem Centralfriedhofe für die Gräber besonders verdienter und berühmter Personen sowie seine Vorschläge für die plastische und malerische Ausschmückung des neuen Rathhauses das künstlerische Leben der Stadt ausgiebig gefördert.

Noch müssen wir seiner fruchtbaren und vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit gedenken, aus deren Erzeugnissen hier nur seine „Geschichte der öffentlichen Anstalten für die Armenversorgung in Wien“ (1867), die Einleitung zu den Vorlagen zur Revision des prov. Wiener Gemeindestatuts (1868) und seine Geschichte der Stadt (2. Aufl. 1882/3) zu erwähnen sind. Auch die A. D. B. enthält eine Reihe von Artikeln von seiner Hand, namentlich aus dem Kreise der Wiener Kunstgeschichte.

Nur wenige Jahre der Ruhe sollten dem verdienten Manne gegönnt sein, ein Leiden, das sich als die Folge eines Lebens voll täglicher Arbeit und Thätigkeit gebildet hatte, machte sich immer mehr geltend und führte endlich seinen Tod am 23. December 1895 herbei. Ohne Frage haben wir es als sein bleibendes Verdienst zu rühmen, daß er in treuer Anhänglichkeit an seine Vaterstadt den Fleiß eines ganzen Lebens und die Hingebung unermüdlichen Pflichtgefühles an Schöpfungen und Anregungen wandte, welche geeignet waren, die Theilnahme der Bürgerschaft an der Vergangenheit dieses großen Gemeinwesens zu erhalten und zu erhöhen, sowie der Forschung auf dem Gebiete der Wiener Stadtgeschichte zu seiner und in künftiger Zeit zu dienen.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 54, 128 mit ausführlichem Verzeichnisse seiner Schriften. — Wiener Zeitung 1895, Nr. 297 S. 8. — Wiener Abendpost 1895, Nr. 296 S. 3. — Blätter des Vereins für Landeskunde von Nied.-Oesterr. N. F. 29 (1895), XXV. — Revue historique 60, 476. Uhlirz.

Weiß: Michael W., Stadtrichter in Kronstadt, wurde am 13. Januar 1569 in Mediasch geboren, wo sein Vater Johann W., aus Eger in Böhmen gebürtig, Bürgermeister war. Seine Mutter Gertrud war die Tochter des Mediascher Stadtschreibers Lorenz Wolf. Von 1583—1585 besuchte er als Schüler das Collegium in Klausenburg; die aus dieser Zeit stammenden lateinischen Gedichte zeugen von einer nicht gewöhnlichen Begabung des jugendlichen Verfassers. Ein Jahr nach seiner Rückkehr von Klausenburg verlor er Vater und Mutter schnell nach einander; die Mutter starb am 28. August, der Vater am 4. September 1586 an der Pest. Nach dem Tode der Eltern verließ er Siebenbürgen, um anderwärts sein Fortkommen zu suchen. Er erhielt zuerst die Stelle eines Secretärs bei dem kaiserlichen Befehlshaber in Szathmár, dem Grafen Ferdinand von Hardeck. Später wurde er bei der ungarischen Hofkanzlei in Prag angestellt, wo er sich durch eifrige und geschickte Dienste so sehr auszeichnete, daß ihn Kaiser Rudolf II. im J. 1589 sammt seinen drei Brüdern und zwei Schwestern in den Adelstand erhob. Der Aufenthalt in Prag war die Schule seiner späteren politischen Thätigkeit. Im Jahre 1590 kehrte er nach einer größeren Reise, die ihn unter anderen nach Heidelberg, Altona und Wien führte, nach Siebenbürgen zurück. Auf den Rath mehrerer einflußreicher Freunde, mit denen er schon in Prag in Ver-

bindung gestanden, wählte er Kronstadt zu seinem Wohnort, das ihm einen größeren Wirkungskreis in Aussicht stellte, als seine Geburtsstadt Mediasch. Hier heirathete er die Tochter des Kronstädter Stadthanns Andreas Kemmel. Es war natürlich, daß der kenntnißreiche, aus größeren Verhältnissen kommende 21jährige Mann unter seinen Mitbürgern bald eine bedeutende Rolle zu spielen begann. Nachdem er schon im J. 1591 in den Rath der Hundertmänner aufgenommen worden war, wurde er 1594 als einfacher Communitätsmann mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, die Stadt auf dem Landtag in Klausenburg zu vertreten. Und von nun an finden wir ihn wiederholt als Mitglied von Gesandtschaften im Dienste Kronstadts und der Fürsten von Siebenbürgen. Im J. 1595 reiste er mit einer Gesandtschaft des Fürsten Sigmund Bathori, der das türkische Joch abzuschütteln gedachte und deshalb in eine engere Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhaus treten wollte, an den kaiserlichen Hof nach Prag. In demselben Jahre begleitete er den Abgesandten des Fürsten Kornis Gáspár, der den Auftrag erhalten hatte, den neuen Woiwoden der Moldau in sein Amt einzusetzen, und war auch in dem Gefolge des Fürsten auf dessen siegreichem Feldzuge in die Walachei gegen die dort lagernden Türken. Im Jahre 1600 wurde W. zum Rathsherrn erwählt. Im Lande tobte der Kampf, den der Wankelmuth Sigmund Bathori's, der drei Mal die Regierung an Oesterreich abtrat, um sie drei Mal wieder in Anspruch zu nehmen, heraufbeschworen hatte. Räubernd und plündernd durchzogen die zuchtlosen Scharen des kaiserlichen Generals Basta das Land. Besondern Groll hegte er gegen Kronstadt, weil dieses allein von den sächsischen Städten dem Fürsten Bathori sich ergeben hatte. Basta drohte, die Stadt mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Da wurde W. abgesandt, um den Zorn des Generals zu besänftigen. Und auch in den folgenden Jahren der unglücklichen Erhebung des von dem ungarischen Adel und den Seklern zum Fürsten ausgerufenen Moses Szekely leitete W. die Unterhandlungen der Stadt mit diesem, dem walachischen Woiwoden Radul und dem General Basta, der nach Szekely's Fall Kronstadt mit einer unerschwinglich hohen Brandschatzungssumme bedrohte. Als im J. 1605 unter den siebenbürgischen Ständen Verhandlungen gepflogen wurden über die Anerkennung Stefan Bocskay's als Fürsten von Siebenbürgen, übertrug die sächsische Nation die Vertretung ihrer Angelegenheiten auf den damals abgehaltenen Landtagen dem Kronstädter Rathsherrn M. Weiß. Im Auftrag des neu erwählten Fürsten reiste er dann mit einer Gesandtschaft in die Walachei, um mit dem Woiwoden Radul ein Bündniß abzuschließen. Der Fürst und der Woiwode lohnten seine Dienste mit reichen Geschenken. Eine ähnliche Rolle spielte W. während der kurzen Regierungszeit Sigmund Rakoczi's (1607—8). Gesandtschaften wurden an die Höfe von Wien und Constantinopel abgeschickt, um zu verhindern, daß der nach dem Fürstenstuhl strebende Homonai dort Unterstützung für seine Absichten fände. Zu Gesandten an die Pforte wurden David Veres und W. gewählt.

Mit dem Regierungsantritt Gabriel Bathori's (1608) beginnt die letzte Phase in dem Leben und der politischen Wirksamkeit des Mich. W. In der ersten Zeit seiner Regierung schenkte auch Gabriel Bathori dem in Staatsgeschäften vielfach bewanderten Mann sein Vertrauen. W. übte wesentlichen Einfluß auf die Verhandlungen mit dem Woiwoden der Walachei Radul, dem der Fürst nicht freundlich gesinnt war, und brachte ein friedliches Verhältniß zwischen beiden zu Stande. Auch mit einer Gesandtschaft an den Woiwoden der Moldau wurde er von ihm betraut. Es war der letzte Dienst, den er im Auftrage des Fürsten vollführte. Bathori's Abneigung gegen die Sachsen und

seine Absicht, die sächsische Nation zu vernichten, trat immer deutlicher hervor. Sie zeigte sich schon im J. 1610, als Bathori in Kronstadt als Gast weilte und sich hier in schmähenden Worten über die Einwanderung der Sachsen erging, wogegen W. entschiedene Einsprache erhob. Sie offenbarte sich dann in schrecklicher Weise in der Einnahme und Verwüstung Hermannstadts. Dasselbe Schicksal drohte Kronstadt. Da nahm Michael W. den Kampf gegen den Bedränger seines Volkes auf. Der erste Schritt, den er zur Rettung Kronstadts that, war, daß er die Unterstützung des benachbarten Woiwoden Radul und der Türken zu gewinnen suchte. Mit Hülfe Radul's wurde der erste Angriff Bathori's auf Kronstadt im J. 1611 zurückgeschlagen. Ein türkisches Heer, das vor Kronstadt lagerte, wußte W. durch kluge Unterhandlungen zum Abzug zu bewegen. Doch bald holte der Fürst zu neuem Schlage aus. Im Februar 1612 rief er die drei Völker Siebenbürgens gegen die eine Stadt unter die Waffen. Vergebens richtete W., den Kronstadt in diesem Jahre zu seinem Stadtrichter gewählt hatte, ein mahnendes Schreiben an den Fürsten. Dieser forderte mit zürnenden Worten die Uebergabe der Stadt. Da mußte das Waffenglück entscheiden. Am 8. October zog W. mit einer beherzten Schar aus Kronstadts Mauern, an seiner Seite Andreas Götzi, der im Auftrag der Pforte der Stadt ein bunt zusammengewürfeltes Heer zugeführt hatte. Am 16. October kam es zur Schlacht in der Nähe von Marienburg. Die romänischen Söldner wichen beim ersten Ansturm und rissen die übrigen Scharen, darunter auch Götzi, mit sich. Umsonst versuchte W. die Reihen wieder herzustellen; als er alles verloren sah, wandte auch er das Roß. Im angeschwollenen Burzenfluß stürzte sein Pferd, die nachsetzenden Feinde hieben auf ihn ein, nach kurzer Gegenwehr war er zum Tode getroffen. Unter den Gefallenen deckten auch neununddreißig Schüler des Kronstädter Gymnasiums, dessen Bibliothek W. noch im J. 1608 mit einer werthvollen Büchersammlung beschenkt hatte, die Wahlstatt. Das Andenken ihres verdienstvollen Stadtrichters ehrten die Kronstädter durch Prägung einer goldenen Denkmünze mit der Aufschrift: Er that die Pflicht, die er dem Vaterland schuldig war.

Liber annalium raptim scriptus per Michaelem Weiss in Trauschenfels, Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens, S. 124 ff. — Michael Weiß. Eine historische Skizze von B. v. M. in Transsilvania. Periodische Zeitschrift für Landeskunde. Redigirt von J. Benigni v. Mildenberg und C. Neugeboren, S. 167 ff. — Trausch, Schriftsteller-Lexikon III, 484 ff. — G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen II, 133 ff. — Mika Sándor, Weiss Mihály, in Életrajzok herausg. von Szilágyi.

Julius Groß.

Weiß: Philipp Friedrich W., Jurist, ist geboren zu Darmstadt am 15. April 1766, studirte in Gießen unter Koch und Höpfner, wurde zu Marburg 1789 außerordentlicher, 1798 ordentlicher Professor der Rechte und ist dortselbst gestorben am 23. November 1808. — Er ist einer der letzten „eleganten" Juristen im Sinne des vorigen Jahrhunderts; seine wenigen und kleinen Schriften zeichnen sich durch feine und exacte Arbeit in der Art der besseren Muster dieser Schule aus und beweisen namentlich eine außergewöhnliche, liebevolle Beschäftigung mit der mittelalterlichen Rechtswissenschaft. Hervorzuheben unter ihnen ist die (einzig gebliebene) „Historiae Novellarum literariae Particula I periodum antehaloandrinam complexa" (Marburg 1800), welche von Fr. Aug. Biener, Geschichte der Novellen (Berlin 1824), noch stark citirt und benutzt ist. Nichtsdestoweniger würde Weiß' Name kaum dauernd bekannt geblieben sein, hätte er nicht das Glück gehabt, Savigny's Lehrer zu werden;

und die geistige Bedeutung, diesen seinen Meister-Schüler zu seinen mittelalterlich-rechtshistorischen Studien anzuregen.

Sorgsame Lebensbeschreibung u. genaues Schriftenverzeichniß v. Wachtler im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Lit.-Ztg. v. 1809, Nr. 6, S. 41 fg. — Hamberger-Meusel, Gelehrtes Teutschland, 5. Ausg., 8, 406; 10, 806 u. 16, 174. — Haubold, Institutiones literariae, S. 367, Nr. 241b.

Ernst Landsberg.

Weiß: Franz Rudolf (v.) W., getauft in Iferten im damals Bernischen Waadtlande im J. 1751, war der uneheliche aber nachher legitimirte Sohn eines angesehenen Berners. Er empfing seine militärische Bildung zuerst im französischen, dann im preußischen Dienst, stieg hier bis zum Rang eines Obersten und machte nach seinem Austritt größere Reisen in Deutschland und England. Im letzteren Lande soll er einen Beweis persönlichen Muthes und ungewöhnlicher Körperkraft abgelegt haben, indem er einen berühmten Boxer im Faustkampf überwand. Nach Bern zurückgekehrt wurde er Landvogt zu Milden (Moudon), der alten Hauptstadt des Waadtlandes; dann Stadtmajor (Befehlshaber der städtischen Besatzung) in Bern und 1785 Mitglied des Großen Rathes. Von der französischen Modephilosophie begeistert, trat er bald als Schriftsteller auf. Es erschienen von ihm 1785 „Principes philosophiques, politiques et moraux“ (2 Bde.), ein Werk, dem es trotz seiner Oberflächlichkeit nicht an Erfolg fehlte, indem es sieben Auflagen erlebte und in die deutsche und englische Sprache übersetzt wurde. Um so mehr wuchs das Selbstgefühl des Verfassers. Durch die beginnende revolutionäre Bewegung in Frankreich angeregt, ließ er 1789 die Schrift: „Les deux chambres“ folgen, und 1793 den „Coup d'oeil sur les relations de la France avec le corps Helvétique“ (auch deutsch erschienen). Als die Lage für die Eidgenossenschaft bedrohlich zu werden begann, glaubte man in Bern in diesem Freunde der französischen Machthaber, dem offenen Bekenner moderner Grundsätze, die richtige Mittelsperson gefunden zu haben, um das Mißtrauen zu heben: Eine Reise nach Paris sollte W., ohne amtlichen Charakter, zur Herstellung guter Beziehungen nützen, und da ihn Robespierre mit der Erklärung empfing: „Le nom Suisse est une recommandation puissante auprès d'un vrai français et surtout auprès de moi!“, so war der eitle Mann vollständig überzeugt von seiner Bedeutung, von der Wichtigkeit und dem Erfolge seiner Sendung. Sein vermeintlicher Weckruf: „Reveillez-vous, Suisses, le danger approche“ (1797) diente nur zur Beunruhigung, nicht zur Erkenntniß dessen, was nothwendig war, noch weniger zur Ermöglichung fester Entschlüsse, indem er die Abneigung der französischen Demagogen gegen die politischen Einrichtungen der Schweiz durch das weitgehendste Eingehen auf ihre Forderungen zu entwaffnen, der Gefahr durch sofortige innere Umgestaltungen zu begegnen anrieth. Im französisch sprechenden, an Frankreich angrenzenden Waadtlande begann der Geist der Revolution am ersten zu wirken. Die Regierung von Bern verlangte von ihren Unterthanen eine allgemeine Huldigung; die Feierlichkeit fand am 5. Januar 1798 ohne ernstliche Schwierigkeiten statt; allein die günstige Stimmung wurde nicht benutzt; wenige Tage später brachen Unruhen aus, welche zur Aufstellung von Truppen nöthigten. Der erfahrenste Berner Officier, K. L. v. Erlach (A. D. B. VI, 220), entzog sich der Aufgabe des Oberbefehls über dieselben, und nun wurde W. damit betraut, für die innere Ruhe und äußere Sicherheit des Waadtlandes zu sorgen. Man hielt die Wahl des aufgeklärten und angeblich volksthümlichen Mannes für ein Zeichen besonderer politischer Klugheit, geeignet, ebensowol das Directorium der französischen Republik, als die empörten Unterthanen zufrieden zu stellen. Es zeigte

sich bald, wie sehr man sich geirrt. „Ohne militärische Talente, ohne politische Geschicklichkeit, ohne kaltes Blut und Festigkeit, aber voll falschen Zutrauens zu sich selbst, kam er nach Lausanne“ (Mallet du Pan). Mit wortreichen Ansprachen, pomphaften Proclamationen und einer ziellosen Thätigkeit meinte er die Unruhe beschwichtigen, die Geister lenken zu können. Die agitatorischen Umtriebe traten immer frecher auf; die Treugesinnten wurden unsicher gemacht und entmuthigt. Unter den Augen des Generals, den man mit Grund einen „friedlichen Feldherrn und kriegerischen Schriftsteller“ genannt hat, nahmen die Vorbereitungen zur Umwälzung ihren Fortgang. Nach Bern mußte W. melden, daß Niemand ihm gehorchen wolle. Die französische Armee stand an der Grenze; die Aufrührer forderten sie zum Einmarsche auf; der Aufstand brach aus. Ohne einen Versuch zu militärischer Vertheidigung des Landes zu machen, zog sich der General mit den ihm treu gebliebenen Truppen nach Iferten zurück; die Berner Landvögte mußten die Flucht ergreifen, Ende Januar 1798. Der französische General Menard besetzte die Waadt, und das schöne Land war für Bern verloren, damit aber auch Bern selbst und die deutsche Schweiz dem Feinde eröffnet. W. begab sich nach Bern, dann aber, da er alle Achtung eingebüßt hatte, ins Ausland. Vom Breisgau aus, wohin er sich gewendet, schrieb er eine Vertheidigungsschrift: „Du début de la révolution en Suisse, ou défense du cidevant général de W. contre ses détracteurs“ (1799); nicht ohne Beredsamkeit, wol auch nicht ohne Wahrheit behauptend, daß auch ein anderes Verfahren, als das von ihm befolgte, kein anderes Ergebniß herbeigeführt hätte. Im J. 1801 kehrte er in die Schweiz zurück und suchte nochmals die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, namentlich durch mehrere Flugschriften: „Mémoire à Bonaparte, I consul“; „Une lettre d'envoi aux deux conseils de la république helvétique“; „Au citoyen Reinhard, ambassadeur de la république française en Suisse“. — Er endete, ohne festen Wohnsitz, wie es scheint, sein Leben zu Nyon am Genfersee, in einem Gasthaus, im J. 1818. Er war mit einer Dame von ausgezeichneten Eigenschaften verheirathet, lebte aber von derselben getrennt, da er sie schlecht behandelt haben soll. Man wird nicht vergessen dürfen, daß alle Urtheile über den merkwürdigen Mann von seinen Gegnern herrühren, dieweil er keine Freunde hatte. Seine Schriften zeigen ihn zwar als einen oberflächlich gebildeten, aber geistreichen, vielleicht sogar genialen Charakter, der unter günstigen Umständen Bedeutendes zu leisten vermochte. Ein Unglück war es für sein Vaterland, wie für ihn selbst, daß er den Glauben an seine Größe, die ihn in maßlosem Grade erfüllte, auch Andern einzuflößen verstand. So fiel ihm eine Aufgabe zu, der er nicht gewachsen war, die aber vielleicht auch kein Anderer zu lösen im Stande gewesen wäre.

Biographie universelle (v. Michaud), tom. 50, p. 336. — Mallet du Pan, Die Zerstörung des Schweizerbundes (aus dem Französischen). Leipzig 1799, Bd. II, S. 50—62. — Berner Staatsarchiv: Manuale des Geheimen Rathes. — Sämmtliche Berichte über die französische Invasion des Jahres 1798.

Blösch.

Weiß: Sylvius W., ein berühmter Lautenist, um 1684 zu Breslau geboren und † am 16. October 1750 zu Dresden. Von seinen Studienjahren ist nichts bekannt, erst aus dem Jahre 1708 erfahren wir, daß er sich im Gefolge des Prinzen Alexander Sobiesky auf einer Reise nach Italien befand und dort seines virtuosen Lautenspiels wegen sehr gefeiert wurde. 1718 trat er als Kammermusiker in die kurfürstliche Capelle in Dresden ein, nachdem er sich vor dem Hofe hatte hören lassen, wofür er vom Kurfürsten und König von

Polen 100 Ducaten zum Geschenk erhielt. Die Zeitgenossen Weiß' stimmen alle im Lob überein und wo er sich hören ließ wurde er bewundert. So hörte ihn die Markgräfin von Baireuth im J. 1728 in Berlin und schreibt „il excelle si fort sur le luth, qu'il n'a jamais en son pareil et que ceux, qui viendront après lui, n'auront que la gloire de l'imiter". Auch der bekannte Lautenist Baron äußert sich in seinem Buche von 1727 sehr günstig über ihn. Er schreibt: „Er ist der Erste gewesen, welcher gezeiget, daß man mehr könnte auf der Laute machen, als man sonsten nicht geglaubet. Und kann ich, was mein Vertu anbetrifft, aufrichtig versichern, daß es einerley, ob man einen künstlichen Organisten auf einem Claviercimbel seine Fantasien und Fugen machen, oder Monsieur Weißen spielen hört. In denen Harpeggio hat er so eine allgemeine Vollstimmigkeit, in exprimirung derer Affecten ist er incomparable, hat eine stupende Fertigkeit, eine unerhörte Delicatesse und cantable Anmuth, und ist ein großer Extemporaneur, da er im Augenblicke, wenn es ihm beliebig, die schönsten Themata, ja gar Violinconcerte von ihren Noten wegspielt, und extraordinär sowohl auf der Lauten, als Tiorba den Generalbaß accompagnirt". Auch die Kaiserin Amalie erbat sich in einem Briefe vom 5. October 1747 von der sächsischen Kurprinzessin Maria Antonia, der bekannten Componistin, „Partien oder Stück von des Kammer-Lautenisten Weiß Composition, die viel besser auf dem Gusto wie es sich auf dieses Instrument gehört componirt als alle Krazereien". Viele Schüler wanderten zu ihm um seinen Unterricht zu genießen. Sein Gehalt als Kammermusikus betrug anfänglich 1000 Thaler und seit dem Jahre 1733 sogar 1200 Thaler. Er erhielt sich bis zu seinem Tode in der Gunst des Kurfürsten. Von seinen Compositionen, die sich nach seinem Tode im Nachlasse vorfanden, zeigte s. Z. die Breitkopf'sche Musikhandlung im Manuscript 66 Solos, 10 Trios und 6 Concerte für Laute mit und ohne Begleitung an, die sie zum Verkaufe anbot. Der Rest wurde später versteigert, doch ist keine derselben in öffentliche Bibliotheken übergegangen. Ein einziges Stück, ein Presto für Laute, veröffentlicht Telemann in seinem Musikmeister, S. 45.

Sächs. Staatsarchiv. — Fürstenau in seinen beiden bekannten Werken. — Marpurg, Hist.-krit. Beyträge 1, 546 und Mendel-Reißmann's Lexikon, Artikel von Fürstenau geschrieben.

Rob. Eitner.

Weiß: Konrad W. von Limpurg wurde 1536 in Frankfurt a. M. als Sohn des Georg W. v. L. und der Margarethe vom Rhein geboren, die beide alten und vornehmen Patriciergeschlechtern der Reichsstadt angehörten. Als „poeta et vir doctus", wie ihn einer seiner Standesgenossen bezeichnete, ragte er unter diesen Herren hervor, die sich meist mit der Beherrschung ihrer Vaterstadt, aber wenig mit Kunst und Wissenschaft abgaben. Er wird wol seine Jugendbildung noch unter Micyll an der Lateinschule, dem späteren Gymnasium seiner Vaterstadt, empfangen haben; von seinen Studien wissen wir nur, daß er sich 1558 bei Beza in Lausanne aufhielt. 1560 trat er in das Frankfurter Bürgerrecht ein, ohne sich an der städtischen Verwaltung zu betheiligen. Zu den von Feyerabend 1560 verlegten, von Virgil Solis gezeichneten biblischen Geschichten lieferte er die lateinischen Tetrastichen. Aegydius Periander, ein niederländischer Flüchtling, fand in Weiß' Haus gastfreundliche Aufnahme und widmete ihm 1567 seine bei Feyerabend erschienene Germania, eine Sammlung von Lobgedichten auf die berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit in lateinischer Sprache. Weiß' Haus war ein Sammelplatz der Frankfurter Gelehrten und späten Humanisten; er war ein Mitglied des Kreises, dessen Mittelpunkt der greise Jurist Johann Fichard bildete. W. starb schon 1575.

Vgl. J. K. v. Fichard's handschriftliche Geschlechtergeschichte im Stadtarchiv Frankfurt a. M. Fasz. Weiß v. L.

R. Jung.

Weißbach: Hermann W., einer der ideal angelegtesten Buchhändler aller Zeiten. Im J. 1844 geboren, machte er sich im J. 1868 in Leipzig, seiner Vaterstadt, selbständig und siedelte 1875 nach Weimar über, wo er neben seinem eigenen Geschäfte gleichzeitig eine leitende Stellung in dem zu jener Zeit noch sehr umfangreichen „Geographischen Institut“ einnahm. W. war es nicht beschieden der Gründer eines großen, eigenen Geschäfts zu werden; dazu mangelten ihm die Mittel; aber innerhalb seiner Sphäre hat er viel geleistet und wurde in mancher Hinsicht zum Reorganisator des deutschen Buchhandels und Schöpfer in seiner Fachlitteratur. Wenn je Einem das Verdienst zuzusprechen ist, sich um die fachliche Litteratur seines Berufs verdient gemacht zu haben, so läßt sich dies von W. sagen, denn in seinen Unternehmungen: Die Buchhändlerakademie, Schlagwortkatalog des Sortimenters — das erste Verzeichniß von Büchern ꝛc. nach den Schlagworten der einzelnen Titel geordnet — hat er bahnbrechend und vorbildlich gewirkt. Weitere Unternehmungen, deren Entstehen auf Weißbach's Initiative zurückzuführen, sind: die „Encyklopädie des gesammten buchhändlerischen Wissens“, die leider nur bis zur 7. Lieferung erschien und jetzt durch Karl Friedr. Pfau in Leipzig zu Ende geführt werden soll. Ferner der „Allgemeine freie Verleger-Verein“, den er 1875, ein Jahr nach seiner Uebersiedelung von Leipzig nach Weimar (1. Jan. 1873), gründete. Dem Vereine gehören mehrere hundert Mitglieder an; seine Bestrebungen sind darauf gerichtet, Ordnung und Pünktlichkeit im geschäftlichen Verkehr herbeizuführen und aufrecht zu erhalten, namentlich im Abschließen der Conti und Zahlen der Saldi. Die Leitung dieser freien Vereinigung ohne Statuten lag seit der Gründung derselben in den Händen von Hermann W., gewiß ein Beweis für die Achtung und das Vertrauen, welches er in den weitesten Kreisen seiner Berufsgenossen genoß. Außerdem rief er noch eine ganze Reihe von Verlagsartikeln ins Leben, die theilweise noch der buchhändlerischen Fachlitteratur, sowie der schönen und wissenschaftlichen Litteratur angehören. Nach den verschiedensten Richtungen war der wackere Mann für die Interessen des deutschen Buchhandels unermüdlich thätig, obgleich finanzieller Erfolg nur wenigen seiner Unternehmungen beschieden war, als ihn der Tod ganz plötzlich und unerwartet aus seiner Arbeit herausriß; am 30. December 1889 verschied er zu Weimar infolge eines Herzschlags im noch nicht vollendeten 45. Lebensjahre. Im Decemberheft 1889 seiner „Buchhändler-Akademie“ hatte er noch seinen Abonnenten ein segenbringendes neues Jahr gewünscht. In den letzten Monaten seines Lebens hatte er sich noch mit großen Plänen und Gedanken getragen; so hatte er durch ein groß angelegtes Colportage-Unternehmen in den weitesten Kreisen des Volkes den Sinn für gute und bildende Litteratur wachrufen wollen. Nun war dies alles dahin, der unerbittliche Tod hatte ihn abgerufen mitten in der Sorge um seine Unternehmungen, für seine Familie, die in ihm den liebenden Vater, den treuen Ernährer verlor. Mit der Familie trauerte jedoch die große Zahl derer, denen der Verewigte im Leben nahe getreten war; denn W. war ein echter deutscher Mann, ein gediegener Charakter, ein treuer Freund von seltener Hülfsbereitschaft, die leider oft genug gemißbraucht wurde.

Der deutsche Buchhandel verdankt dem rastlosen und unermüdlichen Vorwärtsstreben dieses Mannes viel. Seine Lebensarbeit hat in mehr als einer Beziehung bahnbrechend und fruchtbringend gewirkt, und wenn seine geschäftliche Thätigkeit dennoch eine fortgesetzte Kette finanzieller Mißerfolge war,

so ist die Erklärung dafür lediglich darin zu finden, daß der größte Theil des Buchhandels eine ganz merkwürdige, ja fast unglaubliche Verkennung der Zwecke und Ziele zeigte, welche der Herausgeber der „Buchhändler-Akademie“ sich zur Aufgabe gemacht hatte; dem Manne ist vielfach eine sehr ungerechte und zugleich unberechtigte Beurtheilung widerfahren. Die von W. gebrachten bedeutenden Opfer sind aber dennoch nicht vergeblich gewesen: Seine Arbeiten haben den thätigen Mann überlebt; unter einer neuen Flagge werden sie dem Buchhandel erhalten bleiben. In der Geschichte des deutschen Buchhandels aber wird sein Name immer mit Ehren genannt werden.

K. Fr. Pfau.

Weißbeck: Nicolaus W., ein Componist des 17. Jahrhunderts, zu Gebesee im Reg.-Bez. Erfurt, Kreis Weißensee an der Gera geboren, wahrscheinlich noch im 16. Jahrhundert, bezeichnet sich in seinen Druckwerken um 1613 als Musicus zu Gebsen (Gebesee) und 1620 als Cantor an der Marienkirche zu Mühlhausen in Thüringen. Er gab sowol ein theoretisches Werk, als praktische Musikwerke heraus, die zerstreut und theils incomplet sich in der kgl. Bibliothek zu Berlin, in der Stadtbibliothek zu Hamburg und in der kgl. Musikaliensammlung zu Dresden befinden. Seine theoretische Abhandlung trägt den Titel: „Brevis et perspicua introductio in artem musicam pro pueris et puellis etc. cum brevibus exemplis pro solmisandi exercitio 2, 3 et 4 vocibus etc.“ Hildesheim 1639 in 2. Aufl., die erste ist nicht bekannt, auch von der 2. Auflage befindet sich nur ein Exemplar in der Stadtbibliothek zu Hamburg. W. schrieb dieselbe für seine Lehrstunden in der Schule und sie enthält die damals gebräuchliche Anweisung der Musiklehre, nebst einer Anzahl Beispiele zur Uebung. Seine praktischen Werke bestehen aus Gelegenheitsgesängen und einer Lobpreisung auf den Landmann für vierstimmigen Chor, betitelt „Der Drescher, das ist eine feine liebliche Harmonie von dem löblichen . . Ackerwerk“ (Erfurt 1613). In der Bibliothek Elbings complet und in der kgl. Bibliothek zu Berlin nur Altus und Bassus. Eine nähere Kenntniß der Werke fehlt noch.

Rob. Eitner.

Weißbrod: Johann Baptist v. W., Arzt und Professor der Geburtshülfe, wurde als Sohn eines Chirurgen am 14. November 1778 zu Burghausen geboren. Nachdem er seit 1797 in Ingolstadt, Jena und Wien sich dem Studium der Heilkunde gewidmet und in Landshut 1801 die Doctorwürde erlangt hatte, prakticirte er in München (unter Leitung des Leibarztes Harz) und später in Mühldorf, wo er 1804 die Stellung als Landgerichtsarzt erhielt, in der er 20 Jahre thätig war, um dann 1821 einem Rufe als Professor der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin an der medicinisch-chirurgischen Schule nach München zu folgen. 1826 übernahm er den gleichen Lehrstuhl an der Universität, wurde zum kgl. Kreismedicinalrath und Mitglied des Medicinalcomités, 1842 zum Obermedicinalrath ernannt. Im Alter von 80 Jahren trat er von allen seinen Aemtern zurück und starb am 14. Januar 1865. — W. war ein Anhänger der sogen. naturphilosophischen Richtung der Medicin und hat in diesem Sinne die meisten seiner Schriften abgefaßt. Wir citiren: „Falsches umschriebenes Aneurysma der Speichenschlagader durch Theden's Einwickelung vollständig geheilt“ (Cajetan Textor's Neuer Chiron II); „Ueber die zweckmäßigste Construction der Geburtszange“ (ebd.); „Observatio pathologica reproductionis ossium“ (München 1831); „Theorie und Praxis der Geburtshülfe“ (ebd. 1853); „Leitfaden der geburtshülflichen Klinik“ (ebd. 1855); „Denkschrift über die orientalische Pest“ (ebd. 1853).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 227. Pagel.

Weiße: Christian Felix W., Dichter, Redacteur, Uebersetzer, Jugendschriftsteller. Aus einer alten sächsischen Gelehrtenfamilie, die im 18. und 19. Jahrhundert durch fünf Generationen hindurch in der Litteratur productiv aufgetreten ist. Sein Großvater Johann Michael hat als Pfarrer in Hohenstein bei Stolpen eine „Historische Beschreibung von Hohenstein" (1724) verfaßt. Sein Vater Christian Heinrich (Conrector an der Lateinschule zu Chemnitz, 1725 Rector zu Annaberg im erzgebirgischen Kreise des Kurfürstenthums Sachsen, aber schon 1726 Director des Gymnasiums in Altenburg) war ein tüchtiger, in den antiken, orientalischen und auch in den modernen Sprachen sattelfester Philologe, dessen „Latium in compendio oder der geschwinde Lateiner" ein beliebtes Schulbuch war und der auch historische Arbeiten veröffentlicht hat. Von ihm hat Ch. Felix offenbar die pädagogischen Neigungen geerbt; wie der Sohn später mit so großem Eifer für Kinder und Zöglinge Dramen schrieb, so führte auch der Vater mit seinen Schülern nicht bloß die Dramen Ch. Weise's, sondern auch selbstverfaßte Komödien auf (s. Gottsched's Beiträge, 31. Stück, S. 485 ff.), wie er sich auch sonst in lateinischen und deutschen Gedichten versucht hat. Ch. Felix kam während des Annaberger Aufenthalts seiner Eltern am 28. Januar 1726 als Zwilling zur Welt, und verlor seinen Vater schon mit 3½ Jahren (1730). Am Gymnasium zu Altenburg vorgebildet, bezog er zu Ostern 1745 die Hochschule Leipzig; an dem Mittelpunkte der damaligen Litteratur und des Theaters hatte er zugleich das Glück mit dem jungen Lessing zusammen zu treffen, der ihn in der kurzen Zeit ihres intimen Verkehrs für das ganze Leben hinaus mit poetischem und kritischem Hausrath versorgte. Das Band, das die beiden so ungleichen Männer verknüpfte, war das Theater. Um sich bei der Neuberin ein Freibillet auszuwirken, begannen sie um die Wette zu übersetzen und zu dichten. Lessing zog seinen „jungen Gelehrten", W. seine „Matrone von Ephesus" hervor, welcher Lessing einen eigenen Entwurf entgegensetzte, wie sie auch den Charaktertypus des „Leichtgläubigen" wetteifernd behandelten. Lessing's Experimente auf dem Gebiete der Alexandrinertragödie hatten ähnliche Pläne Weiße's zur Folge und auch in der Lyrik scheint Lessing mit seinen anakreontischen Liedern den Ton angegeben zu haben, den W. dann zeitlebens festhielt. Kurz, Lessing verschmähte es auf keinem Gebiet im Wettkampf mit dem Freunde die jungen, aber so ungleichen Kräfte zu üben; Lessing lernt, indem er sich übt, W. lernt von dem Freunde — das ist der Charakter der uns fast unbegreiflichen Verbindung, welche nicht dem Gleichgefühl, sondern dem Streben nach demselben Ziele ihre Entstehung verdankt. Schon als Lessing 1748 im August Leipzig verließ, war er über W. hinausgewachsen und ihm innerlich entfremdet und niemals sind sie sich wieder nahe getreten, so oft sich auch die Gelegenheit dazu ergeben hätte. Lessing hatte seinem Freunde den Weg zwischen den Parteien der Gottschedianer und der Schweizer hindurch gewiesen, und so hielt auch der unselbständige W. von nun an die Mitte. Mit einem die Auswüchse der beiden Parteien persiflirenden Lustspiel („Die Poeten nach der Mode") errang er seinen ersten größeren Erfolg auf dem Leipziger Theater, für dessen Principal Koch er nun neben Vorspielen, Prologen und Epilogen eine ganze Reihe von Lustspielen schrieb. Die Nicolai'sche Preisausschreibung gab ihm den äußeren Anlaß, nun auch mit seinen Alexandrinertragödien aus der englischen Geschichte (Eduard II. und Richard III.) hervorzutreten; aber von der Bewerbung um den Preis mußte er zurücktreten, als er bald darauf selbst die Leitung der Zeitschrift übernahm, mit deren Ankündigung ihr Begründer Nicolai die Preisausschreibung verbunden hatte. W. hat die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" vom fünften Band (1759)

bis zum zwölften (1765) weitergeführt und dann unter dem Titel „Neue Bibliothek d. W. u. d. f. K.“ von 1765 an fortgesetzt; ungefähr bis zum 35. Bande (1788) darf er für die Redaction verantwortlich gemacht werden, die zuletzt der Verleger Dyck bis 1806 allein führte. Die „Bibliothek“ blieb unter Weiße's Händen ein Vierteljahrhundert auf dem Standpunkt stehen, der schon damals, als er sie übernahm, durch die Litteraturbriefe überholt war. Alles was seit den siebziger Jahren in unserer Litteratur durch Gährung zum Licht strebte, wurde hier entweder todtgeschwiegen oder mit einem bedächtigen Raisonnement bei Seite geschoben, die engherzige Correctheit Ramler's aber bis ans Ende des Jahrhunderts als höchste Kunst gepriesen. Als Hofmeister bei dem Grafen v. Geyersberg (seit 1750) hatte W. auch einmal Gelegenheit, eine Reise nach Paris (1759) zu machen, wo der Kleinpariser Philister zwar seine Welt- und Menschenkenntniß nur recht wenig erweiterte und vertiefte, wo aber der Operettendichter entscheidende Anregungen von dem lyrischen Theater empfing. Nach seiner Rückkehr lebte er ein Jahr (1760/61) bei dem Grafen Schulenburg, wo seine Dichtung schon recht ins Kraut zu schießen begann. Anfang 1762 wurde er Kreissteuereinnehmer in Leipzig, und begründete durch seine Verheirathung (1763) mit einer der Töchter des als Chirurgen berühmten Hofrathes Platner seine Familie, welche durch seine „Kinderlieder“ und durch seinen „Kinderfreund“ weit über Deutschland hinaus als Musterfamilie verehrt wurde. Reisen und Krankheiten, Besuche von Freunden und eine weit ausgebreitete Correspondenz brachten die einzige Abwechslung in sein einförmiges Stillleben. Seit Gellert's Tode war W. durch seine Jugendschriftstellerei der populärste Mann in Deutschland; von ihm bezog man seine Hofmeister und Hauslehrer, ihm sandte man seine Manuscripte, um sie in den Druck zu bringen, ja selbst als Vermittler in Liebessachen wurde er angerufen. Bis in die achtziger Jahre hat er als Protector junger Talente eine Rolle gespielt und seine persönliche Liebenswürdigkeit gewann ihm selbst die Herzen der jungen Generation, die mit dem Dichter und Kunstrichter nichts mehr zu schaffen hatte. So blieb ihm bis zu seinem Tod (16. Dec. 1804) das bittere Gefühl, sich überlebt zu zu haben, erspart.

Als Dichter gehört W. zu den unbeliebten Erscheinungen, die durch die Masse ihrer Productionen eine größere Beachtung erzwingen wollen, als ihnen dem inneren Werthe nach zukommt. Er war nicht unbegabt, aber er hatte für seine Dichtung keine Persönlichkeit einzusetzen. Ueber den braven Hausvater, den pünktlichen Beamten, den wohlwollenden Gönner gingen seine persönlichen Tugenden nicht hinaus; in seiner litterarischen Haltung macht die Mischung von Gutmüthigkeit und Schwäche, von Gefügigkeit und Duldsamkeit auf der einen und von eigensinnigem Beharren auf der andern Seite oft einen kläglichen Eindruck. Ueberall hat er bereitwillig Hand angelegt, aber überall war es sein Schicksal zu spät zu kommen. „Fast ein jedes Fach, auf das er sich warf, ist durch ihn Mode geworden; aber unter allen seinen Schriften ist nicht eine einzige, deren Idee ihm angehörte“, so urtheilt schon ein jüngerer Zeitgenosse (Merkel). Der Höhepunkt seiner Thätigkeit fällt in die sechziger Jahre; in dieser Zeit beherrschte er durch seinen „Beytrag zum deutschen Theater“ (5 Bände, 1759 bis 1768) die dramatische Litteratur und durch seine Operetten die Bühnen. Die Angriffe, welche Bodmer zumeist in witzlosen Parodien gegen Weiße's Dramen richtete, wurden von Gerstenberg, dem Gießener Schmid, den Klotz und Riedel abgewehrt; aber seine Partisane vermochten ihn nicht mehr gegen die strenge Kritik zu schützen, die sein alter Freund Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie an seinem Richard III. übte. Und je mehr die Zeit des Sturmes und Dranges kam, deren Sturmschritt er sich nicht gewachsen fühlte, um so mehr

zog W. sich zurück. Seit 1775 widmete er sich fast nur mehr der Jugendschriftstellerei: sein „Kinderfreund" (24 Bde., 1775—1782), eine Jugendschrift in der Einkleidung des englischen Zuschauers, hatte einen europäischen Erfolg und wurde in dem „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" (12 Bde., 1784—1792) für die inzwischen herangewachsene Generation fortgesetzt.

Ganz unselbständig ist W. als Lyriker (Gesammtausgabe der Gedichte 1772). Seine „scherzhaften Lieder", mit Lessing's „Kleinigkeiten" um die Wette gedichtet, singen im Tone Hagedorn's und Gleim's von Wein und Liebe. Seine „Amazonenlieder" sind ein matter Nachklang der Kriegslieder des preußischen Grenadiers; aber die Amazone hat kein Vaterland, sie wagt es weder Preußin noch Sächsin zu sein. Aus den praktischen Bedürfnissen seines Familienkreises sind die viel componirten „Kinderlieder" hervorgegangen, mit moralisirender und aufklärerischer Tendenz, ohne Sinn für die Poesie des Kinderlebens. Seine Lustspiele (Gesammtausgabe 1783, 3 Bände), über ein Dutzend an Zahl, sind in Prosa und in der breiten, redseligen sächsischen Umgangssprache geschrieben. Die älteren sind typische Vertreter des sächsischen Charakterlustspiels und beruhen mehr auf glücklicher Ausnutzung von Charakteren des französischen und des englischen Lustspiels, nicht zum wenigsten auch Lessing'scher Motive, als auf eigener Beobachtung des Lebens. Selbst in den „Poeten nach der Mode", einer Litteraturkomödie welche die Gottschedianer und die Züricher verspottet, verdankt W. den femmes savantes von Molière mindestens ebenso viel als dem Leben (vgl. Ehrhardt, Molière en Allemagne und Horner in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1896). Die späteren Lustspiele stehen unter dem Einfluß der comédie larmoyante der Franzosen und der ernsteren, moralisirenden englischen Lustspieldichter. In seiner „Amalie" benutzt W. neben Steele und J. E. Schlegel am meisten Whycherley's Country-wife (Herrig's Archiv 77, 16 ff.); „Großmuth für Großmuth" steht zwischen Lessing's Miß Sara und Goethe's Stella in der Mitte (vgl. Quellen u. Forschungen 34. Heft, Anhang). Einen Schritt weiter hat sich W. auf dem Gebiete des Trauerspiels (Gesammtausgabe 1776—80, 5 Bde.) vorgewagt. Die ältesten seiner zehn Dramen sind regelrechte Alexandrinertragödien, in denen sich W. kaum hie und da eine Abweichung von dem stricten Canon erlaubt. Zwei Mal hat er den Stoff aus der englischen Geschichte (wahrscheinlich aus Camden's Annales Rerum Anglicarum) genommen; sein Richard III. war das beliebteste Alexandrinerdrama und es hat, freilich nur auf dem Theater, sogar die Kritik Lessing's überlebt. Die späteren Dramen sind in dem fünffüßigen Jambus geschrieben, den Lessing seinen Freunden früh empfohlen hat; Weiße's „Atreus und Thyest" war die erste Jambentragödie, welche in Deutschland (28. Januar 1769 von Koch in Leipzig) aufgeführt worden ist. Anstatt der noble und der belle passion der Franzosen, die in den ersten Dramen herrschen, bilden in den späteren Rache und Vaterlandsliebe das Thema; jugendliche Helden von der Art des Lessingschen Philotas treten hervor. Der Einfluß der Engländer, aber nur der regelmäßigen französirenden Engländer macht sich bemerkbar. Zur Prosa des bürgerlichen Trauerspiels hat W. in „Romeo und Julie" gegriffen, einem der beliebtesten Rührstücke des damaligen Theaters, dessen Hauptrolle er der Liebhaberin der Koch'schen Truppe (Mlle. Schulz) auf den Leib schrieb. Das Stück ist keine Bearbeitung des Shakespeare'schen, auf das W. ziemlich verächtlich herabsah; es behandelt den Novellenstoff nach den Regeln des französischen Trauerspiels und im Ton des bürgerlichen Trauerspiels der Engländer und Lessing's. Nach dem Goethe'schen Götz hat W. endlich den letzten Schritt vorwärts gethan, indem er den Justizmord an Jean Calas zwar immer noch im Ton des bürgerlichen Trauerspiels, aber mit so freier Technik behandelte, wie sie

unter englischem Einflusse in Frankreich etwa Mercier sich erlaubte. Bahnbrecher ist W. eigentlich nur auf Einem dramatischen Gebiete, auf dem des Singspiels, gewesen (Gesammtausgabe 1777, 3 Bde.), wo er sich gewiß nicht an die Reste des älteren Singspieles, welche (wie Harlekin's Hochzeit) noch ab und zu als Nachspiele auf den deutschen Bühnen gegeben wurden, sondern gleichfalls an die Engländer anschließt. Seine Bearbeitung des englischen Singspiels von Coffey: „Der Teufel ist los" wurde am 6. October 1752 von Koch in Leipzig unter außerordentlichem Beifall gegeben: ein derbes Possenspiel mit eingelegten Gesängen, dessen urwüchsiger, aus dem Leben gegriffener Komik und drastischer Wirkung nichts unter den damaligen Charakterlustspielen gleichkam. Die Feindseligkeit, mit welcher der alte Gegner der Oper, Gottsched, den Gesang auf der Bühne, die Unregelmäßigkeiten und die Zaubereien des Stückes verfolgte und durch seine Schüler verfolgen ließ, trug nur noch mehr zum Erfolg bei und Gottsched's Autorität in Sachen des Theaters ging bei dem Federkrieg, der sich aus Anlaß des „Teufels" entspann, völlig in die Brüche. Nach seinem Pariser Aufenthalt, wo er die französische Bearbeitung des „Teufels" von Sedaine kennen gelernt hatte, arbeitete W. das Singspiel um, das mit der Musik von Adam Hiller 1766 neue Erfolge errang. Die folgenden Singspiele Weiße's stehen ganz unter dem Einfluß des lyrischen Theaters der Franzosen: sie sind freie, den Dialog vergröbernde Bearbeitungen von Operetten von Favart, Sedaine u. A., und behandeln ländliche Motive. Die eingelegten Lieder wurden, natürlich und einfach wie sie waren, in Hiller's einfacher und natürlicher, die bescheidenen Stimmmittel und musikalischen Fähigkeiten gewöhnlicher Schauspieler stets berücksichtigender Composition bald in ganz Deutschland gesungen. Lieder wie „Schön sind Rosen und Jasmin", „Als ich auf meiner Bleiche mein Stückchen Garn begoß" u. a. waren in aller Munde und im wahren Sinne des Wortes Volkslieder. Je mehr sich W. in seinen späteren Singspielen von den französischen Originalen emancipirte, je mehr er in eigenen Erfindungen mit den Typen des französischen Singspiels Elemente des rührenden Lustspiels und der Charakterkomödie zu verbinden trachtete, um so mehr verloren sie an Wirkung. Aber in dem Jahrzehnt von 1766 bis 1776 hat W. mit diesen Stücken und mit ihren zahllosen Nachfolgern das deutsche Theater und die dramatische Litteratur beherrscht; erst Lessing's Emilia Galotti und Goethe's Götz stellten der dramatischen Kunst der Zeit wiederum höhere Aufgaben.

Ch. F. Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Litteratur des XVIII. Jahrhunderts, von Dr. J. Minor. Innsbruck 1880. — Neudrucke von „Richard III." und „Der Teufel ist los" in Kürschner's Nationallitteratur, Bd. 72. — Weiße's brieflicher Nachlaß in Schnorr's Archiv für Litteraturgeschichte IX, 453 ff.; dazu jetzt: Weiße's Briefe an Ramler in Herrig's Archiv Bd. 77, 1 ff.; 79, 149 ff.; 82, 241 ff.; an Westenrieder, Münchner Sitzungsberichte der philos.-philol.-hist. Classe der Akademie d. Wissenschaften 1889 II, 237 ff.; an Campe in Fleckeisen's Jahrbüchern 198, 544; an Lessing in Seuffert's Vierteljahrsschrift II, 137 ff. (= Redlich, Neue Nachträge zu Lessing's Briefen, S. 3 f.).

Minor.

Weiße: Christian Hermann W., Philosoph, war geboren zu Leipzig am 10. August 1801, als der Sohn des Leipziger Professors der Jurisprudenz Christ. Ernst W., der politische und geschichtliche Schriften verfaßt hat und 1832 starb, und als Enkel von Christ. Felix W., dem bekannten Dichter. Verwandt war er von Seiten seiner Mutter mit dem Philosophen und Schulmann Christ. Weiß (s. o. S. 561) und von Seiten seiner Großmutter mit dem Philosophen und Mediciner Ernst Platner (s. A. D. B. XXVI, 258). In Leipzig

besuchte er die Nicolaischule, studirte dann auf den Wunsch seines Vaters Jurisprudenz, und nachdem er diese absolvirt hatte, Philosophie, Kunst, Litteratur. Im J. 1823 habilitirte sich W. mit einer staatsrechtlich-historischen Abhandlung: „Diversa naturae et rationis in civitatibus constituendis indoles e Graecorum historia illustrata“ (Lipsiae 1823). Außerordentlicher Professor wurde er 1828, zog sich dann von 1837 auf mehrere Jahre von der akademischen Thätigkeit zurück, nachdem er sich nachdrücklich um eine ordentliche Professur beworben hatte mit entschiedenem Hinweis darauf, daß nicht nur die Herbart'sche Philosophie an der Leipziger Universität officiell vertreten sein dürfe, widmete sich ihr aber wieder von 1841 an zunächst als Privatdocent, von 1844 an als außerordentlicher Professor und wurde 1845 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Er starb im J. 1866 an der Cholera, nachdem er lange Jahre auf seinem Rittergute in Stötteritz bei Leipzig gewohnt hatte. Verheirathet war er seit 1829 mit Laura Richter, der „schönen und geistreichen Tochter eines Oekonomieinspectors“ (Seydel). Seine reiche schriftstellerische Thätigkeit wandte sich zunächst mehr philologisch-historischen, dann philosophischen und auch theologischen Gegenständen zu. Es erschienen von ihm: „Ueber das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter, nebst einem Anhange über Mythologie“ (Lpz. 1826); „Darstellung der griechischen Mythologie“, I. Theil, auch unter dem Titel: „Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie“ (Lpz. 1829), worin er schon von Hegel, dem er bisher zugethan gewesen war, abwich, indem er nicht mehr das reine Wissen als das Höchste des Menschen auffaßte, sondern das ethisch-religiöse Leben. Bei der Uebernahme der außerordentlichen Professur schrieb er die Abhandlung: „De Platonis et Aristotelis in constituendis summis philosophiae principiis differentia“ (Lips. 1828), der er bald freilich nicht sehr gelungene Uebersetzungen der Aristotelischen Physik (Lpz. 1829, mit Anmerkungen) und der Aristotelischen Bücher von der Seele und der Welt (ebd. 1829), sowie die Schrift „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft“ (Lpz. 1829) folgen ließ, in welcher letzteren er seine Scheidung von Hegel bestimmt aussprach, indem er von der Hegel'schen Philosophie sagte, daß sie nur Logik oder Metaphysik sei, wozu freilich die Natur- und Geistesphilosophie Hegel's mit gehören soll. Von den bloßen Formen des Seins könne man, wie dies Hegel gelehrt habe, zu dem Inhalte des Seins nicht kommen, vielmehr müsse man die Erfahrung hier gebrauchen, um das Wirkliche zu erklären. Im J. 1830 erschien „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit“, in welchem die Hegelsche Methode mit den Hegel'schen Kategorien noch vielfach Anwendung findet, um die Schönheit im allgemeinen zur Darstellung zu bringen, wobei auch der Begriff des Häßlichen, der für das Komische nöthig sei, ausführlich erörtert wird. Mit der Religion, nicht mit der Wissenschaft, wie Hegel wolle, müsse das System der Philosophie schließen. Durch Betrachtung des Genies, der sittlichen Schönheit und der Liebe wird der Weg zur speculativen Theologie eingeschlagen. Nach Hegel's Tode setzte W. in der Schrift: „Ueber das Verhältniß des Publicums zur Philosophie um den Zeitpunkt von Hegel's Abscheiden“ (Lpz. 1832) auseinander, wie das Bedürfniß nach Philosophie durch Hegel's System nicht erfüllt werde, da die Gottesidee in ihm nicht die richtige Stelle finde. Die Vertheidigung der Hegel'schen Philosophie gegen Weiße's Angriffe übernahm C. F. Göschel in der Schrift „Monismus des Gedankens“ (Naumburg a. d. S. 1832), die Weiße den Vorwurf des Dualismus macht, wodurch alle Philosophie vernichtet worden sei. Von letzterem folgte: „Die Ideen der Gottheit, eine philosophische Abhandlung als wissenschaftliche Grundlegung der Philosophie der Religion“ (Dresden 1833), in deren Vorwort er sich selbst mit der Sibylle

vergleicht, da er der Hegel'schen Philosophie immer weitere Abzüge um den Preis höherer Würdigung machen müsse; er legt dann dar, wie über den pantheistischen und den theistischen Gottesbegriff der christliche hinausgehe, der die Idee des dreieinigen Gottes speculativ begründe nach der Dreiheit Vernunft, Phantasie, Wille, oder Wahrheit, Schönheit, Güte. In der Schrift: „Die philosophische Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums" (Dresden 1834) und in der weiteren: „Das Büchlein von der Auferstehung" (Dresden 1836), unter dem Pseudonym Nikodemus vertritt er die Ansicht, daß nur den aus dem göttlichen Geiste Wiedergeborenen die persönliche Fortdauer zu theil werde. Gleichsam als dritter Theil des Systems kamen zu der Aesthetik und zu der Idee der Gottheit „Grundzüge der Metaphysik" (Hamburg 1835), in denen er weiter von Hegel abgeht. Die Metaphysik zerfällt hier in die Lehre vom Sein, dessen Hauptkategorie die Zahl ist, in die Lehre vom Wesen, wo der Raum im Mittelpunkt steht, und in die Lehre von der Wirklichkeit, dessen Kern die Zeit bildet, so daß eine Mathematik, eine Physik und eine Organik aufeinander folgen. Daß er die Schrift: „Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust, nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethes" (Lpz. 1837) erscheinen ließ, beweist, wie eingehend er sich mit Goethe beschäftigt hatte.

Von jetzt an wandte sich W. vielfach theologischen Fragen zu, indem er theologische Litteratur, so namentlich die Schriften Luther's, Augustin's, und theosophische, wie die Schriften Böhme's, des „religiösen Sehers zur speculativen Philosophie", und Baader's eifrig studirte. Es erschien von ihm auf Veranlassung des Lebens Jesu von Strauß: „Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet" (2 Bde., Lpz. 1838), in welcher er viel von der Kritik Straußens annahm, aber dann den Versuch machte, das positive Bild Christi aus der unsicheren christlichen Ueberlieferung und dem kirchlichen Dogma in voller Reinheit herauszuschälen, und in Christo nicht die volle Gottheit, sondern nur den vom Vater unterschiedenen innerweltlichen, schon vor Christo in der Menschheit lebenden Sohn anerkannte. Infolge dieses Werkes wurde er von der theologischen Facultät in Jena zum Ehrendoctor ernannt. Weitere theologische Schriften Weiße's sind: „Martinus Lutherus quid de consilio mortis et resurrectionis Jesu Christi senserit" (Lipsiae 1847), später umgearbeitet zu seiner „Christologie Luthers" (Lpz. 1852, 2. Aufl. 1855), durch welche er sich in der theologischen Facultät zu Leipzig als Privatdocent habilitirte, sodaß er von jetzt an auch theologische Vorlesungen hielt; „Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche; Reden an die Gebildeten deutscher Nation" (2. Aufl., Lpz. 1849), die auch eine Bekenntnißformel zur Neubegründung der evangelischen Kirche brachten; „Die Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium" (Lpz. 1856). Seitdem Imman. Herm. Fichte 1828 die ‚Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie' gegründet hatte, deren Zweck war, die Interessen christlicher Speculation lauter und rein zu vertreten und die Fragen der Dogmatik und praktischen Theologie auf philosophischen Boden zu ziehen und speculativ durchzubilden, hatte sich W. als Mitarbeiter sehr thätig an ihr betheiligt, galt mit Fichte als einer der Hauptvertreter einer Vereinigung der Philosophie mit der christlichen Weltanschauung und wurde so häufig als mit diesem solidarisch verbunden angesehen und genannt. Von dieser engen Verknüpfung mit dem ihm sonst befreundeten Philosophen sagte er sich los in: „Das philosophische Problem der Gegenwart" (Lpz. 1843), indem er hier zugleich seine Stellung zu Hegel sowie zu den verschiedenen Perioden der philosophischen Entwicklung Schelling's schärfer bestimmte und manches aus Böhme herübernahm.

Die ordentliche Professur für Philosophie trat W. mit der Schrift an: „Platonis de natura doctrinae philosophicae sententiae libro VII de republica

exposita“ (Lipsiae 1847), sowie mit der Rede: „In welchem Sinne die deutsche Philosophie sich wieder an Kant zu orientiren hat“ (Lpz. 1847), welche letztere die erste Mahnung war, auf Kant wieder mehr Rücksicht zu nehmen, der später manche andere folgten. Von nun an arbeitete er an seinem Hauptwerke, für das er sogleich durch den Titel eine bestimmte Absicht zu erkennen gab: „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums“ (3 Bde., Lpz. 1855—62). Alles, was er früher philosophisch und theologisch gearbeitet und für sich gewonnen hatte, ward hier weiter gebildet und benutzt zu einem umfassenden Systeme, indem neu hinzutritt die Kosmologie oder Schöpfungslehre. Der erste Theil des Werkes umfaßt die eigentliche Theologie mit einer kurzen Naturphilosophie, der zweite die Kosmologie und Anthropologie des Christenthums, der dritte die Soteriologie. Später schrieb er nur noch Kleineres, Vorträge, Reden, so „Rede zum Andenken J. G. Fichte's“ (Lpz. 1862), auch Philologisch-Kritisches, womit er sich gern abgab, so „Beiträge zur Kritik der paulinischen Briefe an die Galater, Römer, Philipper und Kolosser. Aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von E. Sulze“ (Lpz. 1867); „Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik“ (über Schiller, Goethe u. A.) sind herausgegeben von Rud. Seydel (Lpz. 1867). Von demselben: „Ch. H. Weiße's Psychologie und Unsterblichkeitslehre nebst Vorlesungen über den Naturalismus und verwandten Beigaben“ (Lpz. 1869) und „Ch. H. Weiße's System der Aesthetik, nach dem Collegienheft letzter Hand“ (Lpz. 1872). — Außer den genannten Schriften hat W. sehr zahlreiche Beiträge, namentlich auch Recensionen, geliefert für die schon erwähnte Zeitschrift Fichte's, ferner bis in seine letzten Jahre für die Protestantische Kirchenzeitung, früher für die Leipziger Litteraturzeitung, die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, die theologischen Studien und Kritiken, die Blätter für litterarische Unterhaltung u. A. An dem politischen Leben namentlich im J. 1848 betheiligte er sich nicht nur innerlich und in Gesprächen, sondern durch Artikel, die er in Zeitungen schrieb, z. B. in das Vaterland: „Ueber die deutsche Opposition“, in das Leipziger Abendblatt: „Ueber Republicanismus“, auch durch die Rede: „Ueber das Zweikammersystem in den deutschen Einzelstaaten“ (Lpz. 1849). Früher hatte er eine kleine Schrift: „Ueber die Legitimität der gegenwärtigen französischen Dynastie“ (Lpz. 1822) veröffentlicht. Anonym ließ er erscheinen: „Die Staatsregierung Sachsens und die einundzwanzig Professoren. Von einem aus ihrer Mitte“ (Lpz. 1850). Die betreffenden Professoren hatten die Wahl eines Abgeordneten der Universität zu der wieder berufenen alten Ständeversammlung, nachdem die Kammern aufgelöst worden waren, abgelehnt.

Der Kreis der Vorlesungen Weiße's war ein sehr weiter: er umfaßte eigentlich alle philosophischen Disciplinen, von den theologischen: Bibelkritik, Leben Jesu, Dogmatik, Dogmengeschichte. Eine zahlreiche Zuhörerschaft wußte W., namentlich unter den Anfängern, nicht anzuziehen; dazu fehlte es ihm an Klarheit und Durchsichtigkeit des Vortrags in den schwierigen Materien; doch wurden nicht wenige Begabtere durch seine warme Begeisterung und die Tiefe seiner Gedanken gefesselt und für die philosophischen Studien gewonnen, von denen zu erwähnen sind die Philosophen Billroth („Vorlesungen über Religionsphilosophie“, herausgeg. von Joh. Ed. Erdmann, 2. Aufl. 1844), Lotze, Rud. Seydel, der Litterarhistoriker Danzel, der Philolog und Theolog Krenkel, die Theologen Lipsius, Sulze, der Naturphilosoph Snell. Wenn sich auch Lotze in seinen Ansichten sehr wesentlich von W. unterschied, so verdankt er ihm doch gewisse Grundgedanken, jedenfalls religiösen Inhalts. Er äußert sich selbst über sein Verhältniß zu W.: „Wenn ich irgend eine entscheidende und mir in ihren Er-

folgen stets lieb gebliebene Einwirkung erwähnen soll, die mir zu Theil geworden ist, so ist es der Unterricht meines vortrefflichen Freundes und Lehrers W., dem ich, wie wenig auch meine spätere Thätigkeit dieses Verhältniß hervortreten lassen mag, nicht nur der Anregungen auf weiteren Gebieten gar vieles, sondern auch den positiven Gewinn verdanke, über einen engeren Kreis von Gedanken so belehrt und in ihm befestigt worden zu sein, daß ich diesen wieder aufzugeben weder eine Veranlassung außer mir noch einen Trieb in mir gefühlt habe". Auch auf Fechner ist W. in religiösen Punkten von Einfluß gewesen. In persönlichem Verkehr mit jüngeren Leuten, die gern in seinem durch Pflege von Kunst und Litteratur ausgezeichneten gastfreien Familienkreis zu Stötteritz verkehrten, hat er anregend, aufmunternd, belehrend, ja veredelnd gewirkt, wie sein treuester Schüler Rud. Seydel namentlich bezeugt.

Ein Verzeichniß sämmtlicher Schriften und Abhandlungen Weiße's findet sich von Seydel in der Zeitschrift für Philosophie, Bd. 55, 1866, revidirt in dessen „Religion und Wissenschaft". Fragen wir nach dem Hauptziel bei dem philosophischen Denken Weiße's, so war dies die Versöhnung des Christenthums mit der neuen Bildung. Hauptinhalt seiner philosophischen Ansichten war der ethische Theismus, den er herausbilden wollte aus dem Kriticismus Kant's und den pantheistischen Systemen, und den er so gestaltete, daß der Begriff des absoluten Geistes erst vollendet werde in der Dreiheit von Vernunft, Gemüth oder Phantasie und Willen, welcher Dreiheit correspondiren die Ideen des Wahren, Schönen und Guten. Sodann spielt der Begriff der Freiheit wie bei Schelling eine Hauptrolle, da das absolut Logische in der Gottheit nur die Formen der Möglichkeit des Daseins biete, seine eigene Realität aber auf Acten der Freiheit, der Phantasie und des Willens beruhte. Die logischen und mathematischen Gesetze sowie die Daseinsformen Zahl, Raum, Zeit, gelten auch für Gott, aber innerhalb derselben bewegt er sich frei. Einem freien Willensentschluß Gottes entspringt auch die Welt; im Menschen zeigt sich eine der Freiheit Gottes entsprechende Freiheit. Durch die Zweiheit, die so in der Welt ist, ergibt sich die Möglichkeit des Gegensatzes der Welt zu Gott und so eine Art Kampf Gottes mit dieser, ein Weltproceß, der im Siege „des Reiches Gottes" sein Ende finden wird.

Einen weitgehenden Einfluß hat W. auf philosophischem Gebiet nicht ausgeübt; am meisten wird seine Aesthetik geschätzt, die namentlich Lotze in seiner Geschichte der Aesthetik würdigt, indem er sie nicht nur für den vollkommensten Abschluß der auf diesem Gebiete von dem philosophischen Idealismus entfalteten Bestrebungen hält, sondern auch meint, die etwaigen Zweifel gegen einzelne Theile ihres Inhalts schwänden vor dem Reichthum an bleibender Wahrheit, die auch für andere Ausgangspunkte verwerthbar sei. Höher ihrer Bedeutung nach als die Aesthetik stellt Seydel Weiße's Religionsphilosophie und Bibelkritik.

Rud. Seydel, „Ch. H. W." in „Religion und Wissenschaft", Breslau 1887, in früherer Gestalt als: Gedenkrede gehalten im Protestantenverein zu Dresden, gedruckt Leipzig 1866, und als Nekrolog in der Zeitschr. f. Philos., Bd. 50, 1867. — Noack, Philosophie-geschichtl. Lex. — Joh. Ed. Erdmann, Grundriß d. Gesch d. Philos. II. — Ueberweg-Heinze, Grundriß d. Gesch. d. Philos. III.

Heinze.

Weiße: Johann Friedrich W., Arzt und Naturforscher, wurde am 22. Februar 1792 in Reval (Esthland) als Sohn eines Weißgerbers geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt mit dem Zeugnisse der Reife verlassen, begab er sich im Januar 1811 nach Dorpat, um daselbst Medicin zu studiren. Mit großem Eifer warf er sich in Gemeinschaft gleichgesinnter Genossen, unter denen Karl Ernst v. Baer zu nennen ist, auf das Studium. Im

October 1812 reiste W. mit 28 Medicinern (Baer war auch dabei) nach Riga, um in den Kriegslazarethen Hülfe zu leisten. Im Frühjahr 1813 kehrte W. nach Dorpat zurück, um seine Studien fortzusetzen. 1814 wurde ihm für eine gelöste Preisaufgabe die silberne Medaille zuerkannt. — Nach glücklich beendigtem Examen und nach Vertheidigung einer Dissertation („De pathologia consensus“, Dorpat 1815, 44 S.) wurde W. 1815 zum Dr. med. promovirt, und verließ bald darauf im August die Heimath, um — einem allgemein üblichen Gebrauch folgend — seine Kenntnisse und Erfahrungen durch Besuch ausländischer Universitäten zu erweitern. Vier Jahre verweilte W. außerhalb der Grenzen seiner Heimath abwechselnd in Holland, England, Schottland, Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Er studirte, besuchte die großen Hospitäler in Wien, Berlin, Göttingen, Heidelberg, und begann bereits hier sich mit litterarischen Arbeiten zu beschäftigen. In Wien wurde er vor allem durch den Professor L. A. Goelis, dirigirenden Arzt am Hospital für kranke Kinder, der damals im Ruf eines bedeutenden Kinderarztes stand, angezogen. In Berlin trat er in nahe Beziehungen zu Prof. Hufeland, dann zu Prof. Ernst Horn u. A. Ein besonderes Interesse bekundete W. für thierischen Magnetismus; es scheint, als ob der Aufenthalt in Paris die erste Veranlassung dazu gewesen ist. — Er war in Berlin ein eifriger Zuhörer des Prof. Wolfart, des Vertreters des Magnetismus, verhielt sich jedoch sehr skeptisch gegenüber den übertriebenen Anpreisungen des Magnetismus als Heilmethode und gegenüber den Ausschreitungen der sogenannten Somnambulen. Er veröffentlichte mit Rücksicht darauf: „Erfahrungen über arzneiverständige Somnambule nebst einigen Versuchen mit einer Wasserfühlerin“ (Berlin 1819), und verfaßte Kritiken über französische und russische den Magnetismus betreffende Schriften für deutsche Zeitschriften. Später hat W. sich, wie es scheint, nicht weiter mit magnetischen Beobachtungen abgegeben. — Zu Beginn des Jahres 1819 kehrte er über Königsberg, woselbst er seinen alten Freund Baer besuchte, in die Heimath zurück, ließ sich in St. Petersburg als praktischer Arzt nieder und gewann hier sehr bald eine ansehnliche Praxis und gleichzeitig eine sehr angesehene Stellung unter seinen Collegen, wie in der wissenschaftlichen Welt Petersburgs. W. begann seine ärztliche Thätigkeit als Arzt in Gefängnissen, erhielt später die Stellung eines Schularztes an einigen Unterrichtsanstalten, dann aber 1835 die Stellung eines dirigirenden Arztes am Nikolas-Kinderhospital. Diese Anstalt wurde durch die Bemühungen Weiße's zu einem damals nach allen Richtungen mustergültigen Krankenhause umgeschaffen. Mit Rücksicht auf diese seine Beschäftigung am Kinderhospital gelangte W. sehr bald in den Ruf eines ausgezeichneten Kinderarztes. Neben seiner ausgedehnten Praxis verstand W. es, Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten zu gewinnen. Im J. 1865 feierte er unter allseitiger Theilnahme seiner Collegen sein 50jähriges Doctorjubiläum und gab seine dienstlichen Aemter und seine ärztliche Praxis auf. Den Winter 1865/66 verlebte er in Italien, besuchte Florenz und Rom, und erfreute sich an der herrlichen Natur und den Kunstschätzen Italiens. Dann zog er in seine Vaterstadt Reval, wo er still und zurückgezogen von der Welt nur seinen wissenschaftlichen Studien lebte, bis er am 5. August 1869 sein irdisches Leben beschloß.

W. war eine hochbegabte, lebhafte Natur mit einem glühenden Interesse für die Wissenschaft: sein Jugendwunsch, dereinst als akademischer Lehrer, dem Beispiel seines Freundes Baer folgend, ganz sich der Wissenschaft widmen zu können, ging nicht in Erfüllung. In Dorpat fand sich nichts für ihn, und eine Stellung in Kasan, die ihm der Curator Magnitzky anbot, wollte ihm nicht zusagen. Neben seiner ärztlichen Praxis hat W. als Schriftsteller viel geleistet; seiner magnetischen Studien wurde bereits gedacht. Er hat noch während seines

Aufenthaltes in Berlin ein interessantes Büchlein verfaßt: „Paris und London für den Arzt, besonders in Rücksicht der öffentlichen Kranken- und Verpflegungsanstalten“ (1. Bändchen: Paris, mit 3 Tab. u. 1 Kpf. St. Petersburg und Halle 1821, 238 S. Warum der 2. Theil: London, der handschriftlich fertig gestellt war, nicht zum Druck gelangt ist, weiß ich nicht). Während der Petersburger Zeit (1819—1865) hat W. eine Reihe von Abhandlungen über Kinderheilkunde in verschiedenen Journalen veröffentlicht. Außerdem aber entwickelte W. eine außerordentliche Thätigkeit in der Untersuchung der kleinsten Lebewesen, der Infusorien und verwandter Thierformen; er verbrachte nicht allein alle seine freie Zeit am Mikroscop, sondern benutzte diese Beschäftigung als eine Erholung von der angestrengten ärztlichen Thätigkeit. Doch betrieb er die Untersuchungen nicht zum bloßen Vergnügen, sondern zum Nutzen der Wissenschaft. Er ließ gegen 30 umfangreiche Abhandlungen über Infusorien u. s. w. in den Memoiren und dem Bulletin der St. Petersburger Akademie drucken; er beschrieb über 156 in St. Petersburg von ihm beobachtete Infusorien-Arten; er untersuchte den Badeschlamm von Staroja Rusa, Hapsal, Arenburg. Noch im Jahr vor seinem Tode (1868) erschien seine letzte Arbeit: „Ob Thier ob Pflanze“, im Bulletin der Naturforscher-Gesellschaft zu Moskau, Bd. XLI. — Als Anerkennung für diese seine rein wissenschaftliche Thätigkeit war W. bereits 1855 von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden Mitglied in der biologischen Section ernannt worden. Er war daneben vieler anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Orden und Titel hatte er mehrere.

Recke-Napiersky, Schriftsteller-Lexikon IV. Mitau 1832. — Revaler Zeitung 1869. — Ein genaues Verzeichniß aller der naturwissenschaftlichen Abhandlungen Weiße's findet sich im Tableau général des matières contenu dans les publications de l'académie impériale des Sciences à St. Petersbourg, 1er part. St. Petersburg 1872, Nr. 4128—4145, auf S. 25718; seine medicinischen Schriften sind ziemlich vollständig angeführt in der St. Petersburger med. Zeitschrift XVI. 1869. L. Stieda.

Weiße: Maximilian W., Astronom, geboren am 16. October 1798 zu Ladendorf (Niederösterreich), † am 10. October 1863 zu Wels. Als drittes unter zehn Kindern einem wenig begüterten Oberamtmann geboren, mußte sich W. glücklich schätzen, als Zögling in das Convict des Wiener Akademischen Gymnasiums aufgenommen zu werden, und als er dieses absolvirt hatte, verstand es sich ganz von selber, daß er sich nunmehr auch der Rechtswissenschaft widmete. Er promovirte auch 1822 als Doctor der Rechte, allein da er nebenher alle seine freie Zeit dem Studium der mathematischen Wissenschaften gewidmet hatte, so hielt er sich nunmehr auch für berechtigt, seiner Neigung nachzugeben. Um eine Anstellung zu erlangen, machte er mehrere Concursprüfungen mit und wurde 1823 zum Assistenten an der Wiener Sternwarte ernannt. Doch verblieb er hier nur zwei Jahre, denn im Mai 1825 erhielt er die Professur für Astronomie und die Direction der Sternwarte zu Krakau übertragen. Hier wirkte er sechsunddreißig Jahre lang mit bestem Erfolge; seine Verdienste fanden Anerkennung durch die Verleihung des persönlichen Adels und die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Wiener Akademie (19. Juni 1849). Im J. 1861 zog sich W., tief gebeugt durch den Tod eines hoffnungsvollen, die besten Anlagen für Mathematik und Astronomie bekundenden Sohnes, sowie in der eigenen Gesundheit erschüttert, in den Ruhestand zurück. Diesen verlebte er zu Wels in Oberösterreich, wo er, kurz vor Zurücklegung seines 65. Lebensjahres, einer langwierigen Unterleibskrankheit erlag. Er starb, noch unausgesetzt in seine Reductionsberechnungen vertieft.

Der officielle Nekrolog von W. führt 17 selbständige Schriften desselben in

deutscher, lateinischer und polnischer Sprache auf, von denen hier natürlich nur die wichtigsten namhaft gemacht werden können. Erwähnenswerth sind zunächst seine Planetentafeln („Coordinatae Mercurii, Veneris, Martis, Jovis, Saturni et Urani“, Krakau 1829); im gleichen Jahre schrieb er über die Zeitbestimmung durch correspondirende Höhen („Correctiones temporis ex altitudinibus correspondentibus“, ebd. 1829). Mehrere akademische Schriften aus den Jahren 1829—31 haben es mit der Festlegung der geographischen Position der Krakauer Sternwarte zu thun. Sein weitaus bedeutendstes Werk ist jedoch der von ihm aus Bessel's (und Argelander's) Zonenbeobachtungen gezogene Sternkatalog, dessen vollständiger Titel dieser ist: „Positiones mediae stellarum fixarum in zonis Regiomontanis a Besselio inter + 15° et + 45° declinationis observatarum, ad annum 1825 reductae et in catalogum ordinatae auctore Maximiliano Weisse, Directore quondam speculae Cracoviensis; jussu Academiae Imperialis Petropolitanae edi curavit et praefatus est Otto Struve, speculae Pulcovensis Director“ (St. Petersburg 1863). Durch diesen mit höchster Genauigkeit gefertigten Katalog hat sich W. ein dauerndes Denkmal bei den Astronomen gesetzt. Auch an den „Astron. Nachrichten“ arbeitete er fleißig mit, wie u. a. seine in deren 37. Bande enthaltenen Beobachtungen der Pallas, Vesta und Melpomene darthun.

W. blieb auch der Physik nicht fremd, und Schweigger's Journal brachte viele Mittheilungen aus seiner Feder, namentlich über Meteorologie und Erdmagnetismus. Hierher gehören auch zwei von ihm mit gewohntem Fleiße für die ausübende Meteorologie und Geodäsie bearbeitete Tabellen: „Tafeln zur Reduction der bei verschiedenen Wärmegraden beobachteten Barometerstände auf jede beliebige Normaltemperatur“ (Wien 1827); „Tafeln zur Berechnung der Höhenunterschiede aus beobachteten Barometer- und Thermometerständen“ (ebd. 1827).

Almanach der kaiserlichen Akademie d. Wissenschaften, 11. Jahrg. Wien 1861, S. 32. — Archiv d. Mathematik u. Physik von Grunert, 41. Theil, Litterarisch. Bericht CLXII. — Mädler, Geschichte d. Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit, 2. Bd. Braunschweig 1875, S. 125.

Günther.

Weiße: Michael W., Kirchenliederdichter des 16. Jahrhunderts. Ueber sein Leben sind wir wenig unterrichtet; auch gehen die Quellen in ihren Angaben ziemlich weit auseinander. Als bestimmt wissen wir nur, daß er in Neisse geboren war, in ein Mönchskloster zu Breslau eintrat und unter dem Einfluß der Schriften Luther's dieses verließ. Er wandte sich nach dem böhmischen Leitomischl, wo er sich den böhmischen Brüdern anschloß, wurde auf der Synode zu Brandeis 1531 zum Priester der Brüder geweiht und gleichzeitig zum Vorstande der deutschen Gemeinde der böhmischen Brüder in Landskron erwählt. Frühzeitig muß W. sich mit den dogmatischen Anschauungen der böhmischen Brüder beschäftigt haben, namentlich mit der Abendmahlslehre, deren Formulirung nach langem Hin- und Herschwanken erst dem Bruder Lukas, einem der bedeutendsten Führer der böhmischen Brüder gelang, der in seinem Tractat „Von dem geistlichen und sakramentlichen Genuß des Leibes und Blutes des Herrn Jesu Christi“, sowie in einem Schreiben an den Bruder Bened. Bavorynsky aussprach, es bleibe „das Brot in seiner Substanz und dieses ist Fleisch Christi, nicht seiend, auch nicht fleischlich, sondern sakramentlich“. So groß jedoch auch das Ansehen des Bruders Lukas war, seine Ansicht blieb nicht unangefochten. Es bildeten sich Parteien innerhalb der Brüdergemeinden, von denen die eine einen engeren Anschluß an Luther befürwortete, während eine andere wieder Zwingli sich zu nähern suchte, dessen Schriften der gleichzeitig mit W. dem

Breslauer Kloster entflohene Johann Zeysingk (Tschischek) innerhalb der Brüdergemeinden zu verbreiten trachtete. W. trat vor der Hand mit seinen Anschauungen in der Abendmahlsfrage noch nicht in den Vordergrund. Er war Mitglied der Gesandtschaft an Luther und hatte dabei am besten Gelegenheit, des Reformators Ansicht über die Abendmahlslehre kennen zu lernen; aber je mehr der größte Theil der Brüdergemeinden Luther sich anschloß, um so entschlossener ging W. seine eigenen Wege. Am frühesten mag Bruder Lukas ihn erkannt haben, der die Seinigen in Mähren nachdrücklich vor W. warnte. Und in der That suchte W. die Gemeinden in Landskron und Fulneck für seine Anschauungen zu gewinnen. Schon im J. 1525 hatte er die Schrift veröffentlicht: „Eyn kurtz unterricht von dem ursprunck der Bruder in Behmen vnd desselben vrsach, daryn sie auch beweysen, das sie nicht aus der Waldenser oder Pickartenrotten kommen. Gesant auff den Lant tag ken Praga. Gedruckt yn der churf. stat Zwickaw durch Jorg Gastel ym 1525". Weit wichtiger ist aber eine Sammlung von Kirchenliedern, die er im J. 1531 unter dem Titel: „Ein New Gesang buchlen" in Jungbunzlau in Böhmen drucken ließ.

Das Gesangbuch ist nach zwei Seiten hin von großer Wichtigkeit. In dogmatischer Hinsicht zeigt es W. ganz als Anhänger Zwingli'scher Lehrmeinung. Er singt in einem Liede (Wackernagel, Kirchenlied III, 385), daß wir Christi „fleisch vnd blut entpfangen testaments weiß", bekennt beim Empfange des Abendmahls (Wackern. III, 414), „das nach christi wort dis brot testamentlich sey", und in einem anderen Liede (III, 413): „Das sacrament bleibt wein vnd brot vnd wirt nicht verwandelt jn gott, Es wirt wol leib vnd blut genant, hat aber geistlichen verstandt ... Solt mans dann alls fleischlich verstehn, so müst der glaub zu boden gehn". Daß die Landskroner Gemeinde, der W. vorstand und der er im Verein mit der Fulnecker Gemeinde, die beide deutsch waren, mit seinen Anschauungen einverstanden war, geht aus Weiße's Worten am Schlusse des Gesangbuches hervor, wo er dem Vorsinger zuruft: „Er seh nur mit allem fleiß zu, Das er dem text keinn schaden thu, Weder sihn, sillaben noch wort Verrück an jrgent einem ort, Denn die sach ist nicht mein allein, Sonder einer christlichen gemein, Welch jnn Behmen vnd Mehrern lange zeit Erleidet manchen widerstreit, Da bey den sihn wol versucht Vnd bewerет hat jnn seiner frucht, Verlest ihn nu nicht, es sey denn, Das sie was bewerters erkenn". W. wußte wol bereits damals, daß seine Arbeit am Gesangbuche und die darin niedergelegten Ansichten auf harten Widerstreit stoßen würden. Aber er konnte doch noch die Hoffnung haben, aus dem drohenden Kampfe siegreich hervorzugehen, da die Lieder seines Gesangbuches, das er nicht auf eigenen Antrieb, sondern veranlaßt durch die Bitten der Aeltesten der beiden Brüdergemeinden veröffentlicht hatte, vorher von den Senioren, und unter ihnen sogar von dem angesehenen Johannes Horn, „fleißig überlesen, corrigiert und gebessert" worden waren, und dabei also auch inhaltlich vollkommene Billigung gefunden hatten. Und noch im Jahre darauf, 1532, mag er gleicher Hoffnung gewesen sein, als er die Apologie der böhmischen Brüder ins Deutsche übersetzte (die dann im folgenden Jahre in Zürich — auch der Druckort ist kennzeichnend — gedruckt wurde) und man ihn in den engeren Rath der Brüdergemeinde wählte. Allein schon das Jahr 1533 brachte die Enttäuschung. Wir kennen die Geschichte der böhmischen Brüder in ihren Einzelheiten noch zu wenig, um genaue Rechenschaft über die verschiedenen Strömungen geben zu können, die sich zur Niederlage Weiße's vereinten. Wir wissen nur, daß in diesem Jahre die Anhänger Luther's innerhalb der Brüdergemeinden den engen Anschluß an Luther durchsetzten, Weiße's Uebersetzung der Apologie als unrichtig erklärten, und eine neue ausarbeiten ließen, welche den geänderten Ansichten in der Abendmahls-

lehre Rechnung trug und, von Luther durch ein Vorwort gut geheißen, noch im gleichen Jahre 1533 in Wittenberg erschien. W. verlor alle Anhänger, ja soll, wenn die Ueberlieferung nicht parteiisch gefärbt ist, selbst auch nach „ernstlicher Strafe und hartem Zureden“ daran gegangen sein, die anstößigen Lieder seines Gesangbuches entsprechend den neuen Anschauungen zu verbessern oder auszumerzen. Doch schon im J. 1534 ereilte ihn der Tod, wie erzählt wird, weil er Wolfsfleisch gegessen. Sein einstiger Gesinnungsgenosse Johannes Horn gab das Gesangbuch Weiße's im J. 1544 in neuer Auflage heraus, die von der ersten beträchtlich sich unterscheidet, da eine Reihe von Liedern weggelassen, andere geändert und 26 neu hinzugefügt wurden.

Weiße's „Gesangbüchlein“ ist das erste, umfassendere Gesangbuch, das in deutscher Sprache erschien; mit seinen 157 Liedern läßt es die Gesangbücher, die unter Luther's Einfluß veröffentlicht wurden, weit hinter sich. Bis in die jüngste Zeit galten alle diese Lieder als aus dem Tschechischen übersetzt; aus der Vorrede Weiße's, die er „der deutschen Gemein Gotes vnd Christlichen brüderschaft zur Lantzkron vnd zur Füllneck“ widmet, hatte man diesen Schluß gezogen. W. spricht sich darin allerdings ziemlich unklar aus, wenn er sagt: „Nachdem yhr ewer Eltisten vnd seelsorger offtmal mit beth ersucht, vnd sie da durch, auch euch deutschen (wie die behmischen brüder) mit geistlichen gesengen zu versorgen, verursacht habt, Vnnd nu solche arbeit mihr aufgelegt, hab ich auch nach vermügen all meynen fleis angewandt, ewer alt sampt der behmischen brüder Cancional vor mich genommen, vnd den selben sihn, nach gewisser heiligenn schriefft, jnn deutsche reym bracht, die sillaben, wort vnd gesetz also gestellt, dz sich ein jeglichs vnder seinem zugeschriebenen thon fein singen lest“. Das Brüdergesangbuch von 1639 gibt in einem Anhang ein „Verzeychniß derer Personen, welche die Bohemischen Gesänge in Deutsche Reymen übergesetzt, vnd also dieses Cantional verfertigt haben“, und sagt: „Michael Weiß, welcher .. das Cantional zu verdolmetschen angefangen, vnd der Gesänge 143 verdeutscht“. Diese Angabe wurde ohne weitere Prüfung als richtig angenommen, obwol schon der eine Umstand hätte zur Vorsicht mahnen können, daß dasselbe Gesangbuch einige Lieder Weiße's, die bereits im Gesangbuche von 1531 stehen, dem erst dem folgenden Jahrhunderte angehörigen Martin Polykarp zuschreibt. Und thatsächlich zeigt auch eine genauere Prüfung, daß nur ein geringer Theil der Lieder Weiße's, nur 20, tschechische Lieder zur Vorlage hatte. Das tschechische Cancional der böhmischen Brüder, das W. bei seiner Bearbeitung vorlag, war gewiß das im J. 1519 veröffentlichte, da die beiden früheren, in den Jahren 1501 und 1505 erschienen, infolge der strengen Verordnungen König Wladislaw's (vom J. 1503) gegen die böhmischen Brüder schwerlich ihm vorlagen. Nun ist zwar gerade dieses Gesangbuch von 1519 nicht mehr vorhanden, allein sein Inhalt wurde vollständig in die späteren Auflagen von 1541 und 1561 aufgenommen, wie uns die Vorrede des Gesangbuchs von 1561 belehrt, das insgesammt 735 Lieder enthält; unter all diesen finden sich, wie erwähnt, nur 20 Lieder, die zu entsprechenden Liedern Weiße's in eine Parallele gesetzt werden können. — W. erwähnt aber in seiner Vorrede auch noch ein altes Cancional der deutschen Gemeinden selbst, und dieses kann doch wol nur ein lateinisches gewesen sein, da es nicht sehr glaubwürdig ist, daß innerhalb der kurzen Zeit, seit überhaupt unter den böhmischen Brüdern auch deutsche Gemeinden existirten, schon deutsche Lieder in größerer Zahl entstanden wären; auch wäre dann Weiße's Bearbeitung zwecklos gewesen; zu dem kommt noch, daß für einige Lieder Weiße's in der That sich lateinische Originale nachweisen lassen. Die Hauptmasse aber seiner Lieder — und das ist das Wichtige — sind Eigenthum Weiße's und kein Deuteln kann sie ihm weiter ableugnen; Luther's Wort, daß

W. ein „trefflicher, deutscher Poet“ gewesen, hat wieder seine Geltung erlangt. Ist Weiße’s Sprache oft auch ungelenk und hart, so wirken seine Lieder doch durch ihre Einfachheit und das feste Gottvertrauen, das überall in ihnen sich ausspricht. Lange Zeit war ein großer Theil von ihnen Gemeingut der evangelischen Kirche. Schon 1534—35 veranstaltete Katharina Zell eine Sonderausgabe derselben in 4 Büchlein, Luther nahm 11 Lieder Weiße’s in seine eigenen Gesangbücher auf, von denen das Lied: „Nu laßt uns den Leib begraben“ lange Zeit als Eigenthum Luther’s galt; ihm folgten eine Reihe anderer „Kirchengesänge“, wie die von Frankfurt a. M. (1569), Wittenberg (1573) und Dresden (1589) und selbst Fischart fand sich bewogen, die Gesänge Weiße’s einer Umarbeitung und Ergänzung zu unterziehen.

Gindely, Geschichte d. böhm. Brüder. — Todtenbuch d. Geistlichkeit d. böhmischen Brüder in Fontes rerum Austriacar. Scriptores, Bd. V. — Sitz.-Ber. d. Wiener Akademie, Phil.-hist. Cl., Bd. XIII. — Goll, Quellen und Untersuchungen z. Gesch. d. böhm. Brüder. — Monumenta Germaniae paedagogica, Bd. IV. — Jireček, Hymnologia bohemica (Abhandlungen d. böhm. Gesellsch. d. Wissenschaften, VI. Folge, Bd. 9). — Wolkan, Das deutsche Kirchenlied d. böhm. Brüder i. XVI. Jahrh. — Wolkan, Gesch. d. deutschen Litteratur in Böhmen bis z. Ausgange d. XVI. Jahrh., S. 246—257.

Rudolf Wolkan.

Weißel: Ludwig F. W., Dichter, Uebersetzer und Nachdichter, am 8. December 1841 zu Wien geboren, besuchte da das Gymnasium, studirte die Rechte und wurde Advocat. Eine weiche Natur, ein feiner Geist, fühlte er früh eine starke Neigung zur Beschäftigung mit schöner Litteratur und hat zeitlebens diesem Hange vollste Freiheit gewährt, zumal nachdem ihn ein dauerndes Herzleiden gezwungen hatte, aus dem juristischen Berufe und sonstiger öffentlicher Thätigkeit — er war u. a. (liberaler) Gemeinderath seiner Vaterstadt — auszuscheiden und in bekömmlicherem Klima Linderung zu suchen. In Genf, Montreux, Reichenhall hat er sich daher die letzten Jahre seines Lebens aufgehalten, meist mit Umguß fremdsprachlicher Dichtwerke befaßt, und am 16. Januar 1886 ist er zu Wiesbaden gestorben.

Abgesehen von „Hanns Freiherr von Schwarzenberg. Ein Bild aus deutscher Rechts- und Culturgeschichte. Vortrag, gehalten im ‘wissenschaftlichen Club’ zu Wien im April 1877“ (1878) — betrifft den Franken Johann Freiherrn zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg, den die A. D. B. XXXIII, 305 f. behandelt — hat W. veröffentlicht: „Der Froschmäusekrieg. Aus dem Griechischen übersetzt“ (2. Aufl., Grünberg, o. J. [1871]); „Der Mönch von Montaudon. Eine provençalische Erzählung“ (1882); „Die Lieder des Anakreon. Frei übertragen“ (1886, aus dem Nachlasse). Die erstgenannte Erneuerung der altgriechischen Thierepopöe beruht gemäß der launigen „Einleitung“ auf der Anregung, die W. bei einem heitern Juristen-Rendezvous zu Heidelberg empfangen; sie interpolirt bei Lücken des so arg verstümmelt überlieferten Originals (vgl. dazu jetzt die Vorrede zu A. Ludwich’s großer Ausgabe des Urtexts, 1896) und ist in Sprache und Form (gereimter Knittelvers) mit viel Glück bemüht, ganz deutsch zu sein. Dasselbe ist der Fall, trotzdem hie und da die letzte Feile fehlt, bezüglich der überaus gelungenen Modernisirung der sogenannten Anakreon-Lyrik, die nach Weißel’s Tode Ferd. Lotheissen mit einem pietätvollen Vorworte herausgegeben hat. Es war für W. ein großes Glück, „daß er sich trotz seiner Schmerzen in die lebensfrohe Welt des hellenischen Sängers versetzen konnte“. Der Aufforderung im Eingange „wählet nur für seine Dichtung auch die rechten deutschen Klänge ... weil wir deutsche Liebe bringen und für deutsche Räusche schwärmen“ ist er geschickt selbst nachgekommen, und so nehmen sich diese duftigsten Blüthen antiken Frohsinns aus, als wären sie deutschem Strauche entsprossen. „Der

Mönch von Montaudon“ endlich ist eine epische Dichtung mittelalterlich-romantischen Colorits in neun Abschnitten, die sich an das Leben und Schaffen eines ungenannten Troubadours aus dem 12. Jahrhunderte anlehnen, wie Fr. Diez’ bekanntes Gesammtwerk und E. Philippson’s Dissertation „Der Mönch von Montaudon“ (1873) es darstellen. W. bekundet darin genaue Kenntniß der einzigartigen Ritter- und Minnewelt, die das Milieu der Troubadourpoesie abgab, sehr gute Belesenheit in deren litterarischen Denkmälern, Fertigkeit in deren wechselreichen Strophenformen. Das Werkchen liest sich glatt und amüsant, trotz der fremden Sphäre wie ein Original; der farbigen, echt künstlerischen poetischen Gestaltung entspricht der Bildschmuck nach alten Holzschnitten, meistens solchen Hans Holbein’s und Niclas Manuel’s. Proben eigener Lyrik gab W. in den Einleitungen seiner Verdeutschungen, den prächtigen Einlagen im „M. v. M.“, K. E. Franzos’ „Deutschem Dichterbuch aus Oesterreich“ (1883, 3 Kleinigkeiten), Fritz Lemmermeyer’s „Deutscher Lyrik der Gegenwart“ (1884, 3 Nummern): formschön, gedankenvoll, flüssig, wie alle Museäußerungen seiner unfreiwilligen Muße. — Ueber W.’s Leben unterrichten, fast gleichlautend, Franzos a. a. O. S. XXXVIII f., Wurzbach, Biogr. Lexik. d. Kaiserth. Oesterr. 54, 166 f., und Brümmer’s kl. Lexik. d. dtsch. Dicht. u. Pros. des 19. Jhs. II, 467 u. 612, Wurzbach auch über den bedeutenden Juristen Joseph W. (1811—1877), in dem er Ludwig Weißel’s Vater vermuthet. Ueber den auf dem Titel der Batrachomyomachie mit F. abgekürzten Vornamen sowie über die auffällige Thatsache, daß alle Veröffentlichungen Weißel’s außerhalb Oesterreichs, zum Theil zu Grünberg in Schlesien, erschienen, vermochte ich keine Aufklärung zu erlangen. Ludwig Fränkel.

Weißenbach: Alois W., österreichischer Militärarzt und Dichter, geboren zu Telfs im Ober-Innthale am 1. März 1766, studirte an der Josephsakademie in Wien, die er 1788 absolvirte, diente darauf bis 1804 als Unterarzt in der Feldarmee, machte verschiedene Feldzüge mit, avancirte zum Oberfeldarzt, erhielt nach seinem Ausscheiden aus der Armee den Lehrstuhl für theoretische und praktische Chirurgie und Thierarzneikunde an der von Erzherzog Ferdinand neu errichteten medicinischen Facultät in Salzburg, sowie die Direction der chirurgischen Klinik im St. Johannesspital mit dem Titel eines Medicinalraths, blieb nach Auflösung der medicinischen Facultät für das „große chirurgische Studium“ in Salzburg erhalten und wurde, nachdem Salzburg 1810 bairisch geworden war, 1811 zum Lehrer der Zootomie, Anthropologie und praktischen Chirurgie, sowie zum Director der statt des „großen chirurgischen Studiums“ errichteten landärztlichen Schule ernannt. 1812 erhielt er die Oberleitung des Johannesspitals, wurde 1816, als Salzburg wieder an Oesterreich gefallen war, kaiserl. Rath und starb am 22. (oder 26.) October 1821. Von medicinischen Schriften Weißenbach’s, der auch durch gediegene poetische Leistungen sich einen Namen gemacht hat, nennen wir seinen Programmvortrag „Ueber Theophrastus Paracelsus von Hohenheim“ (1804), die Uebersetzung von Palloni’s „Medicin. Bemerkungen über das herrschende Fieber zu Livorno“ (ins Deutsche 1805), eine biographische Skizze von J. J. Hartenkeil (1808), einen Vortrag: „Ueber die Eröffnung des St. Johannesspitals zu Salzburg im J. 1696“ (1818), die Beschreibung seiner „Reise zum Congreß“ (Wien 1816) mit reichhaltigen Notizen über zeitgenössische Aerzte und Institute.

Biogr. Lex. VI, 228. — Brümmer, D. Dichterlex. II, 486. Pagel.

Weißenbach: Johann Kaspar W., Dichter, wurde geboren in Zug in der Schweiz am 9. October 1633, gebildet zu Einsiedeln, wo sein Vater Stiftskanzler war, dann Gehilfe seines Oheims väterlicher Seite, Obervogts der Einsiedelnschen Herrschaft Gachnang im Thurgau, dem er auch im Amte folgte, und zwar 13 Jahre lang. 1657 ehelichte er A. M. Brandenberg von Zug. 1666, nach

seines Vaters Tode, zog es ihn heim, und nach Streitereien mit andern Familienmitgliedern erhielt er 1668 den St. Karlshof in der Geburtsstadt, wo er nun, mit dem Titel als „Fürstl. (d. h. fürstäbtlich) Einsidlischer Raht“ bis zum plötzlichen Tode (miserabile casu!) am 16. November 1678 lebte. Daß er bei den Mitbürgern angesehen war, beweisen wol auch die am 14. und 15. September 1672 in seinem Heimathorte erfolgte öffentliche Aufführung der comedia ‘Contrafeth’ und die an denselben Daten 1678 vor sich gegangene seines Passionsstücks. Ueber etwaige sonstige öffentliche Thätigkeit W.'s ist nichts bekannt.

W. war als Dichter nicht bloß strenggläubiger Katholik, sondern inhaltlich vielfach mystischer, formell schwülstiger Tendenzpoet. Seine Art trieb ihn empfindsamer Lyrik in die Arme, wie die dramatischen Leistungen deutlichst bekunden. Im Vordergrunde steht „Eydgnoßsisches CONTRAFETH Auff- vnnd Abnemmender Jungfrawen HELVETIAE“, zuerst 1673 in Zug gedruckt, ebd. 1701 und 1705, Luzern 1702 erneuert. Bis auf wenige Reste des alten Volksschauspielstils in Nebenscenen enthalten diese fünf Acte eine theatralisch aufgereihte Schweizergeschichte seit der Selbständigkeitsgründung der drei Urkantone — ein eigenes Telldrama schrieb W. aber nicht — in uneinheitlichem Gewande: heidnische Antike und christliche Symbolik, religiöses und patriotisches Pathos neben Realismus des Alltags, die verschiedensten metrischen Gebilde durchkreuzen sich, dazu Chöre und Musik, am Schlusse des Druckes durch Singnoten illustrirt. Der andere Bühnenversuch Weißenbach's, „Trawr-Gedancken Einer Christlichen Seelen vnder dem Namen HAGIOPHILÆ, Von dem schmertzhafften Leyden vnd Sterben JESU CHRISTI“, 1679 gedruckt, steht noch mehr im Banne der phrasenhaften Rhetorik der damaligen Gefühls- und Versdrechsler und zeigt gar keine volksmäßigen Elemente mehr.

Weißenbach's umfänglichstes Werk ist das dreibändige Compendium seiner Lyrik: „DAMONS Deß Unseligen Hirten einfältige Cither, mit Teütschen Seiten gespannt. Daß ist: Wunderlichen Weltgedancken Erster Theil 1678. Wunderlichen Weltgedanken Ander Theil 1678. — DAMONS Deß unglück-seeligen Hirten lustige Meyen-Pfeiffen, Daß ist: Wunderlichen Weltgedancken Dritter Theil 1681“. Verstiegenheit in Idee, Auffassung und Wiedergabe kennzeichnen es, ja, er übertrifft darin sogar seine von ihm durch die Blume genannten Muster Friedrich v. Spe(e), Jakob Balde, Laurentius v. Schnüffis u. a. Meistens bietet er außer pointeloser Gnomik geistliche Eklogen, und auch die wenigen weltlichen und gleichsam kirchengeschichtlichen Gedichte halten den blumenreichen, verschnörkelten, sprachlich ungelenken Ton aufrecht. Doch ist der letztere, da wo wirklicher persönlicher Antheil ihn durchzieht, wesentlich leichter, z. B. wenn er den politischen und confessionellen Gegensatz seiner Landsleute vernünftig ironisirt. Sinn für reifere dichterische Kunstübung läßt W. allenthalben vermissen; er stellt eine interessante Station im Verfalle der überlebten Renaissancepoesie dar und darf eine gewisse culturhistorische Rücksicht beanspruchen.

Für die Litteraturgeschichte gewann ihn zuerst W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dchtg. II 416 f., der ihn in Bezug auf Invention und Intuition relativ günstig beurtheilt. Scharf lautet das Votum J. Bächtold's, Gesch. d. dtsch. Lit. i. d. Schweiz, S. 462 f. und 470 f. (Anmerkungen dazu S. 149 und 156). Zur Personificirung des Schweizer Vaterlandes vgl. Fränkel, Ztschr. f. dtsch. Philol. XXII, S. 337 f., zur Behandlung des Tellthemas Roethe in „Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rud. Hildebrand“ (1894), S. 228 (wo für Göttingen eine Zug 1705 erschienene Ausgabe angezogen wird) u. 249. Vom „Contrafeth“ lagen mir alle drei Ausgaben, von Damon zwei Exemplare vor, wie sie die kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt; das erstere verzeichnete Goedeke, Grundr. z. G. d. d. D.[2] III, S. 224, § 189, Nr. 65, bloß bibliographisch. Ludwig Fränkel.

Weißenbach: Joseph Anton W., Jesuit, geboren am 15. October 1734 zu Bremgarten in der Schweiz, † am 11. April 1801 zu Zurzach. Er wirkte als Professor der Theologie im Collegium zu Luzern, dann als Prediger zu Dillingen. Nach der Aufhebung des Ordens wurde er Kanonikus zu Zurzach im Kanton Aargau. Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller aus der letzten Periode des Jesuitenordens; bei de Backer sind 71 Schriften von ihm verzeichnet. Einige lateinische Schriften können zu der wissenschaftlich-theologischen Litteratur gezählt werden: „Nova forma theologiae biblicae his temporibus accommodata“ (1785, 3 Bde.); „De optimis interpretibus divinorum librorum“ (1783); „Loci patrum illustres ad pleraque capita divinorum librorum“ (1784); „De eloquentia s. scripturae ll. 4“ (1789, 2 Bde.); „De eloquentia patrum ll. 13“ (1775, 9 Bde.); „De arte critica ac maxime illa, quae doctrinam, traditionem, disciplinam, historiam Ecclesiae retractat“ (1794). Die meisten Schriften von W. sind einer derben Polemik gegen die „Aufklärung“ gewidmet und reihen sich den Schriften der Exjesuiten von St. Salvator in Augsburg an, mit denen W. in engen Beziehungen stand: „Die kürzeste und leichteste Art, einen Freigeist umzuschaffen“ (1779); „Die Vorboten des neuen Heidenthums und die Anstalten, die dazu vorgekehrt worden sind“ (1782, 2 Bde.); „Der letzte Vorbot des neuen Heidenthums, Horus“ (1784); „Kritisches Verzeichniß der besten Schriften, welche in verschiedenen Sprachen zum Beweise und zur Vertheidigung der Religion herausgekommen sind“ (1784); „Von den Mißbräuchen beim Mariendienst und was da abzuschaffen, einzuschränken oder zu behalten sei. Ein Handbuch wider die Glaubensfeger“ (1786, 2 Bde.); „Ist des Recensirens, Fegens, Murrens noch kein Ende? Den deutschen Jakobinern gewidmet“ (1793). Vom Juli 1787 bis August 1796 gab W. anonym eine periodische Schrift derselben Tendenz heraus: „Kritik über gewisse Kritiker, Recensenten und Broschürenmacher“.

Hurter, Nomenclator III, 590. — Allg. deutsche Bibliothek 66, 237; 71, 456. — Nürnberger Literaturblatt 1802, S. 49. Reusch.

Weißenborn: Georg Frdr. Ludwig W., Philosoph, geboren am 11. April 1816 zu Wahren (Varchentini) in Mecklenburg-Schwerin, besuchte das Gymnasium zu Neu-Strelitz und studirte von 1838 in Halle Theologie. Neben den theologischen Vorlesungen, die er besonders bei Tholuck und Roediger hörte, besuchte er philosophische bei Erdmann und Schaller, durch die er veranlaßt wurde, sich eingehender mit Philosophie zu beschäftigen. Ostern 1840 ging er auf ein halbes Jahr nach Berlin und im Herbst nach Rostock, um auf Wunsch seines Vaters die Theologie zu absolviren. Doch kam er zur Vollendung der theologischen Studien nicht; er wandte sich vielmehr wieder nach Halle, wo er am 23. August 1841 zum Doctor der Philosophie promovirt wurde, und sich am 9. Mai 1843 für Philosophie habilitirte. Mit Erfolg lehrte er hier bis 1853, in welchem Jahre er ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg wurde. Hier starb er nach über zwanzigjähriger Thätigkeit am 4. Juni 1874. Verheirathet hatte er sich 1842 mit einer Hallenser Bürgerstochter. Zuerst veröffentlichte W. in Halle gehaltene „Vorlesungen über Schleiermacher's Dialektik und Dogmatik. 1. Th.: Darstellung und Kritik der Schleiermacher'schen Dialektik“ (Lpz. 1847), 2. Th.: „Darstellung und Kritik der Schleiermacher'schen Dogmatik“ (ebd. 1849). Er gibt hier seinen Standpunkt, der durch die Hegel'sche Rechte und durch Schleiermacher vielfach, aber nicht durchaus, bestimmt war, deutlich zu erkennen. Der Grund, weshalb Hegel die Lösung der metaphysischen Aufgabe nicht zum Abschluß gebracht hat, liegt nach W. in seiner einseitigen Auffassung der Idee Gottes. Vor einem consequenten speculativen Denken könne keine Immanenz des Absoluten bestehen; so sei der Theismus die einzig be-

rechtigte Anschauung. Zu der christlichen Wahrheit hatte W. das Vertrauen, daß es ihr gelingen werde, sich dergestalt dem Geiste einzubilden, daß jede Scheidewand zwischen Denken und Gefühl hinweggerissen werde, auch in der Vernunft das wahr sein müsse, was das Gefühl bejaht habe. Von der denkenden Freiheit aber hoffte er, daß sie früher oder später in das Stadium ihrer Entwicklung eintreten werde, wo ihr der christliche Inhalt als der Ausdruck ihres eigenen Selbstbewußtseins gelte, und wo sie ihren Kampf gegen diesen nur durch Hinweisung auf die Schranken zu entschuldigen wisse, die stets allen noch von der Wirklichkeit ihres Begriffs getrennten Entwicklungsstufen anklebten. So verzweifelte er weder an der Wahrheit der christlichen Religion, noch an der fühlenden, denkenden und wollenden Freiheit des Geistes. Daher war es für ihn die schönste Aufgabe, wie Schleiermacher in den Geistestiefen die Zeugnisse aufzusuchen, die den geoffenbarten unendlichen Inhalt bestätigten, seine Legitimität, Wesenhaftigkeit und Nothwendigkeit darthäten. Die Nothwendigkeit, dem Pantheismus gegenüber einen wissenschaftlichen Theismus zu begründen, betont er auch in seiner zweiten Schrift „Logik und Metaphysik“ (Halle 1850), in der er allerdings noch manches von Hegel nimmt, aber noch mehr von ihm abweicht. Dasselbe Ziel verfolgt er in den „Vorlesungen über Pantheismus und Theismus“ (Marb. 1859), in denen er zuerst die einzelnen Formen des Pantheismus bis zu dem logischen der Schelling-Hegel'schen Philosophie, der zwar, was in den früheren wahr sei, in sich enthalte, aber doch das religiöse Bedürfniß nicht gründlich befriedige. Es folgen die Formen des Theismus vom jüdischen an bis zu dem christlichen, der noch philosophisch zu begründen sei, aber keineswegs im Gegensatz zu den Ergebnissen der modernen Wissenschaft oder zu der neuen Kunst stehe. In seinen Vorlesungen scheint W. anregend gewirkt zu haben; sie erstreckten sich auf Geschichte der Philosophie in verschiedenen Cursen, auf die Dialektik, auf das System Schleiermacher's, auf Pantheismus und Theismus, Logik und Metaphysik, Aesthetik, Religionsphilosophie und christliche Religionsphilosophie, auch auf Pädagogik.

Mittheilungen des Herrn Dr. L. Busse in Marburg. — Joh. Ed. Erdmann, Grundriß d. Gesch d. Philosophie II. Heinze.

Weißenborn: Hermann Joh. Christian W. Zu den liebenswürdigen anderer Interessen mit der größten Hingebung fördernden Gelehrten gehörte Hermann W., der ein Jahrzehnt hindurch auch an der thüringischen Hochschule in Jena thätig war und als Docent sich der Studenten, die Philologie studirten, in freundlichster Weise annahm, ihre Studien nach allen Richtungen hin zu fördern beflissen war. Ueberall war er, wo er verkehrte, wegen seines freundlichen Wesens und seiner gründlichen Gelehrsamkeit gern gesehen. W. war der Sohn des fürstlichen Rathes und Steuerdirectors Joh. Christ. Andreas W. in Gera, er wurde am 24. September 1813 geboren. Nachdem er durch Privatunterricht vorbereitet war, besuchte er vom Jahre 1822 an das Gymnasium (Rutheneum) seiner Vaterstadt, das damals unter der Leitung Rein's und der anregenden pädagogischen Thätigkeit Christ. Gottl. Herzog's, der 1840 Director der Anstalt wurde, sich einer großen Anerkennung erfreute. Schon 1829 bezog er gut zu akademischen Studien vorgebildet die Universität München, wo er besonders unter dem Einflusse des vortrefflichen Friedrich Thiersch seine philologischen Studien begann und 1830 in Leipzig fortsetzte. Von Ostern 1833 an lebte er im elterlichen Hause und übernahm während der Krankheit des Directors Rein einige Lehrstunden an dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Im Juli 1834 siedelte W. nach Berlin über. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit archäologischen, altdeutschen und Sanskritstudien. Im November desselben Jahres bestand er die preußische Oberlehrerprüfung und trat als Probecandidat am

Friedrichsgymnasium in Berlin ein. Im October 1835 ging er nach Koschentin bei Lublinitz in Oberschlesien, um den ältesten Sohn des Fürsten Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen zu unterrichten. Zwei Jahre war er auf dem Schlosse thätig und begleitete dann 1837 seinen Schüler, den Prinzen Karl, nach Breslau, wo er die Studien desselben bis zu der Zeit beaufsichtigte, wo der Prinz in die königliche Armee eintrat. Zu Anfang des Jahres 1840 kehrte W. nach Gera zurück und begab sich im Mai nach Jena, um sich als Privatdocent für das Fach der classischen Philologie zu habilitiren. Hier waren Eichstädt, Hand und Göttling thätig, leiteten das philologische Seminar und unterstützten nach Kräften die Bestrebungen des jungen Privatdocenten, der sich besonders dadurch Verdienste erwarb, daß er mit fleißigen philologischen Studenten alte Schriftsteller las und ihre Studien in rühmlicher Weise zu unterstützen suchte. In seinen Vorlesungen hatte er, da die Zahl der Philologie Studirenden in Jena überhaupt klein war, nur wenige Zuhörer, zumal ihm bei aller gründlichen Gelehrsamkeit eine gewisse anregende Kraft fehlte. Schon 1834 (Lipsiae) hatte er eine Abhandlung „De versibus jambico-antispasticis“ und (Lipsiae 1840 und 1841) „De versibus glyconicis. Part. I de basi versuum glyconeorum. Part. II de numero primario versuum glyconeorum“ veröffentlicht. Wichtige Beiträge zur Erforschung der altgriechischen Geschichte gab er in seinem Heinr. Luden, Ferd. Hand und Karl Göttling gewidmeten „Hellen“ (Jena 1844). Im J. 1850 besorgte er die zweite Auflage der „Opuscula Henr. Car. Abr. Eichstadii“ (Jenae), denen er ein umsichtig angelegtes Register hinzufügte. Da die Aussichten eine ordentliche Professur (1843 war er bereits zum außerordentlichen Professor ernannt worden) an der Universität zu erlangen gering waren, zog er es vor, an dem königl. Gymnasium in Erfurt, dessen Director der kunstsinnige Schöller war, nach dem Tode des Professor Thierbach eine Lehrerstelle zu übernehmen. Hier hat er viele Jahre in den verschiedensten Classen und in den verschiedensten Gegenständen unterrichtet. Zu Ostern 1877 trat er in den wohlverdienten Ruhestand. Als Bibliothekar der königl. Bibliothek in Erfurt ist er bis zu seinem Tode am 10. Januar 1886 thätig gewesen. Während seiner Thätigkeit in der alten Universitätsstadt veröffentlichte er zwei Programme von 1851 und 1856 und „Hierana. Beiträge zur Geschichte des Erfurtischen Gelehrtenschulwesens“ (vier Abtheilungen 1861, 1862, 1867, 1870). Er veranstaltete auch eine Ausgabe der Matrikelbücher der Universität Erfurt. Für die allgemeine Encyklopädie von Ersch und Gruber hat W. viele Artikel geschrieben. Als Bibliothekar der königl. Bibliothek zu Erfurt hat er verschiedene die Geschichte der Stadt und der ehrwürdigen 1389 gestifteten und 1816 aufgehobenen Universität Erfurt herausgegeben. W. besaß eine große weitverzweigte Gelehrsamkeit und einen unermüdlichen Eifer für wissenschaftliche und pädagogische Thätigkeit. Gern spendete er von dem Reichthum seines umfassenden Wissens, jedem stand er mit Rath und That zur Seite, er war überhaupt ein vortrefflicher Mensch. Ueberall wo er wirkte hat er sich durch seine Liebenswürdigkeit viel Freunde erworben. Lothholz.

Weißenborn: Wilhelm W. Zu den ausgezeichneten Philologen und Schulmännern des Großherzogthums Sachsen gehört ohne Zweifel Wilh. W., der sich durch seine erfolgreiche pädagogische Thätigkeit am Gymnasium in Eisenach und kurze Zeit auch in Weimar die Anerkennung seiner Vorgesetzten und die Liebe und Verehrung seiner Schüler erworben und auf dem Gebiete der classischen Philologie durch seine Leistungen sich verdient gemacht hat. W. gehörte seiner Abstammung nach einer Predigerfamilie an, er wurde in Riethnordhausen im Weimarischen am 23. November 1803 geboren. Schon früh verlor er den Vater, so daß die Mutter ihren Wittwensitz nach Dankwartshausen, ihrem Geburtsorte in der Nähe von Eisenach verlegte. Hier wurde er in den ersten

Elementen unterrichtet. Nachdem ungefähr um das Jahr 1815 ihm auch die Mutter durch den Tod entrissen worden war, fand er in dem Hause seines Onkels, der ein geistliches Amt in Eisenach innehatte, freundliche Aufnahme. Er besuchte das Gymnasium. In späteren Jahren rühmte er noch, wie er durch den Unterricht Briegleb's, der damals in das Lehrercollegium eingetreten war, besonders sein Interesse dem Homer und dem Studium des Altdeutschen zugewandt habe. In seiner Abschiedsrede von der Schule stellte er eine Vergleichung des Nibelungenliedes mit der Ilias an. Wohlvorbereitet bezog er 1821 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Dabei versäumte er nicht bei Heinrich Luden geschichtliche und bei Karl Göttling philologische Vorlesungen zu hören. Griechische Grammatik, römische Alterthümer, die Wolken und Ritter des Aristophanes, hörte er bei dem geistvollen Göttling. Er hebt als besonders anziehend die Einleitungen zu den Vorlesungen und die äußerst gelungenen Uebersetzungen des liebenswürdigen Philologen hervor. In der Theologie waren besonders Schott und Baumgarten-Crusius seine Lehrer. Sehr gern hätte W. auch andere Hochschulen zu seiner weitern Ausbildung besucht, aber die knappen Mittel, über die er zu verfügen hatte, reichten dazu nicht aus, war er doch schon in Jena auf Freitische, Stipendien und Lösung von Preisaufgaben angewiesen. Trotz der finanziellen Beschränktheit verstand er es doch in maßvoller Weise das Studentenleben zu genießen, er war Mitglied der Burschenschaft und streifte mit seinen Commilitonen gern in der herrlichen Umgebung der thüringischen Hochschule umher. Der Turnplatz und der Fechtboden wurden fleißig besucht. Nach vierjähriger wohl angewendeter Studienzeit bestand er die theologische Staatsprüfung und übernahm eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Fürsten Dolgorucki, der in Paris lebte, später war er auch in Ruhla als Hauslehrer thätig. Um die Schweiz kennen zu lernen, hatte W. an dem Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl eine Stellung als Lehrer angenommen. Ueber ein Jahr wirkte er an dieser berühmten Anstalt und versäumte nicht nach allen Richtungen hin die Schweiz kennen zu lernen. Am Ende des Jahres 1827 kehrte er nach Eisenach zurück, wurde Collaborator und ertheilte an einem Mädcheninstitute Unterricht, er hoffte mit der Zeit ein Amt als Landgeistlicher zu erhalten. Als jedoch nach einigen Jahren eine Stelle am Gymnasium frei geworden war, wurde er veranlaßt sich um dieses Lehramt zu bewerben. Am 3. Februar 1829 trat er als dritter Lehrer in das Lehrercollegium des Gymnasiums ein. An dieser ehrwürdigen Anstalt ist er 43½ Jahre bis zu seiner Ostern 1873 erfolgten Pensionirung thätig gewesen. Seine amtliche Thätigkeit in Eisenach wurde nur kurze Zeit dadurch unterbrochen, daß er durch das Vertrauen seiner Mitbürger zur Theilnahme an dem Parlament in Frankfurt und in Erfurt berufen wurde. Auch wurde er von dem großherzoglichen Ministerium beauftragt nach dem Weggange Heiland's die Direction des Weimarischen Gymnasiums zu übernehmen bis zu der Zeit, wo ein Nachfolger des als Schulrath nach Magdeburg berufenen Dr. Heiland gefunden sein würde. Es hätte nahe gelegen dem Prof. W. das Directorat des Weimarischen Gymnasiums zu übertragen. W. verstand es durch anregende Art des Unterrichts das Interesse der Schüler nachhaltig in Anspruch zu nehmen, durch heilsame auf Liebe zur Jugend gegründete Strenge und durch gewissenhafte Amtsführung wußte er sich die Verehrung seiner Schüler und Anerkennung seiner Mitbürger in hohem Grade zu erwerben. Durch seinen klaren für die Beurtheilung praktischer Lebensverhältnisse geschärften Blick zeichnete er sich immer aus. Daher war es ganz entsprechend, wenn er in den Gemeinderath gewählt für das Wohl seiner Mitbürger zu sorgen berufen war. Seine Wirksamkeit wurde in der Weise anerkannt, daß ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen wurde, der Großherzog von

Sachsen ernannte ihn in gerechter Würdigung seiner Verdienste zum Hofrath. Einmal hatte er Aussichten an das Lyceum nach Wernigerode als Rector berufen zu werden, aber die Verhandlungen wurden wieder abgebrochen.

Weitgreifender als die pädagogische Thätigkeit und die Wirksamkeit als Stadtverordneter war die wissenschaftliche Bedeutung dieses anspruchslosen gründlichen Gelehrten. Seine Studien wurden durch eine dauerhafte Gesundheit und Frische des Geistes und Körpers unterstützt und durch eine gut angewendete Muße, da der Besuch des Gymnasiums in den dreißiger und vierziger Jahren nicht eben erheblich war, wesentlich gefördert. Außer Abhandlungen und Anzeigen neu erschienener Schriften veröffentlichte W. im J. 1835 (Eisenach) eine „Syntax der lateinischen Sprache für die oberen Classen gelehrter Schulen“. In diesem Werke, das auf eindringenden Studien der grammatischen Schriften Krüger's, Gernhard's, Hand's, Hartung's und anderer Philologen beruhte, hatte er die Werke über allgemeine Sprachwissenschaft von Becker, Herling, Schmitthenner, Hofmeister u. A. benutzt und so eine Arbeit zu Stande gebracht, die in Verhältniß zu anderen Lehrbüchern einen wissenschaftlichen Fortschritt bedeutete, namentlich beachtete er auch das Wesen des Locativus, was damals in den gewöhnlichen Grammatiken nicht berücksichtigt wurde. Vgl. Historische Uebersicht des Studiums der lat. Grammatik seit Wiederherstellung der Wissenschaften nebst einer Einleitung über das allgemeine Wesen der Sprache. Ein grammatischer Versuch von Conrad Michelsen. Hamburg 1837, S. 132 flg. Bald nach dem Erscheinen der lateinischen Syntax wurde er von dem Verleger Bärecke aufgefordert, eine vollständige lateinische Grammatik nach den in der Syntax befolgten durch die Gesetze des Denkens und den Geist der Sprache gebotenen Grundsätzen auszuarbeiten. Dieses Lehrbuch: „Lateinische Schulgrammatik“ erschien schon 1838. In ihm waren ebenfalls die neuesten Forschungen der Sprachwissenschaft fleißig und gewissenhaft berücksichtigt. Im J. 1844 bei Gelegenheit der Feier des 300-jährigen Jubiläums des Eisenacher Gymnasiums veröffentlichte er eine ebenfalls von Fachgenossen anerkannte Schrift: „De gerundio et gerundivo“. Für grammatische Dinge hatte W. überhaupt große Neigung, sodaß er immer gern gerade mit diesem Theile der Philologie sich beschäftigte. Doch der Lieblingswunsch des trefflichen Mannes sollte nicht in Erfüllung gehn. Im J. 1851 stellte die Weidmann'sche Buchhandlung an ihn den Antrag, für die Haupt-Sauppe'sche Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller die Bearbeitung des Livius, mit dem er sich, wie sein Sohn H. Weißenborn schreibt, im Vereine mit Alschefski schon früher beschäftigt hatte, zu übernehmen. Nach längerer Ueberlegung ging er auf das Anerbieten ein. Er hat mir später erklärt, daß, wenn er die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit geahnt hätte, er sich auf die Aufforderung der Buchhandlung nicht eingelassen hätte. Als er aber seine Zusage gegeben hatte, wandte er seine ganze Kraft der in jeder Hinsicht lohnenden Bearbeitung des römischen Geschichtsschreibers zu. Auch eine in der Teubner'schen Verlagsbuchhandlung bereits in mehreren Auflagen erschienene Textausgabe besorgte er. Durch diese in verschiedenen Auflagen verbreitete Ausgabe hat sich W. um Wissenschaft und Schule die größten, allseitig anerkannten Verdienste erworben. Conr. Bursian sagt in seiner Gesch. d. class. Philologie (II, 962), daß zwei Männer von klarem Verstand, unermüdlichem Fleiße und guter Beobachtungsgabe, Joh. Gottl. Kreyßig und Wilh. W., ihre ihnen karg genug zugemessene Mußezeit fast ausschließlich dem Livius gewidmet hätten und zwar so, daß bei Kreyßig die textkritische, bei W. die exegetische Thätigkeit in ihrer Bedeutung überwiege. H. Sauppe urtheilte in seinen Vorträgen über Hermeneutik und Kritik, daß W. durch ein gutes Gefühl auf das Richtige geleitet werde, aber oft sei er zu schüchtern. (Madvig's

Emendationes Livianae erklärte S. für ein wahres Meisterwerk.) Nach dem Tode Weißenborn's hat die Besorgung der weiteren Ausgaben der gründliche Kenner der römischen Litteratur Gymnasialdirector Prof. Dr. H. J. Müller in Berlin in die Hand genommen.

Immer wissenschaftlich thätig bis zu seinem Tode nahm W. doch an Allem theil, was seine Zeit bewegte, ließ seinen Blick über die Grenzen seiner einfachen nur mit den Bildern B. G. Niebuhr's, Th. Mommsen's, Jac. Grimm's und K. Reimer's geschmückten Studirstube weit hinausschweifen, nihil humani ab eo alienum! Sein scharfer Verstand und seine damit verbundene schnelle Auffassung ließ ihn auf allen Gebieten das Wesentliche neu auftauchender Fragen und Ansichten leicht erkennen. Allem, berichtet der Sohn des trefflichen Gelehrten, was das menschliche Leben betrifft, widmete W. seine Aufmerksamkeit, über Alles suchte er sich eingehend zu unterrichten, sei es nach Vollendung seiner amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten neue Bücher lesend, sei es durch Verkehr mit Anderen seine Kenntnisse erweiternd und klärend. Er genoß in allen Kreisen der Gesellschaft wegen seines biederen Charakters, seiner Bescheidenheit, Einfachheit und Anspruchslosigkeit die größte Hochachtung. Die Schicksalsschläge, die ihn in späteren Jahren trafen, ertrug er gelassen und dankbar für das, was ihm in der Familie seines geliebten Sohnes geblieben war. Mitten aus seiner Arbeit, nachdem er noch Abends zuvor mit der neuen Auflage des 1. Bändchens seines Livius beschäftigt gewesen war, brachte am 5. November 1878, Morgens 8 Uhr ein Herzschlag seinem arbeitsreichen Leben ein sanftes Ende. Sein Haus war wohlbestellt, in der Familie seines einzigen Sohnes hatte er die sorgsamste Pflege gefunden, war dankbar für alle Liebesbeweise. Er hatte verordnet, daß aus dem 1. Briefe Pauli an die Corinther, Cap. 15, V. 12—28 und 35—58 vorgelesen, aber keine Grabrede gehalten würde. Das Andenken dieses ausgezeichneten Gelehrten wird in der Wissenschaft unvergessen sein, und die, welche das Glück hatten, ihm persönlich näher treten zu dürfen, werden sich dieses trefflichen Mannes immer gern erinnern.

Vgl. Eisenacher Gymnasialprogramm 1878 (der Bericht über das Leben des Prof. Weißenborn ist von seinem Sohne Herm. Weißenborn, Prof. der Mathematik abgefaßt). Lothholz.

Weissenhorn (auch Weyssenhorn): eine Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie des 16. Jahrhunderts. Wo und wann Alexander W. I., der Stammvater derselben, geboren wurde, wissen wir nicht. Zum ersten Mal kommt sein Name, so viel bis jetzt bekannt, auf Drucken des Jahres 1528 vor und zwar auf solchen von Augsburg, wo er seine Werkstätte bei dem St. Ursulakloster hatte. Anfangs druckte er auch einzelne reformatorische Schriften von Urbanus Rhegius, bald aber mußten diese Werken katholischer Richtung weichen und es waren insbesondere Aufträge aus dem entschieden altgläubigen Ingolstadt von dortigen Gelehrten und Buchhändlern, was seine Presse beschäftigte (Joh. Eck's gesammelte Werke gehören u. a. daher). So ist es nicht zu verwundern, wenn A. W. im J. 1539 ganz dorthin übersiedelte, zumal, wie es scheint, damals keine Druckerei sich an Ort und Stelle befand. Nach Zapf hätte Herzog Wilhelm von Baiern den Anstoß zur Uebersiedlung gegeben. In Ingolstadt wurde A. Weissenhorn's Presse, wenn sie gleich auch hier manches Nicht-Theologische veröffentlichte, recht eigentlich zur Werkstätte der katholischen Streitlitteratur. Viele Schriften von Eck, von Cochläus, später (unter seinen Nachfolgern) von den Jesuiten gingen aus ihr hervor. Dennoch scheint A. W. die katholische Litteratur nicht so ausschließlich gepflegt zu haben, wie es Regierung und Universität wünschen mochten; denn als 1548 eine Visitation seines Bücherlagers statthatte, fand man Schriften von Melanchthon und Agrippa, die

dann natürlich sämmtlich mit Beschlag belegt wurden. Wenig stimmt zu der geschilderten Richtung des Weissenhorn'schen Verlags die Büchermarke, die sich auf manchen dieser Drucke findet. Bald größer, bald kleiner zeigt dieselbe unter einem Portal die Friedensgöttin, wie sie mit der rechten Hand an einen Schild und andere Waffen die brennende Fackel hält und in der Linken den Oelzweig trägt. Als Umschrift findet sich dann und wann: Arcum confringet et concidet hastam, plaustra comburet igni. Als A. W. I. am 4. Januar 1549 starb, traten die Söhne Alexander W. II. und Samuel W. an seine Stelle. Sie führten das Geschäft in der bisherigen, schon durch die Umgebung gebotenen Richtung weiter und hatten 1565 insbesondere den Auftrag, „im unteren Lande" durch planmäßige Verbreitung gut katholischer Bücher der lutherischen Lehre entgegenzuwirken. Samuel W. starb 1567 oder 1568, denn sein Name kommt noch auf Drucken des ersteren Jahres, dagegen auf solchen des zweiten nicht mehr neben dem des Bruders vor. Wenige Jahre nachher, am 24. Juni 1570, folgte ihm dieser im Tode nach, worauf das Geschäft von dem Sohne Samuel Weissenhorn's, Alexander W. III., zunächst im Namen seiner Mutter, und späterhin im eigenen und seiner Miterben Namen in der alten Weise fortgeführt wurde. Doch scheint auch dieser dritte A. W. bald gestorben zu sein. Mindestens schon 1581, vielleicht noch früher, war Wolfgang Eder im Besitze des Geschäftes (s. Naß, Examen chartaceae Lutheranorum Concordiae, 1581), wenn er auch die altbekannte Firma der W. zunächst noch beibehielt. Nach 1585 verschwindet aber auch diese aus dem Meßkatalog.

Vgl. Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte, 1. Th., 1786, S. XLVII, 2. Th., 1791, S. 183 fgg. — Mederer, Annales Ingolstadiensis academiae, pars I, 1782, p. 166, 214, 326. — Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels I, 1878, S. 181—185. — Im übrigen vgl. die Drucke dieser Buchdruckerfamilie, wie sie, freilich nur zu einem kleinen Theil, außer bei Zapf, bei Panzer, Annales typogr. tom. VI u. XI, Hirsch, Millenarius I—IV und Weigel-Kuczynski, Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium, 1870—84 (passim) verzeichnet sind. K. Steiff.

Weißensee: Heinrich Hezbolt von W., thüringischer Minnesinger, 1312—45 zu belegen. Mit Kristân von Lupin und dem Düring stellt ihn schon der Grundstock der Heidelberger Handschrift zusammen: sie bilden die jüngere Generation einer durch Heinrich von Morungen begründeten, durch Kristân von Hamle und den Tugendhaften Schreiber befestigten thüringischen Dichterschule, aus deren Bezirken auch der Wartburgkrieg hervorging. Gemeinschaftlich hegen sie alle das Bestreben, die neue Manier des vom Rhein her eingeführten (und wol durch Veldeke persönlich dort vermittelten) Minnesangs an einheimische Art anzuknüpfen; ferner lieben sie es sämmtlich (was wol aber mit dem andern zusammenhängt), epische Töne anzuschlagen. So verwandelt auch W. eine Liebesformel in eine Situation; Andere sagen: „ihr Mund gleicht einer Rose", er aber: „ich sah ihren Mund wie eine Rose hervorglänzen". Auch in stark dialektischen Formen und in Anklängen an Morungen verräth er heimische Art. Diese schließt aber Originalität nicht aus, wie sie besonders der hüpfende Fall seiner Verse und die neuen hellen Reime zeigen; ebenso wenig hindert sie aber auch die (von Morungen her beliebte) directe Anlehnung an provençalische Art in Fremdwörtern in der sonst bei den Deutschen kaum zu belegenden Anwendung eines Versecknamens („der schöne glanz") für die Geliebte. Bei den einheimischen Spielleuten lernte er den übermüthigen Ton, mit dem er sich selbst als „tumben Affen" bezeichnet und für seine Dame Anreden wie „min zuckerkruckîn" erfindet, lernte er auch sein eines Gedicht durch Selbst-

nennung am Schluß zu signiren. Er beweist uns, wie viel gesunde Dichterkraft durch den Sieg der orthodoxen Minnepoesie, die zu der volksthümlichen Dichtung in Gegensatz gerieth, verloren ging.

Text: v. d. Hagen's Minnesinger 2, 22; zwei Lieder in Bartsch' Liederdichtern, S. 282. — Biographisches: v. d. Hagen 4, 316; Grimme, Der Minnesinger Kristan von Lupin (Diss. Münster 1885), S. 16 Anm.; Ders., Pfeiffer's Germ. 32, 421. — Zum Thüringer Minnesang: Roethe, Reinmar von Zweter Anm. 206. Richard M. Meyer.

Weisser: Friedrich Christoph W., Schriftsteller und Dichter, wurde als Sohn eines Buchbindermeisters am 7. März 1761 in Stuttgart geboren. Er wurde von einem Verwandten, der eine Stelle bei der württembergischen Landschaft bekleidete und den Knaben auch da unterzubringen gedachte, für die Schreibercarrière herangebildet. Zwar besuchte W. die unteren und mittleren Classen des Gymnasiums, mußte aber dann auf seinen Wunsch, sich für das Studium der Theologie vorzubereiten, verzichten, und kam 1776 zu dem Stabsamtmann und Amtsschreiber Härlin in Brenz in die Lehre; später erhielt er eine Schreiberstelle in Herrenberg und 1784 eine solche als Accessist bei der Landschaft in Stuttgart, wo er mit der Zeit zum Registrator und 1798 zum Landschaftssecretär aufrückte. Aber neben seiner amtlichen Thätigkeit hat sich W. durch eifriges Selbststudium und in dem Umgang mit seinen Freunden Conz, Haug, Petersen u. A. weiter gebildet und für die Schöpfungen der zeitgenössischen Litteratur interessirt. Schon in Stäudlin's erstem schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782 hat er selbst Proben seines Talentes veröffentlicht und mit seinen Epigrammen neben denen Haug's sogleich der Satire einen Platz in dieser Anthologie gesichert, zu deren weiteren Bänden er dann immer neue, oft gut gelungene und witzige Kleinigkeiten beigesteuert hat, während seine ersten Prosaschriften 1791—93 in der Tübinger Monatschrift „Flora“ erschienen. Aber auch an den in jene Zeit fallenden Verhandlungen und Streitigkeiten der Stände mit dem Landesherrn hat W. thätigen Antheil genommen; ja er wurde sogar von den Consulenten der Landschaft zum diplomatischen Verkehr mit den Höfen von Wien und Berlin verwendet. Am 1. März 1806 wurde er zum Obersteuerrath, 1811 zum Oberfinanzrath ernannt und dem Steuerwesen zugetheilt, im November 1817 in die Staatsschuldenzahlungscommission und 1819 in das Steuercollegium versetzt. Eines immer stärker auftretenden Gehörleidens wegen wurde er 1822 quiescirt und 1826 mit einem Ruhegehalte verabschiedet. Trotz dieser reichen Berufsarbeit ist W. unausgesetzt litterarisch thätig gewesen und hat nicht nur mit kleineren Prosa-Aufsätzen und poetischen Producten zu manchen Tagesjournalen beigesteuert, sondern auch größere Sammlungen seiner Muse veröffentlicht und eine Zeit lang (von 1807 an) selbst die Redaction des „Morgenblattes“ geleitet, in dem die meisten seiner damaligen Productionen zuerst erschienen. Erst in den letzten Jahren seines Lebens sah er sich zur völligen Ruhe genöthigt. Er starb am 9. Januar 1836 in Stuttgart.

W. gehört neben Haug zu den fruchtbarsten und witzigsten Epigrammdichtern seiner Zeit, aber er ist, wie Hermann Fischer treffend von ihm sagt, „eine durchaus auf prosaische Verständigkeit, moralische Lehrhaftigkeit und scharfen Witz gerichtete Natur; von Gemüthstiefe und Ideenschwung, wie von Humor im eigentlichen Sinne darf man nichts bei ihm suchen; moralisirende Betrachtungen müssen die ersten, barocke Paradoxen den letzten ersetzen“. Seine Prosaschriften, deren Sprache glattfließend und correct ist, bestehen meist aus Anekdoten, harmlosen Plaudereien, Feuilletons und Aphorismen, die manchen guten Einfall, aber auch viel gesucht Witziges enthalten und viel Schwatzhaftigkeit über alle möglichen Gegenstände zeigen. Sie erschienen gesammelt in den Werken „Scherz- und

ernsthafte Miscellen" (1808); „Satirische Blätter" (2 Bde., 1813), sowie in den „Sämmtlichen prosaischen Werken" (6 Bde., 1818—20), den „Neuesten poetischen und prosaischen Werken" (3 Bde., 1820—22) und der „Neuen Sammlung auserlesener prosaischer Schriften" (3 Bde., 1826). In seinen orientalischen „Märchen und Erzählungen" (gesammelt 1816 und 1824), die Wieland's Art nachahmen, und in der Nacherzählung der „Märchen der Scheherazade" (6 Bde., 1809—12) zeigt er sich als äußerst gewandter und anmuthiger Erzähler. Die Modernisirung des Simplicissimus, die er unter dem Titel „Schalkheit und Einfalt" (2 Bde., 1822) veröffentlichte, ist eine zum Theil verkürzte und harmloser gestaltete Nacherzählung, der man das Original aber immer vorziehen wird. Weisser's poetische Sachen, bestehend aus Romanzen, Epigrammen, Charaden und satirischen Strophendichtungen, die er gesammelt in den Werken „Acht Romanzen" (1804), „Sinngedichte" (2 Bde., 1805—6), „Satirische Blätter" (2 Bde., 1813), „Poetische Satiren und scherzhafte Gedichte" (1823), „Poetisch-satirische Pinselstriche" (1823), „Neueste poetische und prosaische Werke" (3 Bde., 1820—22), „Ernste, fröhliche und scherzhafte Muse" (2 Bde., 1826) und in der mit Haug herausgegebenen „Epigrammatischen Anthologie" (10 Bde., 1807—9) veröffentlichte, sind in Versbau und Rhythmus tadellos rein und gewandt. Als Kritiker und Satiriker wendet er sich als Anhänger des sog. Classicismus besonders heftig gegen die Romantiker und das von ihnen bevorzugte Sonett, mußte aber seiner einseitigen Richtung wegen auch selbst scharfe Angriffe erdulden, so z. B. von Kerner und Uhland. Eigenthümlich berührt im Zeitalter des Capitalismus sein eifriges Eintreten für den Nachdruck, wovon hauptsächlich die „Briefe David's an Jonathan" handeln (wiederabgedruckt in Bd. 6 seiner „Sämmtlichen prosaischen Werke").

Neuer Nekrolog für 1836 XIV, 24—29. — Hermann Fischer, Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens (1891), S. 53 ff.

Max Mendheim.

Weisser: Karl Ludwig W., Lithograph und Kunstgelehrter, als Pfarrerssohn geboren am 2. Juni 1823 in Unterjettingen, OA. Herrenberg, † am 26. Februar 1879 zu Stuttgart, verlor seinen Vater schon im J. 1828 und wurde von einem mütterlichen Oheim, Pfarrer Gratianus in Sondelfingen bei Reutlingen, ins Haus genommen. An einigen in dessen Studirstube aufgehängten Bildern und an ein paar illustrirten Chroniken ging dem Jungen frühe die Lust zum Sehen und bald auch zum Nachbilden auf. In Reutlingen, wohin ihn die Mutter im J. 1831 zu sich nahm, lieferten deren Bibel und die dort heimischen Volksbücher neue Anregungen; auch fand sich als Lehrer ein alter Maler, „„der Fensterläden sehr gut anstrich und Bildnisse nicht ganz schlecht malte"". Zu einer eigentlichen Kunstlaufbahn fehlten die Mittel; aber der Lithograph G. Küstner, zu dem W. im J. 1837 nach Stuttgart in die Lehre kam, erlaubte ihm, den Unterricht im Figuren- und Ornamentenzeichnen in der Gewerbeschule zu besuchen. In der räumlich damit verbundenen Kunstschule durfte er auch nach der Antike und dem lebenden Modelle zeichnen. Kurzsichtigkeit veranlaßte ihn jedoch, auf den Traum seiner Kindheit, Maler zu werden, zu verzichten. Dagegen regte sich in ihm das von Vater und Mutter her ererbte Gelehrtenblut. Er las die Werke von Winkelmann, Meyer, Fernow u. A., besonders aber die damals neu erschienenen Kunstgeschichten von Kugler und von Schnaase; die letztere regte ihn auch zu kunstphilosophischen Studien an und führte ihn zu Kant und Hegel. Von der Lithographie, die dem nach zwei Jahren aus der Lehre freigesprochenen Jüngling genügend Brot gab, schwang er sich zum erfindenden Zeichner auf und fand in den Stuttgarter Verlagsunternehmungen von Franckh, von Becher und von Krabbe Gelegenheit zu einigem Ver-

dienste als Illustrator. Aber von allen diesen Arbeiten versah er keine mit seinem Namen oder Zeichen mit Ausnahme des im Franckh'schen Verlage herausgekommenen Almanachs „Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet von C. Spindler“. In dessen 4 Jahrgängen (1845—48) erwies er sich als einen vielseitigen und wohlgeschulten Künstler; aber er hatte schon zu viel Kunstgeschichte getrieben, um die Schranken seines Talentes übersehen und sich in dieser Thätigkeit ganz wohl fühlen zu können.

Zunächst jedoch riß ihn die politische Aufregung des Jahres 1848 aus allem Schaffen und Studiren. Er schloß sich der demokratischen Partei in Württemberg an, zu deren Führern sein Bruder Adolf, damals Redacteur des „Beobachters“ (geb. zu Unterjettingen 1815, † zu Göppingen 1863), und seine Freunde, die Dichter Hermann Kurz und Ludwig Pfau, gehörten. Im Sommer 1849 übernahm W. für den flüchtig gewordenen Pfau die Redaction des politischen Witzblattes „Eulenspiegel“ und wurde im Frühjahr 1850 wegen eines satirischen Bildes, das er nicht gezeichnet hatte, aber als Redacteur vor dem Schwurgerichte vertrat, der Majestätsbeleidigung schuldig erklärt und zu acht Monaten Festungsarrest unter Verlust der bürgerlichen Ehren- und Dienstrechte verurtheilt. Nach Verbüßung dieser Strafe auf dem Hohenasperg nahm er seine Thätigkeit als Zeichner wieder auf und gründete im Sommer 1851 mit einer Stuttgarterin, Karoline Pfeiffer, den eigenen Herd. Mit ihrer Beihülfe begann er im J. 1854 seinen „Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte“, wozu er „nach den besten Darstellungen aller Zeiten“ unter starker Hereinziehung der Culturgeschichte die Zeichnungen selbst machte; eigenhändig lithographirt hat er nur 3 Tafeln. Die erste Abtheilung des 1. Bandes wurde mit Text des kunstsinnigen Stadtpfarrers (späteren Prälaten) Dr. Heinrich Merz in Hall im Jahre 1860, die zweite mit Text von Herm. Kurz im J. 1862 vollendet; der 2. Band mit Text von Merz fand im J. 1868 seinen Abschluß. Eine 2., verb. Auflage mit Text von Merz erschien im J. 1882. W. hatte sich, wie nicht zu leugnen ist, von vornherein den Plan etwas zu weit gesteckt und sich während der Arbeit gegen die Menge des andringenden Details nicht genugsam gewehrt. Aber in unzähligen Lehrer- und Schülerhänden hat das Werk doch lange Zeit seine Aufgabe erfüllt.

Inzwischen war im J. 1858 das Inspectorat der k. Kupferstichsammlung in Stuttgart aufgegangen. Mit hochherzigem Verzeihen übertrug König Wilhelm I. unserem W. als dem berufensten Bewerber die Stelle. Dieser führte mit Hülfe seiner fleißigen Gattin eine völlige Neukatalogisirung und Neuordnung der reichhaltigen Sammlung durch und ergänzte sie zugleich in sachkundiger Weise durch Neuanschaffungen. Im J. 1862 wurde ihm daneben (seit 1863 mit dem Titel eines Professors) an der Kunstschule ein Lehrauftrag für Kunstgeschichte bis zur Berufung W. Lübke's (1866) und von da an für Kostümkunde mit kunstgeschichtlichen Excursen ertheilt. Später (1867) nahm W. auch als Mitglied des Lehrercollegiums einen hochgeschätzten Antheil an der Leitung dieser Anstalt. Durch eifrigste Studien und mehrere Reisen, wozu ihn sein Dienst veranlaßte, erweiterte er fortwährend seine Anschauungen und Kenntnisse. Vielfach von Fachgenossen gedrängt, dieselben schriftstellerisch zum Gemeingute zu machen, übernahm er den Text zu dem im J. 1877—80 auf Veranlassung des Kunsthändlers J. G. Gutekunst im Verlage von P. Neff in Stuttgart ausgegebenen Prachtwerke: „Die Kunst für alle, eine Sammlung der vorzüglichsten Malerstiche, Radirungen und Formschnitte des 15. bis 17. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf Kunst- und Kulturgeschichte in Photographiedrucken von M. Rommel“. Das (nach Weisser's Tode von Karl v. Lützow vollendete)

Werk zeugt ebensosehr von seinen gediegenen Kenntnissen, als von der ihm auch als Lehrer nachgerühmten Gabe, Kunstwerke mit einfachen aber glücklich gewählten Worten anziehend und anregend zu erläutern. — Weisser's äußeres Leben verlief seit seiner Anstellung aufs ruhigste; er nahm an der Politik keinen thätigen Antheil mehr, wandte sich aber innerlich der nationalen Richtung zu und hat sich über die Aufrichtung des deutschen Reiches offen und ehrlich gefreut. Seine von Haus aus kräftige Gesundheit erfuhr durch den Winterdienst in den damals ungeheizten Räumlichkeiten des Kupferstichcabinettes schwere Angriffe. Zu Anfang des Jahres 1879 befiel ihn eine Rippenfellentzündung, der er am 26. Februar erlag. Eine gute Gipsbüste von ihm fertigte nach dem Leben der Bidhauer Ernst Rau, ein Brustbild in Oel die Malerin Emma Horlacher.

Vgl. die Charakteristik von Fr. Vischer in der Zeitschrift „Im neuen Reich", Jg. 1879, S. 569 ff., aufgen. in dessen „Altes und Neues", H. 3, S. 44 ff., und m. Nekrolog in d. Schwäb. Kronik, Jg. 1879, S. 873 f., von Fr. Vischer aufgenommen in „Altes und Neues", H. 3, S. 26 ff., wiederabgedr. in m. „Württ. Künstler in Lebensbildern", S. 436 ff.

A. Wintterlin.

Weißgärber: Christoph W., auch Christoffel Wyßgärwer, ist der Dichter eines vierstrophigen Weihnachtsliedes: „Sing, du werthe Christenheit", das eine Uebersetzung des Hymnus „Resonet in laudibus" ist und sich zuerst im Zürcher Gesangbuch von 1560 gedruckt findet. Hernach ist es abgedruckt in den Psalmen, Zürich 1570, und im Kirchengesang, Zürich 1599. Wackernagel hielt für wahrscheinlich, daß eine Verdeutschung des „In dulci jubilo", die in dem Gesangbuch von 1560 unmittelbar auf das erstgenannte Lied folgt, auch von W. sei. Ueber den Dichter scheint sonst nichts bekannt zu sein.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied IV, 1123, und Bibliographie S. 365 u. 443. — Koch, Gesch. d. Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, 391. — Goedeke, 2. Aufl., II, 194, Nr. 92. — Die Lieder selbst: Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied IV, 143.

l. u.

Weißmann: Christian Eberhard W., evangelischer Theologe, † 1747. Zu den Theologen, welche der orthodoxen lutherischen Kirchenlehre anhingen, sie aber unter dem Einfluß des Pietismus erweichten und sich am liebsten auf die Bibel zurückzogen, gehört der Tübinger Theologe W. Er wurde in dem Kloster Hirschau in Württemberg am 2. September 1677 geboren, wo sein Vater, gleichfalls Theologe, damals Klosterpräceptor war. Schon nach zurückgelegtem zwölften Lebensjahre war er soweit vorgebildet, daß er 1689 die Universität Tübingen beziehen konnte. 1693 wurde er daselbst Magister, 1699 Repetent, 1701 Diakonus zu Calw, 1705 Hofcaplan in Stuttgart, 1707 Professor der Kirchenhistorie und Philosophie bei dem Gymnasium und Mittwochs-Prediger bei der Stiftskirche daselbst. Das Jahr 1721 führte ihn in das akademische Lehramt, indem er außerordentlicher Professor bei der theologischen Facultät und zugleich auch Stadtpfarrer in Tübingen wurde. 1722 erwarb er sich die Würde eines Doctors der Theologie, 1726 trat er als ordentlicher Professor in die Facultät ein und blieb in dieser Stellung bis an seinen Tod, 22. Mai 1747, neben Pfaff und Bilfinger wol die anziehendste Persönlichkeit dieser gelehrten Körperschaft. Seine Grundrichtung war eine biblisch-supranaturalistische; von da aus hat er zum Pietismus eine nicht unfreundliche Stellung eingenommen, dagegen der damals in Aufschwung gekommenen Leibniz-Wolfschen Philosophie, welche seit 1730 sein College Bilfinger vertrat, keine Sympathie entgegengebracht. Seine hervorragendsten Leistungen liegen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte.

Schriften: sein Hauptwerk ist die „Introductio in Memorabilia ecclesiastica historiae sacrae Novi Testamenti, maxime vero saeculorum primorum et novissimorum“ (I. Theil Stuttg. 1718, II. Theil ebd. 1719), ein sachliches und doch zugleich erbauliches Handbuch der Kirchengeschichte, das zwischen Compendium und ausführlicher Darstellung die rechte Mitte halten sollte und 1745 in zweiter Auflage erschien. Dieses Werk ist durch Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte beeinflußt, aber doch freier als dieses einseitig pietistische Werk. Es ist so bedeutend, daß es nicht bloß zeitlich, sondern auch inhaltlich zwischen Arnold's und Mosheim's Arbeiten zu stehen kommt. W. erstrebte im Unterschiede von den Centuriatoren und Pietisten eine objectiv geschichtliche Auffassung der Geschichte des apostolischen Christenthums, des Papstthums, des Kaiserthums, der Reformation und der Folgezeit und bildet so eine Vorstufe zu der ersten modernen Kirchengeschichtsschreibung, die von Mosheim geleistet worden ist. Eine ausführliche Würdigung der Verdienste Weißmann's auf diesem Gebiete hat F. Chr. Baur [s. unten] geliefert; „Dissertatio pro loco“ (Tüb. 1721); „Dissertatio pro gradu“ (Tüb. 1722); „Aphorismi de causis errorum circa doctrinam de ecclesia etc.“ (Tüb. 1722); „Exercitatio academica de erroribus quibusdam et abusibus, vero theologiae naturalis pretio usuique legitimo contrariis“ (Tüb. 1725); „Schediasmata academica sive dissertationes varii argumenti, nostrorum maxime temporum controversiis absque studio partium expendendis accommodatae“ (Tüb. 1725); „Dissertatio, quaestionem arduam, an et quibus conditionibus cuique liceat vel non liceat de rebus religionis iudicare? ex Act. XVII, 11, 12 evolvens“ (Tüb. 1726); „Paraenesis, de studio sapientiae quod non est secundum Christum, sollicite fugiendo“ (Tüb. 1727); „Dissertatio de veritatibus spiritus, problematibus scholae et mendaciis carnis etc.“ (Tüb. 1728); „Exercitatio academica de fide et officiis Christianorum, ex epistola ad Romanos“ (Tüb. 1728); „Die ersten Grundlehren von der nöthigen Tüchtigkeit eines evangelischen Christen zu Verantwortung seiner Religion und seines Gottesdienstes, auch heilsamer Verwahrung gegen dem Papstthum als Papstthum“ (ebd. 1728 u. 1729, 2. Aufl. 1737); „Leich-Predigt auf Prof. Gottfried Hoffmann“ (Tüb. 1729); „Orationes academicae“ (Tüb. 1729); „Quaestiones nonnullae ... de miraculis“ (ebd. 1729); „Diss. de obligatione reproborum credendi in Christum“ (ebd. 1730); „Fontes solutionum adversus sex impedimenta saluti Protestantium aeternae objecta a Scheffmachero aperti“ (ebd. 1730); „Diss. de distinctione apostolica in hominem animalem et spiritualem“ (ebd. 1731); „Rabulismi exegetici Partis Socinianae .... specimina“ (ebd. 1731); „Vorrede von der bei Lesung der Lebensbeschreibungen der für wiedergeboren gehaltenen Personen zu beobachten nöthigen Klugheit“ (Stuttg. 1731, 1732); „Apocalypseos excellens doctrina fidei et morum“ (1732); „Methodus Brilliana conciliandi religionis controversias“ (Tüb. 1732); „Doctrina apostolorum de nemine, ne Christo quidem, amplius secundum carnem cognoscendo“ (ebd. 1732); „Clementis Romani de iustificatione ... sententia“ (ebd. 1732); „Compromissa Christianorum“ (ebd. 1732); „Electa male selecta Caroli Piettre de S. Benedicto“ (ebd. 1732); „Historia V. Strigelii“ (ebd. 1732); „Responsiones speciales ad G. Bulli objectiones“ (ebd. 1733); „Quaestiones quaedam selectiores“ und „Qu. VIII selectiores“ (beide 1734); „Fontes genuini iudicii solidi et prudentis de doctrina abnegationis“ (ebd. 1734). — Dazu eine Reihe anderer Dissertationen aus den Jahren 1735 bis 1738, deren Titel bei Zedler (s. unten). — „Institutio theologiae exegetico-dogmaticae“ (Tüb. 1739). — Weitere Dissertationen aus den Jahren 1739 bis 1744, deren Titel gleichfalls bei Zedler (s. unten). — „Sensus verus et falsus consilii de ecclesiolis in ecclesiis erigendis“ (Tüb. 1744, durch den Pietismus veranlaßt). — Dazu noch mehrere

Dissertationen aus den folgenden Jahren 1745 bis 1746, deren Titel wieder bei Zedler (s. unten) stehen.

Vgl. (Zedler,) Universallexikon, 54. Bd. (1747), Sp. 1440 ff. — F. Chr. Baur, Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tüb. 1852, S. 108—118. — Carl v. Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen von der Reformation bis zur Gegenwart. Tüb. 1877, S. 100—106. — Württembergische Kirchengeschichte. Calw u. Stuttgart 1893, S. 485—513 an verschiedenen Stellen.

P. Tschackert.

Weitbrecht: Joh. Jakob W., Basler Missionar, geboren am 29. April 1802 in dem württembergischen Städtchen Schorndorf, † am 1. März 1852 in Calcutta. Sein Vater war Kupferschmied und Bürgermeister, seine Mutter, Sabina geb. Pfander, hielt ihre Kinder, deren sie 15 hatte, zu allem Guten an, wie er selber rühmt: „Sie ermahnte mich öfters, dem, der für mich litt und starb, mein ganzes Herz zu schenken“. Schon im sechsten Jahre verlor er sie; eine zweite Mutter war ebenso für das Heil der Kinder besorgt. Er durchlief die Lateinschule seiner Vaterstadt. Weil sein Vater ihn nicht für so begabt hielt, wie andere seiner Söhne, so sollte Jakob Kupferschmied werden. Er fühlte aber, daß sein Körper das harte Geschäft nicht ertrage, darum trat er nach dem Tode seines Vaters bei einem Bäcker in Waiblingen in die Lehre. Hierauf kam er nach Vollendung der Lehre nach Stuttgart in Arbeit und hier war es, wo er durch die Predigten Ludwig Hofacker's ergriffen wurde. Schon in Schorndorf und Waiblingen war er mit der Missionssache bekannt geworden, und nun stieg der Wunsch ihn ihm auf, selber Missionar zu werden. Zu Ende des Jahres 1825 finden wir ihn schon im Basler Missionshause. Wegen seiner früheren classischen Vorbildung nahm man ihn in eine der höheren Classen auf. Durch seinen Fleiß, sein offenes Wesen und besonders durch seine innige Frömmigkeit gewann er bald die Liebe seiner Lehrer und seiner Mitzöglinge, denen er auf jegliche Weise zu dienen suchte. Er war an Kenntnissen und Charakter so reif, daß er schon nach drei Jahren nach England, wo er in den Dienst der kirchlichen Missionsgesellschaft treten sollte, geschickt wurde. Im Missionshaus zu Islington wurde er weiter gebildet. Der Plan, ihn in Abessinien als Missionar zu verwenden, konnte nicht ausgeführt werden, obwol er sich bereits der Tigresprache und ihrer Schwestern, des Aethiopischen und Amharischen, bemeistert hatte. Auch das Englische hatte er schon erlernt. Vor Weihnachten 1830 bestand er ein viertägiges Examen und wurde alsdann vom Bischof von London ordinirt. Nun studirte er auch noch Medicin. So aufs beste ausgerüstet, zog W. nicht nach Abessinien, sondern auf Antrag des Missionscomités nach Indien. Er hatte sich bereits mit dem Bengalischen bekannt gemacht. Am 30. August 1830 verließ er England. Fünf Monate mußte er auf dem Schiffe aushalten, bis er am 29. Januar 1831 Calcutta erreichte. Hier sollte der Ort seiner Wirksamkeit sein. In Burdwan, einer Stadt von 50 000 Einwohnern, fühlte Missionar Dürr, ebenfalls ein Basler Zögling, welcher schon über 13 Jahre mit Erfolg arbeitete, das Bedürfniß, sich in Europa zu erholen. Es war heilsam für W., daß er noch längere Zeit mit dem bewährten Dürr zusammenwirken konnte. Es gab genug zu thun. Neun Schulen standen unter seiner Aufsicht. Am Sonntage predigte er Morgens seiner europäischen Gemeinde englisch, Nachmittags kamen Hinduchristen in sein Haus zum Gottesdienste. Nach zwei Jahren hatte er es in der bengalischen Sprache schon soweit gebracht, daß er seiner kleinen Hindugemeinde das Evangelium mit ziemlicher Geläufigkeit in ihrer Muttersprache verkündigen konnte. Und er wirkte nicht umsonst, es traten immer wieder Seelen zur Gemeinde. Die Beschreibung,

welche W. von den Hindus gibt, ist wahrhaft Grauen erregend. Röm. 1, 21 bis 32 sei eine nur zu getreue Schilderung ihres Charakters, schreibt er, aber er verzagte nicht, sondern griff muthig das Werk an: „Ich predige des Morgens und Abends den armen Hindus in Städten und Dörfern, in Schulen, auf Landstraßen und an Zäunen das Evangelium und möchte sie gerne nöthigen hereinzukommen“. In der frischeren Jahreszeit machte er größere Missionsreisen und fand sich nach und nach ganz in die Straßenpredigt, die von den Zuhörern manchmal unterbrochen, wol auch verlacht und verspottet wurde. Besonders machten ihm die Brahmanen zu schaffen. Bei seinen vielen aufreibenden Geschäften war es ihm sehr erwünscht, daß er einen Gehülfen an Linke erhielt. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, dieses Wort fühlte auch W. in seiner tiefen Bedeutung, und entschloß sich daher, in den Stand der Ehe zu treten. Sein Comité ertheilte ihm die Erlaubniß nach Europa zu kommen und sich eine Gehülfin zu suchen. Er konnte sich aber nicht entschließen, seine Gemeinde auf Jahr und Tag zu verlassen. Seine Augen fielen auf eine junge Engländerin Martha Edwards, die schon seit mehreren Jahren im Missionsdienste in Calcutta arbeitete. Sie war für ihn wie gemacht. Ihr Buch über die weibliche Missionsarbeit in Indien lehrt uns diese tüchtige Missionsfrau kennen. Am 7. März 1834 traten sie in den Ehebund, es war eine glückliche Ehe. Ein Missionar sagt von ihr: „Ich halte Frau W. für die erste Missionarsfrau, die wir jetzt in Indien haben“.

W. führte ein Tagebuch, das uns genaueren Aufschluß über seine Arbeiten, aber auch über sein Inneres gibt. Es ist wirklich erbaulich, darin zu lesen, mit welchem hohen Ernste er seine Aufgabe auffaßt und trotz des den Europäern so tödtlichen Klimas fast über Vermögen arbeitete. Als er sich einmal — es war im J. 1834 — eines Abends auf den bengalischen Gottesdienst vorbereitete, fühlte er einen heftigen Schmerz in der Gegend der Herzgrube, der sich in wenigen Minuten über die ganze Brust ausbreitete, so daß er nur noch mit Mühe athmen konnte. Der schnell herbeigerufene Arzt ließ alsbald Ader, so daß die Entzündung zwar gehoben, er selber aber äußerst schwach war und eine Woche lang fast nichts thun konnte. Im J. 1841 mußte er sich entschließen, da seine und seiner Gattin Gesundheit gebrochen war, Indien zu verlassen und in Europa die Gesundheit zu stärken. Kaum war er aber wieder zu Kräften gekommen, so hielt er in England und Deutschland Versammlungen und predigte unaufhörlich. Und seine Zeugnisse über Mission machten bei Hoch und Nieder tiefen und öfters auch nachhaltigen Eindruck. Doch bemerkt er richtig: „Gott mischt mir wol Myrrhen unter den Weihrauch“. Es starb ihm ein Söhnlein, was ihm sehr wehe that. Er reiste schnell nach England und hier erfuhr er die Todeskunde seiner treuen Mutter und betrübende Nachrichten aus seiner indischen Gemeinde. Das waren Myrrhen. Seine Vorträge erschienen in England und Deutschland gedruckt und bieten viel Belehrung. Doch zurück gings nun wieder nach Indien. Es war ein schwerer Abschied, da sie ihre beiden ältesten Kinder in England zurückließen. Im December 1844 kamen sie wieder in Burdwan an. Mit herzlicher Freude wurden sie empfangen. Bald trieb es ihn hinaus in den Bezirk, dem Heidenthum, das sich grell darstellte, mit dem Evangelium entgegen zu treten. Er kam in Dörfer, die noch nie die Füße eines Friedensboten betreten hatten. Die Erfahrungen, die er hier machte, sind interessant, und ist nur schade, daß der Raum uns verbietet, näher darauf einzugehen. Was W. zu Stande gebracht, war ein Gedanke, welchen er schon in England hegte, nämlich eine Conferenz von Missionaren zu Stande zu bringen. Die erste fand in Krischnagora statt. Welche Erquickung brachte diese Einrichtung den Männern, welche einsam mitten unter den Heiden in dem so erschlaffenden

Klima lebten! Als die Weitbrechts im J. 1834 ein Waisenhaus für Mädchen gründeten, war eine furchtbare Ueberschwemmung die Ursache, und jetzt brachte ihnen abermals eine Ueberschwemmung eine hübsche Zahl von Waisenmädchen. Ihre beiden Häuser waren überfüllt. Die armen Wittwen brachten oft wahre Skelette von hungernden Kindern. Recht erfreuliche Erfahrungen wurden mit manchen dieser Waisen gemacht. Während auf solche und ähnliche Weise die Missionare im Geiste Christi wirkten, trat schon damals „das junge Bengalen“, der vom Götzenthum losgelöste, gebildete Theil der Hindus, gegen das wahre Christenthum, das ihrer Verworfenheit entgegenstand, in allerlei Weise, besonders durch wohlfeile Tractate, auf. Die Regierung errichtete Schulen, in denen keine Religion gelehrt werden durfte. Die Mission konnte nicht ruhig solcher verderblichen Erziehung zusehen.

Ein Lichtstrahl in das Leben dieses treuen Zeugen war die Herstellung einer wirklich schönen, würdigen Kirche durch ihn. Bisher hatte er für die Hindus in einem häßlichen, mit Stroh gedeckten Locale, für die Europäer in einer entfernten Capelle Gottesdienst gehalten. Die Heiden verspotteten sie deshalb. Eines Tags kam ein Mann aus der Gemeinde und brachte ein hölzernes Modell zu einer Kirche, es wurde so zweckmäßig gefunden, daß W. sich entschloß, darnach die Kirche zu bauen. Die Mittel flossen ihm zu, und schon im März 1847 wurde der Grundstein „Zur Kirche Christi“ — denn so sollte sie heißen — gelegt. Solche Freude war ihm zu gönnen, da seit einiger Zeit sein Gesundheitszustand wankend geworden war. Leber- und Unterleibsleiden setzten ihm hart zu, auch Anfälle von Cholera hatte er mehrmals überstanden. Was dem gefühlvollen Manne besonders nahe ging, war der Tod seiner Kinder: fünf Mal stand er am Grabe eines Kindes. Es ist daher nicht zu verwundern, daß in den letzten Jahren seines Lebens ihn ein himmlisches Heimweh durchzieht. Der bekannte Missionar Lacroix sagte von ihm: „Ich habe selten Jemand gesehen, dessen Seele so vertieft war in die ewigen Dinge“. Es gibt viele Zeugnisse, die sich über ihn aussprechen, sie sind alle voll Anerkennung. Wer mit ihm einige Zeit umging, erkannte erst recht diese reich begnadigte Persönlichkeit. Er gönnte sich wenig Zeit zur Erholung. Von früh Morgens bis zum späten Abend beschäftigte er sich mit Predigen, Uebersetzen, Lehren, Beaufsichtigen der Schulen und seiner ausgedehnten Correspondenz. Es ist, wie wenn er geahnt hätte, daß seiner Arbeit ein baldiges Ziel gesteckt werde, er verdoppelt seine Thätigkeit. „Bald sehen wir ihn in der Kirche zu Burdwan den Getauften predigen, in den Schulen unterrichten, bald macht er weite Reisen, predigt unwissenden Heiden, bald steht er am Tempel der Göttin Kali und zeugt von dem einen Herrn, bald am Ufer des Ganges und weist hin auf das Wasser des Lebens; bald ist ein Elephant seine Kanzel, bald ein Brunnenrand, bald ein Hügel, bald die Schultern eines Hindu. Hier tröstet er einen Sterbenden, dort reicht er einem Kranken Arznei, zeugt hier gegen den geistreichen Brahmanen, unterwirft dort den einfältigen Pariah“. Er geht zu den Kohlengräbern, er feuert in Conferenzen die Mitarbeiter an, predigt am Bibelfeste in Calcutta, er übersetzt unsere herrlichen Kirchenlieder ins Bengali, kurz er ist unermüdlich im Arbeiten. Mit Missionar Lacroix machte er in den ersten Monaten des Jahres 1851 eine größere Missionsreise. Die Leute strömten ihnen zu, daher kam es wol auch, daß er für die Reisepredigt so sehr eingenommen war. Er selber predigte oft so anhaltend, daß er einmal in seinem Tagebuche sagt: „Da ich reden wollte versagte mir die Sprache“. Wenn Freunde ihm zuredeten, nach Europa zurückzukehren und sein Leben in einem stillen Pfarrhause zu beschließen, so konnte er antworten: „Nein, ich muß mich vorwärts strecken nach des Missionars Krone!“ Am 24. Februar 1851 reiste er mit seiner Frau nach Calcutta zu einer Con=

ferenz. Abends predigte er mehrmals in den Kirchen dieser großen Stadt. Er unterhielt sich aufs liebevollste mit den Brüdern und hielt am 25. die Conferenzpredigt vor den versammelten Missionaren. Am Sonntag Abends predigte er noch sehr ernst in der St. Jameskirche. Aber schon um 8 Uhr ergriff ihn die Cholera. Trotz aller Hülfe von zwei tüchtigen Aerzten entschlief er am 1. März Morgens 9 Uhr. Eine bedeutende Kraft war ins Grab gesunken. Zwölf Geistliche trugen ihn auf ihren Schultern zu seiner Ruhestätte. Schriften von ihm sind: „Die protestantischen Missionen in Indien“ (Heidelberg 1844); „Meine Heimreise von Ostindien nach Deutschland“ (Stuttgart 1844); „The bengal missions.“ „Sermons.“ „Life of von Christopher“.

James Weitbrecht, Memoir. London 1857. Einen Auszug daraus gab Prochnow in: Leben u. Wirken v. Joh. Jakob Weitbrecht. Berlin 1861.

Ledderhose.

Weitbrecht: Josias W., berühmter Anatom, wurde am 20. October 1702 in Schorndorf in Württemberg geboren, studirte an der Universität zu Tübingen Naturwissenschaft und erwarb sich daselbst die Würde eines Magisters der Philosophie. Im December 1721 kam er in Gesellschaft des Dr. med. Duvernoy nach St. Petersburg; Duvernoy, um Mitglied der Akademie für Anatomie zu werden, W., um am Gymnasium der Akademie zu unterrichten. W., mit dem Titel eines sogenannten Studenten der Akademie angestellt, erhielt ein Gehalt von 200 Rbl. jährlich, und gab seit 1726 Unterricht in der Arithmetik. Aber vom Jahre 1727 begann W. unter der Leitung Duvernoy's sich ausschließlich mit Anatomie zu beschäftigen. Was dazu die Veranlassung gab, ist nicht bekannt; ob es lediglich die persönliche Bekanntschaft mit seinem Landsmann Duvernoy war, ob W. bereits in Tübingen Anatomie und Medicin getrieben hatte, weiß ich nicht. Im Juli 1729 arbeitete er einen Katalog des Museums Ruysch (eines Theils der sogenannten Kunstkammer) aus und schrieb als Einleitung dazu ein Compendium anatomicum; weder der Katalog noch das Compendium sind gedruckt. Am 22. Januar 1731 wurde W. zum Akademiker für Physiologie ernannt mit einem Anfangsgehalt von 460 Rubeln, später steigerte sich sein Gehalt bis auf 860 Rubel. Um seine Einkünfte zu vermehren, beschäftigte W. sich mit medicinischer Praxis. 1736 erhielt er von der medicinischen Facultät zu Königsberg auf Grundlage einer Dissertation „De febrili constitutione petechizante“ den Grad eines Doctors der Medicin. Er starb am 28. Februar 1747, erst 45 Jahre alt. — W. muß ein eigenthümlicher Charakter gewesen sein, der sich nur schwer in die Verhältnisse und Menschen fügte, er hatte allerlei Conflicte mit seinen akademischen Collegen. Im December 1734 gerieth er in einen Streit mit dem Akademiker Junker und mußte dafür eine Geldstrafe erleiden. Der Präsident Korff hatte freilich befohlen, die Acten inbetreff der Angelegenheit Junker-Weitbrecht zu vernichten, allein das ist nicht geschehen. Nach einer Mittheilung Lomonossow's hatte W., der ein guter Lateiner war, sich verächtlich über Junker geäußert, der das Lateinische nicht völlig beherrschte. Auch mit andern Collegen, mit Krafft, mit Siegesbeck, mit dem damaligen Adjunct-Akademiker für Anatomie Wilde hatte W. unangenehme Begegnungen. Infolge dieser und noch anderer Vorkommnisse war W. bei dem damaligen Akademiker Schumacher, der die Akademie vollständig beherrschte, gar nicht beliebt. — Im J. 1743 war der mit W. abgeschlossene Contract abgelaufen. Die Akademie gab ihm das Zeugniß, daß er außerordentlich fleißig gewesen sei und daß Niemand anders im Stande sei, die Stelle eines Anatomen einzunehmen, als er. (Duvernoy hatte seine Stelle aufgegeben und Petersburg verlassen.) Allein Schumacher, der über W. aufgebracht war, weil dieser sich mit einigen andern Akademikern über ihn beim

Senat beklagt hatte, stellte trotz jenes glänzenden Zeugnisses W. zur Entlassung vor; doch blieb der Vorschlag ohne Erfolg. Bis zum Jahre 1746 hatte W. gar keinen besonderen Contract; er bat deshalb um ein Jahrgehalt von 1200 Rbl. und einen Urlaub zum Besuch seines Vaterlandes. Der Präsident Rasumowski lehnte auf den Rath Schumacher's die Bitte ab und veranlaßte die Akademie, mit W. den Contract auf der alten Grundlage zu erneuern. W. zögerte, den Contract zu unterschreiben, und wurde deshalb im September 1746 aus dem Dienst der Akademie entlassen. Nun wußte W. nicht, wohin — er war verheirathet, hatte Kinder, aber kein Vermögen. Er sah sich veranlaßt, an den Grafen Rasumowski die Bitte zu richten, ihn auf Grund des alten Contracts im Dienst zu belassen. Dies geschah, W. wurde abermals zum Akademiker ernannt. Aber die mit der plötzlichen Entlassung verbundenen Aufregungen sollen Weitbrecht's Gesundheit sehr erschüttert haben — bald nach der Anstellung erkrankte er heftig und starb am 28. Februar 1747. Er hinterließ eine Wittwe Katharina Sophie geb. Duran aus Kopenhagen nebst zwei Töchtern und zwei Söhnen (ein fünftes Kind wurde nach dem Tode des Vaters geboren) in dürftigen Verhältnissen. Die Familie erhielt, wie üblich, einen Jahresgehalt und eine außerordentliche Unterstützung von 100 Rubel. Ueber die weiteren Schicksale der Wittwe wie der Kinder Weitbrecht's ist nichts bekannt: ein Sohn Johann Heinrich W. war schon bei Lebzeiten des Vaters mit dem scheidenden Akademiker Krafft nach Tübingen in die Heimath des Vaters zurückgekehrt.

W. war einer der bedeutendsten Anatomen seiner Zeit, bedeutender als seine nächsten Collegen Duvernoy, Wilde u. s. w. Er war vielseitig gebildet und schrieb ein vortreffliches Latein, alle seine wissenschaftlichen Arbeiten sind in lateinischer Sprache veröffentlicht. Sein Hauptwerk ist die „Syndesmologia s. historia ligamentorum corporis humani“ (St. Petersburg 1742, 276 S. nebst 26 Tafeln mit 82 Figuren). Eine französische Ausgabe erschien sehr bald, schon 1753 in Paris, eine deutsche Ausgabe erst 1779 in Straßburg i. E., obwol ein Bruder Weitbrecht's, Johann Jacob W., Buchhändler in Greifswald, bereits 1760 von der Akademie eine Anzahl Exemplare der lateinischen Ausgabe, sowie das Recht einer deutschen Uebersetzung erhalten hatte. Das Werk, an dem der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, viele Jahre seines Lebens emsig gearbeitet hat, gibt eine sehr sorgfältige und zuverlässige Beschreibung aller Bänder und Gelenke — auf Grund eigener Präparate. Sprengel nennt in seiner Geschichte der Arzneikunde das Werk Weitbrecht's ein classisches. Ich kann ihm darin nur beistimmen. Es ist die Grundlage unserer heutigen Kenntniß der Bänder des menschlichen Körpers. Freilich findet sich darin nichts über die Mechanik der Gelenke, aber das war damals nicht zu erwarten, denn wie spärlich ist das, was heute die bestrenommirten Lehrbücher darüber bringen. — Weitbrecht's Name ist in der Medicin und Anatomie nicht so bekannt, wie er es sein sollte; zum Theil, weil die Syndesmologie sich keiner besonderen Gunst bei den Anatomen rühmen kann, zum Theil, weil keinem der vielen von W. beschriebenen Bänder der Name seines Entdeckers beigelegt worden ist. — Außer der Syndesmologie hat W. eine Anzahl größerer und kleinerer Abhandlungen (ich zähle deren 21) in den Commentarii der Petersburger Akademie drucken lassen; es sind Beschreibungen einzelner Bänder, einzelner Muskeln, Sectionsergebnisse, Varietäten. Auch physiologische Fragen hat W. erörtert („De circulatione sanguinis cogitationes physiologicae“); er hat den Blutkreislauf untersucht mit besonderer Rücksicht auf die Blutbewegung in den kleinen Gefäßen, denen er eine besondere Fähigkeit, das Blut fortzubewegen, zuschreibt. Diese Idee von der eigenthümlichen Kraft der Blutgefäße wurde später durch Johann de Gorter weiter ausgeführt. Außer den genannten wissenschaftlichen Abhand-

lungen hat W. einige, und wie es scheint — populäre Aufsätze in der Beilage zur St. Petersburger Zeitung drucken lassen. Auch Verse hat W. gemacht. Als im J. 1730 der portugiesische Prinz Emanuel die Akademie zu St. Petersburg und insbesondere die Druckerei besuchte, wurde ihm ein von W. in deutscher Sprache abgefaßtes, auf ein Blatt gedrucktes Gedicht feierlichst überreicht. W. hat auch eine kurze Autobiographie hinterlassen, die sich im Archiv der Petersburger Akademie befindet.

Pokarsky, Geschichte der K. Akademie, I. Theil. St. Petersburg 1870, S. 468—474. (Russisch.) — Richter, Geschichte d. Medicin IV, 206—210. Moskau 1817. — Tschistowitsch, Geschichte der ersten medicinischen Schulen in Rußland. St. Petersburg 1883, S. CXIX. (Russisch.)

L. Stieda.

Weitbrecht: Georg Konrad W., Bildhauer, geboren am 24. Mai 1796 in Ernsbach a. K., OA. Oehringen, † am 15. Juli 1836 in Stuttgart, bethätigte als Sohn eines Hutmachers seinen Kunsttrieb zuerst an den Filzabfällen in der Werkstatt seines Vaters, aus denen er allerlei Figuren ausschnitt. Der aus dem Leben des Malers Eberhard Wächter bekannte Kunstfreund Freih. Karl v. Uxkull-Gyllenband lernte den Knaben in dem von Gemmingen'schen Dorfe Bonfeld, OA. Heilbronn, wohin der Vater übergesiedelt war, kennen, nahm ihn zu sich nach Stuttgart und ließ denselben nach Ablauf der Schulzeit, da er Maler werden wollte, in den Jahren 1813—14 in die Privatkunstschule von Dannecker gehen. Nach Wächter's Vorschlag sandte er ihn im J. 1815 auf die Kunstakademie nach Mailand und im J. 1816 auf die von Florenz. Als es aber mit der Malerei bei dem jungen Manne nicht recht vorwärts gehen wollte, brachte ihn sein Gönner zu einem Freunde, Silberwaarenfabrikant Peter Bruckmann in Heilbronn, der, selbst ein tüchtiger Medailleur, den begabten und fleißigen Zögling in kurzer Zeit zu einem geschickten Graveur heranbildete. W. half seinem Lehrherrn den Uebergang der Fabrik aus Rokoko und Zopf zum classicistischen Stile vollziehen. Auch in der Familie des geist- und gemüthvollen Mannes fand er freundliche Aufnahme und zeichnete die Bruckmann'schen Kinder, an deren Spielen der stille und harmlose Geselle fröhlichen Antheil nahm, in allerlei Situationen ihres munteren Treibens. Hieran erwachte in ihm ein mächtiger Trieb zu realistischen Darstellungen, wie sie damals in den Akademien nicht gepflegt wurden; bald brachte sein fleißiger Stift auch von der Straße, vom Feld und aus den Weinbergen Gestalten und Gruppen des wirklichen Lebens in treuester Nachbildung nach Hause. Alle diese Zeichnungen aber trugen mehr einen plastischen, reliefartigen, als einen malerischen Zug an sich, was auch seinen Aufgaben in der Fabrik entsprach, wo mythologische Figuren in halberhabener Arbeit von Stahlstempeln abgeschlagen und auf die Körper von Pokalen, Cassetten u. dgl. aufgesetzt wurden. Eine frühe Heirath mit der mittellosen Schwester eines Freundes, Marie Zimmermann aus Fulda (1821), ließ W. eine Verbesserung seiner äußeren Lage wünschen und hierzu bot ihm der Präsident des württembergischen Bergrathes, Geh. Rath Freih. v. Kerner, ein Bruder des Dichters Justinus Kerner, die Hand. Er empfahl ihn als Künstler für das k. Hüttenwerk Wasseralfingen, dessen Gießerei gleichfalls noch den Uebergang zum Classicismus zu machen hatte. Im J. 1824 dort angekommen, vollzog der thätige junge Mann binnen Jahresfrist diesen Wechsel als Erfinder und Modelleur von allerlei Gußwaaren, namentlich von eisernen Oefen, die sich rasch der Gunst der Kundschaft erfreuten; er erhielt im J. 1825 eine feste Anstellung und Beamtenrang mit dem Titel eines k. Formereiinspectors. Dieses Amt ließ ihm jedoch Zeit genug zu freierer Kunstthätigkeit. W. zeichnete das bewegte Leben und Treiben der Bergleute und Eisengießer nach der Natur und machte die Zeichnung

zu einem Friese, der die ganze Arbeit auf dem Hüttenwerke in ihren verschiedenen Zweigen vorführt. König Wilhelm I., auf sein Talent aufmerksam gemacht, gab ihm den Auftrag, in dem Speisesaal des seit 1824 im Bau begriffenen Landhauses Rosenstein bei Cannstatt einen Fries mit Darstellung der vier Jahreszeiten in ländlichen Arbeiten zu schmücken. Der Künstler löste diese Aufgabe in zwei Jahren durch Herstellung von Gips-Reliefstafeln, welche über 200 Figuren enthalten. Mit einer für jene Zeit seltenen Kühnheit durchbrach er den Bann des strengen Classicismus und stellte schwäbisches Landvolk in seiner eigenen Tracht dar, aber mit einem durch tiefes Studium der Antike geschulten reinen und großen Formengefühl, als Bildner in seiner Art mit dem Dichter wetteifernd, der in gleicher Weise Hermann und Dorothea geschaffen hatte. Wäre dieser Fries, der alsbald mit vermehrter Gruppenzahl bei J. G. Cotta in lithographischen Umrißstichen von C. Wenng erschien, in Marmor ausgeführt worden, würde er wol als eine der edelsten Schöpfungen seiner Zeit in den deutschen Kunstgeschichten glänzen, die ihn, außer der von Lübke, gar nicht kennen. Der königliche Bauherr belohnte den Meister mit einem anfangs auf ein, dann auf zwei Jahre ausgedehnten Reiseurlaub nach Italien unter Fortbezug seines Gehaltes und entsprechenden Zulagen. W. lernte in Rom bei Thorwaldsen die Marmorarbeit und führte einige kleine Reliefs unter dessen Leitung aus; er erkannte das Relief und das Ornament als seine besondere Begabung und studirte in Rom und Neapel mit Vorliebe Ornamente und kunstgewerbliche Gegenstände. Nach seiner Zurückkunft im J. 1830 wurde er unter Beibehaltung seiner Stellung in Wasseralfingen, aber mit Verlegung seines Wohnsitzes nach Stuttgart, als Lehrer für den Zeichen- und Modellirunterricht an der neugegründeten Kunstschule angestellt, aber schon im Herbst 1832 an die damals von dieser abgezweigte Gewerbeschule herübergenommen mit dem Lehrauftrage für Zeichenunterricht im Ornamentfache, auch jetzt noch ohne Lösung seines Verhältnisses zu Wasseralfingen. An dieser schnell aufblühenden, später „Polytechnische Schule", jetzt „Technische Hochschule" genannten Anstalt entwickelte W. eine für Württemberg auf lange Zeit hinaus segensreiche Thätigkeit, indem er das Formengefühl seiner Schüler, aus denen sich mehrere selbst wieder zu tüchtigen Lehrern entwickelten, auf die anregendste Weise zu schärfen und zu läutern verstand. Mit seiner im J. 1833 ausgegebenen „Ornamenten-Zeichnungsschule in 100 Blättern für Künstler, Manufacturisten und Gewerbsleute" wirkte er weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus. Dieses Werk, von dem eine zweite Auflage im J. 1853, eine dritte im J. 1878 erschien, wurde auch in andern deutschen Staaten zur Grundlage des öffentlichen Zeichenunterrichts gemacht und fand selbst im Auslande z. B. in England vielfache Verwendung. Zu schöpferischer Kunstthätigkeit blieb freilich dem in seinen Aemtern höchst gewissenhaften Manne nicht viel Muße mehr übrig. Außer einigen kleinen Marmorreliefen sind aus der Stuttgarter Zeit nur noch zu nennen zwei ursprünglich gleichfalls für plastische Ausführung bestimmte Entwürfe: Die Christus-Tafel und die Hausfrau. Die für Elfenbeinschnitt componirte Tafel mit dem segnenden Christus in der Mitte, umgeben von Darstellungen der guten Werke und oben mit einer Himmelfahrt bekrönt, wurde, lithographirt von E. Emminger, als Gabe des württembergischen Kunstvereins für 1840 und 1841 vertheilt. „Die Hausfrau", als Basreliefsfries in 17 Darstellungen gedacht, erschien, von Ad. Gnauth meisterlich im Umrißstich lithographirt, mit Text von F. L. Bührlen im J. 1838 als nachgelassenes Werk im F. Brodhag'schen Verlage zu Stuttgart. Ein Brustleiden, das durch wiederholte Fieberanfälle in Italien und übermäßige Arbeit beschleunigt worden sein mag, warf im Frühjahr 1836 den seit länger kränkelnden Mann auf ein Schmerzenslager, von dem ihn am 15. Juli der Tod erlöste.

Ein Selbstbildniß von W., Gipsmedaillon in h. Lgr., ist vielfach verbreitet; ebenso eine kleine Gipsbüste von seinem talentvollen Schüler und Nachfolger Christian Plock in Wasseralfingen verfertigt. Vortrefflich ist sein Kopf wiedergegeben auf einem Siegelring (Heliotrop), dessen Urheber nicht bekannt ist.

Vgl. Grüneisen, Ueber die Kunstwerke des k. Landhauses Rosenstein im Kunstblatt, Jahrg. 1830, S. 293 ff. — Weisser, Vortrag über den Historienmaler J. F. Dietrich u. den Bildhauer K. Weitbrecht, abgedr. im Staatsanzeiger f. Württ., Jahrg. 1862, S. 2064 ff. — Mayer, Lebensskizze von K. Weitbrecht in dem Katalog der Ausstellung der hinterl. Werke von Prof. K. Weitbrecht (Stuttg. 1877), S. 3 ff. — Ein größerer Aufsatz über W. von dem Unterzeichneten wird demnächst in den Württ. Vierteljahrsheften f. Landesgeschichte Jahrg. 1896, Hft. 3. 4 erscheinen. A. Wintterlin.

Weitenauer: Ignaz W., Jesuit, geboren zu Ingolstadt am 1. November 1709, † zu Salomonsweiler am 4. Februar 1783. Er stammte aus einer von dem Kurfürsten Max Josef von Baiern 1700 geadelten Familie, machte seine ersten Studien zu Ingolstadt und trat 1724 in den Jesuitenorden ein. Er lehrte 14 Jahre in verschiedenen bairischen Collegien und wurde 1753 zu Innsbruck Magister der Philosophie und Professor der griechischen und hebräischen Sprache an der dortigen Universität. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 siedelte er auf Einladung des Abtes in das Cistercienserstift Salomonsweiler über, wo er noch zehn Jahre verlebte. Er war ein gelehrter Mann und sehr fruchtbarer Schriftsteller. 1799 veröffentlichte er zu Augsburg eine deutsche Bibel mit Anmerkungen: „Biblia sacra oder die heilige Schrift mit Anmerkungen versehen" (14 Bände. Das N. T. ist schon 1777/78 erschienen.) 1773 hatte er schon eine ähnliche lateinische Bibel herausgegeben: „Biblia sacra utriusque testamenti e linguis primaevis ad mentem vulgatae sensu literali dilucide explicata" (7 Bände). Eine ähnliche Arbeit ist „Liber Psalmorum ex hebraicis graecisque fontibus ad mentem vulgatae et latini sermonis consuetudine explicatus" (1787). Andere Hülfsmittel für die Bibelerklärung sind: „Novae grammaticae biblicae methodus" (1756); „Lexicon biblicum, in quo explicantur Vulgatae vocabula et phrases, quaecunque propter linguae hebraicae graecaeque peregrinitatem injicere moram legenti possunt" (Augsburg 1758, auch Venedig 1760 und neuerdings Avignon 1835, Paris 1857 und 1863, Neapel 1857, Turin 1866); „Hierolexicon linguarum orientalium, hebraicae, chaldaicae et syriacae" (1759). Außer diesen biblischen Arbeiten hat W. u. a. veröffentlicht „Subsidia eloquentiae sacrae, in quibus silvulae concionum in annos VIII, ars conceptuum, DCC exempla figurarum, apparatus historiarum pro catechesi, bibliotheca concionatoris exhibentur" (12 Bände, 1764); „Auxilia sacri tribunalis" (1755); ferner „Hexaglotton seu modus addiscendi intra brevissimum tempus linguam gallicam, italicam, hispanicam, graecam, hebraicam et chaldaicam, ut ope lexici libros explicare queas" (1756); „Hexaglotton aeternum, docens linguam anglicam, germanicam, belgicam, latinam, lusitanicam, syriacam etc." Für den deutschen Unterricht in den Jesuitenschulen veröffentlichte W. außer einer Abhandlung „Zweifel der deutschen Sprache" (1764) zwei Sammlungen kurzer „Gedichte aus neuen deutschen Dichtern" (1768, 69), die jedoch wenig Beifall und Verbreitung fanden.

Hurter, Nomenclator III, 307. — Werner, Gesch. der kath. Theologie, S. 137, 272. — Wurzbach. — de Backer. — Gla, Repertorium der kath.-theol. Litteratur, S. 205 u. f. — Annalen der bairischen Litteratur vom J. 1778, S. 15, 40. Reusch.

Weitenweber: Wilhelm Rudolf W., Arzt in Prag und daselbst am 1. October 1804 geboren, studirte seit 1823 in seiner Vaterstadt, sowie in Wien

und erlangte 1830 in Prag mit der Inauguraldissertation „Synopsis nosologica febrium et phlegmatiarum juxta Swediauri Ἰατρικὴν disposita“ die Doctorwürde. Nachdem er darauf drei Jahre lang als Stadtphysicus in Elbogen thätig gewesen war, nahm er seinen ständigen Wohnsitz wiederum in seiner Vaterstadt und verblieb hier, fortgesetzt praktisch wie schriftstellerisch beschäftigt, bis zu seinem am 1. April 1870 erfolgten Tode. Weitenweber's Arbeiten betreffen hauptsächlich die Entwicklung der Medicin in seiner Vaterstadt, um deren genauere Kenntniß er sich hochverdient gemacht hat. Außer einer Monographie: „Der arabische Kaffee, in naturhistorischer, diätetischer und medicinischer Hinsicht geschildert“ (Prag 1835; 2. Aufl. 1837) und einer von W. 1837 begründeten Zeitschrift „Beiträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft“ (5. Bde. bis 1840), deren Fortsetzung als „Neue Beiträge zur Medicin und Chirurgie“ (1841—42) erschien, verfaßte W. mit Benutzung amtlicher Quellen: „Die medicinischen Anstalten Prags nach ihren gegenwärtigen Zuständen geschildert“ (Prag 1845), ferner eine Anzahl biographisch-historischer Schriften, darunter über J. Theobald Held (1847), Jos. Karl Ed. Hofer (1848), zu den 50jährigen Doctorjubiläen von H. Jeitteles (1850) und Jos. Donbalik (1851), außerdem: „Mittheilungen über die Pest zu Prag in den Jahren 1713—14“ (1852); „Ueber des Marsilius Ficinus Werk: de vita studiosorum“ (1851), sowie eine Reihe von Journalaufsätzen in Baßler's Gesundheitszeitung, österreichisch-medicinischen Jahrbüchern, in der Prager Vierteljahrsschrift, in der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Lotos“, deren Mitbegründer er war, in den Verhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft, darunter zahlreiche Biographieen hervorragender Böhmen, einen Aufsatz: „Ueber die Schicksale und Verhältnisse der Acad. Leop. Carol. Nat. Cur.“ (1852) und „Historische Notizen“ über die genannte Akademie. — Nicht unerwähnt bleibe, daß W. mehrere Jahre lang Historiograph der Prager medicinischen Facultät war.

Biogr. Lex. VI, 229. Pagel.

Weitershausen: Heinrich Freiherr v. W., großherzoglich hessischer Generallieutenant, am 25. Februar 1792 auf dem väterlichen Gute Klein-Steinheim am Main geboren, trat im September 1804 als Fahnenjunker in das kurhessische Infanterieregiment Kurprinz und ward in demselben am 26. October 1806 zum Fähnrich ernannt. Aber schon wenige Tage später machte die Besitznahme des Kurfürstenthums durch die Franzosen seinen dortigen Dienstverhältnissen ein Ende. W. trat nun am 23. April 1807 als Secondlieutenant beim Füsilierbataillon der Leibbrigade in den Dienst des Großherzogs von Hessen und machte als solcher den Feldzug von 1809 gegen Oesterreich mit. Bei Wagram befehligte er bereits, da die älteren Officiere früh verwundet waren, eine Compagnie. Als Premierlieutenant rückte er 1812 zum Kriege gegen Rußland zum zweiten Male in das Feld. Auf dem Rückzuge kam er nach Danzig, wo er wiederum eine Compagnie befehligte und bei der Vertheidigung der Stadt das Kreuz der Ehrenlegion erwarb. Am 24. Januar 1814 ward er Capitän im Regimente Prinz Emil, mit diesem nahm er 1814 und 1815 am Kriege in Frankreich theil. In langem Friedensdienste stieg er sodann am 26. Juli 1844 zum Oberst und Commandeur des 1. Infanterieregiments auf, welches er 1848 in Schleswig-Holstein und 1849, hier daneben als Führer der 1. Infanteriebrigade thätig, im Kampfe gegen die Aufständischen in der Pfalz und in Baden befehligte. Am 1. Januar 1853 wurde er zum Generalmajor und zum Commandeur der 1. Brigade, bei der Mobilmachung vom Jahre 1859 zum Generallieutenant und zum Commandeur der Großherzoglich Hessischen Armeedivision befördert. In dieser Stellung starb er am 16. November 1863 zu Darmstadt.

Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1864. B. Poten.

Weith: Wilhelm W., geboren am 9. Mai 1846 zu Homburg vor der Höhe. Er studirte in Heidelberg und Zürich. An dieser Universität habilitirte er sich gegen Ende der sechziger Jahre und wurde 1871 zum außerordentlichen, 1874 zum ordentlichen Professor ernannt. Er starb am 29. November 1881 in Ajaccio an einem Blutsturz. Schon als Knabe zeigte er lebhaftes Interesse für Chemie, deren Studium er sich dann in Zürich mit großem Erfolge widmete. Nach Absolvirung seines Doctorexamens trat er zuerst mit einer Abhandlung über die Nitroprusside (1868) an die Oeffentlichkeit. Als Lehrer in Zürich, wo er oft Städeler vertreten mußte, riß er seine Zuhörer durch das Feuer seines Vortrages hin; doch zeigten sich damals schon die Spuren seines Lungenleidens, dem er erliegen sollte. Weith's wissenschaftliche Thätigkeit war eine sehr umfassende. Außer seinen chemischen Arbeiten, die sich meist auf das Gebiet der organischen Chemie bezogen, studirte er besonders den Zusammenhang zwischen Fauna und chemischer Zusammensetzung der Gewässer. Die Anzahl der rein chemischen Untersuchungen Weith's, die zum größten Theil in den Ber. d. d. chem. Ges. veröffentlicht sind, ist sehr bedeutend. Besonders hervorgehoben seien Arbeiten über die schwefelhaltigen Anilinderivate (Sulfoharnstoffe 2c.), das Carbotriphenyltriamin, die Guanamine.

Victor Meyer, Nekrolog Ber. d. d. ch. Ges. XV, 3291.

C. Oppenheimer.

Weitling: Wilhelm W. (richtiger eigentlich Wilhelm Christian Weidling), geboren in Magdeburg am 5. October 1808 als uneheliches Kind einer Arbeiterin, wurde als ein Mann von gefälligem Aeußern, schlanker Gestalt und freier Stirn geschildert. Er erlernte in seinem Geburtsorte das Schneiderhandwerk und begab sich dann auf die Wanderschaft, wobei er in Leipzig, Wien, Paris und anderen Orten gewesen sein soll. Während seines Pariser Aufenthalts (September 1837 bis Mai 1841) wurde er mit den Lehren der Communisten und Socialisten, insbesondere von Fourier, Owen und Cabet, sowie mit den Bestrebungen der wiedererwachten Babeuf'schen Bewegung näher bekannt. Er trat dann in den „Bund der Gerechten" ein, welcher sich von dem in Paris durch deutsche Emigranten gegründeten Bund der Geächteten abgezweigt hatte, weil letzterer in der Hauptsache lediglich republikanische Propaganda in Verschwörerform mit hierarchischer Leitung betrieb, während der Bund der Gerechten mehr communistischen Tendenzen huldigte und eine demokratische Organisation annahm. Im J. 1838 veröffentlichte W. seine erste Schrift „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte". 1841 ging er nach der Schweiz, wo er sich an verschiedenen Orten (Genf, Vevey, Langenthal im Kanton Bern, zuletzt 1843 in Zürich) aufhielt. Während dieser Zeit widmete er sich eifrig der communistischen Propaganda, gab Zeitschriften und sein Hauptwerk „Garantien der Harmonie und Freiheit" heraus, gründete Speiseanstalten mit communistischen Tendenzen, bis er, im Begriffe, seine dritte Hauptschrift „Das Evangelium der armen Sünder" zu veröffentlichen, wegen des blasphemischen Programms dieses Buches verhaftet, zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt und nach Abbüßung der Strafe an Preußen ausgeliefert wurde. Dort ließ man ihn jedoch nach Hamburg ziehen, von wo er sich nach kurzem Aufenthalte in London, Trier und Brüssel 1847 nach New-York wandte. Die Ereignisse des Jahres 1848 führten ihn wieder nach Europa zurück. Nachdem er sich ohne wesentlichen Erfolg in Berlin mit publicistischer Thätigkeit befaßt hatte, ging er 1849 wieder nach Amerika. Dort setzte er anfänglich die communistische Propaganda fort, später wendete er sich jedoch technischen und astronomischen Studien zu, und starb abseits zu New-York am 22. Januar 1871.

Die Bedeutung Weitling's liegt vor allem darin, daß er der erste deutsche

Theoretiker des Communismus ist. Seine Schriften stehen allerdings noch unter dem Eindrucke der französischen Socialisten und Communisten, tragen aber deutliche Zeichen selbständiger Denkungsart. Wenn auch schon im communistischen Manifest von Marx und Engels (Januar 1848) der Kern der den heutigen Socialismus beherrschenden materialistischen Geschichtsauffassung enthalten war, so sind doch die grundlegenden Schriften des deutschen Socialismus erst nach W. erschienen, so daß dieselben auf ihn keinen Einfluß üben konnten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet gewinnen seine Werke, insbesondere die „Garantien der Harmonie und Freiheit“, erhöhte Bedeutung in Litteratur und Wissenschaft. Schon W. erkannte, daß es kein absolutes Staatsideal gibt und daß die Organisation der Gesellschaft von dem Entwicklungszustande derselben abhängig ist. Eigenthum, Krieg, Sklaverei, Handel, Geld u. s. f. werden von ihm als geschichtliche Producte dargestellt. Er will (in offenbarer Anlehnung an Fourier) die Organisation der Gesellschaft den Fähigkeiten und Trieben der Menschen anpassen. Eine detaillirt beschriebene Verwaltung soll den wissenschaftlich und technisch höchststehenden Personen die Leitung von Production und Consumtion einräumen, der Zugang zu den führenden Stellungen soll durch Preisarbeiten erlangt werden. Die Grundlage seines Systems ist wol die ökonomische Gleichheit bei Abwechslung in der Arbeit, doch würde Jedem die Möglichkeit geboten, sich durch Leistung von „Commerzstunden“ reicheren Genuß zu verschaffen; also Arbeitspflicht mit gleichmäßigem Minimalerwerb. Die Durchsetzung seiner Ideen erwartet W. von der Aufklärung, der socialen Revolution und nöthigenfalls von der socialen Anarchie. Wenn kein anderer Weg mehr möglich sei, müsse der Diebstahl gepredigt und die gegenwärtige Gesellschaftsordnung dadurch thatsächlich unmöglich gemacht werden. Diese Verirrung entzweite W. vielfach mit seinen Gesinnungsgenossen; der Gedanke, das stehlende Proletariat aufzurufen, discreditirte seine Lehren, die im übrigen von glühender Begeisterung für die Wissenschaft erfüllt sind und vielfach religiöse Neigungen erkennen lassen. Der Widerspruch zwischen seinen Grundanschauungen und diesem verzweifelten Mittel lähmte Weitling's Thätigkeit und kann sicher als die Hauptursache dafür betrachtet werden, daß W. bald in den Hintergrund trat; allerdings wären seine utopischen Constructionen unter dem Einflusse der Marxistischen Lehren später ohnehin bald verschwunden.

Weitling's Werke: „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte“ (1838, 1845, ins Ungarische übersetzt); „Garantieen der Harmonie und Freiheit“ (1842, 1845, 1849); „Das Evangelium der armen Sünder“, auch unter dem Titel: „Das Evangelium eines armen Sünders“ (1844, 1846, beide Werke ins Französische, Englische und Norwegische übersetzt); „Ein Nothruf an die Männer der Arbeit und der Sorge, Brief an die Landsleute“ (1847); außerdem ein Heft „Kerkerpoesien“ (1844) und Zeitschriften: „Hilferuf der deutschen Jugend“ (Genf 1841); „Die junge Generation“ (Vevey 1841); „Der Urwähler“ (Berlin 1849).

Emil Kaler, Wilhelm Weitling (Zürich 1887). — Georg Adler, Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland (Breslau 1885). — (Bluntschli), Kommissionsbericht über die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren (Zürich 1843). — Wermuth und Stieber, Die Kommunisten-Verschwörungen des 19. Jahrhunderts (Berlin 1853). Otto Wittelshöfer.

Weitsch: Johann Anton August W., Maler († 1841), der jüngere der Söhne Pascha Joh. Friedr. Weitsch's, wurde zu Braunschweig am 17. Januar 1762 geboren, erhielt in der Malkunst den ersten Unterricht von seinem Vater,

mit dem er 1784 eine Reise nach Holland antrat. Er blieb dann bei seinem Bruder auf der Akademie in Düsseldorf und trat mit ihm im Herbste 1784 eine längere Studienreise nach Italien an. Auf der Rückreise blieb er noch eine Zeit lang in Wien, um dort einige Bilder zu copiren. Nach Braunschweig heimgekehrt widmete er sich, man sagt auf Veranlassung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, hauptsächlich der Miniaturmalerei, die damals dort, wol infolge der Stobwasser'schen Dosenfabrikation, in großer Blüthe stand. Am 21. April 1803 heirathete er Jeannette Wilhelmine Bonnard, die Tochter Claude François Bonnard's, eines Holländers, der bei der damaligen Erbprinzessin von Braunschweig, einer geborenen Prinzessin von Oranien, in Dienst war. Bald darauf (17. August d. J.) wurde er nach dem Tode seines Vaters als Inspector bei der Bildergalerie in Salzdahlum angestellt. Hier mußte er nach Vertreibung des rechtmäßigen Herrscherhauses die völlige Auflösung der schönen Sammlung erleben; 290 Bilder entführte 1807 Denon nach Paris, 200 kamen nach Kassel, noch 200 schenkte in billiger Großmuth König Jerome dem Museum in Braunschweig, gegen 400 Bilder wurden in öffentlicher Versteigerung zu Spottpreisen verschleudert. Als dann in den Jahren 1811 und 1812 das ganze Schloß in Salzdahlum dem Erdboden gleich gemacht wurde, kam W. als Museumsinspector nach Braunschweig. Hier wurde er am 23. April 1813 als politisch verdächtig von der westfälischen Polizei plötzlich festgenommen und nach Kassel abgeführt, doch nach dem Siege Napoleon's bei Groß-Görschen (2. Mai) begnadigt und auf freien Fuß gesetzt. In den folgenden Jahren hatte er dann die Freude die entführten Bilder aus Kassel (1814) und aus Paris, wohin er in Gesellschaft des Museumsdirectors Emperius 1815 reiste, zum größten Theile in die Heimath zurückbringen zu können. W. blieb nun als Museumsinspector in seiner alten Stellung und hat hier besonders die Restauration der durch den Transport arg beschädigten Bilder ausgeführt. Daneben setzte er auch seine eigene Kunstthätigkeit fort, die zumeist in dem Malen von Miniaturporträts und Genrebildern bestand, mit der seines Bruders jedoch nicht entfernt zu vergleichen ist. Zum 1. December 1835 wurde er in den Ruhestand versetzt und am 17. März 1841 ist er gestorben. Aus seinem Nachlasse wurde am 19. Juli d. J. eine Bilderauction veranstaltet, in der auch manche Gemälde seines Vaters zum Verkaufe kamen. Seine Wittwe starb am 30. Juli 1848 in Brandenburg. Von seinen Söhnen hat sich keiner der Kunst gewidmet; einer von ihnen Karl Ludwig Franz Pascha W. ist als Major a. D. am 17. August 1880 kinderlos in Braunschweig gestorben.

Vgl. Füßli, Künstler-Lexikon IV, 6088 f. — Nagler, Künstler-Lexikon XXI, 270 f. — Nachrichten aus der Familie. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Weitsch: Pascha Johann Friedrich W., Maler († 1803), wurde am 16. October 1723 zu Hessen im Herzogthume Braunschweig geboren. Die Familie hieß nach den Kirchenbüchern (in denen der Vorname „Pascha" auch sonst vereinzelt begegnet) eigentlich Weitsche. Der Vater Daniel Weitsche, ein Kothsaß und Ziegeldecker, war ein harter, strenger Mann († 1754), die Mutter Anna Margarethe, geb. Becker († 1737), eine fromme Frau. Da der Sohn einen offenen Kopf zeigte, so wollte der Vater einen Gelehrten aus ihm machen und gab ihn nach seiner Confirmation (wol Ostern 1738) auf die Schule in Osterwiek zu einem Schreibmeister. Da dieser ein leidenschaftlicher Jäger war, der Sinn seines Zöglings, der am liebsten die Malerei oder Jägerei erlernt hätte, aber auch nach der Natur stand, so streiften sie Beide so viel in Feld und Wald umher, daß die wissenschaftlichen Fortschritte Weitsch's höchst ungenügend waren und der Vater ihn nach 3/4 Jahren wieder von der Schule

fortnahm. Er wurde nun zu harter Feldarbeit gezwungen, und es bedurfte der klugen Vermittlung seines alten Lehrers, des wackeren Pastors Dankworth, ihm eine andere Lebensbahn zu eröffnen, die zunächst lange Jahre hindurch rauh genug sich gestaltete. W. kam als Bedienter und Schreiber zu einem Justizbeamten nach Wolfenbüttel, wo er zwar streng und karg, aber auch, wie er später dankbarst gedachte, „zur Tugend und Gottesfurcht“ angehalten wurde. Er blieb hier drei und ein halbes Jahr und kam dann in die Dienste des Hauptmanns v. Blum in Braunschweig. Lust zum Soldatenstande veranlaßte ihn um das Jahr 1744 in diesen einzutreten; bald wurde er zum Corporal befördert. Um den Anfang des März 1748 heirathete er Anna Marie Magdalene Stoppen, die im Dienst der Schwester seines Herrn, eines Stiftsfräulein v. Blum in Wienhausen, gestanden und die er hier kennen gelernt hatte. In demselben Jahre rückte W. im Regiment des Obersten v. Tunderfeld nach Holland mit aus und erregte hier durch die Geschicklichkeit, mit der er, ohne je zeichnen gelernt zu haben, den Riß der ordre de bataille machte, und besonders durch die Kunstfertigkeit, mit der er vor dem Stande des Regiments das herzogliche Wappen und Monogramm aus Rasen und verschiedenen Sandarten herstellte, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten bis zum Feldmarschall Prinz Moritz von Nassau hinauf. Vor allem war ihm der Oberst v. Tunderfeld gewogen, der ihn gern fördern wollte und ihm plötzlich befahl, zwei kleine Landschaften von Dubois für ihn zu copiren. Obwol W. bis dahin keine Ahnung von der Oelmalerei hatte und seine Frau ihn warnte, er möge sich nicht zum Narren halten lassen, machte er sich sogleich mit wachsendem Eifer an die Arbeit, die bald vollendet war und überall großes Staunen erregte. Es fällt dieser Vorfall wol in das Jahr 1754; denn von 1754—57 habe sich, sagte er später, in härtester Zeit sein Talent entwickelt. Er gewann dann die Gunst des einflußreichen Ministers Schrader v. Schliestedt, der auf seinem Tusculum in Schliestedt verschiedene Arbeiten von ihm ausführen ließ und ihn besonders auch dem kunstsinnigen Herzoge Karl I. empfahl. Dieser fragte ihn vor dem Ausrücken seines Regimentes, wol schon im J. 1757, ob er Soldat bleiben oder Maler werden wollte. Da er mit Freuden das letztere wählte, so wurde er freigelassen und, wie es scheint, zunächst bei der Buntmalerei beschäftigt, die für die Fürstenberger Porzellanfabrik in Braunschweig errichtet war. Da in der Kriegszeit der Absatz des Porzellans gering war, so bildete W. in dieser Zeit sich auch besonders in der Oelmalerei weiter. In dieser Beziehung war für ihn die Bekanntschaft des Galerieinspectors W. Busch in Salzdahlum von großem Werthe, da sie ihm das Studium der dortigen Bilderschätze bedeutend erleichterte. Besonders gerühmt wird von Weitsch's Porzellanmalerei ein Tafelservice, das er im Auftrage des Herzogs mit Darstellungen braunschweigischer Städte, Dörfer, Landschaften u. s. w. schmückte. Sonst wird für die Buntmalerei seine Thätigkeit als Lehrer, die sehr gelobt wird, wichtiger gewesen sein als seine eigene Kunstbethätigung, die bald höheren Zielen nachging. Auch sollte ein Jahrgehalt von 150 Thlrn. (von 1787 an 200 Thlr.), den er spätestens von 1762 an erhielt, ihn nicht so sehr zu bestimmten Leistungen verpflichten, als „zu mehrerer Aufmunterung seines besonderen Genies und Talentes“ dienen. Einen Handel mit Kupferstichen, den er eröffnete, gab er bald wieder auf; längere Zeit setzte er einen solchen mit Oelbildern fort, in dem ihn ein Kunstfreund Dr. Brückmann — z. B. bei einer Hamburger Auction, wo er ihm einen Wechsel von 1000 Thalern zur Verfügung stellte — wirksam unterstützte. Für seine künstlerische Ausbildung wichtig waren besonders seine Reisen. Die erste ging über Kassel nach Nürnberg und Ansbach. Im J. 1770 reiste er mit seinem Schüler Aug. Hartmann über Elberfeld und Düsseldorf nach den Niederlanden, wo er in Antwerpen,

Brüssel u. s. w. eifrige Studien trieb. In Düsseldorf weilte er sieben Wochen; man wollte ihn hier unter günstigen Bedingungen für die Akademie gewinnen, doch er kehrte in die Heimath zurück, da er das seinem Fürsten versprochen hatte, dem er auch ein kostbares Bild Adriaen's van der Werff, das er in Brüssel erwarb (Herzogl. Museum Nr. 330), in uneigennützigster Weise abtrat. Im folgenden Jahre wurde W. von dem Herzoge eine Wohnung auf einem alten Festungsthurme, der sogenannten Bammelsburg, eingeräumt, um hier zugleich eine Zeichenschule für höher Gebildete einzurichten. Weitsch's Gemälde fanden immer größere Anerkennung. Als er 1778 einen Eichenwald mit sehr schönem Vieh gemalt hatte, gefiel das Bild dem Director Krahe in Düsseldorf so gut, daß er ihm rieth, mehr Waldstücke zu malen. Er schickte ein solches nach Düsseldorf und erhielt von dort das Ehrendiplom als Professor und Mitglied der Akademie. Ebenso wurde er mitsammt seinem ältesten Sohne Friedrich Georg später (1794) zum wirklichen Mitgliede der Berliner Akademie ernannt. Seine Waldlandschaften mit Thierstücken, die er in großer Zahl malte, werden noch jetzt für die besten seiner Bilder gehalten; so das Prachtstück im herzoglichen Museum zu Braunschweig (Nr. 623 aus dem Jahre 1784): „Eichenwald bei Querum", in der Wirklichkeit ein Lieblingsaufenthalt des Künstlers. Ueberhaupt war W. ein leidenschaftlicher Naturfreund, der das Leben und Weben in Wald und Flur, die Thierwelt u. A. gern und scharf beobachtete. Auch trat er mitunter als Schriftsteller auf diesem Gebiete hervor, in Aufsätzen über „der Schwalben Abzug", „zur Naturgeschichte der wilden Enten" u. A., die er im Braunschweigischen Magazin veröffentlichte. Eine Ansicht der Roßtrappe ist nach seinem Bilde von Weise in Dresden in Kupfer gestochen; er wollte 1782 noch mehrere seiner Harzansichten stechen lassen, wenn jene genügenden Absatz fände; doch scheint dies, da eine Fortsetzung nicht erschien, nicht der Fall gewesen zu sein. In früheren Jahren (1766) hatte er sich auch selbst gelegentlich, ohne eigentliche Anleitung gehabt zu haben, in der Kunst des Radirens versucht und eine Folge von elf Blättern mit Schafen, Kühen u. A. hergestellt, dann aber, wie es scheint, diese Kunstübung ganz aufgegeben. Am 2. Mai 1783 verlor er seine Frau, mit der er 36 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte. Im folgenden Jahre trat er mit seinen beiden Söhnen, die dem Berufe des Vaters folgten, eine zweite Reise nach den Niederlanden an. Unterm 21. December 1788 wurde er zum Galerieinspector in Salzdahlum ernannt, wohin er nun übersiedelte. Hier hat er dann in rastloser Arbeit seine Jahre beschlossen; nur wenige Tage war er bettlägerig gewesen, als ihn am 6. August 1803 der Tod ereilte. Ihn überlebte bis zum 19. October 1827 seine Wittwe, Sophie Johanne geb. Helmkampf, die Tochter des Oberinspectors der preußischen Hüttenwerke am Unterharze, die er in zweiter Ehe am 12. October 1786 geheirathet hatte. — W. war eine selbwachsene Künstlernatur, die unter schwierigen Verhältnissen zu hohen Zielen sich durchrang, und bewahrte sich bei allen Erfolgen Einfachheit der Sitten, Gutmüthigkeit des Herzens und einen bescheidenen, dankbaren Sinn. Dieser spricht sich bezeichnend aus in der Widmung des Altarbildes, das er seinem Heimathsorte Hessen 1769 schenkte und das die Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten darstellt:

> Die Kunst, die Gott mir gab, ohn' ein'gen Unterricht
> Weih ich auch Seiner Ehr' und meiner Kindespflicht,
> Den Eltern, welche schlecht und recht gelebet haben
> Und mir zu gleichem Thun die besten Lehren gaben.

Zwei schöne Oelporträts Weitsch's lieferte sein Sohn Joh. Friedr. W.; das eine aus dem Jahre 1790 besitzt die Berliner Akademie, das andere von 1797 (von K. Schröder in Schabkunst nachgebildet) das herzogliche Museum in

Braunschweig; ein Selbstporträt von ihm ist in der Kunstsammlung des Herrn A. Vasel in Beierstedt. Nach einem Bilde J. F. Eich's aus dem Jahre 1776 fertigte Daniel Chodowiecki von W. einen schönen Kupferstich.

Vgl. K. Fr. Pockels, Bruchstücke aus seiner (nicht gedruckten) Biographie Weitsch's im Morgenblatt 1810, Nr. 1—4. — Füßli, Künstlerlexikon IV, 6077 ff. — Nagler, Künstler-Lexikon XXI, 266 ff. — Br. Magazin 1853, S. 365 ff. — Stegmann, Porzellanfabrik zu Fürstenberg, S. 96 ff. — Auskunft v. Hrn. Pastor Seebaß in Hessen. — Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Weitsch: Friedrich Georg (Matthias) W., Maler († 1828), war der älteste der Söhne Pascha Joh. Friedr. Weitsch's (s. o.), die die Kinderjahre überlebten, im Anfange des August 1758 zu Braunschweig geboren und am 8. August getauft. Bis zum Jahre 1774 mußte er die Schule besuchen, doch waren schon in dieser Zeit Zeichnen und Copiren seine Lieblingsbeschäftigung. Er kam dann in die Lehre bei seinem Vater, um sich zum Maler auszubilden. Auf Veranlassung von Wilhelm Tischbein, der seine Arbeiten in Braunschweig sah, wurde er 1776 nach Kassel geschickt, wo er nach Potter und Phil. Roos fleißig copirte. Nach Braunschweig zurückgekehrt malte er, vorzüglich des Unterhaltes wegen, für die Stobwasser'sche Lackirfabrik, die damals viele Künstler beschäftigte, Landschaften, Idyllen nach S. Geßner u. s. w. auf Teller und Tischplatten. Ein paar Jahre nachher (1780) wurde er fast wider Willen zum Porträtmaler, da er eine Persönlichkeit, die durchaus von ihm gemalt sein wollte, nicht los werden konnte. Es wurde ihm erst schwer, Leben in die Farben zu bringen, doch nach einiger Uebung und eifrigem Studium der Porträts der Salzdahlumer Galerie erreichte er es bald, daß er gerade auch auf diesem Gebiete Hervorragendes leistete. Im J. 1783 bezog er die Akademie in Düsseldorf, wo er von den Freunden seines Vaters, Director Krahe u. A. auf das freundlichste aufgenommen wurde. Das Jahr darauf traf er in Holland mit seinem Vater und Bruder zusammen; in Amsterdam gewann er die Freundschaft des Stadtbildhauers Ziesenis, die ihm von großem Vortheile war. Sein Bruder ging dann mit nach Düsseldorf und im Herbste 1784 zogen beide, nachdem Friedrich zuvor als Mitglied der Düsseldorfer Akademie aufgenommen war, mit verschiedenem Aufenthalte unterwegs nach Italien; am 15. December trafen sie in Rom ein. Hier fanden sie in Krahe's Sohne, dem Bildhauer Trippel u. A. sehr anregende Gesellschaft; drei Monate lang begleitete hier Friedrich auch den Grafen Brabeck von Söder auf seinen Kunstwanderungen. Von Rom aus besuchten die Brüder 1786 auch Neapel und 1787 gingen sie nach Florenz, wo sie neun Monate verweilten. Hier malte W. eine Copie von Rafael's Madonna della Sedia, die dem Großherzoge von Toscana, dem späteren Kaiser Leopold II., so ausnehmend gefiel, daß er sie seiner Schwester nach Spanien zum Geschenk sandte. Auch fertigte er zu voller Zufriedenheit die Skizze zu einem Porträt des Fürsten für den Audienzsaal in Pisa. Doch kam es nicht zur Ausführung des Bildes, da W., Hofintriguen fürchtend, sich vorher entfernte. Er kehrte über München, Wien, Prag und Dresden nach Braunschweig zurück. Hier ließ 1788 Herzog Karl Wilhelm Ferdinand verschiedene Fürstenbilder von Graff durch ihn copiren, dann auch verschiedene Mitglieder seiner Familie von ihm malen. Auch Bildnisse seines Vaters, des Abtes Jerusalem u. A. entstanden in dieser Zeit. Im J. 1790 reiste er auf neun Monate nach Hamburg, wo er ebenfalls mehrere Bildnisse anzufertigen hatte. Die Bilder, die er wie sein Vater 1794 auf die Berliner Kunstausstellung sandten, fanden dort großen Beifall und brachten Beiden die Ernennung zu Mitgliedern der Akademie ein. Am 24. August 1794 vermählte sich W. in Salzdahlum mit der jüngsten

Tochter des fürstlichen Hausverwalters Schröder, Christiane Elisabeth Schr., von deren älteren Schwestern Karoline den Pastellmaler Schwarz in Braunschweig, Luise den Landschaftsmaler du Pree in Amsterdam geheirathet hatten. Sie lebten in kinderloser, aber glücklicher Ehe. Im folgenden Jahre fand er auf einer Reise nach Berlin bei den Künstlern und besonders auch bei dem Minister v. Heynitz die freundlichste Aufnahme. Er mußte die Kronprinzessin und deren Schwester, v. Heynitz, v. Hardenberg u. A. malen. Der Kronprinz wünschte sehr, ihn dort zu behalten, aber wegen der Intriguen neidischer Künstler konnte v. Heynitz damals mit seinen Anträgen beim Könige nicht durchdringen. W. kehrte nach Braunschweig zurück, wo er sich, wie auch sein Bruder, 1798 um eine durch den Tod des Hofmalers Oest erledigte Pension bewarb. Daß ihm diese Bitte abgeschlagen wurde, scheint ihn verstimmt zu haben. Im folgenden Jahre (nicht schon 1797) nahm er einen Ruf als königlicher Hofmaler und Rector der Akademie der bildenden Künste in Berlin an; gegen Mitte November 1799 verabschiedete er sich von seiner Vaterstadt. Die neue angesehene und einflußreiche Stellung in der großen Stadt erweiterte natürlich bedeutend das Feld seiner Thätigkeit und gab ihm im Verkehr gleichstrebender Genossen bei der Fülle höherer Aufgaben zahlreiche neue Anregungen, wenn auch die neue Lebensweise, das Entbehren der freien Natur, in der namentlich das Beobachten des Wildes ihm Erholung und Vergnügen gebracht hatte, auf seine Gesundheit keinen günstigen Einfluß übte. Als er 1804 ein großes Bild: den Tod der Vorminna, nach Ossian's Dichtung gemalt hatte, stellte sich infolge der Anstrengung eine große Nervenschwäche bei ihm ein, die ihm lange nachhing. In den folgenden bösen Kriegsjahren hatte er nicht unbedeutende Geldverluste, doch rettete er glücklich aus aller Gefahr seine reiche Sammlung von Gemälden und Handzeichnungen alter Meister. Er entwarf in dieser Zeit auch einige musikalische Compositionen. Für den Marschallsaal in Paris malte er 1808 in Stettin das Bild des Marschalls Soult. W. starb an Entkräftung am 30. Mai 1828. — Die künstlerische Thätigkeit Weitsch's, der zu seiner Zeit in hohem Ansehen stand, war ebenso fruchtbar wie vielseitig. Er malte geschichtliche Bilder und Schlachtenstücke, Landschaften — so nach einer Skizze A. v. Humboldt's den Chimborasso —, Porträts in sehr großer Zahl, gelegentlich auch religiöse Bilder. So verehrte er, dem edlen Vorbilde seines Vaters folgend, 1825 eine Verkündigung der Hirten der Andreaskirche zu Braunschweig „dankbar seiner theuren Aeltern und der glücklichen Jugendzeit in dieser Gemeinde gedenkend". Viele seiner Werke sind bei Füßli und Nagler a. a. O. aufgeführt, bei letzterem auch manche nach seinen Bildern angefertigte Stiche. Es gibt von W. auch ein paar Radirungen aus dem Jahre 1819, darunter ein kleines Selbstbildniß. Auch Buchhorn hat ein kleines Brustbild von ihm radirt.

Vgl. Füßli, Künstler-Lexicon IV, 6083 ff. — Nagler, Künstler-Lexicon XXI, 268 ff. — Auskunft des Herrn A. Vasel in Beierstedt. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Weitzel: Johannes W. war zu Johannisberg im Rheingau am 24. October 1771 (nicht 1772, wie sein Freund Dorow angibt) als Sohn eines kleinen Weingutsbesitzers geboren. Den Vater verlor er in seinem vierten Lebensjahre. Der Todesfall war für ihn nicht minder wie für die Familie verhängnißvoll, da die Mutter nicht im Stande war, die Wirthschaft zu führen und die nothwendige Feldarbeit zu thun. So verarmte die Familie rasch und hatte öfters mit bitterer Noth und Entbehrung zu kämpfen. Unter diesen Umständen mußte die Mutter den Knaben, obwol dessen Begabung frühzeitig erkennbar war, zum Schneiderhandwerk bestimmen, da seine körperlichen Kräfte für den Betrieb der beschwerlichen Weinbergsarbeiten nicht ausreichten. Dem Geiste des

frühreifen Knaben gab jedoch ein Gang nach Mainz, wo er dem feierlichen Gottesdienste in der Carmeliterkirche beiwohnte, eine andere Richtung; er entschloß sich, Geistlicher zu werden. Nach langen Kämpfen und nachdem der Schullehrer seines Heimathortes sich bereit erklärt, ihn unentgeltlich zu unterrichten, gelang es ihm, die Zustimmung der Mutter zu seinem Plane zu erhalten. So ging er in seinem zwölften Lebensjahre nach Kreuznach, um das dortige von den Carmelitern geleitete Gymnasium zu besuchen. Doch befriedigte ihn hier ebensowenig die Methode des Unterrichts wie der gebotene Lehrstoff; die Leistungen der Carmeliter waren sehr schwach; fast nichts, wie mechanisches Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische wurde getrieben. Ein Jahr blieb W. in Kreuznach, dann wagte er es, mit baaren sechs Kreuzern in der Tasche, nach Mainz zu gehen und sich zur Aufnahme in das dortige wissenschaftlich höher stehende Gymnasium zu melden. Vor dem äußersten Mangel schützte ihn hier der Genuß eines kleinen Familienstipendiums und der eigene, durch Stundengeben mühsam errungene Erwerb. Nach fünfjährigem Besuche des Gymnasiums konnte er auf der dortigen Universität die Studien fortsetzen. Ueber die Entwicklung seines geistigen Lebens in dieser Zeit berichtet W. selbst. Er hatte in seinem Eifer theils seine Studien weit über die Grenzen der ihm nach seiner Bildungsstufe zugewiesenen Gebiete ausgedehnt, theils war es das unvermittelte Eindringen in die Sitten und Anschauungen des unter dem Einflusse der damaligen freien philosophischen Richtung stehenden, von einem der Aufklärung huldigenden Fürsten regierten Mainz, wodurch gewaltige, bis zu Ausbrüchen der Verzweiflung führende Erschütterungen in der Seele des kaum den einfachen Verhältnissen seines Heimathortes enthobenen Knaben herbeigeführt wurden. Nach schweren Kämpfen gewann er, zu positiven Religionsanschauungen zurückgekehrt, den Frieden und die Ruhe des Geistes zu dem Zeitpunkte wieder, als er das Gymnasium verließ. Auch seine Neigung zu schöngeistigen und belletristischen Arbeiten war in dieser Zeit zu Tage getreten; er hat damals seine ersten Romane, Schauspiele und Trauerspiele geschrieben, von denen jedoch nichts im Druck erschien. Seinen Universitätsstudien machte die Eroberung von Mainz durch Custine und der Einmarsch der republikanischen Truppen im October 1792 ein vorläufiges Ende. W. hatte, wie überhaupt ein großer Theil der Mainzer, die Franzosen mit Begeisterung empfangen, doch hatte er mit manchen Gesinnungsgenossen frühzeitig genug Veranlassung, sich mit Ekel von der neuen Ordnung der Dinge abzuwenden. Das wüste Treiben der dortigen Clubisten unter französischer Protection führte ihn wie Andere zur Einsicht. Eine für den Zwanzigjährigen auffallend scharfe und sichere Beurtheilung der Sachlage bewog ihn, Mainz zu verlassen und in den Rheingau zurückzukehren. Doch war sein Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer. Eine unbesonnene, in Rüdesheim in Gegenwart eines Officiers der dort liegenden preußischen Truppenabtheilung gethane Aeußerung ließ in ihm einen der berüchtigten Mainzer Clubisten vermuthen; seiner infolge dessen drohenden Verhaftung konnte er nur durch die schleunigste Flucht auf das linke Rheinufer entgehen. Als die Fortdauer der Kriegsereignisse ihm jede Aussicht auf die Fortsetzung seiner Studien in Mainz nahm, verwandte er die unfreiwillige Muße zu privaten Studien und kleinen litterarischen Arbeiten. Im Sommer 1795 erschien seine erste Schrift „Geist der fränkischen Revolution“. Bei Wiederaufnahme der Studien zog ihn der lebhafte Wunsch, Schiller und Fichte zu hören, im Herbste 1795 zu einem halbjährigen Aufenthalt nach Jena. Im Sommersemester 1796 hörte er Vorlesungen in Göttingen von Schlözer und Spittler, brachte den Winter in der Heimath zu und unternahm im Sommer 1797, um den Zwiespalt in seinem Gemüthe zu beseitigen und aus dem Wirrwarr ent-

gegengesetzter Strömungen, die seinen Geist bewegten, zu ruhigen und klaren Anschauungen zu gelangen, eine größere Reise in die Schweiz. Hatte er sich doch, verwirrt von den mächtigen, seine Seele tief aufregenden Eindrücken der Ereignisse jener Zeit sogar mit dem Gedanken getragen, von der Bühne herab auf das Volk zu wirken. W. nennt die Zeit seiner Reise und seines Aufenthalts in der Schweiz, welcher die erwünschte wohlthätige Wirkung auf ihn ausübte, die „goldene Zeit seines Lebens“. Da die unsicheren Zustände im heimathlichen Rheingau ihm keine Zukunft bieten konnten, suchte er die Verbindung mit der Regierung der an der andern Seite des Rheins aufblühenden Frankenrepublik. Sein Gönner, der ehemalige Mainzer Geschichtsprofessor, dann Clubist Andreas Hofmann (geboren zu Mariazell bei Würzburg am 14. Juli 1752, † zu Winkel im Rheingau am 6. September 1849) vermittelte 1798 seine Anstellung als Commissaire du directoire exécutif des Kantons Otterberg, worauf er 1799 zum Commissar bei der Municipalverwaltung des Kantons Germersheim ernannt wurde. Wie manchem andern in französische Dienste getretenen Deutschen gelang es auch W. nicht, das volle Vertrauen der leitenden Persönlichkeiten der französischen Verwaltung zu erwerben; schon bei der Reorganisation dieser Verwaltung im J. 1801 wurde er einfach bei Seite geschoben. Inzwischen hatten sich jedoch seine äußeren Verhältnisse durch die Verheirathung mit Margarethe Dietrich, der Tochter eines reichen Holzhändlers zu Germersheim, so günstig gestaltet, daß er sich nach Johannisberg in ein behagliches Stillleben zurückziehen und sich mit dem Plane beschäftigen konnte, seine in den letzten Jahren betriebenen politischen und staatswissenschaftlichen Studien in einem unabhängigen publicistischen Unternehmen in Mainz zu verwerthen. Die alsdann in Mainz gegründete politische Zeitschrift „Egeria“ erschien noch im J. 1801. Doch ließen die damaligen Zustände eine größere Verbreitung dieses Blattes nicht zu, sodaß W. selbst, als er im J. 1821 die Mittheilungen aus seinem Leben veröffentlichte, Veranlassung nahm, größere Auszüge aus derselben, welche seine damaligen politischen und socialen Anschauungen erkennen ließen, wiederzugeben, anscheinend zur Rechtfertigung seiner durch die Ereignisse des Jahres 1819 jäh abgeschlossenen politischen Thätigkeit. Ferner übernahm er die Redaction der dem Mainzer Waisenhause gehörigen Mainzer Zeitung. Dieses Blatt suchte, nicht ohne eine gewisse Selbständigkeit, freisinnige Anschauungen soweit zu vertreten, als die französische Polizei dies zuließ, und fand hierbei in der Stadt bei gleichen Gesinnungen vielfach günstige Aufnahme. Die später erfolgende Berufung zu einer Professur der Geschichte am kaiserlichen Lyceum — bei dessen Eröffnung — brachte ihm die Aufgabe, Vorlesungen über Geschichte, freilich nach französischem Zuschnitt, zu halten, bei welchen er jedoch wie auch sonst im allgemeinen bei seinem Verhalten den Deutschen nicht völlig verleugnet zu haben scheint. Ein von Savary persönlich unternommener Versuch, den für Mainz zu Bedeutung gelangten Mann ganz in das französische Interesse hinüberzuziehen, schlug fehl. So konnte denn auch seine Leitung der Mainzer Zeitung nicht von langer Dauer sein; nach mehrfachen Verwarnungen wurde ihm die Concession auf polizeilichem Wege entzogen. Nicht viel besser erging es seiner Mitarbeiterschaft an den „Europäischen Staatsrelationen“, welche Niklas Vogt 1804 in Frankfurt begründet hatte und deren Leitung W. 1807 beigetreten war. Im J. 1810 wurde das Blatt unterdrückt und verwandelte sich in das „Rheinische Archiv“, eine Monatsschrift für Geschichte und Litteratur, die übrigens ungeachtet ihres harmlosen Titels auch nicht Geringes unter den Quälereien zu leiden hatte, mit denen Bacher, der französische Resident in Frankfurt, auch die der französischen Censur nicht unmittelbar unterworfene Presse am Mittelrhein verfolgte. Frischen Aufschwung nahm Weitzel's Streben, nachdem Mainz im

Frühjahr 1814 in deutsche Hände zurückgegeben war. Zunächst nahm er, als aus dem vormaligen kaiserlichen Lyceum ein Gymnasium entstanden, an diesem auf kurze Zeit seine vormalige Lehrthätigkeit wieder auf, doch sagte ihm dieselbe nicht mehr recht zu. Dann eröffnete sich ihm nach anderer Richtung hin die Aussicht, sich seiner Neigung entsprechend ausschließlich der Thätigkeit als Publicist widmen zu können. Dies war von jeher seines Herzens Wunsch gewesen, der nun in dem benachbarten Herzogthume Nassau, zu welchem jetzt auch sein Geburtsort Johannisberg gehörte, Verwirklichung finden sollte. In dem kleinen Staate, der durch die Verleihung einer Verfassung (1814) die Aufmerksamkeit von Deutschland auf sich gelenkt hatte, dessen Verwaltung der Minister Marschall und der einsichtsvolle Präsident Ibell nach neuen Grundsätzen organisirten und den man gerade mit einer in zwei Kammern gegliederten Landesvertretung ausstattete, bedurften Fürst und Regierung eines Organs. Die Aussicht, in dem kleinem Lande, welches bisher kein öffentliches Blatt kannte, eine Presse begründen und durch diese die öffentliche Meinung leiten zu können, war für W. — der in der That von persönlicher Eitelkeit nicht ganz frei war — zu verlockend, um nicht in allen Punkten den Absichten der nassauischen Regierung entgegenzukommen. Diese übertrug ihm im J. 1816 unter Verleihung des Dienstcharakters als Hofrath die Stelle eines Revisionsraths bei der Rechnungskammer mit einem Gehalte von 1200 Gulden. Mit seiner Uebersiedlung nach Wiesbaden im J. 1817 gründete er daselbst die bald sehr bekannt gewordenen „Rheinischen Blätter“, in welchen er überall, namentlich aber bezüglich der inneren Politik und Landesverwaltung, die Anschauungen der Regierung vertrat. Enge Freundschaft verband ihn dauernd mit dem Präsidenten Ibell, an welchem er Rückhalt und feste Stütze auf seinem Arbeitsgebiete fand. Ibell's geistiger Ueberlegenheit sich unterordnend vertrat er theils in eigenen, theils in den von Ibell mindestens stark beeinflußten Aufsätzen überall dessen Anschauungen; für Ibell nahm er den Kampf mit dessen einheimischen und auswärtigen Gegnern, mit Görres und dem Minister vom Stein, mit den Freisinnigen im Lande, welche nicht minder wie die gesammte freisinnige Presse in Deutschland Ibell's Richtung und Bedeutung verkannt haben, auf. Wenig Freunde konnte er hierbei in der kurzen Spanne Zeit, die seinem regierungsfreundlichen Blatte zugemessen blieb, ernten. Die Rheinischen Blätter brachten W. in nähere Beziehungen zu Dorow, der am 15. August 1817 zu einem längeren Kuraufenthalte, aber auch nicht ohne geheime politische Aufträge, nach Wiesbaden gekommen war. Dorow gewann die Rheinischen Blätter für Zwecke des Staatskanzlers Hardenberg und betrieb im Auftrage des letzteren Verhandlungen mit dem Präsidenten Ibell und mit W., durch welche beide zum Uebertritt in den preußischen Staatsdienst bewogen werden sollten. Diese Verhandlungen gelangten bezüglich Weitzel's zum Abschluß, als Hardenberg im Herbste 1818 nach Beendigung des Aachener Congresses selbst nach Wiesbaden kam. W. sollte die rheinischen Blätter nach Bonn verlegen; Hardenberg beabsichtigte dieselben dort zu dem Hauptorgan der preußischen Verwaltung in der Rheinprovinz umzugestalten. In einem am 12. März 1819 an Hardenberg gerichteten Schreiben sagte W. zu, sein dienstliches Verhältniß zu der nassauischen Regierung zu lösen und die vom Staatskanzler geplante Stellung in der Rheinprovinz nach dessen Instructionen zu übernehmen. Zweifellos würde W. mit vollster Begeisterung an seine Aufgabe herangetreten sein, da ihn die Ueberzeugung leitete, daß die Förderung deutschen Wesens, die gedeihliche Entwicklung deutscher Kraft nur bei Preußen zu erwarten sei. „In meiner Seele steht die Ueberzeugung unerschütterlich fest, daß Deutschland nur durch und mit Preußen zu retten ist“, schrieb er damals an den Staatskanzler, dem er sich durch die, bei Dorow II, 151 abgedruckte Denk=

schrift „Rheinpreußen im December 1818“ besonders zu empfehlen suchte. W. zögerte indessen, die entscheidenden Schritte zur Aufhebung seines Dienstverhältnisses zu thun, bis die Ereignisse selbst den ganzen Plan überholten. Der Mordanfall Löning’s auf den Präsidenten Ibell am 1. Juli 1819 veränderte die Lage der Dinge in Nassau erheblich. Weitzel’s Haltung gegenüber den brennenden Tagesfragen machte ihn als bezahlten Freund der Regierung in der Oeffentlichkeit verdächtig und beraubte ihn des erforderlichen Zutrauens seines Publicums, wodurch sein empfindliches Gemüth auf das schwerste getroffen wurde. Widerwärtigkeiten, welche die gegen ihn in Wiesbaden herrschende Mißstimmung ihm täglich brachte, dann die Karlsbader Beschlüsse veranlaßten ihn, die Redaction der Rheinischen Blätter niederzulegen und sich zu Beginn des Jahres 1820 nach Johannisberg zurückzuziehen, nachdem er mit Beibehaltung seines bisherigen Gehaltes in den Ruhestand versetzt war. Die Verhandlungen wegen seines Umzuges nach Bonn zogen sich jedoch in die Länge, besonders hatte seine Forderung, von der Censur befreit zu bleiben, einen weiteren Meinungsaustausch zur Folge, der dazu führte, daß Hardenberg unter dem 4. Januar 1821 seine Berufung in die ihm zugedachte Stellung für unausführbar erklärte. Ebenso lehnte er es ab, für die von W. gewünschte Berufung auf einen Lehrstuhl (der Geschichte zu Bonn?) seine Unterstützung eintreten zu lassen. Bei dem voraussichtlichen Scheitern dieses Planes hatte W. es nicht unterlassen, sich von neuem in Nassau um eine ihm zusagende Thätigkeit zu bewerben; mit Freuden wird er es begrüßt haben, daß die ihm stets wohlwollende Regierung zu Wiesbaden ihm noch, ehe jene ihn völlig abweisende Entscheidung des Staatskanzlers eingetroffen war, unter dem 20. December 1820 die Leitung der dortigen Landesbibliothek übertrug. Aus seinem weiteren Leben sind bemerkenswerthe Vorkommnisse nicht mehr zu berichten. Seine Thätigkeit blieb nach wie vor seinen schriftstellerischen Neigungen namentlich auf dem Gebiete der Publicistik gewidmet. Mit weniger Glück versuchte er sich auf dem Gebiete der Geschichtsforschung. Er brachte bei dem Ministerium die Bewilligung der Mittel für die Bearbeitung einer umfassenden Geschichte des nassauischen Landes in Anregung, deren Leitung ihm übertragen werden sollte; für die Veröffentlichung stellte er seine eigenen bisherigen Vorarbeiten zur Verfügung. Das Ministerium genehmigte die Vorschläge und ordnete ihm, da er erklärte, eine mittelalterliche Urkunde weder lesen noch verstehen zu können, unter dem 3. Juli 1827 als weitere Commissare den Pfarrer C. D. Vogel und den „Archivar“ Habel bei. W. scheint sich namentlich die allgemeine redactionelle Bearbeitung, die Einleitung, die Darstellung der Kirchen- und Culturgeschichte sowie die Verfassungsgeschichte vorbehalten zu haben. Einen unmittelbaren Erfolg hat W. bei seinem Unternehmen nicht zu verzeichnen gehabt. Sein 1828 zu Leipzig erschienener Aufsatz „Betrachtungen über Deutschland von Karl dem Gr. bis auf Friedrich II.“ entstammt wol seinen ebengenannten Vorarbeiten für die Landesgeschichte. (Zur Sache vgl. die Artikel C. D. Vogel [XL, 97] und Vollpracht [XL, 255].)

W. starb zu Wiesbaden am 30. Januar 1837. Von seinen zahlreichen theils selbständigen, theils in Zeitschriften zerstreuten Schriften und Aufsätzen sind als die bemerkenswerthesten zu nennen: „Geist der fränkischen Revolution“ (1795); „Egeria“ (1801); „Lindau oder der unsichtbare Bund. Eine Geschichte aus dem Revolutionskriege“ (1805); „Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten?“ (1819); „Napoleon durch sich selbst gerichtet“ (1820); „Vermischte Schriften“ (3 Bde., 1820/21); „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und meiner Zeit“ (2 Bde., 1820/21); „Roland und Hildegarde“, Novelle (in der ‚Iris‘, Beiblatt der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, 1821, Nr. 20—23),

„Panthea oder die Treue“ (das. 1821, Nr. 34—36); „Der heilige Bund“ (1823); „Die Rheinreise“ (1825); „Einige Zeichen der Zeit“ (1828); „Betrachtungen über Deutschland von Karl dem Gr. bis auf Friedrich II.“ (1828); „Einfluß der französischen Revolution auf die Staatswissenschaft“ (1829); „Scherz und Ernst, zur Charakteristik unserer Zeit“ (1830); „Ueber die kurhessische Verfassung von 1831“ (1831); „Was würde ich thun, wenn ich jetzt Abgeordneter zu einer landständischen Versammlung in Teutschland wäre“ (1833); „Briefe vom Rhein“; „Geschichte der Staatswissenschaft“. Von ihm werden ferner zahlreiche Aufsätze in der Frankfurter Didaskalia sowie vielfach die Correspondenzen der „Allgemeinen Zeitung“ aus Nassau, namentlich der Nekrolog des nassauischen Ministers v. Marschall, daselbst 1834, Nr. 114—117, endlich Aufsätze und Mittheilungen in den „Allgemeinen politischen Annalen“ und in den „Jahrbüchern“ von Pölitz verfaßt sein.

Acten, sodann: Weitzel, Das Merkwürdigste aus meinem Leben. — Dorow, Denkwürdigkeiten. — Schwartz, Annalen d. Ver. f. nass. Geschichtsforschung 1877; XIV, 42 ff. — Sauer, Herzogthum Nassau 1813—20.

W. Sauer.

Weitzmann: Karl Borromäus W., Dialektdichter, wurde am 25. Juni 1767 in dem damals noch vorderösterreichischen Städtchen Munderkingen an der Donau geboren, studirte in Wien Jurisprudenz und wurde in der seiner Vaterstadt benachbarten Stadt Ehingen Secretär der vorderösterreichischen Landschaft, nach der Annexion durch Württemberg (1803) Rechtswalt. Er starb am 30. Mai 1828. W. ist der bekannteste aller schwäbischen Dialektschriftsteller. Seine litterarischen Producte finden sich in zwei Sammlungen: „Sämmtliche Gedichte in reindeutscher und schwäbischer Mundart“ (mehrmals aufgelegt) und „Poetischer Nachlaß“ (1853). Die schriftdeutschen Sachen sind, außer mehreren gelungenen Epigrammen in der Art Fr. Haug's und Weisser's, nicht der Rede werth; die Dialektgedichte haben sich ihre große Popularität theils durch ihren oft wirklich hervorragenden Witz, theils aber auch durch eine sehr starke Neigung zum Derben und Unfläthigen erworben. Außer einer in manchen Partien höchst geistreichen, aber sehr stark gewürzten parodistischen Posse „Das Weltgericht“ und einigen kleineren dramatischen Scenen sind es lauter halb lyrische, halb erzählende Gedichte verschiedener Art und noch verschiedeneren Werthes.

Biographie von dem Sohne Friedrich Weitzmann, 1865; vgl. meine Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, S. 224—226.

Hermann Fischer.

Weitzmann: Karl Friedrich W., ein Componist, Theoretiker, Musikhistoriker und Violinist, geboren am 10. August 1808 zu Berlin, † am 7. November 1880 ebendort. Unter Karl Wilhelm Henning bildete er sich zum Violinisten aus, erreichte jedoch keine virtuose Fertigkeit. Contrapunktische Studien machte er unter Bernh. Klein, ging dann 1827 nach Kassel, wahrscheinlich als Violinist am Theaterorchester und vollendete seine Ausbildung durch den Umgang mit Spohr, dem dortigen Capellmeister, und Hauptmann, der als Violinist im Orchester angestellt war. Von hier aus wandte er sich 1832 nach Riga und wurde als Violinist am Theaterorchester angestellt, gründete dort mit Heinrich Dorn, der daselbst Capellmeister war, einen Gesangverein und führte größere Gesangswerke auf. Von Riga ging er 1834 als Musikdirector an die deutsche Oper nach Reval, wo er Gelegenheit fand auch eigene dramatische Compositionen zur Aufführung zu bringen, die aber beim Publicum wenig Anklang fanden. Rußland mußte damals alle besseren musikgebildeten Kräfte aus dem Auslande beziehen. Es hatte zwar seine russische Jagdmusik, die mit Hülfe des Kantschus den Bläsern eingeprügelt wurde, doch damit war es auch am

Ende seiner Leistungsfähigkeit, mit Ausnahme einiger weniger Componisten, die sich im Auslande gebildet hatten. Es blieb daher den vornehmen Russen nichts übrig, um gleiche Kunstgenüsse wie andere Länder zu haben, als sich aus dem Auslande, besonders dem deutschen Nachbarreiche, Musiker zu verschreiben, die im Theater und Concert jegliche Kunstleistung ermöglichten. Die Gehälter nebst einer ansehnlichen Pension nach einer Dienstzeit von zehn Jahren bildeten die sicherste Anziehungskraft und wie im 17. und 18. Jahrhundert England der Anziehungspunkt aller geldbedürftigen Künstler war, so im 19. Jahrhundert Petersburg. Auch W. erhielt den Antrag als Violinist ins Petersburger Theaterorchester einzutreten und er folgte gern diesem Rufe, saß seine zehn Jahre am Notenpulte ab und kehrte nach Deutschland zurück. In Petersburg dirigirte er noch nebenbei den Kirchenchor der deutschen St. Annakirche und schrieb für denselben eine Reihe liturgischer Gesänge. Bis zum Jahre 1848 reiste er theils mit dem Oboisten G. Brod durch Finnland und gab Concerte, theils benützte er die Zeit um Paris und London mit ihren Kunstschätzen kennen zu lernen. In London wurde ihm sogar eine Violinistenstelle an der italienischen Oper angetragen, die er auch eine Zeit lang einnahm. Im J. 1848 kehrte er nach Berlin zurück, ließ sich häuslich nieder, gab Musikunterricht, componirte, sammelte eine Musikbibliothek und betrieb besonders theoretische und historische Studien. Als Richard Wagner's Opern bekannt wurden und sich Kreise von Verehrern und Verächtern bildeten, die in der feindseligsten Weise aufeinander einstürmten, war er einer der Ersten, die Wagner's Partei ergriffen. Dem Vorwurfe, daß Wagner keine theoretischen Studien gemacht haben könne, trat er 1853 in einer Abhandlung über den übermäßigen Dreiklang entgegen (bei Trautwein in Berlin erschienen), die sich ganz besonders auf Wagner'sche Harmoniefolgen bezieht und deren Berechtigung nachzuweisen sucht. Dieser folgte 1854 die „Geschichte des Septimen-Akkordes" (Berlin bei Guttentag), wo er ebenfalls bemüht war die außergewöhnliche Verwendung desselben in der Wagner'schen Oper zu begründen und ihre Berechtigung nachzuweisen. Einen gleichen Zweck verfolgte die in demselben Jahre bei Peters in Berlin erschienene Abhandlung über den verminderten Septimenakkord. Im nächsten Jahre gab er einen Beweis seiner historischen Studien in dem kleinen Werke: „Geschichte der griechischen Musik" (Berlin 1855), die hauptsächlich aus Proben altgriechischer Melodien nebst Mittheilung von 40 neugriechischen Volksmelodien besteht. 1860 erschien sein preisgekröntes „Harmoniesystem" (Leipzig), worin er auf Grund Beethoven'scher und Wagner'scher Harmoniefolgen der alten Theorie den Krieg erklärte und sich bemühte die Grenzen zu erweitern, die bis dahin als ausreichend gegolten hatten. Weitzmann's Schriften erregten in der Musikwelt eine wahre Revolution und es regnete Schriften für und wider, bis sich schließlich dennoch die Wogen glätteten und nach Jahrzehnten die neuen Errungenschaften Allgemeingut wurden. 1861 erschien bei Kahnt in Leipzig die Schrift: „Die neue Harmonielehre im Streit mit der alten. Mit einer musikalischen Beilage, betitelt: Albumblätter zur Emancipation der Quinten, und Anthologie klassischer Quintenparallelen". Mit diesem kleinen aber bedeutungsvollen Werke beschloß er seine theoretischen Streitschriften und betrieb nur noch historische Studien neben kleinen Compositionen im kanonischen Stile, worin er Meister war. Unter die ersteren gehört seine „Geschichte des Clavierspiels" als 3. Band zu Lebert und Stark's großer theoretisch-praktischer Clavierschule (Stuttgart 1861—1863, 3 Bände). Für die damalige Zeit, wo die Musikgeschichte noch in den Kinderschuhen steckte, genügte wol die Arbeit, doch selbst eine 2. Auflage (1879 ebd. erschienen) umfaßte zu geringe Quellenwerke, die es ermöglichten, eine auf Documenten beruhende Darstellung der Entwicklung der Claviercomposition, in Verbindung

mit dem fortschreitenden Clavierbau, zu geben. Weitzmann's Compositionstalent war nur klein, doch er wußte es durch contrapunktische Formen in der geschicktesten Weise zu verwerthen. So schrieb er z. B. zwei Hefte „Contrapunktische Studien“ (Leipzig), die nur auf zwei Notensystemen im Violinschlüssel notirt waren und doch vierhändig gespielt werden mußten, indem nämlich der zweite Spieler dieselben Noten im Baßschlüssel spielte. Ebenso sind seine 2 Hefte „Musikalische Räthsel zu 4 Händen“ abgefaßt; ferner schrieb er 900 Präludien und Modulationen für Pianoforte oder Orgel, 1. im classischen Stile, 2. im romantischen Stile. Die Erfindung ist nur klein, doch weiß er seine kleinen Gedanken so zu verwerthen, daß sie jedem Spielenden das größte Vergnügen bereiten werden, denn Wohlklang und Formengewandtheit sind ihm durchweg eigen. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, W. persönlich kennen zu lernen und da ich mich noch im Beginne meiner historischen Studien befand, so hoffte ich an ihm, der eine so umfangreiche Bibliothek älterer Werke besaß, eine hülfreiche Unterstützung zu finden. Doch er schien von Natur zur Mittheilung wenig geneigt zu sein; stumm und verschlossen hörte er meine Bitte an und wehrte jede Einsicht in seine Bibliothek in drastischer Weise ab. Später trat er in die Gesellschaft für Musikforschung ein, die ich im J. 1869 gründete, doch auch hier wies er jede thätige Mithülfe ab. Wol mögen ihn die heftigen Angriffe der Wagnergegner verbittert haben und so verschloß er sich in sein Arbeitszimmer und wollte von der Welt nichts mehr wissen. Seine reichausgestattete Bibliothek zerstreute sich nach seinem Tode in alle Winde.

Mendel-Reißmann und die Musikzeitschriften nebst eigener Bekanntschaft.

Rob. Eitner.

Weixer: Romanus W., Benedictiner, geboren am 4. October 1690, † am 1. Mai 1764. Er trat zu Weihenstephan in den Orden ein und wirkte als Professor zu Freising und Salzburg. Er schrieb einige Dissertationen über die Lehre von der Schöpfung: „Creatura ab aeterno possibilis“ (1724); „Creatura actu infinito possibilis“ (1725); „Creatura juxta angelicam mentem praemota“ (1725).

Hurter, Nomenclator III, 24. — Lindner, Schriftsteller d. Benedictinerordens 1, 200.

Reusch.

Weizsäcker: Julius Ludwig Friedrich W. ist am 13. Februar 1828 zu Oehringen im württembergischen Franken geboren, aus einer seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in jener Gegend ansässigen ursprünglich niedersächsischen Familie, in deren zahlreichen Verzweigungen das Gewerbe des Ahnen, des Müllers zu Eckartsweiler, sich weithin forterbte. Mit Vorliebe verfolgte und pflegte unser W. die Familienzusammenhänge und hatte seine besondere Freude daran, wenn er an der Hand des nicht eben häufigen Namens oder sonstwie einen noch unbekannten Vetter aufspüren und als Verwandten identificiren konnte. Seine Erziehung war aber, wie die seines einzigen Bruders, des bekannten Professors der Theologie und Kanzlers an der Universität Tübingen, Karl v. W., vom theologischen Geiste des Vaterhauses bestimmt, in welchem nach dem frühen Tode des Vaters, Stiftspredigers Christian W., die Mutter, Sophie geb. Rößle, mit der sorglichen Tüchtigkeit einer echten deutschen Pfarrersfrau waltete. W. besuchte nächst den Lyceen in Oehringen und Tübingen das niedere theologische Seminar zu Urach und trat 1846 für die Dauer seiner Studienzeit in das „Stift“ zu Tübingen, jenes berühmte evangelische Seminar, durch das so viele bedeutende Gelehrte hindurchgegangen sind. Mit vielseitigem Eifer widmete er sich seiner theologischen und allgemeinen Ausbildung, doch trat unter der Anregung des geistvollen Christian Baur bald das historische Interesse in den Vordergrund. Nach Absolvirung des ersten theo-

logischen Examens im Herbst 1850 unternahm er mit Unterstützung eines Staatsstipendiums eine einjährige Studienreise, die ihn nach Paris, Wien und Berlin führte; an der letztgenannten Universität hörte er Vorlesungen bei Ranke und Wattenbach. Nach der Rückkehr im Frühjahr 1852 wurde er Repetent am niederen theologischen Seminar zu Blaubeuren, 1855 Repetent am Stift zu Tübingen, und hielt hier bereits Vorlesungen an der Universität aus dem Gebiete des Mittelalters und der neuesten Geschichte, sowie Uebungen über mittelalterliche Schriftsteller. Hatte er inzwischen noch gelegentlich als Vicar im praktischen Kirchendienst fungirt, so entschied er sich im Herbst 1859 durch seine Habilitation als Privatdocent der Geschichte in Tübingen endgiltig für die Universitätslaufbahn und die historischen Studien; den erforderlichen Doctorgrad hatte er am 27. August 1856 erworben.

Seine Dissertation und seine Habilitationsschrift behandelten Themata der fränkischen Kirchengeschichte des 9. Jahrhunderts: erstere erörterte unter dem Titel „Hincmar und Pseudo-Isidor" (erschienen in der Zeitschrift für historische Theologie, 1858. Neue Folge, Bd. 22), die eigenthümliche, anscheinend widerspruchsvolle Haltung jenes Kirchenfürsten zu den damals auftauchenden Fälschungen des Kirchenrechts; die Habilitationsschrift (1859 selbständig erschienen) beleuchtete „den Kampf gegen den Chorepiskopat des fränkischen Reichs im 9. Jahrhundert". Aus demselben Studienkreise stammen noch zwei bald darauf veröffentlichte Abhandlungen: „Das Dogma von der göttlichen Vorherbestimmung im 9. Jahrhundert" (erschienen in den Jahrbüchern f. deutsche Theologie 1859, Bd. 4) und „Die pseudoisidorische Frage in ihrem gegenwärtigen Stande" (in Sybel's Historischer Zeitschrift 1860, Bd. 3). Jede dieser Abhandlungen ist in ihrer Art mustergültig: auf einem äußerst schwierigen Gebiet, das verworren dalag infolge mangelhafter Sichtung des Quellenmaterials, Complicirtheit der einschlagenden kirchenrechtlichen und dogmatischen Probleme, Zweideutigkeit der Motive, gelingt es W., völlige Klarheit zu gewinnen; Schritt für Schritt vorsichtig sondirend, dringt er durch alle Wirrnisse bis zur beherrschenden sicheren Höhe, wo sich der freie Einblick in den gesammten historischen Hergang ihm und dem Leser eröffnet. Es ist die ganze Eigenart Weizsäcker's als Forscher, welche in diesen ersten Schriften hervortritt: im kleinsten Punkt die größte Kraft, und mit solcher Kraft vorwärts vom Kleinsten zum Größten, das ist das Grundprincip seines Forschens, das ihn so einzig zu jener Lebensarbeit befähigte, um derenwillen er bald aus den bisherigen Kreisen des Studiums herausgerissen wurde.

Drei ganz verschiedene Wege eröffneten sich um diese Zeit, da er in den Beginn der 30er Jahre getreten war, vor ihm, gleich als ob ihm ausdrücklich die Wahl gestellt werden sollte, welcher Richtung seines vielseitig begabten Geistes er folgen möchte. Von dem württembergischen Ministerium erhielt er den Antrag, in die Redaction des „Staatsanzeigers" einzutreten, er lehnte denselben ab; im Sommer 1860 erging von Göttingen die Aufforderung an ihn, dort eine außerordentliche Professur für Kirchen- und Dogmengeschichte zu übernehmen, er lehnte auch diese vielverheißende Aussicht ab, und entschied sich für den Wirkungskreis, in den er kurz vorher eingetreten war. Der langgehegte Plan Ranke's und Sybel's, eine Sammlung und Herausgabe der deutschen Reichstagsacten der Vorzeit zu veranstalten, vollständiger und mit gründlicherer Kritik als die alten „Sammlungen der Reichsabschiede", war durch König Maximilian von Baiern auf eine sichere finanzielle Grundlage gestellt und 1858 der neubegründeten Commission für deutsche Geschichts- und Quellenforschung bei der kgl. Akademie der Wissenschaften zu München als eine ihrer Aufgaben zugewiesen worden. Heinrich v. Sybel erhielt die Oberleitung. Georg Voigt,

den man mit den Vorarbeiten betraut hatte, war durch seine Berufung nach Rostock dem Unternehmen bald entzogen, und nun wurde statt seiner auf Sybel's Vorschlag W. dafür gewonnen (s. die ausführliche Vorgeschichte des Unternehmens in Bd. 1 der Reichstagsakten S. XLIX ff.). Er siedelte am 1. April 1860 nach München über, indem er dort zugleich als Privatdocent der Geschichte an der Universität recipirt wurde. Mit der ganzen frischen Kraft seines Wesens ergriff er die ungeheure Arbeit, deren Schwierigkeit und Tragweite sich eigentlich erst unter seinen Händen ganz ergab. Er begnügte sich nicht, das einigermaßen zu Tage liegende Material einiger Hauptarchive und Druckwerke an Actensammlungen, Copialbüchern u. dergl. heranzuziehen, sondern organisirte eine systematische Durchforschung der Litteratur und Archive, die irgend in Betracht kommen zu können schienen. Ueber 70 Archive wurden zunächst allmählich durchsucht, später noch immer weitere. W. besaß eine besondere Findigkeit im Aufspüren verborgener Quellenschätze, und es war seine größte Freude, eine neue wichtige Fundgrube entdeckt zu haben; er behandelte das als ein tiefes Redactionsgeheimniß, und man durfte es als ein Zeichen höchsten Vertrauens betrachten, wenn er mit Einem auch nur andeutungsweise davon sprach. Anfangs war die Ausbeute von 1356 bis zu Kaiser Maximilian auf höchstens zwei Quartbände veranschlagt, doch blieb dieser Voranschlag bald gänzlich hinter der unerwarteten Fülle des zusammengebrachten Stoffes zurück. Dies war z. Th. bewirkt durch eine Erweiterung und Vertiefung der Aufgabe, die bereits Voigt nach den ersten Vorarbeiten ins Auge gefaßt und in seinem Berichte vom Herbst 1859 (abgedruckt in Sybel's Hist. Zeitschrift 1859, Heft 4, Beilagen S. 31 ff.) empfohlen hatte. Voigt hatte eingesehen, daß die nackte Zusammenstellung der eigentlichen Reichstagsschlüsse und -verhandlungen, namentlich in den Zeiten dürftiger Aufzeichnung derselben am Anfange der Epoche, ungenügend für die Zwecke historischer Erkenntniß bleiben müßte, wenn man nicht die daneben hergehenden Versammlungen der Kurfürsten, Fürsten und Städte, die Instructionen und Berichte der Gesandten und dergleichen berücksichtigte, wenn man nicht die Bedeutung der Reichtagsverhandlungen durch die politischen Zusammenhänge im allgemeinen und einzelnen illustrirte; auch wollte Voigt durch orientirende Einleitungen, kritische Sichtung des Materials, Fingerzeige geschichtlicher und sprachlicher Natur die Benutzung der Acten erleichtert wissen. Diese Gesichtspunkte, die so echt historisch waren, hielt W. durchaus fest (vgl. die Vorrede zu Bd. 1 der RTA., S. LIX). Dem inneren historischen Zusammenhang zu Liebe griff er wol auch statt des ursprünglich geplanten Ausgangspunktes, des Jahres 1356, auf den Beginn der Regierung Wenzel's zurück. Das Werk ist so viel mehr geworden, als man erwartet hatte: nämlich die urkundlich gesicherte Grundlage der ganzen Reichsgeschichte jener Zeit, die bis dahin selbst in den Hauptzügen dunkel und verworren war. Noch in einer andern Hinsicht sollte die Edition eine bedeutende Tragweite gewinnen, und zwar durch Weizsäcker's eigenste Initiative. Es waren bis dahin allgemeine Grundsätze historischer Edition nur auf dem Gebiete der lateinischen Quellen des Mittelalters ausgebildet worden, doch fehlte es an solchen durchaus für das Gebiet deutscher Acten und Urkunden. W. hat da nun mit der größten Umsicht Regeln herausgearbeitet, nach denen er von Anfang an einheitlich verfuhr und seine Mitarbeiter verfahren ließ, jene Regeln, die er in der Vorrede zum 1. Bande, S. LX—LXXXIV ausführlich entwickelt hat und die wegen ihrer praktischen, sachgemäßen Art die Richtschnur für alle ähnlichen Editionen geworden sind. Zudem war es sein Ehrgeiz, den Text so zu gestalten, daß er auch den wissenschaftlichen Zwecken der Philologen genügen möchte, und er erstrebte das durch die peinlich sorgfältigste Behandlung der sprachlichen Eigenheiten jedes einzelnen Stückes. Welche Noth und Mühe

machte er sich um die vielfach so zweifelhafte Vocalisation, wie manches Mal wurde ein Stück wegen eines einzigen verfänglichen Zeichens über dem u von neuem collationirt, der Intention des Schreibers nachgespürt! Diese Genauigkeit, die z. Th. über die nächstliegenden historischen Zwecke hinausging, ist W. allerdings wenig gedankt worden, am wenigsten von denen, um derenwillen er sich dazu verpflichtet hielt; denn die Germanisten haben es bisher durchweg versäumt, dieses reiche Quellenmaterial zur Erkenntniß der deutschen Prosa jener Zeit auszubeuten. In besonders praktischer Weise ward von Anfang an dafür gesorgt, daß man sich über den Stand der Arbeiten hinsichtlich jedes einzelnen Stückes jederzeit sofort orientiren könnte: ein alphabetisches Zettelverzeichniß über das handschriftliche Material und ein solches über die gedruckte Litteratur dienten dazu, außerdem wurden alle Acten und Quellendaten in einem chronologischen Zettelrepertorium regestirt, das allmählich zu ca. 30 000 Blättern angewachsen ist; alle diese Zettel wurden in handlichen leicht aufzuklappenden Pappkästen in Octavformat aufbewahrt und konnten leicht auf die Reisen mitgenommen werden; die Acten wurden entsprechend in Quartkästen geführt. Aus der geschilderten Anlage und Art des Werkes begreift sich, daß es nicht rasch fortschreiten konnte, und man darf sich vielmehr wundern, daß bereits 1868 der erste Band erschienen ist.

Inzwischen hatte sich das Leben Weizsäcker's in mehrfacher Hinsicht umgestaltet. Es fiel in diesen Zeitraum das höchste Glück und das tiefste Unglück seines Lebens: die Vermählung mit einer ausgezeichneten Frau, Agnes Rindfleisch, im Herbst 1860, und ihr Tod nach nur fünfjähriger Ehe. Eine Tochter und zwei Söhne ließ sie dem Gatten als ein Vermächtniß zurück, das er treulich hütete, in seltener Weise unterstützt von einer befreundeten Dame, die Haushalt und Erziehung der Kinder bis zuletzt leitete. W. hat den Verlust innerlich nie ganz verwunden, wenn auch seine Schaffenskraft und die mittheilsame Frische seines Wesens anscheinend nicht darunter litten. Der schwere Schlag traf ihn in Erlangen, wohin er im Frühling 1863 als ordentlicher Professor berufen worden war und wo er namentlich Vorlesungen über die Geschichte des Alterthums zu halten hatte. Der Herbst 1867 führte ihn als Ordinarius in sein Heimathland, nach Tübingen zurück. Hier bewegten sich seine Vorlesungen wesentlich auf dem Gebiete der Neuzeit, und er scheute sich nicht, die edle politische Erregung, die ihn in dieser Wendezeit unserer deutschen Geschichte erfüllte, im Hörsaal manchmal durchklingen zu lassen, freimüthig doch maßvoll, wie es seinem Charakter auch als Politiker entsprach. Er stand auf der Seite derjenigen, die in der Zusammenfassung Deutschlands unter preußischer Hegemonie das einzige Heil unseres Vaterlandes erblickten und betheiligte sich lebhaft in Versammlungen und in der Presse an der Agitation für diese Ansicht. Während des Krieges verfaßte er auch im Namen Gleichgesinnter eine Denkschrift, welche die Annexion von Elsaß-Lothringen, und zwar in ihrer entschiedensten Form, der Einverleibung in den preußischen Staat, befürwortete und deren sachkundiger, durchschlagender Gedankengang in maßgebenden Kreisen nicht ohne Wirkung gewesen ist. W. kannte die elsässischen Verhältnisse eingehend durch wiederholten längeren Aufenthalt in Straßburg, dieser fast unerschöpflichen Fundgrube für die Reichstagsacten, und er hatte gut freundschaftliche Beziehungen zu den dem Deutschthum noch am wenigsten verlorenen Kreisen der protestantischen Altelsässer gewonnen. Es war daher einer der glücklichsten Griffe des ersten Organisators der neuen deutschen Universität in Straßburg, des Freiherrn v. Roggenbach, Weizsäcker's Berufung dorthin zu empfehlen: kaum Einer konnte so geeignet für eine Professur dort sein, wie W. wegen seiner eben erwähnten persönlichen Beziehungen, wegen seiner Vorliebe für das Land und dessen historische Schätze,

wegen seines tiefen Interesses am Emporblühen Straßburgs als erneuter Vorhut deutscher Bildung und wegen der Energie, die er einsetzte, um auf dem ihm zustehenden Gebiete nachdrücklich dafür zu wirken. Im Frühjahr 1872 siedelte W. nach Straßburg über.

Wer jene ersten Semester der neuen Wilhelms-Universität miterlebt hat, diese frische Begeisterung der Arbeit gewissermaßen zu Ehren des Vaterlandes, dieses Gefühl der Verantwortlichkeit, das Docenten und Studenten vom ersten bis zum letzten erfüllte, der wird immer daran zurückdenken als an ein besonderes Glück seines Lebens. Und namentlich war es eine Freude, hier gemeinsam mit einem Lehrer wie W. zu arbeiten. Es lag bei der Eröffnung der Universität noch alles im Ungewissen. Der Verfasser dieses Artikels, der sich als erster zur Theilnahme an Weizsäcker's historischen Uebungen meldete, wurde von diesem aufgefordert, mit ihm die künftige Stätte der Studien, das alte Schloß am Domplatz, anzusehen. Auf dem Schloßplatz, der noch voll von Trümmern lag, trafen wir den Freiherrn v. Roggenbach, und dieser führte uns zu den für die historischen Fächer bestimmten Hörräumen. Als wir die Thür des zukünftigen Seminars öffneten, stießen wir auf mehrere Frauen, die sich mit größtem Eifer der Reinigung des Zimmers befleißigten. „Ob die Universität überhaupt schon zu Stande kommt, weiß ich nicht“, bemerkte W., „aber wenn Sie auch der einzige Theilnehmer bleiben sollten, ich werde mit Ihnen Seminar halten“. Und in diesem Geiste handelte W. Die bekanntlich bei der Belagerung verbrannte Landesbibliothek — W. hatte s. Z. vergeblich die Rettung der handschriftlichen Vorräthe derselben zu veranlassen gesucht — stand noch in den ersten Anfängen ihrer Wiederherstellung, und es fehlte daher an den nothwendigsten Studienmitteln, als das historische Seminar mit seinen acht Mitgliedern, die sich überraschender Weise zusammengefunden hatten, an die Arbeit gehen sollte. W. wußte sich und uns zu helfen. Er entwarf eine Reihe von Forschungsaufgaben, zu denen die erforderlichen Bücher in seiner Privatbibliothek vorhanden waren, und stellte letztere ein für alle mal den Seminarmitgliedern zur Verfügung, so daß sie zu jeder Tageszeit ohne weiteres an dem bereitgestellten Tische in Weizsäcker's eigenem Arbeitszimmer Platz nehmen und studiren konnten. Zugleich erwirkte er aber als Ersatz und zur Ergänzung für die voraussichtlich noch lange nicht einigermaßen vollständige öffentliche Bibliothek gemeinsam mit dem Collegen Baumgarten einen Fonds zur Anschaffung einer gesonderten Seminarbibliothek, und erlangte einen geeigneten Raum im Universitätsgebäude, worin die Bücher aufgestellt wurden und welcher zugleich als Arbeitszimmer den Studenten jederzeit zugänglich war, entsprechend, wie er in der betr. Eingabe an die Regierung sagte, einem naturwissenschaftlichen Laboratorium. Er wurde damit der Schöpfer einer ungemein praktischen Einrichtung, die er hernach auch in Göttingen eingeleitet, in Berlin durchgeführt hat, und die allmählich an den meisten Universitäten in ähnlicher Weise nachgebildet worden ist. Den Schwerpunkt seiner Vorlesungen und Uebungen verlegte W. hier in Straßburg neben Baumgarten, der die neuere und neueste Geschichte vertrat, vorwiegend auf das Gebiet des Mittelalters; auch für die Ausbildung der Studenten in den Hülfswissenschaften der Paläographie, Diplomatik, Chronologie, die er schon in München betrieben hatte, sorgte er. Nachhaltig wirkte er außerhalb seiner Berufsthätigkeit speciell für die Erforschung der mittelalterlich-elsässischen Geschichte, indem er die Herausgabe eines Straßburger Urkundenbuches anregte und mit Unterstützung von Land, Stadt und Regierung so glücklich zu fördern wußte, daß schon 1879 ein erster Band (von Wiegand bearbeitet) erscheinen konnte; drei Bände Urkunden sind seitdem gefolgt, dazu auf Anregung Baumgarten's noch zwei Bände Briefe und Acten zur politischen Geschichte Straßburgs in den Jahren 1517—1555.

Die Edition der Reichstagsacten gedieh inzwischen so weit, daß im J. 1874 der zweite, 1877 der dritte Band der Regierungszeit Wenzel's herauskam.

Der hervorragende Name, den sich W. als Forscher und Lehrer erworben, führte nach der Uebersiedelung Georg Waitz' von Göttingen nach Berlin im Frühjahr 1876 zu seiner Berufung an jene gewissermaßen classische Stätte methodischer Geschichtsstudien. Nicht ohne Bedenken ernster Bescheidenheit nahm W. diesen ehrenvollen Ruf an; auch gehörte er zu den Naturen, die sich mit ihrem ganzen Wesen einwurzeln und heimisch fühlen, wo sie einmal die Stätte ihres Wirkens gefunden haben; der Abschied von Straßburg wurde ihm sehr schwer. Und schwer wurde es ihm zuerst in Göttingen sich in die Menschen und Verhältnisse einzuleben. Man kann Göttingen wol die specifisch norddeutscheste Universität nennen; besonders herrschte damals noch ein starker Zug von hannöverschem Sonderbewußtsein vor, und W. war bei seinen erwähnten politischen Anschauungen doch von Herzen und Wesen echt süddeutsch im besten Sinne des Wortes. Ihm fehlte der vertraute Ton der Heimath und er fühlte, daß man seine unbefangene Art sich zu geben oft mißverstand und nicht sympathisch begrüßte. Erst allmählich fand er sich und wurde gefunden. Eine reiche, befriedigende Lehrthätigkeit eröffnete sich ihm auch hier; in Waitz' Fußstapfen tretend erweiterte er das ohnedies ungewöhnlich umfangreiche Gebiet seiner Vorlesungen noch durch französische, deutsche, allgemeine Verfassungsgeschichte; der Besuch der Uebungen stand dem, wie er zu Waitz' Zeit war, kaum nach, und obwol wegen der allmählich sich geltend machenden Ueberfüllung der akademischen Carriere die Zahl derer, die sich rein wissenschaftlich ausbilden wollten, stark abnahm, ging doch immer eine Reihe tüchtiger Arbeiten aus dem Seminar hervor.

Als K. W. Nitzsch dahingeschieden war, galt W. als dessen würdigster Nachfolger auf dem Lehrstuhl in Berlin, und er folgte dem Rufe dorthin im Herbste 1881. Wie völlig er auch dort in jeder Beziehung seine Stellung ausfüllte, wie sehr sein Wirkungskreis sich vergrößerte, doch darf man es vielleicht als eine für ihn nicht glückliche Fügung betrachten, daß er an diese große Universität versetzt wurde. Bei der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der er nicht nur die Studien seiner Schüler leitete und ihre Arbeiten controllirte, sondern auch die mehr geschäftlichen Obliegenheiten erfüllte, litt er dauernd unter einer Ueberbürdung, die selbst für seine eiserne Constitution und Arbeitskraft zu groß werden mußte. Dabei quälte es ihn mehr und mehr, daß er nicht die Zeit gewann, ein darstellendes Werk, das er beabsichtigte und zu dem er so geeignet war wie nur Einer, die Geschichte König Ruprecht's, über die Vorarbeiten hinauszubringen. Denn auch der Edition der Reichstagsacten widmete er sich nach wie vor mit ganzer Hingabe und der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Er hatte sich aus dem Kreise seiner Schüler allmählich eine Reihe bestgeschulter Mitarbeiter gewonnen — ich nenne als die längest und meist betheiligten Kluckhohn, Menzel, Schäffler, Kerler, Ebrard, Quidde, Friedensburg und darf auch mich als Mitarbeiter an den drei Ruprecht-Bänden nennen —, welche ihm mit eben solcher unbedingten Hingabe an das Werk zur Seite standen, wie sie ihn selbst beseelte. Mancher hätte solchen Gehülfen alle wesentliche Arbeit überlassen und mit gutem Gewissen überlassen dürfen, aber W. behielt sich selber stets sein redliches Theil eigenster Arbeit vor und hielt es zudem nie anders, als daß jedes Stück, jede Erläuterung und Note vor der endgültigen Feststellung des Textes durch seine Hand gehen mußte, ja während der Drucklegung las er selbst eine Correctur jedes Bogens mit dem genauesten Eingehen auf den einzelnen Buchstaben. Sogar als er sich mit großer Ueberwindung entschlossen hatte, zur schnelleren Förderung des Werkes dem bewährten trefflichen Freunde Kerler die Edition der Sigmund-Acten selbständig zu übertragen, behielt er sich wenigstens die Re-

vision bei Feststellung des Manuscriptes und Druckes vor. Dabei war er aber fern von unfreier Bevormundung seiner Mitarbeiter: auf jede Ansicht, jeden Vorschlag derselben im großen und kleinen ging er mit unbefangenster Bereitwilligkeit ein und freute sich anerkennend jeder so gewonnenen Verbesserung. Der erste Band der Regierung Sigmund's erschien 1878, der zweite und der dritte 1883 bezw. 1887; inzwischen waren die Acten unter König Ruprecht in drei starken Bänden, 1882, 1885, 1888 vollendet worden, weit hinausgehend über die ursprünglich in Aussicht genommene Zusammenfassung in einem Bande, namentlich weil die italienische Politik nebst dem Verhältniß zur Curie, sowie die Gegenbewegungen der Luxemburger und der deutschen Fürsten eingehend berücksichtigt waren. Heinrich v. Sybel blieb nominell immer Oberleiter des Unternehmens und wurde als solcher von W. mit größter Regelmäßigkeit in der Vorrede jedes Bandes aufgeführt, doch hat er seit 1862 thatsächlich durchaus keinen Antheil an den Arbeiten genommen. Von den eindringenden Vor- und Nebenuntersuchungen hat W. nur wenig zu eigenen Publicationen verwerthet. Ich führe sie hier an: Der Straßburger Faszikel von 1431, ein Beitrag zur Geschichte der Reichstagsverhandlungen in der Hussitenzeit (in den Forschungen z. deutschen Geschichte 1875, Bd. 15); Der rheinische Bund von 1254 (selbständig erschienen 1879), nebst einem Nachtrag betitelt: Zum rheinischen Bund von 1254 (in der Archivalischen Zeitschrift 1879, Bd. 4); Geschichtliche Entwicklung der Idee einer allgemeinen Reichssteuer in Deutschlands Vergangenheit (akademische Festrede am Geburtstage des Kaisers und Königs den 22. März 1882 in Berlin); Der Pfalzgraf als Richter über den König (in den Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1886, Bd. 33); Zu den Verträgen Karls IV. mit den Wittelsbachern zu Eltville im Jahre 1349 (eine kleine Notiz in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 1887, Bd. 8); Die Urkunden der Approbation König Ruprechts (in den Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1888); Rense als Wahlort (ebenda 1890); Der Versuch eines Nationalkonzils in Speier den 11. November 1524 (in Sybel's Hist. Zeitschrift 1890, N. F. Bd. 28); Zur Absetzung König Wenzel's (in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1890, Bd. 3, Heft 1); Die Vorgeschichte der Thronrevolution von 1400 in officiöser Darstellung (ebenda 1892, Bd. 7, Heft 1); die letzten vier Aufsätze sind aus dem Nachlasse veröffentlicht. Im Verhältniß zu Weizsäcker's umfangreichen Studien sind dies in der That wenige selbständige Productionen, er steckte eben lieber alles in die Einleitungen und Noten der Reichstagsacten, des Werkes, dem er sein Lebensinteresse widmete, man kann fast sagen: opferte. Nach Erledigung der laufenden Tagesarbeiten saß er meist bis tief in die Nacht, vielmehr bis in die Morgenstunden über der Bearbeitung der Acten und er gönnte sich jahraus jahrein kaum auf Zureden der Seinen dann und wann eine freie Stunde, eine meist allzu knapp bemessene Ferienerholung. Die langjährige Ueberanstrengung mußte allmählich selbst einen so urkräftigen Organismus wie den seinigen zerrütten. Es machten sich zunehmend die Spuren eines Leidens geltend — wie sich später herausstellte, einer chronischen Nierenerkrankung —, das nach vorübergehender Besserung während eines wiederholten Curaufenthaltes in Kissingen am 3. September 1889 zu seinem Tode führte.

Wer W. lediglich als den Forscher und Herausgeber der Reichstagsacten kennt, hat nur eine sehr unvollständige Vorstellung von seiner Persönlichkeit und deren Bedeutung. Er war zunächst auch ein hervorragender Lehrer. Sein Verdienst um die Organisation der historischen Seminare habe ich bereits erwähnt; auf diesem fruchtbarsten Felde des akademischen Unterrichtes wirkte er am intensivsten. Er hatte das Talent, die eingelieferten Arbeiten der Schüler so zu

kritisiren, daß der ganze Kreis mit Nutzen folgen konnte; noch lehrreicher und anziehender war es, wenn er einzelne Probleme, zuweilen auf Grund von Referaten, gemeinsam untersuchen ließ, immer bestrebt, durch Vorlegen des Quellenmaterials, wenn nicht anders, in autographischer Vervielfältigung, jedem Hörer die unmittelbare Theilnahme zu ermöglichen. Zudem widmete er sich auch dem Einzelnen bei seinen Arbeiten privatim mit nie ermüdender Geduld. Eine beträchtliche Zahl vortrefflicher Untersuchungen ist daher aus seinen Seminaren hervorgegangen und viele von seinen Schülern erwuchsen ihm zu Mitarbeitern, zu Freunden. Gänzlich fern lag es ihm dabei, seine Art den Schülern aufzuprägen und irgend etwas wie eine Clique zu bilden, denn als rechter Lehrer von Herzen und Beruf hatte er stets die humanste Achtung vor der Individualität eines Jeden. Die frische Unmittelbarkeit seines Wesens sprach sich auch in seinen Vorlesungen aus. W. war von Hause aus ein geborener Redner, nicht ein Schönredner: alles Phrasenhafte, Pathetische war ihm unsympathisch, klar und concret, zuweilen fast nüchtern, erfaßte und schilderte er Personen und Verhältnisse, oft mit drastischer Anschaulichkeit und mit dem kernigen Humor, der ihm eigen war, in lebhaftem, frei quellendem Vortrag. Vollauf besaß er die Gabe harmonisch abgerundeter, populär gefälliger Darstellung, und er bewährte sie auch in mancherlei Einzelvorträgen, die er gern im kleinen Kreise clubartiger Abendgesellschaften oder in größeren Vereinen an den verschiedenen Stätten seines Wirkens hielt; leider hat er von diesen handschriftlich z. Th. noch vorliegenden Leistungen, obwol sie auf sorgfältigster wissenschaftlicher Vorbereitung beruhten, nichts veröffentlicht außer der vorhin angeführten Festrede in Berlin, die er von Amtswegen drucken zu lassen hatte*). Man muß diese Seite seines Talentes hervorheben, weil manche, die ein oder das andere Colleg Weizsäcker's besonders in seiner späteren Zeit gehört haben, wol die Meinung gewinnen konnten, es fehle ihm daran: er liebte es aber nur, und zwar je länger je mehr, die fortgehende Erzählung durch kritische Erörterung der einzelnen Punkte zu unterbrechen oder z. Th. zu ersetzen. In den Jahren seines politischen Auftretens stand ihm schriftlich wie mündlich die gedrungene Kraft eines volksthümlich wirksamen Ausdruckes zu Gebote. Unvergeßlich z. B. ist allen, die zugegen waren, die hinreißende Rede, welche er im Juli 1870 vor einer Volksversammlung in Tübingen hielt, um eine Resolution zu Gunsten des Beitrittes Württembergs zum Kriege zu empfehlen. Und wer seine improvisirten Toaste bei akademischen Festlichkeiten gehört hat, wird nicht leicht einen Redner kennen gelernt haben, der mit so unmittelbar zündendem Humor die Menge zu stürmischem Jubel hinzureißen wußte, und zwar nie in banalem Geiste, vielmehr so, daß er, unvermerkt zum Ernst übergehend, die Hörer stets auf eine ideale Höhe führte, wo sich der lachende Jubel zu edelster Begeisterung verklärte. Nicht selten widerfuhr es W. freilich bei solchen Gelegenheiten infolge seiner völligen Unkenntniß der Dinge hinter den Coulissen, daß er ganz ahnungslos irgend eine Wendung gebrauchte, welche Eingeweihten als eine boshafte Anspielung auf bestimmte delicate Verhältnisse erschien, und dergleichen wurde ihm manchmal von denen, die sich getroffen meinten, sehr verübelt. Aber wer ihn kannte, wußte, was er davon zu halten hatte, und freute sich der lauteren Seele: nie hat einem Menschen etwas ferner gelegen als W. derartige versteckte Bosheit. Freimüthige Offenheit war der Grundzug seines Charakters, er gab sich in seinem Wesen unmittelbar so wie er war, und darin lag ein so eigener Zauber seiner Persönlichkeit namentlich auch für die akademische Jugend. Er hatte

*) Wie umfassend der Gesichtskreis Weizsäcker's war, zeigen auch die Artikel von ihm in der Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche von Band 7 (1880) an, s. das Verzeichniß daselbst in Bd. 18, S. 747.

Freude daran, seine Schüler gesellig um sich zu sehen und in der behaglich zwanglosen Art, die selbst den Befangensten frei machte, mit ihnen zu verkehren. Ueberall wußte er auch einen Kreis gleichgesinnter Collegen und Freunde um sich zu vereinen oder sich einem solchen anzuschließen, der zu einem frischen Trunk und Wort, gewöhnlich an einem bestimmten Tage der Woche, zusammenkam. An die Münchener Zeit dachte W. in dieser Hinsicht besonders gern zurück, an die froh angeregte Gesellschaft der Gelehrten und Künstler, in der er dort verkehrte. Denn er lebte nach dem Worte, das eigentlich das Motto jedes Historikers sein sollte: „nil humani a me alienum puto“. Auch künstlerische Anlagen, die ihm gegeben waren, hat er nicht versäumt auszubilden. Er zeichnete vortrefflich und nahm manche anmuthige Skizze von den Gegenden und Bauten auf, die er bei seinen Archivreisen zu Gesicht bekam; die romantische Schönheit der abgelegenen alten Reichsstadt Rothenburg an der Tauber hat er gewissermaßen zuerst entdeckt und bekannt gemacht. Nicht minder stand ihm der poetische Ausdruck zu Gebote, und einige, die seiner Jugend nahe standen, wissen von formvollendeten Gedichten, die er verfaßt; aber er hat nichts davon an die Oeffentlichkeit gelangen lassen. Kein Zweifel, daß das Ideal seiner Individualität war, sich in der Geschichtsdarstellung großen Stils schöpferisch zu bethätigen. Sich so ganz auszuleben war ihm nicht vergönnt: er beschränkte seine reiche vielseitige Natur in die Grenzen der von ihm erwählten strengen Lebensaufgabe. Und so ist Weizsäcker's Gedächtniß denkwürdig nicht nur wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen sondern auch wegen seines Charakters, der in seiner aufopfernden Pflichttreue und Lauterkeit als ein Vorbild jedes Gelehrten und jedes Mannes gelten darf.

August Kluckhohn, Erinnerungen an Julius W., in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung 1890, Nr. 121, 126, 128. — L. Quidde, Julius W., in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1889, Band 2, Heft 2. — H. v. Sybel, Julius W., in der Historischen Zeitschrift 1890, N. F. Bd. 28. — L. Weiland, Julius W., in den Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1889/90, Bd. 36. — (G. Egelhaaf,) Professor Dr. Julius W., im Abendblatt des Schwäbischen Merkur 1889, Nr. 216. — (T. Klett,) Julius W., in der Sonntagsbeilage der Schwäb. Kronik 1889, Nr. 267. — Aufzeichnungen und Familienpapiere durch den ältesten Sohn Weizsäcker's, Amtsrichter Hugo Weizsäcker in Oranienburg. — Eigene Erinnerungen. Ernst Bernheim.

Wekhrlin: Wilhelm Ludwig*) W., süddeutscher Aufklärer und einst sehr gelesener Journalist, geboren am 7. Juli 1739, † zu Ansbach am 24. Novbr. 1792. Ein von West nach Ost langgestrecktes Dorf, Bothnang, eine Stunde westlich von Stuttgart (zwischen diesem und der Solitude) ist sein Geburtsort. Er stammte aus der angesehenen württembergischen Familie Weckherlin, der auch der Dichter Georg Ludw. W. (s. o. S. 375) angehörte und über die v. Georgii im „Dienerbuch“ (Register S. 799 u. 800) wie in den „biogr.-geneal. Blättern“ (S. 1055—62) nachzusehen ist. Das Wappen der Familie war ein Bienenkorb und es existirt über sie ein eigner, öffentlich erschienener Stammbaum. Welch angesehenem Zweige derselben auch Wilh. Ludw. angehörte, erhellt aus den in bedeutender Lebensstellung befindlich gewesenen Personen, die bei verschiedenen seiner Geschwister Taufpathen wurden. Sein Vater, Joh. Marcell W., geboren in Stuttgart am 26. Juni 1704, machte jedoch von jenen glänzenden Stellungen eine Ausnahme, er war von zehn Kindern das fünfte und folglich von Haus

*) S. 1058 der „biogr.-geneal. Blätter“ nennt ihn Wilh. Friedrich Ludw., aber das Taufbuch hat ganz zweifellos und unbedingt deutlich, bloß die Namen Wilh. Ludwig (Mittheil. des Herrn Pfarrers Dr. Camerer).

aus zu bescheidenen Verhältnissen hingedrängt. Er bekleidete von 1735 bis April 1741 die Pfarrstelle in Bothnang, von da bis 1745 die in Obereßlingen und war ein Sohn Georg Friedr. Weckherlin's, Rathsverwandten und Gastwirths zum Ochsen in Stuttgart und der Sophie Barbara Kerbs. Was den Namen betrifft, so zeichnete sich noch Joh. Marcell überall eigenhändig als „Weckherlin“ in seine Kirchenbücher ein, erst sein Sohn und zwar Wilh. Ludwig allein für sich, hat „Wekhrlin“ daraus gemacht. Die Mutter unseres Wilh. Ludwig's, Dorothea Barbara Andler, gehört ebenfalls einer angesehenen altwürttembergischen Familie an, über welche das „Dienerbuch“ (Register S. 623) sowie Anmerkung auf S. 39 der „biogr.-geneal. Blätter“ nachzusehen ist. Sie war die Tochter Friedr. Isaak Andler's, Klosterhofmeisters zu Weyler bei Eßlingen (jetzt Domäne Weil, 4 Kilom. westl. von E.) und der Maria Augustina Kerner (wol zu der Familie des berühmten Justinus gehörig). Dorothea Barbara ist geboren in Weyler am 19. December 1712 und heirathete Joh. Marcell W. am 24. April 1736, der Vater des letzteren, der Ochsenwirth in Stuttgart, war zu dieser Zeit schon todt. Joh. Marcell starb, beinahe 41 Jahre alt, in Obereßlingen am 24. April (sein Hochzeitstag) 1745 und die Wittwe zog sogleich nach Ludwigsburg, wohin ihr Vater damals als erster Stadtschreiber versetzt war (er starb am 9. Septbr. 1757) und wo sie noch eines Posthumus genas. Am 31. Juli 1749 verheirathete sie sich wieder an Joh. Martin Heuglin, Stadt- und Amtsschreiber in Ludwigsburg (seit 1777 bloß noch Amtsschreiber), mit dem sie 1750—56 noch vier Kinder zeugte.

Aus der ersten Ehe mit Joh. Marcell W. waren sieben Kinder entsprossen, von denen Wilh. Ludw. das dritte war. Von Vatersseite her konnte also ein Erbtheil für jedes der hinterbliebenen Kinder kaum vorhanden sein und was die Mutter anbetrifft, so hat sie unsern Wilh. Ludw. überlebt. Es kann dieser also den bedeutenden Vermögensanfall, den ihm Schlichtegroll und Weber von Elternseite her zuschreiben, nicht gehabt haben.

Die fünf überbliebenen Weckherlin'schen Kinder besuchten in Ludwigsburg die Schule und wurden daselbst confirmirt, Wilh. Ludwig und Augustine 1754. Die nächsten Begebnisse des ersteren sind von da ab nicht recht klar, vielleicht kam er auf eine Klosterschule und sollte dann im protestantischen Stifte zu Tübingen Theologie studiren. Aus dem Aufenthalte im Stift wurde aber nichts, ob dieses gleich Klüpfel in seiner Gesch. u. Beschr. d. Univ. Tüb. S. 265 behauptet und selbst W. im Ungeheur III, 294 u. ff. eine genaue Kenntniß des gedachten Instituts verräth. Denn nach einer Mittheilung des kgl. Rectoramts Tübingen vom 9. Februar 1889 ist W. überhaupt nicht akademischer Bürger in Tübingen gewesen und eine Zuschrift kgl. Ephorats des Stiftes vom 17. Mai 1889 versichert, daß sich trotz wiederholten Suchens in den Stiftsacten keine Spur eines Wilh. Ludw. Weckherlin findet. Daß W. Jurisprudenz studirt habe, ist vollends ganz hinfällig. Es darf daher als feststehend betrachtet werden, daß unser W. die akademische Laufbahn gar nicht einschlug: er war eben bestimmt, all das Viele, was er nachher wurde und in Schriften bethätigte (wie in Norddeutschland der um weniges frühere Karl Kasimir v. Creutz) sich selbst verdanken zu müssen. Er ging um 1756 oder 1757 als Informator nach Frankreich, wo er bis 1767 sich aufhielt, dann war er 1767—77 in Wien, 1777 in Regensburg und Augsburg, endlich noch 1777 in Nördlingen. An letzterem Orte schrieb er die Zeitung „Das Felleisen“ (worüber Böhm 4, 5. Januar, nachzusehen ist). Da er sich indessen mit den Verfassungen der Reichsstädte zu wenig befreunden konnte (hier mag Wieland sein Vorbild gewesen sein und er blieb lebenslang der Rousseau'schen Modephilosophie mit ihren vielen kleinen Republiken und angeblichen Volksregimes abgeneigt) und das

jedesmal unverhohlen äußerte, so mußte er wie seine früheren derartigen Aufenthalte auch Nördlingen verlassen und zog zu Anfang des Juli 1777 nach Baldingen, vulgär „Balden“, einem Dorf nordwestl. von Nördlingen, nur 1 Kilom. von da entfernt. Er nahm Quartier bei dem Metzger und Wirth Joh. Caspar Thum, suchte am 28. Juli um Aufenthaltsbewilligung beim regierenden Fürsten von Oettingen-Wallerstein nach, erhielt sie am 14. August 1777, ging 1778 auf einige Zeit nach Nördlingen zurück und blieb erst seit 1778 definitiv in Balden wohnen. Dieser Ort wurde der Schauplatz seiner Thätigkeit überhaupt, indem seine großen Journale „Chronologen“ und „Ungeheur“ (ursprünglich richtige Schreibung für „Ungeheuer“) hier entstanden sind und seine Celebrität von hier aus über Deutschland sich verbreitete. Nördlingen lag ihm jedoch zu nahe, als daß er eine von dem dasigen Bürgermeister ihm widerfahrene ehrenrührige Beleidigung hätte vergessen sollen, neun Jahre arbeitete er daran, jenen zu einer reparation d'honneur zu bringen, als aber Alles vergeblich war, so ergoß er 1786 ein langes gedrucktes Knüppelgedicht gegen den Bürgermeister Georg Christian v. Tröltsch zu Nördlingen und seine Rathsmänner, ersteren geißelte er unter dem Namen „Pips von Hasenfuß“, letztere bezeichnete er als dessen „eilf Puppen“. Eine Menge Stoff, durch allerhand Mißvergnügte ihm zugetragen, ist darin verarbeitet, den Schluß macht die Ermahnung an die Bürger, ihren Magistrat abzusetzen und sich unmittelbar Kaiser Josef dem Zweiten zu unterstellen. Die Nördlinger geriethen über die Broschüre in Harnisch und wendeten sich an Wekhrlin's Landesherrn. In der von W. eingereichten Vertheidigungsschrift gibt er die Veranlassung zur Veröffentlichung des „Pipses“ genau so an, wie wir vorhin gesagt, leugnet aber Verfasser zu sein und gesteht dagegen, aus dem obigen Grunde ihn zum Drucke gebracht zu haben. Bei dieser Sachlage fand Wekhrlin's Verhaftung Anstände und erfolgte erst im nächsten Jahre, wahrscheinlich als die Nördlinger in einem Vers gegen Ende des Pipses (S. 33, wo der Kaiser angerufen wird, zu kommen und die Beschwerden zu enden) dem Kaiser eroberungslustige Absichten zugeschrieben fanden und damit eine Majestätsbeleidigung begründen wollten. Wenigstens muß durch so etwas das durch die Zeitungen verbreitete Gerücht entstanden sein, W. sei wegen Beleidigung „einer gewissen Majestät“ in Verhaft genommen worden (so z. B. Gothaische gelehrte Zeitung 1787, S. 392). Die Oettingische Regierung in Wallerstein verfügte am 30. April 1787, daß das Oberamt Hochhaus für „Arrestirung“ Wekhrlin's zu sorgen habe, „weil es sich theils nicht schickt, theils unnöthige Kosten machen würde, ihn in Baldingen in seinem Zimmer bewachen zu lassen“. Infolge dessen wurde W. in der Nacht vom 3. auf 4. Mai 1787 (nicht 1788) verhaftet, es war auffallender Weise gerade die Zeit, wo Wekhrlin's schwäbischer Antagonist, Christian Friedrich Daniel Schubart vom Herzoge von Württemberg aus dem Asperg entlassen werden sollte, was sieben Tage später wirklich geschah.

Zwei Stunden südlich von Nördlingen zieht sich von West nach Ost gehend ein Thal, das von dem „Forellenbach“ bewässert wird und nach einem ehemaligen Kloster das „Karthäuserthal“ heißt. Es ist von dem Dörfchen Anhausen und mehreren Mühlen belebt, auf den Bergrändern umher sind viele runde und halbrunde Schanzen zu erkennen. Die Südseite hat die bedeutendern Erhöhungen aufzuweisen und hier schiebt sich, von Osten her kommend, in das Thal ein Berg ein, auf dessen äußersten Westrande die Ruine Hochhaus liegt. Auf der andern (nördlichen) Seite des Thales, etwas mehr östlich und tiefer gelegen, zeigt sich Niederhaus, das ältere der beiden Schlösser, von welchem aus der einstige Herr der Gegend, Friedrich von Hürnheim, 1268 mit dem Hohenstaufer Konradin nach Italien gezogen ist, um wie dieser in Neapel enthauptet zu

werden. Hochhaus ist der Ort, wohin W. gebracht wurde. Hier war er wenigstens ein Jahr lang in wirklicher Haft, ob ihm gleich geistige Beschäftigung gestattet war und er zu dem Zweck seine Bibliothek in Baldingen (unter Bewachung) hatte abholen dürfen. Ein Brief Wekhrlin's von 1787 (unbekannt an wen) hat die Stelle: „Kümmern Sie sich nicht um einen Ueberflüssigen. Leben und genießen Sie. Was mich betrifft, ich bin den Göttern zween Tode schuldig, den einen für meine Dummheit, daß ich nicht davon ging, den andern für die Grundsätze der Ehre, so sie meiner Seele einprägten“. Und am 9. Januar 1788 schreibt er nach Wallerstein: „Die unerwartet lange Dauer meines Arrestes hat meine 80jährige Mutter (sie hatte erst 75 Jahre) aller meiner Vorstellungen ungeachtet, dergestalt in Unruhe versetzt, daß sie einen Consulenten in Stuttgart zu Rathe gezogen“. Das Haftverhältniß Wekhrlin's änderte sich jedoch nach ein oder zwei Jahren, denn der Bruder des regierenden Fürsten, Graf Franz Ludwig von Oettingen-Wallerstein, hatte schon im ersten Jahre von Wekhrlin's Gefangenschaft großes Interesse für ihn gefaßt (W. widmete ihm dafür schon 1787 einige sehr anerkennende Zeilen, Ungeheur XI, 316, Anmerk.) und bemühte sich fortwährend, seinen fürstlichen Bruder günstig gegen W. zu stimmen. Dieser, der regierende Fürst Kraft Ernst (geboren am 3. Aug. 1748, † am 6. Oct. 1802) war auch auf dem Gebiete der geistigen Cultur ein Fürst, von ihm heißt es „daß ihn die Liebe zu den Musen und alle Grazien des Geistes und des Herzens anbetenswerth machten“ (Ebeling S. 35). Er gab den Bemühungen seines Bruders nach und so kam es, daß W. in den nachherigen Jahren nur noch als Gast auf dem schön und romantisch gelegenen Hochhaus weilte, dessen frische Naturumgebung er in hyperbor. Br. II, 125. 128 preist und allen Dichtermalereien vorzieht.

Ueber Wekhrlin's litterarische Thätigkeit im Anfang seiner Gefangenschaft berichtet die Gothaische gelehrte Zeitung 1787, S. 632: „Hr. Weckherlin darf in seinem Verhafte seine Zeitschrift, Das graue Ungeheuer, fortsetzen. Von dem zehnten Bande desselben sind schon wieder zwei Hefte, nemlich 29. und 30. aus der Presse“. Da diese Nachricht vom 26. September 1787 ist, das erste Heft gedachten Bandes aber (Nr. 28) fast aus lauter fremden Beiträgen besteht (nur fünfe sind Wekhrlinisch), so muß man annehmen, daß W. die Nr. 28 noch in den letzten vier Monaten vor seiner Verhaftung, also Januar bis Ende April 1787, hat liefern können, die andern erst im September druckfertig gewesenen dagegen schon in Hochhaus verfaßt sind. Die Grenze zwischen Balden und Hochhaus würde demnach in den zehnten Band des „Ungeheurs“ und zwar zwischen die Anfangs- und die darauf folgende Nummer desselben (Heft 29) fallen. Nachdem W. noch die „hyperboreischen Briefe“ und die „Paragraphen“ herausgegeben hatte, verließ er im Winter 1791 auf 92 das gastliche Hochhaus, wo ihm die letzten Jahre unter sicherm Schutz und in angenehmen Verhältnissen verflossen waren. Die Angabe Jung-Stilling's in dessen „Lehrjahren“ (1804) S. 10—11, daß er, Jung-Stilling, den gefangenen W. beim Fürsten losgebeten habe, ist irrig, denn es steht actenmäßig fest, daß W. ohne Urlaub zu nehmen (so groß war also seine Freiheit!) von Hochhaus weggegangen ist. Er wollte in Ansbach eine Zeitung gründen und wenn das Unternehmen sich von Bestand gezeigt hätte, beim Fürsten um seine Entlassung bitten und seine Bibliothek abholen, kam aber nicht wieder zurück, weil er schon nach etwa zehn Monaten zu Ansbach starb.

Das Fürstenthum Ansbach-Baireuth war damals noch bei Lebzeiten seines letzten Herrschers an Preußen gefallen und der hinterbliebene ansbachische Minister Hardenberg machte die ersten Einrichtungen für die neue politische Lage des Landes. W. reiste zwischen 1791 und 92 zwei Mal nach Ansbach (das

erste Mal kam er am 25. December, das zweite Mal am 3. Februar daselbst an), wußte den Minister für sein Project einer Zeitung zu gewinnen und war im April und Mai 1792 in Frankreich, um Correspondenten anzuwerben. Am 15. Juni erschien er wieder in Ansbach, gab jedoch erst vom 1. August an seine Zeitung als „Ansbachische Blätter“ heraus. Er vertraute auf den Schutz des Ministers, als dieser aber Mitte September einmal nach seinen Besitzungen, dem Schlosse Hardenberg bei Göttingen und den erheiratheten Reventlow'schen Gütern in Dänemark verreist war, gelang es einem ansbachischen Gegner Wekhrlin's (Schlichtegroll sagt ausdrücklich S. 262, daß es nur eine Person war) allmählich eine Opposition gegen W. in Scene zu setzen: der Erfolg bewies, daß dieser Gegner einer Classe angehörte, die auf den gemeinen ungebildeten Mann Einfluß auszuüben gewohnt war. Er erfand und verbreitete das Gerücht, die Franzosen seien im Anmarsch und W., ihr Correspondent, habe die Stadt an sie verrathen. Diese Ausstreuung that ihre gute Wirkung, ein Haufe aus der niedrigsten Volksclasse sammelte sich vor Wekhrlin's Hause, drang hinein, schimpfte ihn Verräther und mißhandelte ihn persönlich. Die Tendenz der Anzettelung war wol nur gewesen, den W. aus Ansbach zu vertreiben, die Sache kam aber anders: der schon lange an Gicht leidende Mann wurde in nicht wieder zu beschwichtigende Aufregung versetzt, die Gicht trat zurück und tödtete ihn ein paar Tage später, Sonnabend den 24. November 1792. Ueber diese letzten Tage Wekhrlin's waren Irrthümer verbreitet, von denen man jetzt meist zurückgekommen ist. Moser's Sammlung gibt nämlich an, W. sei in Arrest gebracht, dann unschuldig befunden worden, indeß nachher aus Verdruß über die erlittene Gefangenschaft gestorben. Ritter v. Lang, der übrigens erst 1799 nach Ansbach kam und sich muthmaßlich bei der Geistlichkeit insinuiren wollte, dehnt dies gar dahin aus, als sei W. im Gefängnisse gestorben und der spätere Oertel spricht es ihm getreulich nach. W. ruht auf dem St. Johanniskirchhofe zu Ansbach (demselben, der später auch Kaspar Hauser aufnahm) und war Montag, den 26. November mit einem „Frühsermon“ bestattet worden. Seine damals 80jährige Mutter, die am 16. Juli 1783 wiederum verwittwete Amtsschreiberin Heuglin zu Ludwigsburg hat ihren Sohn um fünf Jahre überlebt, sie stand am 27. Febr. 1797 bei der Taufe eines Enkels Gevatter, starb aber noch im nämlichen Jahre.

In Wekhrlin's Nachlasse zu Hochhaus fanden sich 74 Exemplare des „Pips“, welche confiscirt wurden. Ein Exemplar der Broschüre ist noch heute bei den Oberamtsacten vorhanden, eine Beschreibung des Inhaltes s. bei Böhm in seiner Schrift: Ludwig Wekhrlin (1739—1792). München 1893.

Wenn wir uns Wekhrlin's Lebensgang betrachten, so müssen wir uns wundern, daß er, obgleich der akademischen Bildung ermangelnd, doch durch eigene Kraft sich soweit emporgeschwungen hat, den Besten seiner Zeit zur Seite zu stehen und großen, langdauernden Einfluß auf sein Jahrhundert auszuüben. Indessen tritt doch der Mangel des Besuchs einer Universität bei ihm in folgenden Punkten hervor: erstens darin, daß er in der Zeit, wo er die Universitätskenntnisse hätte sammeln müssen, schon nach Frankreich und an die französische Litteratur gerieth, die ihm deshalb eine Art Vorbild wurde. Dann zeigte W. sein ganzes Leben hindurch eine gewisse Unentschiedenheit bei Sachen, die nicht mit seinen Hauptansichten zusammenhingen; so nahm er es z. B. dem Seefahrer Cook übel, daß er den Frieden von Inselvölkern durch seine Besuche störe, nachher widerrief er es, als er den Nutzen von Entdeckungsreisen erkannt hatte. Auch bei vielen sonstigen Gegenständen läßt sich bemerken, daß er gern dem Für und Wider einen Platz einräumte, ohne selbst mit einer Entscheidung alsbald dazwischen zu treten. Auch zeigt W. einen übergroßen Respect vor der Meta-

physik, weshalb dann, gewiß später zum Nachtheil seiner Journale, viele solcher Einsendungen bei ihm Aufnahme fanden. Freilich wurde ihm gerade durch dergleichen Mängel möglich, selbst in Kreisen, die seinen Anschauungen ferne standen, gelesen zu werden und eine gewisse Unbefangenheit vor dem Publicum zu bewahren, die die Zahl seiner Abonnenten vermehrte. Seine Tendenz als Aufklärer suchte er aber dennoch zu wahren, in allen Hauptfragen ist seine Gesinnung unzweifelhaft. Er strebte auch äußerlich auszudrücken, daß man bei ihm keine gewöhnliche Unterhaltung zu gewärtigen habe, sondern auf Dinge gefaßt sein müsse, die dem Publicum nicht geläufig seien, ihm vielmehr seltsam erscheinen müßten. Zu dem Zweck veränderte er schon seinen Namen Weckherlin in das ganz ungewöhnliche, fast nicht aussprechbare „Wekhrlin", ferner nannte er sich als Herausgeber des grauen Ungeheurs gerne einfach „das Ungeheur", endlich that er die von Weber S. 26 ganz mißverstandene Aeußerung „daß er mit krankem Kopfe schreibe". Das Publicum sollte nämlich denken: „wer schon so verständig oder vernünftig mit krankem Kopfe schreibt, wieviel besser noch würde der schreiben, wenn er einen unerkrankten Kopf hätte". Oder soll gar „kranker Kopf" hier soviel bedeuten als „nichtstudirter"?

Eine Charakteristik der Wekhrlin'schen Schriften sowie seines Systems ist von Ebeling S. 61—92 seines Buches erschöpfend gegeben worden, worauf wir verweisen. Wir begnügen uns, hier ein paar vereinzelte Bemerkungen zu machen. In den Chronologen wiegt noch die französische Lectüre vor, hier ist mehr W. selbst und weniger Beiträge von Andern. Die „Göldin", welche zu Glarus justificirt wurde, hieß Gold, Göldin ist das umgelautete schweizerische Femininum. Das Ungeheur hat wol seinen Namen davon, daß einmal sieben Schwaben ausgezogen sein sollen, ein erschreckliches Ungeheuer zu bekämpfen, durch die Benennung sollten also etwaige Angreifer des Journals von vornherein in ein lächerliches Licht gesetzt werden, wozu wol noch kommen mag, daß in Wekhrlin's Erziehungsorte, der Stadt Ludwigsburg, „Ungeheuer" noch jetzt als Familienname begegnet; grau aber war die Farbe des Umschlags, in welchen die Nummern geheftet waren (s. Ungeh. III ganz am Ende). In I, 108 ist dem Verf. verborgen geblieben, daß man den Namen Marchiali wählte, um unbefugte Kritiker auf den Namen Matthioli hinzuleiten und dadurch auf eine falsche Spur zu bringen, der letztere Name enthält nämlich in der Anfangssilbe den Evangelisten Matthäus, ersterer den Namen Marcus. In den hyperboreischen Briefen ist I, 23 u. f. „Xixapizlism" die Orthodoxie des preußischen Religionsedicts, nach dem Namen Apitz, der ein fanatischer Kaufmann zu Berlin war. Jalocin ist der umgekehrte Name Nicolai, Cambilson (I, 119) scheint dasselbe zu sein. Intichparin sind die Illuminaten (= nicht in pari d. h. unter dem Nennwerthe). In der Salm'schen Sache (I, 101) ist zu bemerken, daß W. sowol Aufsätze gegen sie (Ungeh. XII, 245) wie für sie (Hyperb. Br. I, 101 und IV, 183) aufnahm, daß aber letzteres wol seine eigentliche Meinung gewesen sein muß, weil W. durch seinen Lebensgang die vornehmern Kreise als die eigentlichen Träger der Bildung hatte schätzen lernen. Das Wort „Ungepunz", was bei W. manchmal vorkommt (z. B. Hyperb. Br. I, 128, 226, Burlin bedeutet den in einen Bauer verwandelten W.), ist kein schwäbischer Provinzialismus, sondern wol durch die v. Murr'sche Scherzschrift „Laudatio funeralis in obitum M. Andreae Unkepunz, poetae laureati, ludimagistri et hypodidaskali in Bopfinga" (Nürnb. 1763) veranlaßt.

Zu den Mitarbeitern Wekhrlin's, die bei Ebeling, S. 33—34 genannt sind, mag auch Franz Xaver Bronner gehört haben, denn wir wüßten keinen Andern, der die Apotheose des Hrn. Ludwig Rößle (Ungeh. XII, 300) könnte eingesendet haben, aus Bronner's Lebensbeschr. III ist ja bekannt, daß er den

geistlichen Rath Rößle vorzüglich auf dem Korn hatte. Den Abschnitt über das Tübinger Stift (Ungeh. III, 294) dürfen wir wol dem Einflusse des Stiftlers Christian Friedr. Weckherlin zuschreiben, dessen Person W. dadurch unkenntlich zu machen suchte, daß er eine Philippika gegen die „Schreiber“ d. h. die weltlichen Beamten anhing. Der Aufsatz Hyperb. Br. I, 130 ist der einzige, von dem sich mit einiger Sicherheit sagen läßt, daß er dem fuldaischen Arzte Weikard (das. I, 56) angehöre. Ein weit ergiebigerer Mitarbeiter war der Justizrath von Knoblauch in Dillenburg (s. A. D. B. XVI, 307), obgleich dessen Bekanntschaft mit W. erst von der Mitte des grauen Ungeheurs an datirt. Diesem Mitarbeiter gehören die Aufsätze über Faunen und Satyrn, Erinnerungen an Scenen der griechischen Mythologie (z. B. Endymion), die Aufsätze über Mirakel (hier siehe Schlichtegroll in Wekhrlin's Nekrolog S. 258), über Testamente und Naturrecht, die Polemik gegen Dr. Leß, über die Nothwendigkeit der Holzzucht gegenüber den Aufstellungen der Physiokraten, streng philosophische Deductionen über Grundursachen der Dinge, das Lob Vaniere's (d. h. subjectiv gefaßte Abklänge von Virgil's Georgika) u. s. w. an. Im Ungeheur müssen ihm zugeschrieben werden (wir geben nur die allergewissesten an): VIII, 152, 186, 209; IX, 71; X, 103; XII, 115 (an dieser Stelle tritt die Eigenschaft Knoblauch's als Bergrath hervor). In den hyperb. Briefen: I, 95, 150, 309; II, 87, 112, 121 (Brief, S. 125 Wekhrlin's Antwort), 130, 181; III, 46, 137; IV, 111, 178, 248; V, 148, 211, 231; VI, 73, 77, 86, 335. In den Paragraphen: I, 43, 164, 206, 228, 292; II, 81. Weber fragt S. 27 seines Buchs: „wer wol der Anonymus gewesen sein mag, dessen Beiträge (nach Wekhrlin) oft besser sind als Wekhrlin's eigene?“ Es war der Justizrath von Knoblauch, der ihm einestheils wegen Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die er einschickte, wichtiger geschienen haben muß als Reinhold mit seinen bloß philosophischen Artikeln, anderntheils ihm mit seiner kurzen und scharfen Dialektik imponirte, die bei W. bekanntlich nicht sehr zu finden ist. Uns will es scheinen, als ob Reinhold, der stete Arbeiter im Deutschen Merkur, nicht sehr viele Artikel an W. könnte geliefert haben, ein Unterscheidungszeichen derselben von denen Knoblauch's würde darin bestehen, daß die Reinhold'schen durchgängig im Sinne der Kant'schen Philosophie, die Knoblauch'schen dagegen immer antikantisch, oder wenigstens nichtkantisch sind.

W. war angelegentlich bemüht, sich Abonnenten in Norddeutschland zu suchen. In der Gegend von Göttingen mußte er freilich damit anfangen, eine Vertheidigung des Superintendenten Ziehe in Clausthal, von einem geistlichen Freunde desselben eingeschickt, in die Chronologen aufzunehmen, nachher folgte im Ungeheur etwas Besseres, nämlich G. A. Bürger's Vertheidigung gegen die Anschuldigungen seines Gerichtsherrn. In Halle machte er sich Freunde dadurch, daß er sich des Naturforschers Forster gegen England annahm, wogegen man in dem mit England verbündeten Kassel wegen derselben Sache gegen ihn polemisirte. In Berlin hatte das feinwollende Oberhaupt der preußischen Aufklärung, Nicolai, von dem Minister Wöllner früher landwirthschaftliche Artikel für seine „Deutsche Bibliothek“ empfangen und wurde darum von jenem auch nachher auffallend geschont, dafür mußte Nicolai gegen hervorragende Aufklärer sich ins Zeug legen und es bildete sich so ein zahlreicher Aufklärerkreis, der von Nicolai sich abwendend theils in der „Berliner Monatsschrift“ seine Befriedigung suchte, theils mit dem Auslande in Verbindung trat. Daß von Berlin aus mit W. correspondirt wurde, sieht man aus dem verdrießlichen Tone, mit dem Nicolai immer des Ungeheurs u. s. w. in seiner „Bibliothek“ Erwähnung thut. In Gotha wird W. stets auf ehrenvolle und auszeichnende Weise genannt. In Osnabrück und Hannover begann etwa von der Zeit des Ungeheurs an Reh-

berg als aufklärendes Element zu gelten, er hatte jedoch die Eigenthümlichkeit, immer als Verkleinerer der Pläne und Absichten Anderer aufzutreten, sodaß er dem Journalismus Wekhrlin's schwerlich genützt haben wird. In Marburg war der Arzt und Professor Baldinger das Haupt der dortigen Aufklärung, die damals durch den rosenkreuzerischen Universitätscurator Philipp Franz von Fleckenbühl (Strieder IV, 133) auf längere Zeit bedrängt wurde; dieser hatte nämlich den Zeloten Endemann, der durch seine zwei Gutachten in der Sache des Predigers Winz noch heute unvortheilhaft glänzt, als ersten Professor der Theologie nach Marburg gebracht, ferner chicanirte er den duldsamen Professor der Theologie Pfeiffer aufs äußerste (sein Tod wird ihm schuld gegeben), bewog den Landgrafen von Hessen die Kant'sche Philosophie zu verbieten u. s. w. Diese und andere Maßnahmen wurden durch Baldinger immer richtig zur Kenntniß der ganzen Welt gebracht und es geschah über die Culturzustände Hessen-Kassels ein allgemeines Schütteln des Kopfes, sodaß wenigstens die Kant'sche Philosophie, wenn auch mit Einschränkungen wieder zugelassen werden mußte. Dieser Baldinger war es auch, der den Justizrath von Knoblauch in Dillenburg und den Arzt Weikard in Fulda Wekhrlin's Journalen zuführte.

Was die „Ansbachischen Blätter" betrifft, die W. zuletzt herausgab, so ist ein Exemplar derselben, wahrscheinlich das einzige überhaupt noch vorhandene, im Besitze des Hrn. Landgerichtsdirectors Schnizlein zu Ansbach, die Beschreibung s. bei Böhm in dessen schon erwähnter demnächst erscheinender Schrift. Es könnte auffällig erscheinen, daß unser W. mit dem früher in seiner Nähe wohnenden und im Christenthum stark neologisirenden Joh. Wolfgang Brenk damals nicht in Berührung gekommen ist, aber dieser sich immer mehr in den jüdischen Buchstaben eintauchende und ascetisch denkende Mann konnte den in den verschiedensten Richtungen belesenen, nach Weltbildung strebenden und sie wieder ausstrahlenden W. unmöglich anmuthen.

W. war in Schwaben so populär, daß seine Bildnisse in Oel noch 1823 im Rieß in den Häusern hingen (s. Weber S. 22). Das Interesse an seinen Schriften lebte auch nach seinem Tode fort, man sieht das an den vielen Büchern, die W. theils wirklich nachahmten, theils sich durch Wekhrlin'sche Titel zu empfehlen suchten. Etwa 1795 erschien zu Strasburg (von A. G. F. Rebmann) „Das neueste graue Ungeheuer", 1796 in Altona (von H. Würtzer) „neue hyperboräische Briefe", ebenda (aber wahrscheinlich Frankfurt a. M.) 1796 „Paragrafen aus Wekhrlin's Nachlaß", v. Knoblauch ward durch das W. zugeschriebene Taschenbuch der Philosophie (auf das Jahr 1783) zu seinem „Taschenbuch für Aufklärer und Nichtaufklärer" (anonym 1791) veranlaßt, Bellotti ahmte in seiner „Reise nach dem Kürbißlande" (1781—83) sowie Rebmann in seinen „Wanderungen und Kreuzzügen" (Leipz. 1795—96) den Anselmus Rabiosus nach, beide unter letzterem Namen.

Ueber W. bestehen außer der Böhm's zwei Monographien: (C. J. Weber) Der Geist Wilh. Ludw. W.'s von Wekhrlin junior, Stuttg. 1823. Dies Buch ward seither von einer Seite wegen der gespickten Vorrede über eine Recension, von einer andern aus Mißbehagen, daß Wekhrlin's Andenken erneuert wurde, vielfach angefeindet. Dr. F. W. Ebeling, W. L. W., Leben und Auswahl seiner Schriften, Berlin 1869. Dieser Schriftsteller hat W. aus der früheren noch wenig tiefen Betrachtung zu einer würdigeren Stellung erhoben. An sonstiger Litteratur ist nennenswerth: Moser's Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer nebst kurzen Biographieen, 11. Heft, Nürnberg 1793. Die über W. (von Ludwig Schubart) macht zuerst auf ihn aufmerksam, ist aber nach Hörensagen gefertigt und die Grundlage aller später über ihn nachgeschriebenen Irrthümer und Ungenauigkeiten. Schlichtegroll's Nekrolog, Supplementband, Gotha 1798,

Theil 1. Dieser Aufsatz hat bloß die Tendenz, zu dem bei Moser allerhand Neues hinzuzubringen. Gottfried Böhm im Nördlinger Anzeigeblatt, 3.—5. Januar 1887 behandelt Wekhrlin's Aufenthalt in Nördlingen. Die beiden Bücher Eberhard's v. Georgii-Georgenau: Fürstl. Würtembergisch Dienerbuch vom 9. bis zum 19. Jahrh., Stuttg. 1877, und: Biographisch-geneal. Blätter aus und über Schwaben, Stuttg. 1879 sind durchgesehen, ebenso C. F. W. Huber, Stammbaum der Familie Wekhrlin, Stuttg. 1857, ein in unsrer Sache nicht vollständiges Büchelchen. — Dazu sind benutzt: Gefl. Mittheilungen der hochfürstl. Oettingen-Wallerstein'schen Domanialkanzlei, insbesondere der Herren Kanzleidirector Leuchtweis und Kanzleirath Schilling (in umfangreicher Weise), des kgl. Universitätsrectorates Tübingen und des kgl. Stiftsephorates daselbst. Gefl. Mittheilung von Nachrichten durch Hrn. Landgerichtsdirector Schnizlein zu Ansbach, Hrn. Pfarrer Dr. Camerer zu Bothnang, Hrn. Stadtpfarrer Paul Lang in Ludwigsburg, Hrn. Pfr. Krauß in Obereßlingen.

Knoblauch v. Hatzbach.

Welcker: Friedrich Gottlieb W., einer der hervorragendsten Philologen und Alterthumsforscher, wurde geboren am 4. November 1784 in Grünberg im Großherzogthum Hessen, wo sein Vater Prediger war. Er war das dritte Kind unter 13 Geschwistern; sein jüngerer Bruder Karl der bekannte Politiker. Die Kinder wuchsen auf in dem kleinen Orte Oberofleiden (nahe Homberg an der Ohm), wohin der Vater 1786 versetzt wurde, unter der einfachen, doch behaglich auskömmlichen Wirthschaft der rüstigen und frohsinnigen Mutter und in der gesunden Luft des Landlebens. Den Unterricht ertheilte der Vater selbst, später mit Hülfe von Hauslehrern, in angestrengtestem Eifer, aber ohne jegliche Anwendung von Lob oder Tadel. Bei der außerordentlichen Begabung des sehr fleißigen Knaben konnte der Vater mit ihm alle damaligen lateinischen und griechischen Schulautoren grammatisch genau und doch in rascher Folge lesen; dazu trieb man Französisch, das bei einer Einquartierung im J. 1798 zuerst gute Dienste leistete; ferner alte Geschichte und Mythologie; später bei Chr. Münch, einem jungen Hauslehrer, Mathematik und Schulphilosophie. Die deutsche Litteratur lernte der lesebegierige Knabe aus dem Bücherschrank des Vaters früh in bedeutendem Umfange kennen. Zum Rapierfechten und Tanzen gab der Verkehr mit der Familie des Amtmanns Gelegenheit. Das erste Buch Mosis hatte schon den kleinen Knaben „an frühen Wintermorgen wie in eine andre Welt versetzt“; mit 14 Jahren las er es bei Münch im Urtext, darnach einen großen Theil des alten Testaments; auch auf Syrisch und Chaldäisch ließ er sich ein, und Herder's Geist der hebräischen Poesie übte nach eigner Aussage einen tiefen Einfluß auf seine ganze Entwicklung. Virgil's ländliche Gedichte in der Ausgabe von J. H. Voß deckten ihm die Reize italischer Natur auf. Zu den französischen Schriften von Voltaire, Molière und Friedrich dem Großen kam dann unter Leitung des Vaters auch das Englische mit Tom Jones, Vicar of Wakefield u. s. w. Von der höheren deutschen Dichtung blieb er in Klopstock's Messias bald stecken, während Stolberg's Ilias ihn fortriß. Goethe's Werther „bezauberte ihn mehr, als daß er ihn rührte“; „von der damals noch viel empfundenen Sympathie erfuhr er nichts“. Goethe's „Faust blieb ihm dunkel, die einzige Lieblichkeit der Goethe'schen Lieder wußte er in ihrer Eigenthümlichkeit noch nicht vollkommen zu schätzen“. (Nach dem Bruchstücke einer Selbstbiographie.) Clavierspiel lernte er leicht, auch etwas singen; dazu später ein wenig Violine und Flöte. Ein Zeichenlehrer war leider nicht zu haben; drum pinselte der Knabe nur des Vaters Jugendübungen in Tusche und Carmin nach. So ging es bei den „idealischen Pfarrersleuten“, wie eine nachbarliche adelige Dame sie später genannt hat, bis zu unseres Welcker's

sechszehntem Lebensjahre, wo der Vater ihn, der bereits für sich allein sich an Pindar abgemüht hatte, dem Pädagogium in Gießen übergeben wollte. Der Vorsteher desselben aber, dem Welcker's Uebersetzung der Batrachomyomachie vorgelegt war, dem dann der junge Schüler bei der Prüfung mit Versen aus Homer und aus Kallimachos treffende Antworten gab, erklärte, daß derselbe „nach dem Stande seiner Kenntnisse und dem gegenwärtigen der Schule zweckmäßiger gleich Student werden solle“. So ward er denn Ostern 1801 in die theologische Facultät inscribirt und hörte in Gießen theologische Vorlesungen, hielt auch im folgenden Jahre mehrere Predigten in seines Vaters Filialdörfern „über allgemeine Menschenliebe“, die aber inhaltlich mehr Betrachtungen und Empfindungen über die Natur und das Göttliche in ihr waren. Er selbst fühlte zum Geistlichen keinen Beruf, schlug später selbst eine der besten Pfarreien aus; die dogmatischen Streitigkeiten widerstrebten seiner Natur. Philologische Vorlesungen gab es damals in Gießen nicht; W. hörte aber Geschichte, Mathematik, Chemie und Arabisch. Als Student gehörte er einem soliden „Kränzchen“ an, hatte auch zwei Duelle und ward unbedeutend verwundet. Dabei dauerte der Trieb alles mögliche zu lesen fort; mannichfache Spaziergänge erhielten den kräftigen Körper frisch. Da der Vater noch vier andere Söhne studiren zu lassen hatte, verzichtete W. auf den Besuch der Universität Halle, wo er F. A. Wolf hören wollte, und nahm eine Lehrstelle am Gießener Pädagogium an, April 1803, nachdem er ein kleines Examen gut bestanden hatte. Neben vier täglichen Unterrichtsstunden wünschte er nun auch an der Universität zu dociren und schrieb eine Dissertation: „Exercitatio philologica imaginem Ulyssis quae in Iliade exstat adumbrans“, für welche er Weihnacht 1803 das Diplom erhielt. Er las dann über den Propheten Hosea, über die Apostelgeschichte, das Evangelium des Lucas und über das platonische Symposion; übersetzte die Klagelieder Jeremiä in elegischen Distichen in einer theologischen Zeitschrift und schrieb Recensionen. Ein Schulprogramm über Pindar's erste olympische Ode (1806) wurde später von Böckh freundlich erwähnt; ferner übersetzte er nach Vossens Beispiel eifrig aus dem Griechischen; so die Orphischen Argonautica und das erste Buch von Apollonios Argonautica, auch Stücke aus Aeschylos und Sophokles. In den Herbstferien 1805 besuchte er zu Fuß reisend Voß in Jena und F. A. Wolf in Halle, darauf Goethe und Wieland in Weimar. Noch im Sommer 1806 las er über den Korintherbrief und über Aeschylos' Prometheus und machte die ersten Zusammenstellungen über die Trilogie. Bei dem Mangel an eigentlichen Lehrern gewann sein Autodidactenthum erst allmählich eine entschiedene Richtung. Neben jenen Besuchen scheint die Bekanntschaft mit Goethe's: Winckelmann und sein Jahrhundert starke Wirkung geübt zu haben; er las Lessing's und Herder's Schriften und anderes über griechische Kunst und faßte den Plan zu einer italienischen Reise, während ihm bis dahin alte Bildwerke fast gänzlich fern und fremd geblieben waren. Auf seine Bitte erhielt er Urlaub, indeß sein Bruder August ihn am Pädagogium vertrat, und wanderte am 1. August 1806, meist zu Fuß, durch den Schwarzwald und die Schweiz, die er mehrmals durchkreuzte, nach Italien, wobei er überall ohne Hast sich dem Naturgenuß hingab und, wie auch später, in Briefen und Tagebüchern seine feinen Empfindungen und Stimmungen ausschüttete. Schon in Darmstadt, Stuttgart, Basel betrachtete er eifrigst die Kunstwerke aller Art, mehr noch auf der Strecke von Mailand bis Venedig, wo ihn das südliche Leben zuerst anzog. In Bologna besuchte er u. a. Mezzofanti und ergötzte sich an der Oper, dann aber eilte er auf Rom zu, wo er am 1. November 1806 eintraf. Zu dem mächtigen Eindrucke der ewigen Stadt und ihrer Kunstschätze, wie auch ihrer Umgebung kam sogleich die Bekanntschaft mit Wilh. v. Hum-

boldt, damaligem preußischen Gesandten, welche bald zu einer innigeren Verbindung führte, indem W. für den abgehenden Hauslehrer der Kinder eintrat. Die aufrichtige Hochschätzung, welche Humboldt und seine Frau für W. bald gewannen, veranlaßte nicht bloß die Verlängerung von dessen römischem Aufenthalt bis zum Frühjahr 1808, sondern gestaltete sich auch zu einem dauernden Freundschaftsverhältniß, von dem der Briefwechsel Zeugniß ablegt. (W. von Humboldt's Briefe an F. G. Welcker, herausg. von R. Haym, Berlin 1859, und Welcker's Briefe bei Kekulé, Leben Welcker's.) Zunächst trat W. durch dieses Verhältniß sofort in den Mittelpunkt des großen Kreises von ausgezeichneten Fremden, Künstlern und Gelehrten jeder Nation in Rom und sog in vollen Zügen die Anregungen ein, welche dieser geistesglänzenden Gesellschaft entströmten. Abgesehen von vielen andern verkehrte er mit Thorwaldsen und Rauch; am meisten jedoch mit dem Alterthumsforscher G. Zoega, einem deutschgebildeten Dänen, der, Winckelmann nachstrebend, seit 25 Jahren in Rom eingebürgert war und eben jetzt seine Bassirilievi antichi drucken ließ. Mit ihm verkehrte er täglich und lernte von dem erfahrenen Kenner die Scheidung des Echten und Unechten, die subtile Auslegung der künstlerischen Form und die Versenkung in den poetischen Geist des Künstlers. In dem Umgange mit diesen Männern ging dem enthusiastischen Autodidacten W. rasch die volle Ahnung seines innersten Berufes auf; damals hat er unzweifelhaft zuerst den Gedanken gefaßt zu einem umfassenden „Werke über die Religion, Poesie und Kunst der Hellenen von den Ursprüngen an bis zur Höhe ihrer Entwicklung". War er bisher wesentlich Philologe gewesen, so verband er von jetzt ab damit die Archäologie nicht bloß als Studium in äußerlichem Sinne, sondern erfaßte die alte Kunst im ganzen Umfange und in ihren höchsten Schöpfungen als eine eigenthümliche und den Schriftwerken ebenbürtige Offenbarung des griechischen Geistes. Wenn ferner bislang bei den Forschern die Mythologie entweder als ein Conglomerat von willkürlich erdachten Dichterfabeln oder gar als ein fein gesponnener Priestertrug gegolten hatte oder andrerseits ein Extract der Religionen des Orients und Aegyptens sein sollte (Creuzer), so stand für W. längst fest und trat stets deutlicher hervor, daß im griechischen Götterwesen die Urentwicklung des griechischen Geistes enthalten sei und daß erst in der gemeinsamen Darstellung der Trias von Religion, Kunst und Dichtung und in dem Nachweise ihres inneren Zusammenhanges die volle Blüthe des Hellenismus erschöpft und als Ganzes anschaulich werde. Dem großartigen Unternehmen eines solch umfassenden Ausbaues von jetzt ab sein Leben widmend, ging er unverdrossen an die Aufmauerung einzelner gewaltiger Pfeiler, die er im Trümmerhaufen des antiken Nachlasses umgestürzt fand, rüstig und nichtachtend der Kürze des Menschenlebens, mit wahrhafter Begeisterung und Heldenkraft, mit Seherblick und Seelenruhe schaffend. — Nachdem Humboldt ihm verlängerten Urlaub verschafft, theilte er mit dessen Familie die Sommerfrische in Albano 1807 und besuchte im Herbst Neapel. Die Campagna durchstrich er meist zu Pferde, das Gebirg zu Fuß. Ende April 1808 löste er sich schwer von den Freunden, gönnte sich in Florenz wenige Tage und eilte rasch heim. Der Großherzog von Hessen zeigte sich ihm nach Humboldt's Verwendung sehr gewogen. W. erhielt im Herbst 1809 neben seinem Lehramt am Gymnasium, wo er während seiner Abwesenheit in die zweite Stelle aufgerückt war, eine ordentliche Professur „für griechische Litteratur und Archäologie" an der Universität Gießen, wie es hier zum ersten Male auf einer deutschen Hochschule hieß. In der Gießener Stille arbeitete er nun anhaltend in verschiedenen Richtungen. Er übersetzte Aristophanes Wolken (gleichzeitig mit F. A. Wolf) und Frösche, ferner seines 1809 gestorbenen Freundes Zoega Antike Basreliefe von Rom; er recensirte vielerlei

archäologische Werke. Im Herbst 1811 besuchte er Humboldts in Wien, wo er außer den Kunstschätzen Fr. Schlegel, daneben Theod. Körner und Gentz kennen lernte. An der Universität las er griechische Kunstgeschichte und Religionsgeschichte, Aeschylos und mehrmals Aesthetik. 1812 ward auf sein Betreiben ein philologisches Seminar eingerichtet. Aus Liebhaberei ertheilte er auch italienischen Unterricht, an dem Fr. Diez theilnahm; treue Schüler im Pädagogium waren besonders K. Schwenck, Thudichum, A. Follenius, die ihm für ihr ganzes Leben anhingen. Vom Werthe des Jugendunterrichts hatte W. eine hohe Vorstellung, die sich auch in Gelegenheitsschriften kundgab. Namentlich regte er die begabteren Schüler zu poetischen Versuchen und Uebersetzungen an; hatte er doch selbst eine in Albano begonnene Tragödie „Hekabe“ in Gießen vollendet und plante das Gegenstück einer christlichen „Thekla“, obwol er selbst sich keinen Beruf zur tragischen Dichtung zuschrieb. Schon dachte er daran, sich von der Schule zu lösen, um nochmals Rom zu sehen und dort Kunstwerke zeichnen zu lassen; als aber der Jubel der Erhebung Deutschlands im Beginn des Jahres 1813 herantönte, da riß es auch ihn, der den Jammer der Knechtschaft längst tief beklagt und auf das Rauschen der Freiheitsbewegung gelauscht hatte, aus der Stille der Studirstube; er trat sofort nach dem Aufruf des Großherzogs (28. December 1813) als freiwilliger Jäger unter die Waffen und beklagte nur, als er endlich am 28. März 1814 als Lieutenant mit ausrücken durfte, daß zu Waffenthaten keine Gelegenheit mehr war. Eingerückt in Lyon wandte er seine Muße der Beobachtung des Volkes und den dortigen Kunstwerken zu. Im Sommer zurückgekehrt sah er Goethe in Wiesbaden, und reiste dann über Kassel, wo er die Brüder Grimm, und über Hamburg, wo er Perthes besuchte, nach Kopenhagen, offenbar durch Thorwaldsen und Zoega (dessen Leben er schrieb und mit dem Nachlaß herausgab) begierig gemacht. Nachdem ihn eine Erkrankung dort mehrere Monate gefesselt gehalten, wäre er auf der Rückreise beinahe als Adjutant des Generals v. Gall wieder gegen Napoleon gezogen, Sommer 1815. Zurückgetreten in sein Schulamt hatte er von heimlichen Neidern allerlei Aerger zu erfahren; im Gefühl seines Werthes ward er empfindlich und nahm kurzweg seine Entlassung aus hessischem Dienst, September 1816. Die Vorgesetzten fühlten Bedenken wegen seiner Vorträge über deutsche Geschichte, nachdem W. schon im Januar 1814 eine Flugschrift: „Warum muß die französische Sprache weichen und wo zuerst? Zum Besten unbemittelter Freiwilliger“ hatte drucken lassen, in welcher er seiner patriotischen Begeisterung Luft machte. Nun brachten ihn seine Aufsätze „Von ständischer Verfassung“ und „Ueber die Zukunft Deutschlands“ in Luden's Nemesis und in den Kieler Blättern vollends in Verdacht. — Der Entlassung folgte aber ebenso rasch wie unerwartet ein ehrenvoller Ruf an die Universität Göttingen, in welche er October 1816 einzog. Hier umschloß den Freundschaftsbedürftigen bald ein Band inniger Zuneigung mit L. Dissen, seinem Fachgenossen; im übrigen fand er die Welt kälter als er gewohnt war, und als der Antrag für die neue rheinische Universität Bonn an ihn kam, entschloß er sich 1819, in diese ihm zusagendere Atmosphäre zurückzukehren, um so mehr, als auch sein Bruder Karl als Jurist ebenfalls berufen war. Kaum aber fühlte er sich in Bonn heimisch und stand in traulichem Verkehr mit den philologischen Collegen Heinrich und Naeke, mit Arndt und A. W. v. Schlegel, als am 5. Juli 1819 eine Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe gegen W., seinen Bruder Karl und Arndt mit der Beschlagnahme ihrer sämmtlichen Papiere begann. Die Derbheit und Schablonenhaftigkeit des Verfahrens mußte den feinfühligen Mann beim Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit tief verstimmen, zwar wurde er nicht wie Arndt vom Amte suspendirt, aber sehr ärgerlich war doch die mehrere Jahre lang

andauernde Hinschleppung in Verhören und Verhandlungen, gegen deren Führung durch eine außergesetzliche Commission überhaupt der Senat der Universität vergeblich Protest einlegte. Auch Humboldt konnte nicht helfen und rieth nur zu besonnener Ruhe und Offenheit. Welcker's Anschuldigung, die sich auf eine von Gießen nach Berlin getragene Gehässigkeit zurückführen ließ, konnte, da seiner beschaulichen Natur ein wirkliches Eingreifen in politische Parteikämpfe fern lag, lediglich auf die oben genannten Aufsätze gegründet werden, deren allgemein patriotischen und reflectirenden Inhalt als weit entfernt von demagogischer Wühlerei hinzustellen für die von Mackeldey abgefaßte Vertheidigungsschrift auch damals nicht allzu schwer sein mußte. W. war mit vielen Tausenden der besten Bürger gekränkt und erzürnt, daß nach dem Kriege für Deutschlands Einheit so wenig geschehen war; er hielt ferner landständische Verfassungen für die nächste Hülfe. Dies hatte er maßvoll vorgetragen, an politischen Gesellschaften aber nie theilgenommen. Eine ihm in Göttingen zugesandte Adresse wegen Erfüllung des Art. 13 der Bundesacte, welcher ständische Verfassungen versprach, hatte er nicht unterschrieben. Aber erst am 3. November 1825 erhielt er das durchaus freisprechende Schreiben der Commission und dazu den ehrenvoll auszeichnenden Glückwunsch des Ministers. — Unterdessen hatte W. neben seinem Lehramte besonders in seiner Eigenschaft als Oberbibliothekar der neugegründeten Bibliothek der Universität viel Zeit und Sorge gewidmet. Er brachte zu dem vorhandenen Bestande von 30 000 Bänden in 18 Monaten über 14 000 Bände, zur Hälfte aus Auctionen; dazu die Aufstellung, Ordnung und Katalogisirung. Bis zum Jahre 1854, wo er das Amt an Ritschl abtrat, machte der Bestand an 115 000 Bände aus. Zu gleicher Zeit gab er durch die Schöpfung eines „Kunstmuseums“ aus Gipsabgüssen antiker Bildwerke, welches nach seinem Plane allmählich erstand, ein Vorbild, welches später bei den meisten anderen Universitäten Nachahmung fand, sowie auch sein erklärendes Verzeichniß dazu mustergültig wurde. In den Vorlesungen umspannte er einen weiten Kreis; griechische Litteraturgeschichte, Mythologie und antike Kunst, dann die Tragiker, Aristophanes, Pindar kehrten am häufigsten wieder. Dazu kamen von römischen Dichtern Horaz, Tibull, Properz, auch Juvenal und Lucrez; von Prosaikern Tacitus' Germania, Plato und Aristoteles' Poetik. Des philologischen Seminars Mitleiter war er von 1838—1861. In den Vorträgen zeigte er eine gewinnende Persönlichkeit; seine freie Rede, obwol nicht leicht hinfließend, zuweilen stockend, machte den Eindruck einer von warmer Theilnahme getragenen Geistesarbeit. Seine Stärke lag weniger in kritischer Exegese, als in den großen, systematisch und zusammenhängend vorgeführten Stoffen, die er durch eine überströmende Fülle von Ideen zu beleben wußte. — Sein erstes Hauptwerk, betitelt: „Die Aeschylische Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe auf Lemnos nebst Winken über die Trilogie des Aeschylus überhaupt“ (1824), beleuchtete die Kunstform der Aeschyleischen Tragödien aus einem ganz neuen Gesichtspunkte, indem er nachwies, daß der Dichter meistens einen mythischen Stoff in drei Stücke wie einzelne Acte gegliedert und zu einem dramatischen Dreiverein verbunden als Ganzes zur Aufführung gebracht habe. Sind nun auch die von W. versuchten Reconstructionen der einzelnen Trilogien theilweise falsch, vielfach sehr zweifelhaft, so wurde doch das Hauptergebniß der höchst subtilen Untersuchung, obwol von Gottfr. Hermann zuerst aufs schärfste angegriffen, bald allgemein anerkannt, zuletzt auch von dem genannten Gegner, gegen welchen W. noch einen umfassenden „Nachtrag“ (1826) richtete, worin auch das Satyrspiel nach seiner Entstehung und seinem Charakter zuerst die gebührende ästhetische Würdigung fand. Dieselbe geistvolle Combinationsgabe, welche hier einen

wahren Triumph feierte, bewährte sich weiter in zahlreichen Untersuchungen über die griechischen Lyriker, aus deren winzigen, zufällig erhaltnen Bruchstücken er gewissermaßen nachdichtend die einzelnen so verschiedenen Persönlichkeiten inmitten ihrer Landschaft und Stammeseigenthümlichkeit, in Zeit und Staat, Religion und Sitte zu skizziren verstand, mit dem seltenen, aber auch von Goethe geforderten „Gefühl für ein ästhetisches Ganze“. So rechtfertigte er namentlich die Sappho gegen die schmutzige Verleumdung der attischen Komiker, und zeichnete mit feiner Beobachtung nach den erhaltenen Gedichten des Theognis, die er als Excerpte und Bruchstücke nachwies, den socialen und politischen Hintergrund, auf welchem dieser Dichter fußte. Weiter durchdrang der unermüdliche Forscher das Epos mit seinem Seherblick; in dem „Epischen Cyklus oder über die homerischen Dichter“ (1835) untersuchte er die Reste der altgriechischen Epopöen, welche seiner Annahme nach durch den alexandrinischen Grammatiker Zenodot in einem großen Sammelwerke (Cyklus) vereinigt worden waren. Die kleinen volksmäßigen Lieder aus der Heldensage, die abgerissenen Gesänge, in welche mancher auch Ilias und Odyssee zerlegen will, gelten ihm nur als Vorstufe des großangelegten Kunstepos des Homer, dessen Namen er als „Zusammenfüger“ etymologisirte, und diesem Musterdichter läßt er dann allmählich die ganze Reihe der übrigen, nachhomerischen Epen, insbesondere des troischen und thebanischen Sagenkreises sich anschließen. Mit größter Feinheit erschließt W. in dem zweiten erst 1849 erschienenen Bande aus den dürftigen Inhaltsangaben und unscheinbaren Bruchstücken den Zusammenhang der einzelnen Gedichte, spürt den verwendeten Motiven nach und weiß aus geringen Trümmern mit wunderbarem Geschick und unerschöpflicher Phantasie ganze Partien wieder aufzubauen; ein Verdienst, dem zahlreiche Irrthümer im einzelnen keinen Abbruch thun. Als eine Fortsetzung sowol dieser wie der in der „Trilogie“ niedergelegten Untersuchungen veröffentlichte er endlich „Die Griechischen Tragödien, mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet“ (3 Bde., 1839—41), worin er mit glänzendster Stoffbeherrschung und erstaunlicher Combinationsgabe eine Wiederherstellung des Inhalts und dramatischen Verlaufes aller verlorenen Stücke der Tragiker und ihrer römischen Nachbildungen aus vereinzelten Andeutungen und halbverloschenen Spuren zu geben versuchte. — In Bonn fühlte W. sich bald heimisch und pflegte, seiner Natur gemäß, traute Geselligkeit, besonders mit dem Reiterobersten Grafen Dohna und seiner Gemahlin Julie, der Tochter Scharnhorst's, für welche er eine poetische Verehrung hegte. Leider starb sie schon 1827. Seit 1828 verkehrte er bis an sein Lebensende am intimsten in der Familie des Professors Moriz Naumann, dessen hochgebildete Gattin und Kinder ihn als Hausgenossen zu den Ihrigen zählten. Zur Eingehung einer Ehe fühlte er nie ernste Neigung. Im J. 1829 verlor er beide Eltern und Frau v. Humboldt, mit welcher er im Briefwechsel gestanden hatte. In dieser Zeit war er auch häufig augenleidend, mehrmals der Erblindung nahe. Als nach der Julirevolution die Politik ihn wiederum mit Interesse füllte und er, obwol von Parteikämpfen weit entfernt, doch durch den Verkehr mit seinem Bruder Karl (damals Professor in Freiburg und badischer Landtagsabgeordneter) veranlaßt, seine alten politischen Aufsätze über ständische Verfassung und Deutschlands Zukunft wieder abdrucken ließ, ward er vom Amte suspendirt und wiederum ins Verhör genommen, indessen auf das für ihn warm eintretende Gutachten von Rector und Senat nach Jahresfrist wieder eingesetzt und das Verfahren niedergeschlagen. Größere Reisen machte er 1827 nach Paris, 1837 zum Universitätsjubiläum nach Göttingen, wo er seinen alten Freund Dissen sterben sah, 1839 nach Berlin, 1840 nach Holland und München zur Besichtigung der neu erstandenen Kunstsammlungen. Diese Anregungen bestimmten ihn, im Herbst 1841 Urlaub

zu einem längeren Besuche in Italien und Griechenland zu nehmen, der besonders den Studien der alten Kunst gewidmet sein sollte, und in der That den 57jährigen Mann aufs neue mit Jugendfrische belebte. Er ging, auf das ihm übertragene Präsidium der Philologenversammlung in Bonn verzichtend, zunächst über Trier und Metz nach Paris zu den Schätzen des Louvre, dann über Lyon, Nîmes, Arles, Marseille, Genua, Bologna nach Florenz und Rom, überall Tagebücher führend und den Freunden die Eindrücke mittheilend. Im Januar 1842 machte er sich mit Wilh. Henzen aus Bremen, seinem früheren Schüler, dem später langjährigen Secretär des archäologischen Instituts, auf die Fahrt nach Athen, wo er Monate lang verweilte und die freundlichste Aufnahme fand. Vorläufigen kleineren Ausflügen folgten längere Reisen in den Peloponnes, dann nach Nordgriechenland, endlich nach Kleinasien, vorzüglich um Sardes und Trojas Stätten zu sehen. Die Rückreise im Herbst führte ihn nach Neapel und rund um Sicilien an die Tempelstätten; dann verlebte er den Winter still schaffend und die gewonnenen Eindrücke verarbeitend in Rom. Die Rückkehr erfolgte über Venedig und Zürich im Mai 1843 nach Bonn, wo den Heimkehrenden Freunde und Schüler herzlichst begrüßten. — Gleich darauf hat er noch London 1844 besucht und den Winter 1845 auf 46 sowie den Herbst 1847 und Winter 1852/53 in Rom zugebracht, wo er insbesondere mit seinem Lieblingsschüler Heinrich Brunn verkehrte. Im Sturmjahre 1848 blieb der alte Liberale besonnen, doch ebenso entschieden verurtheilte er die später folgende politische und kirchliche Reaction in Preußen. Auch in den folgenden Jahren führte ihn die Reiselust nach Paris, nach Berlin, Wien und in die Schweiz, als hohen Sechziger. Zahlreiche archäologische Abhandlungen, die er in dieser Zeit schrieb, konnten nur durch Autopsie reifen. Die Sammlung der „Alten Denkmäler“ in 5 Bänden zeigte staunenswerthen Fleiß und bewundernswürdige Beobachtungsgabe; in der feinsinnigen Erläuterung der Kunstwerke, im liebevollen Sichversenken in den Gedanken des schaffenden Künstlers ward W. das unerreichte Vorbild für eine ganze jüngere Generation. Die Giebelgruppe der griechischen Tempel, insbesondere des Parthenon wurde von ihm zuerst in ihren künstlerisch-religiösen Bezügen gewürdigt, Polygnot's große Fresken zuerst von ihm in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Kunst überhaupt erkannt. Die vorzüglichsten pompejanischen Wandgemälde und fast zahllose Vasenbilder beschrieb und deutete er aus. Endlich reifte in dieser zweiten Hälfte des Lebens auch das von ihm seit der Jugend geplante große Werk über die „Griechische Götterlehre“ zum Druck heran. Der erste Band, 1857 erschienen, nimmt den Standpunkt „am Anfang der Entwicklungen“, er schildert den Götterglauben der homerischen und hesiodischen Zeit: Das „Urwesen“ ist Zeus, der „Gott im Himmel“, dessen Alles überragende Stellung er auf einen ursprünglichen Monotheismus zurückführt; dann die andern „Naturgötter“, welche jenem genealogisch untergeordnet werden. Creuzer's Synkretismus wird ebenso wie Otfr. Müller's historische Fassung der Heroenmythologie bei Seite gelassen; Max Müller's Forschungen über vergleichende Mythologie dienen gelegentlich zur nachträglichen Bestätigung. Im zweiten Bande (1860) wird die „Höhe der Entwicklung“, das perikleische Zeitalter, eingeleitet mit Bemerkungen über die bewegenden Momente: Orakel, Staatsreligion, Poesie und Kunst; in der Darstellung der durchweg zu ethischen Persönlichkeiten umgewandelten Götter, für deren Wandlungen und Wirkungen hauptsächlich die Tragiker Quelle sind, nehmen den breitesten Raum ein Demeter und Dionysos als die neu entwickelten geistigen Potenzen, welche Ahnungen besserer Hoffnungen im Tode gewähren. Der dritte Band (1862) behandelt noch die Dämonen und dienenden Gottheiten, endlich Heroen und Vergötterung. Wenn Welcker's geistvolles Werk, in welchem mit Fernhaltung

platter Erklärungsversuche die religiöse Seite der Mythologie vorzugsweise betont wird, während die Heroensage fast ausgeschlossen ist, übrigens im ganzen nicht so aufregend und durchschlagend wirkte, wie etwa die Trilogie, so lag es daran, daß es zu spät erschien und die von dem Verfasser in der Jugend geschöpften Ideen, da sie sozusagen in der Luft lagen, zum Theil schon von Andern dargelegt und entwickelt worden waren. Dazu kommt, daß der Stil Welcker's, obwol feurig und lebendig, bei aller Fülle und Gewandtheit dennoch keineswegs mustergültig zu nennen ist, sondern vielfach an Unklarheit und Schwerverständlichkeit leidet, was selbst aufmerksame Leser zu Wiederholungen zwingt, um den mannichfachen Windungen des Gedankenganges folgen zu können und in den verschlungenen Satzgefügen bei oftmals verzwickter Wortstellung den Faden festzuhalten. — Welcker's selbstgestecktes Ziel in der classischen Alterthumskunde war das höchste: er strebte nach Erkenntniß der Bildungsgeschichte des griechischen Volkes; er suchte, wie er selbst sagt, dessen „Charakter und Seele“ in den Schriften und Kunstwerken, und läßt die Verfolgung dieses Zieles in den mehr als 20 stattlichen Bänden, welche er binnen 40 Jahren schrieb, fast auf jeder Seite sichtbar werden. Sicher ist, daß unter seinen Zeitgenossen kein Forscher tieferen Einblick als er in den Geist des Griechenvolkes gewonnen hat. Seit 1839 war an Stelle Naeke's Fr. Ritschl Welcker's College geworden. Die bei aller Verschiedenheit ihrer Naturen dennoch bestandene Freundschaft ward durch die Mißverständnisse getrübt, welche sich an die 1855 ohne Mitwissen Welcker's erfolgte Berufung Oto Jahn's knüpften. Mit letzterem verband ihn jedoch bald ein schönes und inniges Verhältniß, fast das des Lehrers zum Schüler. Als am 16. October 1859 Welcker's Feier des 50jährigen Professorenjubiläums mit allem Glanze von Adressen und Ehrenbezeugungen, Festschriften und Glückwünschen von Seiten der Universität und der Schüler begangen wurde, gab Jahn in tiefen und warmen Worten eine kurze, kernige Darstellung des Wesens des Jubilars, welcher hier Fülle der Dankbarkeit für die ausgestreute Saat erntete. — Seit 1862 meldeten sich die Schwächen hohen Alters und mehrten sich rasch; zuerst versagten die Augen den Dienst; ein treuer Schüler Otto Lüders las und schrieb für ihn und besorgte die Ausgabe der letzten Sammelbände. Der rastlos thätige Greis dictirte noch Aufsätze, wie den „über die Schönheit und Heiterkeit der griechischen Religion“, bis er, zuletzt völlig erblindet, 84jährig am 17. December 1868 entschlief. — W. war von mittelgroßer Statur und starkknochig, der Schädelumfang auffällig groß; die Haare blond, die Augen blau und von schönem Ausdruck. Sein Gesicht war in den unteren Theilen eigentlich häßlich; in der Unterlippe sprach sich Festigkeit bis zum Trotz aus; doch ließ die geistige Belebung das wenig empfinden. Im wissenschaftlichen und politischen Gespräch war er leicht erregbar und zuweilen leidenschaftlich ausfahrend; im Weltverkehr eine kindliche Natur und in fast jungfräulichen Illusionen befangen. Idealität war der Grundzug seines Wesens; seine innerliche Religiosität wurzelte in den Tiefen des Herzens.

Reinh. Kekulé, Das Leben Fr. G. Welcker's, nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen, Leipzig 1880; dazu O. Lüders, Im neuen Reich, 1881, S. 661 ff., 711 ff.

A. Baumeister.

Welcker: Karl Theodor W., Professor der Rechtswissenschaft, geboren in Oberofleiden in Oberhessen am 29. März 1790, † am 10. März 1869 in Neuenheim bei Heidelberg, studirte auf den Universitäten Gießen und Heidelberg und habilitirte sich 1813 in Gießen als Privatdocent. Ein rechtsphilosophisches Werk über „die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe“, das er im gleichen Jahre veröffentlichte, veranlaßte seine alsbaldige Ernennung zum außerordent-

lichen Professor. Aber schon 1814 verließ er die heimische Hochschule, um einem Rufe nach Kiel zu folgen, wo er neben seiner akademischen Thätigkeit auch die Redaction der seit Mitte 1815 erscheinenden „Kieler Blätter“ übernahm. 1817 nach Heidelberg berufen, blieb er dort nur bis 1819, in welchem Jahre er einem Ruf nach Bonn folgte. Hier wurde ihm indeß seine Wirksamkeit dadurch verleidet, daß man wegen Unterzeichnung einer im J. 1817 an die Landesversammlung gerichteten Adresse, welche die Einführung landständischer Verfassungen verlangte, gegen ihn eine Untersuchung eröffnete, die natürlich ohne Ergebniß blieb. Gegen die Verdächtigung einer Mitwissenschaft an demagogischen Umtrieben hat er sich in einer ausführlichen Darlegung vertheidigt. Gern folgte W. unter diesen Umständen einer Berufung der badischen Regierung an die Universität Freiburg, wo er über Pandekten und Staatsrecht las und eine große Anziehungskraft auf die Studirenden ausübte, die er in die Tiefen seiner Wissenschaft einzuführen und für ihre Probleme zu begeistern suchte, während damals noch viele seiner Collegen sich damit begnügten, bei ihren Vorträgen lediglich das Gedächtniß ihrer Zuhörer in Anspruch zu nehmen. Der umfassende Charakter seiner Vorträge ergibt sich am besten aus einem in den 1820er Jahren von ihm in Angriff genommenen encyklopädischen Werke, von welchem unter dem Titel: „Das innere und äußere System der praktischen, natürlichen und römisch-christlich-germanischen Rechts-, Staats- und Gesetzgebungslehre“ 1829 ein erster Band erschien, dem jedoch kein anderer folgte.

Der politische Umschwung, der in Baden mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold erfolgte, rief W. bald auf das politische Gebiet, das er 1830 publicistisch mit einer Agitation für Einführung der Preßfreiheit betrat, welcher schon 1831, nachdem ihn der Wahlbezirk Ettenheim im Breisgau als Vertreter erkoren hatte, sein Eintritt in die zweite badische Kammer folgte, der er von da an während nahezu zwanzig Jahren als Mitglied angehörte. In dem badischen Landtag entfaltete W. eine nie ermüdende und vielfach erfolgreiche Thätigkeit für eine Entwicklung des gesammten Staatswesens in freiheitlichem Sinne. Immer wieder nahm er während voller achtzehn Jahre den Kampf gegen die Censur auf, mit noch größerer Energie, als die 1832 errungene Preßfreiheit in kürzester Zeit den Verfügungen des von Oesterreich und Preußen geleiteten Bundestages wieder weichen mußte. Daß die zweite Kammer, trotz der heftigen Einsprache der Regierung, an ihrem Rechte festhielt, über „eine der Nationaleinheit und staatsbürgerlichen Freiheit gemäße Entwickelung der organischen Einrichtungen des deutschen Bundes“ zu verhandeln, war wesentlich Welcker's Verdienst, wie er denn überhaupt sich nicht damit begnügte, für eine Verbesserung der Gesetzgebung und Verwaltung des Großherzogthums durch zahlreiche Anträge einzutreten, sondern stets den Blick auf das große Ganze gerichtet hielt und frühzeitig Grundsätze einer anzustrebenden Reform des Bundestages aufstellte und in der Kammer zur Erörterung brachte. Die kurze Frist, während welcher in Baden die Preßfreiheit herrschte, benützte W., um in einem in Freiburg gegründeten liberalen Blatte „Der Freisinnige“ als regelmäßiger Mitarbeiter eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen, in denen er ebenso entschieden für aufrichtige Fortbildung der constitutionellen Staatsform und für freiheitliche Ausgestaltung der Gesetzgebung eintrat als er sich anderseits gegen die in Süddeutschland allmählich Wurzel fassenden Projecte, das, was die Regierungen verweigerten, auf revolutionärem Wege zu erreichen, energisch aussprach. Als „der Freisinnige“ durch Bundesbeschluß vom 19. Juli 1832 unterdrückt wurde und Welcker gegen dieses in seinen Augen rechtswidrige Verfahren sehr heftig auftrat, wurde er von seinem Lehramte suspendirt. Gleichzeitig wurde die Universität Freiburg, an welcher er mit Rotteck und einigen anderen gleich-

gesinnten Collegen eine den Tendenzen, von welchen die Regierung geleitet wurde, feindliche Haltung einnahm, vorläufig geschlossen. Im October folgte die Versetzung Welcker's in den Ruhestand. Wegen eines Artikels in dem „Freisinnigen" in Anklagezustand versetzt, wurde er zudem von dem Freiburger Hofgericht wegen Beleidigung der Regierung zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt, jedoch auf Grund einer umfangreichen Appellationsschrift vom Oberhofgericht freigesprochen. Nun verlegte W. den Kampf gegen die Regierung wieder in den Landtag, wo er den Ministern mit ebenso viel Unerschrockenheit als Ausdauer auf allen den Gebieten entgegentrat, auf denen er durch ihre Maßnahmen den Ausbau der durch die Verfassung geschaffenen Verhältnisse in liberalem Sinne bedroht sah. Man hat ihm einerseits principielle Opposition, andererseits unfruchtbaren Cultus der Phrase vorgeworfen. Was den ersten Vorwurf betrifft, so hat er doch, trotz seiner oppositionellen Stellung, auf den Gebieten, auf welchen er sich aus sachlichen Gründen mit der Regierung einverstanden erklären konnte, an der Berathung ihrer Vorlagen eifrig und unbefangen theilgenommen. Und wenn ihm auch eine pathetische Art zu sprechen, die sich oft mehr an die Zuhörer auf der Galerie des Hauses und an die große Masse im Lande als an seine Collegen wandte, mit Recht vorgeworfen wurde, so verband er mit dieser Form seines öffentlichen Auftretens doch ohne Zweifel ein sehr ernst gemeintes Streben, ein Ziel zu erreichen, das ihm eben nur mit entschiedener Beihülfe eines auf die Regierung geübten Druckes der öffentlichen Meinung erreichbar schien. Und wenn er in seinen Angriffen gegen die Regierung auch über das Ziel hinausschoß und sich persönlicher Angriffe gegen die Minister nicht enthielt, so war doch auch das Vorgehen der Regierung gegen ihn oft recht scharf und rücksichtslos. Nicht nur daß man ihm in der Kammer in der schärfsten Tonart entgegentrat, mit Hülfe der Censur seine Reden in den Zeitungen entstellt wiedergeben und seine Berichtigungen nicht zum Abdruck gelangen ließ, so wurde er auch persönlich vielfach geschädigt. Der Einfluß der Regierung machte im J. 1837 seine Wiederwahl in dem Bezirk Ettenheim unmöglich, seiner Professur an der Universität Freiburg, die er seit Herbst 1840 wieder bekleidete, wurde er wegen seiner Haltung im Landtag von 1841 zum zweiten Male entsetzt. Sein alter Wahlbezirk Ettenheim gab ihm übrigens bei den Neuwahlen nach der Kammerauflösung von 1841 die Genugthuung, ihn mit großer Mehrheit wieder zu seinem Vertreter zu ernennen.

Waren die meisten seiner in der zweiten Kammer gestellten Anträge solche, von denen er sich selbst sagen mußte, daß, wenn auch ihre Annahme erfolgte, die Regierung ihnen doch die Genehmigung versagen werde — in den Jahren 1835—1841 auf Wiederherstellung der Preßfreiheit, auf Beseitigung der Ausnahmegesetze des Bundes, auf Rückführung des Bundes zu seinen Grundlagen und auf „die vollständige Verwirklichung der durch die Bundesakte verbürgten allgemeinen deutschen Nationalrechte", auf „Erleichterung der materiellen Lasten (Umgestaltung des Heerwesens und der Beamtenorganisation) mit gleichzeitiger Beförderung der moralischen, geistigen und bürgerlichen Interessen des Volkes" u. a. — so nahm er doch, namentlich seit mit Blittersdorff's Austritt aus dem Ministerium die Conflicte zwischen Regierung und Landtag an principieller Bedeutung und an Schärfe verloren hatten, an den Arbeiten der zweiten Kammer, die sich mit der Lösung eminent praktischer Aufgaben befaßten, sehr werthvollen Antheil, insbesondere als Berichterstatter bei der Berathung des Strafgesetzbuches und des Gefängnißgesetzes und durch seine Verbesserungsanträge bei der Discussion des Gesetzes über den Strafproceß.

Von seinen politisch-polemischen Publicationen machte wol das größte Aufsehen die 1843 erfolgte Herausgabe der streng geheim gehaltenen Protokolle der

Karlsbader Conferenzen von 1819 und des Schlußprotokolles der Wiener Ministerialconferenzen von 1834 aus den Papieren des Staatsrechtslehrers Klüber. Erst mehr denn 20 Jahre später wurde es dem Verfasser dieser Biographie möglich, aus den hinterlassenen Papieren des badischen Staatsministers Frhrn. v. Reizenstein den Inhalt der Protokolle der 1834er Conferenzen zu veröffentlichen (Leipzig 1865).

Die jahrelange eingehende Beschäftigung mit allen Fragen, die sich auf die Organisation und das Recht des deutschen Bundes bezogen, macht es erklärlich, daß sich ihm alsbald eine bedeutungsvolle Wirksamkeit eröffnete, als gleichzeitig mit der Einwirkung der französischen Februarrevolution auf die öffentlichen Zustände Deutschlands in liberalem Sinne die Frage einer neuen Gestaltung der Beziehungen von Deutschlands Völkern unter sich zu einer brennenden wurde. Sowol in der badischen zweiten Kammer als auch in den freien Vereinigungen, die schon im März 1848 zur Berathung der zukünftigen Gestaltung des Vaterlandes zusammentraten, wurde W. mit wichtigen hierauf bezüglichen Ausarbeitungen betraut. So insbesondere bei der Heidelberger Versammlung vom 5. März, in dem Siebenerausschuß, der einen nach Frankfurt zu berufenden Abgeordnetentag vorzubereiten hatte, und auf diesem, dem sog. Vorparlament, selbst. Und es ist hervorzuheben, daß W. in seinen Verfassungsentwürfen wie in den auf diese sich beziehenden Verhandlungen ebenso scharf den radicalen als den unitarischen Bestrebungen entgegentrat und mit Entschiedenheit das Recht der Regierungen betonte, bei der bevorstehenden Neugestaltung Deutschlands mitzuwirken.

Inzwischen hatte ihn am 14. März 1848 die badische Regierung, die ihren bisherigen Bundestagsgesandten, Frhrn. v. Blittersdorff, gegenüber den Forderungen der öffentlichen Meinung ihres Landes, nicht mehr im Amt erhalten konnte, zu dessen Nachfolger ernannt, und sowol in dieser Eigenschaft als auch in der Nationalversammlung, zu deren Mitglied ihn der 14. badische Wahlbezirk gewählt hatte, hatte er nunmehr die Verpflichtung, sich mit den deutschen Verfassungsfragen zu beschäftigen. Daneben wurde W. auch vom Reichsverweser mit mehreren diplomatischen Sendungen betraut, so u. a. nach Wien und Olmütz, wo er mit der österreichischen Regierung über gewisse den Aufständischen zu gewährende Zugeständnisse verhandeln sollte, und nach Schweden, wohin er als Secretär den jungen Scheffel mitnahm.

Bei der Berathung der Oberhauptsfrage in der Nationalversammlung trennte sich W. von der großen Centrumspartei, welcher er bisher angehört hatte, weil er, wie es scheint auf Grund der Anschauungen, die er bei seiner diplomatischen Reise nach Oesterreich gewonnen hatte, sich mit dem Gedanken, Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen, nicht befreunden konnte. Er empfahl in der Oberhauptfrage einen Turnus zwischen Oesterreich und Preußen und arbeitete, als dieser Antrag nur 80 Stimmen auf sich vereinigt hatte, im Namen einer Minorität im Februar 1849 einen Gegenentwurf für eine Reichsverfassung aus, der ein Directorium von sieben Mitgliedern unter abwechselndem Präsidium der beiden Großmächte einsetzen wollte. Durch die Proclamirung der „untheilbaren und unauflösbaren constitutionellen Erbmonarchie“ in Oesterreich wurde W., der immer nur an eine Aufnahme der deutschen Länder Oesterreichs in den neuen Bund gedacht hatte, auf das bitterste enttäuscht. Er machte nun eine gewaltige Schwenkung und stellte ohne Wissen seiner eigenen Partei (Vereinigung des Pariser Hofes) am 12. März in der Nationalversammlung den überraschenden Antrag „die gesammte deutsche Reichsverfassung, wie sie jetzt nach der ersten Lesung mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen von dem Verfassungsausschuß vorliege, durch einen einzigen Gesammtbeschluß anzunehmen“

und durch eine Deputation dem König von Preußen seine Ernennung zum Erbkaiser anzuzeigen. Als dieser Antrag verworfen wurde, stimmte W. bei der Einzelberathung der Reichsverfassung mit seinen alten Freunden. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen bereitete ihm eine neue Enttäuschung, und da er, in den Dreißigerausschuß für Durchführung der Reichsverfassung gewählt, bei dieser Sachlage nur das Zustandekommen des Verfassungswerkes um jeden Preis im Auge hatte, stimmte er jetzt allen Anträgen der Radicalen zu. Doch rettete ihn sein unbedingtes Festhalten an der nationalen Idee davor, auch noch die letzten Beschlüsse des Radicalismus sanctioniren zu helfen. Als am 26. Mai 1849 sein Antrag, in einer Proclamation an das Volk die Einmischung Fremder in die deutschen Angelegenheiten zurückzuweisen, verworfen wurde, trat er aus der Nationalversammlung aus. Der Entschluß, auch sein Staatsamt niederzulegen, bewahrte ihn vor dem Schicksal verschiedener politischer Freunde, die nach Niederwerfung der badischen Revolution, obwol sie mit dieser nie etwas gemein gehabt, sie vielmehr scharf bekämpft hatten, von der Regierung abgesetzt wurden.

Abgesehen von der Vertretung des Wahlkreises Bretten in der zweiten badischen Kammer im J. 1850 nahm W. von da an in amtlicher Weise nicht mehr am öffentlichen Leben theil. Er hatte schon 1841 seinen Wohnsitz nach Heidelberg verlegt, wo er nun in stiller Zurückgezogenheit seiner Familie, seinen Erinnerungen und litterarischen Arbeiten lebte. Mehrere seiner Arbeiten erlebten neue Auflagen, so insbesondere während der Jahre 1857—66 eine dritte das Staatslexikon, welches er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Rotteck im J. 1834 herauszugeben begonnen und nach dessen Tode (1840) im J. 1843 allein zu Ende geführt hatte. Die Bedeutung dieses der Verherrlichung der constitutionellen Monarchie im liberalen und oppositionellen Sinne gewidmeten Werkes beruhte im wesentlichen in der den Anschauungen und dem Verständnisse des Mittelstandes vorzugsweise angepaßten Art der Darstellung. Es hat die öffentliche Meinung in Deutschland nahezu ein Menschenalter hindurch sehr erheblich beeinflußt.

Als mit dem Beginne der 1860er Jahre mit einem neuen Aufschwunge des Liberalismus auch die nationalen Ideen wieder in den Vordergrund des öffentlichen Lebens in Deutschland traten, war bald auch W. wieder auf dem Plan. Bei dem Abgeordnetentag in Weimar im Septbr. 1862, und im Septbr. 1863 bei der Versammlung, die zur Zeit des Fürstentages in Frankfurt stattfand, 1866 auf dem in der gleichen Stadt abgehaltenen Abgeordnetentage trat er mit Eifer und Wärme für die Einigung der Nation ein. Aber den gegenüber der Zeit seines früheren Wirkens so gänzlich veränderten Verhältnissen brachte er kein klares Verständniß entgegen. Daraus erklärt sich auch, daß er nach 1866 fortfuhr, der deutschen Einigung unter Preußens Führung zu widerstreben und sich den Agitationen der schwäbischen Particularisten anschloß. Als er 1869 am 2. März einer Lungenentzündung erlag, war bei der jüngeren Generation sein Name schon der Vergessenheit verfallen. Aber an der Entwicklung des deutschen Liberalismus im Kampfe gegen die Reaction des von Oesterreich und Preußen geleiteten Bundestages nahm W. einen so hervorragenden Antheil, daß in der Geschichte des politischen Lebens in Deutschland seinem Namen neben jenem Rotteck's und anderer Vorkämpfer besonders in den 1830er Jahren ein bleibendes Andenken gesichert ist.

Schriften: „Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe“ (Gießen 1813); „Aktenmäßige Vertheidigung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben“ (Stuttgart 1823—24); „Das innere und äußere System der praktischen, natürlichen und römisch-christlich-germanischen Rechts-,

Staats- und Gesetzgebungslehre", Bd. 1; auch unter dem Titel: „Die Universal- und die juristisch-politische Encyklopaedie und Methodologie" (Stuttgart 1829); „Die rechtliche Begründung unserer Reform" (Frankfurt 1861); „Der preußische Verfassungskampf" (ebd. 1863); mit Karl von Rotteck das „Staatslexikon" (Altona 1834—49, 15 Bde. und 4 Supplementbände, 3. Aufl. Leipzig 1856 bis 66, 14 Bde.).

Vgl. Em. Leser in den Badischen Biographieen II, 440—448.

v. Weech.

Welden: Franz Ludwig Freiherr v. W., k. k. Feldzeugmeister, geboren im Juni 1782 zu Laupheim in Württemberg, † am 7. August 1853 in Graz. Einer uralten schwäbischen Familie entsprossen, studirte W. die Rechte auf der Universität Würzburg, trat dann am 4. October 1798 in das in kaiserlichem Sold stehende Fürst Würzburg'sche Infanterieregiment als Cadet ein und machte in demselben als Lieutenant und Oberlieutenant die Feldzüge 1799, 1800 und 1801 mit. Bei Philippsburg im J. 1799, sowie bei Feucht im J. 1800 schwer verwundet, wurde W. am 22. December 1802 zu Deutschmeister, am 1. April 1804 zu Erzherzog Karl-Infanterie übersetzt und am 11. Juli desselben Jahres zum Capitänlieutenant im Tiroler-Jägerregiment befördert. Am 28. Juli 1804 erwarb er durch Kauf die Hauptmannscharge und wurde am 27. August 1805 zum Generalquartiermeisterstab versetzt. Im Feldzuge 1805 zeichnete er sich bei Braunau, Altheim, Ried, Haag und Lambach vorzüglich aus, wurde am 4. November 1805 bei Steyer abermals verwundet, hielt sich dann 1806 längere Zeit in Ulm auf, um das dort verborgene Kriegsarchiv nach Wien zu befördern und wurde bis zum Ausbruche des Feldzuges 1809 zur Aufnahme der Umgebung von Wien und zur Ordnung der Landesbeschreibungen verwendet. Im J. 1809 kam W. zur Armee in Deutschland, gerieth bei der Vertheidigung von Regensburg am 23. April in französische Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch kurz nachher ranzionirt, da er bereits am 21. Mai an der Schlacht von Aspern theilnahm, an welchem Tage er auch zum Major befördert wurde und am 13. Februar 1810 mit dem Ritterkreuze des österreichischen Leopoldordens decorirt wurde. Im Feldzuge 1812 war W. im Hauptquartier des FM. Fürsten Schwarzenberg, machte dann die Feldzüge 1813 bis 1815 bei der Armee in Italien mit, wurde am 12. Mai 1813 zum Oberstlieutenant, und am 16. Juli 1815 zum Oberst befördert. Für seine persönliche Bravour gelegentlich der Forcirung der Alpenpässe bei Lesrousses und Fosilles am 1. Juli 1815 durch die Brigade Fölseis wurde ihm das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresienordens zuerkannt. Nach dem Friedensschlusse in den verschiedensten Generalstabsbureaux verwendet, fungirte W. vom Jahre 1821 bis 1824 als Chef des Generalstabes bei der Armee in Oberitalien, dann leitete er die Redaction der Landesbeschreibung und wurde mit der Führung der Pionnierbrigade betraut. Am 31. Mai 1828 zum Generalmajor befördert, war W. Brigadier in Zara, Budweis und Mainz, wurde am 2. October 1832 zum Bevollmächtigten bei der Militär-Centralcommission am deutschen Bundestage in Frankfurt am Main ernannt, welche Stellung er bis zum 1. Mai 1838 inne hatte. Inzwischen (am 29. Februar 1836) zum Feldmarschalllieutenant befördert, wurde er im Mai 1838 Divisionär in Graz, am 16. März 1840 zweiter Inhaber des Infanterieregiments Nr. 22, am 16. October 1843 Militärcommandant in Tirol; nachdem ihm am 8. April 1848 die geheime Raths-Würde verliehen worden war, wurde er im Mai 1848 zum Commandanten der sich in Görz neu bildenden Reserven ernannt, und marschirte mit dem Reservecorps an die Piave, stellte durch Erstürmung der feindlichen Stellung bei Enego die Verbindung mit Tirol her, zwang am 14. Juni Treviso zur Capitulation und

vollendete am 24. Juni die Einschließung Venedigs von der Landseite. Am 21. Juni wurde W. durch Verleihung des Großkreuzes des österreichischen Leopoldordens ausgezeichnet, nachdem ihm einen Monat vorher das Commandeurkreuz desselben Ordens verliehen worden war. Im Juli rückte er in Padua ein, stellte die Verbindung mit Mantua her, ging Anfangs August über den Po, besetzte Ferrara, säuberte Bologna von Insurgenten und kehrte sodann wieder nach Padua zurück. In der 151. Promotion vom 27. November 1848 wurde ihm für die von ihm eingeleiteten und mit einsichtsvoller Tapferkeit ausgeführten Operationen das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresienordens zuerkannt. Am 23. September 1848 wurde W. zum Civil- und Militärgouverneur in Dalmatien, am 2. December desselben Jahres zum Civil- und Militärgouverneur in Wien ernannt. Am 7. Januar 1849 wurde ihm die erste Inhaberstelle beim Infanterieregimente Nr. 20 verliehen, welcher Auszeichnung am 13. März die Beförderung zum Feldzeugmeister folgte. Am 12. April wurde er mit dem Obercommando der Armee in Ungarn betraut, aber seine rastlose Thätigkeit stieß auf unüberwindliche Hindernisse, so daß er schon nach sechs Wochen, am 1. Juni, an Geist und Körper tief gebeugt das Obercommando in die Hände des FZM. Baron Haynau legte und sich zur Erholung nach Graz zurückzog. Aber schon Anfang August kehrte er auf den ihm reservirten Posten eines Gouverneurs von Wien zurück, welche Stelle er bis zu seiner am 4. Juni 1851 erfolgten Versetzung in den Ruhestand bekleidete. W. zog sich nach Graz, welche Stadt ihm in der Zeit, in welcher er dort Divisionär gewesen, lieb geworden, zurück und starb daselbst am 7. August 1853. Am Schloßberg in Graz, dessen Parkanlagen eine Schöpfung Welden's sind, setzte ihm die dankbare Stadt ein schönes Denkmal. W., seit 22. August 1808 k. k. Kämmerer, war in erster Ehe mit Therese Gräfin Soppranza, in zweiter Ehe mit Marie Freiin v. Aretin und zuletzt mit Charlotte v. Lamey vermählt gewesen und hinterließ eine an den Grafen Richard Belcredi vermählte Tochter Anna.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Oesterreichischer Soldatenfreund, Jahrg. 1853. — Wurzbach, Biographisches Lexicon LIV. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder II. — Amon, Geschichte des k. k. Infanterie-Regimentes Nr. 20.

Pallua-Gall.

Welf I. (in der Familienreihe IV.), Herzog von Baiern 1070—1077 um Mai und wieder etwa seit Frühjahr 1096 bis zu seinem Tode, 8. Nov. 1101, von mütterlicher Seite ein Welfe, von väterlicher aus dem italienischen Hause Este, das nach einer nicht sehr wahrscheinlichen Hypothese ebenfalls aus welfischem Stamm erwachsen sein soll. Das uralte schwäbische Haus der Welfen hatte seine Stammgüter in dem Lande nördlich vom Bodensee, in und um Altdorf, Ravensburg, Weingarten, daneben aber seit alter Zeit ausgedehnten Besitz im bairischen Augstgau (am rechten Lechufer), wo auch das Grafenamt in ihren Händen lag, im oberen Ammerthal, im Innthal, Norithal, Vinstgau. Ein Graf oder Herzog Welf, von dessen Töchtern Judith 819 Kaiser Ludwig dem Frommen, Hemma 827 Kaiser Ludwig dem Deutschen die Hand reichte, wird geradezu als Baier bezeichnet. An den Namen der Familie knüpft die auch anderwärts wiederkehrende Sage von elf Knäblein, welche die Mutter ertränken lassen will, die damit beauftragte Alte dem Vater als junge Wölflein ausgibt. Andere Sagen zeugen von dem trotzigen Selbstgefühl und der sicher in die graueste Vorzeit hinaufreichenden Macht und Bedeutung des Hauses. So soll Eticho mit zwölf Gefährten sich in die Wildniß des Scharnitzer Waldes zurückgezogen haben aus Kummer darüber, daß sein Sohn Heinrich sich vom Kaiser

mit 4000 Hufen Land belehnen ließ. Ziemlich sicher ist, daß erst Welf IV. mit der Tradition seiner Familie brach, als er sich (in Deutschland) zur Uebernahme kirchlicher, d. h. bischöflicher Lehen entschloß. Der erwähnte Heinrich führt wegen einer bekannten Sage den Beinamen: mit dem goldenen Wagen. Er stiftete Kloster Altdorf, sein Sohn Konrad ward Bischof von Konstanz († 976) und heilig gesprochen. Kaiser Konrad II. entzog Welf II. 1027 die Grafschaft im Innthale, Heinrich III. aber übertrug demselben auf Bitten seiner Muhme Richlinde, der Wittwe des Grafen Adalbero von Ebersberg, nach dem Aussterben dieses Grafenhauses einen Theil von dessen Reichslehen. Welf III. erlangte 1047 das Herzogthum Kärnten, in dem er sich jedoch nicht behaupten konnte. Er starb kinderlos 1055 und nun berief seine Mutter Irmengard ihren Enkel Welf IV. (den vierten der historisch gesicherten gleichnamigen Glieder des deutschen Zweiges), einen Sohn ihrer Tochter Kunigunde und des Markgrafen Azzo II. von Este, als Erben der schwäbischen und bairischen Hausgüter nach Deutschland, wiewol das Kloster Weingarten nach einem angeblichen Vermächtnisse Welf's III. die Erbschaft beanspruchte.

Welf IV., der so zum zweiten Stifter des welfischen Hauses in Deutschland ward, war in zweiter Ehe (seine erste Gemahlin ist nicht bekannt) mit Ethelinde, Tochter des Baiernherzogs Otto von Nordheim, vermählt. Nach dem Sturze seines Schwiegervaters brach er allmählich mit diesem, wahrscheinlich weil in ihm der ehrgeizige Plan erwachte selbst Herzog von Baiern zu werden. In diesem Streben fand er wirksame Unterstützung bei Herzog Rudolf von Schwaben und um sein Ziel zu erreichen, scheute er keinen Aufwand, ja er scheute sich nicht seine Gemahlin ihrem Vater zurückzusenden und sich gegen König Heinrich IV. eidlich zu verpflichten, daß er sie nie wieder zu sich nehmen werde. Er heirathete dann Judith, die Tochter des Grafen Balduin V. von Flandern, Wittwe des Earls Tostig von Northumberland, und ward zu Weihnachten 1070 zu Goslar von Heinrich IV. mit dem bairischen Herzogthume belehnt. Daß der König die bairischen Großen darüber nicht zu Rathe gezogen hatte — er hatte sich gerüstet etwaigen Widerstand im Keime zu ersticken —, blieb nicht ohne Wirkung auf die Machtstellung des neuen Herzogs, der in Baiern keine festen Wurzeln schlagen konnte. Daran hatten freilich auch die stürmischen Bewegungen dieser Zeit ihren Antheil. Als ganz Sachsen im Verein mit den Herzogen Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten dem Könige feindlich gegenübertrat, gesellte sich auch Welf den Unzufriedenen bei und bewies gegen den König nun denselben Undank, den vordem sein Schwiegervater erfahren hatte. Daß Heinrich das Osterfest 1073 in Regensburg feierte, deutet auf Wiederherstellung seines guten Verhältnisses zum Herzoge, nachdem aber die Sachsen und die Herzoge Rudolf und Berthold dem Könige offen den Gehorsam gekündigt hatten, stand W., wenn auch, wie es scheint, mit vorsichtigerer Zurückhaltung auf ihrer Seite, verweigerte jedenfalls dem Könige seine Unterstützung gegen die Aufständischen. Der mit den Sachsen zu Gerstungen (2. Febr. 1074) abgeschlossene Frieden legte dem Könige die Wiedereinsetzung Otto's von Nordheim in Baiern auf, doch die Durchführung scheiterte an dem Widerstand der drei oberdeutschen Herzoge. Und da nun sein Herzogthum auf dem Spiele stand, führte W. seine Baiern dem Heere zu, das der König zu Breitenbach an der Fulda gegen die Sachsen sammelte. In der Schlacht bei Homburg (1075) brachte er durch rechtzeitiges Eingreifen mit seinen Baiern die durch den Anprall der Sachsen erschütterte schwäbische Schlachtreihe wieder zum Stehen und hatte großen Antheil an dem theuer erkauften Siege.

In dem großen Streit des Königs mit Papst Gregor VII. fand die päpstliche Sache in W. einen ihrer eifrigsten Vorkämpfer. Politische und egoistische

Interessen, die enge Verbindung seines Vaters mit Gregor und seine eigene Bundesgenossenschaft mit Rudolf von Schwaben wiesen ihn auf diese Seite. Schon vor der Kaiserin Agnes hatte er sich einst Gregor VII. zur Treue verpflichtet, wofür ihm nach dem Tode seines Vaters die Nachfolge in dessen päpstliche Lehen zugesagt worden war. Als der gebannte Bischof Rupert von Bamberg nach Rom ziehen wollte, um des Papstes Verzeihung zu erlangen, hielt ihn W., dem diese Aussöhnung unwillkommen war, in den Alpen auf, behielt ihn trotz aller Bitten und Geschenke seiner Freunde bis gegen Ende August 1077 in Haft, nahm ihm, während er die kirchlichen Schätze seines Gepäcks seinem Domcapitel zustellen ließ, alles Reisegeld ab, ja versuchte ihm die Abtretung von 1000 Mansen, wol des ganzen bischöflichen Landbesitzes, zu erpressen.

Nach dem Tage von Canossa nahm W. (Febr. 1077) in Ulm an der Berathung der oberdeutschen Herzoge und mehrerer Bischöfe theil. Die am 15. März 1077 zu Forchheim vollzogene Wahl Rudolf's von Schwaben zum Könige war wahrscheinlich die Frucht dieser Berathung. Als Rudolf dann nach Sachsen zog, übernahmen W. und Berthold den Schutz seines Herzogthums gegen den König. Um den 1. Mai aber erschien dieser, von den Baiern jubelnd begrüßt, in Regensburg, das ihm auch in den Kämpfen der nächsten Jahre den festesten Stützpunkt bot. Es zeigte sich, daß der bairische Adel mit wenigen Ausnahmen nichts von W. wissen wollte, zumal nachdem dieser Ende Mai auf dem Reichstage zu Ulm gleich den beiden andern oberdeutschen Herzogen als Majestätsverbrecher geächtet, entsetzt und seine Reichslehen unter des Königs Anhänger vertheilt worden waren. Das Herzogthum Baiern behielt der König in seiner eigenen Hand, den Grafen Eckbert von Formbach, unter den weltlichen Großen des Landes fast den einzigen Anhänger des Papstes, des Gegenkönigs und Welf's, zwang er durch einen Winterfeldzug zur Flucht nach Ungarn. Im November 1078 mußte W. die Verwüstung seiner schwäbischen Güter durch den von Baiern her einbrechenden König dulden, er selbst unternahm in diesem Winter eine glückliche Kriegsfahrt nach Churrätien. In Ulm ließ er dem jungen Berthold von Zähringen als Nachfolger Rudolf's im Herzogthum Schwaben huldigen. Wenig Schrecken jagte ihm wol der über ihn ausgesprochene Kirchenbann der Brixener Synode (Juni 1080) ein. Als Heinrich IV. Ende März 1084 gegen Rom aufbrach, setzte der Papst seine Hoffnung besonders auf W., dieser aber fand seinen Vortheil mehr darin, die Abwesenheit des Königs zur Verstärkung seines Anhangs in Baiern auszunutzen. Im Sommer 1081 ward besonders auf Welf's Betreiben Graf Hermann von Luxemburg als neuer Gegenkönig aufgestellt. Im Verein mit diesem und mit einem schwäbischen Heere schlug er (11. Aug. 1081) bei Höchstädt a. d. Donau die bairischen Anhänger König Heinrich's, besonders Kuno, den Sohn des gleichnamigen bairischen Pfalzgrafen, und den Herzog Friedrich von Schwaben. In den folgenden Jahren tobte der wilde Bürgerkrieg in Oberdeutschland fort, W. hatte es besonders auf Augsburg abgesehen, das er auch Anfang 1084 in seine Gewalt bekam und mit gründlicher Plünderung heimsuchte. Im August 1084 aber räumte er die Stadt vor dem Kaiser, der ihm mit seinem Heere vierzehn Tage am Lech gegenübergestanden war. 1086 zeigt sich Welf's bairischer Anhang namhaft verstärkt, mit diesem und dem Gegenkönig Hermann brachte er am 11. August dem Kaiser bei Pleichfeld eine empfindliche Niederlage bei. W. selbst und seine Ritter waren in dieser Schlacht von den Pferden gestiegen und hatten zu Fuß aufs tapferste gefochten. Im December überfielen W. und Berthold den Kaiser und zwangen ihn von der Belagerung einer (nicht genannten) bairischen Burg abzustehen. Augsburg, das W. schon 1087 nahe

daran war zu gewinnen, brachte er in der Nacht des 12. April 1088 durch Sturm neuerdings in seine Gewalt, worauf er die Befestigungen der Stadt schleifte und den Bischof Siegfried als Gefangenen mit sich führte.

Welf's hartnäckiger und mehr und mehr erfolgreicher Widerstand brachte Heinrich IV. endlich auf den Gedanken durch Rückgabe des bairischen Herzogthums an ihn seine Lage zu befestigen. Doch führten die vielleicht schon um Weihnachten 1089 zu Regensburg begonnenen, dann im Februar 1090 zu Speier gepflogenen Unterhandlungen lange zu keinem Erfolg, zumal da die Ehe zwischen Welf's gleichnamigem Sohne und der Gräfin Mathilde von Tuscien die Welfen durch ein neues Band an die päpstliche Partei fesselte. Als der junge Welf dann in seinen lombardischen Kämpfen den kürzeren zog und in Schwaben mehrere Herren der päpstlichen Partei den Rücken wandten, nahm W. die Verhandlungen mit dem Kaiser wieder auf und begab sich im August 1091 an dessen Hoflager nach Verona. Da er jedoch den Gegenpapst Wibert nicht anerkennen, Heinrich diesen nicht fallen lassen wollte, zog er wieder unausgesöhnt von dannen. Als Herr der Alpenpässe war er im Stande, eine Zusammenkunft Heinrich's mit dem Ungarnkönige Koloman zu vereiteln. Ja er betrieb sogar die Wahl eines neuen Gegenkönigs. 1093 brachte er Augsburg, wohin Bischof Siegfried zurückgekehrt war, durch Ueberfall zum dritten Male in seine Gewalt. Er ging wieder über die Alpen, um Heinrich's IV. rebellischem Sohne Konrad, dem neuen italienischen Könige, seine Dienste anzubieten. In die Hand des päpstlichen Legaten, Gebhard's von Konstanz, leistete er den Treueid und vor Ostern 1094 wohnte er der Synode zu Konstanz bei, welche dieser abhielt. Vorher hatte er in Ulm einen Landfrieden beschwören lassen, der besonders den gregorianischen Clerus schirmen sollte, und demselben auch in Baiern Geltung verschafft. Endlich aber trieb das Zerwürfniß des jungen Welf mit seiner Gemahlin — der Vater W. hatte vergebens angestrebt, daß diese seinen Sohn schon jetzt in den Besitz ihrer Güter einsetze — Vater und Sohn zur Annäherung an den Kaiser. Im Sommer 1095 über die Alpen zurückgekehrt, knüpften sie neue Unterhandlungen an, die endlich im folgenden Jahre, nachdem auch der alte Azzo, ein angeblich mehr als hundertjähriger Greis, den kaiserlichen Hof aufgesucht hatte, zur Aussöhnung führten. Die über W. ausgesprochene Acht ward nun aufgehoben und das Herzogthum Baiern ihm zurückgestellt. In seinen letzten Lebensjahren verstärkte W. noch seine Hausmacht durch das Erbe des Grafen Otto von Buchhorn und einen großen Theil der Besitzungen des Grafen Liutold von Achalm. Wegen der italienischen Stammgüter gerieth er in Streit mit seinen Stiefbrüdern Hugo und Fulko. Unterstützt von den Eppensteinern, nahm er diesen anfangs die meisten Güter, die sie occupirt hatten, mit Gewalt wieder ab, später verglich er sich mit Fulko friedlich über eine Theilung. 1101 stellte sich W. trotz seiner hohen Lebensjahre an die Spitze des ersten deutschen Kreuzzuges. Am 1. April erfolgte der Aufbruch. Bekanntlich ist fast das ganze Heer, meist Baiern und Franzosen, den Waffen des Feindes oder Krankheiten erlegen. W. war schon krank auf den Tod, als er nach Jerusalem gelangte, und starb auf der Heimfahrt am 8. November 1101 zu Paphos auf Cypern. Seine Gebeine wurden später nach dem welfischen Familienkloster Altdorf gebracht. Kriegerische Tüchtigkeit, Schlauheit, rücksichtslose Selbstsucht, Habgier und Treulosigkeit sind die Züge, die in seinem mehr lombardischen als deutschen Wesen am deutlichsten hervortreten.

Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit III. — Meyer von Knonau, Jahrbücher K. Heinrich's IV., bes. II, 24 flg. und derselbe über die Unzuverlässigkeit in den genealogischen Angaben der Historia Welforum (Forschgn.

z. deutschen Geschichte XIII, 79 flg.). — Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 556 flg. — Riezler, Geschichte Baierns I, 507 flg.

Riezler.

Welf II. (in der Familienreihe V.), der Dicke, Sohn Herzogs Welf's I. und der Judith von Flandern, Herzog von Baiern 1101 bis zu seinem Tode, 24. Sept. 1120. Als siebzehnjähriger Jüngling reichte er 1089 der mehr als vierzigjährigen Gräfin Mathilde von Tuscien, der Freundin Papst Gregor's VII. und seines Nachfolgers, die Hand zu einem von Papst Urban II. vermittelten, von der Welt verspotteten Ehebunde. Als Folge desselben erwarteten ihn in der Lombardei sogleich Kämpfe mit den Anhängern des Gegenpapstes Wibert und mit Kaiser Heinrich IV., wobei das Glück auf Seite der Gegner war. Nach dem Falle Mantuas (10. April 1091) mußte W. die Flucht ergreifen und nun theilten fast sämmtliche Burgen Mathildens Mantuas Geschick. Der eheliche Unfrieden, der in einem so unnatürlichen Bunde nicht überraschen kann, blieb nicht lange aus und war wol die Haupttriebfeder dazu, daß W. im Sommer 1095 mit dem Vater über die Alpen zurückkehrte und daß beide sich dem Kaiser zu nähern versuchten. Dies führte im folgenden Jahre zur Restitution des Vaters im Herzogthume Baiern, doch erfolgte die Aussöhnung mit dem Kaiser, wie es scheint, nicht mit voller Zufriedenheit der Söhne, die sich 1097 gegen Heinrich IV. erhoben und den kaiserlich gesinnten Bischof Anzo von Brixen festnahmen. Auf einem Fürstentage zu Worms Anfangs 1098 aber scheinen sie sich dem Kaiser unter der Bedingung unterworfen zu haben, daß W. die Nachfolge im Herzogthume des Vaters zugesichert ward — anfängliche Verweigerung dieses Zugeständnisses seitens des Kaisers mag der Grund ihrer Auflehnung gewesen sein.

Nach dem Tode des Vaters folgte ihm Welf II., ohne daß von Schwierigkeiten berichtet wird, auf dem herzoglichen Stuhl. Während des größten Theils seiner Regierung und seit Heinrich V. die Krone trug, ohne Wanken hat er, mit der Politik des Vaters brechend und durch die streng kirchliche Gesinnung der ungeliebten und von ihm getrennt lebenden Gemahlin nicht beeinflußt, die kaiserliche Sache gegenüber der päpstlichen verfochten. Man rühmte seine maßvolle Gesinnung, die jedem Widerstand lieber Güte und Unterhandlungen als Gewalt entgegensetzte, seinen wohlgeordneten Hof, wo sich bairisches, schwäbisches und italienisches Wesen mischte und junge Edelleute aus allen Reichsprovinzen gern ihre höfische Erziehung suchten. Vergebens versuchte der Papst W. und dessen Bruder Heinrich dem Kaiser zu entfremden, doch konnte W. nicht verhindern, daß unter dem bairischen Adel, angeblich wegen Bevorzugung der Franken und Sachsen, Mißstimmung gegen das Regiment des alternden Kaisers großwuchs, daß diese Unzufriedenen die ehrgeizigen Wünsche des Kaisersohnes Heinrich nährten, dieser sich an Papst Paschalis anschloß und in offenem Aufruhr gegen seinen Vater erhob. W. gehörte nicht zu den Anstiftern dieser Empörung, scheint jedoch nach ihrem glücklichen Verlauf bald auf ihre Seite getreten zu sein. An der Fürstenversammlung, welche zu Mainz Weihnachten 1105 Heinrich V. als König anerkannte, hat wol auch er theilgenommen, jedenfalls ihrem Beschlusse zugestimmt. Wenigstens übernahm er, als die Gesandten dieser Versammlung auf ihrer Reise zum Papste von den kaiserlich gesinnten Trientinern überfallen und zur Haft gesetzt wurden, den Vollzug der Rache, erstürmte die Trientiner Klausen, erzwang die Befreiung der Gefangenen, Aufnahme des von der kirchlichen Partei gesetzten Bischofs Gebhard und demüthige Unterwerfung der Bürger und ihres Anführers, des jungen Grafen Adalbert. 1107 finden wir ihn unter den königlichen Gesandten, die zu Châlons a. d. Marne mit dem Papste und dem Könige von Frankreich zusammenkamen und fruchtlos über einen Ausgleich

zwischen Reich und Kirche verhandelten. Bewunderungswürdig, wie ein Franzose sagt, in seiner ganzen Länge und Dicke, ließ er sich dort stets ein Schwert vortragen und führte in den Versammlungen ein lautes und gebieterisches Wort. In den ruhm- und erfolglosen Feldzügen, welche die ersten Regierungsjahre Heinrich's V. ausfüllten, gegen den Grafen Robert von Flandern, gegen König Koloman von Ungarn, gegen Polen und Böhmen hat wol W. meistens seine Baiern im kaiserlichen Heere geführt. Sicher ist seine Theilnahme am ungarischen Feldzuge 1108, der vor den Mauern Preßburgs kläglich scheiterte. 1110 schloß sich W. mit einem bairischen Heere der Romfahrt des Königs an. An der Gefangennehmung des Papstes hatte er keinen Theil, bemühte sich vielmehr in der Folge um einen Ausgleich zwischen den Gegnern. Friedensunterhandlungen scheinen überhaupt seine starke Seite gewesen zu sein: auch bei der Empörung der Sachsen trat er ihrem Herzog Lothar bei Corvei neben dem Würzburger Bischof Erlung als kaiserlicher Unterhändler entgegen.

Die Gräfin Mathilde war auch nach ihrer Vermählung mit W. und nach dessen Regierungsantritt in Baiern stets auf ihren italienischen Gütern geblieben (s. ihre Regesten bei Overmann, Die Besitzungen der Großgräfin Mathilde von Tuscien, Berlin 1892). Sie starb am 24. Juli 1115 zu Bianello unweit Canossa. Im Februar des folgenden Jahres zog der Kaiser, begleitet von Welf's Bruder Heinrich, über die Alpen und zog ihr reiches Erbe, sowol Reichslehen als Allode an sich. W. ließ sich dies gefallen, ohne in seiner Ergebenheit gegen den Kaiser irre zu werden. Daß dies nicht ohne Entschädigung geschah, darf man wol annehmen; vielleicht hat der Kaiser schon damals dem Kinderlosen die Nachfolge seines Bruders im Herzogthume zugesichert. 1119 nahm W. an den Friedensunterhandlungen, die zwischen dem Kaiser und Papst Calixtus II. in Frankreich gepflogen wurden, theil und beschwor Heinrich's Versprechen, am 24. October zu Mouzon die Vertragsurkunden zu tauschen. Doch das Ende des Investiturstreites zu erleben war dem Manne des Friedens nicht beschieden. Spätestens im December 1119 aus Frankreich nach Baiern zurückgekehrt, starb er am 24. September 1120 auf seiner Burg Kaufering bei Landsberg am Lech und fand im Familienkloster Weingarten die letzte Ruhestätte.

Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit III und IV. — Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Gesch., bes. II, 272. — Riezler, Gesch. Baierns I, 554—584.

Riezler.

Welf VI. war der Sohn Herzog Heinrich's des Schwarzen von Baiern und Wulfhilde's, einer der beiden Erbtöchter des Herzogs Magnus Billing von Sachsen. Die Eltern starben im J. 1126 dicht hintereinander, der Vater am 13., die Mutter am 29. December. W., der auf einem der väterlichen Schlösser im Schwabenlande 1115 geboren ist, erbte die Hauptmasse der alten Hausgüter in Schwaben, einige in Baiern, während diese sonst, sowie das Herzogthum, zumeist Welf's älterem Bruder, Herzog Heinrich dem Stolzen, zufielen. Der älteste Bruder Konrad war Cisterciensermönch geworden und schon vor den Eltern am 17. März 1126 gestorben. Zum ersten Male tritt W. um das Jahr 1129 in einer Urkunde des Klosters Wessobrunn hervor; seine erste Waffenthat fällt in das Jahr 1133, wo er seinem Bruder zu einer Fehde mit dem Bischofe von Regensburg Hülfstruppen aus Schwaben zuführte. Schon kurze Zeit vorher hatte er sich mit Uta, der Erbtochter Graf Gottfried's von Calw, Pfalzgrafen bei Rhein, vermählt, der wol im J. 1133 verstarb. Ging auch die Pfalzgrafschaft auf Otto von Rineck über, so fielen W. doch jetzt reiche Allode und Lehen zu, auf die allerdings auch von anderer Seite Anspruch erhoben wurde: von einem Neffen Gottfried's, dem Grafen Adalbert IV. von Löwenstein, und von dem Herzoge Konrad von Zähringen, dem Schwager Gottfried's, der die Zähringer

Güter beanspruchte, die seine Schwester Liudgard ihrem Gatten zugebracht hatte. Da aber Kaiser Lothar die Ansprüche Welf's als gerecht anerkannte und dieser auch mit den Waffen gegen Adalbert siegreich blieb, so behauptete er seinen Besitz, gab aber letzterem die Burg Calw zu Lehen. Als nach dem Tode Lothar's Heinrich der Stolze geächtet und die Herzogthümer Baiern und Sachsen ihm abgesprochen waren, er selbst aber das letztere zu schützen suchte, fiel seinem Bruder W. die Aufgabe zu, Baiern gegen den Markgrafen Leopold von Oesterreich, dem es verliehen war, zu vertheidigen. Am 20. October 1139 starb plötzlich Heinrich; nun erwuchs jene Pflicht für W. als Haupt des welfischen Hauses und Vormund seines zehnjährigen Neffen Heinrich in noch weit höherem Maße. Als Herzog Leopold, der sich in den Besitz des Landes setzen wollte, die Burg der Grafen von Vallei im Mangfallthale belagerte, entsetzte sie W., indem er Leopold dort am 13. August 1140 eine empfindliche Niederlage beibrachte. Als er dann aber auch Weinsberg, das König Konrad III. umschlossen hielt, befreien wollte, wurde er am 21. December 1140 vollständig geschlagen. Die Stadt mußte sich ergeben, ein Ereigniß, das durch die viel umstrittene, jetzt aber als Sage wol endgültig nachgewiesene Erzählung von den treuen Weibern von Weinsberg eine große Berühmtheit erlangt hat. (Vgl. Bernheim, Forschungen z. deutschen Geschichte XV.) Doch war die welfische Macht keineswegs vernichtet. Konrad suchte daher auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen. Er brachte 1142 auf dem Reichstage zu Frankfurt die Wittwe Heinrich's des Stolzen, die sich mit dem Bruder und Nachfolger Leopold's, Heinrich Jasomirgott, vermählte, auf seine Seite, ihr Sohn Heinrich, später der Löwe genannt, wurde im Besitze des Herzogthums Sachsen bestätigt und verzichtete im folgenden Jahre auf Baiern, das sein Stiefvater erhalten hatte. W. dagegen war weit davon entfernt, dieses Abkommen anzuerkennen; er erklärte, daß das Herzogthum Baiern, wenn es seinem Bruder abgesprochen, von seinem Neffen aufgegeben sei, keinem Anderen als ihm gebühre, und war entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Unter den Großen in Deutschland, die sich auf seine Seite stellten, scheint auch sein und des Königs Neffe, der junge Friedrich von Staufen, spätere Kaiser Friedrich Rothbart, gewesen zu sein. Dann suchte W. aber auch im Ausland Unterstützung, bei Roger von Sicilien, bei König Geisa II. von Ungarn, die ein lebhaftes Interesse daran hatten, Konrad III. in Deutschland zu beschäftigen, von ihren Gebieten aber fern zu halten, und zu dem Zwecke W. gern mit Geldmitteln unterstützten. Kam es auch nur zu unbedeutenden Kämpfen, zu gegenseitiger Verwüstung weiter Landstrecken, so wurde das unglückliche Land doch in beständiger Unruhe gehalten. Der zweite Kreuzzug machte dem Treiben ein Ende. Denn nicht nur Konrad, auch W. nahm Weihnachten 1146 auf seiner Burg zu Peiting das Kreuz. Bei den Verhandlungen der königlich deutschen Gesandten mit dem Könige von Frankreich in Chalons ließ er sich durch eigene Abgesandte vertreten. Nicht lange vor seiner Abreise gründete er noch das Kloster Steingaden und im Mai 1147 schloß er sich vor Regensburg dem Heere des Königs an. Das Verhältniß der beiden Fürsten war während des Zuges ein durchaus freundliches; sie verlebten den Winter 1147 auf 48 zusammen in Constantinopel und brachen im März nach Palästina auf. In Jerusalem erkrankte W. heftig, und da er zudem an jedem Erfolge des Kreuzzuges nicht ohne Grund zweifelte, so begab er sich noch vor dem Zuge nach Damaskus auf die Heimreise. Auf dieser kehrte er bei König Roger in Sicilien vor, der ihn auf das ehrenvollste aufnahm und ganz in sein Interesse zu ziehen wußte. Sie schlossen ein Bündniß, in dem W. sich verpflichtete, einen Aufstand in Deutschland zu erregen, um so Konrad III. von einer Romfahrt abzuhalten. Ende 1148 schied W. von Roger. Dieser gab ihm Briefe an Friedrich

von Staufen, Heinrich den Löwen und Konrad von Zähringen mit, die die Aufforderung enthielten, sich der Partei Welf's anzuschließen. Da dieser die Schreiben vorausschickte, so fielen sie den Römern in die Hände, die entgegen dem Papste und Roger das Erscheinen Konrad's in Rom dringend wünschten und daher W. auf seiner Heimreise abzufangen suchten. Doch halfen ihm zwei römische Adelige, Vertraute des Papstes, glücklich durch die Gefahren hindurch. Im Beginn des Jahres 1149 war W. wieder in Deutschland, wo er sogleich zu Feindseligkeiten gegen die Reichsverwesung überging. Nach der Rückkehr Konrad's hielt er sich ruhig, als jener dann aber in eine langwierige Krankheit verfiel, brach er wieder gegen seine Feinde los. Er belagerte die staufische Burg Flochberg bei Bopfingen, als König Heinrich, Konrad's Sohn, heranrückte und ihm am 8. Mai 1150 eine völlige Niederlage beibrachte. Es war eine Partei am Hofe des Königs, die jetzt auf die vollständige Vernichtung Welf's drang, doch sie bekam nicht die Oberhand. Durch Friedrich von Staufen ward im Sommer 1150 zwischen Konrad und W. ein diesem sehr günstiger Friede vereinbart, in dem W. nicht nur die Gefangenen von Flochberg zurückbekam, sondern obendrein noch den Ort Mertingen an der Schmutter als Lehen erhielt. Dagegen gab er nun das Versprechen sich ruhig zu verhalten; das hat er dann bis zu Konrad's Tode treulich erfüllt; auch als sein Neffe Heinrich der Löwe Anspruch auf Baiern erhob, hat er sich von jeder Verbindung mit ihm ferngehalten, wie es denn überhaupt auch in der Folge zu einer gemeinsamen Politik der beiden Welfen niemals gekommen ist. Jeder von ihnen verfolgte seine eigenen Interessen, ohne sich dabei um die des andern zu kümmern. Auch in der ersten Zeit der Regierung König Friedrich's I. war W. dessen treuer Anhänger und erschien sehr häufig in seiner Begleitung. Auf dem Reichstage zu Würzburg oder kurz vorher hatte Friedrich ihm die italienischen Besitzungen verliehen, die einst sein Bruder besessen hatte, insbesondere das Herzogthum Spoleto und die Markgrafschaft Tuscien, aber auch die Inseln Sardinien und Corsica, obwol er hier seine Herrschaft zur Geltung zu bringen auch nicht einmal den Versuch gemacht zu haben scheint. W., der sich vorher nur einfach als dux oder dominus bezeichnet hatte, nannte sich jetzt mit vollem Titel: dux Spoleti, marchio Thuscie, princeps Sardinie et Corsice, dominus totius domus comitisse Mathildis. Doch behielt der König in jenen Gebieten die Reichseinkünfte sich ausdrücklich vor, was später zu vielen Zwistigkeiten führte. Ob W. an dem Zuge Friedrich's nach Italien im J. 1154 theilgenommen hat, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Blieb er daheim, so ist er jedenfalls nur zur Sicherung der Verhältnisse in Deutschland von dem Kaiser zurückgelassen. Auch nach dessen Rückkehr weilte W. oft an seinem Hofe, er nahm am 10. Juni 1156 an seinem Hochzeitsfeste in Würzburg theil u. s. w. Im folgenden Jahre mußte W. auf dem Reichstage zu Bamberg den Ort Mertingen, den er 1150 erhalten, der Passauer Kirche zurückgeben. Das mag ihm bei seiner großen Liebe zu irdischem Besitz nicht leicht geworden sein, aber es hinderte ihn nicht, Michaelis 1159 mit seinem Sohne Welf VII. zu dem kaiserlichen Heere vor Crema zu stoßen und an der Eroberung dieser Stadt, die am 26. Januar 1160 geschah, erfolgreichen Antheil zu nehmen. Auch auf dem Concile zu Pavia war er zugegen, huldigte hier sogar dem kaiserlichen Papste Victor IV. Doch da trat allmählich eine Wendung in ihm ein, die zunächst wol durch seine kirchliche Stellung verursacht worden ist. Die fromme Gesinnung Welf's, die zumeist durch reichliche Zuwendungen an geistliche Stiftungen im Sinne der Zeit ihren Ausdruck fand, wird wiederholt von Zeitgenossen an ihm gepriesen; bedeutenden Einfluß scheint in kirchenpolitischer Beziehung Propst Otto von Raitenbuch auf ihn ausgeübt

zu haben, durch den er schon um diese Zeit in geheime Verbindung mit dem Gegenpapste Alexander III. trat. Von Pavia suchte dann W. zunächst seine italienischen Besitzungen auf, er weilte einige Zeit in S. Ginesio, Pisa und Lucca, ordnete hier die Verhältnisse, überließ dann die Verwaltung des Landes seinem Sohne Welf VII. und kehrte im Herbste 1160 in die Heimath zurück. Der Erfolg des Anschlusses Welf's an Alexander III. war ein Breve, in dem dieser alle Kirchen in Welf's deutschen Besitzungen von der Jurisdiction des Bischofs Konrad von Augsburg eximirte. Mehr noch als diese kirchliche Stellung Welf's, die auch in einem Schreiben an den König von Frankreich, der wegen seines Ausharrens bei Alexander gelobt wurde, zum Ausdrucke kam, entzweite ihn mit dem Kaiser das eigenmächtige, rechtswidrige Vorgehen, das dieser und seine Beamten, insbesondere Reinald von Dassel, sich in Welf's italienischen Besitzungen erlaubten, wo sie als unumschränkte Herren schalteten, der Stadt Pisa umfassende Rechte unterm 9. April 1162 eingeräumt wurden u. s. w. Da Friedrich die Maßregeln Reinald's guthieß, so forderte Welf VI. (nach Anderen sein Sohn) auf einem Hoftage in Parma im Bewußtsein seines guten Rechts mit Ungestüm Spoleto und Tuscien zurück. Doch er erfuhr nur eine schroffe Abweise und mußte unverrichteter Sache von dannen ziehen. Als er nach Italien abreiste, hatte er auch seine deutschen Besitzungen in Unruhe verlassen. Bei der Spannung, in der er mit dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, dem Gemahl seiner Nichte, der Gräfin Elisabeth von Bregenz, wegen des Hochzeitsgutes lebte, hatte ein geringer Anlaß, die ungerechte Behandlung eines welfischen Vasallen von Seiten des Pfalzgrafen, damals zu einer Fehde geführt. Während seiner Abwesenheit hatte dann sein Sohn am 5. September 1164 vor Tübingen eine gänzliche Niederlage erlitten. In den folgenden Jahren wurde der Krieg fortgeführt; W. fiel 1165 in des Pfalzgrafen Gebiet, dieser aber rief unter anderen die Böhmen zur Hülfe herbei, deren Horden das ganze Land bis zum Bodensee im Anfange des Jahres 1166 auf das schrecklichste verwüsteten. Als die Sache noch im nämlichen Jahre auf dem Reichstage zu Ulm verhandelt wurde, erklärte sich der Kaiser für W.; der Pfalzgraf mußte um Verzeihung bitten und ist bis zu seinem Tode (August 1167) in Haft geblieben. Auch wegen der italienischen Besitzungen Welf's scheint hier eine beiderseits befriedigende Vereinbarung mit dem Kaiser getroffen, W. aber bis auf Sardinien, das in der Gewalt der Pisaner blieb, in seine früheren Rechte wieder eingesetzt zu sein. Sie aufs neue zu bethätigen, hat er dann noch im Sommer 1166 eine Reise in jene Lande unternommen. Von dem Römerzuge dieses Jahres ließ er sich entbinden, da er eine Pilgerfahrt unternehmen wollte. Er trat diese im Januar 1167 an und war Ostern in Jerusalem. Sein Sohn war in Deutschland zurückgeblieben, doch konnte der thatenlustige Jüngling trotz dem Verbote des Vaters den lockenden Versprechungen des Kaisers nicht widerstehen. Kurz nach Ostern brach er nach Italien auf; in Tuscien, wo er die markgräfliche Stellung zur Geltung brachte, stieß er zum Heere des Kaisers und betheiligte sich an der Eroberung Roms. Vor dieser Stadt traf ihn Ende Juli sein Vater, der als Anhänger Alexander's mit dem Schritte des Sohnes nichts weniger als einverstanden war und sogleich nach Deutschland zurückkehrte. Er sollte seinen Sohn nicht wiedersehen. Infolge einer schrecklichen Seuche, die vor Rom ausbrach, ist der hoffnungsvolle Jüngling am 12. September 1167 in Siena gestorben; seine Gebeine wurden in Steingaden beigesetzt. Auf den Vater machte der Tod des einzigen Sohnes, dem all sein Kämpfen und Ringen nach Land und Gut bis dahin gegolten hatte, einen überwältigenden Eindruck. Das Leben kam ihm jetzt zwecklos vor; er verlor die Lust zu den Waffen, die Freude am Besitz. Er war wie umgewandelt; seine Gemahlin Uta, mit der er 34 Jahre Freud

und Leid getheilt hatte, wies er von sich nach einem Sitze in Tirol; er selbst suchte den herben Schmerz in ausschweifenden Vergnügungen zu betäuben. An seinem Hofe war jetzt ein Leben voll Saus und Braus; ein Fest folgte dem anderen; jeder war willkommen. Sprüchwörtlich war unter den Zeitgenossen die Freigebigkeit des milten Welf; des lop was ganz, ez ist nâch tôde guot, singt Walther von der Vogelweide. Nicht minder als dem fahrenden Volke kam die Wohlthätigkeit Welf's den Kirchen und Klöstern in reichlichem Maße zu Gute; das Schottenkloster zu Memmingen wurde 1168 neu von ihm gegründet; auch auf die Blinden und Aussätzigen erstreckte sich seine werkthätige Fürsorge. Es nimmt nicht Wunder, daß ihm bei solchem Treiben auf die Länge das Geld ausging. Schon um das Jahr 1174 scheint er daher seine italienischen Besitzungen gegen eine bedeutende Geldzahlung an Kaiser Friedrich abgetreten zu haben. Er wird so die Mittel erhalten haben, um zu Pfingsten 1175 das große Fest auf dem Gunzenlee zu feiern, das seiner Zeit Aufsehen erregte. Als dann — wir wissen nicht zu welcher Zeit — wiederum bedenkliche Ebbe in seiner Casse eintrat, wandte er sich an seinen Neffen Heinrich den Löwen und bot ihm an, für eine feste Summe ihm sofort die meisten seiner Allode zu überlassen. Dieser willigte ein, zögerte aber mit der Auszahlung der Gelder in der nüchternen Erwägung, daß ihm jene Güter auch ohne dieses Opfer zufallen würden, das der Verschwendung des Oheims nur Vorschub leistete. Das erboste den geldbedürftigen, lebenslustigen Mann derart, daß er sich nun an seinen anderen Neffen, den Kaiser Friedrich, wandte, mit dem er bald handelseinig wurde. Nach Welf's Tode sollten ihm und seinen Erben die sämmtlichen Eigengüter zufallen, nur für die Zeit seines Lebens behielt W. sich ihre Nutznießung vor und bekam er vom Kaiser Friedrich weitere Lehen dazu. Vielleicht war das Fest in Bergatreute zu Weihnachten 1179 eine Folge dieses erneuten Geldempfangs. Auf diesen Festen fiel jeder politische Unterschied fort; Männer der verschiedensten Parteien kamen da zu geselligen Freuden zusammen. Politische Interessen, die bei W. auch früher in der Hauptsache nur in der Vermehrung seiner Hausmacht bestanden hatten, kamen jetzt ganz in Fortfall; höchstens die religiösen spielten bei ihm noch eine Rolle. Daß er dem Sturze seines Neffen Heinrich's des Löwen ruhig zusah, in Würzburg seiner Aechtung zustimmte, kann nicht überraschen; stand er doch früher selbst den Verschwörungen der Fürsten gegen Heinrich keineswegs fern. Aber er war und blieb ein Anhänger Alexander's III. Es kränkte ihn sehr und verursachte ihm viele Weiterungen, daß der Nachfolger Bischof Konrad's von Augsburg, Hartwig, ein entschiedener Gegner dieses Papstes war. Gar zu gern hätte er für seine Geistlichen die Exemtion auch von seiner Jurisdiction, wie einst von der seines Vorgängers, besessen. Aber dem treuen Anhänger Alexander's nützten bei diesem weder die schriftlichen Klagen über Hartwig noch die Entsendung Propst Otto's von Raitenbuch, der wegen des Mißerfolgs eine Zeit lang sogar bei seinem Herrn in völlige Ungnade fiel. Er erlangte nur, daß das Kloster Steingaden von der Augsburger zu der Freisinger Diöcese gelegt wurde. Hartwig wurde von Alexander bestätigt, und es blieb W. schließlich nichts anderes übrig, als sich mit ihm auszusöhnen. Am Hofe des Kaisers erscheint W. nur noch bisweilen, so im Januar 1183 in Constanz, wo der Frieden mit den Lombarden geschlossen wurde, den er aber — wir wissen nicht weshalb — nicht mit beschwor. Um diese Zeit rief er auch seine Gemahlin zurück, die ihn dann bis zu seinem Tode verpflegte. Einmal reiste er noch nach Italien, wol um die Stätten wieder aufzusuchen, an denen er mit seinem Sohne voll stolzer Hoffnungen einst weilte. Sonst verlebte er die letzten Jahre in stiller Ruhe, bis er in Memmingen am 15. December 1191 verschied. Seiner Bestimmung gemäß ist er in Steingaden

neben seinem Sohne bestattet. Seine Wittwe Uta hat ihn einige Jahre auf dem Schlosse Schauenburg bei Oberkirch überlebt. Sie erscheint zuletzt im Jahre 1196 in einer Urkunde für das Kloster Allerheiligen im Schwarzwalde, das ihr und ihrem Gatten einst seinen Ursprung verdankte.

Behrens, Herzog Welf VI. Braunschw. 1829, veraltet. — S. Adler, Herzog Welf VI. und sein Sohn. Hannover 1881. — Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit IV u. V. — Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Gesch., 2. Th. — P. Fr. Stälin, Gesch. Württembergs I. — Riezler, Gesch. Baierns I.

P. Zimmermann.

Welf III., Herzog von Kärnten und Markgraf von Verona, † am 13. November 1055 auf seiner Burg Bodman am gleichnam. See (Bodensee); der letzte vom Mannesstamme der Welfen. Er war der Sohn des schwäbischen Grafen Welf II. (aus der Ehe mit Irmingard oder Imiza v. Gleiberg), der am 10. März 1030 starb und den jugendlichen Sohn gleichen Namens und eine Tochter Kunigunde oder Chuniza, Gattin des italienischen Markgrafen Azzo v. Este, zurückließ. Welf III. erbte die bedeutenden väterlichen Güter in Schwaben und Baiern, denen noch seine Muhme, Richlinda, Schwester Welf's II., Gräfin v. Ebersberg, nach dem Ableben ihres Gatten, Graf Adalbero († am 27. März 1045), die erledigte Grafschaft Ebersberg zufügen und die Belehnung mit derselben durch K. Heinrich III. auf ihrem Schlosse Persenbeug an der österreichischen Donau im Mai 1045 vornehmen zu lassen gewillt war, was jedoch durch eine dort stattgefundene Katastrophe, zufolge deren die Gräfin starb, vereitelt wurde.

1047 erscheint Welf III. mit dem Herzogthum Kärnten und mit der Mark Verona belehnt, in welcher wir ihn und zwar zu Vicenza am 26. Mai 1050 ein Taiding abhalten sehen. Das Herzogthum Kärnten war, namentlich seit dem Sturze Adalbero's, aus dem mit den Ebersbergern und Welfen verwandten Hause der Eppensteiner, durch die Gestaltung der karuntanischen Mark (der späteren Steiermark) zu einem gesonderten Verwaltungsgebiete in der Hand der sogenannten Wels-Lambacher Grafen: Arnold und seines Sohnes Gottfried (1036—1055) wesentlich eingeengt worden; doch hatte hier Adalbero's Nachkommenschaft, zunächst sein Sohn Markward III., bedeutende Allode inne, so daß wir sie noch immer das mächtigste Geschlecht Karuntaniens nennen dürfen.

Als Herzog Kärntens befehligte W. im ungarischen Heereszuge Kaiser Heinrich's III. gemeinsam mit dem B. Gebhard von Regensburg und Herzog Bretislaw I. von Böhmen einen Theil der deutschen Kriegsscharen (1051). Ueber seine Haltung in den großen Wirren, welche der 1053 entsetzte Herzog Baierns Konrad oder Kuno (von Zütphen) als Rebell und Schützling Ungarns in Karuntanien verursachte, indem er im Einverständnisse mit Kärntner „Großen“ in die korantanische Mark einfiel und dort die „Hengestburg“ bei Wildon, an der Mur, eroberte, was dann Ende des Jahres 1053 die „Kaiserlichen“ durch Verjagung der Krieger aus der genannten Burg wettmachten, sind wir so gut wie gar nicht unterrichtet. Doch dürfte er wol sich — wenigstens zum Scheine — ebenso loyal wie die Eppensteiner benommen haben, in deren Besitze wir dann auch später die Hengestburg vorfinden, da wir ihn bis 1055 in der Gunst des Kaisers stehen sehen. Letzteres Jahr — der Zeitpunkt der Fürstenempörung gegen den salischen Kaiser — entschleiert uns jedoch seine feindselige Gesinnung wider das Reichsoberhaupt. Wol gab er Kaiser Heinrich III. das Geleite nach Italien, verließ aber in Gemeinschaft seines Gesinnungsgenossen Gebhard, Bischofs von Regensburg, trotz angeblicher „Bitten und Versprechungen“ des Kaisers, das kaiserliche Lager auf den roncalischen Feldern, um heimwärts zu ziehen, ja die gleiche Quelle, die Weingartner Welfenchronik, läßt ihn zu Verona, allwo der Kaiser

1000 Mark „erpreßte“, dies mit Gewalt hintertreiben, so daß Heinrich III. diese Summe zurückgeben mußte, und mit Noth entronnen sei.

Sicherlich entfernten sich beide Fürsten unter Vorwänden heimwärts. Die kaisertreuen Jahrbücher von Niederaltaich sprechen von ihren Umsturzplänen, die auf die Entthronung, ja den Tod des Kaisers abgezielt hätten und jenen Konrad, den Exherzog Baierns, gleichwie die Ungarn in ihre Berechnungen zogen; ja die Weißenburger Annalen erwähnen zum Jahre 1055 kurzweg „die Verschwörung Welf's, des Kärntner Herzogs gegen den Kaiser“. Bald aber ereilte W. das Verhängniß. Noch „jung an Jahren“ erlag er auf seiner Burg Bodman der Krankheit und soll auf dem Todtenbette seine Schuld gegen den Kaiser einbekannt und bereut haben. Ja er bedachte den Salier auch mit Vermächtnissen. Seine bedeutende Kirchenstiftung ist das Kloster Weingarten. Er wurde zu St. Martin in „Altdorf“ bestattet, von welchem Orte er auch das Prädicat führt. Seine Mutter Imiza überlebte ihn und hieß dann seinen Schwestersohn, Welf den „Jüngeren“ — zum Unterschiede von ihm, dem „Alten“ — genannt, aus Italien herbeiholen, damit ihr Enkel das Erbe des Welfenhauses antrete, da W. III. keine Nachkommen hinterließ.

Quellen: Hist. Welforum Weingartensis. — Ann. Altahenses, Weissenburgenses. — Chron. et traditiones Ebersbergenses. — Lit.: Ankershofen, Gesch. Kärntens, I. Abth. 1, 2. — Wahnschaffe, D. Herz. Kärnten u. s. Marken im XI. Jhh., Klagenfurt 1878. — Breßlau, Jahrb. d. deut. R. u. Konrad II. u. Steindorff, Jahrb. d. deut. R. u. Heinrich III. Krones.

Wellauer: August W., Philologe, geboren am 17. Juli 1798 in Breslau, † am 26. Juni 1831. Privatim vorbereitet trat er im 8. Lebensjahre in das Gymnasium zu St. Maria Magdalena ein, ging aber 2 Jahre später auf das Friedrichs-Gymnasium über. Mit dem Reifezeugniß entlassen, bezog er im Alter von 17 Jahren die Breslauer Universität, um sich dem Studium der classischen Philologie zu widmen. Seine philologischen Lehrer waren hauptsächlich Franz Passow und C. E. Chr. Schneider. Außerdem hörte er philosophische Vorlesungen bei Steffen und Kayßler und historische bei Fr. v. Raumer und L. Wachler. Nach dreijährigem akademischem Studium bestand er die Prüfung pro facultate docendi und trat alsbald in das pädagogische Seminar ein, das von dem trefflichen Rector Manso geleitet wurde. Im October 1819 wurde er auf Grund der Inauguraldissertation Commentationum Aeschylearum specimen zum Doctor der Philosophie promovirt. Ein Jahr später (October 1820) habilitirte er sich mit der Schrift „De Thesmophoriis“ als Privatdocent an der Universität Breslau. Als solcher hielt er vom Sommersemester 1821 bis zum Sommersemester 1826 Vorlesungen über griechische Alterthümer, Aristophanes' Acharner, Aeschylus' Choephoren, Demosthenes' Rede gegen Midias, über Juvenal und Martial. Im J. 1821 wurde er als ordentlicher Lehrer am Magdalenen-Gymnasium angestellt, mit Beginn des Jahres 1827, im Alter von 28 Jahren, kam er als Prorector und Professor an das Elisabeth-Gymnasium. Das nächste Programm dieses Gymnasiums (1828) brachte eine Abhandlung von ihm, „Addi-tamenta ad Vechneri Hellenolexiam“ (über die Stellung der Partikel τε unter Vergleichung des lateinischen que), die später in erweiterter Gestalt in Jahn's Neuen Jahrb. f. Philol., Suppl. I (1831), S. 380—406 wieder abgedruckt wurde. Wie er als Schulmann in sehr jugendlichem Alter zu Ansehen und hervorragender Stellung gelangte, so hatte er sich auch in der wissenschaftlichen Welt frühzeitig einen Namen gemacht. Auf die beiden Erstlingsschriften folgte nach kurzer Zeit eine kritische Ausgabe der Tragödien des Aeschylus in zwei Bänden (Leipzig 1823—1824). Allerdings verkannte er in seinem jugendlichen Eifer die großen Schwierigkeiten dieses Unternehmens, an das sich selbst ein

Meister wie Gottfried Hermann nur zögernd heranwagte. Der von ihm hergestellte Text sollte sich möglichst an die Autorität der Handschriften und der ältesten Ausgaben anlehnen, aber er hatte von dem handschriftlichen Material nur ungenügende Kenntniß und wußte die von andern zusammengetragenen Varianten nicht in der richtigen Weise zu verwerthen. Die Ausgabe fand deshalb gerechten Tadel (vgl. die Recensionen von Karl Reisig in der Jenaer Litteraturzeitung 1824, Nr. 28—31 und einem Anonymus in der Leipziger Litteraturzeitung 1825, Nr. 100—102). Als 3. Band der Aeschylusausgabe erschien nachträglich das „Lexicon Aeschyleum“, das eine Zeitlang viel benutzt wurde. Mit mehr Sorgfalt gearbeitet war die Ausgabe der „Argonautica“ des Apollonius Rhodius (2 Bände, Leipzig 1828). Er benutzte hierfür Sammlungen der Göttinger Universitätsbibliothek, die Ch. G. Heyne zusammengebracht hatte, so daß er namentlich die Lesarten der Mediceischen Handschrift genauer angeben konnte, als dies in früheren Ausgaben geschehen war, und hatte selbst die Rhedigersche Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek neu verglichen. Aber auch an dieser Ausgabe wurde der Mangel an Vollständigkeit und Genauigkeit in den kritischen Angaben getadelt (vgl. die ausführliche Recension von Fr. Spitzner in der Allgemeinen Litteraturzeitung 1828, Sp. 761—795). Uebermäßiges Studium rief in dem schwachen Körper eine Brustkrankheit hervor, die anfangs nicht richtig erkannt wurde. Als er endlich, um in den Seebädern von Triest seine Gesundheit wieder herzustellen, nach dem Süden abreiste, erreichte er nur Wien und fand hier am 26. Juni 1831 ein frühzeitiges Ende. Im nächsten Programm des Elisabeth-Gymnasiums (1832) widmete ihm der Rector S. G. Reiche einen ehrenden Nachruf. „Schwerlich“, heißt es darin, „möchte man wol einen jungen Mann finden, der mit früher Berühmtheit, mit vielseitigen und gründlichen Kenntnissen soviel Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit vereinigte“.

Nekrolog in den Schlesischen Provinzialblättern, 94. Bd. (Breslau 1831), S. 456 (wo die Vornamen und verschiedene Daten falsch angegeben sind).

Leopold Cohn.

Weller: Theodor Leopold W., Maler, geboren zu Mannheim am 29. Mai 1802, † ebenda am 10. December 1880. Er war der zweite Sohn des kurfürstlichen Kanzleiraths Franz W. und seiner Gattin Johanna, einer Tochter des Hofraths Lamey. Nach dem Wunsche des Vaters sollte er die Rechte studiren und wurde dazu auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet. Seine sich frühe kundgebende Begabung für die Kunst bewog den Vater seinem Wunsche, sich der Malerei zu widmen, nachzugeben. 1818 bezog W. die Münchener Kunstakademie, wo er sich durch Fleiß und ernstes Studium die besondere Gunst Langer's, des damaligen Directors (s. A. D. B. XVII, 678) erwarb. Dessen trockene akademische Richtung sagte freilich dem frischen lebensfrohen Künstler keineswegs zu; ebensowenig vermochte ihn der Genius des Cornelius, der 1819 nach München kam, um seine Fresken für die Glyptothek zu schaffen, dauernd an die damals aufblühende und alles beherrschende Historienmalerei zu fesseln. Es war vielmehr die damals völlig stiefmütterlich behandelte Schilderung des Volkslebens, zu der seine Liebe zur Natur ihn hinzog. Aus dem Kreise seiner Münchener Genossen gingen nur zwei mit ihm desselben Weges, der Altonaer Ernst Meyer und Heinrich Bürkel (s. A. D. B. III, 623), wobei sie sich freilich ohne akademische Hülfe zurecht finden mußten. Im Herbst 1825 begab sich W. mit seinem Landsmann und Freunde, dem trefflichen Landschafter Ernst Fries (s. A. D. B. VIII, 72) über die Alpen, um in Rom das günstigste und fruchtbarste Feld für seine Entwicklung und Thätigkeit zu finden. Von der dortigen Künstlercolonie Reinicke, Ottmann, Preller, Aug. Riedel,

Jacobs u. A. freundschaftlich aufgenommen, wußte er sich rasch einen geachteten Namen in der Kunstwelt zu erringen. Seine schlichten farbenfrohen Schilderungen des italienischen Volkslebens fanden Anklang und Käufer, und als er 1828 seine „Gauklerbande vor dem Marcellus-Theater" (Kopenhagener Königliche Galerie) auf dem Capitol zur Ausstellung brachte, hatte er sich einen unbestritten hohen Platz unter den römischen Künstlern erobert. In rascher Folge kam nun Auftrag auf Auftrag für Fürsten, Kunstfreunde, Künstler und Kunsthändler. Bei Weller's sorgfältiger Malweise, in der er sich Peter Heß zum Vorbild gewählt hatte, bedurfte es seiner angestrengtesten Thätigkeit um allem zu genügen. Daneben füllten sich seine Mappen und Skizzenbücher auf Wanderungen, die sich von Rom aus bis nach Neapel hinunter erstreckten, mit hunderten köstlicher landschaftlicher und figürlicher Charakterskizzen, die einen unerschöpflichen Stoff für immer neue Darstellungen italienischen Lebens boten. Viele dieser Bilder haben längst ihren Ehrenplatz in deutschen und ausländischen Galerien gefunden. So die heimkehrenden Landleute im Cyclopenthor von Segni (Münchener neue Pinakothek), der vielfach variirte „Sonntag Morgen" (von Bildhauer Rauch angekauft); „der improvisirende Schuster" (Schloß Rosenstein bei Stuttgart); „Die Mutter mit den Kindern in der Weinlaube" (1828 vom damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen erworben); „Der Bettelmönch von einer ländlichen Familie bewirthet" (ward von Leo v. Klenze gekauft). Daß hervorragende Künstler seine Bilder abnahmen, gewährte dem Künstler begreifliche Genugthuung. 1833 kehrte W. vorübergehend in seine Vaterstadt Mannheim zurück und besuchte von hier aus Düsseldorf und Paris; hier entstand „die Wahrsagerin" (Karlsruher Kunsthalle) und „die Italienerin ihren gefangenen Mann am Gefängnißfenster besuchend" (jetzt mit der Galerie Wagner in der Berliner Galerie), das durch Stich und Lithographie so weit verbreitete Bild. 1836 verheirathete sich W. mit Clara Mohr, der Tochter eines aus Italien stammenden Kaufmanns, dessen ursprünglicher Name del Moro war und ließ sich nun in München nieder. Durch die lange Reihe seiner Bilder hatte er sich zu einem der bedeutendsten Genremaler emporgearbeitet. Bisher hatte er seine Werke mit einem Monogramm bezeichnet, von jetzt an zeichnete er sie im Vollbewußtsein seiner Bedeutung mit seinem ganzen Namen.

Zwei Söhne hatte die junge Gattin ihm geschenkt als er 1839 wieder über die Alpen in das Land seiner Sehnsucht hinabzog, dessen Schönheit die rege Künstlerphantasie zu immer neuen Schöpfungen begeisterte. Dem liebenswürdigen Volke in seiner Schlichtheit, Harmlosigkeit und Grazie weiß er immer wechselnde Züge abzulauschen. In immer wachsender Zahl wanderten während der nun folgenden schaffensfreudigen Zeit bis 1848 seine Bilder durch alle Lande, ohne daß er sich doch dadurch verlocken ließ in der gewissenhaft sorgfältigen Ausführung nachzulassen. Eines seiner umfangreichsten Gemälde, den „Carneval von Rom" (Sammlung des Kunstvereins im Mannheimer Schloß) brachte er im Frühjahr 1848 mit, als ihn neben den politischen Unruhen der Wunsch seinen Kindern eine gediegene deutsche Erziehung zu geben in die Vaterstadt zurückführte. Schon früher war er zum Großherzoglich badischen Hofmaler ernannt; 1851 wurde er zum Director der Mannheimer Galerie berufen. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit kam er den Pflichten auch dieser neuen Stellung nach, ordnete und katalogisirte die ihm anvertrauten Sammlungen der Galerie und des Kupferstichcabinets aufs sorgfältigste. Daneben fand der rastlos thätige Mann noch Zeit im Kunstverein seiner Vaterstadt, dessen Vorstand und zuletzt Conservator er 23 Jahre lang war, eine fruchtbare Thätigkeit zu üben. Auch an seiner Staffelei blieb er noch lange im rüstigen Schaffenstrieb thätig, bis allmählich Auge und Hand die gewohnten Dienste versagten. Ein von ihm selbst allerdings

nur aus der Erinnerung niedergeschriebenes chronologisches Verzeichniß seiner Arbeiten, welches sich im Besitz der Familie befindet, weist 124 Nummern auf. Von seinen Mitbürgern hochgeachtet und seines makellos freundlichen Charakters wegen allgemein geliebt, von seinem Fürsten auch mit äußeren Zeichen seiner Gunst geehrt, bei seinen Kunstgenossen durch sein neidloses und stets hülfsbereites Wesen hochgeschätzt, starb er am 10. December 1880, einem Schlagfluß erliegend, der ihn 36 Stunden zuvor in einer Kunstsitzung betroffen hatte. Mit der Wittwe überlebten ihn zwei Söhne in angesehener Lebensstellung und zwei Töchter. Ueber seine Bedeutung als Künstler sagt Nagler (Lex. XXI, 474): „in seinen Bildern erfaßte W. das Leben von seiner liebenswürdigen, naiven Seite und entwickelte ein hervorragendes Talent für idyllische Darstellung. Seine Gestalten bewegen sich in mäßiger Freude oder geben sich gemüthlicher Ruhe hin. Er weiß wol auch das Gemüth zu rühren, ist aber ebensofern von pikantem Witz, wie von erschütternder Tragik. Stets hält er die liebenswürdige Mitte, ohne der psychologischen Wahrheit der Darstellung zu ermangeln. Sein edler Sinn bewahrte ihn vor dem Trivialen und Gemeinen. Einen besonderen Reiz verleiht seinen Bildern die blühende lebenswarme Färbung und die ungekünstelte Meisterschaft des Vortrags. Man hat mehrfach zwischen W. und Leopold Robert, dessen Blüthezeit ja in Weller's ersten Aufenthalt in Rom fällt, eine Parallele gezogen. Einmal hat auch W. thatsächlich und wie mir scheint glücklich mit Robert rivalisirt, da er 1838 für einen Straßburger Kunstfreund als Pendant eines Robert'schen Bildes eine neapolitanische Fischerfamilie zu malen hatte. Allein wenn auch beiden die Lust an der Farbenpracht des Südens und der südländischen Typen gemeinschaftlich ist, so liegt doch die Bedeutung Robert's, wie der Aesthetiker Vischer zutreffend sagt darin, daß er in großartiger Weise die Wirkung des Genres bis zur Wirkung des Heroischen und Historischen erhöht hat, während W. seinerseits streng die Grenzen des Sittenbildes festgehalten; andererseits ist bei vielfacher Aehnlichkeit der Vortragsweise doch der Charakter der Auffassung bei beiden grundverschieden: bei W. ist die gesunde, heitere, fast optimistische Grundstimmung vorherrschend, wogegen die Bilder Robert's unverkennbar den Zug der Melancholie verrathen, welche den mitten in seinen Triumphen an der Welt und seiner Kunst Verzweifelnden zum Selbstmord trieb! Die Nachwelt, wenn sie W. auch nicht mehr mit den Augen seiner eigenen Zeit betrachtet, wird ihm doch immer das Verdienst zusprechen, daß er zu den Begründern der neuen deutschen Genremalerei gehört und sie wird ihn stets zu den bedeutendsten Vertretern der älteren Münchener Schule zählen.

Nach Aufzeichnungen der Familie. Rieser.

Wellig: Hans Georg W., braunschweigischer Ingenieur und Artilleriecapitän, veranstaltete am 18. October 1674 zu Hannover vor Herzog Johann Friedrich eine „Opera Von Denen Ubergroßen Tapffern Helden-Thaten Cimons von Athen, Dessen erhaltenen Siege und Triumphen, einige zu Wasser und Lande ... vorgebildet werden", die Händel's Biograph Chrysander (1, 319) als die älteste hannoversche Oper begrüßt. Allein, wie das 18 Folioblätter starke, mit großen Kupferstichen gezierte Programm ausweist, war diese Hoflustbarkeit kein Musikdrama, sondern ein prunkvolles Feuerwerk, bei dem nur hie und da zur Veranschaulichung des Krieges Militärmusik mitzuwirken und auch Mars und Invidia einige Reime zu sprechen hatten. J. Bolte.

Welsch: Christian Ludwig W., geboren als Sohn von Gottfried W. (s. diesen) zu Leipzig am 23. Februar 1669, studirte in seiner Vaterstadt die Heilkunde, machte eine wissenschaftliche Reise nach Italien und erhielt 1690 in seiner Vaterstadt die philosophische, 1693 in Wittenberg die medicinische Doctorwürde. 1700 habilitirte er sich an der medicinischen Facultät der Leipziger Uni-

versität. Er starb am 1. Januar 1719. Seine Schriften haben heutzutage kaum noch litterarischen Werth. Wir nennen: „Examen renum succenturiatorum“ (Leipzig 1691); „Compendiosa status naturalis hominis historia“ (Basel 1692); „Tabulae anatomicae“ (Leipzig 1692 und 1712 mit Beiträgen von Rivinus); „Diss. de verme cordis“ (Wittenberg 1693); „De masticatione“ (1703); „De superstitiosa morborum cura christiano atque dogmatico medico indigna“ (1710).

Pagel.

Welsch: Georg Hieronymus W., Arzt, geboren als Sohn eines Apothekers zu Augsburg am 28. October 1624, studirte die Heilkunde in Tübingen, Straßburg und Padua. Die Doctorwürde erlangte er 1645 in Basel. Nachdem er längere Zeit Italien bereist hatte, ließ er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, beschäftigte sich jedoch, veranlaßt durch Krankheit und melancholische Verstimmung mehr schriftstellerisch bis zu seinem am 11. November 1677 eingetretenen Tode. Er war ein außerordentlich gelehrter, durch Sprachkenntnisse ausgezeichneter Arzt. Von seinen Schriften nennen wir: „Diss. de oegagropilis sive calculis in rupicaprarum ventriculis reperiri solitis“ (Wien 1660, 1668); „Sylloge curationum et observationum medicinalium centuriae VI“ (Ulm 1668); „Exercitatio de vena medinensi ad mentem Ebn Sinae sive de dracunculis veterum, specimen exhibens novae versionis ex arabico cum commentariis“ (Wien 1674); „Hecatosteae II observationum physico-medicarum“ (ebd. 1675); „Somnium Vindiciani sive desiderata medicinae“ (ebd. 1676); „Curationum exoticarum chiliades duae et consiliorum medicinalium centuriae quatuor cum adnotationibus“ (ebd. 1698); „Curationum propriarum et consiliorum medicorum decades X“ (ebd. 1698).

Pagel.

Welsch: Gottfried W., Arzt und Vater von Christian Ludwig W., geboren zu Leipzig am 12. November 1618, studirte in seiner Vaterstadt Medicin, erhielt 1639 die philosophische Doctorwürde, bereiste dann zu seiner weiteren wissenschaftlichen und praktischen Vervollkommnung Italien, Frankreich, Holland und England, war, nach Leipzig zurückgekehrt eine Zeitlang schwedischer Militärarzt, erwarb 1644 die medicinische Doctorwürde und wurde noch in demselben Jahre zum außerordentlichen Professor der Anatomie und Assessor der medicinischen Facultät ernannt. 1647 erhielt er die Professur der Physiologie, 1662 der Pathologie, 1664 der Therapie. In diesem Jahre war er auch Decan der medicinischen Facultät in Leipzig. W., der am 5. September 1690 als erster Professor der Medicin und Physicus der Stadt Leipzig starb, stand bei den Zeitgenossen im Rufe eines gelehrten und tüchtigen Praktikers. Seine schriftstellerischen Leistungen sind ziemlich zahlreich und nicht unbedeutend. Er ist Verfasser der ersten Schrift, welche in Deutschland über die Frieselkrankheit verfaßt wurde. Der Titel lautet: „Historia medica novum istum puerperarum morbum continens, qui ipsis der Friesel dicitur“ (Leipzig 1653). Diese Schrift ist später von Haller in seine Sammlung von Disputationes ad morborum historiam etc. (Band V, p. 447) aufgenommen bezw. darin wieder abgedruckt worden. W. übersetzte ferner „La commare del Scipione Mercurio etc.“ ins Deutsche (ebd. 1653) und schrieb noch „Anatomia cerebri“ (ebd. 1674); „De medicis et medicamentis Germanorum“ (ebd. 1688), sowie eine Reihe von anderen Schriften, deren Verzeichnisse fast vollständig die unten genannten Quellenwerke liefern.

Vgl. über sämmtliche hier citirten Aerzte Welsch: Biogr. Lex. VI, 256 ff. — Eloy, Dict. hist. de la méd. IV, p. 490—493. — Biograph. méd. VII, 489—490. — Dict. hist. de la méd. par Dezeimeris IV, 391—392. — Kestner's med. Gelehrtenlexikon, S. 912—913.

Pagel.

Welsch: Hieronymus W., Reisender, nicht zu verwechseln mit dem wenig jüngeren gleichnamigen Augsburger Arzte und Polyhistor, wurde um 1610 in Nördlingen geboren. Ueber seinen Bildungsgang ist nichts bekannt, doch geht aus seinem Reisewerke hervor, daß er mindestens eine Lateinschule besucht haben muß. 1630 verließ er, einem unwiderstehlichen Drange nach Abenteuern folgend, seine Vaterstadt, begab sich über Wien nach Venedig und durchzog ganz Italien bis nach Malta, sowie Spanien und Frankreich. Hier nahm er Kriegsdienste und betheiligte sich unter Turenne sieben Jahre lang als Quartiermeister an den Feldzügen der Franzosen in der Freigrafschaft und in den spanischen Niederlanden. 1641 kehrte er nach Schwaben zurück und wurde herzoglich württembergischer Rentkammerrath in Stuttgart, wo er noch 1664 lebte. Die Muße, die ihm sein Amt ließ, benutzte er zur Abfassung eines Reisewerks, das unter dem Titel: „Hieronymi Welschen selbsterfahrne Reißbeschreibung“ mit dem Bilde des Verfassers in Kupferstich mehrfach gedruckt wurde (Stuttg. 1658, Nürnb. 1659, Stuttg. 1664). In diesem Buche zeigt sich W. als scharfsinniger und zuverlässiger Beobachter, der namentlich auffallende Naturereignisse trefflich zu schildern versteht. Von dauerndem Werthe ist seine Beschreibung des großen Vesuvausbruchs vom December 1631, dem er als Augenzeuge beiwohnte. Nicht minder interessant sind seine Bemerkungen über den Aetna. Die auf dem ausführlichen Titel des Werkes angezeigten Abschnitte über Nordafrika, Arabien und Palästina sind werthlos, weil überaus dürftig und nicht aus eigener Erfahrung geschöpft, sondern aus anderen Reisebeschreibungen entlehnt.

Viktor Hantzsch.

Welser: Der Name Welser wird von der Tradition mit Belisar oder mit der italienischen Stadt Valesia in Zusammenhang gebracht. Der Stammbaum beginnt mit einem Philipp W., der von Karl dem Großen wegen seiner kriegerischen Verdienste das erste Wappen des Geschlechts erhalten haben soll. Von Philipp's Enkel Julius, der nach der Ueberlieferung als einer der tapfersten Kämpfer nach der Schlacht auf dem Lechfelde von König Otto zum Ritter geschlagen wurde, stammt jener Octavian W., Kaiser Konrad's II. Rath, der sich als der erste dieser Familie in Augsburg niedergelassen haben soll. Sein Geschlecht erscheint bald unter den rathsfähigen, patricischen Familien, und schon im 13. Jahrhundert sehen wir Träger des Namens W. als Stadtpfleger von Augsburg. Von der zweiten Häfte des 15. Jahrhunderts an beginnt die Verzweigung der Familie. Von dem um die Mitte des 15. Jahrhunderts verstorbenen Bartholomäus W. stammen zwei Söhne, Bartholomäus und Lucas. Bartholomäus war in den Jahren 1457, 1460, 1462, 1464, 1466, 1468, 1470, 1473, 1475, 1477 Bürgermeister von Augsburg, seit 1473 zusammen mit dem in der Augsburger Stadtgeschichte eine so hervorragende und verhängnißvolle Rolle spielenden Ulrich Schwarz, zu dessen Sturz und Verurtheilung zum Galgen Bartholomäus wesentlich beitrug.

Veronika W., eine Tochter dieses Bartholomäus, trat in das Katharinenkloster in Augsburg ein, war dort bis zum Jahre 1503 Schreiberin, wurde Ende 1503 oder Anfang 1504 zur Priorin gewählt und starb im J. 1530 oder 1531. Sie verschrieb beim Eintritt in das Kloster demselben das Gut Waltershofen und zwei Sölden und gab zu dem neuen Klosterbau zweihundert Gulden. Als die reformatorische Bewegung auch ihr Kloster berührte, suchte sie die Angehörigen desselben mit Erfolg bei dem alten Glauben festzuhalten. In der Kunstgeschichte ist sie bekannt als die Stifterin der „Basilika des heiligen Paulus“ von Hans Holbein dem Aeltern und der „Basilika des heiligen Kreuzes“ von Hans Burckmair.

[Veronika wurde hier als Tochter des Bartholomäus W. aufgeführt auf

die Angaben Hörmann's hin, dem für seine Arbeit — Erinnerungen an das ehemalige Frauenkloster Katharina in Augsburg in der Zeitschr. des hist. Ver. für Schwaben und Neuburg, wo im Jahrg. 1883, S. 321 und Jahrg. 1884 S. 6 u. 7 von Veronika die Rede ist — die Acten des Klosters vorlagen; Schuhmacher in seinem Werk „Die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela" in der hamburgischen Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas (Bd. II, Hamburg 1892) bemerkt S. 302, sie sei eine Tochter von Hans W., einem Bruder des älteren Anton W. und der Anna Peutinger. S. im übrigen Kleinschmidt, Augsburg, Nürnberg und seine Handelsfürsten, Cassel 1881, S. 142; Woltmann, Hans Holbein und seine Zeit, 2. Aufl. Bd. I, S. 57; Bd. II, S. 28 u. 63.] — Von des Bartholomäus Bruder Lucas stammen ab Anton, Lucas und Jakob, die Begründer dreier Linien, von denen für uns die des Anton und des Jakob in Betracht kommen.

I. Anton und seine Linie, a) in Augsburg:

Anton, ein Sohn des Lucas W., der mit der Ursula Laugingerin vermählt war, ist bekannt als einer der bedeutendsten Augsburger Handelsherren. Er wuchs in dem großen Kaufmannsgeschäfte seines Vaters auf und siedelte im J. 1488 nach Memmingen über, wo er einige Jahre das Amt eines Stadtamannes bekleidete. Bei seinem Abgange aus Augsburg schloß er und seine Frau, eine geborene Vöhlin, mit dem Rathe einen Vertrag, demgemäß sie gegen Erlag von 32 Gulden jährlich ihre in der Stadt gelegenen Güter beibehalten durften. Später (1496) kehrte er wieder nach Augsburg zurück, jedoch nur als Pactbürger, welches Verhältniß ihn von jeder Steuerabgabe an die Stadt mit Ausnahme der erwähnten 32 Gulden befreite, ihn aber auch vom Rathe und allen städtischen Aemtern ausschloß. Er starb im J. 1518 zu Augsburg und ist in der dortigen Barfüßerkirche begraben. — Schon Anton's Vater Lucas und dessen Bruder Bartholomäus hatten sehr ausgedehnte Handelsbeziehungen unterhalten. Nicht nur in Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Ulm und anderen wichtigen Handelsplätzen im südlichen Deutschland, sondern auch in Venedig, Mailand, Genua, Rom, in Genf und Lyon, in Antwerpen und London, im Hansagebiet, in Lissabon und Sevilla waren Factoreien oder Agenten in Welser'schen Diensten thätig. Vor allem aber waren die Blicke der W. nach dem Orient gerichtet. Von Bari aus betheiligten sich ihre Schiffe auf das lebhafteste an dem Levantehandel. Anton, in Verbindung mit seinem Bruder Lucas, verstand es vortrefflich die ererbten Beziehungen weiter auszudehnen und begründete im J. 1493 (?) mit Konrad Vöhlin, seinem Schwager, dem Sohn des Hans Vöhlin, der zu den bedeutendsten deutschen Kaufleuten des 15. Jahrhunderts zählte, die berühmte Handelscompagnie Anton W. und Konrad Vöhlin, die bis zu Anton's Tode im J. 1518 dauerte. Nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama waren die W. unter den ersten deutschen Kaufleuten, die von der neuen Handelsstraße Nutzen zogen. Schon im J. 1503 sandten sie einen ihren Agenten, Simon Seitz, nach Lissabon, um mit König Manuel einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen die Augsburger Kaufherren in Portugal gebaute und mit Portugiesen bemannte Schiffe nach Indien entsenden durften, um dort Specereien und Brasilholz einzuhandeln. Auf Simon Seitz folgte als Vertreter der W. der bekannte Lucas Rem, der von 1503—1508 in Portugal verweilte, um dort drei Schiffe für die deutsche Handelscompagnie auszurüsten und die Ladung hiefür zu besorgen. Am 25. März 1505 stachen die drei Schiffe, auf denen sich zwei Deutsche, Balthasar Sprenger und Hans Mayr, befanden mit dem portugiesischen Geschwader des Francisco Almeida, dem sie sich anschlossen, in See und liefen am 22. Mai bezw. 24. November des Jahres 1506 im Hafen von Lissabon wieder

ein; der Reingewinn des Unternehmens betrug 150 Procent. In den letzten Lebensjahren Anton Welser's begann das Interesse an diesen Fahrten nach Osten zu sinken, theils infolge der Eifersucht der portugiesischen Behörden, die den fremden Kaufleuten die größten Schwierigkeiten bereiteten, theils infolge von Rechtsstreitigkeiten, in welche sich die deutsche Handelscompagnie mit dem König von Portugal verwickelte. Schon Anton's Sohn Bartholomäus schloß sich aufs engste an Spanien an und faßte festen Fuß in dem im fernen Westen entdeckten neuen Indien, für das jetzt in den Reihen der Gelehrten vielfach der Name Amerika aufzukommen begann.

[Cassel, Privilegia u. Handelsfreiheiten, welche die Könige von Portugal ehedem den deutschen Kaufleuten zu Lissabon ertheilt haben. 1771. 1776; P. v. Stetten, Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Erhaltung bürgerlicher Tugend, zweite Sammlung, Augsburg 1783, S. 214 ff.; das Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541, ed. Greiff, Augsb. 1861 (Separatabdruck aus der Zeitschrift des hist. Ver. für Schwaben u. Neub.); Kunstmann, die Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien, München 1861; Kleinschmidt, Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten, Cassel 1881, S. 28 ff. u. S. 136. 139 ff.; Ruge, Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881, S. 147 ff.; Schuhmacher, die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela, S. 26 u. S. 298; Joh. M. v. Welser, Beitr. zur Augsb. Kunstgesch. in der Zeitschr. des hist. Ver. f. Schwaben u. Neub. 1875, S. 120 ff.]

Eine Schwester Anton's war die im J. 1457 geborene Magdalena, seit dem Jahre 1478 vermählt mit Lucas Rem, dem Vater des bekannten Tagebuchschreibers. (S. Greiff, l. c. S. 2.)

Von Anton's Kindern sind hier zu nennen: Margaretha, vermählt mit dem berühmten Konrad Peutinger, deren in diesem Werke, Bd. XXV, S. 567 in dem ihren Gatten behandelnden Artikel bereits Erwähnung gethan wurde.

Christoph, geboren 1480, wandte sich dem geistlichen Stande zu und starb als Dompropst zu Regensburg im J. 1536. Er ist begraben im Dome daselbst bei dem Josefs-Altar auf der Evangelien-Seite; sein Grabmal ist abgebildet in den „Welser'schen Monumenten“, in Kupfer gestochen. [S. Will, Bibliotheca Norica, Pars I, Sect. II, S. 264 Nr. 1265. Eine Biographie Christoph's bietet Veith, Bibliotheca Augustana, Bd. II, S. 155 ff.]

Franz, geboren 1497, † 1572, vermählt mit Anna Adlerin, ist bekannt als der Vater der Philippine W., deren Biographie sich im VI. Bd., S. 697 ff. dieses Werkes bei der ihres Gemahles Ferdinand findet. [Von neueren sich mit ihr befassenden Schriften sind nachzutragen: Josef Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tyrol, Geschichte seiner Regierung und seiner Länder, 1888, S. 313—369; Wendelin Boeheim, Philippine W., Verlag des Ferdinandeums in Innsbruck.]

Bartholomäus wurde geboren im J. 1488, vermählte sich im J. 1511 mit Felicitas Granderin, starb im J. 1561 auf seiner Besitzung Amberg bei Türkheim in Schwaben, wo er, wie auch seine Gattin, bestattet ist. Abgüsse der Grabsteine befinden sich im germanischen Museum zu Nürnberg und im Maximiliansmuseum in Augsburg. In letzterem sind auch verschiedene Medaillen aufbewahrt, die Bartholomäus, seinen Schwager Peutinger und dessen Gemahlin Margaretha darstellen. Auch ein Oelbild hat sich erhalten, das uns Bartholomäus als Siebenundsechzigjährigen in Haustracht vorstellt, ein anderes Porträt in der Einmark'schen Sammlung. — Ueber seinen Bildungsgang ist nichts bekannt; es wird der des damaligen Großkaufmanns gewesen sein, der den Jüngling schon früh zur Theilnahme am väterlichen Geschäfte befähigte. So scheint er sich besonders um die ostindische Fahrt im J. 1505 angenommen zu haben; im

Jahre 1509 befand er sich in Antwerpen (Greiff, l. c. S. 85. S. 12). Als sein Vater im J. 1518 starb, kaufte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Anton aus dem Nachlasse das alte Augsburger Stammhaus seiner Familie „das Haus auf dem Stein“ (an der Ecke der Weißmalergasse, jetzt Karolinenstraße und Judengasse, jetzt Karlstraße), das noch jetzt zum Theil vorhanden ist und eine große Steinplatte mit der Inschrift trägt: „Hier war ehedem die Wechselbank der Familie Welser, der ersten Deutschen, die Schiffe nach Indien sandten; Bartholomäus Welser besaß Venezuela, das man der Welser Land nannte.“ Bartholomäus übernahm mit seinem Bruder Anton die Geschäfte der Handelscompagnie Welser und Vöhlin und wurde so der Begründer der neuen Firma Welser und Gesellschaft (oder auch Bartholomä und Anton Welser Gebrüder), die von 1518—1553 dauerte. Allmählich erweiterte sich der Geschäftskreis dieser Firma durch festere Einrichtung der Häuser in Ulm (1534) und in Nürnberg (1535) immer mehr und damit auch die Anzahl der Geschäftstheilnehmer. Um 1540 befinden sich in der Gesellschaft seine drei Söhne Bartholomä, Christoph und Leonhard, sein Schwiegersohn Christoph Peutinger, Jakob Rembold, Schwiegervater seines Sohnes Hans, und zwei Hans Vöhlin, von denen der eine der Sohn, der andere der Enkel seines Oheims Konrad Vöhlin war. Im J. 1553 zog sich Bartholomäus aus dem Geschäfte zurück. — Die Bankierstellung der W. zur spanischen Krone, die schon unter Anton begründet wurde, gelangte unter der Firma der Gebrüder Bartholomä und Anton W. zu größerer Bedeutung, doch besitzen wir leider keine genaueren Nachrichten über die Art dieser Geschäftsverbindung. Durch große Darlehen, welche die W. Karl V. gaben, erwarben sie sich Anspruch auf dessen Erkenntlichkeit und wurden auch thatsächlich durch eine Reihe von Privilegien und Begünstigungen ausgezeichnet; so wurde Bartholomäus am 22. November 1532 „in Stand und Grad des Adels der recht edelgeborenen Lehens-Tournier-Genossen und rittermäßigen Edelleute“ aufgenommen, wodurch Bartholomäus außer Anderem das Recht erlangte, sich in jeder Reichsstadt abgabenfrei niederzulassen; am 6. April 1541 wurde ihm durch kaiserliche Urkunde ein allgemeiner Geleitsbrief ausgestellt, am 7. Juni 1546 erhielt er ein Exemtionsprivileg von einigen gewöhnlichen Ortsgerichten u. s. w. Die wichtigste Errungenschaft jedoch war die Erwerbung der Entdeckerrechte an Venezuela, welche die W. durch Vertrag vom 27. März 1528 zunächst für die von ihnen bevollmächtigten Heinrich Ehinger (nebst Ambrosius und Georg Ehinger) und Hieronymus Sailer erlangten und durch Urkunde vom 17. Februar 1531 auf ihren Namen übertragen ließen. Da es ihnen gelang, durch Verträge die gesammte Ausfuhr und Einfuhr der Provinz Venezuela in ihrer Hand zu monopolisiren und sie auch sonst ein ziemlich rücksichtsloses Ausbeutungssystem zur Anwendung brachten, schienen sich die für das Unternehmen ausgegebenen kolossalen Summen rentiren zu wollen; doch bald geriethen die von den Welsern eingesetzten Statthalter mit der spanischen Regierung, mit dem zuständigen Gerichtshof in San Domingo und den für das „Welserland“ aufgestellten königlichen Beamten in allerlei Mißhelligkeiten, die ihre und der Welser Stellung erschütterten. Im J. 1541 kam es sogar soweit, daß die spanische Regierung daran dachte, ihnen wegen der gegen sie erhobenen Beschuldigungen den Proceß zu machen. Diese Reibungen, die sich immer wiederholenden Täuschungen der auf reichen und raschen Gewinn abzielenden Hoffnungen, endlich die im J. 1546 erfolgte Ermordung von Bartholomäus gleichnamigem hoffnungsvollen Sohn „einem verständigen, jungen Gesellen“ scheinen den Welsern die Lust an dem Unternehmen benommen zu haben, so daß sie die ihnen ohnehin nur auf Lebenszeit übertragenen Rechte auf Venezuela nicht mehr erneuern oder verlängern, sondern stillschweigend erlöschen ließen. Nach anderer, jedoch

nicht erwiesener Annahme wären den Welsern ihre Rechte auf Venezuela infolge wachsender Unzufriedenheit der spanischen Krone mit ihrem Verwaltungssystem im J. 1555 abgesprochen und entzogen worden. Thatsächlich schickten die W. seit des jungen Bartholomäus tragischem Untergang keine Flotten und Mannschaften mehr nach dem trügerischen Lande und gaben es hiemit effectiv auf. — Auch Welser's Wirksamkeit im Dienste seiner Vaterstadt darf nicht ganz übergangen werden. Als im J. 1530 der Kaiser von Italien her auf dem Wege zu dem berühmten nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstage war, wurde Bartholomäus mit Wolf Langenmantel ihm nach Innsbruck entgegengesandt, um die verleumdete Stadt vor ihm zu rechtfertigen und ihn zur Zurücknahme harter Anforderungen an dieselbe zu bestimmen, was freilich nur wenig Erfolg hatte. Als der Schmalkaldische Krieg ausbrach, bat Bartholomäus, der, offenbar aus kaufmännischen Rücksichten, nicht auf Seite der Feinde des Kaisers stehen wollte, den Rath, sich drei Jahre außerhalb der Stadt aufhalten zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Er ließ sich nun in Lindau, dann in Arbon am Bodensee nieder und unterstützte den Kaiser für seinen Krieg durch bedeutende Summen. Nach Ablauf des Krieges erhielt er durch kaiserliche Urkunde vom 22. Juni 1547 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Augsburg, da auf ihn als Abwesenden die am 29. Januar 1547 erlassene allgemeine Begnadigung keinen Bezug hatte. Im nächsten Jahre wurde er bei der vom Kaiser vorgenommenen Aenderung der Stadtregierung, die den Sturz des seit dem Jahre 1368 bestehenden Zunftregimentes zur Folge hatte, zum Mitglied des sogenannten geheimen Rathes ernannt, welch letzterer den beiden Stadtpflegern als höchstes Collegium zugeordnet war. Er verlor diese Würde in der Zeit von der Wiedereinführung des Zunftregimentes durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen am 6. April 1552 bis zu der vom Kaiser am 25. August des Jahres zum zweiten Male durchgeführten Einsetzung der Geschlechterregierung und bat im J. 1556, wegen Leibesschwachheit, für immer um seine Entlassung. — Endlich scheint Bartholomäus auch für wissenschaftliche Interessen zugänglich gewesen zu sein, was ja bei dem Bruder der wegen ihrer Gelehrsamkeit berühmten Margaretha Peutinger sich auch erwarten läßt. Albrecht Weyermann (Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch alten und neuen adligen und bürgerlichen Familien aus der vormaligen Reichsstadt Ulm, 1829, Bd. II, S. 668) erwähnt ein von Bartholomäus mit Randbemerkungen versehenes Exemplar der Antwerpener Ausgabe des Suetonius vom Jahre 1548. Franz Wieser (Magelhaes-Straße und Austral-Kontinent auf den Globen von Joh. Schöner, 1881, S. 98) meint, daß die „Neve Zeitung aus Bresillg Landt“ (abgedruckt durch Ruge im IV. und V. Jahresbericht des Ver. für Erdkunde zu Dresden, 1868, S. 13 ff.) durch Vermittlung der Welser nach Deutschland gekommen sei, ebenso der Bericht des Schloßhauptmannes in San Domingo über die erste Suche eines „güldenen Prinzen“, abgedruckt von Betuleus und Dietherus in ihren Geschichten Fernandi Cortesii von dem Neven Hispanien (Augsburg 1550, S. 58 ff.).

Anton, der öfter genannte Bruder des Bartholomäus W., ist geboren im J. 1486, widmete sich ebenfalls dem väterlichen Handelsgeschäfte, ist im Jahre 1510 in Lyon nachweisbar (Greiff, S. 91), im J. 1513 in Antwerpen und wurde später der eifrigste Mitarbeiter seines Bruders. Er vermählte sich mit Felicitas Baumgärtner († 18. Oct. 1552), die ihn mit 14 Kindern beschenkte, unter ihnen Sabina, die sich am 12. Juni 1535 mit Leonhard Hirsvogel in Nürnberg vermählte. Auch von diesem Anton hat sich ein dem Jahre 1527 angehörendes Oelgemälde erhalten, das sich im Familienbesitz befindet.

[Die Persönlichkeiten des Bartholomäus und Anton W. werden meist im

Zusammenhang mit dem Unternehmen in Venezuela behandelt. Von älteren hierauf bezüglichen Werken seien hervorgehoben die schon oben (bei Anton W.) angezogene Arbeit Stetten's, dann K. Klunzinger, Antheil der Deutschen an der Entdeckung von Süd-Amerika oder Abenteuer des Ambrosius Dalfinger und des Nicolaus Federmann, beider von Ulm, des Georg Hohemut von Speier und des fränkischen Ritters Philipp von Hutten unter der Herrschaft der Welser von Augsburg in Venezuela, Stuttgart 1857. Von neueren Kleinschmidt (s. bei Anton) und vor allen Hermann Schuhmacher, die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela u. s. w., woraus das Meiste von dem Unterzeichneten hier Beigebrachte entnommen ist. Sehr werthvoll ist die von Schuhmacher seinem Werke angehängte Uebersicht der über unseren Gegenstand erwachsenen ausländischen und heimischen Litteratur, auf die hiemit verwiesen sei. Wichtige Aufschlüsse gibt ein von K. Häbler aus dem Dunkel gezogener Welser-Codex des Britischen Museums in London, über den er in Nr. 285 u. 286 der Beilage der allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1894, berichtet. Der genannte Codex ist ein Buch, in welches die Secretäre des obersten Gerichtshofes von Santo Domingo von Anfang an alle die Provinz Venezuela betreffenden königlichen Erlasse eingetragen haben. Die Schriftstücke, 191 an der Zahl, beginnen mit dem Jahre 1529 und enden mit dem Jahre 1535. In einem weiteren Aufsatze — Beil. zur allg. Zeitung Nr. 5 des Jahrganges 1895 — bringt Häbler den Nachweis, daß der bei dem Welser'schen Unternehmen so oft genannte Ambrosius Dalfinger oder Alfinger in Wirklichkeit Ambrosius Ehinger heißt. Noch ungehobenes Material soll sich nach der Ansicht Schuhmacher's im Indien-Archiv zu Sevilla finden.]

Von den Söhnen des Bartholomäus übernahmen das väterliche Geschäft Christoph, Leonhard und Hans, Jakob Rembold's Schwiegersohn, und zwar unter der Firma Christoph Welser und Gesellschaft, die bis zum Jahre 1576 vorkommt. Später traten noch zwei Neffen des Bartholomäus ein, Söhne seines Bruders Anton, nämlich 1558 Matthäus († 1578) und 1573 Marx, der bis dahin die Ulmer Niederlassung geleitet hatte.

Marcus W. ist der Sohn des eben genannten Matthäus W., der seit 1550 mit Anna Bimlin vermählt war (s. der beiden Grabschrift bei Prasch, Epit. Aug. I, 88). Er ist von allen Mitgliedern seiner Familie, welche die gelehrte Laufbahn einschlugen, weitaus der bedeutendste und der berühmteste. Er wurde geboren zu Augsburg am 20. Juni 1558, begab sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Italien, wo ihn in Rom namentlich der bekannte Muret anregte. Reich ausgestattet mit Kenntnissen in den verschiedenen Zweigen der Alterthumswissenschaften, kehrte er in die Heimath zurück; im J. 1583 vermählte er sich mit Anna Mayin, kam im J. 1584 in das Stadtgericht, im J. 1592 in den äußeren Rath, wurde im J. 1594 Bürgermeister, im J. 1598 Mitglied des geheimen Rathes und endlich im J. 1600 Stadtpfleger, womit er die höchste Staffel der städtischen Ehrenämter erreicht hatte. Er bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode, der am 23. Juni 1614 erfolgte. Er ist bestattet in der Kirche von St. Maria Magdalena (s. die Grabschrift bei Prasch, Epit. Aug. I, 323). Seine religiöse Gesinnung war eine streng katholische und dieser entsprechend auch seine politische Haltung, die er in seinen einflußreichen städtischen Aemtern einnahm. Die Hauptbedeutung Welser's als Gelehrten beruht in seinen Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung und Alterthumsforschung, von denen hier selbstverständlich nur die wichtigsten herausgehoben werden können. Im J. 1590 erschienen die „Inscriptiones antique Augustae Vindelicorum, duplo auctiores quam antea, editae et in tres partes tributae, cum notis Marci Velseri Matthaei F.“ Aug. Vind. In 4to. Venetiis, apud Aldum.“ [In neuer Ausgabe

fügte er diese Inscriptiones den im J. 1594 erschienenen noch zu besprechenden „Rerum Augustanarum comment. libris VIII“ an mit dem Titel „Antiqua, quae Augustae Vindelicorum extant, Monumenta“. (S. über den Zusammenhang dieser Arbeiten mit denen Peutinger's auf dem gleichen Gebiete Veith, Bibl. Aug. II, 201.) Schon im nächsten Jahre erschien eine deutsche Uebersetzung der „Inscriptiones“ unter dem Titel „Antiqua Monumenta, Das ist, Alte Bilder, Gemälde und Schriften ꝛc. Durch Den Edlen vnnd Ehrnvesten H. Marx Welsern ꝛc. erstlich in Latein beschrieben: Jetzund aber derselben Burgerschafft zu Ehren vnd sonderm gefallen durch Engelbertum Wielichium (Engelbert Werlich), der Historien Liebhabern, in vnser teutsche Spraach gebracht.“ Getruckt zu Francksort am Mayn. Angehängt ist diese Uebersetzung des Welserschen Werkes einer in deutscher Sprache herausgegebenen „Chronica Der Weitberuempten Keyserlichen Statt Augspurg in Schwaben ꝛc. Getruckt zu Franckfurt am Mayn 1595“, die, aus drei Theilen bestehend, im ersten Theile eine Uebersetzung der schon genannten Rer. Aug. Vind. libri VIII durch Engelb. Werlich, im zweiten und dritten Theile eine Verdeutschung der Gasserschen Annales civitatis ac reipublicae Augsburgensis von Wolfgang Hartmann enthält. (S. hierzu den Artikel Gasser im VIII. Bande dieses Werkes, S. 397 und Frensdorff in der Einl. zu den Augsb. Chron. in St.-Chron. IV, XLV.)] — Im nächsten Jahre (1591) veröffentlichte W. eine Copie der sog. Tabula Peutingeriana, die er in Peutinger's Bibliothek gefunden hatte, unter dem Titel „Fragmenta Tabulae antiquae, in quis aliquot per Romanas provincias itinera.“ Im J. 1598 erschien unter seinen Auspicien die Ausgabe des unterdessen gefundenen Originals, das nun in mehrere Werke überging, auch in die unten anzuführende Gesammtausgabe der Welser'schen Werke. Drei Jahre später, im J. 1594, erschienen Welser's schon genannte „Rerum Augustanarum libri octo.“ In folio. Venetiis (s. über die deutsche Uebersetzung das oben bei Erwähnung der Inscriptiones etc. gesagte). Die Arbeit, auf einer ungemein ausgebreiteten und gründlichen Kenntniß aller einschlägigen Quellen beruhend, ist als eine der besten dieser Art zu bezeichnen, reicht aber leider nur bis zum Jahre 552. Als sein Hauptwerk erscheinen seine „Rerum Boicarum Libri quinque, Historiam a Gentis origine ad Carolum M. complexi. In 4^to^. Augustae Vindelicorum. Ad insigne pinus 1602.“ Der Veranlasser dieses Werkes war der Kurfürst Maximilian von Baiern, der dem Autor einen stattlichen Jahresgehalt auswarf, ihm die Bibliotheken und Archive des Landes öffnete und das Fortschreiten der Arbeit mit größtem persönlichen Interesse verfolgte. Das Werk reicht bis zum Sturze Thassilo's und zeigt alle Vorzüge der Welser'schen Geschichtsschreibung im besten Lichte: Hervorragende Quellenkunde, eine zu seiner Zeit seltene Befähigung zu echter Kritik und ansprechende Gewandtheit in der Form. Auch diese Arbeit Welser's wurde ins Deutsche übertragen, und zwar von seinem Bruder Paulus, von dem noch die Rede sein wird. Später stellte unser Autor noch ein sechstes Buch, bis zum Jahre 844 reichend, fertig, das der von Lippert im J. 1777 veranstalteten neuen Ausgabe der ersten fünf Bücher beigefügt wurde (s. den vollen Titel bei Veith, Bibl. Aug. II, 219). Ein siebentes Buch, das W. geschrieben haben soll, ist bis zur Zeit verschollen. Die Schwierigkeit bei den ihm von seinem Auftraggeber besonders ans Herz gelegten Untersuchungen über den Ursprung des Wittelbachischen Geschlechtes und den vermutheten Zusammenhang desselben mit den Karolingern verzögerten die Fortführung des Werkes, so daß es unvollendet blieb. — Eine andere Reihe seiner Arbeiten befaßt sich mit der Geschichte der Martyrer Augsburgs und anderer Heiliger, und aus diesen ist besonders die Biographie des hl. Ulrich hervorzuheben. Auch in der Behandlung solcher Stoffe zeigt er sich als den kritischen, geschulten Historiker, „der“, wie Wegele sich ausdrückt, „nicht zufällig seinen Fleiß auf solche Gegen-

stände wendete“. — Außerdem erschien, theils unter seiner Mitwirkung, theils auf seine Veranlassung eine größere Anzahl lateinischer und griechischer Schriftwerke im Druck, zu deren Herstellung er im Verein mit seinen Brüdern auf Anregung des berühmten David Höschel eine eigene Druckerei, nach dem Fichtenzapfen auf dem Titelblatte „Ad insigne pinus“ genannt, begründete. Die aus dieser Officin hervorgehenden Erzeugnisse zeichneten sich durch besonders schöne Ausstattung, gutes Papier und feine Typen aus. Auch die von W. herausgegebene lateinische Fassung des im Mittelalter sehr weit verbreiteten Romans „Geschichte des Apollonius, Königs von Tyrus“, kam unter dem Titel „Narratio eorum, quae contigerunt Apollonio Tyrio, ex membranis vetustis“, Aug. Vind. 1595, aus dieser Druckerei. — Auch sonst war Marcus in jeder Weise bemüht, wissenschaftliche Bestrebungen mit Rath und That zu fördern; seine antiquarischen Sammlungen und seine vortreffliche Bibliothek standen jedem, der sich an ihn wandte, offen; die Bibliothek seiner Vaterstadt vermehrte er um manches werthvolle Werk, wie auch nach seinem Tode ein großer Theil seiner eigenen Büchersammlung derselben zufiel. Das Ansehen, dessen sich W. theils wegen seiner Gelehrsamkeit, theils wegen seines Mäcenatenthums bei den Zeitgenossen erfreute, war denn auch ein überaus großes, wie das ihm von dem bairischen Hofe entgegengebrachte Vertrauen, sein Briefwechsel mit den bedeutendsten Größen der Wissenschaft in Deutschland und Italien und die große Anzahl zum Theil recht überschwänglicher Verherrlichungen seiner Person bezeugen. Leider waren die letzten Lebensjahre des ausgezeichneten Gelehrten keine glücklichen. Er hatte die für seine wissenschaftlichen Neigungen und Bestrebungen ihm zu Gebote stehenden materiellen Mittel überschätzt und gerieth schließlich in ziemlich mißliche Verhältnisse; von seinen Brüdern, von denen zwei Inhaber der einst so mächtigen Welser’schen Firma waren, hatte er nichts mehr zu hoffen, denn der Fall des Hauses stand unmittelbar bevor; kaum hatte er die Augen geschlossen, brach es zusammen.

[Marcus W. hat einen überaus sorgfältigen Biographen gefunden, dessen allerdings sehr panegyrisches Werk die Grundlage aller späteren Biographieen bildet: Viri Illustris Marci Velseri Vita, Genus et Mors Per Christophorum Arnoldum descripta. Anno 1682. (Auch als Einleitung der unten verzeichneten Gesammtausgabe der Welser’schen Werke vorangeschickt.) Von späteren Lebensbeschreibungen seien hier erwähnt die in Bayle’s Dict. hist. IV, die im großen, vollständigen Universallexikon aller Wissenschaften und Künste (dem sog. Zedler’schen Lex.), Halle und Leipzig, Bd. 54, die in Jac. Brucker’s Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit, Augsburg 1747, S. 67 ff. und endlich die in Veith, Bibl. Aug., Bd. II, Augsburg 1786, S. 159—227 — eine Arbeit, die als die gründlichste über Marcus W. erschienene Biographie zu betrachten ist, indem sie alle früheren auf W. bezüglichen Arbeiten ausbeutet, berichtigt und ergänzt; dort können auch die vorausgegangenen kleineren und unbedeutenderen Lebensbeschreibungen und Würdigungen Welser’s gefunden werden. — S. über Welser’s Verhältniß zur sog. Tabula Peutingeriana Zapf, Bibl. Aug. II, 147; Paul von Stetten (der Jüngere), Kunst-Gewerbe- und Handwerksgesch. von Augsburg I, 63 ff.; K. Miller, die Weltkarte des Castorius, genannt die Peutingersche Tafel. — S. zu den Rer. Boic. Libri V Joh. Friedrich, Ueber die Geschichtschreibung unter dem Kurfürsten Maximilian I., Vortrag in der öffentlichen Sitzung der K. B. Akad. der W., München 1872; Wegele, Gesch. der deutschen Historiographie, München und Leipzig 1885, S. 383 ff. — S. über die Druckerei Ad insigne Pinus Zapf, Augsburgs Buchdruckergesch. nebst den Jahrbüchern derselben, Augsburg 1786 u. 1791, Anhang II, wo die in der genannten Druckerei in der Zeit von 1594—1619 erschienenen Bücher aufgeführt

sind. — Welser's Werke wurden gesammelt von demselben Arnold, von dem oben schon die Rede war, unter dem Titel: Marci Velseri, Matthaei f., Ant. n., Reip. Augustanae Quondam Duumviri, Opera Historica Et Philologica, Sacra Et Profana etc. Norimbergae 1682. Der mächtige Band enthält außer Welser's Werken als Einleitung die schon genannte Biographie desselben, poetische Verherrlichungen des vielfach Gefeierten, Briefe ꝛc. und deu von Paulus Welser herausgegebenen P. Optatiani Porphyrii Panegyricus (s. hierzu Zapf, Bibl. Aug. I, 6); ein Verzeichniß der Welser'schen Werke s. bei Veith l. c., S. 200 ff.]

Anton, Matthäus und Paulus. Die Brüder des Marcus W. waren Anton, Matthäus und Paulus. Anton war Kanonikus und (seit 1612) Propst in Freising, auch Propst zu Spalt und Isny, Rath des Herzogs Ernst (Erzbischofs von Köln und Bischofs von Freising); bei dem von Kurfürst Maximilian und Anderen im J. 1601 zu Regensburg veranstalteten Colloquium wird er unter den Zeugen und Gutachtern genannt. Er war ein Mann von nicht unbedeutender Gelehrsamkeit, wie der Katalog seiner hinterlassenen Bibliothek und zahlreiche Aeußerungen von Zeitgenossen erkennen lassen; er starb am 20. September 1618. (Veith, Bibl. Aug. II, 147.) — Matthäus und Paulus waren die Inhaber des von den Vorfahren ererbten Handels- und Bankhauses. Beide zeigten, wie ihre Brüder, reges Interesse an allen wissenschaftlichen Bestrebungen und machten sich selbst als Autoren bekannt. Matthäus, geboren 1553, ist der Verfasser einer Schrift „Bedenken des Münzwesens halber" (1607), Paulus, geboren 1555, der Verfasser eines „Politischen Discurses vom Münz-Wesen" (1601), der Herausgeber des Optantius Porphyrius und der Uebersetzer der fünf ersten Bücher der Rer. Boic. seines Bruders Marx: „Bayrische Geschicht, in fünff Bücher getheilt, darin begriffen, was sich mit den Bayrn, von ihrem ersten Anfang bis zu Zeiten Kayser Karls des Großen verlauffen hat ꝛc." (1607). Beide Brüder, die auch städtische Ehrenämter bekleidet hatten, kamen zu jähem Fall: im J. 1614 machte das einst so reiche und mächtige Welser'sche Haus Bankerott. Matthäus mußte sieben Jahre (von 1614—1621) im Gefängnisse verbringen und erlangte auch dann seine Entlassung nur unter der Bedingung, daß er zeitlebens seine Wohnung niemals verlasse; er starb erst im J. 1633, Paulus im J. 1620. (Veith, Bibl. Aug. II, 228, 229.) — Die Augsburger Linie, der diese Welser angehören, erlosch im J. 1797.

b) In Ulm:

Marx Christoph. Jener Christoph, der Sohn des berühmten Bartholomäus W., den wir kennen gelernt haben als einen der Inhaber der Firma Christoph Welser und Gesellschaft, hatte einen Sohn gleichen Namens, der im J. 1585 gelegentlich eines wegen der Berufung evangelischer Kirchendiener entstandenen Streites mit anderen Bürgern Augsburg verlassen mußte (s. hiezu Stetten, Gesch. v. Augsburg ad a. 1585) und sich nun mit seiner Frau Felicitas Remin nach Ulm begab. Er ist der Begründer des Ulmischen Zweiges der Welser'schen Familie. Von ihm stammt als Urenkel Marx Christoph ab, dem das Geschlecht die Erhebung in den Freiherrnstand verdankt. Er war der Sohn des im J. 1641 verstorbenen Ulmischen Rathsherrn Marx Christoph und der Susanne Baldinger. Seine wissenschaftliche Bildung genoß er nach Vollendung der Gymnasialstudien in Ulm auf den Universitäten in Wittenberg und Jena, wo er sich den Rechten widmete und in Genf, das er zur besseren Erlernung der französischen Sprache besuchte. Nach seiner Rückkehr nach Ulm wurde er von 1680 an Senator, Pflegherr, Zeugherr, Bauherr, Proviantherr, Oberrichter, Kriegsrath, Herrschaftspfleger und 1712 Bürgermeister; als Bauherr gerieth er mit dem Steueramte und dem Rathe in einen langwierigen Proceß, der ihm auch noch die Uebertragung des Oberforstamtes und die Ver-

waltung des Civilamtes Altheim eintrug. Als die Stadt Ulm im J. 1702 von den bairischen Truppen besetzt wurde, mußte W. wegen seiner Anhänglichkeit an den kaiserlichen Hof entfliehen. Er fand Schutz bei dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, welcher ihm im Schloß zu Göppingen Unterkunft gewährte. Von hier aus leistete er den Kaiserlichen und Alliirten „viele ersprießliche Dienste“, und als im J. 1704 der kaiserliche und Reichsfeldmarschall Freiherrn v. Thüngen Ulm belagerte, wurde W. von ihm dazu bestimmt, dem kaiserlichen Obersten L'Anglet bei den mit Baron v. Pettendorf, dem bairischen Commandanten Ulms, wegen der Uebergabe der Stadt einzuleitenden Unterhandlungen behülflich zu sein. Am 10. September 1704 wurde die Unterhandlung zum Abschluß gebracht, am 11. September erfolgte die Uebergabe. W. hatte sich des ihm gewordenen Auftrages mit solcher Geschicklichkeit entledigt, daß er sich die höchste Anerkennung des kaiserlichen Hofes erwarb und durch ein Diplom vom 29. April 1713 in den freiherrlichen Stand erhoben wurde. Er starb am 24. Mai 1727.

(Weyermann, l. c. S. 594, wo auch Biographien noch anderer Ulmer Welser zu finden sind.)

II. Jakob und seine Linie (Nürnberger Linie, auch die zu Neuhof genannt):

Jakob W. (1468—1541) kam Ende des 15. Jahrhunderts nach Nürnberg und erscheint dort im J. 1504 als Mitglied des Rathes. Er betrieb wie die Welser in Augsburg Großhandel, namentlich in Antwerpen, und unterhielt besonders lebhafte Verbindungen mit den Ländern am La Platastrom. Von ihm rührt das bekannte Welser'sche Handelsbuch her, das früher im Germanischen Museum aufbewahrt wurde. (Schuhmacher S. 299.) Von seinen Nachkommen seien hervorgehoben: Sebald W., geboren zu Nürnberg im J. 1557; er genoß eine sorgfältige Erziehung, machte die zu seiner Zeit üblichen Reisen und erwarb sich einen rühmlichen Namen als Gönner und Förderer der Wissenschaften. Er ist der Stifter des nach ihm benannten Auditoriums (der Aula) zu Altdorf und zweier Stipendien für Studirende. Er starb am 1. September 1589 auf dem Kreistage zu Ulm. (Will, Nürnberger Gel.-Lex. IV, 212; Baier, Beschreibung der Universität Altdorf, S. 88.) Sein Urenkel Karl, geboren am 27. April 1635 zu Nürnberg, genoß denselben Bildungsgang wie der Vorige, widmete sich dem Dienste seiner Vaterstadt, wurde 1664 Beisitzer im Land- und Bauerngericht, 1666 Rathsherr, später Rügs-Präses, Landpfleger, Scholarch, Kirchenpfleger, Septemvir, Duumvir und Losunger. Er starb am 24. Januar 1697. In der Gelehrtenwelt war er wohlbekannt durch seine prächtige Bibliothek und seine großen Münz- und Kupferstichsammlungen. Ein großes Verdienst um die Wissenschaft erwarb er sich durch die Veranlassung der Sammlung und Ausgabe der Schriften Marx Welser's. [Will, l. c. IV, 213 ff. Ebenda, S. 214, finden sich auch biographische Angaben über dessen Sohn Karl Wilhelm, der ebenfalls wichtige Aemter in Nürnbergschen Diensten bekleidete, und des letzteren Sohn Christoph Karl W. von und zu Neuhof und Rötenbach bei St. Wolfgang, der dem inneren Rathe angehörte und das Amt eines Bürgermeisters versah. S. im allgemeinen noch zu dieser Linie Kleinschmidt, l. c. S. 137, 138 ff.; Joh. Gottfr. Biedermann, Geschichtsregister des hochadeligen Patriciats in Nürnberg (1748), Tafel 558.]

Ueber den Zusammenhang der in Oesterreich heimischen Grafen von Welsersheimb ꝛc. mit dem von uns behandelten Welser'schen Geschlechte läßt sich nach der vorliegenden Litteratur nichts bestimmtes sagen. Paul v. Stetten, der Jüngere, der hervorragendste Kenner der Augsburger Geschlechterfamilien, behauptet (S. 101), daß die Welser'sche Familie jene Welsersheimb wegen Mangels des Beweises gemeinschaftlicher Abstammung niemals als Agnaten an-

erkannt. Nach Anderen sollen die Welsersheimb mit der Nürnberger Linie der Welser verwandt sein. (S. über diese Welsersheimb das Zedler'sche Lexikon, Art. Welser; Kleinschmidt l. c. S. 137.)

[S. über die Geschichte des ganzen Geschlechtes den großen, in Kupfer gestochenen Stammbaum, beschrieben von Will in seiner Bibl. Norica II, 263, Nr. 1263, die ebenfalls in Kupfer gestochenen Welser'schen Monumente (meist Grabmonumente), aufgezählt ebenda S. 264, Nr. 1265, wie überhaupt die dort unter Welser S. 263—267 verzeichnete Litteratur; Zapf, Bibl. Aug. I, 192 ff., 515 ff., 572; die Einleitung Arnold's zu den gesammelten Werken von Marx Welser; das Universal-Lexikon von Zedler, Bd. 54, Art. Welser; Paul von Stetten, Geschichte der Adelichen Geschlechter, wo eine große Anzahl hervorragender Mitglieder dieser Familie genannt ist. Eine Familiengeschichte hat Joh. Michael Anton Freiherr v. Welser, † 1875, begonnen und zum Theil schon gefertigt; veröffentlicht wurde sie noch nicht. — Das soeben erschienene Werk Ehrenberg's, Das Zeitalter der Fugger, das auch die Welser behandelt, konnte für diesen Artikel nicht mehr benutzt werden.] F. Roth.

Welte: Benedict W., katholischer Theologe, geboren 1805 zu Ratzenried, † am 27. Mai 1885 zu Rottenburg. Er machte seine Studien zu Tübingen, wurde 1833 Priester, 1835 Repetent im Convict zu Tübingen. 1836 übernahm er die Vorlesungen des am 31. Juli gestorbenen Professors der alttestamentlichen Exegese, J. G. Herbst (s. A. D. B. XII, 50), wurde 1837 zum Hülfslehrer, 1838 zum außerordentlichen, 1840 zum ordentlichen Professor für dieses Fach ernannt, welches er eine Reihe von Jahren ehrenvoll vertrat. Die letzten Jahre verlebte er, körperlich und geistig arbeitsunfähig, als Domcapitular in Rottenburg. 1840—44 besorgte W. die Herausgabe von J. G. Herbst's „Historisch-kritischer Einleitung in das A. T." in vier Bänden. Er hat das Manuscript von Herbst vielfach vervollständigt und berichtigt, bei manchen einzelnen Fragen conservativere Anschauungen vertheidigt. Der vierte Band, die deutero-kanonischen Bücher, ist ganz von W. verfaßt. Seine conservative Richtung bekundet W. auch in der 1841 erschienenen Schrift „Nachmosaisches im Pentateuch beleuchtet". Manche Punkte der alttestamentlichen Einleitung hat er in Aufsätzen und Recensionen in der Tübinger Quartalschrift und in Artikeln des Kirchenlexikons behandelt. Die einzige eigentlich exegetische Arbeit ist „Das Buch Hiob übersetzt und erklärt" (1849). Unter den katholischen Gelehrten des 19. Jahrhunderts, die als Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft gearbeitet haben, nimmt W. wenn nicht den ersten Platz, so jedenfalls einen der ersten Plätze ein. So lange W. in Tübingen Ordinarius war, war er auch Mitherausgeber der Tübinger Theologischen Quartalschrift. 1846 übernahm er mit Professor J. H. Wetzer in Freiburg die Redaction des von dem Herder'schen Verlag in Freiburg von 1854 an veröffentlichten Kirchenlexikons, welches 1860 mit dem Generalregisterbande (12 Bände) vollendet wurde. Die zweite Auflage erscheint seit 1882, begonnen von Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von Prof Fr. Kaulen in Bonn.

A. M. Weiß, Herder. Freiburg 1889. — Hurter, Nomenclator III, 795, 1268. — Werner, Gesch. der kath. Theologie, S. 473 u. f.

Reusch.

Welten: Oskar W., Belletrist, mit dem eigentlichen bürgerlichen Namen Georg Doleschal — wol einer nicht unbekannten österreichischen Staatsdienerfamilie dieses Namens entsprossen — war der Sohn eines kaiserlichen Beamten des mittleren Dienstes und wurde am 30. December 1844 geboren, zu Lemberg, weshalb er vielleicht als Knabe und Jüngling ähnlich wie sein ebendaher gebürtiger Zeit- und nah verwandter Berufsgenosse Leopold von Sacher-Masoch

(† 1895) Einblicke in die eigenthümlichen socialen Zustände der höheren Kreise im sarmatischen „Halbasien“ erlangte, die jener College zum ständigen Hintergrund gewählt hat und auch er gewiß bei manchen Themen mit im Auge hatte. Wann er das Pseudonym Oskar W. angenommen hat und weshalb er dies that, ist nicht feststellbar; jedenfalls aber ist es ganz zu seinem Alter ego geworden, da auch seine Lebensgefährtin „Welten“ ihrem Mädchennamen hinzufügte und er dem selbstgemachten Vor- und Zunamen sogar den Doctortitel vorsetzte. Letzteren erlangte er nach Abschluß der philosophischen Studien an der damals noch deutschen Universität seiner Heimathstadt nach der Mitte der sechziger Jahre. Denn seit 1867 sehen wir ihn schon mitten drin in eifriger Schriftstellerei.

Den wirklich originellen Litteraten der jüngsten deutschen Litteraturepoche ist W. beizurechnen, obzwar das Können meistens vom Wollen überflügelt wurde. Er begann als Dramatiker und hat bis zuletzt Thalien nicht locker gelassen, trotzdem diese Muse ihm jegliche Lorbeeren versagte. Allerdings fällt es auf, daß er später, als er sich als Selbstschöpfer wie als Beurtheiler fast durchweg der erzählenden Gattung widmete, die theatralische Bethätigung bibliographisch ignorirt hat. Deren Früchte sind: „Ein Weib der Revolution. Tragödie in 5 Acten“ (1871), nach Wurzbach (s. u.) S. 253a, der 1875 angibt, „wahrscheinlich dasselbe Werk, welches schon im Mai 1867 unter dem Titel ‚Charlotte Corday‘ in Heidelberg über die Bretter ging und einen Achtungserfolg errang“, während der sehr sachkundige Nekrologist des Wiener „Fremdenblatts“ nur sagt „auch eine Tragödie aus seiner Feder, ‚Théroigne de Mirecourt‘, ist im Buchhandel erschienen“; „Eine Heirat auf Probe. Lustspiel“ (1876); „Brüsseler Spitzen. Schauspiel“ (1876); „Böses Gewissen. Lustspiel“ (1878); „Rendezvous im Walde. Lustspiel“ (1878); „Scheidungsgründe. Lustspiel“ (1878); „An der schönen blauen Donau. Lustspiel in 1 Aufzug“, Rosner's „Neues Wiener Theater“ Nr. 97 (1879); „Va banque. Schauspiel“ (1881); „Das Mädchen von Marconet. Trauerspiel“ (1882); „Genziana. Lustspiel“ (1882); „Der Tugendwächter. Charakter-Lustspiel in 4 Aufzügen. Mit einem Vorwort: Die klassischen Bearbeitungen des Tugendwächter-Problems“ (1887); gedruckt sind wol nur die erste Arbeit, die letzte und „An der schönen blauen Donau“. Wien, der Aufenthaltsort in seinem Sturm und Drang, wo auch so manches seiner Feuilletons hervorgetreten, verhalf diesem rastlosen dramatischen Streben nicht zu irgend nennenswerthem Erfolge. So siedelte W. denn 1880 nach Berlin über, wo er bis 1885 als fruchtbarer, energischer Novellist und Kritiker im Sinne eines romantisch gefärbten Naturalismus gewirkt hat. Die wol nicht lange innegehabte Stellung als Mitredacteur des bekannten Tagesrepertoriums „Das Echo“ sammt der Mitarbeit an etlichen Zeitungen und Unterhaltungsjournalen ließen ihm hinreichende Muße zu ausgiebiger Pflege seines Genres, nämlich dem mit dem amüsanten Büchlein „Zola-Abende bei Frau von S. Eine kritische Studie. In Gesprächen (mit Zola's Holzschnitt-Porträt)“ 1883 präludirten eines bewußten künstlerisch durchgebildeten phantasievollen Realismus. Des rücksichtslosen französischen Meisters Lehre vom milieu, das für den Dichter nur als Umgebung des Menschen und nicht um seiner selbst willen vorhanden sei, nimmt er überzeugt auf, ohne daß ihm eigner Maßstab gebricht: „dieses höchste Gesetz“, schränkt er ein, „hat Zola denn auch erkannt; er fehlt aber in vielen Fällen dagegen, getrieben von seinem Drange nach Naturwahrheit. Und da er die Fülle der neuen Eindrücke nicht so rasch verarbeiten und sich ganz zu eigen machen kann, wie es bei seiner raschen Productionsweise nöthig wäre, so gibt er die ganze Fülle der neuen Eindrücke wieder, allerdings mit einem ganz bewunderungswürdigen sens du réel; er überwältigt

uns oft geradezu damit, aber er überschreitet dadurch bereits die dem Dichter gesteckten Grenzen, er wird Berichterstatter, er wird Gelehrter; er gibt nicht nur zu viel, er gibt es auch nicht in der Gestalt subjectiver Durchdringung, wie wir es fordern dürfen".

Die neueren Auseinandersetzungen über den Naturalismus, ja selbst die mannichfachen gewöhnlich superklugen Studien über Zola vernachlässigten zum eignen Schaden dieses höchst verständnißvolle Buch, obgleich sein positiver Einfluß auf den damals eben erwachenden „jüngstdeutschen" Naturalismus unleugbar ist und auch von dessen Vertretern eingeräumt wird. Der beste Beweis dafür ist Welten's frische fröhliche Theilnahme an dem eben damals begründeten Sammelorgan dieser Strömung, M. G. Conrad's „Die Gesellschaft", deren mit der Jahreswende 1884/85 beginnender erster Jahrgang verschiedene bezeichnende Beiträge Welten's enthält: S. 31 einen Abschnitt („Baronin d'Elvert") aus den „Zola-Abenden", die S. 16 warm bewillkommnet waren, S. 216 „Das Buch auf der Totenliste", eine Abwehr wider K. Frenzel's Widerspruch gegen Welten's Krieg mit den Leihbibliotheken, S. 492 „Unsere ästhetische Empfindlichkeit als Ausdruck des Verfalls unseres Geschmacks", S. 263 ein Referat über Fried. Lange's Roman „Harte Köpfe", S. 567 „Wien als Litteraturstadt", S. 615 und 868 zwei novellistische „Berliner Geschichten"; Vielseitigkeit, Inhalt, Stimmung dieser Artikel spiegeln Welten's ganze Art, sowie seinen damaligen erneuten Versuch sich emporzuringen, wieder. Schon seit Anfang der siebziger Jahre war W. mit scharfen Waffen gegen die ihm unsympathischen Erscheinungen, insbesondere die des Litteraturmarktes, zu Felde gezogen, zunächst in dem wenig gelesenen Wiener Journal „Plaudereien", dann namentlich als Romankritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung" (wol seit 1874), wo er ungescheute Revuen über prosaepische Novitäten abhielt. Wir finden beispielsweise Jhrgg. 1875 S. 135 und 456, Jhrgg. 1876 S. 166 und 373, Jhrgg. 1877 S. 745 und 751 derartige Collectivreferate, an letzterer Stelle unter dem Brennpunkte „Oesterreichische Novellisten". Mit dem klaren Aufdämmern seiner naturalistischen Doctrin und dem Einschwenken in das Lager der Erzähler hörte die referirende Bethätigung bei den altgläubigen „Blätt. f. lit. Unterh." allmählich auf, und W. suchte sich andere Asyle seiner furchtlosen Ansichtskundgabe. Davon ist u. a. der „Litterarische Merkur" seit 1883 zu nennen, wo IV (1885), 265 auch ein scharfer Aufsatz gegen Wildenbruch steht. Durch sein kühnes Auftreten hat W. sich seine litterarische Straße ziemlich verschüttet, seine materielle Existenz geradezu untergraben: aber er trug eben das Herz auf der Zunge, er war, wie der genannte Nachruf sagt, „eine Kampfnatur, er verfügte über einen scharfen Geist und eine schneidende Dialektik". Kritische Aufsätze, Recensionen, endlich die Schöpfungen selbst nach Stoffwahl und Ausgestaltung beweisen dies zur Genüge. Während die ersteren in Tagesblättern und den angeführten Zeitschriften zerstreut sind, hat er die letzteren, auch wo sie einzeln entstanden und gedruckt waren, gesammelt. So faßt der Band „Nicht für Kinder!" (1884), mehrfach typisch für W., „Monsieur En-passant" (1883; in „Die Dioskuren", lit. Jahrb. rc. XII, 174), „Eine Nacht gefangen" (1869), „Zerbrochene Gläser" (1878), „Junge Hunde" zusammen und macht wie seine Geschwister den Eindruck einer Nachahmung Guy de Maupassant's, von dem W. nur durch einen leisen Stich ins Empfindsame abweicht. Die gewagteste der Novelletten dieser Serie, „Junge Hunde", bezeichnet er selbst als ‚eine „naturalistische" Studie', und sie beansprucht auch eben nur den Rang eines Capriccios. Dieses Buch erlebte die 7. Auflage (1892), wird aber kaum sein Jahrzehnt überdauern. In demselben Fahrwasser bewegen sich die Sammelbände „Buch der Unschuld. Neue Novellen" (1885, 2. Aufl. 1889) und

„Früchte der Erkenntniß. Ein neues Novellenbuch“ (1886, 2. Aufl. 1887), wo er z. B. gegen die schon 1873 geschriebenen „Das Mondbild“ und „Chignon“ im ganzen einen Zug zum Bizarren verräth. Seine Lust an litterarischer Polemik im Dienste der Unverfälschtheit ward nicht unterbrochen: der an sich gar nicht verfänglichen Erzählung „Die Pantoffeln des Hofmeisters“ (1887) mit dem Untertitel „Eine weiberfeindliche Geschichte“ geht ein saftiges „Vorwort: die Prüderie in der Litteratur“ voraus, das gegen das falsche Anstandsgefühl, die „Vertöchterung“ der Belletristik, die Bornirtheit ihrer leidigen Zufluchtsstätten, der Familienblätter, die Unreellität und Parteilichkeit der Kritik heftig vom Leder zieht. Es folgten noch „Mit schönen Frauen. Novellistische Gespräche“ (1887, 2. Aufl. 1888; Nr. 31/32 von „Eckstein's Reisebibliothek“), wo er sich als der elegante Causeur über sociale Fragen, namentlich Schäden im high life bewährt wie in den „Zola-Abenden“, die harmlose „Honigmond-Novelle“ „Wenn junge Frauen durchgeh'n“ (1888, 2. Aufl. 1889), wo sich das Flitterwochen-Paar der „Jungen Hunde“, Rolf und Gisa, auf der Hochzeitsreise von Wien nach Berlin befindet, und die weniger zahmen Novellen „Das schlechtere Geschlecht“ (3. Aufl. 1892), „Fatale Geschichten“ (1892), „Wie Frauen strafen“ (1892).

Die Mehrzahl seiner erzählenden Dichtungen, besonders der späteren, hat W. aus Geldmangel rasch dem Setzer liefern müssen. Es ist ihm aber auch trotz dieses Fleißes nicht gelungen, sich und seine treue Begleiterin und Pflegerin, Frau Marie Steinsdorfer-Welten, die seit 1872 seine Gattin war und als „Edlita M.“ nicht unglücklich novellistisch thätig war, vor Entbehrung zu schützen. Ja, er hat sogar in den letzten Lebensjahren wiederholt buchstäblich Noth gelitten. Schwere körperliche Pein kam hinzu, zuerst wol ein Brustleiden. Die Schriften „Wie der Teufel Görbersdorf haben wollte“ (1886), der Aufsatz „Das Mekka für Lungenkranke“ in der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer“ 1886/87 Heft 2, das Buch „Die Heilanstalten von Görbersdorf. Was sie versprechen und was sie halten. Für Aerzte und Kranke auf Grund eigener Anschauungen und authentischer Quellen dargestellt. Mit 1 Karte“ (1887, 2., verbesserte Auflage 1888), das ganz zu Unrecht nirgends wo von diesem Heilorte des Riesengebirges die Rede ist, citirt wird, bilden den Niederschlag dieser herben Krankheitsperiode. Den im ganzen Wiederhergestellten überfiel ein schweres Augenleiden, so daß er 1892 am Staar erblindete und trotz gelungener Operation des Augenlichtes beraubt blieb. Er wohnte nach der Görbersdorfer Cur in Niederösterreich, erst in Krems, wol auch in Linz, dann in Mödling, wo ihn am 26. Mai 1894 der Tod aus Armuth und Enttäuschung erlöste.

Ein specieller Waffengang Welten's ist noch zu erwähnen, der seiner Zeit ziemliches Aufsehen verursachte, sein Ansturm wider die Leihbibliotheken. Auf den Titelblättern von „Nicht für Kinder!“ stand „das gewerbsmäßige Verleihen dieses Exemplars ist untersagt“ für den Fall daß dieses 3 Mark gekostet hatte, da Leihbibliotheken nämlich 5 Mark zahlen sollten; das Titelblatt der „Früchte der Erkenntniß“ trug die Notiz: „Das gewerbsmäßige Verleihen dieses Exemplars ist bei Vermeidung einer Conventionalstrafe von Einhundert Mark untersagt“, und erstgenanntem Werke schickte er auf rotem Papier ein 20 Seiten langes Vorwort „Unser Recht gegen die Leihbibliotheken“ voraus, wo er der, wie er behauptete, widerrechtlichen Ausbeutung des Schriftstellerstandes durch die Leihbibliotheken, aus idealen und juristischen Gründen das Handwerk legen wollte. Obwol der „deutsche Schriftstellertag“ sich gerade damals unabhängig davon mit der Sache beschäftigte und die Welten'sche Anregung ziemlich weite Ringe zog, blieb sie doch, zumal ihre vermeintliche Hauptstütze, § 25 Tit. 8, Th. 1 des Allgemeinen Landrechts, als hinfällig erwiesen wurde, unerledigt. Immerhin gebührt ihr

das unbestreitbare Verdienst, diese für die litterarischen Marktverhältnisse, die allgemeine Bildung und die Lage der Berufsschriftsteller so bedeutsame Discussion hervorgerufen und entschieden gefördert zu haben; die eigene Position in der Belletristik, weder hinsichtlich der Werthschätzung noch die materielle, ward dadurch freilich nicht mehr gebessert. „Deutsche Buchhändler-Akademie“ III, 1. Heft (1886) brachte einen Artikel dagegen, im Artikel „Autorenrecht und Leihbibliothek“ im „Literarischen Merkur“ IV Nr. 21/22 unterrichtet Philipp Stein, der eben vorher ebd. S. 303 f. „Nichts für Kinder“ günstig, doch vor dem Bizarren warnend angezeigt hatte, mit Zusätzen eines juristischen Fachmanns über das leidige Capitel, dessen Erörterung W. bis heute am nachdrücklichsten zur Debatte gestellt hat. Auch die etwas problematisch gehaltene Biographie Welten's in Wurzbach's „Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ 54. Bd. (1886), S. 252 f., für das Bibliographische auf das ausführliche Verzeichniß in Kürschner's Litteraturkalender auf d. J. 1884 VI. Jhrgg., S. 285 gestützt (wo die Angaben später verkürzt und nicht mehr selbstrevidirt erschienen, zuletzt XVI, 1286 [XVII, 43 ist der Tod registrirt]), erörtert diese Sache. Der einige Male angeführte, nicht ohne Nutzen befragte kurze Nachruf des Wiener „Fremdenblatts“ ist in der „Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung“ vom 1. Juni 1894, S. 7 abgedruckt. Noch knapper ist die, sich jedes Einzeleingehens entschlagende nekrologische Notiz im „Magazin f. Litteratur“, 63. Jhrgg., Sp. 732, wo Welten's gesammte Wirksamkeit, ungeachtet der zugegebenen Verdienste des Zola-Buchs, deshalb als erfolglos bezeichnet wird, weil er „eben einer der allzuvielen“ gewesen sei. Dagegen hatte Marius Stein, d. i. Welten's geistreiche Landsmännin Maria Janitschek, 1887 da wo er so oft die Kritikerlanze geschwungen, in den „Blätt. f. lit. Unterh.“ (S. 590), ihn als „ein so allgemein anerkannter Schriftsteller wie Welten“ angeredet. Die Wahrheit mag in der Mitte liegen. Die älteren Novellensammlungen bespricht kurz Gottschall, Die dtsch. Nationallit. des 19. Jhrhs.[6] IV, 782, das Zola-Buch ebd. 742.

Ludwig Fränkel.

Welter: Anton Karl W., geboren am 8. August 1801 in Münster, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Bonn die Rechtswissenschaft und trat am 5. September 1821 als Auscultator beim Oberlandesgericht zu Münster ein. 1823 zum Referendar, 1826 zum Assessor ernannt und als solcher in Naumburg, Paderborn und Münster thätig, wurde er bereits 1832 zum Oberlandesgerichtsrath in Münster befördert, woselbst er gleichzeitig auch als akademischer Richter, als Magistratsmitglied und Stadtrath, als Mitglied der Armen-Kommission und der Direction der Münster-Hammer Eisenbahn fungirte und 1847 zum Abgeordneten für den vereinigten Landtag in Berlin gewählt war. Im Herbst 1847 siedelte er als Oberlandesgerichtsdirector nach Halberstadt über, kehrte jedoch am 1. Februar 1851 als Vicepräsident des Paderborner Appellationsgerichts in die heimathliche Provinz zurück. In dieser Stellung erhielt er 1865 den Rothen Adlerorden 2. Classe m. E., 1869 den Charakter als Geheimer Oberjustizrath und 1871 bei der Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums den Kronenorden 2. Classe mit dem Stern, den juristischen Doctortitel von der Universität Bonn und das Ehrenbürgerdiplom von Paderborn und Münster. Gleich rüstig an Körper und Geist waltete er bis zum Herbst 1877 seines Amtes; dann zwang ihn ein ernstes Unwohlsein, einen mehrmonatlichen Urlaub zu nehmen und am 1. April 1878 in den Ruhestand zu treten. Nur wenige Wochen aber genoß er die wohlverdiente Muße: am 15. Juni schon starb er infolge eines Schlaganfalles, von dem er, eben von einem Spaziergange

in seine Wohnung zurückgekehrt, betroffen wurde. Welter's hohe geistige Begabung und rastlosen Fleiß bekunden besonders seine privatrechtlichen Schriften, die sich durch Klarheit und Gründlichkeit auszeichnen: „Die münstersche eheliche Gütergemeinschaft“ (1829); „Das gutsherrlich-bäuerliche Rechtsverhältniß in besonderer Beziehung auf die vormaligen Eigenhörigen, Erbpächter und Hofhörigen im früheren Hochstifte Münster und auf bäuerliche Grundbesitzer in anderen Gegenden Westfalens“ (1836); „Die Jagdgerechtigkeit gegenüber dem Grundbesitz in Westfalen, mit Rücksicht auf die Jagdtheilung“ (1845); „Theoretisch-praktisches Handbuch über das eheliche Güterrecht in Westfalen und den rheinischen Kreisen Essen, Duisburg und Rees ... nebst der Lehre von der Einkindschaft in Verbindung mit der Provinzialgütergemeinschaft“ (1861; neu bearbeitet von Ferd. Schultz 1883). In denselben ist altes und neues Material in großer Menge angezogen und verarbeitet, und namentlich der Einfluß der fremdherrlichen Gesetzgebung eingehend erörtert worden, so daß sie ihre Bedeutung für die westfälische Rechtspflege beibehalten haben, trotzdem manche Ausführungen — wie z. B. die über die Hofhörigkeit — unzutreffend sind und Welter's Darstellung in zahlreichen wichtigen Punkten von dem neuerdings durch die Praxis festgestellten Rechte abweicht. P. Bahlmann.

Welter: Theodor Bernhard W., Bruder des Anton Karl W., war am 4. (nicht 3.) Juni 1796 zu Münster geboren. Nachdem er am dortigen Gymnasium seine Vorbildung erhalten und an der jetzigen Akademie philologischen Studien obgelegen hatte, sandte ihn das Kgl. Consistorium am 14. April 1820 als Lehrer an die neu organisirte höhere Lehranstalt zu Warendorf, über deren Umgestaltung aus dem alten Franziskaner-Gymnasium W. im Programm des folgenden Jahres berichtet. Aus diesem Amt auf eigenen Antrag entlassen, setzte er trotz bestandener Staatsprüfung seine Studien im Herbst 1821 an der Berliner Universität fort und wollte sich dort den philosophischen Doctorgrad erwerben. Bevor er aber noch die bereits in Angriff genommene Dissertation „de Teutonibus“ vollendet, wurde er zurückberufen und vom 1. October 1823 ab als Lehrer am münsterischen Gymnasium angestellt, dem er fast ein halbes Jahrhundert hindurch seine Zeit und Kraft widmete, obschon ihm 1841 das Directorat des Gymnasiums zu Arnsberg unter sehr ehrenden Bedingungen angeboten war. Schon sehr bald mit dem Unterricht in den oberen Classen betraut, wurde er 1830 Ordinarius in Prima, 1831 Professor, 1858 erster Oberlehrer und Senior des Lehrercollegiums. Wie sehr er sich die Liebe und Hochachtung seiner Amtsgenossen und Mitbürger erworben, kam deutlich am 14. April 1872 bei der Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums zum Ausdruck, bei welcher Gelegenheit ihm auch der König den Rothen Adlerorden 3. Klasse m. Schl. und die Akademie Münster die Würde eines Doctor philosophiae honoris causa verlieh. Bald nach dieser Feier — am 1. Mai — legte W. sein Lehramt nieder, und nicht viel später — am 28. Juli — machte ein erneuter Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Seine drei Programm-Abhandlungen — außer der bereits erwähnten noch „Einführung des Christenthums in Westfalen“ (1830) und „De fide Taciti in rebus Germanorum quaestio I“ (1846) — sind weniger bekannt geworden; dagegen erlebte die „Geschichte der Griechen“ (1839) drei, die „Geschichte der Römer“ (1849) zwei Auflagen. Sein Hauptwerk ist das für die mittleren Gymnasialclassen bestimmte „Lehrbuch der Weltgeschichte“ (1826/30), das den Namen seines Verfassers weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinausgetragen und dank seiner klaren Auffassung und namentlich der dem jugendlichen Alter so glücklich angepaßten Form nicht nur in den Schulen Deutschlands und dessen großer Nachbarländer, sondern auch Amerikas und Japans Eingang und Verbreitung gefunden hat. Die vielen Auflagen, die von

jedem der drei Theile (I: 40 Aufl. bis 1894; II: 33 Aufl. bis 1892; III: 32 Aufl. bis 1894) wie von dem daraus frei bearbeiteten Auszuge (44 Aufl. v. 1835—93) erschienen sind, bestätigen den hohen Werth der Arbeit, den der gerade mit der Abfassung einer ähnlich angelegten Weltgeschichte beschäftigte Consistorial- und Schulrath Kohlrausch dadurch anerkannte, daß er nach Durchsicht von Welter's Manuscript das seine den Flammen übergab.

Vgl. 53. Jahresbericht des Gymnas. zu Münster, 1872. S. 28 f.

P. Bahlmann.

Weltzien: Karl W., Dr. med., Professor der Chemie am polytechnischen Institut und Vorstand der chem.-techn. Schule in Karlsruhe. Geboren am 8. Februar 1813 in St. Petersburg, † am 14. November 1870. 1841 habilitirte er sich in Karlsruhe, 1842 wurde er außerordentlicher, 1850 ordentlicher Professor. „Vorträge über Chemie, gehalten im Gewerbeverein in Karlscuhe" (1846); „Das chem. Laboratorium an der großh. polytechn. Schule zu Carlsruhe" mit H. Lang (Karlsruhe 1853); „Grundriß der theoret. Chemie" (ebd. 1854). „Systematische Zusammenstellung der organischen Verbindungen" (Braunschweig 1860); zahlreiche Veröffentlichungen in Liebig's Annalen, besonders über Ammoniumbasen, Cyansäure, Kreatin.

K. Birnbaum, Nekrolog, B. d. d. ch. G. VIII, 1698.

C. Oppenheimer.

Weltzien: Peter Friedrich Ludwig v. W., königlich preußischer Generallieutenant, am 1. April 1815 zu Bockhorn im Großherzogthum Oldenburg geboren, trat am 21. Juni 1829 bei dem Oldenburgischen Infanterieregimente in den Militärdienst seines Heimathlandes, ward, nachdem er die Militärschule zu Oldenburg besucht hatte, am 30. December 1832 zum Secondlieutenant und, nachdem er von 1834 bis 1837 zur Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin commandirt gewesen und am 30. April 1840 zum Brigadestabe versetzt worden war, am 1. Mai 1841 zum Premierlieutenant befördert, begleitete 1846 bis 1848 den Erbgroßherzog von Oldenburg (demnächst Großherzog Peter II.) auf die Universität Leipzig, nahm 1848 als Brigadeadjutant und 1849 als Hauptmann im Generalstabe der Reserve-Division am Kriege gegen Dänemark theil, ward am 30. März 1853 mit den Verrichtungen des Brigademajors und mit der Direction der Militärschule beauftragt, am 1. Januar 1856 zum Brigademajor, am 19. August 1857 zum Major ernannt und am 1. Februar 1859 als Militärbevollmächtigter zur Bundes-Militärcommission in Frankfurt a. M. commandirt. 1846 hatte er den Titel eines Kammerjunkers, 1855 den als Kammerherr erhalten. Durch seine langjährige Verwendung außerhalb der Front war er dem Truppendienste einigermaßen entfremdet und wurde daher, als das Commando des Infanterieregimentes frei geworden und er der älteste Stabsofficier war, nicht sofort mit der Wahrnehmung dieser Stellung betraut, welche der Brigadecommandeur General v. Fransecky selbst übernahm, sondern erhielt zunächst das Commando eines Bataillons, aber schon nach einem halben Jahre, als Fransecky sich von seiner Befähigung überzeugt hatte, ward ihm am 11. November 1861 die Führung des Regimentes übertragen und am 1. Januar 1862 wurde er zum Oberst und Commandeur ernannt. Als dann General von Fransecky in den preußischen Dienst zurückkehrte, wurde W. am 30. April 1865 zum Generalmajor, zum Commandeur des Oldenburgischen Truppencorps und zum Commandeur der Oldenburgisch-Hanseatischen Brigade ernannt. Im nächsten Jahre führte er diese in den Krieg gegen Oesterreichs süddeutsche Verbündete. Am 16. Juli erfolgte der Ausmarsch aus Oldenburg, am 20. die Ankunft in Frankfurt a. M., am 24. kamen die ihm unterstellten Truppen, welche bei dieser Gelegenheit an Todten und Verwundeten 4 Officiere und

49 Mann verloren, der badischen Division gegenüber, die zum Aufgeben ihrer Stellung genöthigt wurde, bei Werbach ins Gefecht; bei den übrigen kriegerischen Zusammenstößen, denen sie beiwohnten, blieben sie in Reserve. Als darauf das gesammte oldenburgische Bundescontingent in den Verband des preußischen Heeres getreten war, ward General v. W. am 25. September 1867 dem Stabe der 15. Division in Köln „attachirt“, d. h. er wurde demselben beigegeben, um sich zunächst in die neuen Verhältnisse einzuleben, sodann „mit Wahrnehmung der Geschäfte beauftragt“, am 22. März 1868 zum Generallieutenant befördert und am 8. April 1869 zum Commandeur jener Division ernannt, an deren Spitze er 1870 in den Krieg gegen Frankreich zog. Mit großer Auszeichnung führte er dieselbe am 18. August in der Schlacht bei Gravelotte-Saint Privat, aber bei der Einschließung von Metz erkrankte er, die Trauer um den Tod seines einzigen Sohnes, welcher bei Ausbruch des Krieges als Freiwilliger in das zu Köln garnisonirende Ostpreußische Füsilierregiment Nr. 33 getreten und am nämlichen 18. August beim Angriffe auf die Ferme Moscou gefallen war, verschlimmerte sein Leiden und am 16. October d. J. starb er zu Wiesbaden.

W. gab die „Memoiren des Königlich Preußischen Generals der Infanterie L. v. Reiche“ (s. A. D. B. XXVII, 652), seines Oheims heraus (Leipzig 1857, zwei Bände) und schrieb „Militärische Studien aus Oldenburgs Vorzeit und Geschichte des Oldenburgischen Contingents“ (Oldenburg 1858), sowie einen „Kurzen Lebensabriß des Marschalls Moritz von Sachsen und Auszüge aus seinen Betrachtungen über die Kriegskunst“ (Oldenburg 1867).

Personal-Chronik der oldenburgischen Officiere und Militär-Beamten von 1775—1876, Oldenburg 1876. — v. Finckh, Geschichte des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91, Berlin 1881. B. Poten.

Welwitsch: Friedrich W., botanischer Reisender, geboren zu Maria-Saal in Kärnten 1807, † zu London am 20. October 1872. Als Sohn eines Gutsbesitzers hatte W. in seiner Knabenzeit reichlich Gelegenheit, Feld und Flur zu durchstreifen, wodurch schon frühzeitig sein Sinn auf die Pflanzenwelt gelenkt wurde. Er bezog die Universität Wien, um, einem väterlichen Wunsche entsprechend, Jura zu studiren. Seine Neigung aber gehörte den Naturwissenschaften und da ihm für derartige Studien vom Hause keine Unterstützung zukam, war er zur Beschaffung seines Unterhaltes auf sich selbst angewiesen. Er schrieb zu diesem Zwecke Theaterkritiken. Bald trat er ganz zur medicinischen Facultät über und trieb mit Eifer Botanik. Jacquin, Host und Trattinick waren seine Lehrer in dieser Wissenschaft. Welwitsch's erste Publication war ein Aufsatz im 4. Bande der Beiträge zur Landeskunde Oesterreichs (1834) „Beiträge zur kryptogamischen Flora Unterösterreichs“, welcher mit einem Preise der Stadt Wien gekrönt wurde. Nicht lange darnach betraute ihn die österreichische Regierung mit einer Untersuchung der Cholera in Savoyen und dieser ehrenvolle Auftrag söhnte den Vater mit dem Wechsel seines Berufes aus. Nachdem er dann noch kurze Zeit hindurch einen österreichischen Edelmann auf dessen Reisen als Erzieher begleitet hatte, wurde er, nach Wien zurückgekehrt, zum Dr. med. promovirt auf Grund einer Dissertation: „Synopsis Nostochinearum Austriae inferioris“, welche 1836 im Drucke erschien. Durch diese, wie durch die vorhin erwähnte Arbeit kann W. als Gründer der Kryptogamenflora von Niederösterreich angesehen werden. Ein Besuch der deutschen Naturforscherversammlung regte in ihm zuerst den Gedanken an, sich als Forschungsreisender zu versuchen und es fand sich bald eine Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes. Im J. 1839 wurde W. von dem Württembergischen Reiseverein, dessen Mitglied er war, beauftragt, die Pflanzenwelt der Azoren und Capverdischen Inseln zu erforschen. Im Sommer desselben Jahres verließ er Wien und

erreichte, nach kurzem Aufenthalte in England, im Juli Lissabon. Hier erfuhr seine Reise einen unerwarteten Aufschub. Er benutzte die Zeit zu floristischen Studien in der Umgebung der portugiesischen Hauptstadt und zur Anlage einer umfangreichen Pflanzensammlung. Diese Thätigkeit fesselte ihn so, daß er beschloß, ganz in Portugal zu verbleiben. Innerhalb sechs Wochen erwarb er sich eine hinreichende Kenntniß der Landessprache und entwarf nun den Plan zur systematischen Erforschung von ganz Portugal. Nach Oesterreich kehrte er nicht wieder zurück, verließ auch, kurze Besuche in London und Paris abgerechnet, sein Adoptivvaterland nicht vor dem Jahre 1853. Er übernahm die Aufsicht über die botanischen Gärten in Lissabon und Coimbra und die Verwaltung der Gärten des Herzogs von Palmella in Cintra und Alemtejo. Seine Reisen führten ihn durch den größten Theil des Königreichs und brachten ihm reiche Pflanzensammlungen ein. Nicht weniger als 56 000 Exemplare sandte er dem Reiseverein und lieferte Collectionen für die Herbarien der Akademien in Lissabon und Paris. Sein Privatherbar umfaßte an portugiesischen Pflanzen mehr als 9000 Species in tadellosen Exemplaren in den verschiedensten Wachsthumszuständen und mit sorgfältigen Bestimmungen. Die litterarischen Ergebnisse seiner Reisen in Portugal, vornehmlich den Kryptogramen, dem Gegenstande seiner besonderen Vorliebe gewidmet, waren eine im zweiten Bande der Acten der Akademie von Lissabon 1850 erschienene Beschreibung der „Genera Phycearum Lusitanae“, worin er allein 250 neue Tangarten aufzählt, ferner einige Aufsätze in der Zeitschrift Flora: „Ueber einige halbtropische, augenscheinlich in Portugal heimische Arten“ (1849) — „Ueber portugiesische Eichen“ (1861), und — seine letzte wissenschaftliche Arbeit — „Notizen über die Bryologie von Portugal“ (1872). Außerdem wurden die von W. gesammelten Laub- und Lebermoose von Mitten bearbeitet. Im J. 1850 beschloß die portugiesische Regierung, einer zur Bereisung ihrer Kolonien an der westafrikanischen Küste bestimmten Expedition einen wissenschaftlichen Begleiter mitzugeben. Die Wahl fiel auf W. Er reiste 1851 behufs Information und Ausrüstung für seine Reise nach London und verließ im August 1853 Europa. Seine Reiseberichte sind in den veröffentlichten Briefen an die portugiesische Regierung und in der Einleitung zu Morelet's: „Memoir on the Land and Fresh-Water Shells“ enthalten. Nach kurzem Besuche von Madeira, den Capverden, S. Jago und den Prinzen-Inseln, landete die Expedition im September d. J. in Freetown an der Sierra-Leone-Küste und erreichte Anfangs October Loanda, die Hauptstadt Angolas. Diese Stadt bildete zunächst die Operationsbasis. Nahezu ein Jahr verwendete W. zur gründlichen Erforschung der maritimen Zone und begab sich dann, dem Laufe des Bengo folgend, ins Innere. Golungo-Alto bildete den Mittelpunkt eines Gebiets, dessen Erforschung ihn zwei Jahre festhielt. Obwol in dieser Zeit wiederholt leidend an den gewöhnlichen Erkrankungen europäischer Reisenden in den Tropenländern, an Fieber und Dyssenterie, war er dennoch unermüdlich thätig im Sammeln von Pflanzen und Thieren und erschloß ein bis dahin floristisch noch wenig bekanntes Land. Hier war es auch, wo er im October 1854 mit Livingstone zusammentraf, was zur Folge hatte, daß er seine ursprüngliche Idee, unter Durchquerung des Continents die ostafrikanischen portugiesischen Besitzungen aufzusuchen, aufgab. 1856 verließ W. Golungo-Alto und erreichte im October das südwestlich davon liegende Pungo-Andongo. Eine graphische Skizze dieser Reise enthält Murray's Journal of Travel and Natural History (Nr. 1). Die Flora dieses Districts schildert er als eine paradiesische mit den lebhaftesten Farben und bezeichnete Pungo-Andongo geradezu als einen botanischen Garten gewaltiger Ausdehnung, in welchem man die interessantesten Formen der Vegetation des tropischen und

subtropischen Afrikas beisammen fände neben einer beträchtlichen Zahl endemischer Pflanzen. Von Interesse war auch seine Entdeckung der Rhipsalis Cassytha, der einzigen bisher außerhalb Amerikas gefundenen Cactee. Nach achtmonatlichem Aufenthalte in diesem Landstrich, den W. nach allen Richtungen durchkreuzte, ostwärts bis zu den Fällen des Quanza vordringend, ging er über Golungo-Alto nach Loanda zurück, das er im August 1857 erreichte. Soweit ihm sein Gesundheitszustand zu arbeiten gestattete, benutzte er die Zeit der Ruhe zur litterarischen Verwerthung seiner Forschungsergebnisse. Ueber die Vegetation von Angola geben 2 werthvolle Briefe an W. Saunders Aufschluß, abgedruckt in dem Linn. Soc. Journal Vol. III und seine Reiseberichte erschienen in Lissabon unter dem Titel: „Apontamentos Phyto-geographicos sobre a Flore da Provincia de Angola na Africa Equinocial“ in den Annaes do Conselho Ultramarino im December 1858. Aus diesen ergibt sich, daß W. während der drei Reisejahre 3227 Species gesammelt und bestimmt hatte. Später kamen noch 510 Arten hinzu. Bei jeder Familie ist die Zahl der gesammelten Arten sowie die Region ihres Fundortes angegeben, ob an der Küste, innerhalb der Gebirgsregion oder auf dem hohen Tafellande wachsend. Angeschlossen ist eine Liste der Culturpflanzen mit Bemerkungen über deren Verbreitung. Nach kurzer Schonzeit, welche er seiner Gesundheit schuldete, setzte W. Ende Juni 1859, obwol noch am Fieber leidend, seine Forschungen nach einer anderen Richtung fort. Er beabsichtigte zunächst nur die Littoralregion von Benguela und Mossamedes zu besuchen, dehnte indessen, da sich seine Gesundheit stetig besserte, seine Excursionen allmählich weiter aus und zwar zunächst südwärts bis über Cap negro und dann, als im October der Frühling einbrach, in das Innere von Benguela zur Erforschung der Hochebene von Huilla, welche in einer Entfernung von ungefähr 80 Meilen von der Küste sich in Höhen von 5800—6000′ über den Meeresspiegel erhebt. Seine Eindrücke über die Küstenflora von Benguela und Mossamedes, die sich wesentlich von derjenigen an der Loangoküste unterscheidet und bunter und mannichfaltiger ist, schilderte W. in einem von Loanda aus an Hooker gerichteten Briefe, abgedruckt im Journal of Linn. Soc. Vol. V. Die interessanteste Entdeckung aber machte W. in der Nähe des Cap negro. Hier fand er auf einer, aus Kalk, Tuff und Lehmlager bestehenden, mit sandigem Geröll bedeckten Hochebene die merkwürdige Gnetacee, die Hooker in den Linn. Soc. Trans. Vol. XXIV 1863 beschrieben und dem Entdecker zu Ehren Welwitschia mirabilis benannt hat, jenen Zwergbaum, welcher bei einem oft 4 Fuß messenden Durchmesser des Stammes, dennoch nie über 1 Fuß hoch sich über die Erde erhebt und während seines, nicht selten ein Jahrhundert überschreitenden Wachsthums immerfort nur die beiden holzartig werdenden Cotyledonen beibehält. Später wurde die Pflanze in ähnlicher Gegend von Baines und Anderson im Damaraland, unfern der Walfischbai aufgefunden. Das Landschaftsbild von Huilla erinnerte den Reisenden an die Schweizer Vorgebirge, nur daß zahlreiche Melastomaceen, Combretaceen und Apocyneen den Tropencharakter wahrten. Eine Schilderung der Vegetation dieses Plateaus findet sich in einem Briefe, den W. nach seiner Rückkehr nach Portugal an De Candolle richtete und der in der Bibliothèque universelle de Genève vom Juli 1861 publicirt ist. Gegen 2000 Pflanzenspecies waren das Sammlungsergebniß dieser letzten Reise. Im Januar 1861, also nach 7½jähriger Abwesenheit von Europa, kehrte W. nach Lissabon zurück. Hier begann er alsbald eine kritische Sichtung des enormen Pflanzenmaterials. Unzweifelhaft gehören seine Sammlungen zu den besten, welche je in Afrika gemacht wurden und zwar nicht nur wegen der reichen Artenzahl, sondern auch wegen der Sorgfalt in der Behandlung und Auswahl des Gesammelten, sowie der werthvollen Notizen halber, welche der Sammler seinen

Objecten nach Beobachtungen an Ort und Stelle beigefügt hatte. Zu einer gründlichen Bearbeitung dieser Schätze erwies sich aber Lissabon als nicht geeignet. Es fehlte hier an Sammlungen, welche zum Vergleich hätten herangezogen werden können, an litterarischen Hilfsmitteln und an geeigneten, genügend geschulten Mitarbeitern. So war W. genöthigt nach London zu gehen. Hier begann er 1863 seine Arbeit, unterstützt durch eine pecuniäre Beihülfe seitens der portugiesischen Regierung. Allein schon nach 2 Jahren entzog man ihm die Unterstützung. Ganz unbewiesenen Anschuldigungen, welche man im Lissaboner Parlament gegen ihn erhob, als bereichere er sich persönlich durch den Verkauf der Angola'schen Sammlung, lieh die Regierung Gehör. So blieb denn W. in London und begann sein vorgestecktes Werk aus eigener Kraft in die Hand zu nehmen, zwar tief getränkt durch die schmachvolle Behandlung seitens des Landes, dem er seine besten Kräfte gewidmet hatte, aber unentwegt und trotz seiner Leiden, welche ihn nie mehr ganz verlassen sollten. Zwar war sein Gesundheitszustand bis zum Sommer 1872 leidlich. Da aber brach in seinem Hause Feuer aus und bedrohte ernstlich seine werthvollen Sammlungen. Die Folge war eine Nervenerschütterung, welche seinem Körper gefährlich wurde. Nur eine kurze Zeit noch konnte er sich wissenschaftlich beschäftigen und nach sechswöchentlichem schmerzlichen Siechthum verschied er zu London in einem Alter von 65 Jahren.

Außer den schon angeführten Arbeiten und noch einigen später publicirten Abhandlungen über afrikanische Pflanzen und Drogen, die im Journal of the Linn. Soc. (Vol. VIII), in den Transactions of Linn. Soc. (Vol. XXVI) und in Gardener's Chronicle (1871) erschienen sind, ist Welwitsch's wichtigste Publication sein: „Sertum Angolense“, 1869 in den Trans. of Linn. soc. (Vol. XXVII) abgedruckt. Es enthält, in lateinischer Sprache geschrieben, neben einer geographischen Skizze, die ausführlichen und von guten Abbildungen begleiteten Beschreibungen einer größeren Anzahl der interessantesten neuen und wenig bekannten Pflanzenformen der portugiesischen Colonien Westafrikas, im ganzen 12 neue genera und 48 neue species. Von andern Autoren, welche auf Grund der Welwitsch'schen Sammlungen die Wissenschaft förderten seien genannt: Hooker, der eine Flora of Tropical Africa herausgab, A. de Candolle, welcher die Campanulaceen, Oliver, der die Lentibulariaceen monographisch bearbeitete, ferner Müller, Seemann, Schott und Hegelmaier, welche unter dem Titel: „Welwitschii Iter Angolense“ mehrere Artikel im Journal of Botany (Vol. II u. III) veröffentlichten. Von Kryptogamen hat Duby die Moose beschrieben (Memoirs of the Natural History Society of Genera 1870/71) und Nylander eine Uebersicht über die Flechten geliefert (Bull. Soc. Linnéenne de Normandie 1869). In Welwitsch's Nachlaß theilten sich das Berliner Herbar, der botanische Garten in Wien, das Landesmuseum in Kärnthen, das British Museum, der Garten in Kew, die Museen zu Paris, Kopenhagen, Rio de Janeiro, die portugiesische Regierung und die Akademie der Wissenschaften in Lissabon, sowie der Afrikareisende G. Schweinfurth und Alphonse de Candolle in Genf.

Nekrolog von H. Trimen im Journal of Botany (New Series, Vol. II) 1873. — Oesterr. bot. Zeitschrift 1861. — Botanische Zeitung 1872.

E. Wunschmann.

Welz: Robert v. W., Augenarzt und Professor der Augenheilkunde in Würzburg, wurde am 15. December 1814 zu Kelheim in Baiern als Sohn eines Landrichters geboren. Seine Mutter war eine geb. Freiin v. Ehlingensberg. Er besuchte die Gymnasien zu Regensburg und Würzburg, studirte seit 1832 an der Würzburger Universität anfangs Naturwissenschaften, ging später zur Medicin über und erlangte 1838 die Doctorwürde, wozu er 1841 eine Inauguraldissertation „über die Gesundheitsvorschriften des Bithyniers Asclepiades“

lieferte (griechisch mit lat. und deutscher Uebersetzung). Er wurde darauf Hülfsarzt der medicinischen Klinik im Juliushospital (unter Marcus), eine Stellung, in welcher er von 1840 bis 1847 verblieb. Während dieser Zeit gab er auch, wie seit Schönlein's Zeiten herkömmlich, für die Assistenten Privatcurse in Percussion und Auscultation und bethätigte seinen Erfindungsgeist durch Angabe vielfacher sogenannter Stethoskope. 1844 bestand er die medicinische Schlußprüfung, 1847 erhielt er die Erlaubniß zur Praxis und 1848 habilitirte er sich bei der med. Facultät als Privatdocent mit einer Abhandlung: „De collapsu pulmonum qui fit thorace aperto“ und mit der 1849 gehaltenen Antrittsvorlesung: „Ueber die Anwendung der Akustik auf die Resultate der Percussion der Brust und der Unterleibshöhle.“ Im letztgenannten Jahre erhielt er ein Reisestipendium und begab sich nach Paris, wo er sich viel mit dem Studium der Syphilis beschäftigte und mit Ricord in eine litterarische Fehde gerieth. Nebenher vervollkommnete er sich sehr in der Zahntechnik und übte diese nach seiner Rückkehr in die Heimath mit großer Vorliebe, bis er sich dann ausschließlich der Augenheilkunde zuwandte. In dem ehemaligen Würzburger Gebärhause, das er vom Staate ankaufte, richtete er eine Augenheilanstalt ein und wurde 1866 zum ordentlichen öffentlichen Professor der Augenheilkunde ernannt. Hier wirkte er bis zu seinem in der Nacht vom 11. zum 12. November 1878 erfolgten Tode. v. W. war ein sehr gewandter, mit instrumentellem Erfindungstalent ausgestatteter Operateur. Unter anderen construirte er auch einen besonderen Enucleationslöffel. Er war in inniger Freundschaft mit A. v. Graefe verbunden, dessen Andenken er dadurch ehrte, daß er 1873 der Ophthalmologischen Gesellschaft ein Capital von 5000 Francs mit der Bestimmung überwies, die Zinsen alle 3 Jahre als Prämie für die beste im Archiv für Ophthalmologie erscheinende Arbeit zu verwenden.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 237 u. die daselbst genannten Quellen.

Pagel.

Wenck: Helfrich Bernhard W., Schulmann und Historiker, Sohn von J. M. W., wurde am 19. Juni 1739 zu Idstein geboren. Ueber seinen Bildungsgang ist wenig bekannt. Er besuchte das Darmstädter Pädagogium, dessen Rector sein Vater war, und studirte seit 1757 anderthalb Jahr in Gießen und ebensolange in Göttingen, vorzugsweise Theologie, ohne doch Theologe im eigentlichen Sinne zu werden. Wohl hat er noch in späteren Jahren bisweilen gediegene und erfolgreiche Predigten gehalten, aber als Schulmann hat er gegen den bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschenden theologischen Zuschnitt des Gymnasiums, gegen die Bevormundung durch theologische „Scholarchen“ stetig und erfolgreich gewirkt. Seine Vorliebe für historische Forschung, in der er Ausgezeichnetes geleistet hat, wird ihm vom Vater vererbt und anerzogen sein. Wenige Monate vor dessen Tod, gleich nach seiner Rückkehr von der Universität im August 1761 wurde er am Darmstädter Pädagogium als Collaborator angestellt, 1766 rückte er zum Subconrector, 1768 zum Prorector auf und schon 1769 wurde ihm das Rectorat mit dem Titel eines Professor übertragen. Er hatte sich in schwerer Zeit, unter einem unwürdigen Nachfolger seines Vaters, als eine Säule der Anstalt bewährt und durch seine Hingebung und den Schwung seines Unterrichts die rasche Beförderung verdient. Welches Vertrauen man ihm entgegenbrachte, zeigt, daß die „große Landgräfin“ Henriette Karoline ihn seit 1766 zur Vorbereitung ihres hochbegabten Sohnes des Erbprinzen Ludwig (seit 1790 Landgraf) für die Universität heranzog. Nachdem er 1774 seine Auffassung von den Aufgaben und Zielen einer deutschen Landesgeschichte und der hessischen insbesondere in einem Gymnasialprogramm entwickelt hatte, erhielt er 1775 das Amt des Historiographen des fürstlichen Hauses, 1777

das des Hofbibliothekars, auf das er schon seit 1767 Anwartschaft besaß, 1778 wurde ihm der Titel eines „Directors" zu theil, der ihn über die auch Rectoren benannten Vorsteher der Stadtschulen hinaushob, mehr aber wollte es sagen, daß er gleichzeitig zum wirklichen Consistorialrath mit Sitz und Stimme und dem Specialdepartement aller Schulangelegenheiten im Consistorium ernannt wurde. Die darin ausgesprochene Anerkennung seiner Verdienste schätzte er hoch ein, nicht des Titels wegen, sondern weil ihm diese Ernennung die ersehnte Unabhängigkeit in der Leitung des Pädagogiums gewährte. Eben noch hatte er freimüthig Klage darüber geführt, daß „Macht und Ansehen eines Rector nur auf dem Papiere stünden", daß er infolge des bureaukratischen Geschäftsganges „von allen Ecken und Enden subaltern" sei. Nun war ihm endgültig geholfen, und er wünschte, daß „diese Einrichtung auf alle Zeiten beibehalten werden möge". Noch weitere Ehren wurden ihm in seinen letzten Lebensjahren zu theil, indem er am 7. November 1801 zum Oberschulrath und geheimen Consistorialrath ernannt wurde. W. war eine harmonische Natur, „er hatte Alles, was das Leben angenehm machen kann", schreibt seine Schwester nach seinem Tode, nur die Kinderlosigkeit seiner Ehe, in die er sich aber schon längst ergeben hatte, bringt sie in Abzug. W. war reich und vielseitig begabt. Man hat ihn einen genialen Mann genannt. Er besaß nicht nur die Talente des Gelehrten, die ihn auf dem Gebiet der Geschichtsforschung für seine Zeit Hervorragendes haben leisten lassen, nicht nur das Geschick des Verwaltungsmannes, das sich in der Leitung des Pädagogiums und der Hofbibliothek als vorzüglich bewährt hat, sondern er war auch ein kräftiger, lauterer, unabhängiger Charakter und in geselligen Beziehungen ein treuer Freund, ein fröhlicher Gesellschafter voll Witz und heiterer Laune. Wenn wir aus den Ergebnissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit schließen dürfen, hat er in den ersten dreizehn Jahren seiner schulmännischen Wirksamkeit seine große Arbeitskraft ausschließlich in den Dienst der Schule und pädagogischer Fragen gestellt. Die Schulprogramme dieser Zeit sind mannichfaltigen Inhalts: neben Proben von Uebersetzungen aus Homer's Ilias und der alttestamentlichen Litteratur finden sich philosophische Abhandlungen, ein Erstling historischer Studien („Versuch eines synchronist. Entwurfs der allgem. europ. Staats- u. Kirchengeschichte", 1765), namentlich aber pädagogische Erörterungen. Aus eigenem Antrieb und infolge der Mahnungen des Ministers Friedrich Karl v. Moser ging W. an eine Reform der Unterrichtsverfassung. Dabei war er durchaus nicht gesonnen der herrschenden Zeitströmung, welche die classischen Sprachen zurückdrängen und auf der Schule Vielwisserei pflegen wollte, sich ganz in die Arme zu werfen, er fand es „nicht nöthig, rathsam und thunlich, etwa einer Neumodischen Philanthropiesucht zu Gefallen, die bisher gewöhnliche Gymnasialform im Ganzen zu verlassen: es war genug, sie nur möglichst zu vervollkommnen", er tadelte den Realismus, der „die Linnäische Botanik, Schnecken und Papillonsysteme und den ganzen Reichthum der Experimentalphysik zum Eigenthum der Schulen zu machen begehre und die Schüler (statt sie zu Gelehrten zu bilden) eher frühzeitig gewöhne mit den Wissenschaften zu spielen, als ernstliches Geschäft daraus zu machen, an der Thüre stehen zu bleiben und kaum ins Haus hineinzuschauen". Aber er erklärte es doch auch für unleugbar, „daß unsere ehemaligen Schulverfassungen zu lateinisch waren, daß sie nur auf den Gelehrten, und unter diesen hauptsächlich auf den Theologen gerichtet waren, die übrigen Stände des bürgerlichen Lebens aber, den beliebten lateinischen Terminus ausgenommen, ziemlich leerer Hand davonkamen". Es entsprach Wenck's großer Selbständigkeit und seiner lebhaften Abneigung gegen pädagogische Projectenmacherei, daß er, wenigstens in der Theorie, nur mit Vorbehalt und zögernd der herrschenden neumodischen Richtung folgte, daß er aber ebenso der

bald eintretenden Reaction gegenüber „den nöthigen Realunterricht“ hoch hielt und das Geschrei derer, die über Versäumniß der alten Sprachen und Hochverrath an der soliden Gelehrsamkeit klagten, gering achtete. Dem gegenüber meinte er 1786 die Statuten des Pädagogiums von 1778 hätten die richtige Mitte getroffen. Eine spätere Zeit hat freilich anders darüber geurtheilt. Die Verbannung des griechischen Unterrichts in Nebenstunden, die Vernachlässigung der lateinischen Prosodie, die Ungründlichkeit der Interpretation aus dem Lateinischen, die sich aus Wenck's Vorschriften ergab, sind mit Recht getadelt worden, er legte großes Gewicht auf den Unterricht in Mathematik, Deutsch, Geographie und Geschichte, aber er hätte es auch gern gesehen, wenn ein Jurist am Gymnasium angestellt worden wäre und den künftigen Juristen im letzten Jahre vor dem Uebergang zur Universität „eine juristische Encyclopädie lesen könnte“. Hat W. also unzweifelhaft das philologische Element im Gymnasialunterricht zu sehr zurückgedrängt und wunderlich genug allerlei technische Fächer, z. B. auch Befestigungskunst und Tactik, den Schülern selbst mit hingebendem Eifer vorgetragen, so hat er doch, selbst von Liebe zu den Alten durchdrungen, die besseren Schüler mit Begeisterung für die classischen Studien zu erfüllen gewußt und manche Mängel der herrschenden Lehrmethode durch Geist und Witz, wie durch Aufmunterung des Privatfleißes, ausgeglichen. Wenn er seinem Lieblingsfache, der Geschichte, zu viel Zeit in den Lehrstunden einräumte und man ihm vorwerfen konnte, „daß er oft, wo er beim Horaz und Plato seine Gedanken zusammennehmen sollte, den Kopf voll habe von katzenellenbogischen Grafen und Umstädter Zehnten“, so scheint dieser Vorwurf doch wesentlich nur für die mittlere Zeit berechtigt zu sein. Seit der Mitte der siebziger Jahre beschäftigen ihn die Arbeiten für „das riesenhafte Werk, die Hessische Landesgeschichte“, durch das er nach einem Worte von Wilh. Arnold (1875) „der Vater aller neueren Landesgeschichte“ geworden ist. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß W. nicht die Lücken, welche die Landesgeschichte bei der üblichen schnellen Zusammenraffung eines rohen Haufens von Materialien behalten mußte, durch umfangreiche Anleihen bei der allgemeinen deutschen Geschichte zu verdecken suchte, sondern vielmehr von unten aufbauend „Länderentwickelung“ geben wollte, „die Geschichte der einzelnen Theile und ihrer Besitzer, aus denen das Ganze (der Landesstaat) entstanden, Ursprung ihrer Verfassung, Rechte und Privilegien, Fortgang ihrer Cultur, ihrer Gewohnheiten, Sitte und Gesetze“. Er stellte den Satz auf, daß wie die Vorbedingung einer gründlichen Kenntniß der allgemeinen deutschen Geschichte die Kenntniß einzelner Landesgeschichten sei, so erfordere die landesgeschichtliche Forschung, daß man die Geschichte der einzelnen kleineren Länder, der Grafschaften, Herrschaften und anderer geringerer Districte, aus denen dann die einzelnen Provinzen erwachsen sind, unter Benutzung aller archivalischen Hilfsmittel ans Licht stelle. Er wollte die Geschichte der kleinsten Kreise vor ihrer Einverleibung in das größere Gemeinwesen mit dem Aufgebot aller Gelehrsamkeit erforschen und er wollte „nicht bloß Regentengeschichte, sondern Landesgeschichte“ schreiben. Die Nothwendigkeit häufiger Wiederholungen des Gleichartigen, die sich bei folgerichtiger Durchführung dieses Planes für ein größeres mannichfaltig zusammengesetztes Territorium ergeben müßte, ist an W. nicht sonderlich herangetreten, da er im ersten Bande, in der „Geschichte der Grafschaft Katzenellenbogen“ (bis ins 16. Jahrhundert) ein Territorium zu behandeln hatte, das außerhalb des hessischen Stammesgebietes lag, während er im zweiten und dritten Band die Geschichte „der eigentlichen ursprünglich hessischen Länder“ zunächst von den Römerzeiten bis ins 9. Jahrhundert und weiter der einzelnen Grafschaften und Herrschaften dieser Lande vom

9. Jahrhundert je bis zum Erlöschen der herrschenden Geschlechter darstellte. Diese drei Bände betrachtete er als ein Ganzes, sie umfaßten „die Geschichte der Länder, aus denen das heutige Hessen erwachsen“, soweit sie ihm vor der Spaltung des Hauses Brabant in die Kasseler und Darmstädter Linie zugefallen waren, allerdings würde, selbst wenn W. nicht am Ende vom Tode überrascht die zweite Hälfte des dritten Bandes und damit den Abschluß der „Geschichte Hessens unter Grafen und Dynasten“ schuldig geblieben wäre, noch die allgemeine Geschichte Hessens von dem Zeitpunkte „da der größte Theil von Hessen durch eine Gudensberger Erbtochter dem ersten Landgrafen von Thüringen zufiel“ gefehlt haben. Er dachte in seinem letzten Lebensjahre daran nach Abschluß der drei Bände „ein populäres jedermann faßliches Buch, einige Octavbände stark zu schreiben, das erstlich einen sehr allgemeinen Auszug aus der Hessischen Landesgeschichte und dann die Landgrafengeschichte als Fortsetzung enthielte“, er erkannte, daß „die vollständige Ausführung der Hessischen Geschichte nach dem Umfang, den er ihr gegeben, für ein Menschenalter zu groß sei“, aber auch auf die Ausführung jenes beschränkten Planes wagte er nicht mehr mit Sicherheit zu hoffen. Wenn nun auch nach mehrfacher Hinsicht das Werk Wenck's ein Torso geblieben ist, so liegt in den weit über dreitausend Seiten zählenden Quartbänden doch eine ganz außerordentliche Arbeitsleistung vor, die um so größer erscheint, wenn man die vielseitige Amtsthätigkeit des Verfassers bedenkt. Sein unermüdlicher Fleiß verschaffte ihm große Massen bisher unbenutzten Materials, nach Dilthey's Zählung hat er 1200 bisher noch gar nicht oder nur in schwer zugänglichen Werken veröffentlichte Urkunden in der „Landesgeschichte“ zum Abdruck gebracht, aber auch den chronikalischen Quellen hat er intensive Arbeit zugewandt, der beste Kenner der hessischen Historiographie am Ausgang des Mittelalters, J. Pistor, bemerkt (1892), daß Wenck's bezügliche Ausführungen („von den Quellen der hessischen Geschichten“ Bd. I) auch heute noch hohen Werth haben. Mit unermüdlichem Fleiß aber verband W. nüchterne gesunde Kritik, eine scharfsinnige Combinationsgabe und eine unbefangene Auffassung. Charakteristisch ist, was er gegenüber dem Servilismus des braunschweigischen Historikers Chstn. Ludwig Scheidt Bd. I, 474 bemerkt: „Ich für mein Theil sehe nicht, wozu ein so überspannter Patriotismus dienen soll; die Fürsten hilft er nichts, das Urtheil der Kenner besticht er nicht, und der Wahrheit der Geschichte ist er sehr nachtheilig.“ Es ist noch nicht bekannt geworden, daß W. vor der Herausgabe seines ersten Bandes (Vorwort vom 4. März 1783) im J. 1780 durch die Launenhaftigkeit des Ministers Fr. K. v. Moser, der doch selbst seine Ernennung zum Geschichtsschreiber des hessischen Hauses veranlaßt und sein Werk von der Censur befreit hatte, wegen des damals bereits fertig gedruckten Katzenellenbog'schen Urkundenbuchs in schroffer Form von der Regierung zur Rechenschaft gezogen und die Veröffentlichung des Urkundenbuchs aus politischen Bedenken beanstandet wurde. „Die neuesten Auftritte der Pohlnischen Theilung und Bayrischer Erbfolge bewähren, welche Gewitter über einen ganzen Staat durch eine einzige Urkunde herbeigezogen werden können“ schrieb Moser am 14. Januar 1780. Indessen ließ sich Moser nach einigen Weiterungen von der Ungefährlichkeit des Urkundenbuchs durch das Verantwortungsschreiben Wenck's überzeugen und befürwortete selbst am 5. Juni 1780, also wenige Tage vor Einreichung seines Entlassungsgesuchs die Aufhebung jeder Censur auch für den darstellenden Theil, von dem nach Wenck's Worten im Januar 1780 „noch kein Blatt fertig außer einigen Heften zu den originibus Cattameliboc., das Buch ruhe in seinem Kopf und in seinen Collectaneis“. Ein kaum merkbarer Nachklang dieses Kampfes, dessen Einzelheiten manches Interesse bieten, findet sich in bezüglichen Auslassungen

der Vorrede zum ersten Bande (ersch. 1783), auf der letzten Seite des ersten und der ersten Seite des zweiten Bogens. Uebrigens hatte W. den Druck der Landesgeschichte (zunächst des Katzenellenb. Urkbs.) 1778 auf eigene Kosten unternommen, dazu aber vom Landgrafen ein Gnadengeschenk von 1000 fl. für die nöthigen Vorbereitungsarbeiten erhalten, auch war ihm mündlich noch weitere Unterstützung für die folgenden Theile versichert worden, und wie die Widmungen des ersten und letzten Bandes bezeugen, blieb dem Werke die Gunst des Landesherrn bis zum Ende erhalten. Ein Recensent des zweiten Bandes (Götting. gel. Anz. 1789, S. 1490) äußert, daß der bescheidene Titel vielleicht dem schnelleren Abgang etwas schaden werde, hofft aber, daß es doch gewiß von den meisten Recensenten nicht unbemerkt bleiben werde, „welche schöne Aufklärungen der allgemeinen älteren Geschichte Deutschlands bei der planmäßigsten Rücksicht auf Hessische Landesgeschichte in diesem Werke enthalten sind und wie mannichfach künftighin für jeden deutschen Geschichtsforscher und Liebhaber der Gebrauch desselben sein wird“. Diese Voraussagung hat sich in reichstem Maße bewährt. Die Hessische Landesgeschichte gehört nicht nur unbedingt unter die besten Leistungen der deutschen Geschichtsforschung im vorigen Jahrhundert — Dilthey wollte ihr aus der geschichtlichen Litteratur der deutschen Provinzialgeschichten noch 1829 nur Schöpflin's Werke zur Seite stellen — sondern sie ist wohl auch heute noch das meistcitirte deutsche Geschichtswerk des vorigen Jahrhunderts. Freilich hat sie dies nicht zum wenigsten auch dem Umstande zu verdanken, daß Hessen im Herzen von Deutschland gelegen ist und die Gegensätze zwischen dem Norden und Süden, dem Westen und Osten Deutschlands in der hessischen Geschichte zum Ausdruck gelangen. Hervorgehoben zu werden verdient Wenck's Interesse für historische Geographie, das sich in seinen gaugeographischen Untersuchungen und in der Beigabe so mancher Karte ausspricht. C. v. Moser nennt (polit. Wahrheiten II, 247) die beiden ersten Bände „geographisch-historische Landesgeschichte“. Endlich zeichnet sich Wenck's Werk auch durch eine lebendige, klare, anziehende Darstellung aus, der heitere, ästhetische Sinn des Verfassers, dessen bedeutende und sympathische Gesichtszüge ein Kupferstich auf dem Titelblatte des dritten Bandes widergibt, scheint sich darin zu spiegeln. — Von den übrigen schriftstellerischen Leistungen Wenck's seien hier nur zwei genannt, die lateinische Sprachlehre oder Grammatik für Schulen, die zuerst 1791 erschien und durch praktische Vorzüge mehr als durch innere Gediegenheit und Originalität eine sehr große Verbreitung gewann (Ge. Fr. Grotefend veröffentlichte 1814—16 eine umgearbeitete und erweiterte Ausgabe als 7. Auflage des ursprünglichen Werkes) — und sodann die Biographie seines besten Freundes, des Juristen L. J. F. Höpfner. In einer edlen, kräftigen Sprache, die das Buch noch heute zu einer sehr anziehenden Lectüre macht, setzte W. noch im Todesjahre Höpfners, 1797, dem Dahingeschiedenen ein Denkmal, das zugleich für die humane, allem Guten und Schönen offene Natur des Verfassers ein volles Zeugniß ablegt und uns werthvolle Beiträge liefert zur Kenntniß des geistigen und geselligen Lebens, das der um Joh. Heinr. Merck vereinigte Darmstädter Freundeskreis führte. Von der geist- und gemüthvollen, heiteren, witzigen Art, die W. den Freunden gegenüber an den Tag legte, geben Proben Briefe an Frau Höpfner und Merck, sowie ein Gedicht an Höpfner, die K. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck (Lpz. 1847, S. 175, 234, 254) mitgetheilt hat; als auswärtige Freunde, die Wenck's mit Sympathie und Hochachtung gedenken, lernen wir aus Wagner's Briefsammlungen Matthias Claudius und Nicolai kennen. Mit ganz besonderer Wärme gedenkt seiner Ge. Christoph Lichtenberg, der 1791 aus Göttingen an seinen Darmstädter Vetter schreibt: „Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr Wenck mir gefallen hat,

das wäre ganz mein Umgang. Ich habe dieses auch meinem Bruder declarirt. Es denken auch andre Leute hier so von ihm." (Lichtenberg's vermischte Schriften, Göttingen 1847, VIII, 41, vergl. S. 44.) Als 1772 Merck bei seinen Freunden die Gründung der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" anregte, hatte er in W. „einen geschickten Mitarbeiter an seiner Seite". Welche Beiträge W. der neuen Zeitschrift lieferte, ist nicht bekannt. Daß W. gegen die litterarischen Schöngeister eine gewisse Abneigung hatte, ließ ihn Merck in der „Matinee eines Recensenten" (Merck-Briefe II, 59) aussprechen. Seine geselligen Neigungen, sein Wunsch, das Haus für Freunde offen zu halten, wurden unterstützt durch seine gleichgestimmte Gattin, eine Pfarrerstochter von Rüsselsheim (zwischen Mainz und Frankfurt), Carolina Polyxena Christina Schad, die er am 23. April 1776 heirathete. Sie war zehn Jahr jünger als er, hat ihn aber dann nur um Monate überlebt. Ideal wird uns Wenck's Verhältniß zu den Lehrern und Schülern seiner Anstalt geschildert. Eine gewisse Derbheit gegen die Schüler war „der Abdruck kräftiger Liebe, die sich lieber in Thaten bewähren, als in Liebeserklärungen zerschmelzen will". Mannichfache Zeugnisse bestätigen uns, wie seine Schüler ihm ein dankbares und verehrungsvolles Andenken bewahrt haben. So erinnerte J. W. Ch. Steiner 1827, als er die Biographie des Landgrafen Georg I. nach Wenck's Vortrag aus seiner Niederschrift herausgab „wie anziehend und kräftig dieses Mannes Geschichtsvortrag war, wie wir auf seine Worte gespannt, Ideen und Erzählungsart uns zu eigen machen suchten". Gervinus führt die Thatsache, daß sein Vater ein sehr belesener Mann war, darauf zurück, daß er „in seiner Jugend das Gymnasium unter dem trefflichen W. besucht hatte, den er im ehrenvollsten Andenken hielt". Warmes Lob spendet einer seiner Nachfolger am Pädagogium, Dilthey, seiner trefflichen Verwaltung der Schulbibliothek und ein Nachfolger an der Hofbibliothek, Ph. A. F. Walther, nennt ihn ebenso hervorragend als Bibliothekar wie als Geschichtsschreiber. „Er entfaltete als solcher eine Art von Thätigkeit, wie sie gewiß nur sehr wenigen Bibliothekaren in jener Zeit nachgerühmt werden kann." Für Aufstellung und Katalogisirung der Bibliothek, für ihre vermehrte Nutzbarmachung und für die Erweiterung mit beschränkten Mitteln hat er, lange Zeit unter bureaukratischer Bevormundung, deren Nachtheile er durch vorläufige Gelegenheitskäufe auf eigene Rechnung zu mildern suchte, ganz Vorzügliches geleistet. Die Anerkennung des Landgrafen für Wenck's Verdienste erhielt einen sinnigen Ausdruck in der Ueberlassung eines sehr großen und schönen Gartens auf Lebenszeit. Dieser Garten war in den letzten Lebensjahren, als vielfache Kränklichkeit (Gicht) ihn geschwächt hatte „noch sein einziges Vergnügen". So schreibt die trauernde Schwester an den überlebenden Bruder. Mit rührender Aufopferung aber stellte W. bis zuletzt seine geminderten Kräfte in den Dienst der Schule und der Wissenschaft. Im Winter 1802/3 beendigte er die erste Hälfte des dritten Bandes der „Landesgeschichte" „und schadete sich gewiß dadurch". Das Vorwort datirt vom 1. März 1803. Von seiner letzten Schulstunde (21. April) mußte er die Treppe hinabgeführt werden. Sechs Tage darnach, am 27. April Nachmittags drei Uhr starb er unter Fieberphantasien, „vom Hof und der ganzen Stadt beklagt". Die von W. hinterlassenen Materialien für die Fortsetzung der Hessischen Landesgeschichte kamen in die Hände des Gießener Theologen Joh. E. Chstn. Schmidt, der nach ihm zum hessischen Historiographen ernannt wurde, sich aber nach vielen Jahren (1819) wegen Unterlassung der Fortsetzung mit der „gegenwärtigen Lage des deutschen Buchhandels" entschuldigte.

Joh. Ge. Zimmermann, über Wenck's Verdienste um das Gymnasium zu Darmstadt. 1803. — J. F. K. Dilthey, Gesch. des großherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt. 1829. S. 96—149; D. gibt auch ein Verzeichniß

und Würdigung seiner Schriften. — W. Uhrig, Gesch. des großherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt. 1879, S. 44—54, S. 95 u. 101. Diese drei Abhandlungen sind Darmstädter Gymnasialprogramme. — Ph. A. F. Walther, Beiträge z. näheren Kenntniß der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt. Darmstadt 1867, S. 19—25. — F. W. Strieder's Grundlage zu einer hess. Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. XVI. Bd. herausg. von L. Wachler, Marburg 1812, S. 528—32. — Ge. Zimmermann, Joh. Heinr. Merck, seine Umgebung und seine Zeit. Frankfurt 1871, S. 27—30. — Handschriftliche Nachrichten aus Idsteiner und Darmstädter Kirchenbüchern und aus den von H. Heidenheimer für seine Moserbiographie gesammelten Materialien des Darmstädter Archivs. — Anderes wurde schon im Text angeführt.

K. Wenck.

Wenck: Johann W., ein Componist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, der aber seine musikalische Ausbildung noch im 15. Jahrhundert genossen haben muß, denn sein musikalisches Ausdrucksvermögen trägt noch ganz den strengen Charakter des 15. Jahrhunderts. Nur ein einziges deutsches Lied, ein Liebeslied, ist von ihm bekannt, was ihm noch durch eine ältere Quelle streitig gemacht wird. Es befindet sich nämlich in Egenolff's Liedersammlung von 1535 unter dem Namen Andreas Silvanus und darauf bringt es Georg Forster 1539 im 1. Theile seiner Liedersammlung unter Wenck's Namen. Da Egenolff sich nicht als kunstverständiger Mann zeigt, so ist Forster ein größerer Glaube beizumessen. Der Text des Liedes zu 4 Stimmen beginnt: „Mein gmüt und blüt ist gar entzünd in Lieb und brint und ficht mit macht." Der Tenor zeigt nicht den Typus eines Volksliedes, sondern ist wie es scheint eigene Composition Wenck's. Jede einzelne Stimme geht melodisch ihren Gang und der harmonische Zusammenklang ist nicht ohne Reiz, wenn man die Schreibweise des 15. Jahrhunderts zu schätzen weiß. Rob. Eitner.

Wenck: Johann Martin W., Schulmann, wurde am 13. März 1704 zu Hefftrich, einem Dorfe bei Idstein im Nassauischen, geboren. Sein Vater Konrad Henrich W. (1670—1733) war Pfarrer daselbst, sein Großvater Johann Reinhard W. (1645—1690) Pfarrer zu Arnoldshain bei Usingen, sein Urgroßvater Marsilius W. (1601—86) Pfarrer und Inspector zu Usingen. Aus dieser Familie nassauischer Pfarrer, die alle auch zuerst in Schulämtern gewirkt hatten, gingen im 18. Jahrhundert die beiden bekannteren Darmstädter Schulmänner, Joh. M. und Helfrich B. W., Vater und Sohn, hervor. Auf dem Gymnasium zu Idstein vorgebildet bezog J. M. W. 1722 die Universität Jena, wo besonders der durch historische Kenntnisse ausgezeichnete Theologe Johann Franz Buddeus auf ihn Einfluß gewann. Nach dreijährigem Studium heimgekehrt wurde er von dem Drange, die Welt und berühmte Gelehrte kennen zu lernen, schnell wieder fortgetrieben zu fünfjähriger Wanderzeit in Nieder- und Obersachsen. In Hamburg trat er in Beziehungen zu dem Philologen Joh. Albert Fabricius und dem Theologen Joh. Christ. Wolf, deren ausgebreitete Kenntnisse auf den Gebieten der classischen bezw. hebräischen Litteraturgeschichte er sich zu Nutzen machte, wie man wol aus seinen späteren Einzelforschungen über die verschiedenartigsten Gegenstände schließen darf. Der Dresdener Polyhistor Johann Christ. Schöttgen, der damals die sächsische Geschichte auf den ersten Quellen aufzubauen suchte, mag Wenck's Interesse für landesgeschichtliche Forschung angeregt haben. Schöttgen soll ihm, nachdem er sich vorher in Hamburg und Bremen durch zeitweilige Uebernahme von Hauslehrerstellen seinen Unterhalt erworben hatte, gerathen haben, sich in Leipzig niederzulassen, aber dann schließt sich vielmehr an jene fünf Wanderjahre ein zweijähriger Aufenthalt in Halle, der in die Jahre 1730—32 fallen muß, an. A. H. Francke gewann W. für den Unterricht in

einer der obersten Classen des Waisenhauses. Ein Schüler Wenck's in dieser Zeit, der treffliche Joh. Jacob Reiske, der von ihm „vor Andern durch Lob aufgemuntert wurde, hat dem vorzüglich von ihm geliebten braven Manne“ in seiner „Lebensbeschreibung“ warme Worte gewidmet. Die Hallischen Jahre sind der Anfang einer dreißigjährigen Schulthätigkeit. Sie wurde nur auf kurze Zeit unterbrochen, als W. auf Bitten seines Vaters heimgekehrt 1733 die Stelle eines Hofcaplans zu Mosbach bei Biebrich übernahm, denn schon 1734 ging er an das Gymnasium zu Idstein über. 1738, als Joh. M. Stritter daselbst zum Rector emporstieg, rückte W., bisher Conrector, in das Prorectorat nach. Die Stellung neben dem wohlmeinenden, aber leidenschaftlichen, kleinlichen und rechthaberischen Stritter, durch den die pietistisch-realistische Richtung in Idstein durchaus die Oberhand gewann über die althumanistische, war gewiß nicht leicht, W. widerstrebte, obwol er in den Grundanschauungen mit Stritter zusammengetroffen sein wird, seinem neuerungssüchtigen Wesen, aber er schlug eine erste an ihn gekommene Berufung, zur Uebernahme des Rectorates in Speier, aus und verließ Idstein erst, als ihm 1746 das Prorectorat zu Darmstadt mit der Aussicht auf das Rectorat und auf das Amt eines Hofbibliothekars angeboten wurde. Er erhielt das letztere 1750, 1752 auch das Rectorat an Stelle des alten Mickelius, eines guten Lateiners, dem man zuletzt Vernachlässigung der Zucht und der Realien vorgeworfen hatte. Aus den gesunden maßvollen Vorschlägen zur Hebung der Schulzucht, die W. als Leiter des Pädagogiums alsbald aufstellte, und aus seinem gleichzeitigen Plan zur Reorganisation des Unterrichts, in dem Deutsch, Mathematik und allerlei „nützliche Wissenschaften“ mehr Raum erhielten, ergibt sich, in welchem Geiste der überaus thätige, kluge, nüchterne Mann sein Amt verwaltete. Zeugnisse seiner verständigen Eigenart sind auch die zahlreichen Schulprogramme, die W. als Rector, meist zwei Mal im Jahr, ausgab (aus seiner Idsteiner Zeit sind mir fünf Programme dem Titel nach bekannt). Sie behandeln in buntem Wechsel biblische, pädagogische, philosophische Gegenstände, besonders aber Fragen aus der hessischen Geschichte in deutscher oder lateinischer Sprache. Auch sonst hat W. einige schriftstellerische Thätigkeit geübt. Für die Verwaltung der Hofbibliothek hat er lobenswerthe Grundsätze aufgestellt. Durchaus in erster Linie aber war W. ein trefflicher Schulmann und das Darmstädter Pädagogium ist unter ihm auf das beste gediehen. Ausgezeichnete Schüler gingen daraus hervor, wie H. P. Sturz, Ge. Chr. Lichtenberg, Joh. G. Merck und Wenck's eigener Sohn und dritter Nachfolger im Amt. Erst 58 Jahr alt wurde W. durch eine Brustkrankheit am 19. December 1761 dem Leben entrissen.

J. F. K. Dilthey, Geschichte des großherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt, 1829, S. 65—80, dort findet sich auch ein Verzeichniß und Inhaltsangabe seiner Schriften. — Wilh. Uhrig, Geschichte des großherzoglichen Gymnasiums zu Darmstadt, 1879, S. 42 ff., S. 90 ff. und S. 100 ff. — C. Spielmann, Der Unterricht am Gymnasium Augusteum zu Idstein 1569—1817. Berner Dissertation, 1894, S. 45 und 47. — Ph. A. F. Walther, Beiträge zur näheren Kenntniß der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt, Darmstadt 1867, S. 13 ff. — Handschriftliche Nachrichten aus Kirchenbüchern und dergl. über die Vorfahren von J. M. Wenck, im Besitz des Verfassers. Mancherlei Unrichtigkeiten enthält F. W. Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, XVI. Bd., hrsg. v. L. Wachler, Marburg 1812, S. 522—27. Karl Wenck.

Wencker: Jakob W., 1668 geboren, ist der Enkel Johann's und der Sohn Jakob's, der in einer ähnlichen Laufbahn wie sein Vater Johann sechs Mal die Ammeisterwürde bekleidet und die Stadt Straßburg in den schwierigsten Zeiten vertreten hatte. Er wandte sich vorzugsweise dem Studium der staatsrechtlichen

und rechtsgeschichtlichen Probleme zu, wie schon seine 1696 erschienene Inauguraldissertation „de pfalburgeris“ bewies, und später behandelte er mit Vorliebe Fragen aus der Archiv- und Registraturkunde. Bereits 1694 war er nämlich durch Vermittlung des Prätors Ulrich Obrecht in den Archivdienst der Stadt Straßburg getreten und ihm widmete er die volle Zeit und Kraft seines Lebens, lange auf untergeordnetem Platze, bis er endlich 1730 die Stellung des ersten Archivars erreichte. Auch als er nach einigen Jahren davon zurücktrat und Mitglied der Dreizehner, später auch Scholarch und Ammeister wurde, blieb doch seine Fürsorge in der auf Wunsch der städtischen Behörden eigens für ihn geschaffenen Stellung als director archivi bis zu seinem am 1. Januar 1743 erfolgten Tode unablässig dem Archiv seiner Vaterstadt zugewandt. Seine rechtshistorischen und archivalischen Arbeiten, die 1702 erschienenen „Collectanea juris publici“, der 1713 publicirte „Apparatus et instructus archivorum“ und die 1715 herausgegebenen „Collecta archivi et cancellariae jura“ haben heute nur noch den Werth von Materialsammlungen, die manches werthvolle Stück aus den reichen archivalischen Schätzen der Stadt Straßburg an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht haben. Außerdem existiren noch umfangreiche handschriftliche Sammlungen von ihm, in denen er zum Theil das Erbe seines Großvaters antrat und weiterführte, und aus denen noch manche gewinnbringende Ausbeute für die Geschichte Straßburgs und des Elsaß überhaupt zu schöpfen ist.

[W. Wiegand.

Wencker: Johann W., Straßburger Chronist, entstammt einer seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Straßburg ansässigen Kaufmannsfamilie. Im J. 1590 geboren, erreichte er, nachdem er offenbar eine gute Erziehung genossen hatte, bald die verschiedenen Würden, welche in dem wohlgeordneten Straßburger Stadtregiment dem Patriciersohn vorbehalten waren. 1633 trat er in die Kammer der Fünfzehner ein, die Behörde, welche die innere Verwaltung der Stadt zu leiten hatte, 1640 wurde er Mitglied der Dreizehner, denen die Führung der äußeren Politik oblag, und 1644 wurde er zu der obersten Würde des regierenden Ammeisters berufen, einer Stellung, die er dann in den Jahren 1650 und 1656 wieder erreichte, bevor er im October 1659 aus dem Leben schied. Man gewinnt nicht den Eindruck, als ob er in jenen schwierigen Zeiten, die für die zwischen Frankreich und das Reich in die Mitte gestellte Stadt besonders peinlich waren, eine führende, meisternde Rolle gespielt habe, er scheint eher den Schwierigkeiten möglichst aus dem Wege gegangen zu sein. So wußte er sich der Mission, mit welcher ihn die Stadt bei den Westfälischen Friedensverhandlungen betrauen wollte, zu entziehen, und auch bei andern Gelegenheiten geräth er in den Verdacht kleinlicher Engherzigkeit. Mit Nachhaltigkeit aber und nicht ohne Erfolg scheint er die Interessen seines Handelshauses auch den zerrütteten Finanzen der Stadt gegenüber vertreten zu haben. Rege Theilnahme wandte er frühzeitig geistigen und litterarischen Bestrebungen zu, wir sehen ihn im brieflichen Verkehr mit verschiedenen Gelehrten, eine umfangreiche Bibliothek vorzugsweise von historischen Werken wußte er sich zu erwerben und im J. 1637 begann er selbst mit geschichtlichen Aufzeichnungen „nicht als eine zierliche Historie oder förmliche Chronik, sondern als ein schlichtes Zeit- und Jahresverzeichniß“. Seine Chronik ist uns leider bei dem Straßburger Bibliotheksbrande verloren gegangen und nur schwer können wir aus den dürftigen Excerpten späterer Benutzer eine ungefähre Vorstellung ihres Inhalts und ihrer Bedeutung gewinnen. In einer Einleitung handelte W. zunächst von dem Ursprung der Stadt und Kirche von Straßburg, von den Stiftern und Klöstern, von der Stadtverfassung, von der Geschichte des Reichs und andrer Länder. Wieviel er dabei seinen Vorgängern entlehnt hat, vor allem Königshofen, Hertzog und Specklin, ist nicht

festzustellen. Der zweite Theil des „Zeitregister" gibt vom Jahre 1300 an Reichs- und Stadtgeschichte in Form von Annalen, die bis zum Jahre 1659, dem letzten Lebensjahre Wencker's geführt und später in gleichem Sinne von seinem Sohne Jakob bis zum Jahre 1709 fortgesetzt worden sind. Die umfängliche Arbeit war nach Hegel's Zeugniß, der das Original noch einsehen konnte, werthvoll für die ältere Zeit, wenngleich nicht mehr in dem Maße wie zur Zeit ihrer Abfassung, durch Benutzung der Quellenschriften und Urkunden und gewann an Wichtigkeit in dem späteren Teil, wo der Autor aus der vollen Kenntniß der Dinge, die er seiner amtlichen Stellung verdankte, als Mitlebender berichtete.

Hegel, Die Chroniken der deutschen Städte VIII, 71. — Mittheilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, II. Folge, XV. Band. W. Wiegand.

Wendeborn: Gebhard Friedrich August W., Prediger und Culturhistoriker, wurde als der Sohn eines Pfarrers zu Wolfsburg im ehemaligen Herzogthum Magdeburg am 20. April 1742 geboren. Des Frühverwaisten nahm sich auf der Schule zu Klosterbergen der Abt Steinmetz (s. A. D. B. XXXVI, 1) väterlich an. Als er 1759 die Universität Halle bezog, unterdrückte er seine Neigung zur Medicin auf die Versicherung seines Vormundes hin, sein Vater würde sich im Grabe umdrehen, wenn er nicht bei der Theologie bliebe. Nach zweijährigem Aufenthalte vertauschte er Halle, das ihm durch die beständigen Kriegsunruhen verleidet wurde, mit Helmstedt. Nachdem er hier kaum ein Jahr verbracht, mehr durch Selbststudium als Collegia sich fortbildend, legte er in Magdeburg die Prüfung pro licentia concionandi ab, lebte als Hofmeister in Stade, dann als Informator und Candidat des Ministeriums in Hamburg. Um Aussichten zur Beförderung in Holstein zu erhalten, ließ er sich in Rendsburg examiniren. Vom Hamburger Ministerium vorgeschlagen, reiste er im Mai 1767 zu einer Wahlpredigt bei der deutschen Gemeinde in Trinitylane nach London. Obschon er bei der Wahl wider Erwarten nicht obsiegte, verhielt er sich doch, um der englischen Sprache mächtiger zu werden, längere Zeit in Northampton und Oxford. Für die soeben erledigte Predigerstelle an der deutschen Marienkirche in der Savoy begehrt, trat er gleichwol, des Unsinns müde, der sich beim Wahlgeschäft äußerte, die Rückreise über Frankreich und die Niederlande 1768 an. Kaum in Hamburg angelangt, traf ihn der Ruf zur eben genannten Predigerstelle. Vom Senior Goeze ordinirt kehrte er nach London zurück. Allein zu seiner nicht geringen Verwunderung fand er seine Kirche von einer Gegenpartei, an ihrer Spitze der berüchtigte Prediger Wachsel, occupirt und bewacht (s. Wendeborn's Brief an einen angesehenen Geistlichen in Berlin über seine bisherigen Londoner Schicksale. Hamb. 1770). Schon wollte er England zum zweiten Male verlassen, als die ausgestoßenen Vorsteher der Gemeinde und andere Freunde ihn zurückhielten, eine neue Gemeinde gründeten und eine eigene Kirche (eingeweiht 1770) in Ludgate Hill erbauten. Und so konnte W. sagen, daß er keinen Vorgänger im Amte gehabt, allerdings auch keinen Nachfolger. Die von ihm (Braunschweig 1774) im Druck erschienenen Predigten wurden, weil dem lutherischen Lehrbegriffe nicht widersprechend, einer zu großen Anhänglichkeit an das athanasische Glaubensbekenntniß geziehen. Die Aussicht, Lehrer der deutschen Sprache bei dem Prinzen von Wales zu werden, veranlaßte ihn, „Elements of German Grammar" (1774) drucken zu lassen (4. Aufl. 1803, vermehrt mit den 1797 erschienenen Exercices). Von 1779 bis 92 schrieb er den Londoner Zeitungsartikel für den Hamburger Correspondenten. In demselben Jahre, in welchem die Gordonischen Tumulte in London vorfielen, traten seine „Beiträge zur Kenntniß Großbritanniens" (1780) ans Licht, der Vorläufer seines größeren Werkes: „Der Zustand des Staats, der

Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen Ende des 18. Jahrhunderts“ (4 Thle., Berlin 1784—88, von welchem Werke eine von W. selbst besorgte englische Uebersetzung u. d. T. „A view of England towards the Close of the eighteenth Century“ in 2 Bänden London 1791, ein Nachdruck in Dublin und eine holländische Uebersetzung erschien). Als Ergänzung dazu kann seine „Reise durch einige westliche und südliche Provinzen Englands“ (2 Bde., Hamburg 1793) angesehen werden. Durch des Geschichtschreibers Robertson Vermittlung erhielt er, da er sich mit dem Zwange eines Doctors der Gottesgelahrtheit auf keine Weise belästigen lassen wollte, von Edinburg das Diplom eines Doctors der Rechte, und wurde 1789 zum Mitglied der kais. ökonomischen Gesellschaft in Petersburg, 1792 der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt. Während der Renovirung seiner Kirche unternahm er seine zweite Reise nach Frankreich, der Schweiz und in die Niederlande. Viele berühmte und seltsame Menschen hat er kennen gelernt, einen David Hume, Adam Smith, Oliver Goldsmith, den Historiker Gibbon, den starrköpfigen Burke, den mannweiblichen Chevalier d'Eon, den Physiker und antitrinitarischen Theologen Josef Pristley, den nicht ganz heiligen Hofprediger Ziegenhagen, den gefeierten Kanzelredner Wilhelm Dodd, als Wechselfälscher am Galgen gestorben, den Apologeten Roustan, den Caplan Woide, bekannt als Herausgeber des Codex Alexandrinus, die alttestamentlichen Textkritiker Kennicot, dem beim Variantensammeln gute Augen über Sprachkenntniß gingen, und den tauben Pater Houbigant. Von deutschen Gelehrten weiß er manchen individuellen Zug beizubringen. So von Semler, hochgewachsen und furchtsam, der seinen ehemaligen Ruhm eines aufgeklärten Kopfes aus den Schmelztiegeln in die Luft habe fliegen lassen; vom mißtrauischen, in Gesellschaft frohgelaunten Senior Goeze, der ihm bereiteten Aerger durch Rhabarber abzuführen pflegte; vom Augsburgischen Senior Urlsperger, dem er als ein Unrecht vorhielt, durch Erklärung des Geheimnisses der Dreieinigkeit der Kirche ihr Mysterium zu rauben; vom Leibarzt Zimmermann in Hannover, welchem der betrübte Zustand seines Unterleibes vorzüglich die Ideen verwirrt habe; von seinem litterarischen Concurrenten Archenholz (siehe A. D. B. I, 511), den er als falschen Propheten und Aergeres schildert. Merkwürdig genug fiel seine Begegnung mit Dr. Bahrdt (s. A. D. B. I, 772) aus. Der war, für sein Philanthropin in Heidesheim Zöglinge zu werben, nach London gekommen und wußte sich durch Betonung seiner gewonnenen besseren Einsichten und deren Folgen derart zu insinuiren, daß W. sich seiner thatkräftig annahm, auch seine Kanzel zu einer Predigt ihm einräumte. Bahrdt hat ihm dafür im „Kirchen- und Ketzeralmanach“ sowie in seiner Selbstbiographie das größte Lob gespendet: ein Mann von Genie, vielen Kenntnissen, gutem Geschmack und gereifter Welt- und Menschenkenntniß. „Er war mein Freund, mein Führer und angenehmster Gesellschafter“. Er soll auch — so versichert Bahrdt — sein Führer zur Londoner Halbwelt gewesen sein. W. erklärte dieses im Hamburger Correspondenten vom 6. Mai 1791 für die schändlichste Lüge, die je mit frecher Unverschämtheit in die Welt hineingeschrieben wurde. „Gebt — ruft er mit der Emilie im Othello aus — einer jeden ehrlichen Hand eine Peitsche, und peitscht den schändlichen Kerl nackend durch die Welt!“ Bahrdt's Entschuldigung lautete: er habe das bischen Erdichtete in seine Lebensbeschreibung bloß eingeschoben, weil er geglaubt, dem Buche damit einen Schwung zu geben. Nach 22jähriger friedsamer Amtsthätigkeit, während welcher er gegen 3000 Predigten gehalten, legte er 1790, weil man ihm die Nachmittagspredigten weder erlassen, noch für dieselben einen Vicar bestellen wollte, seine Stelle nieder. Er versichert, die Kirche nie mit einem so erleichterten Herzen verlassen zu haben als dieses Mal, da er sich nun nicht mehr in die elenden Launen armseliger

und zum Theil geldstolzer Leute zu schicken brauchte. Bis daher für die Engländer (wenn auch gerade nicht für die bischöfliche Geistlichkeit) eingenommen, beginnen jetzt seine Klagen über die gänzliche Veränderung des englischen Volkscharakters, wiefern infolge des amerikanischen Krieges und der französischen Revolution die Losung „Freiheit und Wilkes“ verstummt war, und der Egoismus den Gemeinsinn verdrängte. Gern ergriff er daher die Gelegenheit, einen reichen jungen Engländer, für die Universität Göttingen bestimmt, nach Deutschland zu begleiten. Als er zurückgekehrt in dem Lande ehemaliger Freiheit die Freiheit im Reden über politische Angelegenheiten sehr eingeschränkt, dagegen die Minister mit der Macht ausgestattet fand, nach ihrem Gutdünken jeden Fremden von der Insel zu jagen, beschloß er England für immer zu verlassen. Er lebte seit 1793 von seinem durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenen Vermögen in Ruhe und philosophischer Unabhängigkeit bis zu seinem Tod (24. Mai 1811) in Hamburg, geschätzt wegen seines offenen, ehrlichen Charakters und seiner freimüthigen Wahrheitsliebe. Außer „Vorlesungen über die Geschichte des Menschen und seine natürliche Bestimmung“ (Hamb. 1807) hat er daselbst seine Lebensgeschichte geschrieben, die er (sammt seinen Büchern) handschriftlich der Hamburgischen Stadtbibliothek mit der Verfügung testirte, daß sie innerhalb zweier Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werde. Sie ist unter dem Titel: „D. G. F. A. Wendeborn's Erinnerungen aus seinem Leben“ vom Stadtbibliothekar C. D. Ebeling in 2 Th., Hamb. 1813, herausgegeben worden.

G. Frank.

Wendelinus: Der heilige W. (Wandalinus) war nach der Legende ein Sohn des schottischen Königspaares Frochard und Eveline, der als Jüngling der Krone und den Freuden der Welt entsagte und sich entschloß, Gott in Armuth und Verborgenheit zu dienen. Er besuchte als Pilger Rom und andere Wallfahrtsorte, lebte dann einige Zeit als Einsiedler im Westrich im Bisthum Trier und diente dann einem Gutsherrn erst als Schweinehirt, dann als Rinderhirt, zuletzt als Schafhirt. Später wurde er zum Abte des Klosters Tholey gewählt und von dem Bischof Severinus von Trier 517 consecrirt. Er starb 607 und wurde bei der Hütte, in der er früher als Einsiedler gelebt hatte, begraben. Dort entstand infolge der vielen Wallfahrten im 14. Jahrhundert die Stadt St. Wendel. In den Kalendarien steht S. Wendelinus am 20., 21. oder 22. October. Er wird als Patron der Hirten und Viehherden verehrt. Die ältesten den Bollandisten bekannten Vitae sind erst aus dem 15. Jahrhundert. Ob sie irgendwelche geschichtliche Grundlage haben, ist sehr zweifelhaft.

Acta Sanctorum. Oct. T. IX, p. 342—351. — Stadler, Heiligen-Lex. V, 776. — (Stramberg,) Rhein. Antiquarius, 2. Abth., 2. Bd., S. 481 bis 491.

Reusch.

Wendelin: Marcus Friedrich W., hervorragend als reformirter Theologe von Anhalt wie auch als Schulmann, geboren 1584 zu Sandhausen bei Heidelberg, wo sein Vater das Predigtamt bekleidete, † am 7. August 1652 zu Zerbst. Schon in seinem elften Lebensjahre wurde er dem Pädagogium zu Heidelberg übergeben. Mit Einschluß seiner Universitätszeit brachte er 14 Jahre als kurfürstlicher Stipendiat im dasigen Sapienzcollegium zu. Anfangs wurde das Lernen ihm sehr schwer, auch wirkte die strenge Schuldisciplin nur abschreckend auf ihn, aber mit der Zeit erfaßte ihn eine solche Begierde zu den Studien, daß seine Lehrer sich nicht genug darüber verwundern konnten. Als Student trieb er fleißig die ramistische Philosophie und hörte in der Theologie vornehmlich den berühmten David Pareus (s. A. D. B. XV, 167). Im Jahre 1607 nahm er die Magisterwürde an und begleitete hierauf 1609 zwei junge Adelige nach Genf, wo er den Hofmeister der Prinzen Johann Kasimir, Christian

und Friedrich Moritz von Anhalt, Peter v. Sebottendorf, kennen lernte, der ihn für den Unterricht seiner Fürstensöhne heranbildete. Diese begleitete er nun auf ihrer Reise durch Frankreich, und als Prinz Friedrich Moritz 1610 in Lyon erkrankte und starb, erhielt er den Auftrag, die Leiche desselben nach Dessau zu bringen. Auf solche Weise wurde er der fürstlichen Familie daselbst bekannt, welche ihn bald nachher zum Erzieher ihrer beiden Söhne berief. Nach dem Tode des Rectors Gregor Bersmann an dem Gymnasium zu Zerbst wurde W. dessen Nachfolger. Diese Stelle bekleidete er 40 Jahre lang zum Wohle des Staates, sowie der Kirche und Schule. Sein Ruf als Schulmann wurde durch seine „Medulla priscae puraeque latinitatis“ begründet, ein Auszug aus Robert Stephan's Thesaurus linguae latinae, eine zum Lateinschreiben vornehmlich aus Cicero, Terenz und Plautus gesammelte Phraseologie, welche lange Zeit auf den deutschen Gymnasien in Gebrauch war und viele Auflagen erlebte. In den oberen Classen lehrte W. auch philosophische und theologische Disciplinen, was ihm reichliche Gelegenheit bot, auch in diesen beiden Wissenschaften schriftstellerisch thätig zu sein. Mehrere philosophische Schriften, darunter einige Compendien über die Logik des Ramus, sowie eine philosophische Sittenlehre nach dem Muster des Abraham Scultetus (s. A. D. B. XXXIII, 492) erwarben ihm nach dem Zeugniß des Historienschreibers Beckmann ein solches Ansehen, daß viele aus der Ferne, selbst solche, welche widriger Religion waren, es für eine Ehre hielten, mit ihm in Correspondenz treten und seine Freundschaft genießen zu dürfen. Am meisten hing aber W. an der Theologie, in welcher er sich einen berühmten Namen erworben hat. Denn unter den Dogmatikern der reformirten Kirche nimmt er einen hervorragenden Rang ein durch seine „Christianae theologiae libri III“, nach der Methode des pfälzischen Hofpredigers Bartholomäus Pitiscus eingerichtet, durch sein „Compendium theologiae christianae“, besonders aber sein „Systema majus“ u. A. In greifbare Fragen zerlegt er jedes Dogma und definirt daran dann dasselbe in scharfer Präcision, welche sich fern hält von unfruchtbaren, scholastischen Erörterungen und Spitzfindigkeiten. Seine unter dem Namen Collatio bekannte „Symbolik der reformirten und lutherischen Kirche“ gibt in treffender Kürze und scharfer Lehrbestimmung die Unterschiede beider Bekenntnisse an, wie solches selten klarer und verständlicher geschehen ist. Mit großer Anerkennung spricht unter den neueren Theologen Gaß von W., den er mit Recht einen Mann nennt von religiösem Geiste und streng confessionellem Bewußtsein, dessen größeres ungemein geschickt und scharfsinnig gearbeitetes Werk Gelegenheit gibt, auf alle Feinheiten der reformirten Doctrin einzugehen. Genuin reformirt sonst in allen Lehrsätzen folgt er nur inbetreff des Verständnisses der obedientia activa Christi nicht der allgemein geltenden Lehrbestimmung der reformirten und auch lutherischen Kirche, sondern der subjectiven Meinung Piscator's (s. A. D. B. XVI, 180), wobei er sich auch auf einen Ursinus (XXXIX, 369), Zanchius und andere reformirte Koryphäen beruft.

Seine „Systema majus theologiae christianae“ wurde ins Holländische und von dem siebenbürgischen Fürsten Michael Apaffi ins Ungarische übersetzt. Aber auch an theologischen Gegnern fehlte es nicht. Professor Christoph Franck in Kiel schrieb Exercitationes Anti-Wendelinae wider ihn, und der große Dogmatiker der lutherischen Kirche, Johann Gerhard, ist gegen ihn aufgetreten in seinem Collegium Antiwendelinum. Mehrere höchst ehrenvolle Rufe nach den Niederlanden, an die Universität Heidelberg, Frankfurt a. O. u. a. ergingen an ihn. Alle aber schlug er aus; denn von hier aus stehe nur sein Verlangen nach dem himmlischen Vaterlande. — Ein Verzeichniß der Schriften von W. gibt Beckmann, das Universal-Lexicon und Jöcher.

Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt. — A. Zahn, Das gute

Recht des reform. Bekenntnisses in Anhalt. — Großes Universal-Lexicon. — Jöcher. — Herzog, Realencykl. — Gaß, Gesch. d. protestant. Dogmatik. — Morhof. — Walch, Relig. Streitigk. außer der ev.-luth. Kirche. — J. A. Weber, Einleitung in die Historie der lateinischen Sprache.

Cuno.

Wendelstadt: Karl Friedrich W., Maler und Radirer, geboren zu Wetzlar 1785, erlernte die Malerei in Frankfurt a/M. und ging zu weiteren Studien nach Paris. Er war ein talentvoller Bildnißmaler; auch historische Darstellungen sind von ihm vorhanden. Er besaß eine interessante Sammlung von alten Gemälden, welche er in lithographirten Umrissen bekannt machte. Im J. 1840 machte er eine Reise nach Holland, von der er nicht zurückkehren sollte. Kränkende Vorwürfe, welche er erfuhr, trieben ihn zum Selbstmord. Er erhängte sich zu Antwerpen. W. war mehrere Jahre Inspector des Städel'schen Institutes, an welchem er den Unterricht im freien Handzeichnen zu leiten hatte.

Nagler s. v. L. Katzenstein.

Wenderoth: Georg Wilhelm Franz W., Botaniker, geboren in Marburg am 17. Januar 1774, † ebendaselbst am 5. Juni 1861. Seinen ersten Unterricht erhielt W. in Homberg in Hessen, später in Marburg und wurde dann Apotheker. Er conditionirte zunächst an der Marburger Universitäts-Apotheke und hörte daneben bei Mönch botanische und chemische Vorlesungen. Darauf nahm er eine Stelle an der Rathsapotheke in Schweinfurt an, seine freie Zeit fleißig zu botanischen Excursionen in die schöne Umgebung dieser Stadt benutzend. Nach dreijährigem Aufenthalte hierselbst und kurzer Thätigkeit in Würzburg, ging er im Herbste 1796 nach Marburg zurück. Sein Drang nach höherer Ausbildung bewog ihn, seinen Beruf aufzugeben und sich in seiner Vaterstadt dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften zu widmen. Nach fünfjährigem Studium wurde er auf Grund seiner „Dissertatio inauguralis medica, sistens materiae pharmaceuticae hassiacae specimen", 1801 zum Dr. med. promovirt. Zwei Jahre darauf habilitirte sich W. an der Universität Marburg als Privatdocent für Pharmakologie und Botanik und folgte 1806 einem Rufe als ordentlicher Professor der Medicin an die Universität Rinteln. Neben der Verpflichtung, die Lehrfächer der Physik, Chemie und Botanik zu übernehmen, erhielt er auch die Oberaufsicht über den botanischen Garten. Seine Wirksamkeit wurde durch die damaligen trüben politischen Verhältnisse in dem unter französischer Herrschaft stehenden Rinteln sehr erschwert, so daß er es mit Freuden begrüßte, als er, nach erfolgter Auflösung der Universität, im J. 1810 nach Marburg berufen wurde, um hier, als Nachfolger Mönch's die Professur der Botanik und die Direction des botanischen Gartens zu übernehmen. In diesen Aemtern verblieb er bis kurz vor seinem Tode und konnte seine fünfzigjährigen Jubiläen als Dr. med. und als ordentlicher Professor noch bei voller Rüstigkeit des Körpers und Geistes feierlich begehen. 1859 gab er seine Lehrthätigkeit auf, behielt aber noch ein Jahr lang seine Stellung als Director des Gartens bei. Ein Jahr später starb er im 88. Lebensjahre. W. hat sich in erster Linie durch die Ausgestaltung des Marburger botanischen Gartens um die Wissenschaft verdient gemacht. Durch den Verkehr mit den botanischen Instituten anderer Universitäten, durch Anknüpfung von Beziehungen mit Handelsgärten, sowie durch Reisen, welche er im Interesse des Gartens unternahm, gelang es ihm, denselben, unter Ueberwindung vielfacher Hindernisse, zu hoher Blüthe zu bringen. Im Zusammenhange mit dieser Thätigkeit behandelte er in seinen litterarischen Arbeiten mit Vorliebe die dem Garten entstammenden Pflanzen. Er veröffentlichte 1831 „Einige Bemerkungen über verschiedene neue Pflanzenarten des botanischen Gartens in Marburg", 1850 eine Geschichte des Gartens und 1851 eine Be-

schreibung der in ihm vorhandenen Coniferen. Außerdem gab er 1846 eine Flora hassiaca heraus und schrieb ein Lehrbuch der Botanik, das bereits 1821 erschienen ist. In diesem versuchte er sich an einem neuen Entwurf zu einem natürlichen Pflanzensystem. Nach den Grundsätzen der damals herrschenden naturphilosophischen Anschauungen gebildet, hat es wenig Anklang gefunden und beansprucht nur noch historisches Interesse.

Autobiographie in Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte (Bd. XVIII). — Bonplandia 1861. — Bot. Zeitung 1861. — Pritzel, thesaurus lit. bot.

E. Wunschmann.

Wendisch: Theodor W., Lithograph und Stenograph, geboren zu Berlin am 18. Februar 1824, † daselbst am 22. November 1892. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster, das er 1839 verließ, um sich zum Lithographen auszubilden. Die Lehrzeit führte ihn einige Jahre von Berlin weg, doch kehrte er bald zurück und machte sich dort 1859 durch Gründung einer eigenen lithographischen Anstalt selbständig. In die Stolze'sche Kurzschrift wurde er bald nach ihrem Erscheinen (1841) durch den Hofkalligraphen Strahlendorff eingeführt. Aus Interesse für dieselbe trat er dem 1844 begründeten Stenographischen Verein zu Berlin bei und blieb bis zu seinem Lebensende ein eifriges Mitglied. Auf Stolze's Veranlassung und unter dessen eigener Leitung begann W. seine Versuche, stenographische Schrift behufs Umdrucks auf den Stein zu schreiben. Sie glückten gut und vervollkommneten sich durch Uebung immermehr, sodaß W. für diese Arbeiten bald sehr gesucht wurde und fast unausgesetzt mit der Vervielfältigung stenographischer Werke zu thun hatte. Er hat sich durch diese Leistungen ein großes Verdienst um die Ausbreitung der Stolze'schen Stenographie erworben und Stolze nannte ihn gern „Mein Lithograph". Stolze's „Anleitung", „Lehrgang" und „Lesebuch", die Uebertragung des Stolze'schen Systems auf fremde Sprachen und manche andere stenographische Werke des Mittler'schen Verlags in Berlin verdanken der Meisterhand Wendisch's ihre schönen und formvollendeten stenographischen Tafeln. Von 1855 bis 1876 lithographirte W. das „Archiv für Stenographie" und zeichnete von 1865 bis 1873 nominell als dessen Redacteur. Die Zeitschriften „Stenographische Trinkstube" und „Stenographische Lustfahrt" hat er ebenfalls lithographirt. Einer großen Verbreitung erfreute sich das von W. herausgegebene Monatsblatt „Stenographischer Erzähler", dessen Lithographirung ihm so lieb wurde, daß er sie erst aufgab, als zunehmendes Alter und Kränklichkeit sie ihm ganz unmöglich machten. Der Verband Stolze'scher Stenographenvereine ernannte ihn 1883 für die treuen Dienste, die er der stenographischen Sache geleistet, zum Ehrenmitgliede.

M. Bäckler im Magazin für Stenographie. 1893. Nr. 1.

Mitzschke.

Wendland: Johann Christoph W., Garteninspector, geboren zu Landau im Elsaß am 18. Juli 1755, † zu Herrenhausen bei Hannover am 27. Juli 1828. Nachdem W. in seiner Vaterstadt den nöthigen Elementarunterricht genossen hatte, folgte er dem Berufe seines Vaters, eines Hofgärtners des Fürsten von Löwenstein-Wertheim und erlernte die Gärtnerei in dem fürstlichen Lustgarten zu Karlsruhe unter Leitung des Hofgärtners Saul. Nach vierjähriger Lehrzeit conditionirte er noch weiter in Kassel und zuletzt in Herrenhausen. Hier wurde er 1780 mit festem Gehalt als Gärtner angestellt und hatte die Aufsicht über die Glashäuser des Berggartens und die Ueberwachung der Ananascultur zu übernehmen. Seine botanischen Kenntnisse erwarb er sich unter dem Botaniker Friedrich Ehrhardt. Mit der Zeit rückte er auf seiner gärtnerischen Laufbahn in immer höhere Stellungen ein und wurde zuletzt im J. 1817 zum Garten-

inspector befördert. Seine sonst dauerhafte Gesundheit erlitt zuerst im J. 1821 durch einen Anfall von Gicht und die Erblindung eines Auges eine ernsthafte Erschütterung. Zwar wurden beide Leiden wieder beseitigt, allein schon 1827 erfolgte eine neue Erkrankung, welcher er ein Jahr darauf, 73 Jahre alt, erlag.

W. war nicht nur in seinem Fache sehr tüchtig und besonders als Cultivateur von Weinstöcken und Pfirsichbäumen berühmt, er hat sich auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit die Anerkennung wissenschaftlicher Kreise erworben, wovon seine Ernennung zum Mitgliede zahlreicher Vereine und gelehrter Körperschaften des In- und Auslandes Zeugniß ablegt. An seinen, unmittelbar aus seiner Berufsthätigkeit hervorgegangenen Arbeiten ist noch besonders hervorzuheben, daß er alle in ihnen enthaltenen Abbildungen nicht nur selbst gezeichnet, sondern auch eigenhändig radirt oder gestochen hat. Vom Jahre 1788 an gab er einen „Hortus Herrenhusanus“ heraus, eine Beschreibung der seltneren Gewächse des Gartens enthaltend. Von den vier Fascikeln dieses Foliowerks erschien der letzte, und damit der Abschluß des ersten Bandes mit 24 colorirten Tafeln und einer farbigen Gartenskizze 1801. Fortgesetzt wurde das Werk nicht. 1797 veröffentlichte er ein Verzeichniß der Glas- und Treibhauspflanzen des Königlichen Berggartens zu Herrenhausen, 1798 „Botanische Beobachtungen nebst einigen neuen Gattungen und Arten“ begleitet von vier Tafeln und begann zugleich in demselben Jahre die Herausgabe der „Ericarum icones et descriptiones“, welche es bis 1823 auf 26 Hefte brachten. Zuletzt beschäftigte er sich mit einer „Collectio plantarum tam exoticarum quam indigenarum“, welche in den drei bis 1819 herausgekommenen Bänden 84 colorirte Tafeln enthielt.

Bonplandia VI. 1858. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Wendt: Eduard W., ein Musiker, geboren in Berlin 1807, † am 23. December 1890 zu Magdeburg, wie die Zeitungen schreiben, doch meines Wissens lebte er bis an sein Lebensende zurückgezogen in Berlin. Schon als Kind zeigte er bedeutende musikalische Anlagen zur Musik, so daß ihn sein Vater, der Musiklehrer in Berlin war, früh zum Violinspielen anhielt und Gelegenheit bot sich im Orchesterspiel zu üben. Noch während er das Gymnasium besuchte starb sein Vater und er war auf sich selbst angewiesen. Durch Verwendung Zelter's erhielt er die Erlaubniß das Berliner Kgl. Institut für Kirchenmusik unter A. W. Bach zu besuchen und der Kammermusiker Dam führte seine Violinstudien weiter, auch wurde er von Möser in die Kapell-Elevenklasse aufgenommen und als Accessist spielte er im Orchester des Königsstädter Theaters. Da er in Quartetten stets bereit war die Bratschenstimme zu übernehmen, so erwarb er sich auf derselben eine gewisse Fertigkeit, so daß er als Solobratschist beim Orchester des Stadttheaters in Magdeburg engagirt wurde. Da er nebenbei auch ein geübter Clavierspieler war, so übertrug man ihm auch die Opern-Clavierproben; er wurde dann Correpetitor und mußte sogar den Musikdirector mehrfach vertreten. Dabei studirte er die menschliche Stimme, schrieb Gesangscompositionen und begann Gesangunterricht zu geben. Im J. 1847 wurde er Musikdirector am Theater, jedoch das Jahr 1848 brachte alles ins Stocken und er siedelte wieder nach Berlin über, wirkte dort als Gesanglehrer und spielte Bratsche in Quartetten. 1854 gab er mit Oertling u. a. Quartett-Soireen, die sich eine zeitlang der Gunst des Publicums zu erfreuen hatten. Da er ein feinfühlender Musiker war, so waren die Leistungen dieses Quartetts im Vortrage ganz besonders sein Verdienst. Eine Sonate für Pianoforte und Violine trugen Liszt und Joachim in Altenburg vor, doch war dies die einzige Anerkennung seines Talentes, welche ihm je erwiesen worden ist. Er war eine bescheidene

Natur, die sich nie vordrängte, sondern andern gern ihr Verdienst zukommen ließ und solche Männer erreichen bei bescheidenen Leistungen nur in seltenen Fällen eine Anerkennung. Er trat immer mehr in den Hintergrund jemehr sich Berlin zur Weltstadt entwickelte, so daß sein Fortgang nach Magdeburg, wenn er überhaupt stattfand, gar nicht in die Oeffentlichkeit drang. Von seinen Compositionen sind einige Lieder und Clavierstücke in Magdeburg und Berlin erschienen.

v. Ledebur's Berliner Tonkünstler-Lex. Rob. Eitner.

Wendt: Friedrich v. W., Arzt, wurde am 28. September 1738 zu Sorau in der Niederlausitz geboren. Er studirte seit 1758 die Heilkunde in Halle und Göttingen. An letztgenannter Universität erlangte er 1762 die Doctorwürde. Dann ließ er sich als practischer Arzt in Genthin bei Magdeburg nieder, ging aber bald darauf als Physicus nach Pleß in Oberschlesien und war später Leibarzt des Fürsten von Anhalt. 1778 folgte er einem Rufe des Markgrafen Alexander als Professor der Medicin nach Erlangen, wo er in demselben Jahre ein klinisches Institut gründete und mit solcher Liebe pflegte, daß er in der Folge mehrere auszeichnende Berufungen (1786 nach Göttingen u. 1795 als Leibarzt des Königs von Dänemark mit einem jährlichen Gehalt von 5000 Reichsthalern) ausschlug. 1802 wurde das Krankenhaus, um dessen Gründung W. Jahre lang sich bemüht hatte, vollendet. W., der am 7. Mai 1808 starb, war als Arzt und Lehrer gleich erfolgreich. Er hat sich um die Entwicklung des klinischen Unterrichts in Erlangen hoch verdient gemacht. Er war nach Schreber's Tod Präsident der deutschen Akademie der Naturforscher. Von seinen zahlreichen Arbeiten citiren wir: 1) eine Reihe von in Baldinger's Sylloge opusc. erschienenen Abhandlungen: „Observationes de pleuritide et peripneumonia“ (IV, Göttingen 1779); „De pulsus mutatione quadam insigni“ (ebd. Bd. V, 1780). 2) Abhandlungen im Journal für die Wundarzneiwissenschaft: „Beschreibung einer merkwürdigen Caries des Schien- und Wadenbeins“ (1797, St. 1); „Ueber die Nachtheile des Verbandes nässender Geschwüre und Schäden mit Bleimitteln“ (ebd. St. 3); 3) Aufsätze in Hufeland's Journal: „Beobachtungen über den Gebrauch des Hyoscyamus, besonders des Ol. hyoscyami“ (1798 V, Heft 2); „Von den Heilkräften der Eispflanze (Mesembryanthemum crystall. L.)“ (XI, 1801). Selbständig erschienen: „Historia tracheotomiae nuperrime administratae“ (Breslau 1774); „Vorschläge zu künftig anzustellenden praktischen Uebungen an seine Herrn Zuhörer“ (1780); „Nachricht von der Einrichtung des Instituti clinici in Erlangen“ (Erlangen 1780—85); „De febribus remittentibus semestris hiberni ann. 1795—96“ (ebd. 1796); „Formulae medicae“ (Erlangen 1807); „Annalen des klinischen Instituts in Erlangen“ (ebd. 1808).

Biogr. Lex. VI, 238. Pagel.

Wendt: Hermann Friedrich W., Ohrenarzt, geboren am 8. März 1838 in Leipzig, studirte seit 1855 in Jena und Leipzig, erwarb am letztgenannten Orte die Doctorwürde mit der Inauguralabhandlung: „De valvulae vaginalis dispositione naturali, morbosa, vitiosa“, einer gründlichen Anatomie und Pathologie des Hymen, worin übrigens auch der Nachweis geliefert wird, daß dies Wort als Masculinum zu gebrauchen richtiger ist. Nachdem W. zu seiner weiteren Vervollkommnung die geburtshilflichen Anstalten zu Prag und Wien besucht hatte, übernahm er 1862 eine Assistentenstelle an der Leipziger Gebärklinik, die er bis 1863 behielt. Von jetzt ab wandte er sich ausschließlich dem Specialstudium der Ohrenheilkunde zu, besuchte zu diesem Zwecke nochmals Wien und einige andere Universitäten, habilitirte sich dann 1866 für dieses Fach als Docent an der Leipziger Universität, übernahm die von Professor Winter daselbst

begründete Poliklinik für Ohrenkranke, wurde 1874 außerordentlicher Professor der Heilkunde, starb aber bereits am 21. October 1875 an den Folgen einer Gehirnaffection. W. war ein sehr gesuchter Ohrenarzt und hat sich um die wissenschaftliche Entwicklung dieses Fachs namentlich in pathologisch-anatomischer Beziehung sehr verdient gemacht. Erwähnenswerth sind besonders seine Forschungen über das Verhalten der Paukenhöhle beim Fötus und beim Neugeborenen und dessen forensische Bedeutung, sowie eine Reihe anderer theils im Archiv für Heilkunde, theils im Archiv für Ohrenheilkunde und in Schmidt's Jahrbüchern erschienener litterarischer Arbeiten. Für das große Ziemssen'sche Handbuch lieferte er den Abschnitt über die Krankheiten der Nasenrachenhöhle und des Rachens. Von W. rührt auch eine reiche Sammlung von makro- und mikroscopischen Präparaten her, die er für das pathologische Institut in Leipzig angefertigt hat.

Biogr. Lex. VI, 240. Pagel.

Wendt: Johann W., Arzt, geboren zu Tost in Oberschlesien am 26. October 1777, besuchte seit 1792 die Leopoldina in Breslau zu philosophischen Studien und wollte bereits 1794 zum Studium der Medicin übergehen, als er durch Vermittelung des Bischofs von Ermeland die Vocation in die Ermeländische Stiftung zu Rom erhielt. Unterwegs lernte er während seines Aufenthalts in Pavia den berühmten Kliniker Peter Frank kennen, begann nun medicinische Studien in Rom, erlangte 1797 die Doctorwürde, sowie die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis in Rom, wurde Assistenzart am großen Frauenhospital S. Giovanni in Laterano und verblieb in dieser Stellung, bis er 1798 Rom verließ. Von hier aus ging er nach Wien zu einem einjährigen Aufenthalte, bestand 1799 die preußische Staatsprüfung, machte eine wissenschaftliche Reise durch Norddeutschland mit längerem Aufenthalte in Berlin, prakticirte in Ohlau und seit 1801 in Breslau, wurde hier 1809 Mitglied der Medicinalcommission, 1810 Generalsecretär der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, 1811 außerordentlicher Professor und Medicinalrath, 1813 ordentlicher Professor der Medicin an der Universität, 1814 dirigirender Arzt des Kuh'schen Hausarmen-Medicinal-Instituts, war 1813—14 Vorstandsmitglied der französischen Lazarethe, seit 1815 Mitglied des Medicinalcollegiums für Schlesien, 1823 Professor an der med.-chir. Lehranstalt, 1824 Geheimer Medicinalrath, später Director der med.-chir. Lehranstalt und der delegirten Ober-Examinationscommission zur Prüfung höherer Medicinalpersonen und starb am 13. April 1845. Wendt's Schriften bewegen sich auf allen Gebieten der Medicin. Außer einer Reihe von Journalaufsätzen publicirte er u. a.: „Ueber Enthauptung im Allgemeinen“ (Breslau 1803); „Ueber chirurgische Heilmittellehre“ (Breslau und Leipzig 1811); „De methodo formulas medicas concinnandi“ (Breslau 1813; deutsch, ebd. 1826); „Die Lustseuche in allen ihren Richtungen und allen ihren Gestalten“ (ebd. 1816, 19, 25); „Die Hülfe bei Vergiftungen und bei den verschiedenen Arten des Scheintodes“ (ebd. 1818, 1825); „Die Kinderkrankheiten systematisch dargestellt“ (Breslau und Leipzig 1822, 1826); „Praktische materia medica“ (Breslau 1830, 1834). — W. gab noch heraus: „Correspondenzblatt der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur“ (4 Bände, ebd. 1810—1814).

Biogr. Lex. VI, 239. Pagel.

Wenig: Johann Baptist W., Jesuit, geboren zu Neudorf in Böhmen 1826, † zu Innsbruck am 25. October 1875. Er trat 1844 in den Orden ein, machte seine Studien zu Linz und Wels, wurde 1852 zum Priester geweiht, 1854 Professor am bischöflichen Gymnasium zu Linz, 1857 ordentlicher Professor der biblischen Einleitung und Archäologie und der orientalischen Sprachen an der Universität zu Innsbruck. 1863, 1866 und 1869 war er Rector der Uni-

versität. 1866 veröffentlichte er eine syrische Chrestomathie unter dem Titel „Schola syriaca“; ein in Aussicht gestelltes Lexikon dazu ist nicht erschienen. 1870 erschien noch eine Abhandlung „Regulae de tono vocum arabicarum“. Einiges Aufsehen erregte die 1866 erschienene Rectoratsrede „Ueber die Freiheit der Wissenschaft“ namentlich durch die Bemerkungen über die Inquisitionsprocesse gegen Giordano Bruno und Galilei. Einen spätern Vortrag „Ueber die kirchliche und politische Inquisition“ (Wien 1873), worin W. als noch eifrigerer Lobredner der kirchlichen Inquisition auftritt, hat er doch nur pseudonym — als Theophilus Philalethes — veröffentlicht.

Wurzbach, Lexikon 54, 291. — Reusch, Theol. Litteraturblatt 1866, S. 117, 400; 1874, S. 410. Reusch.

Wenigk: Johann Ernst W., eigentlich Wenig, evangelischer Theolog und geistlicher Liederdichter, der Sohn des „Fürstl. Sächs. Hofmusicus“ Joh. Sigmund W., wurde am 17. Mai 1702 in Gotha geboren und empfing „wegen allzu großer Schwachheit“ noch am gleichen Tage daheim die Nothtaufe. Seinen Vater, der 1708 Hofcantor geworden war, verlor er bereits im folgenden Jahre. Am 12. Mai 1709 trat er in die Quinta des gothaischen Gymnasiums ein, gelangte erst nach vier Jahren in die Tertia, durchlief aber dann in der nämlichen Frist die drei obersten Classen Secunda bis Selecta. In Jena, wo am 5. März 1718 seine Immatriculation erfolgte, studirte er Theologie und nach dem Brauche jener Zeit auch Philosophie, erwarb sich den Magistergrad und kam schon 1725 als Pastor (nicht Substitut) nach Exdorf und Oberndorf im hennebergischen Amte Themar, dessen Verwaltung damals Gotha und Coburg-Saalfeld gemeinsam führten. Von dort nach Cobstedt und Grabsleben (zwischen Gotha und Erfurt) als Pfarrer berufen und am Sonntag Sexagesimä (28. Jan.) 1731 der neuen Gemeinde vorgestellt, wirkte er hier bis 1735 (nicht 1734) und ging dann in gleicher Stellung nach Bischleben. Er übernahm damit ein arbeitsvolles Amt; denn zu dem Hauptorte gehörten als eingepfarrte Dörfer noch Rhoda, Stedten an der Gera und Möbisburg im Erfurtischen. Jeden Sonn- und Festtag hatte er in Bischleben und Möbisburg zu predigen und alle acht Tage in diesen Orten abwechselnd das Abendmahl zu spenden. Wo die Feier eben stattfand, da mußte er zudem Nachmittags katechisiren und eine Predigt halten, sodaß die letztere Aufgabe sich an solchen Tagen dreimal wiederholte. Die Rhodaer gingen zwar nach Bischleben zur Kirche, feierten jedoch die Communion jährlich achtmal in ihrem eigenen Gotteshause, was dann wieder eine dritte Predigt nach sich zog, für die er indeß mit je einem Goldgulden (1 Thlr. 4 Gr.) entschädigt wurde. In Stedten, das erst kurz nach seinem Tode einen besonderen Pfarrer erhielt (18. Sept. 1745) und vorher die Mittel zum Unterhalt eines Lehrers entbehrte, lag ihm obendrein noch der Schuldienst ob. So vielfacher Anstrengung war seine ohnehin zarte Gesundheit auf die Dauer nicht gewachsen: noch nicht 43 Jahre alt, starb er schon am 10. Februar 1745. Bei der Beerdigung am 14. Februar hielt ihm der Superintendent der Diöcese Ichtershausen, Joh. Valentin Beumelburg, die Leichenpredigt und der Pfarrer und Magister Roth aus Schmira bei Erfurt die Parentation. Seine Gattin, eine Tochter des Kunstkämmeriers Schillbach in Gotha, mit der er sich in Exdorf vermählt hatte, überlebte ihn mit 7 Kindern. Zwei von diesen, darunter ein Sohn, waren ihm in Cobstedt geboren worden; eine der Töchter, Sophie Wilhelmine Christiane, heirathete nachher den Pfarrer Nicolaus Rost aus Friedrichroda, verschied aber bereits 1758 in Wahlwinkel bei Schnepfenthal, wo ihr Gatte, früher in Stedten, seit August 1753 angestellt war. — W. hat folgende vier Schriften herausgegeben: „Hilaria Sacra, oder Heilige Sonntagslust Der Kinder

Gottes, in Erbaulichen Betrachtungen und geistl. Oden, über Die ordentliche Soñ- und Festtags-Evangelia, Des gantzen Jahres, ... Mit poetischer Feder entworffen" u. s. w. (Arnstadt 1731); „Δοξολογία Sacra Veteris Testamenti, d. i. Gründliche Erzehlung der Herrlichkeit des Gottesdienstes im Alten Bunde" u. s. w. (Erfurt 1738); „Δοξολογία Sacra Novi Testamenti, d. i. Gründliche Erzehlung" u. s. w. (Erfurt 1738) und „Eines Gottseligen Christens Bet-Altar, Auf Welchem er das gute Rauch-Werck seines andächtigen Morgen- und Abend-Opffers dem Allerhöchsten GOtt zum Preise, sich selbsten zur seligen Seelen-Erqvickung in dem Gnaden(-)Reiche JEsu Christi anzündet" u. s. w. (Erfurt 1739). Das erstgenannte Werk enthält 68 Lieder, von dem J. J. Rambach 5 in sein „Geistreiches Haus-Gesang-Buch" (Frankf. u. Leipzig 1735) aufgenommen und so zu deren Uebergang in andere Liedersammlungen wesentlich beigetragen hat. Ein sechstes unter Wenigk's Namen mitgetheiltes Lied („Ich bin im Himmel angeschrieben, | Ich bin ein Kind der Seligkeit"), das ihm auch Koch (s. u.) beilegt, rührt nicht von ihm, sondern von Salomo Franck her, wie denn überhaupt 8 Lieder desselben in die „Hilaria Sacra" aufgenommen sind. Von denjenigen Wenigk's haben sich am meisten verbreitet: „Ach, Herr Jesu, Gnade, Gnade, | Jesu, hilf erbarme dich" (5 achtzeil. Strophen nach der Weise: „Freu' dich sehr, o meine Seele"); „Du Aufgang aus der Höhe, | Du Licht der Herrlichkeit" (6 achtzeil. Str. nach der Mel.: „Aus meines Herzens Grunde"; nicht zu verwechseln mit Benj. Schmolck's ebenso beginnendem Liede) und „Komm, Gottes Geist, komm, höchster Gast" (6 zwölfzeil. Str. nach der Weise: „Wie schön leuchtet der Morgenstern"), das, bei W. Tümpel (s. u.) wieder abgedruckt, auch in dem neuen Coburg-Gothaischen Gesangbuch (März 1896) Aufnahme gefunden hat. Die vierte Schrift ist mehr ein Sammelwerk, in welchem der Herausgeber neben Benj. Schmolck's „Morgen- und Abendsegen", sowie vielen Liedern desselben und anderer Verfasser noch eigene Gaben in Prosa und Versen mitgetheilt hat. — Was die doppelte Lesart des Namens betrifft, so verhält es sich damit also: Von den in Gotha vorkommenden Geschlechtern „Wenige" und „Wenig" gehört unser Liederdichter dem letzteren an, obwol er im Taufbuche der Augustinerkirche und einige Male in der gothaischen Matrikel „Wenige" heißt; denn in der Jenaer Matrikel, in den Kirchenacten von Exdorf, Cobstedt, Bischleben und Ichtershausen und in den gedruckten gothaischen Quellen erscheint er immer unter den Namensformen „Wenig" und „Wenigk". Ist auch jene die richtige, so hat er selbst doch die zweite vorgezogen und bei eigenhändiger Unterschrift — so in den Cobstedter Kirchenrechnungen von 1730, 32 und 33 — wie auch auf den Titeln seiner Schriften stets nur die verschnörkelte Form „Wenigck" oder „Wenigk" gebraucht.

Zedler's Universal-Lex., 55. Bd. (1748), Sp. 11 f. — (J. G. Brückner), Kirchen- u. Schulenstaat im Herzogth. Gotha, II. Thl., 1. Stück, Gotha 1758, S. 29 f. u. III. Thl., 4. Stück (1761), S. 39. — J. H. Gelbke, Kirchen- u. Schulen-Verfassung des Herzogth. Gotha, II. Thl., 1. Bd., Gotha 1796, S. 509; II. Thl., 2. Bd. (1799), S. 20 u. 698. — E. E. Koch, Kirchenlied, 3. Aufl., 4. Bd. (1868), S. 536. — C. Kehr, Der christl. Religions-Unterricht in der Volksschule, 2. Thl., 2. Aufl., Gotha 1870, S. 360. — Frz. Brümmer, Deutsches Dichter-Lex., II. Bd. (1877), S. 487b. — A. F. W. Fischer, Kirchenlieder-Lex., 2. Hälfte (1879), S. 483a u. unter den Anfängen der beiden ersten Lieder. — W. Tümpel, Geschichte des evangel. Kirchengesanges im Herzogth. Gotha, II. Thl., Gotha 1895, S. 73—76. — Außerdem gef. archival. Mittheilungen der Herren: Stadtkirchner E. Böttner und Prof. Dr. R. Ehwald in Gotha, Bibliothekscustos Dr. G. Steinhausen in Jena u. Pastoren E. Ullrich in Exdorf, Brathe in Cobstedt u. K. v. d. Eldern in

Bischleben. (In den Quellen, mit alleiniger Ausnahme von Tümpel's Buche, das nur annähernd errathene Geburtsjahr 1701 u. bezüglich des Sterbetages überall ein unsicheres Schwanken zwischen dem 10. u. 15. Februar. — In Goedeke's Grundr. fehlt W.)
A. Schumann.

Weninger: Franz Xaver W., Jesuit, geboren am 11. October 1805 zu Wildhaus bei Marburg in Steiermark, † am 23. Januar 1888. Er studirte auf Kosten der Kaiserin Karolina und wurde 1833 zu Wien Doctor der Theologie, trat dann in den Jesuitenorden ein, war darauf einige Jahre als Lehrer der Philosophie zu Tarnopol und als Lehrer der Theologie zu Innsbruck thätig, siedelte dann aber 1852 nach Nordamerika über, wo er eine Reihe von Jahren eifrig und erfolgreich als Missionsprediger wirkte. Er predigte auch französisch und englisch. Schon 1831 veröffentlichte W. zu Graz eine „Prediger-Bibliothek", zehn Bände Predigten von älteren Autoren, 1839 eine neue Bearbeitung der „Heiligenlegende" von Matthias Vogel. Während seines Aufenthaltes in Amerika schrieb er viele populäre, homiletische oder ascetische Schriften in deutscher, englischer oder französischer Sprache. Die Schrift „Protestantism and infidelity" erlebte zehn Auflagen. Zu den umfangreichen Schriften gehört das „Handbuch der christkatholischen Religion" (Regensburg 1858). Mehrere wissenschaftlich ganz unbedeutende Schriften veröffentlichte W. über die päpstliche Unfehlbarkeit: „Die apostolische Vollmacht des Papstes in Glaubensentscheidungen" (Innsbruck 1841), „Die Unfehlbarkeit des Papstes als Lehrer der Kirche und dessen Beziehung zu einem allgemeinen Concilium" (Einsiedeln 1869). In seinen letzten Jahren ließ W. noch eine Anzahl Bände „originelle kurzgefaßte praktische Sonntags-, Festtags- und Standespredigten" drucken.

Hurter, Nomenclator 3, 1217. — Wurzbach, Lexikon 54, 292.
Reusch.

Wenner: Adam W. aus Crailsheim, Reisender, über dessen Leben nichts Näheres bekannt ist, hat sich durch eine Beschreibung seiner Reise nach der Türkei: „Ein gantz new Reysebuch von Prag auß biß gen Constantinopel" (Nürnb. 1622, 1665, im Auszuge bei Jäck, Taschenbibliothek der Reisen in der Türkei, Nürnb. 1828) verdient gemacht. Er begab sich 1616 im Gefolge des kaiserlichen Gesandten Hermann Tschernin von Chudenitz von Wien aus auf dem üblichen Wege die Donau hinab bis Belgrad, dann über Sofia und Adrianopel nach Stambul. Sein Reisewerk ist weniger wichtig durch Nachrichten über die besuchten Gegenden und Ortschaften, als vielmehr durch scharfsinnige Untersuchungen über die Ursachen der Macht des türkischen Reiches und durch zweckmäßige Vorschläge zu dessen Bekämpfung. Ueber die Rückreise des Verfassers, sowie über seine späteren Schicksale enthält es keinerlei Andeutungen.
Hantzsch.

Wenner: Friedrich Albert W. siehe **Vonwiller**, David Bd. 40, S. 297.

Wenning: Johann Nepomuk v. W.-Ingenheim, Civilist, geboren am 15. November 1790 in Hohenaschau im damaligen (bairischen) Salzachkreise, † in München am 16. October 1831. W. besuchte das Gymnasium zu München, 1809 die Universität Landshut, widmete sich nach vollendetem philosophischen Curse dem Studium der Rechtswissenschaft, erlangte am 28. März 1811 mit der gekrönten Preisschrift „Ueber das Verhältniß des Wesens zur Form der Philosophie" den philosophischen Doctorgrad, und ging 1813 nach Göttingen, wo er nach Promotion zum Doctor beider Rechte als Doctor legens zugelassen wurde. In die Heimath zurückgekehrt, erhielt er mit Allerhöchster Entschließung vom 26. Februar 1814 zu seiner weiteren juristischen Ausbildung ein Stipendium, habilitirte sich zu Landshut und eröffnete seine Vorlesungen

mit einem Vortrage „über den Geist des Studiums der Jurisprudenz“ (Landshut 1814). Am 20. Juli desselben Jahres zum Stadtgerichtsassessor in München ernannt, welche Stelle er nach beendetem Sommersemester antrat, wurde er bereits 1816 (nicht 1818 wie im Neuen Nekrolog) an Stelle des nach Halle berufenen Theophilus Hufeland mit einem Gehalte von 1200 fl. (später auf 1300 erhöht) zum ordentlichen Professor des Civilrechts in Landshut befördert, und las in dieser Eigenschaft namentlich Pandecten und bairisches Recht. 1818 erhielt er den Titel eines königlichen Hofrathes, und siedelte 1826 mit der ganzen Universität nach München über, wo er am 16. October 1831 im 41. Lebensjahre starb. Wenning's Hauptwerk ist sein „Lehrbuch des gemeinen Civilrechtes nach Heyse's Grundriß“. Ein sehr brauchbares Handbuch, das in rascher Folge vier Auflagen erlebte; die erste erschien 1822—23 in 2 Bänden, die vierte 1831; ferner verfaßte er ein „Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft“ (Landshut 1821); dann außer Aufsätzen im Archiv f. civilist. Praxis und f. Criminalrecht eine Abhandlung: „Ueber die Wichtigkeit der politischen und gerichtlichen Beredsamkeit“ (ebd. 1822). Eine weitere anonym herausgegebene Broschüre: „Ueber die Mängel und Gebrechen der juristischen Lehrmethode“ (ebd. 1820) wurde beim Erscheinen confiscirt, sechs Jahre später aber dem neuen Studienplane zu Grunde gelegt. W. war ein eifriger und daher beliebter Docent.

Permaneder, Annales etc. P. V, p. 302. 319. 331. 341. 348. 355. 396. — Convers.-Lexik. d. neuesten Zeit u. Literatur, S. 915. — (Schmidt) Neuer Nekrolog d. Deutschen. IX. Jahrgang, 2. Theil (1831), S. 1227, Nr. 1366. — Prantl, Gesch. d. Ludw.-Max.-Univ. II, 520. Biogr. Nr. 262.

v. Eisenhart.

Wenrich oder Winrich, Domherr zu Verdun, wurde von dort als Scholasticus nach Trier berufen, wo er den wohlberechtigten Ruf eines geschickten Schriftstellers von großer Gelehrsamkeit gewonnen haben muß. Denn als 1080 nach dem Tode des Gegenkönigs Rudolf Gegner Gregor's VII. in Trier eine Versammlung hielten, übertrugen sie ihm die Abfassung einer Schrift, welche uns noch erhalten ist und zu den besten Erzeugnissen dieser merkwürdigen Litteratur von Controversschriften gehört. Im Namen des Bischofs Dietrich von Verdun schreibend, wendet er sich scheinbar vertrauensvoll an den Papst; er klagt über die Angriffe der Gegner, welchen er nicht zu antworten wisse, und bittet um Aufklärung und Beistand. Mit aller Ausführlichkeit wird der Tadel der rücksichtslosen Bannflüche, der Lösung der Eide, der Entfachung des Bürgerkrieges dargelegt, gestützt auf eine große Fülle von Schriftstellen, von Aussprüchen der Kirchenväter, und Berufungen auf das ganz entgegengesetzte Verfahren Gregor's I. und anderer Päpste. Auch die Widersprüche im Verhalten Gregor's VII. gegen Heinrich IV. und seine Getreuen und anderseits gegen seine eigenen Anhänger werden gebührend hervorgehoben. Auch den Gegnern entging die nur leicht verdeckte Absicht der Schrift durchaus nicht. W. wird damals wol schon ein alter Mann gewesen sein; er wurde zum Bischof von Vercelli ernannt, scheint aber dieses Amt nicht mehr angetreten zu haben.

Ausg. von K. Francke Mon. Germ. Libelli de lite I, 280—299 (628). Vgl. C. Mirbt, Die Publizistik im Zeitalter Gregor's VII. (1894), S. 23—25.

Wattenbach.

Wenrich: Johann G. W. war in Schäßburg in Siebenbürgen am 13. Oct. 1787 geboren, wurde später Lehrer am ev. Gymnasium in Hermannstadt, später Director. Als solcher wurde er 1821 an die neuerrichtete ev.-theol. Facultät nach Wien als Professor der biblischen Litteratur berufen. Die Facultät war errichtet worden, um für die ev. Studenten den Anlaß zu nehmen, deutsche Uni-

versitäten zu besuchen, die mit ihren wie man meinte staatsgefährlichen und freiheitlichen Ideen dem damaligen österreichischen Staat gemeinschädlich erschienen. W. galt bald als einer der bedeutendsten Orientalisten, der in Wien u. a. die ersten Vorlesungen über Sanskrit hielt. Als die Londoner Bibelgesellschaft 1846 eine hebräische Bibel herausgab, stellte sie die Veröffentlichung unter Wenrich's Aufsicht. Im J. 1847 zum Mitglied der neuerrichteten Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt, starb er am 15. Mai, bevor er Kunde von der Ehre erhalten hatte. Sein gastliches Haus war besonders auch seinen Landsleuten ein Ersatz für die ferne Heimath. Der handschriftliche Nachlaß wurde der Akademie übergeben. Doch haben die wirrvollen Jahre, die nun folgten, eine Herausgabe verhindert.

Trausch, Schriftstellerlexicon III, 495. Fr. Teutsch.

Wenrich: Wilhelm W., ein Siebenb. Sachse, geboren in Schäßburg am 20. Januar 1822. Nach Beendigung seiner juridischen Studien als Magistratscanzellist in seiner Vaterstadt angestellt, rief das Jahr 1848 ihn als Freiwilligen in das sächsische Jägerbataillon, das aus der hoffnungsvollsten Jugend gebildet wurde. Nach der Revolution verblieb er im Heeresdienst, rückte aufwärts, wurde 1853 Hauptmann und trat als solcher 1861 in den Ruhestand. Früh schon ein Freund historischer Studien, hatte er schon als Officier als Sammler, bald auch als Forscher sich einen Namen gemacht. Seine Urkundensammlung ist die bedeutendste private im Lande gewesen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Ordnung des älteren Theils des sächsischen Nationalarchivs in Hermannstadt. In den letzten Jahren seines Lebens auch auf politischem Gebiet als Reichstagsabgeordneter thätig, war sein eigentliches Feld die Urkundenforschung. Er hat nicht viel veröffentlicht, aber Alles trug den Stempel genauer und zuverlässiger Arbeit an sich. Anspruchslos und still in seinem Wesen, aber mit eigener erarbeiteter Ueberzeugung, scheute er sich nie, für das einzutreten, was er für gut und recht hielt. Die sächsische Wissenschaft bewahrt ihm ein treues Andenken. Er starb in Schäßburg inmitten seiner Studien am 20. Januar 1895. Fr. Teutsch.

Wense: Georg Friedrich August von der W., hannoverscher Jurist, geboren 1744, † 1811. Einer alten ritterschaftlichen Familie des Fürstenthums Lüneburg angehörig, deren Stammsitz Wense im Amte Fallingbostel während des dreißigjährigen Krieges sein Wohnhaus eingebüßt hatte, wurde W. auf dem väterlichen Gute Eldingen im Amt Celle geboren, das die Familie nach dem Aussterben derer von Eldingen (1672) mit lehnsherrlicher Einwilligung von dem Oberforst- und Jägermeister Georg v. Wangenheim, dem eine Anwartschaft auf jenes Gutes ertheilt war, erworben hatte. 1759—1763 besuchte W. die Ritterakademie in Lüneburg, besonders gefördert durch den damals neu als Lehrer eintretenden Professor M. K. Curtius (s. A. D. B. IV, 651). Von Ostern 1763 ab studirte W. in Göttingen die Rechte, wo er bei G. L. Böhmer wohnte. 1764 im Sommer nennt ihn Pütter unter seinen Zuhörern. 1766 trat er als Auditor bei der Justizkanzlei in Celle in den öffentlichen Dienst, wurde 1769 Justizrath in Stade, 1776 durch landesherrliche Ernennung Oberappellationsrath auf der adeligen Bank. 1785 erhielt er die Stelle des ersten Vicepräsidenten, 1789 die des Präsidenten des Tribunals. 1801 wurde er zugleich zum wirklichen Geheimenrathe ernannt und mit der Leitung des Justizdepartements betraut. Die Verbindung des Präsidiums im höchsten Gerichtshof mit der Stelle eines Staats- und Justizministers war im Kurfürstenthum Hannover wie in anderen deutschen Staaten nichts ungewöhnliches, war auch den französischen Machthabern, die im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in Hannover regierten, nicht fremd und erwies sich unter den schwierigen Verhältnissen der

Occupationszeit als eine wichtige Stütze für die Unabhängigkeit der Justiz. W., dem ebensowenig wie den übrigen Beamten Hannovers ein Eid von den Franzosen abverlangt wurde, leitete von Celle aus das Justizdepartement und präsidirte dem höchsten Gerichte wie zuvor, nur daß dessen Urtheile jetzt im Namen Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich abgegeben wurden. Als Napoleon 1807 befahl, die hannoverschen Minister aus dem Lande zu weisen, nahm der Intendant Belleville neben Hake, dem Chef der Kriegskanzlei, W. aus, da ihre Amtsverrichtungen für das Land unentbehrlich seien. Der Generalgouverneur Lasalcette verlangte nur, daß die von W. ausgehenden Anstellungen im Justizdienste ihm zur Genehmigung vorgelegt würden. Eine Einmischung in die Justiz fand nicht statt. Aber so gut es auch eine Zeit lang geglückt war, der Rechtspflege ihren ungestörten Fortgang zu wahren, seit dem Jahre 1807 beantworteten die Franzosen die Saumseligkeit des Landes in der Bezahlung der von Napoleon auferlegten Contribution mit der Sperrung der Gehälter der Justizbeamten. W. bemühte sich vergebens durch Vorstellungen, die dadurch der Justiz drohende Gefahr abzuwenden. Eine an Napoleon selbst gerichtete Eingabe blieb ohne Antwort. Eine Massenpetition der höheren Justizcollegien, die W. anregte, hatte zwar den Erfolg, daß der Ueberbringer, der Oberappellationsrath Karl von Ompteda, am 16. October 1808 in Mainz dem Kaiser selbst die Beschwerde seines Landes vortragen konnte und auch die Zusage der Abhülfe erhielt, aber die Ausführung blieb in sehr bescheidenen Grenzen. Als Hannover, soweit es bisher noch unmittelbar unter französischer Herrschaft gestanden hatte, durch Staatsvertrag vom 14. Januar 1810 mit Westfalen vereinigt und Celle zu einem zweiten Appellationsgerichtshofe des neuen Königreichs neben Kassel eingerichtet wurde, trat W. von der Leitung des Tribunals zurück und Rumann (s. A. D. B. XXIX, 637) an seine Stelle. Im Jahre darauf starb W. in Plön auf einer Reise zu seiner in Holstein verheiratheten Tochter. Als wenige Tage später, am 14. October 1811, in Celle die Säcularfeier der Eröffnung des Oberappellationsgerichts begangen wurde, gedachten der zweite Präsident, F. K. v. Strombeck, und der Generalprocurator Th. Hagemann in ihren Reden mit besonderm Nachdruck des Mannes, der mit so großem Ruhme die erste Stelle des Gerichtshofes unter seiner vorigen Verfassung bekleidet hatte.

v. W(erlhoff) im Vaterländ. Archiv (hg. von Spiel) I 1 (1819), S. 74. — F. K. v. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben II (1833), 102. 109. — Westphalen unter Hieron. Napoleon (hg. von Hassel u. Murhard), Jg. I, März 1812, S. 8 u. 18. — Pütter, Selbstbiographie II, 451. — Manecke, Topogr.-histor. Beschreibungen d. Städte, Aemter u. adel. Gerichte im Fürstenth. Lüneburg II, 341. 375. 482. — F. Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstenth. Hannover unter der franz.-westfäl. Herrschaft I (1893), S. 73. 188. 201. 365 ff.; II (1895), S. 223.

F. Frensdorff.

Wenzel (der sich in deutschen Urkunden: Wenczlaw, in lateinischen: Wenceslaus schreiben ließ), deutscher König und König von Böhmen († 1419), wurde als ältester Sohn Karl's IV. am 26. Februar 1361 in Nürnberg geboren. Seine Mutter war Anna von Schweidnitz-Jauer, die dritte Gemahlin Karl's. Unzweifelhaft wählte der Vater zum Ort der Niederkunft absichtlich Nürnberg, damit der erhoffte Thronerbe, den er sich gleich als künftiges Reichsoberhaupt dachte, auf deutschem Boden das Licht der Welt erblicken sollte. Darum wurde auch die am 11. April in der Sebalduskirche vollzogene Taufe mit unerhörter Pracht gefeiert, in Gegenwart aller zu Gaste geladenen Kurfürsten. Schon am 15. Juni 1363 ließ Karl das Kind in Prag zum Könige von Böhmen krönen; am

29. September 1370 wurde der siebenjährige Knabe in Nürnberg mit Johanna, der Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern-Holland vermählt, nachdem Karl zwei frühere Eheverabredungen aufgehoben hatte. Ueber die Erziehung des Prinzen ist wenig bekannt, jedenfalls verwandte der Vater auf sie die größte Sorgfalt. Um W. frühzeitig für seine künftige Thätigkeit vorzubereiten und zugleich in Deutschland bekannt zu machen, nahm ihn der Kaiser auf seinen Fahrten durchs Reich mit und zog ihn zu allen wichtigen Sachen heran. Nachdem Karl die Mark Brandenburg erworben hatte, begann er, die Wahl Wenzel's zum deutschen Könige zu betreiben, und es gelang ihm durch großartige Vergabungen an die Kurfürsten und eine sehr gewandte Politik, sein Ziel zu erreichen. W. wurde einhellig am 10. Juni 1376 in Frankfurt gewählt und am 6. Juli in Aachen gekrönt, ohne daß der Papst seinen Anspruch auf vorherige Approbation durchsetzen konnte. Im folgenden Jahre ernannte Karl den jungen König zum Reichsverweser und ließ ihn den Frieden mit dem schwäbischen Städtebunde abschließen. W. begleitete später den kaiserlichen Vater auf der Reise an den französischen Hof. Schon am 29. November 1378 machte der Tod Karl's IV. W. zum selbständigen Regenten Deutschlands und Böhmens.

W. war ein stattlicher starker Jüngling von leidlicher Begabung. Er besaß mancherlei Wissen und Interesse für Kunst und Litteratur. Davon zeugen die Reste der Bibliothek, welche er sich anlegen ließ, Handschriften theologischen, juristischen, naturwissenschaftlichen und poetischen Inhalts, geschmückt mit prachtvollen Miniaturen, deren Vorwürfe meist mit vielem Humor aus Sage und Dichtung geschöpft sind. Auch die von Karl IV. begonnenen Bauwerke führte W. weiter. Nicht ohne Witz faßte er schnell und gab schlagfertigen Bescheid. Doch früh regte sich in ihm die Neigung zu müssigem Umherschweifen auf der Jagd und zu fröhlichen Gelagen.

W. trat in arg verwirrte öffentliche Verhältnisse ein. Noch bei Karl's Lebzeiten hatten die Kardinäle das große Schisma hervorgerufen, indem sie dem erstgewählten Papste Urban VI. einen zweiten in Clemens VII., der später nach Avignon ging, entgegenstellten. W. erklärte sich für Urban, suchte dessen Anerkennung im Reiche durchzusetzen und auch die auswärtigen Mächte für ihn zu gewinnen. Daher vermählte er 1381 seine Schwester Anna mit dem englischen Könige Richard II., eine Verbindung, die dann eigene Folgen hatte. Die Mehrheit im Reiche folgte dem Könige. Erzbischof Adolf von Mainz, der sich zu Clemens geschlagen hatte, wurde durch große Zugeständnisse zum römischen Papste zurückgeführt, allein Herzog Leopold III. von Oesterreich hielt zu Avignon, und da W. aus mancherlei politischen Gründen auf ihn Rücksicht nehmen mußte, kam keine völlige Kircheneinheit zu Stande. Doch trat die Frage eine Zeit lang in den Hintergrund, weil das Schisma selbst versumpfte.

W. wollte nach dem Beispiele des Vaters die Reichssachen möglichst im Einvernehmen mit den Kurfürsten regeln und leiten. Aber die rheinischen, welche allein in Betracht kamen, hielten W. bald für zu nachlässig und verlangten daher, weil der König in seinem böhmischen Sitze dem Reiche zu fern war, schon 1380, er möge mit ihrem Beirathe einen Reichsverweser bestellen. Immer wieder tauchte später diese Idee auf. Es handelte sich also von Anfang an nicht darum, den König abzusetzen, sondern die Kurfürsten wollten neben ihm eine kräftigere Regierungsgewalt im Reiche haben. Diese hätte allerdings unter ihrem Einflusse gestanden, dennoch ist es nicht zutreffend, in dem Verhalten der Kurfürsten lediglich nackten und gemeinen Eigennutz zu erblicken. Sie erstrebten in ihrer Weise das Wohl des Reiches; daß freilich der König auf diese Wünsche nicht einging, ist leicht verständlich.

W. wandte bald sein vornehmliches Interesse den Dingen außerhalb des Reiches

zu. In Verflechtung mit der Kirchensache hatte er sich dem Könige Ludwig dem Großen von Ungarn-Polen genähert und die schon früher angebahnte Verlobung seines jüngeren Bruders Sigmund (s. A. D. B. XXXIV, 267 ff.) mit dessen ältester Tochter Maria vollzogen. Als Ludwig 1382 starb, dauerte es geraume Zeit, ehe Sigmund seine Braut zur Gemahlin und dann auch 1387 die ungarische Krone gewann. W. hat ihn reichlich unterstützt und zog 1386 in Person mit Heeresmacht nach Ungarn. Darüber versäumte er, den lange gehegten Plan auszuführen, durch eine Romfahrt die Kaiserkrone zu erwerben und seiner Würde die rechte Weihe zu geben. Von seinem Bruder erntete er gleichwol schlechten Dank; Sigmund und noch mehr der Vetter, der schlimme Markgraf Jodocus oder Jost von Mähren (s. A. D. B. XIV, 106 ff.) wurden die bösen Geister des Königs und verschuldeten später hauptsächlich seinen Niedergang.

W. bewahrte ähnlich dem Vater, aber nicht mit dessen weitschauendem Blick, eine friedliche Haltung. Mit Frankreich hielt er gute Freundschaft, obgleich dieses Reich eine andere Kirchenpolitik verfolgte. So stellte er sich auch zu den Gegensätzen innerhalb Deutschlands. Ihr hauptsächlicher Grund waren die Städtebündnisse. Die schwäbischen Reichsstädte, Ulm an der Spitze, hatten in der Furcht, die Kosten der Wahl Wenzel's tragen zu müssen, bald nach ihr einen Bund geschlossen zur Vertheidigung ihrer Freiheit und zur Abwehr ungerechter Beschatzung. Karl hatte diese Einigung nicht unterdrücken können; sie wuchs weiter an Stärke und Zahl der Mitglieder. Ihr trat eine andere am Rhein zur Seite. Im März 1381 verbündeten sich die Städte Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Hagenau und Weißenburg zu gegenseitiger Hilfe in ihren Kriegen. Sie trieb die Sorge vor den großen Ritterbündnissen, welche sich damals in weitester Ausdehnung bildeten. Schon im Juni desselben Jahres schlossen die beiden Städtebündnisse einen Vertrag miteinander und gelobten sich Beistand gegen Angriff und Raub, auch gegen jeden, der die Städte von ihrem Bunde trennen wollte. In der That brach bald der Krieg mit den Rittern aus, doch Herzog Leopold beschwichtigte ihn durch die sogenannte Ehinger Einigung vom April 1382. Der Oesterreicher spielte auch in diesen Dingen eine gewichtige Rolle, denn sein Streben war darauf gerichtet, in Schwaben die Vorherrschaft zu erlangen.

Auf die Städtebündnisse sahen die Fürsten mit großer und nicht ungerechtfertigter Besorgniß. Sie verlangten vom Könige ihre Auflösung, aber W., in dem Bewußtsein, daß er alsdann einem schweren Kriege entgegenginge, dessen Last er schließlich allein zu tragen gehabt hätte, hatte wenig Neigung zu dem gefährlichen Unternehmen. Doch besaß seine Politik keine Festigkeit; je nach den wechselnden Verhältnissen und dem Einflusse, den einzelne Persönlichkeiten und namentlich Herzog Leopold auf ihn ausübten, war er den Fürsten mehr oder weniger willfährig. Da die Kurfürsten hofften, durch Landfrieden die Städte zu binden und in ihrem Verhalten zu bestimmen, errichtete W. im März 1383 zu Nürnberg einen großen Landfrieden für das ganze Reich und die Dauer von zwölf Jahren, der zwar die Städte nicht grundsätzlich ausschloß, aber ihnen wie ein gegen sie gerichtetes fürstliches Bündniß erschien. Die herrschende Spannung veranlaßte die Erweiterung der Städtebünde; dem schwäbischen traten außer anderen Städten Basel und Nürnberg, letzteres freilich in friedlicher Absicht bei. W., ohnehin verstimmt, weil die Absicht, einen Reichsverweser in deutschen Landen zu erlangen, wieder verlautete, brachte daher im Juli 1384 in der Heidelberger Stallung einen Waffenstillstand zwischen beiden Parteien zustande. Er erkannte zwar die beständig an Mitgliedern zunehmenden Städtebündnisse nicht öffentlich an, aber suchte bereits Verständigung mit ihnen.

Das einzige Ergebniß war jedoch eine Ausplünderung der Juden, bei denen der König auch ein freilich nicht allzu großes Geschäft machte.

Während der rheinische Bund über den eigentlichen Zweck, die Vertheidigung gegen kriegerische Angriffe, nicht hinausschreiten wollte und eine sehr vorsichtige, kühne Pläne ablehnende Haltung einnahm, ging der schwäbische entschlossener vor und vereinbarte im Februar 1385 einen Vertrag mit den Schweizern, mit Bern, Solothurn, Zürich, Zug und Luzern: die Länder Schwiz, Uri und Unterwalden nahmen jedoch nicht Theil. Beide Parteien fürchteten den Herzog Leopold, mit dem damals auch der König zerfallen war. Als jedoch im Sommer 1386 die Schweizer mit dem österreichischen Herzog in Kampf geriethen, blieb ihnen allein überlassen, den Streit auszufechten. Sie errangen am 9. Juli 1386 den berühmten Sieg bei Sempach, wo Leopold mit zahlreichen Rittern fiel.

W. gerieth bald nachher in große Aufregung. Einer Aufforderung der Kurfürsten folgend kam er im März 1387 nach Würzburg und gab dort am 21. März den schwäbischen Städten das mündliche Versprechen, ihren Bund nie abzuthun noch zu widerrufen, und sicherte ihnen schriftlich zu, sie mit einander bei sich und dem Reiche zu erhalten und sie gegen alle Beeinträchtiger ihrer Rechte und Freiheiten zu unterstützen. Die Städte gelobten dafür schriftlich, ihm innerhalb Deutschlands beizustehen, wenn sich jemand gegen ihn als römischer König aufwerfen und ihn vom Königreiche drängen wolle. Die vier rheinischen Kurfürsten dagegen verabredeten am 23. April in Oberwesel, nur gemeinsam zu genehmigen, wenn W. das Reich an jemand anders wenden wolle. Wahrscheinlich handelte es sich auch jetzt um die Einsetzung eines Reichsverwesers in Deutschland; die in ihrem Verlaufe ziemlich dunkle Angelegenheit, in die auch die Kirchenfrage hineinspielte, hatte keine Folgen.

Der so lange hingehaltene Krieg kam zum Ausbruch, als die Herzöge Stephan und Friedrich von Baiern im November 1387 den Verbündeten der schwäbischen Städte, Erzbischof Piligrim von Salzburg, treulos gefangen nahmen. W. sagte zwar den Friedensstörern Krieg an, doch ließ er es bei einem Drohbriefe bewenden und sah unthätig dem Gange der Dinge zu. Nachdem die schwäbischen Städte im Juni 1388 die Niederlage bei Döffingen erlitten hatten, nahmen auch die rheinischen mit größerer Anstrengung am Kampfe theil, so daß nun ganz Süddeutschland in Waffen stand. Auch sie fochten im Felde mit Unglück, die Fürsten dagegen konnten keine Stadt erobern; beide Theile begnügten sich hauptsächlich mit schwerer Verwüstung des offenen Landes. Allmählich wandte sich W. den Fürsten zu. Er heirathete damals, nachdem er vergebens um eine portugiesische Prinzessin geworben hatte, Sophie (in Böhmen auch Euphemie, Offney genannt), die Tochter des Herzogs Johann von Baiern-München, da seine erste Gemahlin 1386 an der Pest gestorben war. W. knüpfte auch mit dem ihm bisher feindlichen Erzbischof Adolf von Mainz an, unter dem Vorwande, dem Throne entsagen zu wollen, vermuthlich, um sich den drohenden Reichsvicariat eines deutschen Fürsten fernzuhalten.

Auf dem Reichstage zu Eger, Anfang Mai 1389, gebot W. allen Reichsstädten, ihre Bündnisse aufzugeben und in den von ihm gleichzeitig verkündigten allgemeinen Landfrieden einzutreten. Die Städte gehorchten, die einen gleich, die anderen zögernd. Der große Kampf, der nicht als ein grundsätzlicher zwischen Bürgerthum und Fürstenschaft zu betrachten ist, sondern sich auf die Reichsstädte beschränkte und mehr aus einzelnen Streitfällen und der allgemeinen feindseligen Stimmung herausgewachsen war, ging damit zu Ende.

Der König kam lange Jahre nicht mehr ins Reich. Ihn übermannten Trägheit und Trunksucht, seine Verwandten boten alles auf, ihm in Böhmen Schwierigkeiten zu machen, um dabei ihren Vortheil zu suchen. W. wurde

darüber gereizt und leidenschaftlich; vergaß er sich doch soweit, daß er 1393 bei Gelegenheit eines schweren Streites mit dem Prager Erzbischof Johann von Jenzenstein (s. A. D. B. XIV, 321) den Generalvicar Pomuk grausam foltern und den Halbtodten in die Moldau stürzen ließ. Schließlich kam es dahin, daß Markgraf Jost und die mit ihm verschworenen böhmischen Barone W. am 8. Mai 1394 in Beraun gefangen nahmen und später in Haft nach dem österreichischen Schlosse Wildberg bei Linz brachten. Das war den Deutschen zu arg; Pfalzgraf Ruprecht II. bewirkte als Reichsverweser die Freilassung des Königs. In Böhmen dauerten die Unruhen weiter; der jüngste Bruder des Königs, Herzog Johann von Görlitz (s. A. D. B. XIV, 216), starb darüber und erst Sigmund von Ungarn, dann, als dieser gegen die Türken zu Felde zog, Jost von Mähren rissen die führende Stelle an sich. Schließlich richteten die Kurfürsten im October 1395 an W. die Aufforderung, endlich ins Reich zu kommen, „sonst würden sie gedenken, was sie dazu zu thun hätten“. Als W. nicht erschien, hielten sie im Mai 1397 eine Reichsversammlung in Frankfurt ab und erreichten damit thatsächlich, daß W. sich nunmehr aufmachte, um die Einsetzung eines Reichsvicars gegen seinen Willen zu hintertreiben.

Nachdem am Prager Hofe eine blutige Tragödie, der vier königliche Räthe zum Opfer fielen, vorangegangen war, erschien W. im September 1397 in Nürnberg und zog dann Ende des Jahres zu den Kurfürsten nach Frankfurt. Zahlreiche Beschwerden wurden gegen ihn erhoben, unter ihnen besonders lebhaft die um Mailands willen. W. hatte nämlich 1395 den dortigen Gewalthaber, Giovanni Galeazzo, vom Reichsvicar zum Herzoge erhoben. Die Florentiner, die Todfeinde des Visconti, arbeiteten daher in Deutschland gegen W.; seine Handlungsweise galt als eine Entgliederung und Beraubung des Reiches. Auch Unthätigkeit in der großen Kirchenfrage, Versäumniß der Reichsinteressen in mancherlei Beziehungen wurden W. vorgeworfen. Er half sich durch, so gut er konnte, und zog dann nach Reims zu einer Zusammenkunft mit dem französischen Könige Karl VI., um über die Kirchensache zu verhandeln.

Die Unfähigkeit des Königs trat grell zu Tage; Freunde im Reiche hatte er nicht, und so war es nicht zu verwundern, wenn endlich der Gedanke, seinem schmählichen Regimente durch Absetzung ein Ende zu machen, als einzig mögliche Ausflucht aus der Zerrüttung erschien. Insbesondere der neue durchtriebene Erzbischof von Mainz, Johann, griff ihn auf, freilich mehr in seinem eigenen Interesse, als in dem des Reiches. Er war eng verbündet mit dem Pfalzgrafen Ruprecht III., bei dem neben persönlichem Ehrgeiz auch redlicher Wille für den allgemeinen Nutzen obwaltete. Immerhin ging es langsam genug, ehe der Entschluß, der zuerst zu Boppard im April 1399 festere Gestalt gewann, zur That wurde, und Erzbischof Johann hatte viel zu thun, um noch andere Fürsten heranzuziehen. Allmählich wurden die fünf Kurfürsten, die in Betracht kommen konnten, gewonnen, dagegen machte die Frage, wer zum neuen Könige gewählt werden sollte, große Schwierigkeiten. Auf dem Tage, der Ende Mai 1400 zu Frankfurt zusammentrat, zogen sich der Kurfürst von Sachsen und die Braunschweiger von der Verschwörung zurück, wahrscheinlich, weil sie nicht den Pfalzgrafen zum Könige wollten; auf der Heimreise wurde Herzog Friedrich von Braunschweig von dem Waldecker Grafen Heinrich überfallen und erschlagen, ein Vorfall, der größtes Aufsehen machte und dem Mainzer Erzbischofe die übelste Nachrede eintrug. Die vier rheinischen Kurfürsten erließen an König W. die Mahnung, auf den 11. August nach Oberlahnstein zu kommen und dort die Gebrechen des Reiches abzustellen, widrigenfalls sie sich der geleisteten Eide für entbunden betrachten würden. Natürlich erschien W. nicht und so wurde er am 20. August vor den Thoren von Lahnstein als „unnützlich, träg und für das

römische Reich durchaus ungeschickt“ als abgesetzt erklärt; am folgenden Tage wählten die Kurfürsten auf dem Königsstuhl zu Rense den Pfalzgrafen Ruprecht zum Könige.

W. kam in seiner Erbärmlichkeit nicht dazu, den Gegner zu bekämpfen, und zerfiel auch vollends mit Sigmund, der die Nothlage des Bruders ausbeuten wollte. Hauptsächlich dieser Schwäche und Uneinigkeit der gesamten luxemburgischen Familie hatte es Ruprecht zu verdanken, wenn er sich nicht nur behaupten, sondern auch größeren Anhang erwerben konnte, obgleich der Osten des Reiches weiter W. als König anerkannte. Ruprecht durfte sogar eine Zeitlang hoffen, mit W. eine friedliche Auseinandersetzung zu finden. Sie kam jedoch nicht zustande, denn W. trat wieder eng zu Sigmund, der für sich den Reichsvicariat, für W. noch jetzt die Kaiserkrone zu erreichen gedachte. Aber der Ungarnkönig nahm 1402 W. in Haft und übergab ihn dem österreichischen Herzoge Wilhelm, worauf Jost wieder seine listigen Pläne schmiedete, sich zum Herrn der Lage zu machen. Sigmund nöthigte indessen W., die Regierung Böhmens völlig abzutreten, und raubte dessen Schatz, bis ihn Unruhen in Ungarn nöthigten, dort zum Rechten zu sehen, und die wandelbaren Oesterreicher im November 1403 W. aus Wien entweichen ließen. Es gelang ihm nun, in den nächsten Jahren seine Herrschaft in Böhmen wiederherzustellen und mit seinen Widersachern Frieden zu schließen.

Erst als durch den Abfall der beiden Kardinalcollegien von ihren Päpsten Gregor XII. und Benedict XIII. die Kirchensache ein ganz neues Wesen annahm, trat W. wieder bedeutsamer hervor. Er schlug sich im Gegensatz zu König Ruprecht auf die Seite der Kardinäle und erklärte sich zur Beschickung des nach Pisa berufenen Concils bereit. Aus dieser Wendung ergab sich großes Unheil für die Prager Universität. W. war ganz zum Böhmen geworden und den Deutschen abgeneigt. Da die deutschen Professoren gegen das Concil waren, gab W. den Vorstellungen der böhmischen Partei nach und veränderte im Januar 1409 mit einem Schlage die Verfassung der Universität zu jener Gunsten derartig, daß die deutschen Lehrer und Studenten Prag verließen. W. hatte dann die Genugthuung, daß das Pisaner Concil ihn als rechtmäßigen römischen König anerkannte. Der Tod Ruprecht’s am 18. Mai 1410 erweckte in ihm die eitle Hoffnung, wieder allgemeiner König zu werden, doch ließ er schließlich seine Abgesandten bei der Wahl in Frankfurt am 1. October für Jost stimmen, da die andere Partei der Kurfürsten vorher Sigmund auf den Schild erhoben hatte. Bald wurde er wieder wankend und trat als römischer König auf. Erst nachdem Jost am 18. Januar 1411 gestorben war, verglich sich W. mit Sigmund, der ihm die kaiserliche Würde versprach, und gab dem Bruder am 17. Juli 1411 seine Stimme. Den Titel eines römischen Königs behielt er bei. Für das Reich hatte W. fortan keine Bedeutung mehr.

Mittlerweile hatte der bei Hofe wohlgelittene Universitätsprofessor Johannes Hus seine Predigten gegen die entartete Kirche begonnen und zugleich die meisten Sätze des Oxforder Gelehrten John Wiclif zu seinen eigenen gemacht. Die steigende Aufregung in Prag und der üble Ruf, in den Böhmen dadurch kam, beunruhigten W., so daß er Hus aufforderte, er möge die Stadt für einige Zeit verlassen. Daher war W. ganz einverstanden, als Sigmund Hus auf das Concil nach Konstanz einlud. Er hat dann nichts gethan, um den Magister aus dem Gefängniß zu befreien und vom Tode zu retten. Als die Böhmen im wilden Zorn über die Verbrennung ihres geliebten Landsmannes die Geistlichkeit antasteten und feierliche Proteste erließen, schwankte W. furchtsam hin und her, und nur seinem Bruder Sigmund hatte er es zu verdanken, daß das Concil nicht gegen ihn einschritt. Da der Aufruhr stieg, drängte Sigmund W. zu scharfen

Maßregeln gegen die Husiten. Dadurch wurde nur Oel ins Feuer gegossen. Die Husiten, gereizt durch die Verhöhnung eines feierlichen Aufzuges, stürmten das Rathhaus der Neustadt Prag und warfen sieben Ratsherren zum Fenster hinaus unter die tobende Menge. Die furchtbare Erregung zog W. einen Schlaganfall zu, dem er am 16. August 1419 erlag. Da er keine Kinder hinterließ, wurde Sigmund sein Erbe.

Der schlechte Ruf, in den W. frühzeitig gerieth, war leider nur zu wohl begründet, obgleich viele der schlimmen Geschichten, die von ihm erzählt werden, auf Erfindung oder Sage beruhen. Ein Bösewicht war W. nicht, aber träg, trunksüchtig, jähzornig, unselbständig und deshalb unvermögend, eine stetige Regierung zu führen. Das von seinem Vater Karl begonnene Werk hat er nach allen Seiten hin zu Grunde gerichtet.

F. M. Pelzel, Lebensgeschichte des Königs Wenceslaus. Zwei Bände. Prag 1788/90. — Th. Lindner, Geschichte des deutschen Reiches unter König W., 2 Bde., Braunschweig 1875—1880; Das Urkundenwesen Karl's IV. und seiner Nachfolger, Stuttgart 1882; Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern II, Stuttgart 1893. — Fr. Palacky, Geschichte von Böhmen III, IV. — Jul. v. Schlosser, Die Bilderhandschriften Königs W. (im Jahrbuch der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Wien 1893. XIV, vgl. auch XV: Die Elfenbeinsättel). — A. Vahlen, Der deutsche Reichstag unter König W. Leipzig 1892. — W. Vischer, Geschichte des Schwäbischen Städtebundes (in Forschungen zur deutschen Gesch. II, vgl. III, XV, XIX). — E. Ebrard, Der erste Annäherungsversuch König Wenzel's an den Schwäbisch-Rheinischen Städtebund. Straßburg 1877. — C. Wutke, Beiträge zur Gesch. des großen Städtebundkrieges (in Mittheil. Salzburg. Landeskunde XXVIII). — G. Tobler, Die Beziehungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu den deutschen Reichsstädten 1385—1389. Zürich 1879. — L. Quidde, Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund 1384. Stuttgart 1884. — P. Eschbach, Die kirchliche Frage 1378—1380. Gotha 1887. — Kneebusch, Die Politik König Wenzel's — 1379. Dortmund 1889. — K. Wenck, Die Wettiner im 14. Jahrh., insbes. Markgraf Wilhelm u. König Wenzel. Leipzig 1877. — H. Mau, König Wenzel und die Rheinischen Kurfürsten. Rostock 1887. — A. Leroux, Nouv. recherches — sur les relations politiques de la France avec l'Allemagne 1378—1461. Paris 1882. — N. Valois, Le grand schisme en Allemagne 1378—1380 (in Röm. Quartalschr. VII). — Moranville, Relations de Charles VI. avec l'Allemagne 1400 (in Bibl. de l'école des chartes XLVII). — H. Haupt, Das Schisma — in seiner Einwirkung auf die oberrheinischen Landschaften (in Ztschr. — Oberrhein XLV). — Erler, Das Gutachten des Pfalzgr. Ruprecht — 1398 (in Zeitschr. Oberrhein N. F. X.). — J. Weizsäcker, Die Vorgeschichte der Revolution 1400 (in Deutsche Ztschr. für Geschichtswissenschaft VII); der Pfalzgraf als Richter, Göttingen 1886; Rense als Wahlort, Berlin 1891. — Lindner, Ueber die bei der Absetzung Wenzel's gelesenen Artikel (in Mittheil. österr. Inst. VII). — M. G. Schmidt, Die staatsrechtliche Anwendung der Goldenen Bulle. Halle 1894. — Deutsche Reichstagsacten, hrsg. von Jul. Weizsäcker, I—III. — Fr. Palacky, Ueber Formelbücher. Prag 1843/48 — J. Loserth, Beiträge zur Husitischen Bewegung I—V (in Archiv für Oesterreich. Gesch. LV, LVII, LX, LXXV, LXXXII); Urkunden und Tractate betr. die Verbreitung des Wiclifismus in Böhmen (in Mitth. — Gesch. der Deutschen in Böhmen XXV).

Theodor Lindner.

Wenzel, Herzog von Luxemburg und Brabant, wurde am 25. Februar 1337 in Prag geboren († 1383). Sein Vater war Johann, König von Böhmen und

Graf von Luxemburg, der Sohn Kaiser Heinrich's VII., seine Mutter Beatrix von Bourbon, die zweite Gemahlin Johann's. Der im December 1334 geschlossene Ehevertrag bestimmte der männlichen Nachkommenschaft der Beatrix die Grafschaft Luxemburg, die Markgrafschaft Arlon und die Grafschaft La Roche nebst anderem Besitz, eine Verfügung, die später wiederholt von Johann und dessen ältestem Sohne Karl (IV.) bestätigt wurde. Nach dem Tode des Vaters in der Schlacht von Crecy am 26. August 1346 erhielt der junge W. Luxemburg unter der Vormundschaft des Königs Karl und der Pflege des Oheims, des Erzbischofs Balduin von Trier, bis ihm Ende 1353 die selbständige Regierung überlassen wurde. Schon im März 1352 hatte er Johanna, die Tochter des Herzogs Johann III. von Brabant und Limburg geheirathet, welche durch den Tod ihres ersten 1345 von den Friesen erschlagenen Gatten, des Grafen Wilhelm IV. von Holland, Wittwe geworden war. Am 13. März 1354 zu Metz erhob Karl IV. seinen Stiefbruder zu einem Fürsten und Herzog und dessen Lande zu einem Fürstenthum und Herzogthum Luxemburg. Die beiden Brüder haben dann immer in inniger Freundschaft zu einander gestanden; der Kaiser stattete den jüngeren mit mancherlei Vorrechten und Vortheilen, Kirchenvogteien, Verpfändungen u. dgl. aus. W. bemühte sich eifrig, sein unter der Mißwirthschaft seines Vaters schwer geschädigtes Land zu heben; zahlreiche Landfriedensbündnisse, die er während seiner Regierung abgeschlossen hat, sorgten nach der Sitte der Zeit für die öffentliche Ruhe. Eine erhebliche Steigerung seines Ansehens und seiner Macht erfuhr W., als seine Gemahlin Johanna nach dem Tode ihres Vaters Johann III. am 5. December 1355 die Herzogthümer Brabant und Limburg erbte. Die beiden jüngeren Töchter, Margarethe, Gemahlin des Grafen Ludwig II. von Flandern, und Maria, Gemahlin des Herzogs Reinald III. von Geldern, wurden mit Geld abgefunden. W. empfing nach der Bestimmung des Erblassers mit Johanna zusammen als ihr „Mambour" Anfang 1356 die Huldigung der Länder, deren Freiheiten sie bestätigten und erheblich mehrten. Die gemeinsame Regierung wurde bald durch schwere Kämpfe getrübt. Margarethe und ihr Gemahl verlangten trotz der empfangenen Entschädigung die Theilung der Länder und darüber brach der Krieg aus, zunächst sehr zum Vortheile Flanderns. Erst als die Brabanter thatkräftig eingriffen, wandte sich das Glück zu ihren Gunsten. Im Juni 1357 wurde durch Vermittlung des Herzogs Wilhelm II. von Holland der Friede geschlossen, der jedoch Mecheln und Antwerpen an Flandern überließ.

Im October 1366 ernannte der Kaiser seinen Stiefbruder Herzog W. zum Reichsvicar „diesseits des lombardischen Gebirges", da er damals bereits beabsichtigte, nach Italien aufzubrechen, um dort der Rückkehr des Papstes nach Rom die Wege zu bereiten. Im folgenden Jahre verpfändete Karl dem Reichsvicar die Vogtei im Elsaß. W. behielt seine Würde die nächsten Jahre hindurch, obgleich sie wenig Bedeutung hatte, so lange der Kaiser im Reiche weilte. Schließlich gerieth er mit Herzog Wilhelm II. von Jülich in Streit. W. wollte den zügellosen Soldbanden, die damals von Frankreich her öfters Deutschland lästig und beschwerlich wurden, da sie auf eigene Hand ihre räuberischen Einfälle machten, das Handwerk legen. Daher vereinbarte er am 1. September 1369 einen Landfrieden zur Sicherung der Straßen, an dem auch Herzog Wilhelm von Jülich theilnahm. Dieser hielt es indessen für vortheilhafter, die Söldner, die sogenannten Linfars, zu begünstigen, und als in seinem Gebiete brabantische Kaufleute beraubt wurden, begann W. die Fehde. Wilhelm fand jedoch außer anderen einen Bundesgenossen in dem Herzoge Eduard von Geldern, der seinen Bruder Reinald, den Gemahl der jüngsten Schwester der Herzogin Johanna, der Herrschaft beraubt und gefangen gesetzt hatte. Am 22. August 1371 kam

es zur Schlacht bei Baesweiler westlich von Jülich. Die Truppen Wenzel's fochten, obgleich sie überrascht wurden, mit großer Tapferkeit, da stellte der rasch herbeigeeilte Herzog Eduard von Geldern die Schlacht wieder her und nun gerieth W. selbst mit zahlreichen Edlen als Gefangener in die Hand seiner Feinde. Doch unmittelbar nach dem Kampfe erhielt Eduard, wahrscheinlich durch einen Meuchelmörder, eine schwere Verwundung, der er binnen wenigen Tagen erlag. Infolge dessen kam Herzog Reinald wieder zur Gewalt, aber bereits nach vier Monaten, im December 1371, starb er, und da er keine ehelichen Kinder hinterließ, war das Herzogthum Geldern ledig. Alsbald brach darum der Streit zwischen den Anverwandten aus. Herzog Wilhelm von Jülich gewann die Partei der Bronkhorsten für seinen gleichnamigen Sohn. Alles hing an dem Entscheide des Kaisers. Karl hatte sich sehr ernstlich bemüht, die Befreiung seines Stiefbruders, der auf der Burg Niedeggen saß, zu erreichen. Da jedoch der Jülicher sehr trotzig auftrat, war Karl entschlossen, zum letzten Mittel, dem Kriege und der Reichsacht, zu greifen. Die Vermittlung zahlreicher Fürsten, namentlich des Erzbischofs Friedrich von Köln und Albrecht's von Holland, führte indessen im Juni 1372 in Aachen zum Frieden. Wilhelm gab W. frei und unterwarf sich dem Kaiser, der dafür den jungen Wilhelm mit Geldern belehnte.

Da die Ehe Wenzel's mit Johanna unfruchtbar blieb, hatte Karl IV. frühzeitig das Augenmerk darauf gerichtet, seiner Nachkommenschaft auch die reiche Erbschaft von Brabant-Limburg zu verschaffen. Schon im Februar 1357 wurden die ersten darauf bezüglichen Verträge geschlossen, denen die brabantischen Städte zustimmten. Wenn Johanna ohne Erben stirbt, folgt ihr der Gemahl in allen Besitzthümern und Herrschaften; umgekehrt soll sie den Genuß aller seiner Lehen haben. Hinterlassen beide keine Kinder, so sollen ihre Länder an die nächstberechtigten Luxemburger, also an Karl und seine etwaigen Söhne, fallen. Als Karl aus Paris zurückkehrte, bestimmte er seinen Stiefbruder, am 1. Februar 1378 sein Testament zu machen, durch welches er für den Fall, daß er ohne Kinder stürbe, den König Wenzel zum sofortigen Erben des Herzogthums Luxemburg einsetzte. Am 8. Februar bestätigten es die Stände des Landes und leisteten Eventualhuldigung.

In demselben Jahre brach in Löwen ein Aufstand der Zünfte aus, der bald eine sehr gefährliche Gestalt annahm und zu wilden Ausschreitungen der Bürger führte. Herzog W. belagerte daher die Stadt und zwang sie 1383 zur vollständigen Unterwerfung. Bald darauf starb er am 8. December 1383. Das Herzogthum Luxemburg ging alsbald an König Wenzel über; Brabant und Limburg aber wurden durch die Herzogin Johanna, die erst 1406 starb, den Luxemburgern entzogen und den Burgundern in die Hände gespielt.

Für Luxemburg ist Wenzel's Herrschaft nicht ohne Nutzen geblieben. Man rühmte ihn als einen guten und fröhlichen Herrn, aber er wandte auch dem Lande und dessen innerer Entwicklung viel Sorgfalt zu. Namentlich vergrößerte er das Herzogthum durch beträchtliche Erwerbungen und Ankäufe, von denen der der Grafschaft Chiny der bedeutendste war. Doch außer den größeren Kriegen schädigten auch andere Streitigkeiten das Land.

Bertholet, Histoire du duché de Luxembourg et de Chiny VII. — Wenzelburger, Geschichte d. Niederlande I. — Chronique des Ducs de Brabant par Edmond de Dynter, publ. par X. de Ram. — Publications de la section historique de l'institut du Grand-Duché de Luxembourg XXIV. — Huber, Die Regesten des Kaiserreichs unter Karl IV.

Theodor Lindner.

Wenzel, Kurfürst, Herzog von Sachsen-Wittenberg und Lüneburg, entstammte dem Hause der askanischen Herzöge von Niedersachsen, die sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts in eine Lauenburger und eine Wittenberger Linie gespalten hatten, und ward geboren zwischen 1332 und 1343 als Sohn des Herzogs Rudolf I. von S.-Wittenberg und seiner dritten Gemahlin Agnes, geborenen Gräfin von Lindow und Ruppin. Von seinen beiden, erheblich älteren Brüdern Rudolf II. und Otto folgte der erstere, welcher keine Söhne hatte, dem Vater in der Regierung nach; der zweite starb schon 1350, hinterließ aber einen Sohn, Herzog Albrecht, der mit W. annähernd gleichaltrig war. Nach Rudolf's II. Tode (Dec. 1370) gelangte nach den Bestimmungen der sog. Sächsischen Goldenen Bulle von 1356 die Herrschaft im Herzogthum S.-Wittenberg und die damit verbundene Würde eines Kurfürsten und Erzmarschalls des Reiches an W., doch findet sich neben ihm mehrfach auch Albrecht als Träger jener Reichsämter bezeichnet, ohne daß eine rechtliche Begründung hierfür klar hervorträte; übrigens scheint zwischen beiden Fürsten andauernd ein gutes Einvernehmen bestanden zu haben. Gleiche Rechtsansprüche aber hatten beide auf das Herzogthum Lüneburg, dessen Erwerbung seit 1370 das gemeinsame Hauptziel ihrer Politik bildete. Schon im J. 1355 hatte Karl IV., angeblich auf Antrag des derzeitigen welfischen Herzogs Wilhelm von Lüneburg, dessen Tochtersohn Albrecht war, dem Hause Wittenberg die Anwartschaft auf jenes Gebiet ertheilt und im März 1370, nachdem Wilhelm ohne Hinterlassung von Söhnen gestorben, das Land definitiv an Rudolf II., W. und Albrecht zur gesammten Hand verliehen, zunächst aber ohne thatsächlichen Erfolg, da der welfische Herzog Magnus der Jüngere von Braunschweig, welchen Wilhelm zum Erben angenommen und dem er noch bei eignen Lebzeiten die Huldigung der Lüneburger Stände verschafft hatte, die Rechtmäßigkeit der kaiserlichen Verfügung nicht ohne Grund bestritt und sich weigerte, den sächsischen Fürsten das Herzogthum zu überlassen. Erst als die mächtige Stadt Lüneburg, von Magnus bedrückt, im Januar 1371 zu W. und Albrecht übertrat, vermochten letztere in ihrem neuen Gebiete Fuß zu fassen, doch vertheidigte Magnus auch fernerhin mit dem Schwerte sein Recht, bis er im Juli 1373 in einem Gefechte den Tod fand. Zwischen den Vormündern seiner Söhne und den Wittenberger Fürsten kam darauf ein Vergleich zu Stande, wonach beiden Herrscherhäusern zugleich von den Lüneburger Ständen gehuldigt, die Regierung aber im Namen aller Prätendenten von W. und Albrecht, nach deren Tode abwechselnd von dem jeweiligen ältesten männlichen Nachkommen Magnus' und demjenigen der Wittenberger Fürsten auf Lebenszeit geführt werden sollte. Die thatsächliche Regentschaft in Lüneburg übernahm indessen Albrecht, der auch seine Residenz fortan daselbst hatte, doch hielt sich auch W., wiewol er seinen bisherigen regelmäßigen Wohnsitz zu Wittenberg beibehielt, nicht völlig von der persönlichen Leitung der Lüneburger Angelegenheiten fern, wie denn auch die Urkunden Albrecht's großentheils zugleich in Wenzel's Namen ausgestellt sind. Ebenso schlossen beide gemeinsam im J. 1374 mit Herzog Erich von Lauenburg, dem früheren Verbündeten von Magnus, eine Sühne und Erbeinigung, welche ebenso wie der vorerwähnte Vertrag von Karl IV. bestätigt wurde. Im Juni und Juli 1376 finden wir W. mit den übrigen Kurfürsten und dem Kaiser vereinigt am Mittel- und Niederrhein, wo er an der Wahl des jungen Böhmenkönigs Wenzel zum römischen König sich betheiligte und dafür von Karl eine für ihn günstige Bestätigung und Erweiterung der Sächsischen Goldenen Bulle erlangte. Eine Zwistigkeit, die er bei dieser Gelegenheit mit dem Herzog von Brabant über das schon früher zwischen beiden Häusern streitige Recht, dem Kaiser das Schwert vorzutragen, gehabt haben soll, mag ihn dazu ver-

anlaßt haben, die Kurschwerter in das Wappen seines Geschlechtes aufzunehmen. Im nächsten Jahre begleitete er den Kaiser in die Altmark, wo Karl unter anderm einige kriegerische Operationen zu Gunsten Albrecht's unternahm, der mit den Welfen inzwischen wieder in Kampf gerathen war. Auch später zeigt er sich, seiner kurfürstlichen Stellung entsprechend, noch öfters in Reichsangelegenheiten thätig und gemäß den Traditionen seines Hauses in naher Verbindung mit den Luxemburgern, ohne indessen eine hervorragende Rolle auf dem Gebiete der hohen Politik zu spielen. Ueberhaupt erscheint er, soviel unsere allerdings wenig zahlreichen Nachrichten über ihn erkennen lassen, im ganzen als eine zurückhaltende, nicht sehr energische Persönlichkeit, doch wird er andererseits als ein frommer, gerechter und friedliebender Fürst und wohlwollender Herr seiner Unterthanen bezeichnet.

Nachdem sein Neffe Albrecht im J. 1385 ohne Hinterlassung von Söhnen gestorben war, übernahm W. selber die Regierung im Herzogthum Lüneburg, unter Mitwirkung seines Schwiegersohnes Bernhard, eines Sohnes des Herzogs Magnus. Doch sah er sich bald mit Herzog Heinrich, einem Bruder Bernhard's, in Zwistigkeiten verwickelt, die nach mehreren, auf die Dauer erfolglosen Vermittlungsversuchen im Frühjahr 1388 zum offenen Kriege führten. Ehe es indessen zu einem entscheidenden Schlage kam, verfiel W. bei der Belagerung von Celle, der Residenz seines Gegners, plötzlich in schwere Krankheit, angeblich vergiftet von dem Propste Bertram von Ebstorf, und starb kurz darauf in der Neustadt von Hannover. In der Michaelskirche zu Lüneburg ward er begraben.

W. war vermählt mit Cäcilie, Tochter des Herzogs von Carrara und kaiserlichen Statthalters zu Padua, und gewann mit ihr drei Söhne, Rudolf (III.), Albrecht (III.) und Wenzel, von denen die beiden älteren nacheinander dem Vater in der Herrschaft folgten, und zwei Töchter, Anna und Margarethe, die mit Söhnen des Herzogs Magnus vermählt wurden.

Chr. Schöttgen et G. Chr. Kreysig, Diplomataria et scriptores hist. German. medii aevi, III (Altenburg 1760). — Script. rer. Brunsvic., III, ed. Leibnitz (Hannover 1711). — Chr. E. Weiße, Gesch. d. Chursächs. Staaten II (Leipzig 1803). — Sudendorf, Urk.-Buch zur Gesch. d. Herzöge von Braunschweig u. Lüneburg, IV—VI, mit Einleitungen (Hannover 1864—69). — Böhmer, Regesta Imperii T. VIII (Innsbruck 1877). — Weizsäcker, Reichstagsacten I (München 1867). — v. Heinemann, Cod. Dipl. Anhalt. T. III—V (Dessau).

W. v. Sommerfeld.

Wenzel: Heinrich W., Orientalist, wurde geboren am 7. Juni 1855 in Mainz. Er entstammte einer kurmainzischen Beamtenfamilie; sein Vater war der als Arzt und Mensch gleich ausgezeichnete Karl W. (vgl. über diesen Beil. 55 der Münch. Allg. Zeit. 1894). Nachdem er (Michaelis 1874) das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, bezog er die Universitäten Jena, Leipzig und Tübingen. In Tübingen promovirte er (Ostern 1879) mit einer Dissertation über den Instrumental im Rigveda. Nach kurzem Aufenthalt in Straßburg ging er, um seine orientalischen Studien fortzusetzen, zu Max Müller nach Oxford, an den er durch den verstorbenen Professor Noiré empfohlen war. Dieser lenkte seine Aufmerksamkeit auf die noch ungehobenen Schätze, welche die tibetanische Litteratur, namentlich für ein historisches Studium des Buddhismus enthält. Zur Erwerbung der dazu nöthigen philologischen Kenntnisse begab er sich auf Max Müller's Rath 1881 nach Herrnhut zu Jäschke, dem damals einzigen gründlichen Kenner dieser Sprache in Deutschland. Unter diesem studirte er zwei Jahre lang und besorgte auch die zweite Auflage von Jäschke's tibetischer Grammatik, worauf er sich nach dem Wunsche seiner Mutter für die akademische Laufbahn vorbereitete. Er habilitirte sich auch 1886 in Leipzig mit der Uebersetzung des Suhrillekha,

nahm aber nach dem bald darauf erfolgten Tode der Mutter seinen dauernden Aufenthalt in England, erst in Oxford, dann in London, wo er ganz seinen Studien lebte. Hier ereilte ihn am 16. Juni 1893 ein früher Tod, die Folge einer Blutvergiftung, zu der sich nach dem Sectionsbefund eine beiderseitige Lungenentzündung gesellt hatte.

Bei dem Mangel einer andern Biographie gebe ich unten, entgegen dem sonstigen Brauch dieser Sammlung, eine wie ich hoffe vollständige Liste des von W. zum Druck Gebrachten. Freilich gibt auch sie ein sehr unvollständiges Bild von dem Umfange seiner Studien, da er eine Reihe größerer Arbeiten, namentlich Textausgaben, in allen Stadien der Vollendung hinterläßt, und bedarf daher dringend der Ergänzung durch einen Katalog seines handschriftlichen Nachlasses, — eine Ehrenpflicht der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, die von dem Vater Wenzel's zur Generalerbin der Bücher und Manuscripte seines Sohnes ernannt wurde. Schon aus den obigen knappen Angaben läßt sich erkennen, wie gewissenhaft W. sich für seinen Beruf vorbereitet hatte, und wäre es ihm vergönnt gewesen, die Ernte seines Lebens in die Scheuern zu bringen, so würde sein Name von der Nachwelt in einer Reihe mit Schiefner und Jäschke genannt werden. Das Schicksal versagte ihm den Lohn für sein ideales Streben: um so mehr ist es unsere Pflicht, sein Andenken in Ehren zu halten.

Während der letzten Jahre seines Lebens war W. körperlich leidend und auch sein Gemüthszustand hatte etwas für seine Freunde Beunruhigendes. Er schloß sich immer mehr von der Gesellschaft ab und fand sein Glück nur in der stillen Einsamkeit seiner Studirstube. Die Warnungen und Bitten seiner Freunde, etwas für seine Erholung zu thun, blieben ohne Erfolg. 'I am all right' pflegte er zu erwidern. Doch blieb er gefällig für alle Fachgenossen, die sich um Auskunft an ihn wandten. Er übersetzte die Arbeiten russischer Gelehrten, um sie dem Abendland zugänglich zu machen. Die Wenigen, die ihm auch menschlich näher treten durften, schätzten ihn hoch wegen seines reinen Charakters und seiner gediegenen, umfassenden Bildung.

Der Eindruck, den er auf ferner Stehende machte, spiegelt sich charakteristisch in einem Artikel des Cymru, einer in Liverpool erscheinenden wälschen Zeitung, der wenige Tage nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Es muß zum Verständniß bemerkt werden, daß das Boarding House, das W. in London bewohnte, das Absteigequartier der nach London kommenden Wälschen war. Ich gebe den Schluß des Artikels in wortgetreuer englischer Uebersetzung, wie sie auf meine Bitte von Dr. Phillips angefertigt wurde, einem jungen, walisischen Arzte, der auch W. bis zu seinem Tode treulich gepflegt hat:

'Dr. Wenzel lived for about six years in the happy Welsh home 'Gwalia House', 8/9 Upper Woburn Place: and undoubtedly there will be a great many Welshmen who have been in the habit of patronising Gwalia, who will tenderly remember the quiet, thoughtful man, rather tall and fair and who wore spectacles.

We have many a time seen him come direct from his study to the dinner table and return without saying a word.

He was master of about 12 languages and it is hardly necessary to add that he was a German student, who had made his work a labour of love'.

Ueber den Instrumentalis im Rigveda. Tübingen 1879, H. Laupp. — Tibetan grammar by H. A. Jäschke, Moravian Missionary. 2. ed. prepared by Dr. H. W. London 1883. (Trübner's Collection of simplified grammars VII.) — The Dharma-Sangraha, an ancient collection of Buddhist technical terms, prepared for publication by Kenjiu Kasawara, a Buddhist priest from Japan,

and after his death edited by F. Max Müller and H. W. Oxford 1885 (Anecdota Oxoniensia, Aryan Series I, 5). — Suhrillekha. Brief des Nāgārjuna an König Udayana. Aus dem Tibet. übersetzt von H. W. Lpz. 1886, Voß. — Bçes pai phrin yig. (Friendly Epistle.) Translated by H. W. Journal of the Pali Text Society 1886, S. 1—32. — Index to the Verses in the Divyāvadāna. JPTS 1886, S. 81—93. — A Jātaka-tale from the Tibetan. Journal of the Royal Asiatic Society 1888, S. 503—511. — The Valāha Jātaka. JRAS 1889, S. 179. — Letter to the Disciple by Candragomin. JRAS 1889, S. 1133—1137. — Wasilief's notes on Buddhism. JRAS 1890, S. 231—242. — Candragomin's Letter. JRAS 1890, S. 203 f. — Tsonkhapa. JRAS 1892, S. 141 f. — List of the Tibetan mss. and printed books in the library of the Royal Asiatic Society. JRAS 1892, S. 570—579. — Dr. Serge d'Oldenburg on the Buddhist Jātakas. JRAS 1893, S. 301—356. — Dr. Serge d'Oldenburg, The Buddhist sources of the (Old Slavonic) legend of the Twelve Dreams of Shahaïsh. Transl. by H. W. JRAS 1893, S. 509—516. — Tibetan Literature. Academy 1888, S. 293 f. — Coincidences in Buddhist literature and the Gospels. Ac. 1889, S. 27. — Hospitality myths. Ac. 1889, S. 256 f. — Some contributions to Pali lexicography. Ac. 1890, S. 177. — G. Huth, 1) The Chandoratnākara, 2) Die tibetanische Version der Naiḥsargikaprāyaçcittikadharmās, besprochen von H. W. Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1893, S. 99—102. — The legend of the origin of the Tibetan race. Festgruß an Roth, S. 170—172. Stuttgart 1893.

Bruno Liebich.

Wenzel: Joseph W., Arzt, wurde am 7. März 1768 in Mainz geboren. Er begann hierselbst 1783 zunächst Theologie zu studiren, ging dann zur Medicin über, erlangte an einem Tage mit seinem Bruder Karl (s. d.) 1791 mit der Dissertation: „De ossium arthriticorum indole" die medicinische Doctorwürde, einer Schrift, die später in Frank's „Delectus opusculorum medicinae antehac in diversis Germaniae academiis editorum" (Vol. XII, Pavia 1792) Wiederabdruck fand, wurde sogleich zum Assessor der medicinischen Facultät ernannt und machte dann in Gemeinschaft mit seinem schon genannten Bruder eine größere wissenschaftliche Reise nach Baiern, Oesterreich und Italien. 1794 ließ er sich in Mainz als Arzt nieder, beschäftigte sich jedoch nebenher auch wissenschaftlich und stellte (wiederum im Verein mit seinem Bruder) vergleichend anatomische Untersuchungen über das Gehirn an. 1802 veranlaßte er die Gründung einer medicinischen Gesellschaft in Mainz, zunächst speciell zum Zweck einer Sammelforschung über Epilepsie, wurde in demselben Jahre Adjunct an der Entbindungsanstalt, publicirte zusammen mit Ruf und Wittmann als Resultat der intendirten Forschungen: „Galvanische und elektrische Versuche an Menschen- und Thierkörpern, angestellt von der medicinischen Privatgesellschaft in Mainz" (1803), erhielt 1804 die Professur der Anatomie und Physiologie an der medicinischen Facultät, starb aber bereits am 8. April 1806. Außer den bereits genannten Schriften übersetzte er J. F. Ackermann „Ueber die körperliche Verschiedenheit des Mannes vom Weibe außer den Geschlechtstheilen" (Frankfurt am M. 1788) aus dem Lateinischen, ferner zusammen mit seinem Bruder: J. P. Weidmann, „Ueber den Mißbrauch des glühenden Eisens, um Knochenstücke abzusondern, aus dem Lateinischen mit Zusätzen" (ebd. mit 8 Kupfern), verfaßte ferner: „Ueber den Cretinismus" (Wien 1802); „Prodromus eines Werks über das Hirn des Menschen und der Thiere" (Tübingen 1804); „Bemerkungen über die Hirnwassersucht" (ebd. 1806); „Bemerkungen über die Structur der ausgewachsenen Schwung- und Schweiffedern" (ebd. 1807); „Beobachtungen über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen. Nach seinem Tode herausgegeben von K. Wenzel, nebst

einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers von Dr. S. Ch. Lucae" (Mainz 1810) mit 10 Kupfern, sowie verschiedene Aufsätze in Hufeland's Journal, Arnemann's Magazin und anderen Zeitschriften.

Biogr. Lex. VI, 241. Pagel.

Wenzel: Karl Friedrich W., geboren 1740 zu Dresden, † am 26. Februar 1793 zu Freiberg. Er war zunächst als Buchbindergeselle bei seinem Vater in der Werkstatt thätig; dann machte er mehrere Reisen, u. a. nach Grönland und wurde dann Schiffswundarzt in holländischen Diensten. Erst später begann er in Leipzig zu studiren, und beschäftigte sich drei Jahre lang mit Chemie. 1780 wurde er Chemiker bei der kurfürstl. sächs. Schmelzadministration, 1785 Oberhüttenamtsassessor in Freiberg und 1786 Chemiker der Porzellanfabrik zu Meißen. W. war neben Richter der erste, der sich mit dem Problem der chemischen Verwandtschaftslehre befaßte. Doch sind seine Ideen ziemlich unfruchtbar geblieben und erst in neuerer Zeit wieder hervorgeholt worden. „Einleitung z. höheren Chemie" (Lpzg. 1774); „Lehre von der Verwandtschaft d. Körper" (Dresd. 1777, 2. Aufl. 1782); „Chymische Untersuchung d. Flußspates" (Dresd. 1783); „Chymische Versuche, die Metalle vermittelst der Reverberation in ihre Bestandtheile zu zerlegen" (Kopenhagen 1781, Preisarbeit); „Ueber das Schießen in Bergwerken und Steinbrüchen" (Bergmänn. Journal II, 1790); „Ueber die vortheilhafteste Art, Zinnerze zu probiren" (Neues bergmänn. Journal I, 1795).

Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterbuch. Oppenheimer.

Wenzel: Karl W., Arzt, jüngerer Bruder von Joseph W. (s. o.), geboren zu Mainz am 25. April 1769, studirte die Heilkunde und erlangte 1791 die Doctorwürde daselbst mit der Inauguralabhandlung: „Commentatio inter forcipes Levretianam, Leakianam et Johnsonianam." Als 1792 Mainz von den Franzosen occupirt wurde, siedelte W. infolge dessen 1795 nach Frankfurt a. M. über und wurde 1798 unter die dortigen Aerzte aufgenommen. 1804 machte er hier als Erster in Deutschland die Operation der künstlichen Frühgeburt. 1806 mit Eintritt der fürstlich primatischen Herrschaft in Frankfurt wurde er Leibarzt des Fürstprimas mit dem Titel Geheimrath, erwirkte in dieser Eigenschaft 1812 die Begründung einer medicinisch-chirurgischen Specialschule, deren Directorat er übernahm, entfaltete 1812—1814 in den in Frankfurt errichteten französischen, preußischen und russischen Lazarethen eine angestrengte ärztliche Wirksamkeit, wurde 1824 zum Stadtaccoucheur ernannt und starb am 19. October 1827. — W. war ein, besonders auch als geschickter Geburtshelfer sehr geschätzter und angesehener Arzt. Ein Theil seiner schriftstellerischen Leistungen ist mit seinem Bruder verfertigt und in dessen Biographie (s. o.) aufgezählt. Allein publicirte er: „Ueber die schwammigen Auswüchse auf der äußeren Hirnhaut" (Frankf. a. M. 1811); „De penitiori structura cerebri hominis et brutorum" (Tübingen 1811, fol. c. 15 tabb. aeneis et 12 tabb. lin.); ferner als Einladungsprogramm zur Eröffnung der Frankfurter Specialschule: „Ueber Natur und Kunst in der Arzneiwissenschaft. Ueber die Induration und das Geschwür in indurirten Theilen" (Mainz 1815); „Ueber die Krankheiten des Uterus, vorzüglich in Beziehung auf die Induration und die Geschwüre desselben" (ebd. 1816 mit 12 Kupfertafeln); „Allgemeine geburtshülfliche Betrachtungen und über die künstliche Frühgeburt" (ebd. 1818).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 242. Pagel.

Wenzig: Josef W., deutscher und czechischer Dichter, pädagogischer Schriftsteller, Schulmann und Parlamentarier. Geboren am 18. Januar 1807 zu Prag, wo er sein ganzes Leben verbrachte. Seine Jugend und seine erste litterarische Thätigkeit fällt in eine Zeit, da die beiden Volksstämme Böhmens noch friedlich miteinander wirkten und der nationale Hader noch nicht, wie es später

der Fall sein sollte, eine vollständige gesellschaftliche Scheidung herbeiführte. So stand W. in freundschaftlichem Verkehre mit hervorragenden Vertretern der deutschen, wie der czechischen Litteratur, mit Egon Ebert einerseits, mit Čelakowsky, Jungmann u. s. w. andererseits. Durch seine Abstammung und seinen Umgang beiden Nationen gleichmäßig angehörend, war er wie berufen zum litterarischen Dolmetsch. Er trat auch zuerst mit großentheils formgewandten und wohlklingenden Uebersetzungen czechischer und anderer slavischer Dichtungen in die Oeffentlichkeit. Mehrfach aufgelegt wurden die von ihm übersetzten „Slavischen Volkslieder“ (Halle 1830, später wiederholt in anderem Zusammenhange, zuletzt in der „Bibliothek slavischer Poesien“, Bd. 1, Prag 1876). Verwandte Veröffentlichungen sind: „Blüthen neuböhmischer Poesie“ (Prag 1833); „Blumenlese aus der böhmischen Kunst- und Naturpoesie“ (Prag 1854); „Westslavischer Märchenschatz“ (hier auch Lieder mit Melodien, Sprüchwörter und anderes. Leipzig 1857) und gelegentliche Berichte und Proben aus der czechischen Litteratur. Diese liebenswürdigste Seite seines Wirkens allein gibt ihm das Anrecht auf einen Platz in der A. D. B., denn nach seinem übrigen Auftreten kann er nicht als deutsch gesinnter (wenn auch deutsch schreibender) Schriftsteller aufgefaßt werden. Als Pädagog und Politiker hat er geradezu dem Deutschthum in Böhmen die tiefste Wunde geschlagen. Im J. 1834 wurde W. zum Professor der deutschen Sprache und Geographie an der ständischen Realschule in Prag ernannt, veröffentlichte in dieser Stellung geographische Lehrbücher, Schilderungen seiner Heimath (so „Die Umgebung Prags“, Prag 1857; „Der Böhmerwald, Natur und Mensch“, gemeinschaftlich mit Krejči, Prag 1860), historische und litterarhistorische Programmarbeiten. Seit dem Jahre 1848 begann er mit Wort und Schrift immer eifriger für die Czechisirung des damals zum größten Theile deutschen Schulwesens in Böhmen einzutreten. Er setzte es durch, daß in Prag die erste czechische Realschule errichtet und er 1853 zu deren Director ernannt wurde. Als Prager Stadtverordneter bewirkte er 1861 die Einführung des Czechischen als Unterrichtssprache in die Elementarschulen der Landeshauptstadt, im Landtage beantragte er das Jahr darnach das Gesetz der sprachlichen Gleichberechtigung für die Mittelschulen Böhmens, das sich später für die Deutschen als ein unerträgliches (inzwischen 1868 wieder aufgehobenes) Sprachenzwangsgesetz enthüllte. Auch als czechischer Schriftsteller entfaltete W. eine überaus fruchtbare und vielseitige Thätigkeit. Neben pädagogischen, politischen und historischen Schriften und Aufsätzen, schrieb er zahlreiche Gelegenheits- und Festgedichte, Dramen, Lustspiele, Possen und Librettos (so zu den bekannten Opern „Dalibor“ und „Libussa“ von Smetana). Mehrere seiner Schriften erschienen gleichzeitig in beiden Landessprachen. Nach längerem Ruhestande starb W. zu Turnau in Nordböhmen am 28. August 1876.

C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 55, 25—30. (Mit reichhaltigem, doch nicht ganz vollständigem Schriftenverzeichniß und ungenauem Todesdatum). — Vgl. Nekrologe in der Bohemia (1876, 29. August), Politik (28. August). — Außerdem Otto Banck im Dresdner Journal 1857, 11—13. — Urbanek, Wenzig, Životopisný nástín, Prag 1872, u. a. Adolf Hauffen.

Wepfer: Johann Jakob W., Schweizer Arzt des 17. Jahrhunderts, geboren zu Schaffhausen am 23. December 1620, studirte acht Jahre lang zu Basel und Straßburg, ferner zwei Jahre lang an italienischen Universitäten, erlangte 1647 in Basel die medicinische Doctorwürde und darauf eine Anstellung als Stadtphysikus seiner Vaterstadt. In dieser Eigenschaft entfaltete er eine außerordentlich vielseitige Wirksamkeit. Später bekleidete er die Stellung als Leibarzt bei mehreren deutschen Fürsten, behandelte u. a. 1691 den Herzog von

Württemberg mit glücklichem Erfolge, machte sich um die Wiederherstellung der Gesundheit der von einer schweren Fieberepidemie ergriffenen Truppen der Armee des Kaisers Leopold sehr verdient, erkrankte aber aus Anlaß der dabei erlittenen Strapazen und starb an den Folgen derselben am 28. Januar 1695. — W. war einer der ausgezeichnetsten Aerzte des 17. Jahrhunderts. Er besaß ein bedeutendes Experimentirtalent. Das beweist seine berühmte toxicologische Schrift betitelt: „Cicutae aquaticae historia et noxae“ (Basel 1679, 1716; Leyden 1733; Venedig 1759), worin er die Resultate seiner mit dem Schierling und verschiedenen anderen giftigen Pflanzen an Thieren angestellten Untersuchungen wiedergibt. W. hat sich ferner durch vortreffliche pathologisch-anatomische Forschungen einen Namen in der Geschichte der Medicin gesichert. In dieser Beziehung verdient seine gediegene Schrift über den Schlagfluß Erwähnung, worin nicht bloß gute Angaben zur Anatomie des Gehirns, besonders des Gefäßsystems desselben, sondern auch werthvolle pathologisch-anatomische Bemerkungen sich finden, u. a. z. B. die von ihm zuerst herrührende Angabe über Vernarbung apoplektischer Cysten. Die betreffende Schrift ist betitelt: „Observationes anatomicae ex cadaveribus eorum quos sustulit apoplexia cum exercitatione de ejus loco affecto“ (Schaffhausen 1658, 1675; Amsterdam 1681, 1710, 1724). W. war auch ein scharfsinniger Diagnostiker. Seine Schriften enthalten eine Fülle schöner diagnostischer Bemerkungen. Die von ihm an sich selbst gestellte Diagnose der Aortenklappen-Verkalkung ist durch die Obduction bestätigt worden. — Außer zahlreichen botanischen, zoologischen, chemischen Mittheilungen in den Acta Acad. Nat. Cur. sind noch folgende Schriften Wepfer's erwähnenswerth: „Observationes medico-practicae de affectibus capitis internis et externis“ (Schaffhausen 1727; Zürich 1745); „Historia anatomica de puella sine cerebro nata“ (Schaffhausen 1665); „De dubiis anatomicis epistola qua objectiones nonnullas contra Bilsii doctrinam proponit“ (Nürnberg 1664; Straßburg 1665).

Biogr. Lex. VI, 243. Pagel.

Wepler: Emilie W., hessische Patriotin und Schriftstellerin, wurde geboren am 8. Februar 1818 zu Kassel, wo ihr Vater Assessor am Criminalgericht, später Landrichter war. Von großem Einflusse erwies sich das Interesse, das ihre geistreiche Mutter der Poesie und Kunst, sowie allem Schönen und Edlen entgegenbrachte und ihr von früh an einzuflößen suchte. Selbige war nämlich die Tochter des rühmlich bekannten Historien- und Porträtmalers Johann August Nahl, Kasseler Akademiedirectors und Zeitgenossen Goethe's, der ihn gelegentlich eines von Weimar ergangenen Preisausschreibens lobt, Enkelin des gleichnamigen berühmten Bildhauers daselbst. Emilie empfing jede in jener Periode energischer Frauenemancipation zugängliche geistige Ausbildung, sogar mit ihren Brüdern gemeinsam durch Hauslehrer den wissenschaftlichen Unterricht; nach der Confirmation besuchte sie eine gutkirchliche Pension. Bald darauf glücklich verlobt, verlor sie den geliebten Bräutigam. Insbesondere aber traf sie der Tod ihrer Mutter, an der sie über alles hing, aufs schwerste. Dazu gesellten sich herbste Prüfungen materieller Art: der Vater, eine Persönlichkeit in Kassel, verlor beim Sturze des Lombards (Leihhaus), dessen Director er nebenbei war, das beträchtliche Vermögen der Gattin und mußte mit seinem Gehalte Verbindlichkeiten decken. Durch diese Schicksalschläge gestaltete sich ihr Dasein vorerst äußerst trübselig und einsam, stählte sich aber anderntheils ihre Willens- und Geisteskraft und ward ihr jene Festigkeit eingeimpft, die später in der Wahl eines männlichen Pseudonyms — „Emil Wepler“ — begründeten Ausdruck fand. Außerdem richteten ihr für ernstes, besonders religiöses Denken empfängliches Gemüth der seelsorgerische Trost des Dechanten, nachherigen Domcapitulars Hahne, sowie eifriges Studium der altgriechischen Moralphilosophie empor. Ersterer Verkehr

hatte noch anfangs ihrer Fünfziger Jahre den Uebertritt zum Katholicismus zur späten Folge, letztere Beschäftigung das verdienstvolle Werk „Platon und seine Zeit“ (1866), worin freilich mehr zustimmende Begeisterung in ethischen Fragen als fördernde Gelehrsamkeit steckt. Ihr Herz aber gehörte, seitdem ihre Jugendliebe verglüht war, den angestammten althessischen Ueberlieferungen — war doch jener Großvater mütterlicherseits hoher kurfürstlicher Beamter, der Urgroßvater Urheber des Kasseler Standbilds von Landgraf Friedrich II. gewesen —, daher dann auch dem abgesetzten Regentenhause. In unermüdlicher Wirksamkeit verfocht sie, der Mittelpunkt eines engern Kreises, dessen Ansprüche, publicistisch in den „Hessischen Blättern“ des Pfarrers Hopf und in der „Freien hessischen Zeitung“, oft leidenschaftlich. Demselben Zwecke dienten die lebendige Schrift „Wilhelmshöhe und sein Erbauer“ (2. Aufl. 1870), ein Buch über „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ (1875), den im Exil stolz der verflossenen Herrlichkeit gedenkenden letzten der langen Ahnenreihe, endlich „Hessische Erzählungen und Gedichte“ (1882, nicht 1880, wie Brümmer [s. u.] sagt), welch letztere auch bei Gegnern ihrer deutlichen Tendenz Anklang fanden. Sie hat bis zuletzt ihre Gesinnung in keiner Silbe, die sie der Druckerpresse übergab, verleugnet. Ihre äußere Lage war günstiger geworden, seitdem sie von 1869 an infolge eines Gedichts auf den Geburtstag des in Prag weilenden entthronten Kurfürsten eine Jahrespension bezog, die nach dessen Hinscheiden seine Kinder einhielten. Sie starb am 24. Mai 1893 zu Kassel.

Directe Mittheilungen der Oberförsterswittwe Auguste Wepler in Kassel; auch „Casseler Tageblatt u. Anzeiger“ v. 25. Mai 1893, S. 2. — Kürschner's Litteraturkalender, der sie schon Jhrg. 1891 nicht mehr verzeichnet (und „Platen und seine Zeit“ nannte) und Brümmer, Lex. d. dtsch. Dcht. u. Prof. d. 19. Jhhs. II, 613 b geben 1826 als Geburtsjahr an.

Ludwig Fränkel.

Wepler: Johann Heinrich W., geboren am 27. Juli 1755 zu Kassel, betrieb seit 1772 vorzugsweise griechische und hebräische Studien in Marburg. Ward nach vollendeter Studienzeit Professor am Carolinum, dann seit 1779 am Lyceum in Kassel, 1786 ordentlicher Professor der Philologie und außerordentlicher der Theologie in Marburg. † daselbst am 30. November 1792. (Schlichtegroll, Nekrologe 3. Jahrg., 2. Bd., S. 263.) — Seine jetzt aus den Compendien über alttestamentliche Einleitung verschwundenen Arbeiten bezogen sich auf die Textgeschichte des A. T.'s. In seinen philologisch-kritischen Fragmenten (1782) sammelt er Lesarten der LXX, welche auf abweichender Vocalisirung des Hebräischen beruhen. (Vgl. Eichhorn, Einl. in das A. T. I, 224.) Bei Schlichtegroll a. a. O. werden ihm „mannigfaltige die morgenländische Litteratur betreffende Schriften zugeschrieben“. C. Siegfried.

Weppen: Johann August W., Schriftsteller, wurde am 28. Januar 1741 als Sohn des Stadtschulrectors Joh. Georg W. in Northeim geboren. Wenige Jahre später wurde dieser als Prediger nach Katlenburg bei Northeim versetzt, wo August nun den Unterricht des Vaters genoß bis er Ostern 1757 die Northeimische Schule bezog; drei Jahre später ging er dann auf die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, mußte sich aber während der Kriegsunruhen, durch die auch seine Eltern in Mitleidenschaft gezogen wurden, oft ziemlich dürftig durchschlagen. Nach Abschluß seiner Studien im Herbst 1763 ging W., da sich die Unterhandlungen wegen Uebernahme einer Hauslehrerstelle plötzlich zerschlugen, zu seinem Vater zurück und widmete sich der Advocatur. Schon 1764 aber wurde er bei dem hannoverschen Amte Brunstein als Auditor angestellt und 1766 zum Actuar daselbst ernannt, vertauschte diese Stellung jedoch noch im Sommer desselben Jahres mit der eines

Gerichtshalters in Oldershausen. Während der folgenden Jahre wurde er nun zunächst völlig von seinen Amtsgeschäften in Anspruch genommen, dann aber, als er wieder Muße genug fand, gesellige Freuden zu genießen und sich mit der Litteratur jener Tage zu beschäftigen, griff er auch selbst wieder zur Feder, wie er das in seiner Knabenzeit schon gethan hatte, und versuchte sich in verschiedenen Gattungen der Poesie, so besonders in der Fabel, dem Liede, dem Epigramm, der poetischen Epistel, der Romanze und der komischen Erzählung, ganz in der Art Zachariae's und Wieland's. In der Beurtheilung Weppen's kann man in allem den Worten Menzel's („Geschichte der deutschen Dichtung“ II, 556) beistimmen: „Er war ein sehr schwacher Nachahmer Wieland's . . . . Obgleich seine Verse den Wieland'schen ganz ähnlich sehen, fehlt doch überall der Geist . . . . Unter den kleineren Gedichten sind einige erträglich witzig.“ Einzelne davon erschienen zuerst im Göttinger und Hamburger Musenalmanach, im Almanach der deutschen Musen und anderen Sammelwerken, gesammelt unter dem Titel „Gedichte“ (2 Theile 1783) und „Erzählungen, Sinngedichte und Episteln, auch Sittengemählde“ (1796). Von seinen größeren selbständigen Veröffentlichungen sind zu nennen: „Heinrich Lange. Ein historisches Gedicht“ (1778); „Der Liebesbrief, ein komisches Gedicht in 4 Gesängen“ (1778); „Die Kirchenvisitation, ein komisches Gedicht in 12 Gesängen“ (1781); „Das städtische Patronat, ein komisches Gedicht in 6 Gesängen“ (1787); sodann das Lustspiel „Der hessische Officier in Amerika“ (1783) und die Operette „Das Freischießen oder das glückliche Bauermädchen“ (1786), die aber alle nur ganz mittelmäßige Sachen sind, wenn manche auch in einzelnen Kreisen jener Zeit einigen Beifall fanden, — wurden doch mehrere seiner kleinen Lieder sogar von Haydn und Hiller in Musik gesetzt.

Wegen immer zunehmender Kränklichkeit legte W. schließlich im J. 1795 seine Stelle als Justizamtmann zu Oldershausen nieder und lebte nun auf seinem Gute Wickershausen, noch immer in vieler Hinsicht thätig, besonders als gesuchter und beliebter Anwalt. Er stand auch mit vielen angesehenen Göttinger und hannoverschen Gelehrten und Dichtern seiner Zeit in anregendem Verkehr, war Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, besonders auch naturforschender wegen seines Sammeleifers in Bezug auf naturwissenschaftliche Gegenstände, Mitarbeiter vieler Zeitschriften und veröffentlichte im J. 1800 noch „Briefe eines Beamten über das Justizwesen auf dem Lande.“ W. war seit 1789 vermählt mit Eleonore verwittwete Müller, geborene Bütemeister († 1804), die ihm 1791 einen Sohn gebar. Er starb, seit zwei Jahren fast ganz des Augenlichtes beraubt, am 18. August 1812 in Wickershausen.

Vaterländisches Archiv. Bd. V (1821), S. 209—252. — Jördens, Lexikon deutscher Dichter, Bd. V. — Meusel, Gelehrtes Teutschland, Bd. VIII.

Max Mendheim.

Werbenwâc: Huc v. W., Minnesinger. Der schwäbische Ritter, aus einem Ministerialgeschlechte der Grafen von Hohenberg-Haigerloch, welche selbst dem Minnesang huldigten, ist 1258—79 zu belegen und bezieht sich in einem Gedicht auf Heinrich Raspe (1246); er scheint nach einem Zeugniß von 1292 als Mönch geendet zu haben. Als Dichter gehört er mit Altsteten und Hornberg zusammen, denen ihn schon der Sammler der Heidelberger Handschrift gesellt: diese Alemannen bilden mit dem Oesterreicher Scharfenberg eine schwäbisch-österreichische Dichterschule, die die Manier des um Prinz Heinrich vereinigten Kreises (Neifen, Wintersteten, Hohenvels) mit der des einflußreichen Modedichters Ulrich v. Lichtenstein verschmilzt. Die Heiterkeit, die seine an hübschen Stellen nicht armen Lieder beseelt, ist beiden Gruppen gemein; die Reimkünste, die Wortspielerei, die spielmannsmäßigen Farbenhäufungen sind in der Art Neifen's und Winter-

stetens, deren Stammsitze (wie auch die von Hausen und dem Schenken von Limburg) seiner Burg an der Donau im Amt Möskirch benachbart sind: realistische Züge, das ausgeführte Bild des minniglichen Zweikampfes, directe Anklänge führen zu Lichtenstein. Er ist ein Zeuge jener Zeit, wo dem schwäbischen Adel der kunstvollste Minnesang noch so leicht und anspruchslos vom Munde ging wie heute den alemannischen Bauern ihre kunstlosen Improvisationen.

Text: v. d. Hagen, Minnesinger 2, 67; ein Lied bei Bartsch, deutsche Liederdichter, S. 200. — Biographisches: v. d. Hagen 4, 409; Bartsch a. a. O., S. LVI. Richard M. Meyer.

Werber: Wilhelm Joseph Anton W., Arzt und Professor der Medicin in Freiburg im Breisgau, wurde am 28. Januar 1798 (laut einer anderen Version am 2. September 1800) in Ettenheim geboren. Er studirte in Freiburg die Heilkunde, erlangte daselbst 1821 die philosophische Doctorwürde, habilitirte sich an der Freiburger Universität als Docent der Medicin, beschäftigte sich nebenher auch viel mit Philosophie, wurde 1830 außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor für die Fächer der allgemeinen Pathologie und Therapie, Geschichte und Encyclopädie der Medicin und wirkte in dieser Stellung fast vier Jahrzehnte lang mit unermüdlichem Fleiß, zugleich als ein sehr gesuchter Arzt, bis er 1872 aus Gesundheitsrücksichten seine Aemter aufgab und am 18. Februar 1873 starb. W. war ein sehr begabter Arzt, der aber leider viel zu sehr in naturphilosophischen Anschauungen befangen war, sodaß seine sehr zahlreichen Arbeiten heute fast nur noch litterarischen Werth haben. Am brauchbarsten sind auch theilweise seine Schriften zur Balneologie und Arzneimittellehre. Wir führen aus dieser Kategorie an: „Theorie der Quellen aus dem Standpunkte der organischen Geologie, nebst einer medicinisch-praktischen Abhandlung über die Heilquellen am Kniebis im Großherzogthum Baden“ (Freiburg 1832); „Die Heilquellen von Petersthal“ (1838); „Der Stahlsäuerling zu Griesbach“ (1840); Die Heilquellen- und Molkenkuranstalt zu Rippoldsau“ (1842); „Die Schweizer Alpenluft in ihren Wirkungen auf Gesunde und Kranke mit Berücksichtigung der Mineralquellen und Kurorte“ (2. Aufl. Zürich 1862); „Die wichtigsten klimatischen Kurorte der Schweiz“ (1870); „Lehrbuch der speciellen Heilmittellehre“ (2 Bände, Erlangen 1853—59; letzte Auflage 1868). — Andere mehr naturphilosophisch gehaltene Schriften Werber's sind: „Ueber die Entzweiung der Medicin in Allopathie und Homöopathie und die Nothwendigkeit ihrer Versöhnung“ (Homöopath. Hygiea, 1834, I); „Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziele der heutigen Physiologie und Medicin, zur Vermittelung der Extreme, besonders der Allopathie und Homöopathie“ (Thl. I, Stuttgart u. Leipzig 1836); „Die Lehre von der menschlichen Erkenntniß, ihren Quellen, Methoden und Systemen, dogmatisch und historisch dargestellt“ (Thl. I, ebd. 1841); „Deutschland im Wendepunkte unserer Zeit“ (1849); „Das Wesen und System der Schulen mit Rücksicht auf Baden“ (1863); „Die Reform der badischen Volksschule“ (1864); „Die Heilungsgesetze positiv und historisch, mit besonderer Rücksichtnahme auf die herrschenden Heilungssysteme“ (Freiburg 1861); „Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung“ (1871); „Grundlegung der Philosophie des Schönen und der Philosophie des Wahren“ (1873).

Biogr. Lex. VI, 244. Pagel.

Werckmeister: Andreas W., der berühmte Theoretiker und Organist am Ende des 17. Jahrhunderts, wurde am 30. November 1645 zu Bennickenstein, einem in der Grafschaft Hohenstein in Thüringen liegenden Hüttenort, geboren. Sein Vater, Joachim, war Brauer und Ackersmann. Den ersten Schul- und Musikunterricht erhielt er zunächst von seines Vaters Bruder, Christian W., der

Organist in der thüringischen Stadt Bennungen a. der Helm war. Nach fast dreijährigem Unterricht kam er nach Nordhausen 1660, wo er zwei Jahre den Unterricht des berühmten Rector Hildebrand genoß. Sodann schloß er seine Studien auf dem Quedlinburgischen Gymnasium ab, wo ein anderer Bruder seines Vaters, Heinrich Victor W., Cantor war. Als er eben im Begriff stand, die Universität zu beziehen, erhielt er 1664 am Heiligabend eine Berufung als Organist nach Hasselfelde, einer zum Herzogthum Blankenburg gehörenden Stadt auf dem Harze. Da sich von hier aus sein Ruf als ausgezeichneter Orgel- und Clavierspieler immer weiter verbreitete, erhielt er einen Ruf nach Ellrich, dem er aber auf Wunsch seines Herzogs, Rudolph August von Blankenburg, nicht Folge leistete. Erst 1674 verließ er Hasselfelde und nahm eine Stelle als Organist und Stadtschreiber in Elbingerode an. Aber schon im nächsten Jahre wurde er auf Veranlassung seines obengenannten Onkels, Heinrich Victor zum Hoforganist in Quedlinburg ernannt. 1696 wurde er Organist an der Martinskirche zu Halberstadt und starb in dieser Stellung plötzlich am Schlagflusse am 26. October 1706. Aus der Leichenrede des Pastors Götz, die 1707 gedruckt wurde, geht noch hervor, daß er Königl. Preußischer Inspector über alle Orgelwerke im Fürstenthum Halberstadt gewesen ist.

Von Compositionen Werckmeister's ist merkwürdigerweise bisher nur ein Werk bekannt geworden: „Musikalische Privat-Lust", 1689 zu Frankfurt erschienen. Es enthält eine Sammlung von Violinstücken mit einem Basso continuo. Auch dies ist eigenthümlich, denn von einem so berühmten Organisten hätte man eher Compositionen für Kirche oder Orgel erwartet. Die übrigen Werke enthalten theoretische und ästhetische Abhandlungen über Musik und sind folgende: „Orgelprobe oder kurze Beschreibung, wie und welcher Gestalt man die Orgelwerke von den Orgelmachern annehmen, probiren — solle" (Frankfurt u. Leipzig 1681); „Musicae Mathematicae Hodegus curiosus oder richtiger musikalischer Wegweiser" (Frankfurt u. Leipzig 1687); „Musikalische Temperatur oder deutlicher und wahrer mathematischer Unterricht, wie man durch Anweisung des Monochordi ein Clavier — wohl temperirt stimmen könne ꝛc." (Frankfurt u. Leipzig 1691); „Der edlen Musik-Kunst Würde, Gebrauch und Mißbrauch ꝛc." (Frankfurt u. Leipzig 1691); „Hypomnemata musica oder Musikalisches Memorial" etc. (Quedlinburg 1697); „Andr. Werckmeister's Erweiterte und verbesserte Orgelprobe" (Halberstadt 1698, spätere Auflagen erschienen 1716, 1754 u. 1783); „Die nothwendigsten Anmerkungen und Regeln, wie der Bassus continuus — wohl koenne traktirt werden" (Aschersleben 1698); „Cribrum musicum oder musikalisches Sieb ꝛc." (Quedlinburg u. Leipzig 1700); Uebersetzung von A. Stefani „Quanta certezza habbia da suoi principii la musica" aus dem Jahre 1695 unter dem Titel: Sendschreiben, darinnen enthalten, wie große Gewißheit die Musik habe aus ihren Principiis und Grundsaetzen" (Quedlinburg 1700); „Harmonologia musica oder kurze Anleitung zur musikalischen Komposition ꝛc." (Frankfurt u. Leipzig 1702); „Organum Gruningense redivivum" (Quedlinburg u. Aschersleben 1705); „Musikalische Paradoxal-Diskurse oder ungemeine Vorstellungen, wie die Musica einen hohen oder goettlichen Ursprung habe ꝛc." (Quedlinburg 1707 [nach seinem Tode erschienen]). Johann Gottfried Walther, dessen Lexikon wir diese Notizen entnehmen, hat noch einen lateinischen Tractat „Nucleus musicus" (1704) gesehen, doch ist derselbe nicht veröffentlicht worden.

Von diesen Schriften sind folgende für das Verständniß von Werckmeister's Bedeutung am wichtigsten: „Die Orgelprobe" und deren Fortsetzung: „Erweiterte Orgelprobe", „Hodegus musicae mathematicae", „Musikalische Temperatur" und „Hypomnemata musica", „Harmonologia musica". Ehe wir aber die hierin ent-

haltenen neuen Fortschritte auf theoretischem Gebiete kurz mittheilen, müssen wir einen flüchtigen orientirenden Blick auf den damaligen Stand der Theorie vor Werckmeister's Auftreten werfen. Die theoretische Speculation des 17. Jahrhunderts fußt zum großen Theil auf Zarlino. In dessen Hauptwerk „Istitutioni Harmoniche“ 1558 war nicht nur das gesammte musikalische Lehrgebäude, wie es bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts aufgebaut war, in umfassendster Weise abgeschlossen, sondern es lagen hierin schon die Keime zu der späteren harmonischen Anschauung der Dinge. Die mathematisch-philosophischen Betrachtungen nehmen in den Institutionen noch einen ebenso großen Raum ein, wie die praktische Musiklehre. Auf die letztere allein wird von den besten nachfolgenden Theoretikern das Hauptaugenmerk gerichtet; die mathematisch-philosophische Speculation tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Neben der strengen Satzlehre treten aber neue Disciplinen auf, die in den großen Wandlungen, welche in der Musik um 1600 begannen, ihren Grund haben. Der Einzelgesang mit harmonischer Begleitung kam auf, man widmete der Begleitung ein größeres Studium, und dies führte zur Aufzeichnung von Generalbaßregeln. Die Regeln der ersten Hauptvertreter, Agostino Agazzario, Bernardo Strozzi und Michael Praetorius sind im Syntagma musicum des Praetorius 1618 aufgezeichnet. Zu gleicher Zeit wurden die Instrumente, namentlich Orgel und Clavichord wesentlich verbessert, die Virtuosität auf denselben nimmt zu und fördert zum Nachtheil der Vocalmusik ein lebhaftes Interesse für alles zu tage, was die Instrumentalmusik angeht. Wiederum aus dem Syntagma von Praetorius ist zu ersehen, daß die Beschreibung der Instrumente, die Temperaturbestrebungen das zweite neue Moment bilden, welches in die Musiktheorie eintritt. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts behandelt die theoretische Litteratur diese Gebiete: 1. Strenge Satzlehre, 2. Generalbaßregeln, 3. Beschreibung von Instrumenten, 4. Religiös-mystische Betrachtungen an Stelle der bisherigen mathematisch-philosophischen Behandlung.

Selbst in der Lehre vom strengen Satz treten die instrumentalen Einflüsse dominirend auf. Während Joh. Peter Sweelinck und Sethus Calvisius ohne Zuthaten mit größter Treue Zarlino's Contrapunctlehre nach dem Norden bringen, schließen ihre Schüler und Nachfolger, Lippius und Crüger, einen Compromiß mit diesen immer mächtiger auftretenden Einflüssen und stellen den strengen Satz nicht mehr vom melodisch-contrapunctischen, sondern vom harmonischen Princip aus dar. Es folgen nun nicht mehr der zwei-, drei- und vierstimmige Satz auf einander, sondern man beginnt sofort mit dem vierstimmigen Satze (Synopsis musica von Joh. Crüger 1630). Doch war der strenge vocale Satz hier nicht aus den Augen gelassen. Das wird aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts anders. Hier schwindet den Theoretikern infolge des sie beherrschenden instrumentalen Interesses der freie Blick für das, was dem strengen vocalen Satze unter allen Umständen zukommen muß. Die strengen Regeln für reine Tonfortschreitungen werden durch Generalbaßregeln gemildert und zum Theil sogar verwischt. Dieser Kampf zwischen Generalbaß und strengem Satz führt zu solcher zwitterhaften Compositionslehre, wie dem zu seiner Zeit sehr überschätzten „Satyrischen Componisten“ von W. C. Printz (1676—1679), der theils nach vocalen, theils nach instrumentalen Gesichtspunkten höchst unpraktisch angelegt ist. In dieser Zeit des Gährens, wo Altes mit Neuem ringt, und wo den siegreichen neuen Strömungen noch keine bestimmte Richtung gewiesen ist, in der sie sich fortentwickeln können, tritt W. auf.

Dem Zuge seiner Zeit folgend beschäftigt er sich zunächst eingehend mit der Orgel. In der „Orgelprobe“ (1681) und deren späteren Auflage „Erweiterte Orgelprobe“ (1698) schuf er ein abschließendes Werk über diese Materie,

welches noch im ganzen 18. Jahrhundert das erste Werk auf diesem Gebiet war. Hier legt W. die Erfahrungen nieder, die er bei der Prüfung von mehr als 30 Orgeln und dem Bau von 10 Orgeln in seinem Hause gemacht hatte. Eine besondere Beschreibung widmet er der durch ihren Reichthum an Stimmen, Registern, Manualen und Pedalen berühmten Orgel im Schlosse Grüningen im „Organum Gruningense" (1705). Schon in der Orgelprobe treten hin und wieder tiefere mathematische Betrachtungen auf. Diese nehmen in seinem zweiten Werke: „Hodegus Musicae Mathematicae curiosus" (1687) den ganzen Raum ein. Mit einer Gründlichkeit, wie sie seit Zarlino noch nicht wieder erschienen war, wird hier zum ersten Male in deutscher Sprache die gesammte musikalisch-mathematische Speculation dargestellt. Als Quelle haben hier offenbar die beiden ersten Theile von Zarlino's Istitutioni gedient. Doch ist der Hodegus insofern eine selbständige Arbeit, als die Fortschritte, welche in dieser Materie von Zarlino an seit mehr als 100 Jahren gemacht sind, berücksichtigt werden. Es wird nicht nur von den verschiedenen Eintheilungen der Töne auf dem Monochord, den Proportionen und deren Gebrauch gesprochen, sondern auch vor allem den neuen Temperaturbestrebungen Rechnung getragen, und ausführlich die Beschränkung der bisherigen zwölf Modi auf zwei, modus naturalis mit großer Terz und modus minus naturalis mit kleiner Terz vom mathematischen Gesichtspunkt aus begründet. Dasselbe gilt von der Verbindung der Con- und Dissonanzen, Tact und Fugen. Selbst die Beziehungen der Musik zur christlichen Religion, welche in einem Anhange am Schluß des Ganzen in veraltet-mystischer Weise besprochen werden, werden aus den Beziehungen der Zahlenverhältnisse erklärt. Aehnliche mystische Betrachtungen finden sich in „Der edlen Musik-Kunst Würde, Gebrauch und Miß- brauch" (1691) und in den „Paradoxal-Discursen" (1707).

Neben dem Hodegus, dem bedeutendsten Werke unseres Theoretikers, nimmt die unmittelbar darauf erscheinende „Musikalische Temperatur" (1691) einen fast ebenbürtigen Platz ein. Die der Temperatur gewidmeten Capitel im Hodegus streifen dieses Gebiet mehr, als daß sie es erschöpfend darstellen. Die Temperatur war für die Musikwissenschaft das wichtigste zu lösende Problem geworden, und ängstlich mieden seit Prätorius die Theoretiker aus Unkenntniß der einschlägigen Fragen dieses unerquickliche Gebiet, in welchem die Meinungen so sehr auseinandergingen. Das vorliegende Werk nun ist das erste, welches ausschließlich von Temperatur handelt. Zugleich aber darf es dadurch auf dauernden Werth Anspruch machen, daß es die gleichschwebende Temperatur an Stelle der bisher üblichen ungleichschwebenden setzt. Die Bemühungen der Vertheilung des diatonischen Kommas, d. h. der durch die Summirung von zwölf reinen Quinten gegen die Octave sich ergebenden Differenz, $^{80}/_{81}$, auf die zwölf innerhalb der Octave liegenden Tonstufen hatte zu verschiedenen Temperaturen geführt, von denen schließlich die sogenannte Calvisio-Praetorianische Temperatur die herrschende geworden war. Diese bestand nach Praetorius' Syntagma T. II., 4. Theil 3. Capitel p. 158 im wesentlichen darin, daß die Octaven, kleinen Sexten und großen Terzen rein bleiben, alle Quinten aber um $^1/_4$ Komma herunterschweben und die Quarten dementsprechend um $^1/_4$ Komma heraufschweben. Ganz dieselbe Methode vertritt noch W. C. Printz in der „dritten Curiosen Musikalischen Wissenschaft und Kunstübung von der Quint" (Frankf. u. Leipzig 1687). Durch diese Methode, jede der zwölf Quinten $^1/_4$ Komma herunterschweben zu lassen wurden die entfernter liegenden Quinten auf den Tasteninstrumenten unbrauchbar, und namentlich die Quinte gis-dis zeichnete sich durch einen heulenden, tremulirenden Charakter aus, der ihr in der Organistensprache den Namen „Wolf" eintrug. W. weist nun nach,

daß, wenn jede von den zwölf Quinten 1/4 Komma herunterschwebt, die Differenz gegen die Octave, ein Komma, nicht nur ausgeglichen wird, sondern ins gegentheilige Gebiet umschlägt und außer dem einen zum Ausgleich nöthigen Komma noch um zwei Kommata herunterschwebt, da die ganze Differenz, welche nach Abzug von 1/4 Komma von allen zwölf Quinten entsteht, drei Kommata beträgt. An Stelle dieser Temperatur stellt er mehrere durch Anordnung der Töne auf dem Monochord gezeigte und wissenschaftlich begründete Temperaturen auf, die sich alle mit der Vertheilung des ditonischen Kommas befassen. Die beste von diesen besteht darin, daß einige Quinten rein bleiben, einige herauf- und einige herunterschweben um 1/4 Komma. Handelt es sich hier immer noch um eine Art Tonausgleichung, so stellt er in Capitel 26—28 eine ganz neue, zahlenmäßig begründete Temperatur dar, die nicht mehr von der Vertheilung des Kommas ausgeht, sondern von der Praxis her, wo sie sich als beste bewährte, genommen ist. W. geht durch vier aneinanderhängende Quinten, die er nur so viel herabschweben läßt, daß der höchste Ton der vierten Quinte mit dem Grundton der ersten Quinte eine in die Höhe schwebende große Terz bildet. Dies ist thatsächlich das Verfahren unserer heutigen gleichschwebenden Temperatur. Später 1697 hat W. in seinen Hypomnemata Musica genauer noch die Schwebungen fixirt; demnach läßt er alle Quinten 1/12 Komma herunter, die großen Terzen um 2/3 Komma heraufschweben. W. hat somit das unsterbliche Verdienst, der Begründer der gleichschwebenden Temperatur zu sein und nicht, wie fälschlich angenommen wird, Joh. Georg Neidhardt, dessen „die beste und leichteste Temperatur des Monochordi“ erst 1706 zu Jena erschien. In Bezug auf den Compositionsunterricht muß Werckmeister's „Harmonologia Musica“ ein erster Platz eingeräumt werden. Zum ersten Male wird hier entschieden auf Grund des Generalbasses der Compositionsunterricht in Angriff genommen. Gegenüber der schwankenden Stellung eines Herbst und Printz, in deren Werken vocale und instrumentale Einflüsse in verworrener unklarer Fassung sich zeigen, muß die entschiedene moderne Stellungnahme Werckmeister's freudig begrüßt werden. Es wird in der Harmonologia gezeigt, wie man durch die Generalbaßregeln den einfachen und doppelten Contrapunkt, Canons und Fugen lernen kann. Eine Vorarbeit hierzu waren schon „die Anmerkungen zum Generalbaß“ von 1698. Doch ist die Harmonologie den „Anmerkungen“ gegenüber ganz neu gearbeitet und bedeutend umfangreicher gestaltet. Sie ist das erste Werk, welches die große Reihe von Compositionslehren auf Grund des Generalbasses eröffnet.

Also auch auf diesem Gebiete wurde W. bahnbrechend. Seine Größe beruht aber doch in den mathematischen Arbeiten. Als mathematisch-philosophischer Musiker darf er für das 17. Jahrhundert die Stellung beanspruchen, die Zarlino in diesem Gebiet für das 16. Jahrhundert gebührt. Sein unsterbliches Verdienst ist die wissenschaftliche Einführung der gleichschwebenden Temperatur; um so mehr ist dies ein großer Triumph, als diese moderne Einrichtung noch an der Hand des Monochordes gefunden wurde. So bildet W. auch den Schlußstein der gesammten mathematisch-philosophischen Speculation, die von den frühesten Zeiten an von der Anordnung der Töne auf dem Monochord ihren Ausgangspunkt nimmt. Mit W. schwindet das Monochord aus der Theorie, und zum letzten Male wird hier mit den vom Monochord gewonnenen alten Proportionen operirt. An deren Stelle traten bald darauf die neuen aus den Schwingungszahlen gewonnenen Proportionen. Die mathematisch-philosophische Betrachtung des Mittelalters, die in W. ihren höchsten, gewissermassen modernen Ausdruck fand, tritt nun der neuen physikalisch-mathematischen Speculation die Herrschaft ab.

Die Quelle für Werckmeister ist allein Joh. Gottfr. Walther's „Musikalisches Lexikon", Leipzig 1732. Sämmtliche Werke sind auf der Königl. Bibliothek in Berlin vorhanden. Hermann Gehrmann.

Werdenberg: Grafen von W. Die Grafen von Werdenberg sind von dem Geschlechte der Grafen von Montfort ausgegangen, als um die Mitte des 13. Jahrhunderts die zwei Brüder Rudolf und Hugo II. von Montfort ihre ausgedehnten Besitzungen theilten. Hugo, der jüngere Bruder, erhielt die untern, ausschließlich rechtsrheinischen Gebiete, dabei auch die Burgfeste Montfort oberhalb der Klus beim vorarlbergischen Dorfe Götzis, und seine Nachkommen nannten sich bleibend nach jener Feste. Dem älteren Bruder, Rudolf, fielen die obern Gebiete auf der rechten und linken Seite des Rheins zu mit den Burgfesten Werdenberg und Sargans. Sicher ist, daß sich dieser Rudolf I. noch Graf von Montfort, wahrscheinlich, daß er sich daneben auch Graf von Sargans geschrieben hat. Dafür, daß er auch den Namen eines Grafen von Werdenberg geführt hätte, sind bis jetzt keine zuverlässigen Anhaltspunkte vorhanden.

Abwechselnd als Grafen von Montfort und als Grafen von Werdenberg erscheinen aber urkundlich seine zwei Söhne: Hugo I. und Hartmann I., die unter sich noch einmal eine Theilung ihrer Besitzungen vornahmen, und zwar so, daß den Kern der von Hugo übernommenen Gebiete die Herrschaft Werdenberg mit der gleichnamigen Burg bildete, den Kern der an Hartmann überlassenen Landschaften das fruchtbare Thal vom Walensee bis zur Sar mit der Feste Sargans. Und als dann im J. 1277 Hugo von seinem Schwestersohne die aus dem alten Linzgau hervorgegangene Grafschaft Heiligenberg an sich brachte, gewöhnte man sich, von da an seine Linie von Werdenberg-Heiligenberg zu nennen, im Gegensatze zu der Linie Hartmann's von Werdenberg-Sargans.

Linie Werdenberg-Heiligenberg:

Graf Hugo I. († am 7. December 1280) wird mit seinem Bruder Hartmann zum ersten Male 1254 als Zeuge in einer Kiburger Urkunde genannt. Es darf als sicher angenommen werden, daß seine Mutter Clementa eine Schwester Graf Hartmann's des Jüngeren von Kiburg gewesen und daß durch diese Verbindung zuerst der Name Hartmann in das Geschlecht der Werdenberger gekommen ist. Aus diesem verwandtschaftlichen Verhältniß erklärt sich auch leicht, daß dem Grafen Hugo gemeinsam mit dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem Schwestersohn des älteren Grafen Hartmann von Kiburg, die Vormundschaft über die kiburgische Erbin Anna, die Tochter des jüngeren Hartmann, anvertraut wurde. Wir finden Hugo von 1264—1272 in dieser Stellung, die ihn wol häufig mit dem Habsburger in Berührung brachte. Die beiden Grafen fanden sich auch zusammen in einer Fehde gegen den Grafen Rudolf I. von Montfort und gewannen den Abt von St. Gallen zu ihrem Verbündeten (1267 oder 1271). Als Graf Rudolf von Habsburg zum römischen König gewählt worden war, übertrug er dem befreundeten Werdenberger die Landvogtei Oberschwaben mit dem Auftrag, das dem Reiche Entfremdete zurückzufordern. Schon am 14. März 1274 urkundete Hugo als judex provincialis superioris Sveviae und hat — gewöhnlich unter dem Titel eines Landgrafen — die Verwaltung dieser Lande bis zu seinem Tode besorgt. Auf dem Zuge gegen Ottokar von Böhmen stand er an König Rudolf's Seite und erscheint nachher oft als Zeuge in seiner Umgebung. Der Ankauf von Heiligenberg ist durch Rudolf vermittelt worden. Eine zwiespältige Abtwahl im Kloster St. Gallen benutzte Hugo, um den großen Hof Bütswil und die Stadt Lichtensteig im Thurthal als Pfand in seine Hand zu bringen und dadurch mitten im Gebiet der kräftigen Toggenburger Grafen eine feste Stellung zu gewinnen. Als Haupt des Hauses Werdenberg führte er die

Vormundschaft über die 3 Söhne seines frühe (vor 1271) verstorbenen Bruders Hartmann von Werdenberg-Sargans.

Hugo II. († 1305/9), der Einäugige, Hugo's I. einziger Sohn, wird zum ersten Male im J. 1275 oder 1277 erwähnt. Gleich seinem Vater hielt er fest zum Hause Habsburg. Wie gut Hugo II. bei König Rudolf angesehen war, geht daraus hervor, daß er im Januar 1281 mit Anderen auserwählt wurde, um des Königs Tochter Clementia zu ihrem Verlobten Karl Martel nach Neapel zu geleiten. In dem Streite der Habsburger mit dem aufstrebenden Zürich, mit dem Abte Wilhelm von St. Gallen aus dem Hause Montfort und mit dem Bischof von Constanz aus dem Hause Habsburg-Laufenburg, in dem Kampfe Herzog Albrecht's um die Krone: überall setzte Hugo II. seine ganze Person ein. Im April 1292 hat er den österreichischen Herzogen das durch Zürich hart belagerte Winterthur gerettet, sodann mit Herzog Albrecht das äbtische Wil belagert und nach zweimonatlichem Widerstande erobert. Hier, auf dem Felde von Wil, wurde er mit seinem Vetter Rudolf II. von Werdenberg-Sargans durch Albrecht zum Ritter geschlagen. Graf Hugo war dabei, als der zumeist gegen die Begünstigung der schwäbischen Herrn am Herzogshofe gerichtete Aufstand des österreichischen Adels niedergeworfen wurde (1295/96) und wiederum — fast selbstverständlich — auf dem Schlachtfelde bei Göllheim, wo Herzog Albrecht dem König Adolf von Nassau die Krone abgewann, und bei der Krönung in Aachen (1298). Zum Danke für diese getreuen Dienste soll auch ihm, wie einst seinem Vater, die Landvogtei in Oberschwaben übertragen worden sein. Ende Juli 1305 wird Hugo II. zum letzten Male urkundlich erwähnt.

Durch seine enge Verbindung mit dem Herzog und König Albrecht ist Hugo II. wol veranlaßt worden, dem jüngsten seiner drei Söhne den Namen Albrecht zu geben, und eben dieser jüngste Sohn hat sich besonders hervorgethan.

Albrecht I. († ca. 1365) erscheint zuerst als Zeuge in einer Urkunde vom 25. August 1308. Wie sein älterer Bruder und seine sargansischen Vettern trat Albrecht, der Ueberlieferung ihres Hauses folgend, zunächst in Dienstverhältnisse zu den österreichischen Herzogen und ergriff die Partei Friedrich's des Schönen. Nachher aber wußte er sich in seiner langen Laufbahn mit Ludwig dem Baier und Karl IV. nicht weniger gut zu stellen. Von König und Kaiser Ludwig ist er zum Reichslandvogt um den Bodensee und zum Reichsvogt der Länder Uri, Schwiz und Unterwalden ernannt worden (1327 und 1331 urkundet Albrecht unter diesen Titeln) und König Karl ernennt ihn 1348 zum capitaneus et defensor episcopi Tridentini. Nach Johann v. Winterthur wäre Albrecht auch mehrmals mit König Johann von Böhmen gegen die Heiden gezogen, hätte sich dabei durch ganz besondere Tapferkeit ausgezeichnet, von diesen Zügen eine vornehme, junge Heidin mit nach Hause gebracht und im Frauenkloster zu Bludenz versorgt.

Deutet die Theilnahme an solchen Fahrten auf eine Lust an Abenteuern, so zeugt die Art und Weise, wie Albrecht seine hohen Verbindungen zur Erweiterung und Abrundung seiner Herrschaft zu benutzen wußte, von kluger Berechnung und politischem Verständniß. Unverkennbar tritt doch daraus sein Plan hervor, im Anschluß an die schon früher als Pfand vom Reiche an das Haus Werdenberg gelangte Burg und Stadt Rheinegg vor allem eine gesicherte, feste Stellung zwischen den Grafen von Montfort und dem Abte von St. Gallen, seinen mächtigsten und gefährlichsten Nachbarn und Rivalen, und zugleich eine bessere und gesichertere Verbindung seiner Stammlande im oberen Rheinthal mit der Herrschaft Heiligenberg zu gewinnen. 1344 ließ er sich „für den Dienst

und Schaden, den er in Baiern genommen", die Reichsvogtei über den größten Theil des späteren Appenzellerlandes und die nächsten Umgebungen des Klosters St. Gallen um 600 Mark Silber verpfänden. Allein Abt Hermann beeilte sich, die drohende Gefahr, in werdenbergische Abhängigkeit zu gerathen, durch Bezahlung der Pfandsumme an Albrecht zu beseitigen und sich selbst für Dienstverpflichtungen, die er dem Kaiser gegenüber einging, 600 Mark auf die Vogtei schlagen zu lassen (1345). Im J. 1347 gelang es Albrecht dafür, die Reichsvogtei Rheinthal mit der Stadt Altstätten und dem schönen Kelnhof Thal mit dem dazu gehörigen Gericht, unmittelbar bei Rheinegg, als Pfandschaften an sich zu bringen, für die keine baldige Rücklösung zu befürchten war. Diese Erwerbungen müssen dem Hause Montfort um so unangenehmer gewesen sein, als ihnen schon 1330 diejenige der in seinem Rücken gelegenen alten Grafschaft im Allgäu, jetzt zum Eglof genannt, vorausgegangen war. Eher wahrscheinlich, als nur möglich ist es, daß auch die Erwerbung der oberhalb an Werdenberg angrenzenden Herrschaft Wartau mit der stattlichen Burg dieses Namens auf Albrecht zurückgeht, der damit den Sarganser Grafen näher auf den Leib rückte und auch seine Stellung gegen diese stärkte. Dagegen veräußerte er seinen im Machtbereich der Toggenburger gelegenen Besitz, der die Gefahr von Conflicten mit dem thatkräftigen Geschlechte in sich barg und bei seiner ausgesetzten Lage in einem solchen Falle kaum haltbar gewesen wäre.

So schien das Haus Werdenberg-Heiligenberg um die Mitte des 14. Jahrhunderts mächtiger als je dazustehen, um so fester, als seit dem Jahre 1334 Albrecht I. der einzige seines Stammes war und dessen ganze Gewalt in seiner Hand vereinigte. Da mochte es wol ohne ernstliche Gefährde gelegentlich größeres und kleineres Mißgeschick bei den vielfältigen Zerwürfnissen leiden, in die der unruhige Mann der Reihe nach mit fast allen Nachbarn seiner vielgestaltigen Gebiete gerieth.

Aber noch in den letzten Jahren Albrecht's I. bereitete sich die entscheidende Wendung in dem Geschicke des Hauses vor. Im Anschluß an Habsburg-Oesterreich war es emporgekommen; durch den Gegensatz zu Habsburg-Oesterreich sollte es untergehn.

Im November 1355 kam es zu einem ersten heftigen Streit mit Herzog Albrecht II. von Oesterreich, weil sich Graf Albrecht von W. dem Bischof von Constanz gegen den Herzog angeschlossen hatte. Heiligenberg wurde von dem österreichischen Vogte hart bedrängt und der Vorhof des Schlosses eingenommen. Doch söhnten sich die Gegner im Januar 1356 wieder aus — wahrscheinlich durch Vermittlung des Kaisers —, und dieser erste Zusammenstoß mit Oesterreich konnte als eine rasche und ohne weitere Folgen vorübergehende Fehde betrachtet werden, wie sie damals alltäglich waren. Schon bedenklicher ließ es sich an, als Albrecht im Januar 1360 mit den Grafen von Montfort-Feldkirch in offenen Krieg gerieth über das Erbe der am 29. März 1359 im Mannesstamm ausgestorbenen Linie Montfort-Tosters und Graf Rudolf III. von Feldkirch und seine Söhne sich unter den Schutz des weitsichtigen Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich stellten, um sich vor der Rache der Werdenberger für den Ueberfall der linksrheinischen Gebiete und deren Verwüstung zu sichern. Mit allen ihren Festen, Leuten und Gütern verpflichteten sie sich dem Herzog zu Dienst und Gehorsam, wogegen dieser seinen Landvogt in Schwaben und Elsaß anwies, sie gegen Albrecht den Aelteren von W. und seinen gleichnamigen Sohn zu schirmen und die zwei Grafen zur Herausgabe der zu ihren Handen genommenen zwei Töchter und Güter des letzten Grafen von Montfort-Tosters zu zwingen. Dazu kam es nun freilich nicht. Eine österreichische Heeresmacht erschien nicht in diesen obern Landen, und ein glücklicher Handstreich des jungen Albrecht, des einzigen Sohnes

Albrecht's I., führte zu einem glücklichen Ausgang des erbitterten Kampfes für die Werdenberger. Es gelang Albrecht II., den Grafen Rudolf von Montfort-Feldkirch mit seinem ältesten Sohn Ulrich auf dem Bodensee aufzufangen, als sie von Arbon nach Lindau fahren wollten (Juli 1361). Um die Freiheit wieder zu erhalten, mußten sie sich zu einem Frieden herbeilassen, in dem die Werdenberger alles Verlorene zurück erhielten und ihre Ansprüche an das Erbe von Tosters behaupteten. So konnte Albrecht I. seine Tage in Ruhe beschließen; aber die werdenbergische Herrschaft war durch den Montforter Krieg doch heftig erschüttert und geschwächt, die Grafen in arge Geldnöthe und Processe verwickelt, und die eingeleitete enge Verbindung der ihnen nun erst recht feindlich gesinnten Montforter mit Oesterreich gewann um so bedrohlichere Gestalt, als dieses so gewaltig herangewachsene und um sich greifende Haus nicht bloß im J. 1363 das Hinterland der vorarlbergischen Landschaften, Tirol, an sich brachte, sondern zwei Jahre später (8. April 1365) durch den Ankauf der ansehnlichen Feste Neuburg bei Götzis mitten in dem bisher unbestrittenen Machtbereich des ursprünglichen Hauses Montfort-Werdenberg festen Fuß faßte. Um diese Zeit muß Albrecht I. gestorben sein. Am 16. Mai 1364 wird er zum letzten Mal in einer Urkunde Karl's IV. erwähnt, durch welche der Kaiser den Grafen Albrecht I., seinen Sohn Albrecht II. und dessen ältesten Sohn Hugo IV. aller Achtsprüche enthebt, die gegen sie auf irgend einem Landgericht ergangen seien und die Kläger, welche diese Achtsprüche ausgewirkt haben, an das kaiserliche Hofgericht verweist.

Von den Nachkommen Albrecht's I. erweckt nur noch einer näheres Interesse: Rudolf II. (geboren ca. 1370, † ca. 1420), und auch dieser nicht wegen seiner hervorragenden Persönlichkeit, sondern nur weil er sich in seiner Bedrängniß vorübergehend den Appenzellern in ihrem Kampf gegen Herzog Friedrich von Oesterreich und den Adel ringsum angeschlossen hat und deswegen sehr unverdientermaaßen zu einem über Standesvorurtheile erhabenen Freiheitshelden gemacht worden ist.

Rudolf II. war der Sohn Heinrich's III. von Werdenberg-Rheinegg, des dritten der vier Enkel Albrecht's I. Sein Vater starb frühe (1391/92), als Rudolf, der älteste von drei Brüdern, kaum dem Jünglingsalter entwachsen war. Durch die Enkel Albrecht's I. war der Gesammtbesitz des Hauses Werdenberg-Heiligenberg durch wiederholte Theilungen in die vier Herrschaften Werdenberg, Rheinegg, Bludenz und Heiligenberg zerstückelt worden, und zwar war dieses geschehen, während der letzte Graf von Montfort-Feldkirch auf sein Ableben hin schon seine ganze Herrschaft an das Haus Oesterreich verkauft hatte und das ebenfalls enge mit Oesterreich verbundene Haus Werdenberg-Sargans eine immer feindseligere Haltung gegen Werdenberg-Heiligenberg annahm. Als nun der jugendliche Rudolf II. die Herrschaft Werdenberg, sein um ein paar Jahre jüngerer Bruder Hugo V. die Herrschaft Rheinegg antrat — der dritte Bruder Heinrich war damals offenbar noch nicht mündig —, da schien den lauernden Feinden der Augenblick gekommen, um über Werdenberg-Heiligenberg herzufallen. Am 3. November 1393 traten Graf Johann I. von Sargans, Graf Heinrich I. von Sargans-Vaduz, dessen Bruder Bischof Hartmann von Cur und Abt Burkhart von Pfävers zu einem förmlichen Bündniß gegen die zwei Brüder von Werdenberg-Rheinegg und ihre Oheime Albrecht III. zu Bludenz und Albrecht IV. zu Heiligenberg zusammen. Zum Losschlagen aber kam es erst, als sich Herzog Leopold IV. an die Spitze dieses Bündnisses stellte und dessen Führung übernahm. Schon 1390 war ihm durch den Tod des letzten Grafen von Montfort-Feldkirch diese vorarlbergische Herrschaft zugefallen. Am 23. Mai 1393 hatte er durch den Ankauf von Sax und Gams einen Keil

zwischen die werdenbergischen Besitzungen im untern und obern Rheinthal getrieben, und im April 1394 war Graf Albrecht III. von Bludenz veranlaßt worden, sich vor dem drohenden Sturme dadurch in Sicherheit zu bringen, daß er — wie früher Graf Rudolf IV. von Montfort-Feldkirch — seine ganze Herrschaft auf sein Ableben hin an Oesterreich verkaufte. Nun vereinigte sich Herzog Leopold mit dem Bunde von 1393 zur förmlichen Auftheilung der übrigen werdenbergischen Landschaften oberhalb des Bodensees. Oesterreich nahm den Löwenantheil für sich in Anspruch: was von dem Nußbaum zur Räfis ob Werdenberg zu beiden Seiten des Rheines bis an den Bodensee hinunter, was im St. Johanner Thal und dieses Thal abwärts bis in das Thurgau gelegen ist. Am 30. Juni 1395 wurde das erweiterte Bündniß zu Freiburg im Breisgau abgeschlossen; in der letzten Augustwoche brach die Katastrophe über das Haus Werdenberg herein.

Die Vogtei Rheinthal und Stadt und Burg Rheinegg, wo Hugo V. und Albrecht IV. von Heiligenberg den Angriff abgewartet hatten, fielen nach kurzem Widerstand dem Herzog in die Hände. Auf Schloß Werdenberg vermochte sich Rudolf gegen alle Angriffe zu halten; doch sah er sich im Januar 1396 genöthigt, das St. Johanner oder obere Thurthal mit der Feste Starkenstein an Oesterreich zu verpfänden und sich zur Offenhaltung der übrigen werdenbergischen Burgen zu verpflichten. Im November 1397 mußte er sogar die festen Plätze Werdenberg, Freudenberg und Hohentrins aus Geldnoth dem schon in halber Abhängigkeit von Oesterreich lebenden Oheim zu Bludenz als Pfand überlassen. Wol brachte ihm 1399 die Heirath mit Beatrix von Fürstenberg, einer verwittweten Gräfin von Mömpelgard, eine Mitgift von 4000 Pfund Hellern zu und setzte ihn dadurch in den Stand, jene Festen wieder einzulösen. Doch scheint im J. 1401 ein neuer Waffengang der Werdenberger mit Oesterreich wieder unglücklich für sie ausgefallen zu sein, so daß sie gezwungen waren, die Schlösser und Herrschaften Wartau und Freudenberg an Leopold IV., Werdenberg an den Grafen Heinrich von Montfort-Tettnang zu verpfänden, dem sie dann im August 1404 Herzog Friedrich IV. von Oesterreich in plötzlichem Ueberfalle abgewann.

So hatte Oesterreich im Kampfe gegen Werdenberg erreicht, nach was es von Anfang an gestrebt hatte, und noch mehr als das. Rudolf II. aber war schon völlig von seinem Stammlande losgelöst, als er am 28. October 1404 zu Landammann und gemeinen Landleuten von Appenzell schwur, um mit ihrer Hülfe wieder zu dem Seinigen zu kommen; dafür sollte er den Appenzellern auch gegen Jedermann, ausgenommen den römischen König und den Obertheil in Curwalchen, beholfen und sollten alle seine Burgen und Städte, die er jetzt innehat oder noch gewinnt, deren offene Häuser sein. Daß Rudolf von W. nachher am 17. Juni 1405 mit den Appenzellern am Stoß gegen die Oesterreicher und ihre Verbündeten gekämpft hat, ist bekannt. Das unnatürliche Bündniß brachte ihm aber, soweit man sieht, nur die rheinthalische Burg Zwingenstein ein; von weiterer Zurückerstattung seiner verlorenen Lande war keine Rede, obschon sich die Stadt St. Gallen bei den ihr verbündeten Landleuten von Appenzell verschiedene Male zu seinen Gunsten verwendete. In seinen Hoffnungen getäuscht, schlug sich Rudolf wieder zu den schwäbischen Adelsgenossen und scheint den Appenzellern im December 1407, als sie vor Bregenz lagen, auch seinen Absagebrief geschickt zu haben. Ist diese Annahme richtig, so wäre er wol auch dabei gewesen, als am 23. Januar 1408 das belagerte Bregenz von der schwäbischen Ritterschaft entsetzt und die Kampflust der Bergleute durch eine schwere Niederlage so gründlich gedämpft wurde, daß sie ihren großen Bund

ob dem See völlig preisgaben. Noch einmal finden wir die Brüder Rudolf und Hugo von W. im Streite mit Oesterreich wegen einer Forderung von 8000 Pfund Hellern; im September 1410 wurden sie durch einen Schiedsspruch damit abgewiesen. Von da an erscheint Rudolf nur noch hin und wieder in Urkunden, die das St. Gallische Oberland betreffen und mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß er sich mit seiner Gemahlin auf die Burg und Herrschaft Hohentrins zurückgezogen habe, welche ihm noch allein als freier Besitz geblieben war. Von einer Einlösung der übrigen verpfändeten Gebiete konnte keine Rede mehr sein; die Feste Wartau mit Zubehör wurde vielmehr 1414 von Graf Rudolf endgültig an den letzten Grafen von Toggenburg verkauft, nachdem der Oheim Albrecht auf Heiligenberg schon im Jahre vorher seine Burg und Grafschaft an Herzog Friedrich von Oesterreich veräußert hatte. Drei oder vier Jahre später ist Albrecht IV. kinderlos gestorben, wahrscheinlich im J. 1420 Rudolf und im J. 1428 sein Bruder Hugo; beide ebenfalls ohne Nachkommen. Und damit erlosch die Linie Werdenberg-Heiligenberg, die älteste des Gesammthauses.

Die Linie Werdenberg-Sargans,

ausgehend von Hartmann I. († 1265/70) muß fast eher den rätischen als den deutschen Dynastengeschlechtern zugezählt werden. Schon die ihr bei der ersten Scheidung zugewiesenen Stammlande im obern Vorarlberg und im jetzt St. Gallischen Oberland trugen zu jenen Zeiten noch halbwegs rätischen Charakter an sich. Dazu aber brachten Heirathen mit Erbtöchtern aus den ersten rätischen Adelsfamilien — Vaz und Räzüns — ausgedehnten Besitz in den jetzt bündnerischen Thalschaften an das Haus.

Neben Rudolf II. (ca. 1258—1322), dem Zeit- und Gesinnungsgenossen Hugo's I. u. II. von W. und ebenfalls einem getreuen Anhänger der Habsburger Rudolf und Albrecht, sind als die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Linie zu nennen Hartmann IV., Bischof von Cur (geboren ca. 1350, † am 6. September 1416) und Georg, der letzte seines Geschlechts (geboren ca. 1425, † am 23. Februar 1504), der am 2. Januar 1483 die Grafschaft Sargans den sieben ältesten Orten der Eidgenossenschaft verkaufte, dann am leichtlebigen Hofe zu Innsbruck zu den vertrautesten Räthen Erzherzog Sigmund's gehörte, bis die ganze Sippschaft vom Kaiser und den tirolischen Ständen aus dem Lande gejagt wurde (1487), und von da an als geächteter Mann unter dem Schutze der Eidgenossen lebte, in der vergeblichen Hoffnung, durch ihre Fürsprache bei Kaiser Maximilian noch einmal zu Gnaden zu kommen. Am 23. Februar 1504 ist er gestorben, ohne eheliche Nachkommen zu hinterlassen. Von seinem ganzen, großen Besitz war ihm schließlich nichts mehr geblieben, als der bis zu seinem Ableben vorbehaltene Fruchtgenuß der auch schon verkauften Herrschaft Ortenstein im Domleschg, von allen seinen Würden nur noch diejenige eines Königs der Keßler in der Grafschaft Sargans.

Von der Linie Werdenberg-Sargans hatte sich ca. 1280/90

die Linie Werdenberg-Alpeck

abgezweigt durch die Heirath Rudolf's II. mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Heinrich von Burgau und Erbin der Herrschaft Alpeck mit Langenau. Rudolf's ältester Sohn Heinrich (geboren ca. 1280, † ca. 1332) übernahm diese in der Nähe von Ulm gelegene Herrschaft. Er schloß sich in den Kämpfen Ludwig's des Baiern mit dem Hause Oesterreich dem ersteren an und wurde von Ludwig zum Landvogt von Oberschwaben gemacht. Durch seine Vermählung mit Agnes, der Tochter des Grafen Eberhart des Erlauchten von Wirtemberg, fiel ihm als nie mehr eingelöstes Pfand für die Aussteuer seiner Gattin die

Herrschaft Trochtelfingen im späteren Fürstenthum Hohenzollern zu. Von seinen zwei Söhnen wurde der ältere, Eberhart, Stifter

der Linie Werdenberg-Trochtelfingen,

während der jüngere, Heinrich II., Alpeck übernahm. Diese letztere Linie erlosch im J. 1400, nachdem ihre letzten Vertreter die ganze Herrschaft an die reiche Stadt Ulm verkauft hatten. Dagegen gelang es der Linie Trochtelfingen im J. 1399, von dem Grafen Eberhart dem Milden von Wirtemberg die Herrschaft Sigmaringen-Veringen gegen eine Zahlung von 7212 Goldgulden als Pfand an sich zu bringen und 1434 nach langem Proceß ihr Erbrecht auf die Grafschaft Heiligenberg gegen Herzog Wilhelm von Oesterreich geltend zu machen und Heiligenberg als Lehen vom Reiche zu erhalten. Aus dieser

Linie Werdenberg-Trochtelfingen-Sigmaringen-Heiligenberg

ist noch ein recht bedeutender Mann hervorgegangen, vielleicht die bedeutendste Persönlichkeit des ganzen Geschlechts.

Graf Hugo oder Haug XI., geboren ca. 1440, † am 7. August 1508. Graf Hugo XI. war ein Sohn des Grafen Johann oder Hans von W. und der Gräfin Elisabeth von Wirtemberg. Von drei Brüdern geistlichen Standes wurde Johann Bischof zu Augsburg und fand als solcher öfters Gelegenheit, Hugo in politischen Angelegenheiten zu fördern; zwei ältere Brüder weltlichen Standes traten nicht besonders hervor; eine Schwester Agnes vermählte sich mit dem Grafen Niklaus von Zollern, und einer ihrer Söhne wurde als Bischof von Augsburg der Nachfolger seines Oheims.

Hugo muß um das Jahr 1440 geboren sein. Schon 1460 erscheint er als „Stebelmeister" am kaiserlichen Hofe in Wien; 1466 nennt ihn Friedrich III. seinen Rath und obersten Truchseß und noch 1473 und 1475 credenzt Hugo seinem Herrn bei großen Festlichkeiten und schreitet ihm voran. In dieser höfischen Stellung wurde er immer mehr der politische Vertraute und Rathgeber des Kaisers und allein oder mit andern sein stehender Commissär und Vertreter an den fast jährlich wiederkehrenden Reichstagen, an Fürsten-, Städte- und Landtagen, sein Unterhändler und Vermittler im Verkehr mit den einzelnen Fürsten und Herren. Daneben war aber Hugo auch des Kriegshandwerks kundig und vertheidigte 1462 die Burg in Wien mit Erfolg gegen die aufständischen Bürger und 1477 die Stadt Wien gegen die Ungarn. Zwischen hinein zieht er auch als oberster Feldhauptmann gegen plündernde böhmische und gegen aufständische österreichische Adelige (1476).

Die Hauptthätigkeit Hugo's im kaiserlichen Dienste war aber doch bei weitem die diplomatische. Ihm vor allem lag die undankbare Aufgabe ob, von den Ständen des Reichs Hülfe in den stehenden Bedrängnissen seines Herrn durch die eigenen Unterthanen, die Böhmen, die Ungarn, die Türken beizubringen. Mit den hadernden Fürsten und den widerwilligen Städten unterhandelte Hugo an den meist sehr unvollständig besuchten Reichsversammlungen, die zu Augsburg, Regensburg oder Nürnberg abgehalten wurden, und mühte sich mit beweglichen und eindringlichen Reden ab, Bewilligungen von Geld oder Mannschaften von ihnen beschließen zu lassen. War es dann aber mit aller Kunst und unsäglicher Geduld gelungen, solche Beschlüsse durchzusetzen, so kamen sie nur höchst unvollständig oder gar nicht zur Ausführung.

Soweit damals noch von einer Reichspolitik gesprochen werden konnte, war sie beherrscht von dem Gegensatz zwischen den fränkischen Brandenburgern und den bairischen Herzogen. Im J. 1466 sucht Graf Hugo als kaiserlicher Gesandter zwischen den beiden Häusern zu vermitteln, um eine Landfriedensordnung, die Vorbedingung für eine kräftige Abwehr nach außen, zu Stande zu bringen. Später

ist er der Rathgeber und Begleiter des Kaisers bei dessen Unterhandlungen mit Herzog Karl von Burgund, die im September 1473 zu der Zusammenkunft der beiden Fürsten zu Trier und infolge dieser zu ihrem vollen Zerwürfnisse führten, aus dem wiederum im nächsten Jahre die Belagerung von Neuß durch die Burgunder hervorging. In dem Reichsheere, welches Neuß nach langer Bedrängniß glücklich entsetzte, befand sich auch Hugo von W. Am 6. Juni 1475 ritt er in die befreite Stadt ein, um im Namen des Kaisers die Huldigung der Bürger entgegen zu nehmen. Ein Jahrzehnt später, als der Ungarnkönig Matthias Corvinus Wien erobert hatte, durchzog Hugo das ganze Reich von einem Ende bis zum andern, um für den aus seinen Stammlanden vertriebenen Kaiser Hülfe zu suchen.

Daß Hugo durch seine diplomatische Fähigkeit die Schäden der in voller Auflösung befindlichen Reichsverfassung gründlich kennen lernte, ist natürlich genug, und daß er sich nach Kräften bemühte, Besserung zu schaffen, war ihm schon durch die Noth geboten, um überhaupt Erfolge für seinen Herrn erreichen zu können. Daß er aber ein großer Staatsmann gewesen wäre, der aus weitblickendem Patriotismus eine Umgestaltung der überlieferten, den Dienst versagenden und unbrauchbar gewordenen Einrichtungen angestrebt hätte, wird man deswegen doch nicht sagen dürfen.

Das ärgerlichste Hinderniß, das ihm bei den Reichsversammlungen immer wieder in den Weg trat, war die ewig widerstrebende Haltung der Städte, deren Boten niemals mit den nöthigen Vollmachten versehen waren und alles „zum Hintersichbringen“ nahmen. Um dem ein Ende zu machen, ließ Hugo auf dem Augsburger Reichstag von 1474 die Beschlüsse der oberen Stände auch für die Städte verbindlich und deren Zustimmung als unnöthig erklären; folgerichtig wurden sie auch nicht mehr zu den Reichsversammlungen geladen, sollten sich aber ihren Beschlüssen gleichwol unterziehen. Davon, daß sie dies gethan hätten, war keine Rede; doch ergab sich aus diesem Vorgehen eine so unbehagliche Situation für die Städte, daß sie sich im J. 1487 auf ein scharfes, kaiserliches Mahnschreiben entschlossen, zum ersten Male auf das „Hintersichbringen“ zu verzichten und mit gehörigen Vollmachten ausgerüstete Boten auf den Reichstag zu schicken. Dafür wurden sie nun auch zu den vorberathenden Ausschüssen beigezogen, und zwei Jahre später traten auf dem Reichstag zu Frankfurt die Städte zum ersten Male als gleichberechtigtes drittes Collegium neben die Collegien der Kurfürsten und Fürsten. Damit aber war eine bleibende, wirksame Ordnung in die Berathungen der Reichstage gebracht, wozu ohne Zweifel Hugo von Werdenberg den ersten Anstoß gegeben hat.

Wie indeß diese Besserung nicht aus allgemeinen, politischen Erwägungen, sondern aus Maßregeln hervorgegangen ist, die das Bedürfniß des Augenblicks an die Hand gegeben hat, so sind es auch unmittelbar praktische Gesichtspunkte gewesen, die den Grafen Hugo im J. 1487 zu dem Versuche veranlaßten, die schwäbischen Prälaten, Grafen, Herren und Städte zu einem besondern Bunde zu vereinigen und damit den Anstoß zu einer höchst bedeutsamen politischen Neubildung im Reiche zu geben. Wol wurde auf dem durch kaiserliches Mandat auf den 26. Juli nach Eßlingen einberufenen Tage in allgemeinen Worten durch den Grafen Hugo verkündet, daß die Durchführung des auf dem Frankfurter Reichstage von 1486 auf zehn Jahre beschlossenen Landfriedens der Zweck des Bundes sein solle. In der That aber handelte es sich darum, ein festes Gegengewicht gegen das nach allen Seiten um sich greifende Baiern zu schaffen, das im vorhergehenden Jahre seine Hand auf die altberühmte Reichsstadt Regensburg gelegt hatte und eben jetzt im Begriffe stand, mit dem Erzherzog Sigmund von Oesterreich einen Kaufvertrag über sämmtliche vorderösterreichische Landschaften und die

Landvogtei in Schwaben abzuschließen. Zu verhindern, daß dieser Kauf zu Stande komme, lag gleichermaßen im unmittelbarsten Interesse Kaiser Friedrich's als Haupt des österreichischen Hauses und aller schwäbischen Stände, wie insbesondere des gräflichen Hauses Werdenberg. Die von Baiern drohende, gemeinsame Gefahr ist es auch ohne Frage gewesen, was schon am 14. Februar 1488 zum wirklichen Abschluß des schwäbischen Bundes geführt hat, zunächst für die Zeit des Frankfurter Landfriedens, also bis zum Jahre 1496. Graf Hugo von W. wurde als Hauptmann der Ritterschaft zum St. Georgenschild auch zum Hauptmann des in dem neuen Bunde vereinigten schwäbischen Adels ernannt. Der Beitritt des Grafen von Wirtemberg und verschiedener Reichsfürsten erhöhte die politische Bedeutung des Bundes und machte ihn für die nächsten Jahrzehnte zur ausschlaggebenden Macht in Süddeutschland.

Inzwischen war auch durch die Verbindung Kaiser Friedrich's mit dem tirolischen Landtag die Katastrophe über das erzherzogliche Regiment in Innsbruck hereingebrochen. Am 8. Januar 1488 wurden Sigmund's Räthe in die Reichsacht erklärt; sie stoben nach allen Richtungen auseinander; die von ihnen eingeleitete und immer weiter geführte enge Verbindung mit Baiern war damit zersprengt und die größte Gefahr für Schwaben beseitigt.

Einer der hervorragendsten jener geächteten Räthe am Innsbrucker Hof war der Freiherr Johann Wernher von Zimmern gewesen, dessen Herrschaften Meßkirch und Oberndorf den werdenbergischen Herrschaften Sigmaringen und Heiligenberg zunächst lagen und die zwei Häuser in vielfache Berührung brachten. Eben noch hatte sich Johann Wernher von Zimmern angeschickt, Ansprüche auf Veringen und Heiligenberg gegen Werdenberg geltend zu machen. Jetzt wurde Graf Hugo von W. durch kaiserliches Mandat vom 22. Januar 1488 beauftragt, die genannten Zimmern'schen Herrschaften zu Handen des Reiches einzuziehen, und durch Urkunde vom 16. Mai übertrug der Kaiser Friedrich alle heimgefallenen Herrschaften und Güter des in die Schweiz geflüchteten Freiherrn dem Hause Werdenberg, ohne Rücksicht darauf, daß Johann Wernher in Voraussicht des Kommenden in aller Form zu Gunsten seiner Kinder auf sie verzichtet hatte, um sie seiner Familie zu erhalten.

Durch seine Stellung als Hauptmann des schwäbischen Bundes und als Haupt des mit Zimmern verfeindeten Hauses Werdenberg ist Graf Hugo von nun an in Schwaben zurückgehalten worden. Mit seinem alten Gönner, Friedrich III., trifft er wol noch gelegentlich in Innsbruck zusammen; von einem längern Verweilen an dem in der letzten Lebenszeit des Kaisers nach Linz verlegten Hofhalte verlautet nichts mehr. Dagegen finden wir Hugo 1492 als obersten Feldhauptmann des schwäbischen Bundes an der Seite König Maximilian's, als dieser zu Augsburg die Aussöhnung des in die Reichsacht erklärten Herzogs Albrecht IV. von Baiern mit dem Bunde vermittelte. Schon vorher, im October 1491, hatte der junge König den Grafen zu seinem Rathe mit einer jährlichen Bestallung von 600 Gulden ernannt, und im gleichen Jahre war Hugo als Landeshofmeister in die Dienste des Grafen Eberhart im Bart von Wirtemberg getreten, der vier Jahre später am Reichstag zu Worms in feierlicher Weise zum Herzog erhoben wurde.

Es ist wol als sicher anzunehmen, daß Graf Hugo durch jenes Dienstverhältniß nähern Anschluß an Wirtemberg gesucht habe, um in dem angesehensten und mächtigsten schwäbischen Hause einen festen Rückhalt gegen die Freiherrn von Zimmern zu erlangen, welche die Hoffnung auf Wiedererlangung ihrer Herrschaften keineswegs aufgaben. Schon der alte Freiherr Johann Wernher war mit Erlaubniß König Maximilian's aus der Schweiz zurückgekehrt und verbrachte seine letzten Lebensjahre als Rath am Hofe Herzog Albrecht's von Baiern.

Nach seinem Tode (1495) erschienen auch seine am kurpfälzischen Hofe auferzogenen zwei ältesten Söhne Veit Wernher und Johann Wernher wieder im Lande und suchten und fanden Freunde und Helfer in wachsender Zahl, so daß Graf Hugo nach dem Tode des ihm verbundenen und befreundeten Herzogs Eberhart (Febr. 1496) es für gerathen erachtete, den jungen Freiherrn ein Abkommen vorzuschlagen, nach welchem Oberndorf an Zimmern zurück fallen sollte, Meßkirch aber den Werdenbergern geblieben wäre. Allein Veit Wernher zog es vor, im folgenden Jahre Oberndorf durch Ueberfall zu gewinnen, und auf gleiche Weise brachte Johann Wernher im J. 1502 Meßkirch in seine Gewalt. Die Grafen von Werdenberg konnten gegen diese Landfriedensbrüche kein Recht erlangen und mußten sich, um nur wieder Ruhe zu erhalten, auf dem Reichstage zu Augsburg von 1504 durch einen Vergleich zum endgültigen Verzichte auf Oberndorf und Meßkirch bequemen. Dieser Vergleich ist vom König Maximilian zwischen Graf Hugo und seinen drei Neffen Johann, Christoph und Felix von W. einerseits und den drei noch lebenden Brüdern von Zimmern — der älteste Veit Wernher war schon 1499 gestorben — anderseits vermittelt worden. Vier Jahre später, am 6. August 1508, starb Hugo zu Sigmaringen und wurde zu Trochtelfingen begraben.

Von den drei ihn überlebenden Neffen, den Söhnen seines Bruders Georg, starb Johann 1522 kinderlos. Felix, ein tüchtiger Kriegs- und Hofmann im Dienste Maximilian's und Karl's V., gelangte durch Heirath mit einer wallonischen Erbin zu reichem Besitze im Luxemburgischen und überließ schon 1510 die ihm bei der Theilung zugefallene Herrschaft Sigmaringen mit Veringen seinem Bruder Christoph, „weil wir sonst und an andern Orten genugsam und wohl versehen sind". Er war klein von Statur, aber von jähzorniger Gemüthsart und erschlug am 10. Mai 1511 einen Grafen von Sonnenberg auf offenem Felde bei Riedlingen aus Rache für ein Spottwort, mit dem ihn der Sonnenberger kurz vorher an der Hochzeit des Herzogs Ulrich von Wirtemberg mit Sabine von Baiern gereizt hatte. Vergeblich waren alle Bemühungen der Verwandtschaft des Erschlagenen, den Grafen Felix zur Rechenschaft zu ziehen. Die Gunst seines kaiserlichen Herrn schützte ihn, und ungefährdet und ungestraft behielt er seine hohe Stellung inne. Im Bauernkrieg von 1525 schlug er den Aufstand im Hegau nieder; im Spätjahr 1529 führte er ein paar tausend Landsknechte dem Kaiser nach Italien zu. In der Nacht vom 11/12. Juli 1530 starb er eines plötzlichen Todes auf dem Reichstag zu Augsburg, wo auch sein Bruder Christoph anwesend war, der Typus eines einfachen deutschen Landedelmannes, während Felix mit den glänzenden burgundischen und spanischen Herren am kaiserlichen Hofe in seiner Erscheinung gewetteifert hatte. Mit Christoph, der am 29. Januar 1534, Nachts zwischen 10 und 11 Uhr, in Sigmaringen verschied, ist das Haus Werdenberg erloschen.

Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort u. Werdenberg. Belle-Vue bei Constanz 1845. — Krüger, Die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg u. von Werdenberg-Sargans, St. Gall. Mittheilungen, Bd. XXII, St. Gallen 1887. — Zimmer'sche Chronik, herausgegeben von Barack, 2. Auflage, Bd. I u. II, Freiburg i. B. u. Tübingen 1881. — Wiedemann, Die Reichspolitik des Grafen Haug von Werdenberg i. d. J. 1466—1486, Stettin 1883. — Schweizer, Vorgeschichte und Gründung des Schwäbischen Bundes, Zürich 1876. — Stälin, Wirtemberg. Geschichte, Bd. III, Stuttgart 1856. — Riezler, Geschichte Baierns, Bd. III, Gotha 1889. — Huber, Geschichte Oesterreichs, Bd. III, Gotha 1888. — Bachmann, Das deutsche Reich am Ausgange des Mittelalters, Leipzig 1894. — Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. I., Stutt-

gart 1884. — v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen, Bd. II., Leipzig 1866. — Osann, Zur Geschichte des schwäbischen Bundes, Gießen 1861.

H. Wartmann.

Werdenberg: Johann Friedrich W., Arzt und Professor der Philosophie in Basel zu Anfang des 17. Jahrhunderts, war ein Intimus des berühmten Wundarztes Fabr. Hilden, zu dessen Werken er eine Reihe von Beiträgen lieferte. Er selbst verfaßte „Tractatus de febribus“ (Basel 1607).

Kestner's med. Gelehrtenlexikon, S. 914. Pagel.

Werdenhagen: Johann Angelius (v.) W. († 1652) wurde am 1. Aug. 1581 in Helmstedt geboren. Er entstammte einer angesehenen Bürgerfamilie; sein Vater hieß Angelius W., seine Mutter Anna geb. Kreyenberg; seine einzige Schwester Anna heirathete später (1603) den Helmstedter Professor Heinrich Schaper. Früh bezog W., wenn auch sein Name in der Matrikel fehlt, die Hochschule seiner Vaterstadt. Schon als Dreizehnjähriger begrüßte er hier die Doctorproclamation Kaspar Arnoldi's (24. September 1594) in einem formvollendeten lateinischen Gedichte. In der Schule der Humanisten, die damals die Universität Helmstedt beherrschten, erhielt er unter Caselius', Henning Arnisäus' u. A. Leitung in Philologie und Philosophie, in Staats- und Rechtswissenschaft eine gründliche Bildung. Mit Caselius stand er als Hausfreund in enger Beziehung; er hat auf ihn und seine Familie eine Reihe von Gedichten verfaßt, wie auch der Lehrer selbst seinem ausgezeichneten Schüler lateinische Verse widmete. Einen akademischen Grad sich zu erwerben, wies er trotz wiederholtem Angebot von sich. Kaum zwanzig Jahre alt soll er die Erlaubniß bekommen haben in der juristischen und philosophischen Facultät Collegien zu halten, doch wird dies — in den Acten findet sich dafür kein Beweis — dahin zu verstehen sein, daß er jüngeren Studenten schon damals Unterricht ertheilte. Im J. 1606 begleitete er als Hofmeister einen jungen Adeligen Jacob v. Kotze, der seit dem 8. März 1604 in Helmstedt gewesen war, nach Jena, Altorf und Tübingen, und als dieser hier gestorben, ging W. allein nach Straßburg und Heidelberg weiter. In Tübingen hielt er eine Disputation de legatis, in Straßburg de testamentis. Im folgenden Jahre (1607) nahm er eine Stelle als Conrector in Salzwedel an, doch gab er sie nach kurzer Zeit wieder auf, um abermals als Hofmeister bei den beiden Brüdern Wolf Gebhard und Gotthelf Werner Edlen von Warberg in Dienst zu treten. Er ging mit ihnen nach Leipzig, blieb hier 3 Jahre und besuchte dann 1612 mit dem jüngeren Bruder auch die Universität Gießen. Schon um diese Zeit wurde er von dem braunschweigischen Hofe zu verschiedenen Malen zu Gesandtschaften gebraucht, 1611 an den Rath zu Straßburg, 1612 zu Matthias' Kaiserkrönung, an den Kurfürsten von Sachsen, nach Dänemark u. A. Beim Tode des Herzogs Heinrich Julius († am 30. Juli 1613) scheint er wieder in Helmstedt geweilt zu haben, da er hier auf den Tod des Herzogs und den Regierungsantritt seines Sohnes Friedrich Ulrich zwei Schriften herausgab. Bei letzterem stand er offenbar in großer Gunst. Er erstrebte eine Helmstedter Professur, aber die Universität verhielt sich ihm gegenüber auffallend ablehnend. Der Herzog forderte sie unterm 22. December 1614 auf, sich über eine Anstellung Werdenhagen's zu äußern. Es erfolgte keine Antwort; das äußerst günstige Zeugniß der Universität über ihn, das Rudolf Diepholд aufgesetzt und W. später in seinem Poem. juvenil. Cccc 3 ff. veröffentlicht hat — worin nicht nur Werdenhagen's Gelehrsamkeit, sondern auch sein Charakter auf das höchste gelobt werden —, scheint niemals an die Regierung abgesandt zu sein. Denn am 13. März 1616 eröffneten die fürstlichen Räthe der Universität, der Herzog werde mit ihren „hinterhaltenen Bedenken sich endtlich nicht vffhalten lassen“. Am 30. April 1616 wurde eine

Ernennung Werdenhagen's zum Professor der Ethik ausgefertigt, die er am 7. Mai in Helmstedt präsentirte. In einer nachträglichen Bemerkung des Decanatsbuches wird zwar gesagt, daß ihm am 11. Mai ein öffentlicher Lehrauftrag für die praktische Philosophie, die, wie bedeutsam hinzugefügt wird, et Johannis Caselii et Andreae Gruphenii doctrina hactenus ornaverat, ertheilt worden sei, doch ist sein Name in den folgenden Semestern dort unter den Lehrern der Facultät, auch nach Gruphenius' Tode († am 13. Septbr. 1616), niemals eingetragen. Die Facultät scheint der Ernennung Werdenhagen's passiven Widerstand entgegengesetzt zu haben. Den Grund dafür haben wir zweifellos in seiner religiösen Stellung zu suchen. Gläubigen Herzens und von tiefem Gemüthe hatte er sich mehr und mehr zu einem Gegner der humanistischen Bildung entwickelt, und gegen diese wandte er jetzt die Waffen, die er in ihrer Schule trefflich zu führen gelernt hatte. Er sah in der Philosophie nur noch Heidenthum und Abfall vom Christenthum und Lutherthum zugleich und nahm so die Ansichten wieder auf, mit denen vor einigen Jahren Daniel Hoffmann seinen Widersachern völlig unterlegen war. Schon vor seinem ersten Fortgange von Helmstedt, um das Jahr 1605, scheint er offen für Daniel Hoffmann, theologum summum iniuste subagitatum, Partei genommen zu haben. Hat er auch seine Gedichte aus dieser Zeit, wie er selbst angibt, später überarbeitet, so werden doch manche schon damals eine unverkennbare Spitze gegen die humanistische Richtung gehabt haben. Das zeigen schon Titel wie: „Impossibile esse, quod Christianismi veritas ex ductu Ethnicismi rite addisci et pie exerceri queat, uti blaspheme ab aliis id docetur", oder: „Detestatio seculi nostri stolidam coecam et blasphemam sapientiam". Aber wie sehr er auch das vornehme Herabsehen der Humanisten auf die Heilige Schrift, die Bevorzugung der alten Litteratur und die Ueberschätzung des Vernunftgebrauchs verwarf und tadelte — als einer der ersten scheint er hier für seine humanistischen Gegner den Ausdruck rationistae und ratiocinistae verwandt zu haben —, so war er damit noch keineswegs ein Mann nach dem Herzen der orthodoxen Lutheraner. Denn auch ihnen warf er, obwol fest auf dem Boden der Schrift und Luther's stehend, zu einseitige Verstandesrichtung vor, ein zu ausschließliches Betonen der reinen Lehre und die dadurch beförderte Neigung zu theologischem Streite; mit Nachdruck machte er dagegen das Recht der wahren Herzensfrömmigkeit geltend, und gegenüber den hierarchischen Bestrebungen der Orthodoxie, deren Lehre und Praxis ihm oft nicht im Einklange zu stehen schienen, vertrat er mit Entschiedenheit das Recht des allgemeinen Priesterthums der Gläubigen in der Gemeinde. Deutlich trat er mit solchen Ansichten im Reformationsjahre (1617) in acht öffentlichen Reden hervor, die er später unter dem Titel: „Verus Christianismus, fundamenta religionis nostrae continens" (Magdeburg 1618) herausgab. Er erregte damit großes Aergerniß in den maßgebenden Kreisen der Universität. Cornelius Martini, den W. in früheren Jahren in lateinischen Versen besungen hatte, Heidmann u. A. griffen ihn auf das heftigste an. In einer feierlichen Sitzung war ersterer am 22. September dabei so weit gegangen, daß W. wol fühlend, daß er den sicheren Rückhalt bei beiden Parteien, den Humanisten und den Orthodoxen, verloren hatte, es für gerathen hielt, am 29. September um seinen Abschied zu bitten, der ihm sofort ertheilt zu sein scheint. Schon am 16. October 1618 wird sein Nachfolger Joh. Lüders als Professor eth. et polit. eingeführt. W. wandte sich nach Magdeburg, wo er Stadtsyndikus wurde. Aber auch hier hatte er es bald mit verschiedenen Parteien verdorben, insbesondere mit den einflußreichen Domherren, weil er für den Ausgleich der Zwistigkeiten des Administrators des Erzbisthums, Markgraf Christian Wilhelm's von Brandenburg, mit der Stadt eingetreten war

und unter dem Pseudonym Chilobert Jonas 1622 zwei „höchst nöthige Erinnerungs-Tractätlein“ veröffentlicht hatte „vom unnützen verwirreten ungeistlichen Weltstande der Domherren und heidnischen Pharisäer“ und „wie es mit einer ordentlichen Wahl eines Bischoffs oder Praelaten vor alten Jahren gehalten und wie es wieder zum rechten Stande zu bringen“. Von seiten der theologischen Facultät zu Wittenberg erfuhren diese Schriften eine scharfe Verurtheilung, die jedoch nach Christ. Thomasius' Meinung dem Werke des frommen Mannes nur zur Empfehlung gereichen könnte. Bei der Bürgerschaft war W. eine sehr beliebte und geachtete Persönlichkeit. Das zeigte sich, als es im Februar 1621 wegen des Unfugs der Kipper und Wipper zu einem Aufstande gegen den Magistrat kam. Da gelang es ihm, nicht nur die Ruhe wieder herzustellen, sondern auch die schwebende Streitfrage geschickt zu erledigen. Gleich darauf wurde er auch in den Streit der Stadtgeistlichkeit verwickelt, der von Andr. Cramer, einem Schüler und Anhänger Daniel Hoffmann's in Helmstedt, angeregt war, und in dem, vom Persönlichen abgesehn, der alte Streit über die Stellung der Theologie und Philosophie fortgeführt wurde. W. nahm seiner alten Richtung treu in Wort und Schrift für Cramer Partei und zog sich dadurch viele Verdrießlichkeiten zu. Während er fünf Monate lang als Gesandter in Braunschweig weilte, gewannen seine Widersacher so sehr die Oberhand, daß er 1626 seine Stelle niederlegte. Er trat nun als Rath in den Dienst des Administrators, der ihn als Gesandten zu den niedersächsischen Kreistagen verwandte. Im J. 1627 begab er sich nach Hamburg, wo er sich, jedoch vergeblich, um das Syndikat bewarb und neuen Anfeindungen ausgesetzt war. Er ging daher nach Leiden und fand hier und im Haag sechs Jahre lang so sehr in ruhiger wissenschaftlicher Thätigkeit seine Befriedigung, daß er mehrere Anerbietungen von akademischen Lehrstühlen von der Hand wies. In diese Zeit fällt die Vollendung und Herausgabe seiner Hauptwerke. Es sind diese geschichtlichen, philosophischen, poetischen und religiösen Inhalts. Von den ersteren besonders hervorzuheben ist sein Werk „De rebuspublicis Hanseaticis earumque nobili confoederatione“ (Lugd. 1631; 2. Ausg. Frkf. 1641), das für uns nur zur Beurtheilung zeitgenössischer Ereignisse von Bedeutung, auch schon bei seinen Zeitgenossen viel Anfechtung erfuhr. Fertigt doch Hermann Conring den Verfasser mit den Worten ab: ineptus autor, ut molliter dicam, nihil de origine foederis Hanseatici certi prodit. Sodann: „Politica generalis seu introductio universalis in omnes Respublicas“ (Amstel. 1632). Wichtiger sind seine religiösen Werke, so seine: „Psychologia vera J. B. T.“ (d. i. Jac. Böhmii Teutonici. Amstel. 1632), die zur Verbreitung der Lehren Jakob Böhme's dienen sollte. An weitere Kreise wandte er sich mit einem deutsch geschriebenen Werke: „Offene Hertzens-Pforte zum wahren Reiche Christi“ (Leiden 1632 und mehrmals wiederholt), das er unter dem Pseudonym Angelus Marianus herausgab. Er klagt darin heftig über die lutherischen Geistlichen, den Schaden, den Scholastik und Polemik der Kirche gebracht haben, und über die sittliche Verderbniß der Zeit. Das Buch zog ihm bei seinen Gegnern nicht nur den Vorwurf des „Enthusiasmus“, sondern trotz seiner wahren innerlichen Frömmigkeit auch den des Atheismus zu. Als formgewandten lateinischen Dichter zeigt sich W. in seinen Jugendgedichten aus der ersten Helmstedter Zeit, die zuerst Ulysseae 1607 erschienen sein sollen, dann aber umgearbeitet als „Poematum Juvenilium Pars prima; Lyrica continens, ab Ethnicismo vindicata et pietati Christianae restituta“ (Lugd. Bat.) 1629 herausgegeben wurden. Im J. 1632 wurde er Kammer- und Geheimrath des Erzbischofs Joh. Friedrich von Bremen, und nach dessen Tode trat er auch wieder in den Dienst der Stadt Magdeburg, sowie in den des Herzogs August zu Braunschweig und Lüneburg. Von letz-

terem, dem er schon 1623 und 1625 zu verschiedenen Gelegenheiten lateinische Gedichte gewidmet hatte, wurde er bald nach dem Tode des Herzogs Friedrich Ulrich († am 11. Aug. 1634) und der dadurch eröffneten Wolfenbüttler Succession noch in Hitzacker unterm 29. Sept. 1634 zum Geheimrath von Haus aus bestellt. Als Gesandter des Magdeburgischen Raths war er 1635 auf dem Convente in Lüneburg, in Dänemark und in den Hansestädten thätig. Als Magdeburg von den Sachsen 1636 belagert wurde, weilte er in Hamburg, wo er auf Wunsch des kaiserlichen Gesandten mit dem schwedischen Bevollmächtigten Johann Salvius über die Wiederherstellung des Friedens verhandelte. Auch erstattete er dem Kaiser Ferdinand II. hierüber ein Gutachten, das diesem so gut gefiel, daß er ihm das Prädicat eines kaiserlichen Reichsraths ertheilte. Im J. 1637 ernannte er ihn zum ordentlichen kaiserlichen Gesandten bei den Hansestädten; um dieselbe Zeit wird W. in den Adelstand erhoben sein. Er nahm nun seinen Sitz in Lübeck und setzte neben seinen öffentlichen Geschäften seine schriftstellerische Thätigkeit fort. Noch in späteren Jahren soll er, seiner alten Gesinnung treu, gegen die in seiner Heimath zu unbedingter Herrschaft gekommene Richtung Georg Calixt's an einem Malleus impietatis Calixtinae geschrieben haben, den er nicht mehr vollendete. Weite Reisen zu machen hinderten ihn in letzter Zeit Podagra und Steinleiden. Trotzdem ließ er sich noch im Herbste 1652 nach Ratzeburg bringen, um seine Tochter Dorothee Sophie über den Verlust des ersten Gatten, des mecklenburgischen Raths Abraham Kayser zu trösten. Hier ist er dann am 26. December 1652 gestorben. Jene Tochter, die sich in zweiter Ehe mit dem Kanzleidirector Franz Julius Chopius in Güstrow vermählte, war das einzige seiner sechs Kinder, das ihn überlebte. Sie stammte aus Werdenhagen's Ehe mit Judithe Pfeil, einer Tochter des Capitulars und Advocaten Daniel Pfeil in Hamburg, die er schon 1605 in einem lateinischen Gedichte als Waise beklagt und im Juni 1616 geheirathet hatte.

Vgl. die Personalien hinter Hect. Mithof's Leichenpredigt (Lübeck 1653, 4°), denen Moller in seiner Cimbria literata, Th. 2, S. 966—70 folgt. — Henke's Aufsatz „Werdenhagen“ in Herzog's Real-Encyklopädie f. protestant. Theol. (Lpz. 1885) XVI, 757 und die dort angeführte Litteratur. — Beste, Gesch. d. Br. Landeskirche, S. 162. — Hoffmann, Gesch. d. Stadt Magdeburg III. — Herzogliches Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Werder: Karl Wilhelm Friedrich August Leopold Graf v. W., königlich preußischer General der Infanterie, wurde am 12. September 1808 auf dem fürstlich-anhaltischen Vorwerke Schloßberg bei Norkitten in Ostpreußen geboren. Dort stand das Kürassierregiment, in welchem sein Vater als Major diente, in Kantonnementsquartieren, ward aber bald nach Schlesien verlegt und in Glogau erhielt W. als Hospitant der Divisionsschule seine wissenschaftliche Ausbildung bis er am 14. Juni 1825 beim Regiment der Gardes du Corps zu Potsdam in den Heeresdienst trat. Es war ein Regiment, für welches weder seine kleine und schwächliche Körperbeschaffenheit noch seine beschränkten Geldmittel ihn geeignet erscheinen ließen; er wurde daher bei seiner am 14. Mai 1826 erfolgenden Beförderung zum Secondlieutenant in das 1. Garderegiment zu Fuß versetzt. Die Einförmigkeit des Garnisonlebens, dessen Annehmlichkeiten voll zu genießen ihn wieder die Rücksicht auf sein Einkommen und daneben eine ihm innewohnende Neigung zu selbstquälerischer Hypochondrie hinderten, wurde von 1833 bis 1836 durch das Commando zur Allgemeinen Kriegsschule, 1838/39 durch ein solches zu den Pionieren in Coblenz, 1839/40 als Lehrer zum Kadettencorps, 1840/41 zum Topographischen Bureau unterbrochen, aber er sehnte sich nach anderweiter, namentlich nach kriegerischer Thätigkeit, daher erbat und erhielt er ein Commando

nach dem Kaukasus, um durch Theilnahme an den Kämpfen der Russen gegen die dortigen Bergvölker seinen Gesichtskreis zu erweitern und das Feldleben kennen zu lernen. Am 23. März 1842 zum Premierlieutenant aufgerückt, reiste er mit seinen Freunden, dem bei Königgrätz gefallenen Hiller (s. A. D. B. XII, 427) und dem seiner bei Sedan erhaltenen Verwundung erlegenen Gersdorff (s. A. D. B. IX, 56), beide damals Lieutenants, später Generallieutenants, im Juni jenes Jahres dahin ab, aber sein Wunsch, Kriegserfahrungen zu sammeln, ging nur in geringem Maße in Erfüllung, denn zunächst fiel nichts bedeutendes vor und am 24. Juni 1843 wurde er gelegentlich eines Erkundungsrittes durch eine aus einem Hinterhalte ihn treffende Kugel am linken Arme schwer verwundet. Die Heilung nahm die ganze Dauer des W. im Kaukasus noch gestatteten Aufenthaltes in Anspruch, im Mai 1844 kehrte er in die Heimath zurück, aber erst im Herbst war er wieder dienstfähig. Am 17. März 1846 wurde er zum Hauptmann im Generalstabe ernannt und dem Generalcommando des I. Armeecorps in Königsberg in Preußen überwiesen. Hier verheirathete er sich im Februar 1848 mit einer Tochter des Grafen Borcke auf Tolksdorf. Bald darauf förderte der commandirende General Graf Dohna sein Fortkommen und namentlich sein materielles Dasein dadurch, daß er für Werder's Versetzung in das 1. Infanterieregiment sorgte, mit dem letzterer längere Zeit in Danzig stand. Am 1. März 1851 erfolgte außer der Reihe — er war der vierte Hauptmann im Regimente — seine Beförderung zum Major in dem zu Königsberg garnisonirenden 33. Infanterieregimente, welches kurz darauf nach Köln verlegt wurde. Für W. folgte dann ein rascher Wechsel in seiner dienstlichen Verwendung. Am 1. October 1853 wurde er Commandeur des Landwehr-Bataillons Gräfrath, wo ein Jahr später seine Frau starb, am 16. Februar 1856 Commandeur des 4. Jägerbataillons zu Sangerhausen, am 15. November des nämlichen Jahres Oberstlieutenant, am 12. September 1857 Commandeur des Füsilierbataillons des 2. Garderegiments zu Fuß in Berlin, am 22. Mai 1858 Inspecteur der Jäger und Schützen und Commandeur des Reitenden Feldjägercorps, daneben wurde er im folgenden Jahre militärisches Directionsmitglied der Central-Turnanstalt. Am 1. Mai 1859 zum Oberst befördert und à la suite des Gardejägerbataillons gestellt, ward er am 29. Januar 1863 zum Commandeur der 8. Infanteriebrigade in Bromberg und am 17. März zum Generalmajor ernannt, am 5. Januar 1864 aber in gleicher Verwendung an der Spitze der 4. Gardeinfanteriebrigade nach Berlin zurückversetzt; doch war seines Bleibens hier nicht lange, denn am 9. Mai 1865 übernahm er das Commando der 3. Division zu Stettin, an deren Spitze er den Krieg von 1866 gegen Oesterreich mitmachte.

Zum II. Armeecorps unter General v. Schmidt und zur I. Armee unter Prinz Friedrich Karl gehörend überschritt die Division am 23. Juni die böhmische Grenze, in der Nacht zum 29. und am Morgen dieses Tages bestand ihre Vorhut bei Podkost das erste Gefecht, am Abend waren W. und seine Truppen in dem verlust- und erfolgreichen Treffen von Gitschin thätig, am 3. Juli kämpften sie bei Königgrätz. Auf dem rechten Flügel der I. Armee gingen sie hier gegen die Bistritz vor, überschritten diese und nahmen die Dörfer Dohalicka und Mokrowous mit Sturm, mußten dann aber der überlegenen feindlichen Artillerie gegenüber im österreichischen Geschützfeuer ausharren bis das Eingreifen des Kronprinzen die Schlacht entschied. Damit war Werder's kriegerische Thätigkeit für dieses Mal im wesentlichen zu Ende. Als Generallieutenant und mit dem Orden pour le mérite geschmückt, kehrte er heim. Sich selbst hatte er nicht genug gethan, er legte einen strengen Maßstab an sein Verhalten und bereitete sich zu größeren Leistungen vor. Sein Biograph (s. unten) schildert ihn nach Be-

endigung des Feldzuges in nachstehender Weise: „Praktisch beanlagt, mit einem zähen Körper, von hohem Pflichtgefühl, dem größten Wohlwollen und der Bereitschaft stets für seine Untergebenen einzutreten, fern von jeder Eitelkeit, ausgestattet mit der Gabe Ansprachen an die Truppen zu halten, besaß er Eigenschaften, welche dem gemeinen Manne und dem jüngeren Theile der Officiere unbedingtes Vertrauen zu ihrem kleinen General einflößten. Aber ein unbezähmbarer Thätigkeitstrieb und die Neigung zu sprechen führten ihn in der Bewegung des Gefechtes dazu überall selbstthätig einzugreifen, viel zu befehlen, und, da er sich nicht immer auf sein Gedächtniß verlassen konnte, ließ er oft über Unwesentlichem das Wesentliche unberücksichtigt. Ein seiner wohlwollenden und kameradschaftlichen Gesinnung sonst fremdes herrisches Wesen seiner Umgebung und seinen Untergebenen gegenüber ließen ihn in der Action oft ganz unannahbar erscheinen, so daß sich jeder hütete, sich mit einer Anfrage ihm zu nähern." An diese nicht allzu schmeichelhafte Kennzeichnung knüpft der Biograph die Bemerkung: „Das waren für einen Führer große Fehler. W. erkannte sie aber und war bemüht sie abzulegen. Mit welchem Erfolge wird der Krieg von 1870/71 zeigen." Die Schilderung von Werder's Theilnahme an den Ereignissen des letzteren kommt leider nicht darauf zurück. Wenn auch die höhere Stellung, welche W. einnahm die Versuchung zum Rückfalle in die alten Fehler weniger groß machte, so werden auf der anderen Seite die Spannung infolge der schwierigen dem General gestellten Aufgabe, die Ungewißheit der Lage, die gewachsene Verantwortlichkeit und die längere Dauer des Krieges ihren Einfluß auf die Nerven nicht verfehlt haben.

Nach Beendigung des Feldzuges war W. in seine Stellung an der Spitze der 3. Division zurückgekehrt. Als der Krieg von 1870 ausbrach, wurde er dem Stabe des Obercommandos der III. Armee zugeordnet, deren Oberbefehlshaber Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen war. Es ward ihm dabei geschrieben: „Sie sind bestimmt, dort nach Erfordern als Truppenführer verwandt zu werden". Persönlich deutete ihm der König, als W. sich in Berlin meldete, an, daß er wohl den Befehl über süddeutsche Truppen erhalten würde. Diese Aussicht und der Umstand, daß er in nahen Beziehungen zu seinem bisherigen commandirenden General, dem Kronprinzen, blieb, mußten W. darüber trösten, daß zwei seiner Hinterleute, die Generale v. Bose und Konstantin v. Alvensleben, preußische Armeecorps erhielten. In der That ward er schon am Abend des 25. Juli nach Karlsruhe geschickt, um den Befehl über die badischen Truppen und das XI. Armeecorps zu übernehmen und mit diesen einem etwaigen feindlichen Angriffe entgegenzutreten. Da ein solcher unterblieb, so konnte sich der Aufmarsch der III. Armee ungestört vollziehen. W. erhielt jetzt das Commando eines aus den badischen und den württembergischen Truppen gebildeten Corps Werder. Es war ihm aber nicht beschieden dasselbe zum Siege zu führen. Als die Schlacht bei Wörth geschlagen wurde war es nicht vereinigt. Die Württemberger fochten dort unter ihrem General v. Obernitz, die Badenser waren nicht zur Stelle, und am nächsten Tage wurden die beiden Bestandtheile des Corps wieder getrennt, die Württemberger marschirten gen Paris, die Badenser wurden auf Straßburg in Marsch gesetzt und W., der auf dem Schlachtfelde anwesend gewesen war, dort aber kein Feld für seine Thätigkeit gefunden hatte, kehrte in seine Stellung beim Kronprinzen zurück. Von diesem erhielt er am 14. August in Saarburg die Weisung, den Befehl über ein zur Belagerung von Straßburg bestimmtes Corps zu übernehmen; Oberstlieutenant v. Leszczynski, sein treuer Gehilfe während der kommenden Thätigkeit, sollte ihm als Chef des Stabes zur Seite stehen. Die Leitung einer Belagerung war nicht die Verwendung, nach welcher er sich sehnte, der Feldkrieg wäre ihm lieber gewesen und das Bewußt-

sein, daß ihm die wünschenswerthen technischen Kenntnisse mangelten, bedrückte ihn, aber er besaß Thätigkeit und Thatkraft, einen klaren Kopf, gesunden Menschenverstand und die erforderliche körperliche Rüstigkeit und so ging er unverzagt an die Lösung der ihm zugefallenen Aufgabe. Am 16. traf er in seinem Hauptquartiere Mundolsheim ein, in der Nacht zum 30. wurde, nachdem ein dreitägiges Bombardement sich als wirkungslos erwiesen hatte, die erste Parallele eröffnet und am 27. Septbr. zog der Feind die weiße Fahne auf. Mehr als 500 Officiere und 20 000 Mann wurden kriegsgefangen, ein reiches Material ward den Siegern ausgeantwortet. W. wurde zum General der Infanterie ernannt, es ward ihm ein neugebildetes XIV. Armeecorps, welches vorläufig 23 Bataillone, 20 Escadrons, 72 Geschütze und 1 Pionierbataillon zählte, unterstellt und er erhielt den Auftrag mit diesem zunächst gegen die obere Seine vorzugehen. Nachdem er unter einer Reihe von Einzelkämpfen die Vogesen überschritten hatte, wandte er sich südlich gegen Besançon, drängte am 22. October den ihm gegenüberstehenden General Cambriels über den Oignon zurück, kam am 14. November nach Dijon, verließ die Stadt am 27. December, um den von Süden herannahenden bedeutenden französischen Kräften gegenüber vor allem die Belagerung von Belfort zu decken, nahm am 30. eine Aufstellung bei Vesoul, verließ diese am 9. Januar 1871, durchbrach mittelst eines Flankenstoßes, welcher zum Treffen von Villersexel führte, Bourbaki's im Anmarsche gegen Belfort befindliche Armee und wies dann in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine vom 15. bis zum 17. die Angriffe der letzteren siegreich zurück. Sie zeigt W. in einem anderen Lichte als wir ihn im Jahre 1866 kennen gelernt haben. Hier war er der Schlachtenlenker und ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Er hatte die Schlacht nicht schlagen wollen, da der Frost das Vorgelände, in dessen schwieriger Beschaffenheit die Hauptstärke der Stellung bestand, plötzlich gangbar gemacht hatte. Er hielt sich für stark genug, das Elsaß, nicht aber zugleich die Belagerung von Belfort zu decken, Oberstlieutenant v. Leszczynski hielt jedoch an der erstgefaßten Entschließung fest, dem Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, welcher als Johanniter im Hauptquartiere war, gelang es W. zum Nachgeben zu bestimmen, womit zugleich dem damals noch nicht bekannten Verlangen der obersten Heeresleitung entsprochen wurde (H. Kunz, Die Entscheidungskämpfe des Generals von Werder im Januar 1871, 2 Bände, Berlin 1895). — Dann aber trat W. in ein neues ihm wenig zusagendes Verhältniß. General v. Manteuffel nahte von Norden mit zwei Armeecorps, welche im Verein mit Werder's XIV. Armeecorps eine Manteuffel unterstellte Südarmee bilden sollten. W. verlor also seine selbständige Stellung; unangenehmer aber als dieser Verlust, welcher ihn einer schweren Verantwortlichkeit enthob, berührte ihn der Umstand, daß, als Manteuffel jene kühne Bewegung unternahm, welche den Uebertritt der französischen ihm gegenüberstehenden Kräfte auf schweizerisches Gebiet zur Folge hatte, Werder's den letzteren nachrückende Truppen in einer Weise zur Verwendung gelangten, die ihn selbst der Gelegenheit zur Kampfesthätigkeit beraubte. Auch war ihm schmerzlich, daß er den Erwartungen, welche Manteuffel auf seine Mitwirkung gegründet hatte, nicht immer gerecht geworden war.

Der Krieg war zu Ende. Die Ereignisse des Monats Januar hatten W. — von dem bis dahin verhältnißmäßig wenig die Rede gewesen war — dadurch, daß er Bourbaki Halt geboten hatte, zum berühmten Manne gemacht. Namentlich in Süddeutschland, wo man gefürchtet hatte, wenn auch nicht ein ganzes französisches Heer, so doch Streifscharen und Parteigänger bei sich erscheinen zu sehen, feierte man seinen Namen als den des Erretters und Befreiers. Kaiser Wilhelm hatte ihm nach einander die beiden Classen sowie das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, das Eichenlaub zum Orden pour le mérite und das Großkreuz

des Rothen Adlerordens mit Schwertern verliehen, andere Fürsten folgten, Geschenke und Ehrenbezeugungen von Städten und Körperschaften, sogar die Verleihung des Doctorgrades durch die Universität Freiburg gingen in Menge ein und versetzten den bescheidenen W. in manche Verlegenheit. Als Kaiser Wilhelm I. aus den vom Reichstage zur Verfügung gestellten Mitteln Dotationen verlieh erhielt W. am 2. März 1872 eine solche im Betrage von 200 000 Thaler, in derselben Höhe wie sie Göben zu Theil geworden. — Inzwischen war er zum commandirenden General des nach Friedensschluß aus den Großherzoglich Badischen und einigen preußischen Truppen gebildeten, in jenem Lande und im oberen Elsaß garnisonirenden XIV. Armeecorps mit dem Stabsquartiere Karlsruhe ernannt worden, an dessen Spitze er gestanden hat, bis ihm am 15. April 1879 unter Belassung in der Stellung als Chef des 4. Rheinischen Infanterieregimentes Nr. 30 der erbetene Abschied mit Pension bewilligt wurde. Gleichzeitig wurde ihm die Grafenwürde verliehen. Den Schwarzen Adlerorden hatte er bereits gelegentlich der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, an dem Tage, an welchem er siebenundsechzig Jahre alt wurde, erhalten.

Die Dotation hatte ihm Kaiser Wilhelm mit dem Hinzufügen verliehen, daß er sie seiner Familie durch fideicommissarische Anordnungen für alle Zeiten sichern möge. In Verbindung mit Werder's eigenem theils ererbtem, theils erworbenem Vermögen setzte sie ihn in den Stand zu Anfang des Jahres 1879 von einem Herrn v. Buggenhagen die Güter Grüssow und Gantzow, im hinterpommerschen Kreise Belgard unweit der gleichnamigen Kreisstadt an der Persante gelegen, zu erkaufen. Nach seiner Verabschiedung zog er nach Grüssow und widmete sich der Bewirtschaftung seines Besitzes. Aber die Freude an demselben war keine ungetrübte. Er hatte sich auf ein Gebiet begeben, für welches seine Eigenart und seine Vergangenheit nicht paßten. Verdrießlichkeiten und Sorgen aller Art trugen dazu bei, seinen Lebensabend anders zu gestalten, als er sich denselben gedacht hatte. Dazu gesellten sich bald körperliche Leiden und an seinem Geburtstage, dem 12. September, ist er im J. 1887 zu Grüssow gestorben. Eine einzige Tochter war ihm vorangegangen, den Mannesstamm setzte sein Sohn Hans fort. Werder's Name lebt in dem des Infanterieregimentes Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30 fort, welchem Kaiser Wilhelm II. diesen am 27. Januar 1889 für alle Zeiten verlieh.

E. v. Conrady, Das Leben des Grafen August v. Werder, Berlin 1889. — Ein 1887 durch Oskar Höcker veröffentlichtes Buch „Der General v. Werder, der Vertheidiger Süddeutschlands" ist eine Jugendschrift ohne geschichtlichen Werth. B. Poten.

Werder: Johann Ludwig W., ein hervorragender Techniker und Erfinder der nach ihm benannten Werder-Waffen, war am 17. Mai 1808 zu Narwa bei St. Petersburg, wo sein Vater, ein Schweizer, eine Pachtung inne hatte, geboren. Nach dem Tode seiner Eltern fand der neunjährige Knabe Aufnahme im Hause eines Oheims, welcher als Schlosser zu Küßnacht am Vierwaldstätter See lebte und dessen Handwerk er demnächst erlernte. Nachdem seine Lehrlingszeit beendet war, ging er als Geselle in die Fremde, arbeitete in Salzburg und zu München, trat in letzterer Stadt in die Werkstatt des Großuhrmachers und Mechanikers Manhard und war in den Jahren 1839 und 1840 Werkführer der mechanischen Werkstätte der Spinnerei Troßbach und Manhard zu Gmund am See, wo er nebenbei den Dachstuhl der Walhalla herstellte. Seine Begabung für Mechanik machte Aufsehen. Zunächst gewann ihn Professor Schlotthauer für sein orthopädisches Institut, in welchem W. von 1841 bis 1843 thätig war, dann kehrte dieser zu seinem früheren Meister Manhard zurück und im Jahre 1845 trat er als Maschinenmeister in den königlich bairischen Staatsdienst, in

welchem er bald darauf zum Vorstande der Wagenbauwerkstätte zu Nürnberg ernannt wurde. Hier verlebte er den Rest seines Lebens. Schon 1848 schied er aus dem Staatsdienste und übernahm die Leitung der damals kleinen Klett-schen Maschinenfabrik, aus welcher sich im Laufe der Zeit die noch gegenwärtig blühende Maschinenbau-Actien-Gesellschaft Nürnberg entwickelt hat. Im Jahre 1850 nahm die Anstalt den Bau von Eisenbahnwagen in ihr Arbeitsgebiet auf und dehnte letzteres nach und nach auf die Herstellung aller für den Bahnbetrieb nöthigen Erforderniße sowie auf manche andere Geschäftszweige aus. Die erste 1849 nach Pauli's System erbaute eiserne Eisenbahnbrücke bei Groß-Hesselohe bei München, die 1851/52 entstandene Schrannenhalle zu München, der dort 1853 hergerichtete Wintergarten und der Ausstellungspalast von 1854 sind Schöpfungen Werder's, welcher daneben die Anlagen und Einrichtungen der eigenen Fabrik leitete und das für den Betrieb der letzteren erforderliche Personal heranbildete. In das Eigenthum der Fabrik ging auch eine von W. selbständig begründete Drahtstiftfabrik über. Bis zum Jahre 1865 war er technischer Leiter der Fabrik, welche damals die Firma „Klett und Compagnie“ führte, dann war er Theilhaber an dem zur „Maschinenbau-Gesellschaft Nürnberg Klett und Compagnie“ vereinigten Unternehmen, und als die Gesellschaft im J. 1873 in die unter dem oben genannten Namen noch jetzt bestehende Actiengesellschaft umgewandelt wurde, ward er Mitglied des Verwaltungsraths derselben. — Neben den vielseitigen und umfassenden Arbeiten, welche Werder's Stellung an der Spitze des großen Unternehmens ihm auferlegte, beschäftigte sein thätiger Geist sich seit 1866 noch mit einer anderen, auf einem wesentlich verschiedenen Gebiete liegenden technischen Aufgabe, nämlich mit der Herstellung von Hinterlader-Handfeuerwaffen, welche im bairischen Heere durch Befehl vom 18. April 1869 als Infanteriegewehr und am 1. Juli des nämlichen Jahres als Carabiner und Pistole, unter der Bezeichnung Muster 1869, gemeiniglich aber mit Werder's Namen benannt, eingeführt wurden. Es waren Einlader mit einem Caliber von 11 mm und gasdichter Patrone. Sie haben im Kriege von 1870/71 gute Dienste geleistet, mußten dann aber den für das gesammte deutsche Reichsheer eingeführten Waffen weichen. — Als Erfinder war W. außerdem thätig, indem er schon 1852 eine Maschine zur Prüfung der Zugfestigkeit von zum Brückenbau zu verwendenden Material herstellte. Er vervollkommnete diese Maschine später, so daß sie zur Untersuchung der Zug-, Druck-, Biegungs-, Torsions-, Schub- und Zerknickungsfestigkeit von Holz, Stein, Eisen, Stahl und sonstigen in der Maschinentechnik zur Anwendung gelangenden Materialien gebraucht werden kann und sowol als zweckmäßiges Lehrmittel dient, als auch in einer Reihe bedeutender Bauanstalten thatsächlich benutzt wird. — W. starb zu Nürnberg am 4. August 1885. Die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, mit welcher er in das Leben eingetreten war, begleiteten ihn bis an das Ende desselben, es gehörte der Arbeit und seinen Pflichten.

Leichenrede, dem Unterzeichneten mitgetheilt von der Direction der Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft Nürnberg. B. Poten.

Werder: Diederich von dem W., der erste deutsche Uebersetzer der großen epischen Werke Tasso's und Ariost's, wurde als Sprößling eines uralten adligen Geschlechts zu Werdershausen im Herzogthum Anhalt-Köthen am 17. Januar 1584 geboren. Er erhielt seine Erziehung in Kassel, wo ein naher Verwandter, Hans v. Bodenhausen, als Prinzenhofmeister und Vorsteher der fürstlichen Hofschule, des späteren Collegium Mauritianum, wirkte. Kassel war in jener Zeit, unter der Regierung Moritz des Gelehrten (s. A. D. B. XXII, 268 ff.) ein Hauptsitz der Renaissancebildung in Deutschland. Der Landgraf bethätigte sich selbst auf den verschiedensten wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten,

er erdachte ritterliche Schauspiele, deren Gegenstand er den epischen Dichtungen Ariost's und Tasso's entnahm, sein Hof war der zweite, an dem ständig eine Truppe englischer Komödianten weilte, Musik und die neueren Sprachen fanden dort eifrige Pflege. Als Kammerpage wuchs W. unter den Augen des Landgrafen auf und alle seine Geistesgaben wurden von trefflichen Lehrern, unter denen Rudolf Goclenius (s. A. D. B. IX, 30 8ff.) hervorzuheben ist, ausgebildet. Später studirte er in Marburg Rechtswissenschaft und Theologie, unternahm die übliche Bildungsreise nach Frankreich und Italien, wurde nach der Rückkehr zum Stallmeister und Kammerjunker ernannt und stieg bald zum Oberhofmarschall und Geheimen Rath auf. Daneben wurde er Ephorus des Collegium Mauritianum und leitete als Nachfolger seines Verwandten die Erziehung der Kinder des Landgrafen. Mehrfach betheiligte er sich auch erfolgreich an Turnieren und Kartellen bei Gelegenheit fürstlicher Hochzeiten und bei der Krönung des Kaisers Matthias, der ihn auch bei seiner Vermählung mit Dorothea Katharina v. Waldau am 21. Juni 1618 reich beschenkte. Werder's Vermählung fällt in die Zeit, in welcher er vielfach vom Landgrafen zu diplomatischen Diensten verwendet wurde. Die außerordentlichen Schwierigkeiten der politischen Lage des Fürsten und seines Landes spiegeln sich in den mannichfaltigen Gesandtschaftsreisen Werder's ab, die ihn nach Dänemark, an den Haag, nach Braunschweig und Berlin führten. Am Convent zu Mühlhausen nahm er 1620 theil mit dem Auftrage, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zum Festhalten an der Sache der Evangelischen zu bewegen, und eine eigene, jetzt wie es scheint verlorene Schrift enthielt Werder's Anrede an den Kurfürsten und dessen Antwort. Bei dieser Gelegenheit wird wol auch Werder's Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft erfolgt sein, deren 20. Mitglied er unter dem Namen „der Vielgekörnte“ wurde; wenigstens läßt sich innerhalb des Jahres 1620, in dem er laut dem Gesellschaftsbuche beitrat, keine andere Veranlassung finden, bei der er mit den Häuptern der Vereinigung, zumal mit Ludwig von Anhalt-Köthen, ihrem eigentlichen Leiter, zusammengetroffen sein könnte.

Als im J. 1622 das Unheil der kaiserlichen Execution unter Führung Tilly's über Hessen hereinbrach, sandte Moritz vergebens W. an die Höfe von Kursachsen, Brandenburg, Eisenach, Coburg und Weimar. Es erschien keine Hülfe, W. fiel in Ungnade „in einer die Stadt Volkmarsen und die Landes-Defension betreffenden Sache“ und resignirte am 21. Juli 1622 auf seine Stellen in hessischen Diensten. Er begab sich auf sein Gut Reinsdorf bei Köthen und begann nun, sich seinen dichterischen Neigungen mit großem Eifer hinzugeben. Zuvor dürfte er kaum irgendwie sein poetisches Talent bewiesen haben. Wenigstens wissen die zahlreichen Gelegenheitsgedichte bei seiner Hochzeit, die sich gewiß keinen Vorzug ihres Helden entgehen ließen, nichts von einer Beschäftigung Werder's auf litterarischem Gebiete zu melden, und in den folgenden, wild bewegten Jahren von 1618—22 wird er schwerlich Zeit und Ruhe zu poetischen Werken gefunden haben.

Vielmehr können wir mit Sicherheit annehmen, daß erst der ständige lebhafte Verkehr mit den in Köthen wohnhaften Führern der Fruchtbringenden Gesellschaft ihn dazu angeregt hat, in ihrem Sinne für die Erhebung und Reinigung der deutschen Sprache und Dichtung zu wirken und so für Deutschland mit den andern Völkern um die Palme poetischen Ruhmes zu ringen. Daß dies nur auf dem Boden der Renaissancepoetik, mit möglichster Anpassung an die antiken und die antikisirenden modernen Dichter geschehen könne, darüber herrschte kein Zweifel. Mochte W. auch vielleicht schon von den parallelen Bestrebungen Martin Opitzens Kunde erhalten haben, als deren einzige Zeugnisse damals freilich erst eine kleine Gelegenheitsschrift und wenig umfangreiche Einzel-

drucke von einigen Dichtungen vorlagen, sein Vorbild war sicher nicht Opitz, sondern Tobias Hüebner (s. A. D. B. XIII, 272 und als Ergänzung der dortigen, zum Theil unrichtigen und unvollständigen Angaben S. 3—22 in dem unten genannten Buche Witkowski's). Hüebner hatte die ersten Regeln für eine neue, formal geregelte deutsche Dichtung aufgestellt und sie in einem Uebersetzungswerke von gewaltigem Umfang zur Anwendung gebracht. Das Princip, von dem er ausging, war der denkbar genaueste Anschluß an die Form der Vorlage, und denselben Grundsatz finden wir wieder in dem bedeutsamen Unternehmen Werder's, Tasso's „befreites Jerusalem" in gebundener Form ins Deutsche zu übertragen. Er begann damit bald nachdem er den Kasseler Hof verlassen hatte, und vollendete die Arbeit bis zum Jahre 1624, also noch ehe Opitzens Buch von der Deutschen Poeterey und die erste Sammlung seiner Gedichte ans Licht trat. Freilich vergingen infolge der prächtigen Ausstattung des Druckes mit Merianischen Kupferstichen noch zwei Jahre, bis das „erlösete Jerusalem" 1626 in Frankfurt a. M. erschien. In der Vorrede setzt W. sich mit der Opitzischen Gesetzgebung auseinander und theilt Proben einer neuen großen, selbständigen Dichtung „von der Herrlichkeit Christi" mit, in der er den Anforderungen des „Fürsten aller Teutschen Poeten" genauer zu entsprechen sucht, von der aber nie mehr als das hier mitgetheilte bekannt geworden ist. Werder's Tasso, sein erstes und zugleich sein Hauptwerk, ist ohne Zweifel eine in mannichfachen Beziehungen bedeutende Leistung. Gegenüber den großen Uebersetzungswerken der vorhergehenden Periode zeichnet es sich schon durch die Wahl des Stoffes erheblich aus; mit sicherem Blick erfaßt W. diejenige Dichtung, die am glänzendsten den Charakter der in den Barockstil übergehenden Spätrenaissance trägt und so dem neu in Deutschland zur Herrschaft gelangenden Geschmack entspricht, und sucht auch in der Form so viel wie möglich von der schimmernden Pracht der Sprache und Verskunst Tasso's zu bewahren. Freilich mangelten ihm die Mittel, um dieses Streben erfolgreich zu bethätigen; weder kann er den Glanz und die Leichtigkeit des Ausdrucks seines Vorbilds in seiner Nachbildung auch nur ahnen lassen, noch vermag er es, die Schwierigkeiten, die das alexandrinische Metrum und der dreifach verschränkte Reim der Stanze bedingen, völlig zu überwinden. Immerhin ist aber seine Leistung im Hinblick auf ihre Neuheit durchaus achtenswerth und sie verdiente die Anerkennung der Zeitgenossen, die ihr reichlich zu Theil wurde. Im Januar 1627 durfte W. bei Gelegenheit einer Gesandtschaft, die ihn im Interesse Anhalts nach Wien führte, dem Kaiser Ferdinand II. persönlich sein Werk überreichen, das nach fünfundzwanzig Jahren (1651) in einer neuen Bearbeitung des Uebersetzers zum zweiten Male erschien. In dem Streben, alles zu beseitigen, was nicht dem Wortlaut der Poetik Opitzens entsprach, hat er hier die äußere Glätte beträchtlich gesteigert; dagegen hat die Treue und der poetische Werth der Arbeit sehr viel gelitten.

Noch ehe das „erlösete Jerusalem" gedruckt war, erschien die erste erhaltene selbständige Dichtung Werder's, in der er mit echtem Gefühl den Verlust seiner am 22. Februar 1625 gestorbenen Gattin besang, der er 1629 in Juliane Ursula, verwittwete v. Krosigk, geb. v. Pöblitz eine Nachfolgerin gab. Wie wenig fest W. in seinen ästhetischen Grundsätzen war, zeigt die Verirrung der hundert Sonette „Krieg und Sieg Christi" betitelt (1631), die in jedem Verse wenigstens einmal die Worte Krieg und Sieg enthielten, eine Geschmacksverirrung, der höchstens in einzelnen Machwerken der späteren Nürnberger ähnliches, nirgend in der deutschen Dichtung aber etwas gleiches an die Seite zu stellen ist. Nachdem W. in diesen Jahren nach Kräften als Diplomat für Anhalt gewirkt hatte, brachte er seinem Vaterlande Ende 1631 auf Wunsch Gustav

Adolf's das Opfer, sich an die Spitze eines schwedischen Regimentes zu stellen, das auf Kosten der anhaltischen Lande geworben und unterhalten wurde. Bis zum Jahre 1635 blieb er, im freundschaftlichsten Verhältniß zu den schwedischen Führern, in dieser Stellung, die ihn übrigens nicht abhielt, in derselben Zeit zahlreiche Gesandtschaftsreisen auszuführen und ein zweites großes Uebersetzungswerk in Angriff zu nehmen, in dem seine dichterische Kraft ihren Höhepunkt erreichte. Er verdeutschte von 1632 bis 1636 die ersten 31 Gesänge von Ariost's „rasendem Roland" (vgl. Carlo Fasola, Diederichs von dem Werder Uebersetzung des Ariost, Zs. f. vergl. Littgesch., N. F. VII, 189—205). Bei dieser Arbeit verzichtete W. auf den genauen Anschluß an das Original; an Stelle der Stanze gebrauchte er einfach gereimte Alexandriner und auch dem Wortlaut gegenüber verhielt er sich viel freier als zuvor, indem er da kürzte, wo er bei seinen Lesern geringeres Interesse voraussetzen durfte, andrerseits eine Episode aus Bojardo's „Orlando Innamorato" einschob, und sich im einzelnen hauptsächlich bestrebt zeigte, die Anmuth und den Humor seines Vorbildes wiederzugeben. Das ist ihm an vielen Stellen gelungen, und so schwebt hier in der That über dem schwerfälligen Deutsch des 17. Jahrhunderts ein Hauch von der italienischen Grazie des Cinquecento. Nicht als ein Werk gelehrt-höfischer Dichtung sondern als Volksbuch wollte W. diese Arbeit betrachtet sehen; die Ungunst der schweren Zeit hat es verschuldet, daß der einzigen deutschen Uebersetzung, die als ein Vorläufer der großen Leistungen der Romantiker auf diesem Gebiete gelten kann, der verdiente Erfolg der Volksthümlichkeit versagt blieb.

Aber die Noth des unendlichen Krieges konnte W. und seinen gleichgesinnten fürstlichen Freund Ludwig von Anhalt nicht abhalten, unermüdlich für die geistigen Interessen, die sich in der Fruchtbringenden Gesellschaft verkörperten, zu wirken. Ihr Briefwechsel bezeugt den Eifer, mit dem sie litterarische und sprachliche Fragen erörterten, daneben erwarb sich W. ein besonderes Verdienst dadurch, daß er 1629 die Aufnahme Opitzens durchsetzte, der sich dafür durch die Widmung dreier Werke an W. dankbar bezeigte.

Von den späteren litterarischen Leistungen Werder's verdient nur noch die vortreffliche Friedensrede von 1639 und die Uebersetzung von Loredano's Roman „Dianea" (1644), einer Nachahmung von Barclay's „Argenis", Erwähnung. Die übrigen prosaischen und poetischen Werke der späteren Zeit sind unbedeutend; Gelegenheitsdichtungen, Bußpsalmen, geistliche Lieder und überaus zahlreiche Andachten auf die Stunde des Todes.

Auch äußerlich verliefen die letzten Jahrzehnte seines Daseins ruhig, nur hier und da durch politische Missionen unterbrochen, deren eine ihm vom Großen Kurfürsten von Brandenburg die Ernennung zu seinem Geheimen Rath und Kriegsobersten einbrachte. In Anhalt bekleidete W. das Amt eines Unterdirectors der gesammten Landschaft. Er starb am 18. December 1657 auf seinem Gute Reinsdorf am Marasmus senilis. — Sein einziger Sohn, Paris von dem W., geboren am 12. Juni 1623, † an demselben Tage 1674 als Dessauischer Geheimer Rath, ist außer durch den Vortrag der oben erwähnten Friedensrede seines Vaters litterarisch nur durch die Uebersetzung der „Zwantzig Heroischen Frauenreden" aus dem Französischen der Scudéry (1659) hervorgetreten.

Witkowski, Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1887 (dort auch die gesammte ältere Litteratur über W.).

G. Witkowski.

Werdermann: Joh. Günth. Karl W. war seit 1788 Professor der Philosophie an der Ritterakademie in Liegnitz und später Rector der vereinigten Stadtschulen daselbst. Er hat eine Anzahl philosophischer Schriften verfaßt, die von Kenntniß

der Geschichte der Philosophie und von theologischen Interessen zeugen, so: „Neuer Versuch einer Theodicee, oder über Freiheit, Schicksal, Gut, Uebel und Moralität menschlicher Handlungen“ (Dessau und Leipzig 1794); „Versuch einer Geschichte der Meinungen über Schicksal und menschliche Freiheit von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten Denker“ (Leipzig 1794); „Kurze Darlegung der Philosophie in ihrer neuesten Gestalt“ (Leipzig 1793); „Principia iurisprudentiae naturalis“ (Leipzig 1798).

Krug, Allgem. Handwörterbuch d. philos. Wissensch. —i—

Werdmüller: Der nachweisbare Stammvater dieses angesehenen Zürcher Rathsgeschlechts war Otto Werdmüller, welcher im J. 1429 der Klosterfrauen von Oetenbach Mühle an der Sihl, später die Werdmühle genannt, zu Lehen erhielt. Er soll sich 1444 bei dem Sturm der Eidgenossen auf Zürich, wobei seine Mühle in Flammen aufging, besonders ausgezeichnet haben.

Seine Enkel Heinrich und Jakob W. gehörten zu den Männern, welche das von Zwingli begonnene Werk der zürcherischen Reformation kräftig fördern halfen.

Heinrich W., vor 1480 geboren, gelangte 1515 in den Rath der Zweihundert von Zürich. Wohl gebildet, trat er von Beginn der Reformation an als Freund Zwingli's auf und war unter den Verfassern des „Gyrenrupfens“, einer gegen den Constanzer Generalvicar Faber gerichteten Spottschrift. Als Verordneter des Rathes wirkte er kräftig mit zur Durchführung der reformatorischen Beschlüsse und Reorganisationen und gelangte 1531 in den kleinen Rath. Er starb 1548.

Jakob W., sein Bruder, geboren 1480/81, ward 1517 Mitglied des Raths der Zweihundert, 1521 Zunftmeister. Im gleichen Jahre war er zweiter Hauptmann im sog. Papstzug nach Italien, 1524 neben Rudolf Lavater Gesandter an Papst Clemens VII. Im gleichen Jahre zum Standesseckelmeister gewählt, leitete er die Aufhebung der zürcherischen Klöster und Einziehung der Kirchenschätze; auch betheiligte er sich als vertrauter Freund Zwingli's an der Untersuchung gegen die Uebertreter der Pensionengesetze. In Krieg- und Friedensgeschäften viel verwendet, verwaltete er 1530—32 die wichtige Landvogtei Locarno. Er starb als Standesseckelmeister am 8. März 1559.

David W. und Heinrich W., Enkel Heinrich's, zeichneten sich in anderer Richtung aus. Sie benutzten die Kenntnisse der ihres Glaubens wegen aus Locarno vertriebenen und in Zürich aufgenommenen italienischen Gewerbetreibenden, um mit ihrer Hülfe, namentlich Giacomo Duno's, im J. 1587 Fabriken zur Herstellung von Woll- und Seidenstoffen zu errichten; sie sind die Begründer der heute noch in hoher Blüthe stehenden Zürcher Seidenindustrie. Sie errichteten den Seidenhof und den Wollenhof in Zürich; das Herrenhaus im Seidenhof, 1592 erbaut, war im Innern ein Schatzkästlein deutscher Renaissance (ein prachtvolles Zimmer aus demselben ist gegenwärtig eine Zierde des schweizerischen Landesmuseums in Zürich). Rathsherr David W. starb im J. 1612, sein Bruder Heinrich 1627.

Johann Rudolf W., Enkel des Rathsherrn David, Sohn Johann Rudolf's im Seidenhof, wurde am 4. Februar 1614 geboren. Er verlor den Vater schon im dritten Jahre. Mit seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Hs. Georg wurde er von dem Stiefvater Hs. Caspar Schmid als vornehmer Cavalier erzogen. Von 1627 bis 1630 hielten sich die Brüder in Genf auf, begaben sich dann nach Lyon, wo sie namentlich Befestigungswissenschaften studirten, und durchreisten bis zum Frühjahr 1633 den größten Theil Frankreichs. Als Freiwilliger nahm Rudolf am 1. September 1632 unter Schomberg an der Schlacht von Castelnaudary Antheil. — Im Frühjahr 1633 mit Anna

Reinhard vermählt, übernahm er das väterliche Geschäft, trat aber schon im September 1633 in schwedische Dienste. Als Freiwilliger begleitete er Horn während der Belagerungen von Constanz und Ueberlingen und in der Schlacht von Nördlingen am 6. September 1634. — In den Jahren 1635 bis 1637 diente er unter seinem Stiefvater Schmid in der Armee des Herzogs von Rohan im Veltlin und begleitete im J. 1638 als Oberstlieutenant den Herzog ins Lager Bernhard's von Weimar vor Rheinfelden. Nach Rohan's Tode wandte sich Werdmüller vorerst wieder dem Geschäfte zu, verließ aber im April 1642 plötzlich seine Familie, um den aus der Gefangenschaft befreiten Feldmarschall Horn nach Schweden zu begleiten. Als Oberstlieutenant und Generaladjutant der Artillerie unter Torstenson war er Anfangs 1643 bei der Belagerung Freibergs thätig und wurde zum Obersten befördert. Als solcher betheiligte er sich an der Belagerung von Eulenburg in Mähren, 1644 an der Eroberung von Christianprieß und der Insel Fehmarn in Holstein, und führte das Commando an genannten Orten und zu Kiel. Im J. 1645 befehligte er eine Brigade unter Königsmark zu Verden, Buxtehude und Bremervörde. Im Januar 1646 ward er Stadtcommandant zu Nordhausen. Bald nachher nach Hause zurückgerufen und vorübergehend im Dienste der Vaterstadt, nahm er doch noch 1647 an der Belagerung von Lindau theil, trat dann aber auf bestimmten Befehl des Zürcher Rathes aus dem schwedischen Dienste aus. In den Jahren 1648 bis 1651 befehligte er in Dalmatien ein von Zürich und Bern der befreundeten Republik Venedig bewilligtes Regiment Fußvolk.

Die Jahre 1651 bis 1657 verbrachte Oberst Rudolf W. in Zürich. Er erbaute das Landhaus auf der Halbinsel Au am Zürichsee und gelangte 1655 in den Kleinen Rath. — Im J. 1653 führte er als Generalmajor die Vorhut der unter dem Commando von J. Konrad Werdmüller zur Unterdrückung des großen Bauernaufstands ins Feld gerückten Armee; im Religionskriege von 1656 mißlang sein Angriff gegen das von spanischen Söldnern vertheidigte Rapperswil infolge der Zuchtlosigkeit seiner ungeübten Milizen.

Ein Haupt der französisch-schwedischen Partei, wurde er wegen dieses Mißerfolgs und seiner religiös freiern Ansichten von der kaiserlich-spanischen Partei mit einem Processe bedroht, in seiner Rathswürde eingestellt und 1659 zu Buße und Widerruf seiner heterodoxen Ansichten verurtheilt. Das verleidete ihm die Heimath. Schon 1655 als Haupt der französischen Partei von Ludwig XIV. zum Generallieutenant und Ritter des Michaelsordens ernannt, focht er 1658 unter Turenne in Flandern, verfeindete sich aber durch sein herrisches Benehmen mit diesem Feldherrn; 1659 trat er ganz in französische Dienste, wurde aber, als zu Hause nunmehr einflußlos, als Commandant des Château d'If bei Marseille auf die Seite geschoben. Infolge dessen trat W. im April 1663 als Generallieutenant der Artillerie wieder in den Dienst Venedigs. Als Commandant der Landtruppen auf der von den Türken bedrängten Insel Candia schiffte sich der General am 22. Mai 1664 auf der Flotte des Admirals Cornaro nach der Levante ein. Im December 1665 ward er dem Commando des Marchese Villa unterstellt. — In vorzüglicher Weise leitete er während der Jahre 1666 und namentlich 1667 die Vertheidigung der Festung Candia, kehrte dann aber wegen Zwistigkeiten mit Villa im Februar 1668 nach Venedig zurück. Im J. 1669 leitete er die Herstellung der Festung Cattaro.

Um sich an Frankreich, namentlich seinem Feinde Turenne, zu rächen, suchte W. nunmehr eine Anstellung in kaiserlichem Dienste. Er trat deshalb insgeheim zum Katholicismus über, und stand seit April 1670 mit Montecuculi in Verbindung. Im Februar 1673 wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt; im August 1673 rückte er unter Montecuculi an den Rhein. Von Montecuculi

bevorzugt, von Bournonville gehaßt, zeichnete er sich im November 1673 bei der Belagerung von Bonn aus und erzwang bald nachher die Uebergabe von Lechenich. Am 4. October 1674 entschied er unter Markgraf Hermann von Baden das Treffen von Enzheim im Elsaß zu Gunsten der Kaiserlichen. In der unglücklichen Schlacht von Türkheim am 5. Januar 1675 focht W. unter den Augen des ihm sehr gewogenen Großen Kurfürsten. — In der Kanonade bei Sasbach am 27. Juli 1675, bei welcher W. das Geschütz befehligte, ward ihm die Genugthuung zu theil, daß sein alter Gegner Turenne, welcher ihn übrigens militärisch hoch stellte, durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Am 1. August lieferte er in Verbindung mit Starhemberg das Gefecht von Goldscheuer. — Unbestrittenes Verdienst und die Anerkennung des Reichsmarschalls Markgraf Friedrich von Baden-Durlach erwarb sich W. im J. 1676 durch die Belagerung und Einnahme der Festung Philippsburg bei Mannheim. — Seine letztere größere Waffenthat war die Einnahme von Saarbrücken im Frühjahr 1677. Er starb zu Villingen als Befehlshaber des Schwarzwaldes am 16. December 1677. — Hochgebildet, ein ausgezeichneter Officier, hat er sich Zeit seines Lebens durch sein barsches rücksichtsloses Auftreten selbst am meisten geschadet. Werdmüller's Gestalt ist der Gegenwart durch K. Ferdinand Meyer's frei dichterisch schaltende Erzählung: „Der Schuß von der Kanzel“ vor die Augen gerückt worden. — Sein Bruder Joh. Georg W., geboren 1616, † 1678, zürcherischer Feldzeugmeister, leitete von 1642—1677 den Bau der Befestigung von Zürich, 1660—1663 in pfälzischen Diensten die Befestigung von Heidelberg.

Hans Konrad W., geboren 1606, † 1674, gehörte demjenigen Zweige des Geschlechtes an, welcher auf der alten Werdmühle seßhaft geblieben war. Als junger Mann diente er 1629 als Lieutenant im holländischen Kürassierregimente des Markgrafen Christoph von Baden bei der Belagerung von Herzogenbusch. Später widmete er seine Dienste ausschließlich der Heimath, reorganisirte die zürcherische Reiterei und unterdrückte im J. 1653 als Obergeneral an der Spitze eines schweizerischen Heeres den gefährlichen Bauernaufstand im Gebiete von Bern, Luzern und dem Aargau. — Seit 1648 Standesseckelmeister zu Zürich, wurde er schon 1650 als Gesandter nach Paris abgeordnet; ebenso stand er 1663 mit Bürgermeister Waser und seinem Vetter Thomas W. an der Spitze der schweizerischen Gesandtschaft zum Bundesschwur mit Ludwig XIV.

Hans Felix W., geboren 1658, diente von 1676 bis 1679 als Lieutenant bei dem deutschen Cavallerieregiment Lochmann in französischen Diensten, von da an in einem schweizerisch-französischen Garderegiment, bis Zürich seinen Angehörigen 1688 den Dienst unter Ludwig XIV. verbot. Im J. 1693 bewilligte Zürich dem glaubensverwandten Holland ein Defensivbataillon, in welches W. als Major eintrat. Bald erhielt er als Oberstlieutenant das Commando eines zweiten Bataillons, später im Regiment Albemarle, welches er 1701 als Oberst zu einem rein schweizerischen umgestaltete. An der Spitze dieses Regiments nahm er an den Belagerungen von Bonn und Trarbach, sowie an der Schlacht von Höchstädt theil. In der Schlacht von Ramillies am 23. Mai 1706 nahm er auf Befehl Marlborough's mit 4 Bataillonen das Dorf Taviers auf dem rechten französischen Flügel und entschied dadurch den Sieg der Verbündeten. Er wurde dafür zum Brigadier befördert. Die Schlacht von Oudenarde (11. Juli 1708), in welcher er mit der Vorhut das Gefecht eröffnete, und die Belagerung von Lille im gleichen Jahr brachten ihm die Ernennung zum Generalmajor. Er erhielt als solcher das Commando der Festung Tournay, später dasjenige zu Mastricht. Die von ihm erkaufte Herrschaft Elgg vermachte er als Fideicommiß der Gesammtfamilie W. Er starb als Commandant von Mastricht und Inhaber des Regiments Albemarle am 29. November 1725.

Reiche Belege zur Familiengeschichte befinden sich im Schloßarchive zu Elgg (vgl. R. Hauser, Geschichte der Stadt, Herrschaft und Gemeinde Elgg, 1895), sowie im Staatsarchive zu Zürich, die Papiere des Generals Hans Rudolf Werdmüller auf der Zürcher Stadtbibliothek. — Monographieen über Johann Rudolf und über Johann Felix W. bot W. Meyer-Ott in den Neujahrsblättern der Zürcher Feuerwerkgesellschaft für 1874 und 1876.

H. Zeller-Werdmüller.

Vroom *): Hendrik Cornelisz V., Maler, wurde im J. 1566 zu Haarlem als Sohn eines tüchtigen Bildschnitzers geboren. Seine künstlerische Laufbahn begann er mit dem Bemalen von Fayenceplatten und Gefäßen. Da er diese Arbeit aber bald satt bekam, begab er sich auf Reisen und führte einige Jahre hindurch ein richtiges Wanderleben, das ihn nach Spanien, Frankreich und Italien von einer Stadt zur anderen verschlug. Kaum nach Haarlem zurückgekehrt, machte er sich wieder auf den Weg, um seinen in Danzig lebenden Oheim aufzusuchen. Aber auch diese Reise that seiner Wanderlust noch nicht Genüge, sodaß er noch einmal nach Spanien aufbrach, und erst nachdem er noch manches Abenteuer zu Wasser und zu Lande bestanden hatte, zu einer ruhigen Thätigkeit in seiner Vaterstadt gelangte. Sein Lieblingsgegenstand war die Darstellung von Seestücken, in denen allerdings die Seeschiffe mehr Interesse gewähren, als die Schilderung des Wassers und der Luft. Doch wird man ihm den Ruhm, der Begründer der holländischen Seemalerei gewesen zu sein, nicht abstreiten können. Seine Bilder finden sich nur vereinzelt in den größeren öffentlichen Kunstsammlungen. Eines seiner besten Werke besitzt das Rijks-Museum zu Amsterdam, die im J. 1617 vollendete Schilderung des Seegefechtes vor Gibraltar am 25. April 1607. Im Haarlemer Museum, das im ganzen drei Gemälde des Künstlers besitzt, wird ein vom Jahre 1623 datirtes Bild Vroom's aufbewahrt, das die Ankunft Leicester's im Hafen von Vlissingen darstellt. Auf diesen wie auf allen früheren Gemälden des Künstlers erscheint das Meerwasser grün, während das Küsten- und Schiffsbild in den Uffizien zu Florenz vom Jahre 1631 eisgraues Wasser zeigt, da an die Stelle der altvlämischen Härte ein echter holländischer Ton getreten ist. V. starb zu Haarlem und wurde am 4. Februar 1646 daselbst begraben. — Unter seinen Söhnen hat sich namentlich der im J. 1661 verstorbene Landschaftsmaler Cornelis V. einen Namen gemacht. Er war der Schüler seines Vaters und gewann auf die Entwicklung des großen Jakob von Ruisdael Einfluß.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lex. München 1851. XXI, 19—22. — C. van Mander, Le livre des peintres. Traduction par Henri Hymans. Paris 1885. II, 208—218. — Abr. Bredius, Catalogus van het rijks-museum van schilderijen. Amsterdam 1887. S. 186. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 620, 621, 624.

H. A. Lier.

Wach **): Karl Wilhelm W., Historienmaler, geboren in Berlin am 11. September 1787 als Sohn eines Kriegsrathes, zeigte schon als Kind eine

---

*) Zu Bd. XL, S. 374.
**) Zu Bd. XL, S. 414.

ausgesprochene Neigung zur Kunst. Infolge dessen erhielt er schon mit seinem zehnten Jahre Unterricht durch den Historienmaler Karl Kretschmar, der ihn im jugendlichen Alter porträtirte. Später besuchte W. die Akademie und interessirte sich an ihr so sehr für das Studium der Perspective, daß er schon in seinem zwanzigsten Jahre Vorträge über diesen Wissenszweig hielt. Als sein erstes größeres selbständiges Werk wird uns ein Christus mit vier Heiligen in Halbfiguren genannt. Das im J. 1807 vollendete Gemälde befindet sich heute in der Dorfkirche von Paretz. Im J. 1811 schuf W. im Auftrage des Königs das Porträt der Königin Luise. Beim Ausbruch der Freiheitskriege trat W. als Officier in das vierte kurmärkische Landwehrregiment und betheiligte sich an den Kämpfen der Jahre 1813 bis 1815. Während sein Regiment im Jahre 1814 am Niederrhein im Quartier lag, unternahm er eine Studienreise nach den Niederlanden. Im Feldzuge von 1815 gehörte er zu dem Stabe des Generals v. Tauentzien. Nachdem er an dem Einzug der Truppen in Paris theilgenommen hatte, erbat er sich Urlaub und blieb nunmehr drei Jahre lang in Paris, um zunächst als Schüler David's und nach dessen Verbannung als Schüler von Gros für seine künstlerische Ausbildung thätig zu sein. Damals malte er ein Altarbild für die Berliner Garnisonskirche, Christus am Kreuz darstellend, und einen „Johannes auf Patmos", der in den Besitz des Königs von Preußen überging. Dieser Aufenthalt in Paris machte W. zu einem Anhänger des französischen Classicismus. Er lernte die Solidität der französischen Schule bewundern und die Vortrefflichkeit ihrer technischen Leistungen schätzen, die sich so vortheilhaft von der Liederlichkeit der damaligen deutschen Technik unterschied. Nachdem er ein königliches Stipendium erhalten hatte, ging er im J. 1817 durch die Schweiz nach Italien, wo er sich ziemlich unberührt von dem Einfluß der damals in Rom herrschenden deutschen Nazarener erhielt. Er copirte sehr fleißig nach den Quattrocentisten und vertiefte sich namentlich in das Studium Rafael's, dessen Stil und Auffassung er sich völlig zu eigen machte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin im J. 1819 eröffnete er ein Meisteratelier im königlichen Lagerhaus und verlegte sich mit Erfolg auf die Ausbildung von Schülern, deren er bis zum Jahre 1837 mehr als 70 heranzog. In Anerkennung dieser seiner Verdienste wurde er zuerst zum Professor, dann zum Mitglied der Akademie und im J. 1827 zum königlichen Hofmaler ernannt. Seine erste größere Arbeit in Berlin war die Anfertigung des Plafonds für das von Schinkel erbaute Schauspielhaus. Das von J. Caspar gestochene Gemälde (neu hsg. von Max Jordan, Berlin 1878) stellte die neun Musen dar. In den Jahren 1820 bis 1824 malte er ferner zwei Altarbilder, die Auferstehung und das Abendmahl, für die Peter-Paulskirche in Moskau, 1826 eine schon in Italien begonnene thronende Madonna, an deren Seite Luther und Melanchthon stehen, als Hochzeitsgeschenk der Stadt Berlin für die Prinzessin Friedrich der Niederlande, ein Bild, zu dem die Berliner Nationalgalerie den Entwurf besitzt. Endlich folgten im J. 1830 mehrere Colossalfiguren für die Friedrich-Werdersche Kirche. Besonders zahlreich sind seine Porträts, unter denen z. B. dasjenige der Gräfin Raczynski den Zeitgenossen wegen der Pracht der Farben und wegen der Sorgfalt in der Behandlung der Stoffe besonders gefiel. Seit den dreißiger Jahren ging der Ruhm Wach's mehr und mehr zurück, und er mußte sich den Vorwurf der inneren Hohlheit, der mehrfach gegen ihn erhoben wurde, gefallen lassen. Die Zeit war über seine Leistungen hinweggeschritten, und die Bekanntschaft mit den Arbeiten seiner französischen Vorbilder stellte seine mehr auf Berechnung als auf wirklicher künstlerischer Kraft beruhenden Schöpfungen in den Schatten. Gleichwol darf sein Verdienst um den Aufschwung der Berliner Malerei nicht verkannt werden, da die meisten Künstler, die die Berliner Kunst

in der Mitte unseres Jahrhunderts vertraten, seine Schüler waren. Da er ein geistreicher, fein gebildeter Mann war und wohl über die Kunst zu reden verstand, wirkte er überhaupt anregend auf das Berliner Kunstleben ein. Zehn Jahre hindurch gehörte er der Commission zur Anordnung der Sammlungen im kgl. Museum an, und vom Jahre 1840 an war er Vicedirector der kgl. Akademie der Künste. Er starb in Berlin am 24. November 1845.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lex. XI, 30—33. — Friedr. Eggers, Christ. Dan. Rauch. Berlin 1873—1891. Bd. I—V. (Register.) — Max Jordan, Katalog d. kgl. National-Galerie zu Berlin. 5. Auflage. III, 212—214. — A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. II, 445 bis 451. Leipzig 1887. H. A. Lier.

Wagler *): Johann Georg W. wurde am 28. März 1800 in Nürnberg geboren. Schon als Kind zeigte er große Liebe für die Natur und beschäftigte sich in seiner freien Zeit mit dem Sammeln der verschiedensten Naturgegenstände. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er die Universität Erlangen, um seiner Neigung folgend Medicin und Naturwissenschaften zu studiren. Nach seiner Promotion zum Doctor der Philosophie und Medicin wurde er 1819 Assistent an dem zoologischen Museum in München. In dieser Stellung veröffentlichte er sein erstes größeres Werk, eine Beschreibung der von J. v. Spix in Brasilien gesammelten Amphibien mit diesem zusammen: „Serpentium brasilianarum icones et descriptiones“ (München 1824). Als Anerkennung wurde er zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt. Im J. 1825 unternahm W. im Auftrage des Königs Maximilian von Baiern eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich, England und den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr wurde er 1827 zum Professor der Zoologie in München ernannt und veröffentlichte bald darauf: „Systema avium“ (Stuttgart 1827). Bedeutender waren seine Werke über die Amphibien: „Natürliches System der Amphibien“ (Stuttgart 1830) und „Icones et descriptiones amphibiorum“ (Stuttgart 1831). Sein System der Amphibien vereinigt die Reptilien und Amphibien, trennt die Krokodille von den Eidechsen, erkennt jedoch noch nicht den Zusammenhang der Blindschleichen mit den Eidechsen, sondern führt erstere als eigene Ordnung auf. Von seinen Werken ist noch zu nennen: „Monographia Psittacorum“, welche in den Denkschriften der Münchener Akademie 1832 erschien. Kleinere Aufsätze finden sich im Ausland und der Isis. W. war ein tüchtiger Herpetologe und Systematiker. Leider wurde er der Wissenschaft zu früh entrissen. Er starb am 23. August 1832 in seinem 32 Lebensjahr an einer Schußwunde, die er durch eigene Unvorsichtigkeit erhalten hatte.

W. Heß.

Wagner **): Johann Andreas W. wurde am 21. März 1797 als Sohn eines einfachen Bürgers in Nürnberg geboren. Nach Absolvirung der Realschule seiner Vaterstadt studirte er anfangs auf der Universität Würzburg, später in Erlangen Naturwissenschaften und widmete sich hauptsächlich dem Studium der Zoologie. Nachdem er 1826 promovirt, unternahm er eine Reise nach Paris, um die dort von Cuvier aufgespeicherten zoologischen Schätze kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr wurde er Privatdocent an der Universität Erlangen. Bald darauf veröffentlichte er sein erstes bedeutenderes Werk, die Beschreibung der von Spix und Martius in Brasilien gesammelten Süßwasserconchylien, „Testacea fluviatilia“ Monachii (1828). Darauf schrieb er die erste Hälfte des zwölften Bandes zu dem berühmten Conchylienwerke von Chemnitz

*) Zu Bd. XL, S. 483.
**) Zu Bd. XL, S. 519.

und Martini (1829). Da jedoch das Material, welches ihm in den Conchyliensammlungen Deutschlands zur Verfügung stand im Verhältniß zu denen des Auslandes nicht ausreichend war, so gab er die Fortsetzung dieses Werkes auf. Bald darauf erschien ein „Handbuch der Naturgeschichte" (Kempten 1830), welches Anerkennung fand. Auch wagte es der junge Gelehrte in einer geognostischen Abhandlung über den Dolomit von Muggendorf (Isis 1831) gegen Leopold v. Buch aufzutreten, indem er dessen Hypothese von der Entstehung des Dolomits durch Sublimation der Magnesia bekämpfte. Am 22. October 1832 wurde W. als Professor und Adjunct des zoologischen Cabinets nach München berufen. Jetzt wandte er sich dem Gebiete zu, auf welchem er sich besonders große und bleibende Verdienste erworben hat, der Säugethierkunde und Ornithologie. Zunächst brachte er die von Schreber begonnene und von Goldfuß fortgeführte Naturgeschichte der Säugethiere zum Abschluß, indem er den schon vorhandenen 4 Bänden noch drei weitere folgen ließ und als Ergänzung, welche die Fortschritte der Wissenschaft erforderten, noch 5 Supplementbände hinzufügte. Ein wesentlicher Fortschritt gegen die ersten Bände lag darin, daß nach Cuvier's Vorgange auf die Skelettbildung Rücksicht genommen wurde. Dieses Werk zeugt von umfassender Kenntniß der Litteratur und außerordentlicher Gründlichkeit. Durch eine Reihe von kleineren monographischen Arbeiten hat W. die zoologische Systematik nicht unwesentlich gefördert. Dahin gehören namentlich: „Critische Revision der von Spix beschriebenen Affen" (Isis 1833); „Gruppirung der Gattungen der Nager" (Archiv für Naturgeschichte 1841); „Diagnose neuer brasilianischer Säugethiere" (Archiv für Naturgeschichte 1842); „Ueber die Stellung des Didus ineptus" (Bull. Akad., München 1847); „Beiträge zur Kenntniß der Säugethiere Amerikas" (Abhandlungen der bairischen Akademie 1847, 1848); „Die Faulthierarten" (Bull. Akad., München 1850). Ferner hat W. auch bei der Bearbeitung der Säugethiere in Agassiz's Nomenclator zoologicus mitgewirkt und über die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Säugethierkunde und Ornithologie in Troschel's Archiv für Naturgeschichte von 1839—1855 Bericht erstattet. Auch noch auf anderem Gebiete hat sich W. ausgezeichnet. Zu dem ihm unterstellten zoologischen Cabinet gehörte auch die paläontologische Sammlung. Hierdurch wurde er zum Studium der vorweltlichen Thiere geführt. Mit regem Eifer hat er selbst Ausgrabungen veranstaltet und in einer Reihe von Abhandlungen die vorweltlichen Thiere Baierns beschrieben und dadurch eine Grundlage für die bairische Paläontologie geschaffen. Ein größeres Werk auf diesem Gebiete ist „Die Geschichte der Urwelt" (Leipzig 1841). Im Anschluß hieran sind seine Untersuchungen über die geognostische Verbreitung der Thiere zu erwähnen, welche er in den Abhandlungen der bairischen Akademie, Band XIX, 1846 niedergelegt hat. Den Standpunkt des wissenschaftlichen Forschers wußte W. mit dem eines streng gläubigen Christen zu vereinigen und trat namentlich gegen Burmeister und Karl Vogt auf: „Abweisung der vom Herrn Professor Burmeister zu Gunsten des geologisch vulkanischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen" (Leipzig 1845) und „Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatze zu dem Köhlerglauben des Herrn Karl Vogt" (Stuttgart 1855). Ein großes Verdienst erwarb sich W. auch durch die Vervollständigung und Nutzbarmachung der ihm untergestellten Sammlungen, die er mit unablässigem Eifer bis zu seinem Tode betrieb. Er starb am 17. December 1861. W. Heß.

Walchner *): Kasimir W., Jurist und Historiker, wegen seiner liberalen religiösen Gesinnung fälschlich als „württembergischer katholischer Geistlicher der

*) Zu Bd. XL, S. 657.

wessenbergischen Richtung“ bezeichnet**), war im J. 1771 (nach andern 1773) zu Eichstädt geboren, an dessen Lyceum er seine gelehrten Studien begann und sich vorzüglich mit dem Geist und der Sprache der alten Römer vertraut zu machen suchte. Dabei vernachlässigte er aber keineswegs das Studium der neuen Sprachen und der vaterländischen Litteratur; von den tiefen Gedanken und den großen, erhabenen Bildern des Sängers der Messiade fühlte er sich ganz besonders angezogen. Auf der Hochschule zu Ingolstadt, wo er sich seine Berufsbildung als Rechtsgelehrter erwarb, beschäftigte er sich auch mit großem Eifer und Hingabe mit Geschichte und vornehmlich mit der Geschichte des deutschen Volkes. Mit reichen Kenntnissen mannichfacher Art, mit einer gründlichen Bildung in seinem Berufssache und einer entschiedenen, glühenden Liebe zur Wissenschaft und besonders zur vaterländischen Geschichtsforschung ausgerüstet, trat er seine praktische Laufbahn zu Meersburg am Bodensee bei der dortigen fürstbischöflich constanzischen Regierung an, in deren Diensten auch sein Vater, Franz W., als Revierförster zu Wollmatingen stand. Dieser neue Lebenskreis war für den jungen Beamten und zumal für den angehenden Historiker sehr günstig, denn das fürstbischöfliche Archiv, das sich in guter Ordnung befand und durch treffliche Repertorien äußerst brauchbar gemacht war, sowie die reichhaltige Bibliothek des damaligen Fürstbischofs Karl Friedrich v. Dalberg gewährten seinen gelehrten Neigungen reichliche Nahrung und Hülfsmittel. Daneben förderte der Umgang mit einzelnen ausgezeichneten Beamten dieser Regierung seine Gewandtheit und Tüchtigkeit in den Berufsgeschäften. Bereits im J. 1795 wurde er als Advocat und Kanzlist bei der Regierung zu Meersburg angestellt, erhielt 1797 die Aufsicht über das Mineralien- und Conchyliencabinet und 1799 auch über die fürstbischöfliche Bibliothek daselbst. Der Fürstbischof, der den jungen Rechtsgelehrten nach Verdienst schätzte, vertraute ihm schon 1802 die selbständige Verwaltung des Amtes Bohlingen an. Seine Wirksamkeit daselbst dauerte jedoch nur 3 Jahre; bei der Mediatisirung des Hochstifts Constanz wurde er von der badischen Regierung übernommen und 1805 von dem Kurfürsten Karl Friedrich als Obervogt, bezw. Oberamtsrath nach Pfullendorf befördert. Die Einwohner dieser ehemaligen Reichsstadt verzichteten nur mit Schmerzen auf ihre alte Verfassung und Reichsunmittelbarkeit und sahen mit Bangen der Zukunft entgegen. Doch der Klugheit und dem menschenfreundlichen, wohlwollenden Gemüthe des neuen Beamten wurde es leicht, ihnen die bange Sorge abzunehmen. Ganz besonders schätzten die Amtsangehörigen seine strenge Rechtlichkeit und sein Wirken für Verbesserung der Jugendbildung und der Schule. Hierin handelte er, ganz im Sinne seines Landesherrn, im Verein mit seinem Freunde, dem Stadtpfarrer und nachmaligen Decan Strebel. 1811 wurde er als Oberamtmann nach Radolfzell versetzt, wo er in einem Wirkungskreise, der ungleich größere Schwierigkeiten bot, bis 1824 mit gleich wohlthätigem Erfolg arbeitete. In diesem Jahre wurde er auf sein wiederholtes Ansuchen in Anbetracht seiner geschwächten Gesundheit in den Ruhestand versetzt. Er lebte dann mit seiner Familie zuerst zu Freiburg im Breisgau, wo sein ältester Sohn, Friedrich August, damals Privatdocent war, und seit 1831 zu Constanz als landesherrlicher Commissär bei dem Verwaltungsrathe des Lyceumsfonds und der Districtsstiftungen; hier starb er am 13. April 1837. Schon während seiner amtlichen Thätigkeit, ausschließlich aber in den 12 Jahren seiner Zuruhesetzung war W. mit Forschungen zur vaterländischen Geschichte und besonders derjenigen der Bodenseegegend beschäftigt. Außer

**) Der Verfasser des Artikels in der A. D. B. XL, 657 ist durch Hurter, Nomenclator irre geleitet worden, da ihm andere Materialien nicht zu Gebote standen. Er ist dem Verfasser der vorstehenden Berichtigung sehr dankbar. Reusch.

zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften, zumal im „Hesperus“ und den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ veröffentlichte er folgende größere und kleinere Abhandlungen: „Der schwäbische Landbote, eine Wochenschrift in 52 Nummern“ (Meersburg 1802); „Bischof Otto von Sonnenberg und Ludwig von Freyberg. Beitrag zur Geschichte des Bisthums Constanz“ (Constanz 1818); „Paul V. und die Republik Venedig. Nach P. Sarpi Amelot de la Houssaye“ (Teutschland 1819); „Die alemannischen Brüder oder Ulrich Gehring von Constanz und Johann von Stein“ (1824); „Politische Geschichte der im Jahre 1478 zu Florenz gehaltenen großen Kirchensynode und des Zwistes dieser Republik mit Papst Sixt IV.“ (Constanz 1825); „Geschichte der Stadt Pfullendorf vom Jahre 916 bis 1811“ (Constanz 1825); „Geschichte der Stadt Radolfzell aus handschriftlichen und anderen zuverlässigen Quellen bearbeitet“ (Freiburg i. Br. 1825, 2. Titelausgabe 1837); „Das Zunftwesen. Geschichtlich und politisch betrachtet mit Rücksicht auf die Verhandlungen der badischen Stände-Versammlung“ (Freiburg i. Br. 1825); „Halsgerichtsordnung Kaisers Maximilian I. für die Stadt Radolfzell. Ein Beitrag zur Geschichte des Criminalrechts in Deutschland. In Eranien zum deutschen Privatrecht mit Urkunden, Forts. hrsg. von Dr. R. Falck. 2, 67—89“ (Heidelberg 1826); „Kleine Chronik denkwürdiger Begebenheiten der Stadt Freiburg“ (Freiburg i. Br. 1826); „Anekdoten, kleine Geschichten und Sittenzüge. Beitrag zur Geschichte der Stadt Freiburg und des Breisgaus“ (Freiburg i. Br. 1827); „Johann Heuglin von Lindau, Frühmesser zu Sernatingen, seine Lehre und sein Tod.“ In den Schriften der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtkunde zu Freiburg i. Br. 1, 67—92 (1828); „Felix Malleolus, sein Leben und seine Schriften“. Daselbst 1, 135—210 (1828); „Verschiedenes aus der Zeit der Constanzer Kirchenversammlung, das Leben und die Sitten jener Zeit in dieser Stadt bezeichnend“. Daselbst 1, 211—40 (1828); „Biographie des Truchsessen Georg III. von Waldburg. Aus handschriftlichen Quellen bearbeitet“ (im Verein mit Joh. Bodent, Constanz 1832); „Joh. von Botzheim, Domherr zu Constanz, und seine Freunde“ (Schaffhausen 1836); „Das ehemalige Kloster Grünenberg. In Jos. Bader's [älterer] „Badenia“ 2, 248—52 (1840); „Geschichte des bösen Pfennigs“ (in Jos. Bader's „Breisgauischen Ständen“), S. 94—109 (1846).

Fast ebenso zahlreich sind seine handschriftlich hinterlassenen Arbeiten, die sich seit den 40er Jahren im großherzoglichen Generallandesarchiv zu Karlsruhe befinden und von Mone in seiner „Quellensammlung der bad. Landesgeschichte“ 1, (92) f. eingehend verzeichnet sind. Es sind: „Vorarbeiten zur Geschichte der Stadt Constanz“; „Leben der Bischöfe von Constanz 517—1803“; „Ueber die Kelnhöfe“; „Entwurf einer Geschichte von Villingen“; „Zur Geschichte des Cölibats, besonders im Bisthum Constanz“; „Collectanea, die Burg und Edlen von Langenstein, die Herzoge von Urslingen und die Orte Schienen und Schrotzburg betr.“; „Constanzer Biographie“; „Nachrichten über das Leben und die Schriften des Joachim Rosenlecher von Treptow, ehemal. Prof. d. Dichtkunst zu Freiburg i. Br., mit einer kurzen Notiz über Georg Thibianus, Schullehrer zu Ueberlingen“; „Oehningen, der Ort, die Grafen und das Kloster daselbst“; „Historische Notizen über das ehemal. Frauenkloster Grünenberg (s. o.), das Geschlecht der Herren von Grünenberg und die sog. Höri“; „Reichenau, Kloster-Inkorporation, Bibliothek“.

Von den Söhnen Walchner's hat sich außer dem bereits genannten Friedrich August (XL, 656 f.) noch besonders Fr. Hermann, Arzt zu Bühl, durch litterarische Arbeiten aller Art wie namentlich durch seine freimüthigen „Lebenserinnerungen und Lebensbilder aus Südfrankreich und Unteritalien“ (Rastatt 1858) bekannt gemacht.

Nach X. Schreiber, Freiburg i. Br. mit seinen Umgebungen (Freib. 1825, S. 391 f.). — Fr. v. Weech, Bad. Biographien. 1. Tl. (Heidelb. 1875, S. 420 f. [J. Marmor].) P. Albert.

Wechsler *): Ernst W., Schriftsteller, wurde am 24. Juni 1861 zu Güssing in Steiermark geboren, kam sehr früh nach Graz, wo er die Eltern verlor und das Gymnasium besuchte. Aus diesem kurz vor dem Absolutorium wegen der Dichtung „Der Festzug des Lebens“ 1880 relegirt, wurde er, da er nun auf die akademischen Studien verzichten mußte, von Robert Hamerling, der wol verwandte Züge in dem höchst strebsamen Jünglinge entdeckte, ermuthigt und gefördert. Noch im genannten Jahre erschien das incriminirte Werk im Druck, und seitdem bekundet seine Weltanschauung, desgleichen Art und Stimmung seiner Poesie, entschieden den Einfluß seines Gönners. Leider war ihm allerdings ein regelrechter Ausbau der angeborenen hohen Dichtergaben aus äußeren Gründen verwehrt, und so ist der Fortschritt seiner Entwicklung fast nur formell. Hamerling, in Alltagsfragen selbst nicht übermäßig praktisch, konnte ihn durch seinen Schutz nicht in sichere Lage bringen. So lebte W. erst theils in Graz, theils in Wien als freier Litterat, vielerlei Journalistisches zwangsweise producirend, nicht ohne rastlos seine Muse zu erziehen. 1886 übersiedelte er nach Berlin, wo es ihm allmählich gelang, sich eine ziemlich unabhängige Position zu begründen, indem er bei angesehenen Tagesblättern periodischer belletristischer Mitarbeiter wurde und dann daneben die Redaction der „Feuilleton-Zeitung“ des Literarischen Instituts Greiner & Comp. übernahm, die er durch Geschick und Eifer über ihre zahlreichen Concurrentinnen emporhob. So figurirte er auch bald in verbreiteten Unterhaltungsjournalen und Revuen; z. B. in Westermann's Monatsheften hat er einige gediegene litterarhistorische Studien veröffentlicht. In Berlin ist ihm von Koryphäen der Kritik besonders Karl Frenzel freundlichst entgegengekommen und hat ihm die von ihm geleitete Feuilletonrubrik der „National-Zeitung“ bereitwillig geöffnet. Daselbst rühmte dessen knapper präciser Nachruf von W.: „in seinen zahlreichen, bald kürzeren, bald umfassenderen kritischen Aufsätzen schätzten die Leser eine große Belesenheit, Milde und Besonnenheit des Urtheils, eine feine und durchsichtige Darstellung und eine, bei unsrer literarischen Jugend doppelt anerkennenswerthe Tugend: die Bescheidenheit des Auftretens. Diese Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit der Sitten zeichnete auch den Menschen aus und machen den Verlust, den sie durch den vorzeitigen Heimgang dieses guten Menschen und dieses vielversprechenden Talentes erlitten haben, seinen Freunden zu dem schmerzlichsten. Sie werden ihm ein treues Gedächtniß bewahren“. Kurz nach dem Antritte des 33. Lebensjahres ist W. nach rascher, harter Krankheit im St. Urbanspitale an perniciöser Anämie gestorben, den 10. Juli 1893; am 13. wurde er auf dem Friedhofe zu Weißensee bei Berlin nach jüdischem Ritus beerdigt, aus welch letzterem er trotz aller Unbill, die er bei seiner ausgesprochen deutschnationalen Gesinnung zu erdulden gehabt hatte, nicht ausgeschieden war.

Auf seinem eigentlichen Gebiete hat W. nach jenem Erstlinge nur zwei größere Erzeugnisse hervorgebracht: „Der unsterbliche Mensch. Eine Dichtung in fünf Gesängen (frei nach einer Sage über Moses Maimonides)“, 1884, 2. Auflage 1889, und „Orgien und Andachten“, 1886. Mit dem ersteren schwimmt W. ganz im Fahrwasser seines Protectors, so daß ein Kritiker sagte: „Seit Hamerling's ‚Ahasver in Rom‘ ist wol kein Epos entstanden, das wie diese Wechsler'sche Dichtung gluthvollste Phantasie, fesselndsten Gedankenreichthum und nahezu vollendete Formschönheit in sich vereinigt und so als ein

*) Zu S. 369.

Ganzes, als ein Kunstwerk erscheint, das von nachhaltiger Wirkung auf den Leser ist". Und weiter äußert sich derselbe: „Quellfrisch, oft wohl überschäumend in hastigem Lebensdrange, dann aber wieder milde dahinfließend, von Sonnenglanz durchwoben, Himmelsbläue und Sternenlicht, den Zauberreiz des Orients in sich spiegelnd, so umfluthet uns die Wechsler'sche Dichtung, den Geist durch ihren mystischen, philosophisch ausgestalteten Kern in angenehmster Weise fesselnd, die Phantasie durch die Gluth ihrer farbenprächtigen Schilderungen lebhaft beschäftigend. Wie die Ausführung des Epos mit seiner sich spannend, förmlich dramatisch steigernden Handlung dem Dichter W. zum Ruhme gereicht, so stellt die Wahl des Stoffes dem Denker und Forscher das günstigste Zeugniß aus. Im Mittelpunkte der Dichtung steht die sagenumwobene Gestalt des jüdischen Gelehrten Moses Ben Maimon, genannt Maimonides, der durch die Almohaden aus Andalusien vertrieben, sich nach dem Orient wandte, aber auch hier durch seinen rastlos vorwärts strebenden Wahrheitsdrang sich den Haß, die Verfolgung seiner Glaubensgenossen zuzieht. Vielfach unverständlich, wie er, der weit Vorausblickende, seinen Zeitgenossen erscheinen mußte, ergibt es sich fast von selbst, daß die Sage sich seiner Erscheinung, seines Wollens und Wirkens bemächtigte und, wie schon im Titel angedeutet, eine dieser Sagen ist's denn auch, welche dem vielgestaltigen Inhalt des Epos zu Grunde liegt. Die ganze Durchführung beweist, daß der Dichter nur nach eingehendstem Studium der reichlich vorhandenen Ueberlieferungen an sein Werk herangetreten ist, gleichzeitig aber auch, daß er den conformen Fragen der Gegenwart nicht fremd gegenüber steht; er hat hier ein Bindeglied zu schaffen gewußt, welches dem Werke eine nicht gewöhnliche symbolische Bedeutung verleiht". Wie man (vgl. F. Brümmer, Lexik. d. d. Dichter u. Prosaisten d. 19. Jhrdts.[3] II, 457 a) dies Dichtwerk als „materialistische Dichtung" bezeichnen kann, ist unerfindlich. Auch in den „Orgien und Andachten" hat Frenzel (a. a. O.) mit Recht Hamerling'schen Schwung und Tiefsinn athmen gespürt. Die rein sachlichen Elemente lassen sie zurücktreten, aber sie haben, wie Gottschall bemerkt, warmes Lebensblut, dem bisweilen die Pulse etwas fieberisch schlagen. Ein streng epischer Hexameter kleidet diese Novellen und Legenden öfters ein, auch wenn keine heroischen oder idyllischen Themata angeschlagen werden. Die Ideen- und didaktische Poesie konnte von W. noch erhebliche Leistungen erwarten, falls nicht pecuniäre Verhältnisse und zeitiger Tod ihn dieser wenig gepflegten Gattung entrissen hätten. So ist er nur noch zu verschiedenartigen Novelletten und Skizzen gekommen, die nicht bloß regste Einbildungskraft, sondern auch, nach Frenzel's Ausdruck, fein drolligen, aus der Wirklichkeit gleichsam herauswachsenden Humor verrathen. Die besten davon bietet die bunte Sammlung ernster und heiterer Nummern unter dem Titel „Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten" (1889). Ein Recensent offenen Blicks, Wechsler's Landsmann Fritz Lemmermayer, spricht sich über sie wie folgt aus: „Die Gespenster, die der junge Verfasser meint und die nicht bei nachtschlafender Zeit sich zeigen, sondern bei klarem Sonnenscheine, sind nicht die alten romantischen, unserer nüchternen Zeit als antiquirt erscheinenden, es sind keine Gespenster von Verstorbenen, keine fieberhaften Phantasmagorien, es sind der Hauptsache nach sehr greifbare Gespenster, entweder wirkliche Menschen mit absonderlichen Merkmalen behaftet oder Seelenzustände, die sie beunruhigen und foltern, Vereinsamung, trübe Erinnerung, böses Gewissen, Nervosität. Leicht und gewandt versteht E. W. zu erzählen, anregend und spannend zu erfinden. Er taucht seinen Pinsel in lebendige Farben, die überall eine reiche Stimmung mit sich führen und unabweislich den Leser in ihren Bannkreis ziehen". Das erste Stück ist etwas gekünstelt, freilich klug combinirt und voller Geist, wie

alle Ausgeburten reifen Wechsler'schen Schaffens; jedoch weisen die übrigen mehr von jenem unstillbaren Drange nach wahrer Schönheit auf, die allenthalben die Dichtungen Wechsler's als echten Genossen seines Meisters Hamerling beseelt, „neben der antheilvollen und sinnigen Betrachtung der traurigen Räthsel des menschlichen Daseins“, die der anonyme Referent in „Westermann's Monatsheften“ (Bd. 67, S. 141 f.) ferner hervorhebt. Das anmuthende letzte Product aus Wechsler's fleißiger Feder, „Wilhelm Hauff. Eine literarische Studie“, erschien in letztgenanntem Organe aus dem Nachlasse im September 1894. Derartiger Charakteristiken und kleinerer skizzenhafter Beiträge zur Geschichte der zeitgenössischen Litteratur, wie „Zur Leidensgeschichte des Dichters Oskar v. Redwitz“, aus der National-Ztg. 1891, Nr. 415, in mehrere andere Tagesorgane übergegangen, hatte er eine Reihe geschrieben, wobei er meistens über die Sonderheiten des Porträtirten sich gut unterrichtet zeigt und fesselnd plaudert, mehr als über das Milieu. So leidet sein aus solchen Einzelsilhouetten zusammengefügter Band „Berliner Autoren“ (1892) an manchen Einseitigkeiten, so gleich schon an Willkür der Auswahl: neben seinem älteren Freunde Frenzel — diese Schilderung schon 1891 in Heft 1 von „Die moderne Literatur in Einzeldarstellungen“ — stehen da Adolf Glaser, dessen Schriften W. 1891 i. d. Nat.-Ztg. Nr. 495 gut kategorisirt hatte — H. Heiberg, K. Bleibtreu, H. Seidel, Trojan, A. v. Roberts, Wildenbruch, flüchtiger erwähnt werden Fontane, Spielhagen, P. Lindau, Sudermann, Kretzer, Rodenberg, dazu viele andere mit dem Namen gestreift. Zwei weitere Bände, nicht mehr ausgeführt, sollten die Rückstände ausgleichen. Das ältere Bändchen „Wiener Autoren“ (1888) ist zwar in dem maßgeblichen Lufthauche der litterarischen Atmosphäre der Donau-Kaiserstadt gleichmäßiger daheim, führt aber fast nur Männer der Tagespresse vor. Auch die großen Dichter seines österreichischen Vaterlandes, Lenau (Westermanns Monatshefte Bd. 68), Grillparzer (Nat.-Ztg., 2. Apr. 1891) u. A. hat er behandelt.

Von oben eingeflochtenen kritischen Stimmen findet man K. Frenzel Nat.-Ztg., 46. Jhrg., Nr. 415 S. 3 (anonym), die über „Der unsterbliche Mensch“ im „Lpzg. Tagebl.“ 1889 (M[ari]e U[hse]), die R. v. Gottschall's „Die dtsch. Nationallitt. d. 19. Jhs.“ [6] III, 427, die erste über „Gespenster im Sonnenschein“ Blätt. f. lit. Unterhltg. 1889, S. 595b (ebd. 1892 Nr. 37 Ad. Schröter über „Berliner Autoren“: „das Bravourstück eines literarischen Strebers“!). Das Buch „Berliner Autoren“ bespricht eingehend und abfällig G. Roethe, Jahresberichte f. neuere dtsch. Litteraturgesch. 3. Bd., IV 1e, 362 (vgl. auch 363—364 und 2. Bd., IV 3, 233—234 u. 3. Bd., IV 1, 19).

Ludwig Fränkel.

Weert *): Adrien W., Maler und Kupferstecher, wurde, man weiß nicht wann, in Brüssel geboren und durch den Landschaftsmaler Christian van Queborn in Antwerpen zum Künstler ausgebildet. In seine Vaterstadt zurückgekehrt führte er ein zurückgezogenes Leben und widmete sich ausschließlich seiner Kunst. Er malte damals Landschaften, die denen des Franz Moestaert ähneln. Später wandte er sich nach Italien, schloß sich an Francesco Mazzuoli il Parmigianino an und lebte dort unter dem Namen Adriano dal Hoste. Als er heimkehrte, war er als Künstler ein anderer geworden. Um das Jahr 1566 verließ er zum zweiten Male die Heimath, um den dortigen Kriegsunruhen zu entgehen. Er ließ sich mit seiner Mutter in Köln nieder und wurde hier im J. 1579 als ein Anhänger des Lutherthums verhaftet. Er starb, noch ziemlich jung, um das Jahr 1590 in Köln. In Köln schuf er eine Anzahl von Kupferstichen, doch ist die Zahl der ihm sicher zuzuschreibenden Blätter sehr gering.

---

*) Zu S. 420.

Vgl. J. J. Merlo, Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. Neu bearbeitete und erweiterte Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Hsg. von Ed. Firmenich-Richartz unter Mitwirkung von Hermann Keussen. Düsseldorf 1895, Sp. 919, 920 (Publicationen d. Gesellschaft f. rhein. Geschichtsfreunde IX). H. A. Lier.

Wegelin*): Josua W. oder Wegelein, protestantischer Liederdichter, wurde am 11. Januar 1604 in Augsburg als Sohn des Magisters Joh. W., des Ephorus des evangelischen Collegiums daselbst, geboren. Er studirte in Tübingen Theologie und wurde hier am 15. Februar 1626 Magister. Er erhielt hierauf das Amt eines Pfarrers in Budweiler, wurde aber sehr bald nach dem Tode seines Vaters als vierter Diakonus an die Barfüßerkirche zu Augsburg berufen, wo er am 25. Juli 1627 eingewiesen wurde. Als zwei Jahre später (1629) das Restitutionsedict in Augsburg durchgeführt wurde, mußte W. mit dreizehn anderen evangelischen Geistlichen Augsburg verlassen. Der Sieg Gustav Adolf's über die Kaiserlichen gestattete ihm im J. 1632 die Rückkehr in seine Vaterstadt, wo er nunmehr als Archidiakonus an der Barfüßerkirche angestellt wurde. Im J. 1633 wurde ihm die Predigerstelle am Spital zum heiligen Geist übertragen. Der für die evangelische Sache unglückliche Ausgang der Schlacht bei Nördlingen und die Erneuerung des Restitutionsedictes in Augsburg nöthigte ihm jedoch, im J. 1635 wiederum seine Vaterstadt zu verlassen. Er wandte sich nach Preßburg und wurde hier Pfarrer und später auch Inspector der evangelischen Kirchen und Schulen des Preßburger Comitates. Er starb, noch kurz vor seinem Ende durch die Ernennung zum Doctor der Theologie ausgezeichnet, in Preßburg am 14. September 1640, erst sechsunddreißig Jahre alt. Zur Erbauung für seine lieben Augsburger Gemeindemitglieder verfaßte er im J. 1636 ein „Betbüchlein“, von dem im J. 1648 und 1656 neue Ausgaben erschienen. In dieses wie in das 1637 erschienene „Hand-, Land- und Stand-Büchlein“ flocht er seine meist für bestimmte Zeit- und Lebensverhältnisse bestimmten Lieder ein, die nach seinem Tode unter dem Titel: „Gebete und Lieder“ (Nürnberg 1660) gesammelt herausgegeben wurden. Sein verbreitetstes Lied, das in die meisten evangelischen Gesangbücher übergegangen und auch mehrfach ins Englische übertragen worden ist, ist sein Himmelfahrtslied: „Allein auf Christi Himmelfahrt“, das seinen Namen in der Geschichte des protestantischen Kirchenliedes erhalten wird.

Vgl. Das ABC cum notis variorum. Hsg. von einem Dessen Nahmen im ABC stehet. Leipzig und Dreßden 1703. II, 134. — J. C. Wetzel's Historische Lebensbeschreibung d. berühmtesten Liederdichter. Herrnstadt 1724. III, 368—370. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenliedes. Stuttgart I. 1867. Bd. 3, S. 168, 171. II. 1876. Bd. 8, S. 78, 79. — W. Bode, Quellennachweis über die Lieder des hannoverischen und des lüneburgischen Gesangbuches. Hannover 1884, S. 164. — K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte d. deutschen Dichtung. 2. Aufl. Dresden 1887. III, 161—163. — John Julian, A Dictionary of Hymnology. London 1892. S. 1245, 1246. H. A. Lier.

Wegener**): Johann Friedrich Wilhelm W., Maler, wurde am 20. April 1812 in Dresden geboren. Da er der Sohn armer Leute war, sah er sich auf fremde Unterstützung angewiesen. Obwol er schon als Kind Begabung zum Zeichnen an den Tag legte, mußte er das Buchdruckergewerbe erlernen. Während seiner fünfjährigen Lehrzeit hatte er mancherlei schwere Er-

*) Zu S. 424.
**) Zu S. 426.

fahrungen durchzumachen. Er behielt nur die Nächte übrig, um sich in der Kunst auszubilden und untergrub dabei seine Gesundheit. Als er es in Dresden nicht mehr aushielt, machte er sich mit dem Pastellkasten auf dem Rücken auf die Wanderschaft, auf der er bis Kopenhagen gelangte, wo er drei Monate lang den Gypssaal der Akademie besuchte. Mangel an Mitteln nöthigte ihn zur Rückkehr nach Deutschland. Er lebte nun eine Zeitlang in Kiel und Hamburg, wo er sich als Lithograph sein Brot verdiente. Durch den Erwerb einer kleinen Erbschaft wurde er in die Lage versetzt, sich wieder nach Dresden zu wenden und seine Studien auf der dortigen Kunstakademie wieder aufzunehmen. Er arbeitete hier unter der Leitung des Professors Johann Christian Claussen Dahl, der sich ebenso wie Karl Vogel v. Vogelstein seiner auf das wärmste annahm, als er sich nach dem Verbrauch seiner Mittel wieder in seine gedrückte Lage versetzt sah. Erst als im J. 1840 der sächsische Kunstverein ein Bild Wegener's kaufte und der König von Sachsen auf seine Arbeiten aufmerksam gemacht wurde, besserten sich seine Verhältnisse. Er unternahm daher im J. 1844 eine Reise nach Böhmen, Tirol und Oberitalien, auf der er neue Anregungen für seine Kunst gewann. Da seine Werke namentlich in Hofkreisen gefielen, fand er eine Menge vornehmer Schüler, unter denen sich auch mehrere fürstliche Persönlichkeiten befanden. Er starb, nachdem er im J. 1860 zum sächsischen Hofmaler ernannt worden war, am 11. Juli 1879 in Gruna bei Dresden. — W. hat sich vor allem als Thiermaler einen guten Namen gemacht, da er mit der Genauigkeit eines Naturforschers an die Beobachtung des Thierlebens ging. Seine kleineren Arbeiten, Zeichnungen und Radirungen, zum Theil von sauberster Ausführung, sind auch heute noch nicht ohne Reiz; dagegen reichte sein Talent für größere Aufgaben nicht aus. Von seinen Bildern besitzt die Dresdener Galerie zwei: einen „Waldbrand in Nord-Amerika“ (1846), ein Bild, dessen Stoff er wiederholt behandelt hat, und „Hirsche im Wasser“ (1855). Die Nationalgalerie in Berlin bewahrt ein aus der Sammlung des Consuls Wagener stammendes Oelbild, das „Damwild“ darstellt (1847). — W. ist auch mit Erfolg als Schriftsteller aufgetreten. Im J. 1851 veröffentlichte er im Verlag von J. J. Weber in Leipzig „Das Leben der Thiere. Bilder und Erzählungen von Friedrich Wilhelm Weber. Nebst einem Vorwort von Ludwig Reichenbach.“ Dieses kleine Büchlein beruht auf einer eingehenden Beschäftigung mit dem Thierleben, während die beigegebenen Thierdarstellungen sämmtlich von W. nach der Natur gezeichnet worden sind. Im J. 1858 folgten „Dreißig Fabeln mit Bildern“ (Leipzig, Wigand) und endlich im J. 1861 „Das Hühner-Buch. Beschreibung aller bekannten Hühnerarten, Anleitung zu ihrer Zucht, Wartung und Pflege, und Belehrung über Erkenntniß und Heilung ihrer Krankheiten. Mit 96 nach der Natur gezeichneten Abbildungen“ (Leipzig, J. J. Weber). W. faßte in diesem Hühnerbuch seine Arbeiten über die Zucht und Geschichte der Hühner zusammen, die er zum Theil schon in seinen Vorträgen über diesen Gegenstand in den Sitzungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden, deren Mitglied er war, bekannt gemacht hatte.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. XXI, 210—213. München 1851. — Fr. Müller, Die Künstler aller Zeiten und Völker III, 844. Stuttgart 1864. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst XV, 447. Leipzig 1880. — Max Jordan, Katalog der Königlichen National-Galerie zu Berlin. 5. Aufl. Berlin 1880. I, 130. II, 217. — Karl Woermann, Katalog der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 2. Aufl. Dresden 1892. S. 713, 714.

H. A. Lier.

Wegener *): Karl Friedrich W., Schriftsteller, Lehrer, Prediger, geboren 1734 in Pommern, † am 20. Juni 1782 in Berlin. Er war eine Zeit lang Hofprediger und Inspector zu Königswusterhausen, dann Professor am königl. Cadettencorps in Berlin. Er gehörte zu den vielseitig thätigen Litteraten, wie sie das Zeitalter Friedrich's und das Aufstreben der Residenz zeitigte: Menschen von Talent, welche die Zeitideen begünstigten, ohne kräftig und charaktervoll genug zu sein, einer bestimmten Anschauung dauernd anzuhängen. W. schrieb weniger dem innern Drang als der Zeitrichtung, dem Modegeschmack folgend, oft wol auch, um Geld zu verdienen. Seine „Gedichte zur Beförderung des rechten Christenthums und der guten Sitte“ (Berlin und Leipzig 1763/64, 2 Sammlungen, im Ganzen 57 Lieder) entspringen nicht innerer Frömmigkeit. Es sind conventionelle Dank- und Loblieder, in denen die Reichen gelegentlich gottlos genannt und die Freigeister bekämpft werden. Zwei Schriften, eine Lebensbeschreibung und eine Trauerrede, sind dem am 27. April 1785 in der Oder bei Frankfurt „unglücklich erblaßten“ Herzog Leopold von Braunschweig gewidmet. Beide sind sehr wortreich, die Beschreibung wegen der mehrfachen Erwähnung Lessing's z. B. eines Wortes des Herzogs an Lessing über Unsterblichkeit nicht uninteressant. Verse auf das goldene Ehejubiläum Friedrich's II. bedeuten gar nichts. Wichtiger sind Wegener's Zeitschriften. Die erste: „Berlinische Zuschauer“ und „Zuschauerin“ mit mannichfachen Fortsetzungen bei verschiedenen Verlegern (im Ganzen 15 Bände, 1769—1778) ist eine moralisch-litterarische Zeitschrift mit starker, keineswegs ausschließlicher Bevorzugung Berlins; das Politische ist durch Neuigkeiten, patriotische Wendungen gegen das Ausland, Lobpreisungen des Königs vertreten; das Religiöse durch zahlreiche, nur halb aufklärerische Abhandlungen. Während der Publication dieser bändereichen Zeitschrift erschien die zwar nicht Wegener's Namen tragende, aber ihm allgemein zugeschriebene Zeitschrift (50 Bll. 400 Seiten; sie ist mir lange nach Abschluß meines unten erwähnten Buches zugänglich geworden) „De Platt-Dütsche; een Geschrywe dat den Hooch-Dütschen eene Wochenschrift heeten. Berlin 1772“. Ihr Hauptunterschied von den früher erwähnten liegt im Dialekt. Auch in ihr werden „politische Saaker“ behandelt, mit Ausschluß Preußens; Ton und Inhalt ist aber durchaus der der moralischen Wochenschriften, nur daß Briefe aus dem Kreise der Leser, die sonst in solchen Publicationen üblich waren, kaum vorkommen. Morgenländische Geschichten werden manchmal erzählt, Warnungen gegen verschiedene Laster vorgetragen; Aufkläricht macht sich breit. Trotz gelegentlicher Abmahnung vor schlimmen Büchern werden freie Geschichten erzählt, die, trotz des ihnen umgehängten moralischen Mäntelchens die Lust des Autors an Cynismus und Zoten verrathen. Und da es mit den moralischen Wochenschriften gar nicht oder wenigstens nicht gut ging, so versuchte es W. mit der unmoralischen Litteratur. Denn seine „Raritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg. 2 Theile, 1778—1785“; die meisten mit einem Nebentitel z. B. der erste: „Seiner Hochehrwürden dem Herrn Magister Sebaldus Nothanker ganz ergebenst zugeeignet von Baldrian Schwarzbuckel, Enkel des wohlseligen Küsters“ sind ein widerliches und zotiges Buch. Es wird noch widerlicher dadurch, daß es oft den Biedermannston anschlägt und oft, statt die Sachen grade heraus zu sagen, durch lüsterne Anspielungen seinen Zweck eindringlicher zu erreichen sucht. Wendungen gegen die Kritiker blieben, so derb sie waren, Nebensache — ob etwa gar mit Nickel List, dem Journalisten, dessen Grabschrift mitgetheilt wird, I, 125 ff., Nicolai gemeint sein sollte? —, ferner

*) Zu S. 426.

litterarische Nachahmungen satirischer Vorgänger, ebenso Bemerkungen über Juden „sie fangen auch schon an sich zu poliren“ und sonstiges Aufklärerische, die Hauptsache blieben die Weiber und geschlechtliche Abenteuer, seltener Beispiele von keuschen Ehegattinnen, das Ganze ein unerfreulicher Mischmasch grober, witzloser, schlecht erzählter, auch nicht durch das Localcolorit genießbar gemachter oder culturhistorisch interessanter Geschichten.

Vgl. Meusel XIV, 448 fg. — Goedeke IV, 113. — Geiger, Berlins geistiges Leben I, 318, 419 ff., 431 fg., 631. Ludwig Geiger.

Wegner*): Ernestine W., Soubrette, wurde am 7. März 1850 zu Köln a/Rh. geboren, ein Schauspielerkind, Tochter des sie überlebenden Mimenveteranen Adolf W. Bis zum achten Jahre daselbst normal erzogen, machte sie dann zu Coblenz ihren ersten theatralischen Versuch als „Hansl“ in Raimund's „Verschwender“, der größtes Aufsehen und Prophezeiungen veranlaßte. In der Schweiz, wo ihre Eltern engagirt waren, ausgebildet, fand sie in Bern und Zürich früh Verwendung und sang schon als Confirmandin in Zürich den Hirtenknaben in „Tannhäuser“, Bärbchen in „Figaro's Hochzeit“ u. a., nach der Einsegnung alle Opern-, Operetten- und Possensoubretten am Luzern-St. Galler Theater unter der Direction Walburg-Kramer. Anfangs 1868 wurde sie ans Woltersdorff-Theater in Berlin engagirt und mit ihrem dortigen voll einschlagenden Debüt am 1. Mai in Hopf's „Berliner Bauernfänger“ als Zeitungsjunge war sie an Spree-Athen mit ihrem Dasein und Wirken gebunden. Tine im „Milchmädchen von Schöneberg“, Lieschen Spröde in „Auf eigenen Füßen“, Karoline in „Wir Barbaren“ machten sie rasch allgemein bekannt, zumal diese Rollen ebenso wie ihre spätern Paradepartien für sie geschaffen waren. Nach Engagementsablauf gehörte sie dem von Ch. Maurice geleiteten Hamburger Thaliatheater an, von wo sie unter Erlaß einer einjährigen Verpflichtung ans Berliner Wallnertheater, die Stätte ihrer größten Triumphe, übertrat. Hier fand sie das richtige Feld, um ihre Eigenart zur Geltung zu bringen, die Gabe der Ausprägung realistisch-humoristischer Typen energisch auszubilden. Ohne sich etwa dem einseitigen Berlinerthum zu verschreiben, hat sie doch in dieser Specialität ihren Gipfel erreicht und alle Nebenbuhlerschaft hinter sich gelassen. Mimische Naturanlage, Nachahmefähigkeit, schlagfertige Momentkomik verbanden sich mit einem Declamations- und Gesangsvermögen, das gründlich geschult und auf verschiedenen Gebrauch hin ständig gepflegt war. Dieser Eifer im Studium hob die W. rasch über die andern führenden Standescolleginnen empor, zur anerkannten Primadonna der norddeutschen Schwank- und Operettensoubretten. Als solche erntete sie stürmische Anerkennung auf den Berliner Brettern durch mehr als anderthalb Jahrzehnte, nicht minder auf Gastspielen in Breslau, Magdeburg, Stettin, Königsberg, Bromberg, Colberg, Leipzig, Dresden, Weimar, Bremen, Dortmund, Wiesbaden, Mannheim, Prag, Wien u. s. w. Aus der Zeit des Gastspiels in letzterer Stadt, 1876, wo sie und das schnell elektrisirte Publicum, obwol durch heimische Soubretten verwöhnt, sich leicht in einander fanden, sind entzückte Briefe S. H. Mosenthal's und der österreichischen Genossin Josephine Gallmeyer erhalten. Ihre Glanznummern während dieser Höheperiode waren Emma in „Mein Leopold“, Lilly in „Ihre Familie“, Pauline in „Die Lachtaube“, Marie in „Der Compagnon“, Vera in „Der Mann im Monde“, Caprice (Niniche) in „Ebbe und Flut“, besonders aber der Fähnrich Bernhard, d. h. der Titelträger, in „Der jüngste Lieutenant“. Mit letzterer Figur schoß sie den Vogel ab und machte diese Gesangsposse Ed. Jacobson's zum kräftigsten Zugstücke ihrer Bühne und aller verwandten Institute Norddeutschlands. Die

*) Zu S. 426.

111. Wiederholung am 30. April 1884 sah sie zum letzten Male vor den Rampen. Schon 1882 hatte ihre Unverwüstlichkeit einen Stoß erlitten; jetzt mußte sie sofort ins Bad nach Pyrmont und, ungebessert zurückgekehrt, im September infolge eines inzwischen ausgebrochenen Nervenleidens nach Wiesbaden, wo sie am 2. November starb. Ganz Berlin, von dem Rücktritt der allverehrten Künstlerin schmerzlich berührt, trauerte über diesen Verlust und huldigte bei dem großen Leichenbegängnisse am 6. November dem Genius seiner Localposse; ihr Wirkungsheim, das Wallnertheater, veranstaltete unter imposanter Theilnahme eine Todtenfeier und eine Vorstellung für einen Denkmalsfond, an der sich die ersten Bühnenkräfte der Reichshauptstadt betheiligten. Berliner Laune und Scherz hatten mit ihrem Auftreten nicht bloß die höchsten dramatischen Triumphe errungen, sondern auch auswärts siegreiche Eroberungsfahrten unternommen. Die am meisten mit Witz gewürzten und glücklichen Couplets ausgestatteten Erzeugnisse dieses Schlags, diejenigen Eduard Jacobson's (geb. 1833), ruhten wesentlich auf ihrem Spiel, wie der Verfasser dankbar eingeräumt hat. Etwas kritisch-Prüfendes, einen Bestandtheil des norddeutschen Humors, verleugnete sie niemals. Ernestine W. verkörpert in der Geschichte des deutschen Volksdramas eine Stufe, die Freunde und Kenner des Theaters leicht über die Achsel anzusehen geneigt sind. Im Schlußartikel einer vor einigen Jahren im „Berliner Tageblatt" erschienenen Artikelserie über „Die Wandlungen des Berliner Volkshumors" (von R[ichard] S[chmidt-Cabanis?]) heißt es von Anna Schramm und unserer E. W.: „Beide führten siegreich das wieder auf Charakterzeichnung und dramatischer Situationskomik beruhende Bühnengenre der neuen Phase des Volkshumors ins Treffen." Die W. ist bis zum frühen unfreiwilligen Ende ihrer Laufbahn dieser Gattung treu geblieben, ohne indeß deshalb den Makel zu verdienen, ihre Begabung sei eng begrenzt gewesen. Denn sie hat auch im sentimentalen Volksstück L'Arronge'schen Calibers dauernden Beifall eingeheimst und zudem auf plattdeutschem Boden, z. B. in K. Th. Gäderß' — mit sensationellem Gelingen am 25. Januar 1880 unter Prinz Georg's von Preußen (d. i. „Georg Conrad") Aegide im Berliner „Nationaltheater" aus der Taufe gehobenen Schwank — „Eine Komödie", worin die dessen 2. Druckausgabe angehängten Recensionsauszüge übereinstimmen. Obzwar als Persönlichkeit von scharf umrissener Physiognomie, die jedem Zuhörer unvergeßlich blieb, besaß sie doch eine höchst vielseitige Begabung: mag auch im schalkhaften, oft parodistischen Conterfei zeitgenössischer Individualitäten und Standesrepräsentanten ihre Stärke liegen, sie war doch durchaus Gemüthsmensch. Eine edle Seele, ein vornehmer Charakter, fein freigebig, ungezwungen ohne Derbheit, eine Künstlerin, die streng mit sich selbst ins Gericht ging, so lebt sie im Gedächtniß derer fort, die vorurtheilslos ihre sieggekrönte Wirksamkeit zu schätzen wußten und überzeugt waren, ihr gebührte ein Ehrenplatz am deutschen Theaterhimmel. Wie die hingerissenen Auditorien ihr schier unglaubliche Lorbeeren gespendet haben, so darf die Nachwelt unübertrieben ihr einen vollen Kranz flechten. Ja, in der Entwicklung unseres nationalen Theaters bedeutet ihre jetzt fast ausgestorbene Art beinahe eine culturhistorische Episode.

Eine Menge, theilweise authentischen Materials enthält ein — mir in dieser Form durch den Berliner theatergeschichtlichen Schriftsteller Josef Lewinsky nachgewiesener Aufsatz Adolf Kohut's, „Zwei berühmte Soubretten", in Boll's Musik. Haus- und Familienkalender von 1891 (Berlin), — wol erweitert — abgedruckt in seinem Buche „Die größten und berühmtesten Soubretten des 19. Jahrhunderts" (1891); hier ist die W. S. 81—113 behandelt, mit viel anekdotischem Beiwerk, auch Coulissenbagatellen; S. 9 f., 44—46, 180, 201 stehen kleine Einzelnotizen (an letztgenannter Stelle heißts in einem Briefe Jacobson's 1890, nach etlichen andern Soubretten, die seine Figuren vorführten,

„gelangte ich endlich an die Wegner. Sie haben die Triumphe dieser gottbegnadeten Künstlerin mit erlebt, und wissen, daß mein Name mit denselben eng verknüpft war. Sie spielte fast nur in meinen Stücken"). Dr. Eduard Jacobson erklärt mir Kohut's Angaben für „durchaus verläßlich" und seinerseits nicht ergänzungsbedürftig. Die Mittheilung vom Gädertz'schen Stück verdanke ich dem Autor; die im genannten Anhang dazu, S. 44 f., aus dem „Berliner Börsen-Courier" vom 27. Januar 1890 mit ausgehobene Aeußerung (J. Landau's) über die W.: „Die unwiderstehliche Soubrette der sämmtlichen Berliner Theater — sie spielt nur zufällig bei Wallner und Kroll etwas häufiger" verstehe ich nicht. Unsere obige Feststellung über Ernestine Wegner's äußere Erlebnisse fußen meist auf Briefen ihres Vaters; sie ist nicht 1853 geboren, nicht 1883 gestorben und heißt nicht Wegener, wie man vielerorts liest. Die ihr (s. v.) gewidmeten kurzen Artikel in Oppenheim-Gettke's „Deutschem Theater-Lexikon" und in Meyer's Conversationslexikon, 4. Aufl., mannichfach fehlerhaft, sind hiernach zu corrigiren. Auch im sonst äußerst sorgfältigen „Fachkatalog für deutsches Drama und Theater" (redigirt von K. Glossy) der „Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen. Wien 1892" steht für sie bezüglich der zwei daselbst gebotenen Bilder (das eine, bekannteste, (als „jüngster Lieutenant") S. 334 f., Nr. 1435 und 1437 „Wegener" als Name, 1852 als Geburtsjahr. Ludwig Fränkel.

Wehrle*): Dr. Alois W., k. k. Bergrath und Professor der Chemie rc. an der ungarischen Bergakademie zu Schemnitz, bekannt als hervorragender Chemiker auf dem Gebiete der Metallurgie, geboren zu Kremsier in Mähren im J. 1791, erzielte seine Ausbildung als Pharmaceut hauptsächlich in Wien, wo er mit der Dissertatio inauguralis „Chemica sistens historiam acidi muriatici" (1819) doctorirte. Eine weitere Publication: „Geschichte der Salzsäure rc." (1819) verhalf ihm zur Stelle eines Assistenten, welche dann in die eines außerordentlichen Professors der Chemie an dem polytechnischen Institut in Wien überging. 1820 erhielt er einen Ruf an die Bergakademie in Schemnitz als Professor der Chemie, Metallurgie und Mineralogie und wirkte hier in dieser Stellung bis zu seinem am 26. November (nach Anderen am 13. December) 1835 erfolgten Tode. Unter seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten ragen besonders als bemerkenswerth hervor: „Ueber die Anwendung der Naphta in Bergwerken" (Jahrb. d. polyt. Inst. in Wien, V, 1824), dann: „Naturhistorische und chemische Untersuchung des prismatoïden Wismuthglanzes" (Baumg. u. Ettingh. Zeitsch. f. Ph. Ch., IX, 1831); „Amalgamation der Silbererze zu Arany Idka" (das.); „Ueber das Vorkommen des Wismuthglanzes" (das.); „Ueber das Vorkommen des hemiprismatischen Bleibaryts zu Retz-Banya" (das., X, 1832); „Analyse des prismatischen Wismuthglanzes von Retz-Banya"; „Beschreibung der sogenannten Kupferamalgamation" (Baumg. Ztsch., I, 1832) und in gleicher Zeitschrift: „Ueber die Gewinnung des Silbers und Kupfers auf nassem Wege"; „Ueber die Erzeugung eines dem chinesischen gleichen Zinnobers" (das., II, 1833); „Ueber Gewinnung der bei Verkohlung des Holzes rc. sich bildenden Essigsäure"; ferner selbständig erschienen „Lehrbuch der Probier- und Hüttenkunde" in zwei Auflagen (1834 und 1841) und „Ueber die Grubenwetter rc." (1835). Weiter sind in Baumgarten's Zeitschrift enthalten: „Beiträge zur genauen Kenntniß der bei Magdeburg aufgefundenen problematischen Eisenmassen" (III, 1835); „Analyse einiger Meteoreisenmassen" (das.); „Untersuchung der Mineralwässer von Szalothya und Gestencze in N. Ungarn" (das.); „Einfache Darstellung des Selens und über Scheidung des Selens vom Tellur" (das.). In Anerkennung

*) Zu S. 435.

seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen erhielt W. den Titel eines k. k. Bergrath. Ihm verdankt auch das sehr geschätzte Handbuch der pharmaceutischen Chemie von Ehrmann den ersten Entwurf sowie die Herausgabe einer österreichischen Zeitschrift für Pharmacie die erste Anregung.

Poggendorff, Biogr.-lit. Handb. II, 1280. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kais. Oesterreich LII, 247—248. v. Gümbel.

Weichselbaumer*): Karl W., Dichter, wurde am 8. August 1791 zu München als Sohn eines Kanzleisecretärs bei der kurfürstlichen General-Landesdirection geboren, besuchte 1805—1809 daselbst das Gymnasium, 1809—1813 als Jurist die Universität Landshut, wo er 1812 auf die gekrönte Preisschrift „Ueber die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Poesie und Philosophie" die philosophische Doctorwürde erhielt. Dann kehrte er nach München zurück, wo er bei einer centralen Verwaltungsbehörde 1815 Anstellung fand, bis er 1825 bei König Ludwig's I. Thronbesteigung in dessen Cabinet berufen, 1832 expedirender Geheimer Secretär im Ministerium des kgl. Hauses und des Aeußern, 1837 Rath und Hofcultusadministrator beim Oberhofmeisterstab wurde. Er starb am 11. Januar 1871 als pensionirter Staatsrath zu München.

W. ist in erster Linie Dramatiker und bewegt sich hier, stets im wesentlichen Rhetoriker, durchaus, auch wo er einmal moderne Vorwürfe wählt, in der in seinem Jünglingsalter vielgepflegten antikisirenden Richtung. Vielfach gelangt er dabei sogar über Umsetzung mythologischer oder geschichtlich-lehrhafter Capitel in steife, nüchterne Verse nicht hinaus. Charakteristisch für diese Art sind „Cincinnatus", „Pyrrhus und Fabricius", „Niobe, Königin von Theben", „Dido, Königin von Karthago", „Dramatische Dichtungen" (Menoekeus, Oenone); doch auch die scheinbar modernen weichen von dieser äußerlichen Dramatisirungsmethode nicht ab: „Cromwell", „Die Belagerung von Calais", „Aventin", „Tassilo", „Die Longobarden", „Wladimirs Söhne" u. s. w. Uebrigens erreichte er auch keine sichere Anlehnung an antike Stilmuster. Oeftere Belege von Einbildungskraft, Kunst des sprachlichen Bildes und von Empfindung konnten das völlige Mißglücken seiner dramatischen Strebsamkeit nicht verhindern, zumal er gerade in Gefühlssituationen die Katastrophe durch unangebrachte Sentimentalität verdirbt. Menzel hat das für „Oenone" hübsch klar gemacht. Auf prosaepischem Gebiete lieferte er eine stattliche Reihe von Erzählungen meist historischen Stoffs oder modern-romantischer Färbung im Stile der Engrosnovellisten des Vormärzes. Dazu mancherlei Dialogisches — z. B. der Sammlung „Dramatischer Dichtungen" von 1832, Bd. II, sind „Unterhaltungen über die dramatische Litteratur und das Theater" angehängt — „Tutti Frutti eines Süddeutschen" I (1837), „Ein deutsches Lied" (1844), „Gedichte" (1855), gab auch 1824—25 „Orpheus. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften" heraus, deren vier Hefte von ihm eine Erzählung „Egilone", „Wissenschaft und Leben, eine philosophische Skizze" und „Des Sängers Schwanenlied. Stanzen" enthalten. Jedoch hat er mit all diesen Dingen noch weniger Eindruck gemacht als im dramatischen Fache, obwol die nekrologische Bezeichnung (Meyer's Deutsches Jahrbuch I, 1872, 264 f.) „einst so zu sagen der poetische Gewissensrath des Königs Ludwig I." sich weit eher aus diesen mehr belletristischen Aufsätzen erklären läßt. Uebrigens ist er heute auch als Theaterdichter längst eingesargt; die lebendige Bühne hat nie recht etwas von ihm gewußt.

Das Biographische ist hier ergänzt nach Ad. von Schaden, Das gelehrte München im Jahre 1834 (1834), S. 138. Man vergleiche im übrigen die directer Mittheilung entfließenden Angaben bei J. Kehrein, Biographisch-litterar. Lexikon

*) Zu S. 444.

der kathol. deutschen Dichter des 19. Jhrhs. II, 238 f.; Goedeke, Grundriß d. G. d. d. D. III, 867 f., Nr. 512, woselbst eine viel gründlichere und genauere Bibliographie als bei den beiden vorgenannten, die durch K. Putz im Archiv f. Litteraturg. X, 537—538 ergänzt wird (hier S. 538 f. ein Brief Immermann's an W., ihm Mitarbeiterschaft zu „Orpheus" versprechend). Zur Charakteristik: W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtg. III, 418 und Gottschall, Die dtsch. Nationallit. des 19. Jhrhs.[6] III, 588 (unter „Die deklamatorische Jambentragödie"). Das Todesdatum geben wir nach Meyer's Dtsch. Jhrb. a. a. O., was mit H. Holland's Feststellung für K. Goedeke stimmt; s. auch Allgem. Zeitg. 1871, Nr. 19, Beilage. Ludwig Fränkel.

Weidner*): Der Name W. begegnet uns wiederholt in der Geschichte des deutschen Schauspiels. Von dem ersten W., der erwähnt wird, erfahren wir, daß er im J. 1747 den Impresario Sellier zu bewegen wußte, ein regelmäßiges Stück, „Die Allemannischen Brüder" von dem Schauspieler Krüger aus Danzig, auf dem Theater am Kärtnerthor in Wien aufzuführen. Da das Stück gefiel, engagirte Sellier eine Reihe von Mitgliedern der Neuber'schen Truppe. Zu diesen gehörte die Demoiselle Christiane Friederike Lorenz, die seit dem Jahre 1751 (nach Anderen 1757) mit dem Schauspieler Josef Karl Huber vermählt war und später als die Gattin des Rathsthürhüters der obersten Justizstelle in Wien Namens W. (seit 1775) ein langjährige Stütze des alten Hofburgtheaters bildete. Sie war am 29. Mai 1730 (nach Anderen am 17. Mai 1729) in Zittau geboren als Kind einer Schauspielerfamilie und fand bei der Neuberin zur Zeit, als diese in Dresden und Leipzig spielte, Engagement. In Leipzig lernte Lessing sie kennen und scheint sich ernstlich für sie interessirt zu haben. Als sich im Frühjahr 1748 die Truppe der Neuberin auflöste, wurde die Lorenz an die Wiener Bühne berufen, wo sie zuerst als Mitglied der städtischen Bühne am Kärntnerthor, dann als Hofschauspielerin länger als 36 Jahre thätig war und in den verschiedensten Rollenfächern glänzende Proben ihres hervorragenden Talentes ablegte. Die Aufgaben, die an sie herantraten, waren zum Theil widersprechender Natur. Da in Wien bei ihrem Eintreffen noch die Stegreifkomödie herrschte, mußte sie anfangs auch bei ihr mitwirken, doch gelang es gerade durch die Anziehungskraft, die sie durch ihre schöne Erscheinung, ihr sympathisches Organ und ihre vornehme Haltung auf das Publicum ausübte, die Wiener mehr und mehr an das regelmäßige Drama zu gewöhnen. Sie brachte z. B. Lessing's „Miß Sara Sampson" auf die Wiener Bühne, und zwar in einer eigenen Bearbeitung, in der der Diener Mellefont's vom Hanswurst gegeben wurde. Einen großen Erfolg erzielte sie im J. 1767 in der „Minna von Barnhelm", die ein Lieblingsstück der Kaiserin Maria Theresia wurde. Als der Oberstlieutenant Affligio, der das neue Schauspielhaus gepachtet hatte, ihre Erkrankung im J. 1769 benutzen wollte, um die Burleske wieder einzuführen, trat sie entschieden gegen dieses Vorhaben auf. Josef II. ließ sich bestimmen, das Schauspielhaus unter der Bezeichnung Hof- und Nationaltheater in eigene Verwaltung zu übernehmen. An dieser neuen Bühne übernahm die W. das Fach der Anstandsdamen und Mütter und wußte auch in diesen Rollen die Zuschauer zu entzücken, z. B. durch die Darstellung der Mutter in Lessing's „Emilia Galotti", als welche sie Lessing bei seinem Besuche in Wien wiedersah und sie immer noch „anmuthig" fand. Als Leopold II. die Künstler seines Theaters zu Hofbeamten und pensionsfähig machte, übernahm es die W., den Dank für die so Ausgezeichneten auszusprechen. Dagegen trat sie an die Spitze der Opposition, als Franz II. die josephinischen Theatergesetze aufhob und

*) Zu S. 459.

das k. k. Theater wieder in Pacht gab. Sie erschien seitdem nur selten noch auf der Bühne und starb, nachdem sie am 29. April 1793 pensionirt worden war, am 14. November 1799 im 70. Jahre ihres Lebens.

Vgl. Heinrich Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868. S. 9, 55, 61, 64. — H. M. Richter, Geistesströmungen. Berlin 1875. S. 230—239. — Danzel-Guhrauer, Lessing. Berlin 1880—1881. I, 112, 114, 324; II, 328. — Wurzbach LIII, 273—274. — Katalog der Portrait-Sammlung der k. und k. General-Intendanz der k. k. Hoftheater. Wien 1892—1894. 2. Abth. S. 282 und 3. Abth. S. 587.

Neben den Wiener Weidnern findet man in der deutschen Theatergeschichte noch häufig den Namen von Julius W. erwähnt. Er wußte sich als langjähriges Mitglied des Frankfurter Stadttheaters durch die Darstellung von Tyrannen, Intriguanten und ähnlichen Charakterrollen, die er mit ausgezeichneter Virtuosität spielte, einen Namen zu machen und erschien den Zeitgenossen als „der Repräsentant des uralten Comödiengeistes, unter dessen Herrschaft der Mensch ganz in seinem Rollenfach aufging“. Dennoch war das Publicum seiner überdrüssig geworden, als er in hohem Alter im J. 1857 starb. Weidner's Sohn Theodor, geboren um 1814, † zu Trier 1840, war ein hoffnungsvolles Talent, das sich besonders für das komische Fach eignete.

Vgl. K. Herloßsohn, H. Marggraff u. A., Allgemeines Theater-Lexikon. Neue Ausgabe VII, 196. Altenburg u. Leipzig 1846. — E. Devrient, Geschichte der Deutschen Schauspielkunst IV, 145. Leipzig 1861. (Vgl. das Register in Bd. V.) — Internationale Ausstellung f. Musik u. Theaterwesen Wien 1892. Fach-Katalog der Abtheilung f. deutsches Drama u. Theater. Wien 1892. S. 341. Nr. 1518.

H. A. Lier.

Verzeichniß

der im 41. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.